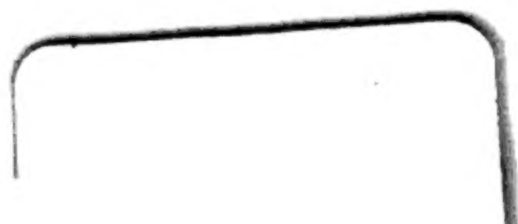
Jahrbücher der literatur

Matthäus von Collin, Friedrich von Gentz

Digitized by Google



Jahrbücher der Literatur.

Ein und funfzigster Band.

1830.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des ein und funfzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LI.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1830.

Art. I. Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä, nebst einigen Grundrissen und Ansichten nach den an Ort und Stelle gemachten Originalzeichnungen. Von Wilhelm Zahn, königl. preuß. Professor. Berlin, bey Georg Reimer.

Ob man schon voraussetzen darf, daß gebildete Leser, welche Gegenwärtiges zur Hand nehmen, mit demjenigen genugsam bekannt sind, was uns eigentlich die oben benannten, nach langen Jahren wieder aufgefundenen Städte in so hohem Grade merkwürdig macht, auch, schon beynahe ein ganzes Jahrhundert, den Antheil der Mitlebenden erregt und erhält; so sey doch besonders von einer der dreyen, von Pompeji, deren Ruinen eigentlich dem hier anzuzeigenden Werke den Gehalt geliefert, einiges zum Voraus gesprochen.

Pompeji war in dem südöstlichen Winkel des Meerbusens gelegen, welcher von Bajä bis Sorrent das tyrrhenische Meer in eiuem unregelmäßigen Halbkreise einschließt, in einer so reizenden Gegend, daß weder der mit Asche und Schlacken bedeckte Boden, noch die Nachbarschaft eines gefährlichen Berges von einer dortigen Ansiedelung abmahnen konnte. Die Umgebung genoß aller Vortheile des glücklichen Campaniens, und die Bewohner, durch überströmende Fruchtbarkeit angelockt und festgehalten, zogen noch von der Nähe des Meers die größten Vortheile, indem die geographische Lage der Stadt überhaupt sich zu einem bedeutenden Handelsplatz eignete.

Wir sind in der neuern Zeit mit dem Umfange ihrer Ringmauern bekannt geworden, und konnten nachfolgende Vergleichung anstellen:

Im ersten Abschnitte der »Wanderungen Goro's durch Pompeji, Wien 1825,« ist der Quadratinhalt der Stadt und der ausgegrabenen Stellen, nach Pariser Klaftern gemessen, angegeben. Unter diesen Pariser Klaftern sind wahrscheinlich die Pariser Toisen zu verstehen, denn die Pariser Toise ist ein Maß von sechs Schuhen, wie die Wiener Klafter. Nach diesem Abschnitte beträgt nun der Flächeninhalt des ausgegrabenen Theils der Vorstadt mit der Gräberstraße 3147 Wiener Quadratklafter, der Umfang der Stadt 1621 1/2 W. laufende Kl., der Flächeninhalt der Stadt 171,114 W. Q. Kl., der Flächeninhalt der ausgegrabenen Theile der Stadt 32,938 W. Q. Kl., die Stadt mißt vom Anphitheater bis zum entgegengesetzten Theile 884 W. lau-

fende Kl., dieselbe mißt vom Theater bis zur entgegengesetzten Seite 380 W. l. Kl.

Wenn man von der Wiener Altstadt, den Paradeplatz, den kaiserlichen Hofgarten und den Garten fürs Publikum, welche an der einen Seite der Stadtmauer neben einander liegen, abzieht; so ist dieselbe noch einmal so groß als Pompeji, denn dieser Theil der Stadt hält 307,500 W. Q. Kl. Nimmt man hiervon die Hälfte, so ist dieselbe 168,750 Kl., welcher Flächenraum um 2368 W. Q. Kl. kleiner, als der Flächenraum von Pompeji ist. Diese 2368 Kl. machen aber ungefähr den 72. Theil des Flächenraums von Pompeji aus, sind also, wenn nicht eine zu große Genauigkeit gefordert wird, außer Acht zu lassen.

Der Theil der Vorstadt zwischen der Alsergasse und der Kaiserstraße hält 162,855 W. Q. Kl., ist also um 8259 Q. Kl. kleiner als Pompeji. Diese 8259 Q. Kl. machen aber ungefähr den 21. Theil des Flächeninhaltes von Pompeji aus, sind also gleichfalls kaum beachtenswerth.

Eben so ist der Raum zwischen der Donau, der Augartenstraße und der Taborstraße etwas zu klein, wenn man bloß das Quartier, so weit die Häuser stehen, mißt, und etwas zu groß, wenn man die Grenze an den Ufern der Donau nimmt. Ersterer Flächenraum enthält 161,950 W. Q. Kl. und letzterer 189,700 Q. Kl.

Die Stadt mochte nach damaliger Weise fest genug seyn, wovon die nunmehr ausgegrabenen Mauern, Thore und Thürme ein Zeugniß geben; ihre bürgerlichen Angelegenheiten mochten in guter Ordnung seyn, wie denn die mittleren für sich bestehenden Städte nach einfacher Verfassung sich gar wohl regieren konnten.

Aber auch an nachbarlichen Feindseligkeiten konnte es ihnen nicht fehlen; mit den nahen Bergbewohnern, den Noceriern, kamen sie in Streit; einer so kräftig überwiegenden Nation vermochten sie nicht zu widerstehen, sie riefen Rom um Hülfe an, und da sie hierdurch ihr Daseyn behaupteten, blieben sie mit jenem sich immer vergrößernden Staate meist in ununterbrochenem Verhältnisse, wahrscheinlich dem einer Bundesstadt, die ihre eigene Verfassung behielt, und niemals nach der Ehre geizte, durch Erlangung des Bürgerrechts in jenen größern Staatskreis verschlungen zu werden.

Bis zum Jahre Roms 816 meldet die Geschichte Weniges und nur im Vorübergehen von dieser Stadt, jetzt aber ereignete sich ein gewaltsames Erdbeben, welches große Verwüstung mag angerichtet haben. Nun finden wir sie aber bey den gegenwärtigen Ausgrabungen wieder hergestellt, die Häuser planmäßig ge-

regelt, öffentliche und Privatgebäude in gutem Zustande. Wir dürfen daher vermuthen, daß dieser Ort, dem es an Hülfsmitteln nicht fehlte, alsobald nach großem Unglück sich werde gefaßt, und mit lebhafter Thätigkeit wieder erneuert haben. Hiezu hatte man sechzehn Jahre Zeit, und wir glauben auf diese Weise die große Uebereinstimmung erklären zu können, wie die Gebäude, bey all ihrer Verschiedenheit, in Einem Sinn errichtet und in Einem Geschmack, man darf wohl sagen modisch verziert seyen. Die Verzierungen der Wände sind wie aus einem Geiste entsprungen und aus demselben Topfe gemalt. Wir werden jene Annahme noch wahrscheinlicher finden, wenn wir bedenken, welche Masse von Künstlern in dem römischen Reiche sich während des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mag verbreitet haben, dergestalt, daß ganze Kolonien, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künstlern und Handwerkern da heranzuziehen waren, wo man ihrer bedurfte. Denke man an die Scharen von Maurern und Steinmetzen, welche sich in dem mittleren Europa zu jener Zeit hin und her bewegten, als eine ernstreligiöse Denkweise sich über die christliche Kirche verbreitet hatte.

So viel möge zu einiger Einleitung für dießmal genug seyn, um die durchgängige Uebereinstimmung der sowohl früher, als auch nunmehr durch die Zahnischen Tafeln mitgetheilten Wandverzierungen ihrem Ursprunge gemäß zu beurtheilen.

I. Ansichten und Uebersichten der ausgegrabenen Räume, auch wohl mit deren landschaftlichen Umgebung.

Vier Platten.

Alles, was sich auf die Gräberstraße im Allgemeinen und auf jedes Grab ins Besondere bezieht, erregt unsere Bewunderung. Der Gedanke, jeden Ankömmling erst durch eine Reihe würdiger Erinnerungen an bedeutende Vorfahren durchzuführen, ehe er an das eigentliche Thor gelangt, wo das tägliche Leben noch sein Wesen treibt, aus welchem jene sich entfernt haben, ist ein stattlicher, geisterhebender Gedanke, welcher uns, wie der Ballast das Schiff, in einem glücklichen Gleichgewichte zu halten geeignet ist, wenn das bewegliche Leben, es sey nun stürmisch oder leichtfertig, uns dessen zu berauben droht.

Eine mannigfaltige, großentheils verdienstliche Architektur erheitert den Blick, und wendet man sich nun gar gegen die reiche Aussicht auf ein fruchtragendes, weinreiches Land bis an das Meer hin, so fehlt nichts, was den Begriff von den glücklichen Tagen jener Völkerschaft verdüstern könnte.

Betrachten wir ferner die noch aufstehenden Reste der öffent-

lichen Plätze und Gebäude, so werden wir, nach unserer gewohnten Schauweise, die wir breite und grenzenlose Straßen, Plätze, zu Uebung zahlreicher Mannschaft eingerichtet, zu erblicken gewohnt sind, uns nicht genug über die Enge und Beschränktheit solcher Lokalitäten verwundern können.

Doch dem Unterrichteten wird sogleich das römische Forum in die Gedanken kommen, wo bis auf den heutigen Tag noch niemand begreifen kann, wie alle die von den alten Schriftstellern uns genau bezeichneten Gebäude in solcher Beschränkung haben Platz finden, wie daselbst vor so großen Volksmassen habe verhandelt werden können.

Es ist aber die Eigenschaft der Imagination, wenn sie sich ins Ferne und ins Vergangene begibt, daß sie das Unbedingte fordert, welches dann meist durch die Wirklichkeit unangenehm beschränkt wird. Thut ja doch manchem Reisenden die Peterskirche nicht Genüge; hört man nicht auch bey mancher ungeheuren Naturscene die Klage: sie entspreche der Erwartung nicht; und wäre vielleicht auch der Mensch wohl deßhalb so gebildet, damit er sich in alles, was ihm die Sinne berührt, zu finden wisse.

So viel man übrigens die noch stehen gebliebene Architektur beurtheilen kann, so ist sie zwar nicht in einem strengen, aber doch sinnigen Style gedacht und ausgeführt, es erscheint an ihr nichts Willkürliches, Phantastisches, welches man den verschlossenen Räumen des Innern scheint vorbehalten zu haben.

II. Ganze Wände.

Vierzehn Platten (davon sieben kolorirt).

Die Enge und Beschränktheit der meisten Häuser, welche mit unsern Begriffen von bequemer und stattlicher Wohnung nicht wohl vereinbar ist, führt uns auf ein Volk, welches durchaus im Freyen, in städtischer Geselligkeit zu leben gewohnt, wenn es nach Hause zurückzukehren genöthigt war, sich auch daselbst einer heiter gebildeten Umgebung gewärtigte.

Die vielen hier mitgetheilten kolorirten Zeichnungen ganzer Wände schließen sich dem in dieser Art schon Bekannten auf eine bedeutende und belehrende Weise glücklich an. Was uns bisher vielleicht irre machte, erscheint hier wieder. Die Malerey producirt phantastische, unmögliche Architekturversuche, an deren Leichtsinn wir den antiken Ernst, der selbst in der äußern Baukunst waltet, nicht wieder erkennen.

Helfen wir uns mit der Vorstellung: man habe nur eigentlich ein leichtes Sparren- und Lattenwerk andeuten wollen, woran sich eine nachherige Verzierung, als Draperie oder als sonstiger willkürlicher Ausputz, humoristisch anschließen sollte.

Hiebey kommt uns denn Vitruv im siebenten Buche in dessen fünftem Kapitel entgegen, und setzt uns in den Stand, mit Klarheit hierüber zu denken. Er, als ein echter Realist, der Malerey nur die Nachbildung wirklicher Gegenstände vergönnend, tadelte diese der Einbildungskraft sich hingebenden Gebilde; doch verschafft er uns Gelegenheit, in die Veranlassung dieser neueren Leichtfertigkeiten hineinzusehen.

Im höheren Alterthume schmückte man nur öffentliche Gebäude durch malerische Darstellungen; man wählte das Würdigste, die mannigfaltigsten Heldengestalten, wie uns die Lesche des Polygnot deren eine Menge vorführt. Freylich waren die vorzüglichen Menschenmaler nicht immer so bey der Hand, oder auch lieber mit beweglichen Tafeln beschäftigt, und so wurden nachher wohl auch an öffentlicher Stelle Landschaften angebracht, Häfen, Vorgebirge, Gestade, Tempel, Haine, Gebirge, Hirten und Heerden. Wie sich aber nach und nach die Malerey in das Innere der Gebäude zog, und engere Zimmer zu verzieren aufgefordert wurde, so mußte man diese Malereyen, welche Menschen in ihrer natürlichen Größe vorstellten, sowohl in der Gegenwart lästig, als ihre Verfertigung zu kostbar, ja unmöglich gefunden haben.

Daher denn jene mannigfaltigen phantastischen Malereyen, wo ein jeder Künstler, was es auch war, das er vermochte, willkommen und anwendbar erschien. Daher denn jenes Rohrwerk von schmächtigen Säulchen, lattenartigen Pföstchen, jene geschnörkelten Giebel und was sich sonst von abenteuerlichen Blumenwesen, Schlingranken, wiederkehrenden seltsamen Auswüchsen daraus entwickeln, was für Ungeheuer zuletzt daraus hervortreten mochten.

Demungeachtet aber fehlt es solchen Zimmern nicht an Einheit, wie es die kolorirten Blätter unserer Sammlung unwidersprechlich vor Augen stellen. Ein großes Wandfeld ward mit Einer Farbe rein angestrichen, da es denn von dem Hausherrn abhing, in wiefern er hiezu ein kostbares Material anwenden, und dadurch sich auszeichnen wollte. Welches denn auch dem Maler jederzeit geliefert wurde.

Nun mochten sich auch wohl fertige Künstler finden, welche eine leichte Figur auf eine solche einfärbige Wand in die Mitte zeichneten, vielleicht kalkirten, und alsdann mit technischer Fertigkeit ausmalten.

Um nun auch den höheren Kunstsinn zu befriedigen, so hatte man schon, und wahrscheinlich in besondern Werkstätten, sich auf die Fertigung kleinerer Bilder gelegt, die auf getünchte Kalktafeln gemalt, in die weite getünchte Wand eingelassen, und,

durch ein geschicktes Zustreichen, mit derselben völlig ins Gleiche gebracht werden konnten.

Und so verdient keineswegs diese Neuerung den harten Tadel des strengen, nur Nachbildung wirklicher und möglicher Gegenstände fordernden ernsten Baumeisters. Man kann einen Geschmack, der sich ausbreitet, nicht durch irgend ein Ausschließen verengen; es kommt hier auf die Fähigkeit und Fertigkeit des Künstlers, auf die Möglichkeit an, einen solchen zur gegebenen Arbeit anzulocken, und da wird man denn bald finden, daß selbst Prunkzimmer nur als Einfassung eines Juwels angesehen werden können, wenn ein Meisterwerk der Malerey auf sammtenen und seidenen Tapeten uns vor Augen gebracht wird.

III. Ganze Decken.

Vier Platten (sämmtlich gefärbt).

Deren mögen wohl so wenige gegeben werden, weil die Dächer eingedrückt, und die Decken daher zerstört worden. Diese mitgetheilten aber sind merkwürdig, zwey derselben sind an Zeichnung und Farbe ernsthafter, wie sich es wohl zu dem Charakter der Zimmer gefügt haben mag; zwey aber in dem leichtesten, heitersten Sinne, als wenn man über sich nur Latten und Zweige sehen möchte, wodurch die Luft strich, die Vögel hin und wieder flatterten, und woran allenfalls die leichtesten Kränze aufzuhängen wären.

IV. Einzelne, gepaarte und sonst neben einander gestellte Figuren.

Drey und dreyßig Platten.

Diese sind sämmtlich in der Mitte von farbigen Wandflächen, Körper und Gewänder kunstmäßig kolorirt, zu denken.

Man hat wohl die Frage aufgeworfen: ob man schwebende Figuren abbilden könne und dürfe? hier nun scheint sie glücklich beantwortet. Wie der menschliche Körper in vertikaler Stellung sich als stehenden erweist, so ist eine gelinde Senkung in die Diagonale schon hinreichend, die Figur als schwebend darzustellen; eine hiebey entwickelte, der Bewegung gemäße Zierlichkeit der Glieder vollendet die Illusion.

Sogar dergleichen schwebende, fliegende Figuren tragen hier noch andere auf den Rücken, ohne daß sie eigentlich belastet scheinen, und wir machen dabey die Bemerkung, daß wir, bey Darstellung des Graziösen, den Boden niemals vermissen, wie uns alles Geistige der Wirklichkeit entsagen läßt.

So dankenswerth es nun auch ist, daß uns hier so viele angenehme Bilder überliefert werden, die man mit Bequemlichkeit

nur auf die Wand durchzeichnen und mit Geschmack koloriren dürfte, um sie wieder schicklich anwendbar zu machen; so erinnere sich doch nur der Künstler, daß er mit der Masse der Bevölkerung großer Städte gerade diesem echt lebendigen antiken Kunstsinne immerfort schon treu bleibt. Wen ergötzt nicht der Anblick großer theatralischer Ballette? wer trägt sein Geld nicht Seiltänzern, Luftspringern und Kunstreitern zu? und was reizt uns, diese flüchtigen Erscheinungrn immer wiederholt zu verlangen, als das anmuthig vorübergehende Lebendige, welches die Alten an ihren Wänden festzuhalten trachteten.

Hierin hat der bildende Künstler unserer Tage Gelegenheit genug, sich zu üben: er suche die augenblicklichen Bewegungen aufzufassen, das Verschwindende festzuhalten, ein Vorhergehendes und Nachfolgendes simultan vorzustellen, und er wird schwebende Figuren vor die Augen bringen, bey denen man weder nach Fußboden, so wenig als nach Seil, Draht und Pferd fragt. Doch was das letzte betrifft, dieses edle Geschöpf muß auch in unsern Bildkreis herangezogen werden. Durchdringe sich der Künstler von den geistreichen Gebilden, welche die Alten so meisterhaft im Centaurengeschlechte darstellten. Die Pferde machen ein zweytes Volk im Kriegs- und Friedenswesen aus; Reitbahn, Wettrennen und Revüen geben dem Künstler genugsame Gelegenheit, Kraft, Macht, Zierlichkeit und Behendigkeit dieses Thieres kennen zu lernen; und wenn vorzügliche Bildner den Stallmeister und Kavalleristen zu befriedigen suchen, wenigstens in Hauptsachen, wo ihre Forderungen naturgemäß sind, so ziehe der vollkommene Dekorationsmaler auch dergleichen in sein Fach. Jene allgemeinen Gelegenheiten wird er nicht meiden, dabey aber lasse er alle die einer aufgeregten Schaulust gewidmeten Stunden für seine Zwecke nicht vorüber.

Gedenken wir an dieser Stelle eines vor Jahren gegebenen, hieher deutenden glücklichen Beyspiels, der geistreich aufgefaßten anmuthigen Bewegungen der Vigano's, zu denen sich das ernste Talent des Herrn Direktor Schadow seiner Zeit angeregt fühlte, deren manche sich, als Wandgemälde in antiken Sinne behandelt, recht gut ausnehmen würden. Lasse man den Tänzern und andern, durch bewegte Gegenwart uns erfreuenden Personen, ihre technisch herkömmlichen, mitunter dem Auge und sittlichen Gefühle widerwärtigen Stellungen, fasse und fixire man das, was lobenswürdig und musterhaft an ihnen ist, so kommt auch wohl hier eine Kunst der andern zu Gute, und sie fügen sich wechselseitig in einander, um uns das durchaus Wünschenswerthe vor Augen zu bringen.

V. Vollständige Bilder.

Sieben Platten.

Es ist allgemein bekannt und jedem Gebildeten höchst schätzenswerth, was gründliche Sprachforscher seit so langer Zeit zur Kenntniß des Alterthums beygetragen; es ist jedoch nicht zu läugnen, daß gar Vieles im Dunklen blieb, was in der neuern Zeit enthüllt worden ist, seit die Gelehrten sich auch um eine nähere Kunstkenntniß bemüht, wodurch uns nicht allein manche Stelle des Plinius in ihrem geschichtlichen Zusammenhange, sondern auch nach allen Seiten hin anderes der überlieferten Schriftsteller klar geworden ist.

Wer unterrichtet seyn will, wie wunderlich man in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sich jene rhetorisch beschriebenen Bilder vorgestellt hat, welche uns durch die Philostrate überliefert worden, der schlage die französische Uebersetzung dieser Autoren nach, welche von Artus Thomas, Sieur d'Embry mit schätzenswerthen Notizen, jedoch mit den unglücklichsten Kupferstichen versehen; man findet seine Einbildungskraft widerwärtig ergriffen, und weit von dem Ufer antiker Einfalt, Reinheit und Eigenthümlichkeit verschlagen. Auch in dem achtzehnten Jahrhunderte sind die Versuche des Grafen Caylus meistens mißrathen zu nennen, ja wenn wir uns in der neuern Zeit berechtigt finden, jene in dem philostratischen Werke freylich mehr besprochenen als beschriebenen Bilder als damals wirklich vorhandene zuzugeben, so sind wir solches Urtheil den herkulanischen und pompejischen Entdeckungen schuldig, und sowohl die weimarischen Kunstfreunde, als die in diesem Fache eifrig gebildeten Gebrüder Riepenhausen, werden gern gestehen, daß, wenn ihnen etwas über die polygnotische Lesche in Worten oder bildlichen Darstellungen zu äußern gelungen ist, solches eigentlich erst in gedachten ausgegrabenen antiken Bildern Grund und Zuverlässigkeit gefunden habe.

Auch die, vom Referenten in Kunst und Alterthum, Bd. II. Heft I. S. 27, vorgetragenen Studien über die philostratischen Bilder, wodurch er das Wirkliche vom Rhetorischen zu sondern getrachtet hat, ist nicht ohne die genaueste und wiederholteste Anschauung der neu aufgefundenen Bilder unternommen worden.

Hierüber etwas Allgemeines mitzutheilen, welches ausführlich geschehen müßte, um nicht verwegen zu scheinen, gehörte ein weit größerer, als der hier gegönnte Raum. So viel aber sey kürzlich ausgesprochen: die alte Malerey, von der Bildhauerkunst herstammend, ist in einzelnen Figuren höchst glücklich. Zwey, gepaart und verschlungen, gelingen ihr aufs beste; eine

dritte hinzukommende gibt schon mehr Anlaß zu Nebeneinander-stellung als zu Vereinigung; mehrere zusammen darzustellen, glückt diesen Künstlern auf unsere Weise nicht; da sie aber doch das innige Gefühl haben, daß ein jeder beschränkte Raum ganz eigentlich durch die dargestellten Figuren verziert seyn müsse, so kommt besonders bey größern Bildern eine gewisse Symmetrie zum Vorschein, welche, bedingter oder freyer beobachtet, dem Auge jederzeit wohl thut.

Dieß so eben Gesagte entschuldige man damit, daß ich mir Gelegenheit wünschte, vom Hauptzweck der im Raum bedingten Malerey, den ich nicht anders, als durch »ort- und zweckgemäße Verzierung des Raumes,« in Kurzem auszusprechen wüßte, vom Alterthum herauf bis in die neuesten Zeiten ausführlich vorzulegen.

VI. Einzeln vertheilte malerische Zierathen.

Dreyzehn Platten.

Haben wir oben dieser Art, die Wände zu beleben, alle Freyheit vergönnt, so werden wir uns wegen des Einzelnen nunmehr nicht formalisiren. Gar vieles, der künstlerischen Willkür Angeeignete wird aus dem Pflanzenreiche entnommen seyn. So erblicken wir Kandelaber, die, gleichsam von Knoten zu Knoten, mit verschieden gebildeten Blättern besetzt, uns eine mögliche Vegetation vorspiegeln. Auch die mannigfaltigst umgebildeten gewundenen Blätter und Ranken deuten unmittelbar dahin, endigen sich nun aber manchmal, statt abschließender Blumen und Fruchtentwicklungen, mit bekannten oder unbekannten Thieren; springt ein Pferd, ein Löwe, ein Tiger aus der Blättervolute heraus, so ist es ein Zeugniß, daß der Thiermaler, in der allgemeinen Verzierergilde eingeschlossen, seine Fertigkeiten wollte sehen lassen.

Wie denn überhaupt, sollte je dergleichen wieder unternommen werden, nur eine reiche Gesellschaft von Talenten, geleitet von einem übereinstimmenden Geschmacke, das Geschäft glücklich vollenden könnte. Sie müßten geneigt seyn, sich einander zu subordiniren, so daß jeder seinen Platz geistreich einzunehmen bereit wäre.

Ist doch, zu unsern Zeiten, in der Villa Borghese, ein höchst merkwürdiges Beyspiel hievon gegeben worden, wo in den Arabesken des großen Saales das Blättergeranke, Stengel- und Blumengeschnörkel, von geschickten, in diesem Fache geübten, römischen Künstlern, die Thiergestalten vom Thiermaler Peters, und, wie man sagt, einige kleine, mit in den Arabeskenzierathen angebrachte Bilder von Hamilton herrühren.

Bey solchen Willkürlichkeiten jedoch ist wohl zu merken, daß eine geniale phantastische Metamorphose immer geistreicher, anmuthiger und zugleich möglicher sich darstelle, je mehr sie sich den gesetzlichen Umbildungen der Natur, die uns seit geraumer Zeit immer bekannter geworden sind, anzuschließen, und sich von daher abzuleiten das Ansehn hat.

Was die phantastischen Bildungen und Umbildungen der menschlichen oder thierischen Gestalt betrifft, so haben wir zu vollständiger Belehrung uns an die Vorgänge der Alten zu wenden, und uns dadurch zu begeistern.

VII. Andere sich auf Architektur näher beziehende malerische Zierathen.

Sie sind häufig in horizontalen Baugliedern und Streifen, durch abwechselnde Formen und Farben, höchst anmuthig aus einander gesetzt. Sodann finden sich aber auch wirklich erhabene Bauglieder, Gesimse und dergleichen, durch Farben vermannigfaltigt und erheitert.

Wenn man irgend eine Kunsterscheinung billig beurtheilen will, so muß man zuvörderst bedenken, daß die Zeiten nicht gleich sind. Wollte man uns übel nehmen, wenn wir sagen: die Nationen steigen aus der Barbarey in einen hochgebildeten Zustand empor, und senken sich später dahin wieder zurück; so wollen wir lieber sagen: sie steigen aus der Kindheit in großer Anstrengung über die mittleren Jahre hinüber, und sehnen sich zuletzt wieder nach der Bequemlichkeit ihrer ersten Tage. Da nun die Nationen unsterblich sind, so hängt es von ihnen ab, immer wieder von vorn anzufangen; freylich ist hier manches im Wege stehende zu überwinden. Verzeihung diesem Allgemeinen! Eigentlich war hier nur zu bemerken: daß die Natur in ihrer Rohheit und Kindheit unwiderstehlich nach Farbe dringt, weil sie ihr den Eindruck des Lebens gibt, das sie denn auch da zu sehen verlangt, wo es nicht hingehört.

Wir sind nun unterrichtet, daß die Metopen der ernstesten sicilischen Gebäude hie und da gefärbt waren, und daß man, selbst im griechischen Alterthume, einer gewissen Wirklichkeitsforderung nachzugeben sich nicht enthalten kann. So viel aber möchten wir behaupten, daß der köstliche Stoff des pentelischen Marmors, so wie der ernste Ton eherner Statuen, einer höher und zarter gesinnten Menschheit den Anlaß gegeben, die reine Form über alles zu schätzen, und sie dadurch dem inneren Sinne, abgesondert von allen empirischen Reizen, ausschließlich anzueignen.

So mag es sich denn auch mit der Architektur und dem, was sich sonst anschließt, verhalten haben.

Später aber wird man die Farbe immer wieder hervortreten sehen. Rufen wir ja doch, auch schon um Hell und Dunkel zu erzwecken, einen gewissen Ton zu Hülfe, durch den wir Figuren und Zierathen vom Grunde abzusetzen und abzustufen geneigt sind.

So viel sey gesagt, um das Vorliegende, wo nicht zu rechtfertigen, doch demselben seine eigenthümliche Stelle anzuweisen.

Von Mosaik ist in diesen Heften wenig dargeboten, aber dieses Wenige bestätigt vollkommen die Begriffe, die wir uns seit langen Jahren von ihr machen konnten. Die Willkür ist hier, bey Fußbodenverzierung, beschränkter, als bey den Wandverzierungen, und es ist, als wenn die Bestimmung eines Werks, »mit Sicherheit betreten zu werden,« den musivischen Bildner zu mehr Gefaßtheit und Ruhe nöthigte. Doch ist auch hier die Mannigfaltigkeit unsäglich, in welcher die vorhandenen Mittel angewendet werden, und man möchte die kleinen Steinchen den Tasten des Instruments vergleichen, welche in ihrer Einfalt vorzuliegen scheinen, und kaum eine Ahnung geben, wie, auf die mannigfaltigste Weise verknüpft, der Tonkünstler sie uns zur Empfindung bringen werde.

VIII. Landschaften.

Wir haben schon oben vernommen, daß in den ältern Zeiten die Wände öffentlicher Gebäude auch wohl mit Landschaften ausgeziert wurden; dagegen war es eine ganz richtige Empfindung, daß man in der Beschränkung von Privathäusern dergleichen nur untergeordnet anzubringen habe. Auch theilt unser Künstler keine im Besondern mit, aber die in Farben abgedruckten Wandbilder zeigen uns genugsam die in abgeschlossenen Rahmen gar zierlich daselbst eingeschalteten ländlichen, meist phantastischen Gegenstände. Denn wie konnte auch ein in der herrlichsten Weltumgebung sich befindender und fühlender Pompejaner die Nachbildung irgend einer Aussicht, als der Wirklichkeit entsprechend, an seiner Seite wünschen?

Da jedoch in den Kupfern nach herkulanischen Entdeckungen eine Unzahl solcher Nachbildungen anzutreffen ist, auch zugleich ein in der Kunstgeschichte interessanter Punkt zur Sprache kommt, so sey es vergönnt, hiebey einen Augenblick zu verweilen.

Die Frage: ob jene Künstler Kenntniß der Perspektive gehabt? beantworte ich mir auf folgende Weise. Sollten solche mit den herrlichsten Sinnen, besonders auch dem des Auges, begabte Künstler, wie so vieles andere, nicht auch haben bemerken können und müssen, daß alle unterhalb meines Auges sich entfernenden Seitenlinien hinauf, dagegen die oberhalb meines Blickes

sich entfernenden hinab zu weichen scheinen? Diesem Gewahrwerden sind sie auch im Allgemeinen gefolgt.

Da nun ferner in den ältern Zeiten sowohl als in den neuern, bis in das siebzehnte Jahrhundert, jedermann recht viel zu sehen verlangte, so dachte man sich auf einer Höhe, und in sofern mußten alle dergleichen Linien aufwärts gehen, wie es denn auch damit in den ausgegrabenen Bildern gehalten wird, wo aber freylich manches Schwankende, ja Falsche wahrzunehmen ist.

Eben so findet man auch diejenigen Gegenstände, die nur über dem Auge erblickt werden, als in jener Wandarchitektur die Gesimschen und was man sich an deren Stelle denken mag, wenn sie sich als entfernend darstellen sollen, durchaus im Sinken gezeichnet, so wie auch das, was unter dem Auge gedacht wird, als Treppen und dergleichen, aufwärts sich richtend vorgestellt.

Wollte man aber diese nach dem Gesetze der reinen subjektiven Perspektivlehre untersuchen, so würde man sie keineswegs zusammenlaufend finden. Was eine scharfe, treue Beobachtung verleihen kann, das besaßen sie; die abstrakte Regel, deren wir uns rühmen, und welche nicht durchaus mit dem Geschmacksgefühl übereintrifft, war, mit so manchem andern, später entdeckten, völlig unbekannt.

Durch alles Vorgesagte, welches freylich noch viel weiter hätte ausgeführt werden sollen, kann man sich überzeugen, daß die vorliegenden Zahnischen Hefte gar mannigfaltigen Nutzen zu stiften geeignet sind. Dem Studium des Alterthums überhaupt werden sie förderlich seyn, dem Studium der alterthümlichen Kunstgeschichte besonders. Ferner werden sie, theils weil die Nachbildungen vieler Gegenstände in der an Ort und Stelle vorhandenen Größe gezeichnet sind, theils weil sie im ganzen Zusammenhange und sogar farbig vorgeführt werden, eher in das praktische Leben eingehen, und den Künstler unserer Tage zu Nachbildung und Erfindung aufwecken, auch dem Begriff, wie man am schicklichen Platze sich eine heitere, geschmackvolle Umgebung schaffen könne und solle, immer mehr zur allgemeinen Reife verhelfen.

Was von des werthen Künstlers Lebensgange zu sagen wäre, ingleichen was er von seinen technischen Bemühungen, besonders im farbigen Abdruck, eröffnet, davon wird in Folgendem das Nöthigste mitzutheilen seyn.

Weimar, im May 1830.

J. W. v. Goethe.

* * *

Wilhelm Zahn berichtet von seinem Lebensgange.

Im Jahre 1800 wurde ich zu Rodenburg in der Grafschaft Schaumburg (hessischen Antheils) geboren, einige Jahre darauf zogen meine Aeltern nach dem Bade Nenndorf (eine halbe Stunde von Rodenburg gelegen). Als ich erwachsen, kam ich nach Bückeburg, wo ich das Gymnasium besuchte. Ich hatte schon immer als Kind den Trieb zur bildenden Kunst. Gegen mein achtzehntes Jahr wurde ich nach Kassel geschickt, und besuchte die dortige Akademie, studierte sowohl die Architektur als die Malerey, indem ich zu beyden gleiche Neigung hatte. Privatunterricht in Kassel verdanke ich dem damals noch lebenden Oberbaudirektor Joussow und dem jetzt in Eisenach lebenden Maler Weygandt. So war auch der Umgang mit Nahl (durch seine Sepia-Zeichnungen berühmt), der sehr liebevoll und vertraut gegen mich war, sehr belehrend.

Im April 1823 reiste ich nach Paris in Gesellschaft des jungen Nahl (Sohn des eben genannten und Ew. Excellenz wohlbekannten) und meines Bruders (der sich auch der Malerey gewidmet, aber nun zugleich das Geschäft der Aeltern, die Nenndorfer erste Gastwirthschaft, übernommen hat). In Paris besuchte ich vorzugsweise das Atelier des Hrn. Gros, ich malte dort einige kleine Bilder, und machte Studien aller Art.

Nachdem ich anderthalb Jahre in Paris gewesen, reiste ich im Oktober 1824 nach Italien, über Lyon durch Savoyen über den Mont Cenis, Turin, Mailand, Florenz nach Rom, blieb den Winter $\frac{24}{25}$ daselbst, machte viele Studien im Vatikan, auf dem Forum und in der Umgegend von Rom. Als ich die Osterfeyerlichkeiten in Rom genossen, reiste ich gleich nach Neapel, bereiste die dortigen Umgebungen, und besuchte auch mehrmal Pompeji, Herkulanum und die Museen von Portici (ist jetzt auch in Neapel) und Neapel. Ich wurde von den antiken Malereyen insbesondere so durchdrungen, und sah, daß dieses die rechte Quelle für die Dekorationsmalerey des Innern war (wozu ich immer die größte Neigung hatte), daß ich mich entschloß, den Sommer 1825 meist in Pompeji zuzubringen. Empfehlungen, die ich von Paris mitgebracht hatte, waren mir zur Erreichung meiner Wünsche behülflich. Viel verdanke ich der Güte des Grafen Laville, in Torre dell' Annunziata wohnhaft. So verlebte ich denn mehrere Monate des Sommers in dieser antiken Stadt, meistens ganz allein und sehr glücklich. Diese Abgeschiedenheit aus der modernen Welt ließ mich recht in diese klassischen Kunstwerke eindringen. Ich war bey allen Ausgrabungen, die in der Zeit gemacht wurden,

gegenwärtig, und zeichnete gleich nach dem die wichtigsten Gegenstände. So besitze ich viele Zeichnungen von antiken Gemälden, die jetzt dort nicht mehr vorhanden sind. Sechs Wochen des Spätsommers brachte ich in Portici zu, und auch mehrere Wochen in Neapel selbst. Den Winter $\frac{25}{26}$ war ich wieder in Rom. Meine Studien aus der antiken Welt fanden viele Theilnahme, besonders bey Thorwaldsen Im Rom sammelte ich wieder Studien aller Art, machte mit Stackelberg mehrere Reisen in das Innere des Landes.

Den Sommer 1826 reiste ich wieder nach Neapel, brachte die meiste Zeit wieder in Pompeji zu, und reiste Ende August nach Sicilien in Gesellschaft des Malers Julius Schnorr und des Malers Schulz. Wir machten diese Reise über Palermo, über Segeste, Calatafine, Castel vetrano, Selinunt, Girgent, Terra nova, Pallazzuolo, Siracus, Catania, auf den Aetna, Taormina nach Messina; von Messina reisten wir wieder nach Neapel, Anfangs Oktober. Den Rest des Oktober, November und den Anfang Dezembers brachte ich wieder in Pompeji zu, und reiste noch in demselben Monate nach Rom. Den Winter $\frac{26}{27}$ blieb ich in Rom. In den beyden Wintern arbeitete ich zugleich die Zeichnungen für das in kleinem Format bey Cotta herausgekommene Werk.

Anfangs 1827 ließ der Churfürst von Hessen mich mit den Malern Rohden und Müller nach Kassel berufen zum Ausmalen mehrerer seiner Schlösser. Ich brachte da (mit dem Aufenthalt in Nenndorf von einigen Wochen) einige Monate zu, reiste dann über Weimar nach Berlin. Der freundlichen Aufnahme in Weimar verdanke ich den guten Empfang in Berlin, der auch die Ursache des längeren Aufenthaltes hieselbst war.

Die allgemeine Aufmerksamkeit, welche meine Studien in Weimar und Berlin auf sich gezogen, veranlaßten die Entstehung meines großen Werkes über Pompeji, Herkulanum und Stabiä. Im März 1828 wurden die Arbeiten begonnen, und schon im July, trotz der großen Schwierigkeiten, erschien das erste Heft; das zehnte Heft wurde Ende Januar dieses Jahres 1830 vollendet. Es sind demnach keine zwey Jahre an diesem Unternehmen gearbeitet worden. Es ist wirklich sehr schnell gegangen, wenn man berücksichtigt, daß die meisten Erfindungen der technischen Ausführung erst während der Arbeit gemacht wurden. Vier Steindruckereyen, welche die Zeit her an meinem Werke mit beschäftigt waren, habe ich selbst einrichten müssen, wo ich demnach täglich mehrere Stunden zubringen

mußte. Die Steinzeichner (hatten früher noch nie auf Stein gezeichnet) und Kupferstecher hatte ich alle in meiner Wohnung, damit ich alles gehörig kontrolliren konnte, und damit alles in dem rechten Geiste wurde.

Was den farbigen Steindruck anbelangt, so ist diese Erfindung von der größten Wichtigkeit; es ist dieses bis jetzt das erste Werk, welches mit dieser angewandten Erfindung erschienen ist. Versuche sind schon viele, selbst hier und an andern Orten, gemacht worden, besonders viele in Paris, aber bis jetzt darin nichts zum Vorschein gekommen, und man kann dreist sagen, daß mein Werk in der technischen Ausführung bis jetzt einzig ist.

Es rühmten sich vor einigen Jahren die Franzosen mit dieser Erfindung, Gemälde durch Druck, nämlich durch Steindruck, hervorgebracht zu haben, welches sie Lithochromie nannten; das war aber reiner Betrug. Es war in derselben Zeit, als ich in Paris war, im Jahre 1824, da wurde am Quai der Seine, da, wo die meisten Kupferstichhandlungen sind, ein Laden eröffnet, an dem in allen Sprachen geschrieben stand, Oelgemälde durch Druck, Lithochromie. Es waren sogar eine Menge Abbildungen auf dem Schilde, wo man sah, wie man gleich fertige Gemälde abdruckt. Diese ganze Windbeuteley war aber weiter gar nichts: schlecht gedruckte Lithographien wurden mit Leimwasser oder Firniß angestrichen, und dann ganz ordentlich von jungen Künstlern, die gern Geld verdienten, bemalt. Kam zufällig ein guter Künstler an ein solches Blatt, so wurde es gut, und so umgekehrt, wenn ein schlechter Künstler daran kam. Ich selbst habe mehrere von diesen Künstlern gekannt, die sich mit dem Ausmalen solcher Blätter beschäftigten. Diese Betrügerey erregte in Frankreich und andern Ländern viel Aufsehen, ich erinnere mich noch in Paris in deutschen Blättern darüber gelesen zu haben. Viele Fremde, die damals nach Paris kamen, kauften sich von diesen angeblich neuen Erscheinungen. Wenn man auch die Leute aufmerksam machte, meinten sie, die Kunsthandlung dürfte doch so etwas nicht bekannt machen, wenn es nicht wahr wäre. Es wurden auch viele von diesen Sachen nach Deutschland geschickt, selbst hier in Berlin waren noch vor einigen Monaten in der Schlesingerschen Musik- und Kunsthandlung am Fenster welche ausgestellt; aber endlich mag man denn doch wohl auch hier so vernünftig geworden seyn, den Betrug einzusehen. In Paris selbst ging noch zu meiner Zeit der Laden ein. Hier in Berlin waren viele Leute, die noch glaubten, daß die eben erwähnten Pariser Blätter wirklich gedruckt wären. Dem Herrn Alexander von Humboldt verdanke ich, daß man wohl jetzt hier im Allgemeinen eine richtigere Ansicht von der Sache hat; er

kannte die Pariser Betrügerey, und sprach sich darüber öffentlich aus, indem er das, was ich bey meinem Werke in der Hinsicht geleistet, anerkannte und erwähnte. Wenn ich hätte wollen in Paris oder London diese Erfindung mittheilen und dort anwenden, hätte ich auch Nutzen davon haben können; so muß ich mich begnügen, und kann nur durch das Geleistete selbst und durch die Anerkennung desselben von würdigen Männern meinen Lohn finden.

Die vorzüglichsten und schwierigsten Blätter in der technischen Ausführung meines Werkes sind die Tafeln 5, 15, 19, 27, 29, 35, 39, 45, 49, 51, 55, 59, 63, 67, 69, 71, 77, 87, 89, 95, 97, 99, und die beyden Titel, indem die Grenzen sehr ausgedehnt sind; die Titel sind ganz reine Drucke, wie auch die Tafeln, wo ich die Nummern unterstrichen habe. Je größer der Raum der Zeichnung und des Papiers ist, welches bedruckt wird, und je mehr Platten eine Tafel (Abdruck) erfordet, je größer ist die Schwierigkeit des genauen Passens.

Von den Künstlern, welche an der Ausführung meines Werkes gearbeitet, haben sich besonders ausgezeichnet: die Herren Harnisch, Bouterweck, Borsch, Asmur und Anstett, und von den Druckern die Herren Herwig und Hildebrandt.

Art. II. 1) Asiatick researches or transactions of the society instituted in Bengal, for enquiring into the history and antiquities, the arts, sciences and literature of Asia. Calcutta 1820. Volume XIII. Großquart. 471 Seiten; Volume XIV. 475 Seiten, 1822. Volume XV. Serampore 1825. 515 Seiten. Volume XVI. Calcutta 1828. 478 S.

2) Narrative of a journey through the upper provinces of India, from Calcutta to Bombay 1824—1825 (with notes upon Ceylon) in account of a journey to Madras and the southern provinces 1826, and letters written in India, by the late right rev. Reginald Heber D. D. lord bishop of Calcutta; second edition in three volumes. London 1828. gr. 8. Vol. I. 450 S.; Vol. II. 564 S.; Vol. III. 501 S.

3) Mackenzie collection, a descriptive catalogue of the oriental manuscripts and other articles illustrative of the literature, history, statistics and antiquities of the south of India; collected by the late Lieut. Col. Colin Mackenzie surveyor General of India, by H. H. Wilson, Esq. secretary to the Asiatic society of Bengal etc. Calcutta 1828. gr. 8. Vol. I. 355 Seiten; Vol. II. 149 S.

4) History of the rise of the Mahomedan power in India till the year A. D. 1612 translated from the original Persian of Mahommed Kasim Ferishta, by John Briggs, M. R. A. S. lieutenant-colonel in the Madras army; to which is added, an account of the conquest, by the kings of Hydrabad of those parts of the Madras provinces denominated the ceded districts and northern circars, with copious notes. In four volumes. London 1829. gr. 8. Vol. I. 529 S.; Vol. II. 559 S.; Vol. III. 528 S.; Vol. IV. 644 S.

5) Annals and antiquities of Rajast'han or the central and Western Rajpoot states of India, by Lieutenant-colonel James Tod, late political agent to the Western Rajpoot states. London 1829; im größten Quart. Vol I. 806 S.

6) Versuch einer Literatur der Sanskritsprache, von Friedrich Adelung, kaiserl. russischem wirkl. Staatsrath und Ritter, Direktor des orient. Instituts bey dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und Ehrenmitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. St. Petersburg 1830. 259 S.

Vor zwölf Jahren sind in dem ersten Bande dieser Jahrbücher die ersten zwölf Bände der Asiatick researches nach ihrem Inhalte angezeigt, und die verschiedenen Aufsätze derselben nach den Zweigen der Wissenschaft, denen sie angehören, aufgeführt worden. Jene zwölf Bände waren in dem Laufe von vier und dreyßig, seit der Gründung der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta, verflossenen Jahren erschienen, und in den darauffolgenden zehn Jahren sind abermals die oben unter Nr. 1 aufgeführten vier Quartbände von Denkschriften ans Licht getreten, ein schöner Beweis der unermüdeten Thätigkeit der Mitglieder der asiatischen Gesellschaft von Kalkutta, welche denen nach ihrem Beyspiele später errichteten von Madras, Bombay, Paris und London als die Mutter asiatischer Gesellschaften rühmlichst vorleuchtet. Wir verbinden hier die Anzeige der letzten vier Bände mit der fünf anderer für die Geschichte, Geographie, Ethnographie, Bibliographie und Literaturgeschichte Indiens wichtiger Werke, nämlich der Uebersetzung der persischen Geschichte Ferischte's, der Reisen des Bischofs Heber; der Beschreibung Radschistan's, durch den Obristlieutenant Tod; des durch Wilson herausgegebenen Katalogs der Handschriften Mackenzie's und der Sanskritliteratur des Herrn Staatsraths von Adelung. Wir beginnen mit den beyden letzten Werken, damit die Uebersicht des Reichthums des noch zu bearbeitenden Stoffes der Musterung des Anbaues einzelner Saatfelder vorausgehe.

Durch den Versuch einer Literatur der Sanskritsprache hat Hr. v. Adelung das vor zehn Jahren in der Vorrede zu seiner Uebersicht aller bekannten Sprachen (welche im XIII. Bande dieser Jahrbücher, S. 270, angezeigt worden) gegebene

Versprechen einer Probe der ausführlichen Literatur jeder Sprache insbesondere gelöst, und sich dadurch um das heute besonders in Deutschland blühende Sanskritstudium so größeres Verdienst erworben, als die bisherigen in Adelungs Versuche unter dem Abschnitte Sanskrit-Literatur angeführten Werke keine vollständige Uebersicht des gesammten Reichthums gewähren. Weit vollständiger würde Hrn. v. Adelungs Werk ausgefallen seyn, wenn ihm das vor zwey Jahren zu Kalkutta erschienene Verzeichniß der Sammlung Mackenzie's schon bekannt gewesen wäre, welches nur den Wunsch erregen kann, daß er aus demselben die zweyte Ausgabe seines Werkes bereichern und vervollständigen möge. Es ist sicher, wie in der Vorrede von Hrn. v. A. bemerkt wird, überraschend, »daß in dem kurzen Zeitraume »von höchstens dreyßig Jahren über eine Sprache, mit welcher »sich in ganz Europa gewiß nicht hundert Gelehrte beschäftigen, »die bestimmt nicht von funfzig unter ihnen genauer gekannt ist, »bereits gegen siebenhundert Schriften erschienen sind, und ihre »Literatar mit so großer Vorliebe bearbeitet worden ist.« Nachdem in den ersten vier Abschnitten über den Namen der Sanskrit die Bedeutung des Namens, über den Ursprung und das Alter der Sanskrit das Nöthige gesagt worden, folgt die Uebersicht der Schriften über das Sanskrit im Allgemeinen, der Wörterbücher, der Sprachlehren, der grammatikalischen Schriften über einzelne Theile der Sprachlehre, der Chrestomathien, der Sprüchwörtersammlungen, der Aufsätze über die Schriftarten des Sanskrit und die Vergleichung derselben mit anderen Sprachen, der Denkmäler der Sanskrit, und endlich das Verzeichniß der bisher im Original oder durch Uebersetzungen bekannt gewordenen Werke. Die Zahl der letzten beläuft sich über vierthalbhundert, bey Mackenzie aber über sechsthalbhundert; so daß dieser Abschnitt aus der Mackenzie-Sammlung bereichert, in einer zweyten Ausgabe weit größeren Umfang gewinnen muß. Unter den von Hrn. v. A. in den dreyzehn ersten Abschnitten genannten 380 Schriftstellern sind hundert und siebzig Indier, sechs Perser, drey und sechzig Engländer, acht und siebzig Deutsche, vierzig Franzosen, acht Dänen, vier Holländer, drey Russen, ein Pole und ein Grieche. Es ist erfreulich zu sehen, daß die Zahl der deutschen Schriftsteller über Sanskrit selbst die der Engländer übertrifft, und es ist deßhalb eben so anständig als würdig, daß ein deutscher Gelehrter, wie Hr. v. Adelung, als Schlüsselbewahrer des Heiligthums des Sanskrit den Verehrern desselben die Pforten des heiligen Studiums aufschließt.

Von Mackenzie's ungemein reicher Sammlung hatte Hr. v. A. nur die Kunde seiner Sammlung von Inschriften, welche (nach

dem asiatic Journal, 1823, p 137) 8076 an der Zahl in 77 Bänden aufbewahrt wurden. Der Reichthum der Sammlung Mackenzie's setzt wahrlich in Erstaunen, dieselbe begreift nicht weniger als 1568 Handschriften, 264 Bände von 2070 Abhandlungen in sieben verschiedenen Sprachen, die erwähnten 77 Bände von 8076 Inschriften, 75 Bände mit 2159 Uebersetzungen gefüllt, 79 Pläne, 2630 Zeichnungen, 6218 Münzen, 106 Bilder, 40 Alterthümer. Die Gelegenheit und Mittel zur Sammlung solcher Schätze verschafften ihm seine in Indien bekleideten Aemter eines Surveyor General in Maißur und Madras. Die Sanskrit-Handschriften sind in zehn Schriftarten: Dewanagari 115, Nandi Nagari 103, Telinga 285, Kanara 28, Tuluva 10, Malajalam 10, Grandham 96, Bengali 2, Orissa 18 und Helakanara 14. Die tamulischen Handschriften 274, in Telinga 176, in Halakanara 144, in Kanara 32, detto der Dschainas 31, in Malajalam 6, in der Orissasprache 23, in der der Mahratta 16, in Hindi 20, persisch und arabische 114, indostanische 8, in der Sprache von Java 37, birmanische 6. Die Sanskrithandschriften sind hernach sehr zweckmäßig nach ihrem Inhalte in den folgenden sechzehn Abtheilungen aufgeführt: 1) die Wedas (Rig Weda, Dschedscher Weda, Sama Weda); 2) Wedanta, d. i. Mystik; 3) Niaja, d. i. Logik; 4) Dherma, d. i. Rechtswissenschaft; 5) Purana, d. i. religiöse Sagen und Ueberlieferungen; 6) Mahatmia, d. i. Legenden von Wallfahrtsörtern; 7) Tscheritra, geschichtliche Sagen und Ueberlieferungen; 8) Poesie und Rhetorik; 9) Astronomie und Astrologie; 10) Geographie; 11) Arzneykunde; 12) Tantra, d. i. Beschwörungs- und Zauberformeln; 13) Ritualbücher von Sekten; 14) Mimansa; 15) Sanchia (beyde philosophische Systeme; 16) die Literatur der Dschaina. Dem Kataloge ist von dem verdienstvollen Herausgeber eine Einleitung in 154 Seiten vorausgeschickt, welche nebst einer kurzen Biographie des Obersten Mackenzie eine gehaltvolle Würdigung der ganzen Sammlung selbst enthält, in wie weit dadurch Literatur, Religionswissenschaft und Geschichte gefördert wird. Nach dieser Einleitung enthält die Abtheilung der Sanskritwerke wenig Neues, die Abtheilung der Wallfahrtslegenden (Mahotmia) ausgenommen, welche örtliche Puranas in den Puranas selbst nicht enthalten sind. Zum ersten Male wird hier die Literatur der Dschainas zusammengestellt, welche theils in Sanskrit, theils in andern Mundarten der Halbinsel geschrieben sind. Von diesen Mundarten oder Sprachen gebührt der tamulischen vor allen der Vorzug als einer nicht vom Sanskrit abgeleiteten, sondern unabhängigen Ursprache. Die vom Herausgeber angeführten Bemerkun-

gen des verstorbenen Ellis und anderer Sprach- und Sachkenner lassen fast keinen Zweifel übrig, daß Tamul vor der Einwanderung der Brahmanen vom Norden, worüber alle indischen Ueberlieferungen einstimmig, eine indische Ursprache war. Diese Beobachtung ist, wenn gegründet, höchst wichtig, weil dadurch auch das Vaterland der Sanskrit, deren nächste Verwandtschaft mit dem Send ohnedieß schon erwiesen ist, nördlich nach Baktrien oder Erieme, dem alten Iran der Sendschriften, hinaufgerückt wird; wenn aber Tamul gleich eine ursprüngliche, mit der Sanskrit nicht zusammenhängende Sprache, so ist die Literatur derselben doch augenscheinlich eine spätere, indem sie meistens in Uebersetzungen aus der Sanskrit besteht. Ebenfalls unabhängigen Ursprungs ist die Telugu-Sprache, welche auch Telugu Telinga, Trilinga und von den Europäern Dschentu (Gentoo) genannt wird; ihre Literatur ist jedoch, wie die in der tamulischen, aus der Sanskrit-Literatur aufgeblüht, nut ist sonderbar, daß die Telugu keine Natak, d.i. dramatische Gedichte, aufzuweisen hat, während dieselben häufig in Tamul. Die Kanara-Sprache, deren Wurzeln mit denen der Tamul und Telugu übereinstimmen, zerfällt in Halakanara, die Schriftsprache, und Kanara, die Volkssprache. Ueber die Malailam-Sprache wird wieder Ellis's Urtheil angeführt, aus einer über diesen Gegenstand gedruckten, aber nicht herausgegebenen Abhandlung; sie hat ebenfalls höhere und niedere Mundart. Die Liste malaischer Bücher ist sehr beschränkt. Die Mahrattensprache gehört nicht zur Familie der südlichen Mundarten, sondern zu denen, welche sich von Gudscherat bis an die Ufer des Dschemna und längs des Ganges bis Behar erstrecken. Die Orissa-Sprache ist zunächst mit Bengali vermischt und verwandt. Die Frage, ob Hindi und Hindostani zwey verschiedene Sprachen sind, betrachtet der Herausgeber als unentschieden, weil die Beugungen des Hindi selbst in Beidschbhacha nicht wesentlich von denen der Ordu oder Lagersprache verschieden sind. Für die Religionswissenschaft gewähren die der Dschaina-Literatur die größte Ausbeute, doch gibt die Mackenzie-Sammlung wenig Aufschluß über die großen Höhlenmonumente, welche insgemein dem Kultus der Saiwa und Buddisten (Bauddha) angehören. Die von Elephanta und Keneri scheinen in eine spätere Zeit zu gehören, etwa in das fünfte oder sechste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Zu den Höhlenmonumenten gehören auch die behauenen Felsen, deren berühmteste die von Mahabalibur, dessen Name (Stadt des großen Bal) europäische Philologen als eine Blendlaterne nach Chaldäa irre geführt hat.

Viele der großen Tempel des südlichen Indiens, als die von Rameswara, Seirangam, Tandschor, Tschilambaram, Kondscheweram, Tripeti, sind echt indische Denkmale, aber neuerer Zeit. In der geschichtlichen Uebersicht der Einleitung durchgeht der Herausgeber die indischen Dynastien, in so weit dieselben aus der Mackenzie-Sammlung beleuchtet werden können, nämlich: das alte Reich der Pandia, der Tschola, der Tschera an dem südlichen Ende der Halbinsel, der Stadt von Kerala oder Malabar und Kadamba; die Geschichte Kernatas oder der Belalkönige erhält wenig Aufklärung aus der Mackenzie-Sammlung, welche noch Aufschlüsse gibt über die Dschadawa, Tschalukia und Andhrakönige, über die Gadaschapati von Kuttack, die Widschaganagar und die von Nellore.

Bey der Mannigfaltigkeit des halben Hunderts von Denkschriften, welche in den vier oben erwähnten Bänden Verhandlungen der asiatischen Gesellschaft enthalten sind, ist hier nur kurze Berührung der einzelnen möglich. Für die Philologie haben Wilson und Fell [1]), Hough [2]), Ewer [3]) durch Entzifferung von Inschriften gearbeitet. Der erste hatte die vom verstorbenen Kapitän Fell aufgefundenen Sanskrit-Inschriften, welche der i. J. 1192 ausgestorbenen Dynastie von Kanudsch angehören, mit schätzbaren Bemerkungen begleitet. Die am Berge Arbuda oder Abu gefundenen Sanskrit-Inschriften sind so zahlreich, daß sich W. damit begnügen mußte, ihre Reihen anzuzeigen, und nur die 43, deren Inhalt für die Geschichte merkwürdig, auszuheben; Hough hat die Inschriften der großen Glocke (Mahaganda) von Rangun, welche über vierthalb Zentner wiegt, übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, mitgetheilt. Das älteste Denkmal (Shwe-da-gon) bey Rangun ist 2300 Jahre alt, ein festes Mauerwerk, über 300 Fuß hoch, am Grunde 1355 Fuß im Umfange; es ist mit Goldblättern bedeckt, der Knopf 36 Fuß hoch, enthält in Gold das Gewicht des letzten Herrschers der Birmanen; unter dieser Masse ruhen die Reliquien der vier letzten Buda, nämlich: der Stab Kaukka-than's, der Wasserschöpflöffel (Water dipper) Gau-na-gon's, das Badekleid Ka-tha-pa's, und acht Haare vom Haupte Gau-ta-ma's; der fünfte und letzte Buda Arima-deja wird erst in einigen Millionen von Jahren erscheinen. Die persischen und arabischen Inschriften des Kutb (Cootub)-Minar, in der Nähe von Dehli, besagen, daß dieser Thurm zur Zeit S. Schemseddin Altmisch (Altmesh), d. i.

[1]) XV. p. 436; XVI. p. 288. [2]) XVI. p. 270. [3]) XIV. p. 479.

zwischen 1212 und 1231 der christlichen Zeitrechnung erbaut von Iskender (Secander), dem Sohne Behlull's i. J. d. H. 909 (1503) erneuert worden. Mit Vergnügen bemerkt Recensent, daß der Name der Auswanderung des Propheten Hijre, d. i. Hidschre, geschrieben ist, so daß zu hoffen, daß diese richtigere Aussprache der verkehrten von Hedschira, wider welche Rec. längst zu Felde gezogen, auch von europäischen Orientalisten, welche bisher der erkannten Wahrheit widerstrebt, angenommen werden wird. Wiewohl mohammedanische Fürsten in Indien alten Tempeln oft große Minarete angebaut, so scheint doch Hrn. Ewer die Behauptung der Inder, welche den Kutb-Minar indischen Fürsten aneignen, nicht gegründet. Eine merkwürdige Entdeckung, welche theils der Philologie, theils der Religionsgeschichte angehört, ist die von Ellis*) gemachte des unterschobenen Esur Weda, dessen Unechtheit schon von Sonnerat verrathen, von Voltaire nicht geglaubt, von Ellis auf das gründlichste bewiesen wird. Dieser falsche Weda ist das Werk des Jesuiten Robertus de Nobilibus, des Gründers der Mission von Madura, eines außerordentlich werkthätigen apostolischen Sendlings, welcher der heiligen Schriften und der heiligen Sprache Indiens vollkommen mächtig, durch diesen frommen Betrug die Inder dem Christenthume näher zu bringen hoffte. Ein erschöpfender Aufsatz über die Religionssekten der Hindu, wie der die ersten 136 Seiten des sechzehnten Bandes füllende, konnte nur von der gründlichen Sanskritgelehrsamkeit des Sekretärs der asiatischen Gesellschaft, Hrn. Horace Hayman Wilson, erwartet werden. Derselbe überblickt zuerst den Zustand der Religion der Hindus in der ältesten Zeit, wo die zwey großen Abtheilungen der Waischnawa und Saiwa, d. i. der Wischnu- und Siwa-Anbeter, jede in sechs Unterabtheilungen zerfiel. Die Sekten der Waischnawa waren: 1) die Bahkta, ohne charakteristische Abzeichnung; 2) die Bhagawata, die sich die Symbole Bhagawat's, die Keule und die Scheibe, anmalen oder einbrennen; 3) die Waischnawa, welche den Wischnu als Narajana (auf dem Wasser schwebend) anbeten; 4) die Tschakrina, Anbeter der weiblichen Verkörperungen Wischnu's; 5) die Waikhanasa, von der dritten Klasse wenig unterschieden; 6) die Kermahina, welche ohne allen Ritus in Wischnu die Quelle und Summe der Welt anbeten; die sechs Sekten der Siwa-Anbeter (Saiwa, Raudra, Ugra, Bakta, Dschangama und Pasurata) sind nur in Kleinigkeiten unterschieden. Die Feueranbeter (Agni-

*) XIV. p. 1.

hotra) bilden keine besondere Klasse mehr. Die Sonnenanbeter (Saura) beten die Sonne beym Aufgange, Mittage oder Untergange an; die aufgehende als das Symbol der schaffenden Kraft (Brahma), die mittägige als das Symbol der zerstörenden und wiedererzeugenden Kraft (Iswara oder Siwa), die untergehende als das Symbol der erhaltenden Kraft (Wischnu); die, welche die Sonne zu allen diesen Zeiten anbeten, sind die Bekenner der Trimurti oder indischen Dreyfaltigkeit; eine fünfte Klasse der Saura betet in der Sonne bloß die in die Sinne fallende Gestalt derselben; eine sechste dieselbe bloß als Sinnbild einer höheren geistigen, die Seele und das Gemüth erleuchtenden Sonne an. Ganescha, der Gott der Klugheit und Ehen, hatte ebenfalls sechs Klassen von Verehrern, und die Verehrer der weiblichen Gottheit waren dieselben wie heute, nämlich die Verehrer 1) Bhahawani's, 2) Maha-Lachschmi's, 3) Sarawati's, 4) Sachti's, damals schon wie heute in zwey Klassen, nämlich in die von der rechten und linken Hand getheilt; doch erscheinen damals noch nicht die Verehrer 5) Sita's und 6) Radha's, der Gemahlinnen Wischnu's in seiner siebenten und achten Verkörperung als Rama und Krischna. Von den andern als irrgläubig verdammten Sekten sind die der Dschaina und Baudha die ältesten und berühmtesten. Im folgenden Abschnitte werden die heutigen Sekten der Waischnawa (20), Saiwa (9), Sakta (4) und andere verschiedene (10) aufgeführt und erörtert. Eine der merkwürdigsten, die dritte der Saiwa's, der Anhänger Kebir's, aus deren Lehrbüchern eine Probe von hundert Sätzen mitgetheilt wird, z. B. 88: »Wahrheit ist das Beste aus Allen, wenn als solche erkannt — »wenn Wahrheit sich mit Wahrheit verbindet, ist sie wirklicher »Verein. 89: Keine Andachtsübung ist so verdienstlich als Wahr»heit, kein Verbrechen so hassenswerth als Falschheit; in dem »Herzen, wo Wahrheit wohnt, ist mein Wohnort. 91: Wie die »Tänzerin den Bänkelsänger begleitet, steht die Lebenskraft dem »Verstande zu Befehl, sie tanzt mannigfaltige Schritte, und trennt »sich nicht von ihm.«

Daß die Religion der Hindus, welche vormals über alle Inseln des östlichen Archipels verbreitet war, heute noch auf der Insel Bali bestehe, war seit langem bekannt; nähere Aufschlüsse darüber gibt John Crawfurd*). Die Einwohner sind meistens Verehrer des Siwa, nur wenige Buddisten; es gibt dort keine Fakire und Bettelmönche, von denen das westliche Indien überschwemmt ist; auch tragen dort die Brahmanen nicht

*) XIII. p. 128.

den Gürtel, der ihr gewöhnliches Abzeichen in Indien. Das Verbrennen der Witwen ist in vollem Flor; als der letzte Radscha starb, opferten sich 74 Weiber auf diese Weise. Die zwey großen religiösen Feste der Bewohner Bali's, das eine im Dezember, das andere im Junius, sind jenes ein Frühlings-, dieses ein herbstliches Fest, denn im Dezember keimt der Reis und im Junius wird er geerntet. Die gelehrte Sprache Bali's heißt Kawi, und verhält sich zu den Mundarten des Archipels, wie Sanskrit zu den Prakrit-Mundarten Indostan's, oder Pali zu denen der östlichen Halbinsel des Ganges. Die reinsten Quellen der Kawisprache sind die zahlreichen Inschriften in Stein und Kupfer, welche auf Dschawa (Java) gefunden werden. Crawfurd theilt Marsdens Meinung von dem Einflusse des Sanskrit auf die Mundarten des östlichen Archipels keineswegs, weil die Voraussetzung, daß Sanskrit die Sprache der Eroberer gewesen, unhaltbar [1]). Die Liebhaber der Naturwissenschaften finden in diesen vier Bänden ein Dutzend in ihr Fach einschlagender Abhandlungen. Doktor Mackenzie berichtet über die giftigen Seeschlangen an der Küste von Madras [2]); General Hardwicke theilt einen Bericht der Hrn. Diard und Duvaucel über den Sorex glis mit [3]). Derselbe beschreibt auch eine an der Küste der Insel Singapor gefundene Art von Zoophytes, welche er Spongia patera benennt [4]). Duraucel beschreibt das schwarze Reh von Bengalen, den Cervus Hippelaphus des Aristoteles [5]), und Doktor Clarke Abel einen merkwürdig großen Orangutang, der zu Sumatra gefunden worden [6]). Eine vom Generalmajor Farquhar in der Halbinsel Malakka gefundene neue Art von Tapir beschreibt Suton [7]), und der Sekretär bemerkt hierüber, daß die Entdeckung des Tapir in Ostindien um so merkwürdiger, als man denselben bisher bloß in Westindien zu Hause geglaubt. Doktor Wallich, der Oberaufseher des botanischen Gartens zu Kalkutta, gibt die Beschreibung und Abbildung seltener indischer Pflanzen [8]). (Hedyotis stricta, Androface cordifolia, Primula prolifera, Campanula stricta, Campanula pallida, Lobelia pyramidalis, Lobelia begonifolia, Uvularia parviflora, Uvularia umbellata, Convallaria oppositifolia, Convallaria cirrhifolia, Daphne involucrata, Daphne cannabina,

---

[1]) An hypothesis untenable, as of the existence of a people of whom *Sanscrit* was the living language, there remains no historical record XIII. p. 158.

[2]) XIII. p. 329. [3]) XIV. p. 471. [4]) XIII. p. 417. [5]) XIV. p. 158. [6]) XV. p. 489. [7]) XIV. p. 180. [8]) XIII. p. 369.

Daphne Gardneri, Andromeda lanceolata, Andromeda ovalifolia, Andromeda fastigiata, Andromeda formosa, Gaultheria formosissima, Saxifraga ligulata, Blackwellia spiralis, Clematis smilacifolia, Menispermum coccolus.) Doktor Wallich beschreibt auch eine neue Art von Camelia, welche zu Napal wild wächst. Wie die Erzeugnisse des Gis oder Manna's, von dem es bisher noch nicht ganz ausgemacht war, ob dasselbe eine Art von Gummi oder das Erzeugniß eines Insektes, läßt des Vicepräsidenten (des Generalmajor Hardwicke) Bericht [1]) keinen Zweifel übrig, welchem das Insekt in Larven- und Puppengestalt abgebildet, beygefügt ist; er schlägt vor, dasselbe Chermis-Mannifer zu benennen. Ueber die Schlangensteine gibt Davy Auskunft [2]). Der Aberglaube, daß diese sogenannten Schlangensteine, welche in den Eingeweiden der Antilopen (wie unsere Gemsensteine) gebildet werden, ein sicheres Gegenmittel wider Gift, mag zum Theil dem Umstande zuzuschreiben seyn, daß die größere Anzahl von Schlangen, die von den Einwohnern für giftig gehalten werden, unschädlich, und daß selbst der Biß der Cobra di Capello und der Polonga (eine Art von coluber) nicht immer tödtlich ist. Der gelehrte Sekretär bringt in den beygefügten Beobachtungen die fabelhaften Ueberlieferungen des Solinus und Plinius über den Schlangenstein bey (der sich übrigens schon beym Ktesias findet), und zeigt, daß es derselbe mit dem Bezoar, dessen persischer Name Padsehr giftabwehrend heißt.

Aus den von Hrn. Voysey über die Diamantmühlen des südlichen Indiens angestellten Untersuchungen [3]) geht hervor: 1) daß die Diamantmutter im südlichen Indien Sandstein-Breccia, of the Clay-slate formation, worunter der Verfasser aber nicht den Werner'schen Thonschiefer (der vierte unter den aufgezählten Urfelsen, sondern nur eine Sammlung von Felsen versteht, unter denen Thonschiefer am häufigsten; 2) daß diese in angeschwemmtem Grunde gefundenen Diamanten Abfälle dieser Felsenart, welche durch Gießstrom oder Ueberschwemmung, von denen keine geschichtliche Ueberlieferung meldet, hieher geschwemmt worden; 3) daß die jetzt in Flußbetten gefundenen Diamanten von den jährlichen Regen niedergeschwemmt werden. Der Verfasser hofft künftig unläugbare Proben von der Rekrystallisation des Amethyst, des Zeolith und des Feldspath in angeschwemmtem Boden zu geben. Eine neue Entdeckung ist die von Torf und Steinkohlen, welche Lieutenant Cautely in Himalaja [4])

---

[1]) XIV. p. 182. [2]) XIII. p. 317. [3]) XV. p. 120. [4]) XVI. p. 387.

und Hauptmann Herbert an anderen Stellen des indo-gangetischen Gebirges gefunden [1]). Der verstorbene Voysey hat auch die Steine gemustert [2]), welche in der kostbaren Mosaik von Tadschmahall (dem Grabmale der Günstlingin Schah Dschihan's) verwendet sind. Es sind deren zwölf, eine Zahl, die gewiß nicht zufällig an die Zahl der im Urim und Tumim befindlichen Steine erinnert; dieselben sind: 1) Lazur (Ladschiwerd), 2) Jaspis, 3) Heliotrop, 4) chalcedonischer Agat, 5) Chalcedon, 6) Karniol, 7) Sarder, 8) Plasma, Quarz und Chlorit, 9) gelbgestreifter Marmor, 10) Thonschiefer, 11) Nephrites oder Dschede (Jade, der tatarische Regenstein), 12) ein goldgesprenkelter Stein (Seng tilai), von welchem es aber zweifelhaft, ob er wirklicher Stein. Vom Lazur wird bemerkt, daß derselbe bisher in Indien nicht gefunden worden, von außen komme, wie es heißt von Ceylon und Tibet; den Agat nennt er Akit, was vielleicht ein Druckfehler für Akik (Karniol), wenn aber richtig, der bisher unbekannte orientalische Name des Agats; den Jaspis, dessen ursprünglicher morgenländischer Name Jascheb, nennt er Temreseng.

Kapitän Mackintosh erklärt [3]) und versinnlicht durch Abbildung eine sinnreiche Art indischer Baumeister, halbe runde Bogen auf eine andere Art als europäische zu wölben, nämlich ohne die gewöhnliche Vorrichtung des Bogengerüstes, mit bloßen Querhölzern, welche die Stelle der Bogenrippen vertreten. Von weit größerer Wichtigkeit und Ausdehnung sind die geometrischen Arbeiten des Obristlieutenants Lambton, nämlich sein Bericht über die Messung des Bogens des Meridians von 15° 6′ 0″ bis 18° 3′ 45″ Breite als eine Fortsetzung des Bogens 8° 9′ 38″. Diese Rechenschaft mit allen ihren Tafeln füllt nicht weniger als 627 Seiten. Eben so wichtig ist die Rechenschaft [5]) über die trigonometrischen und astronomischen Arbeiten zur Bestimmung der Höhen und Punkte der vorzüglichsten Gipfel der Himalajaberge zwischen den Breiten 31° 53′ 10″ und 30° 18′ 30″ und die Längen 77° 34′ 04″ und 79° 57′ 22″, vom Kapitän Hodgson und Lieutenant Herbert, 200 Seiten stark, mit den nöthigen Plänen und Tafeln. Nach der Tafel der Höhe der Schneegipfel sind dieselben im Durchschnitte über 14,000 Fuß, die höchsten der drey Gipfel von Dschewair, deren mittlerer 28,749 Fuß hoch, der höchste Berg der Erde. Kapitän Hodgson hat auch die schätzbaren Tafeln von Ortsbreiten in Indostan

[1]) XVI. p 397, nach dem Systeme von Mohs (p. 402) beschrieben.
[2]) XV. p. 429. [3]) XIV. p. 476. [4]) XIII. p. 1. [5]) XIV. p. 187.

und in den nördlichen Bergen geliefert [1]); mit der Beobachtung der Länge der Eintauchungen und Austauchungen der Jupiters-Trabanten. Kapitän Webb stattet über die geometrische Aufnahme von Kemaun und die Grundsätze, nach welchen dieselben ausgeführt werden, Bericht ab [2]). Kapitän Grant hat eine Abhandlung geliefert [3]) über eine neue Methode, die Länge aus der beobachteten Entfernung zwischen dem Durchgange von des Mondes beleuchteter Scheibe und der Sonnenscheibe, oder eines oder mehrerer Sterne zu bestimmen. Tytler theilt im arabischen Texte eine Stelle aus dem Ojunol-Hisab (Quellen der Rechnung) mit [4]), als Versuch über das binomische Theorem, in soweit es den Arabern bekannt war. Die erste Kunde hievon nahm er aus dem Chasanetol ilm (Schatz der Wissenschaft), einem vollständigen Systeme von Arithmetik, Algebra und Geometrie, in soweit dasselbe den Arabern und Indern bekannt war, in unseren Zeiten verfaßt von Chan Dschi aus Patra. Dankbarer für gewöhnliche Leser, die nicht als reine Erdmesser bloß Längen, Breiten und Höhen suchen, ist die Entdeckungsreise nach den Quellen des Dschemna und Bhagirathi, d. i. des Ganges, welche Fraser zuerst unternommen [5]), Kapitän Hodgson hierauf mit geometrischer Aufnahme fortgesetzt hat [6]). Das Ursprungsgebiet des Dschemna und Ganges heißt Dschemnotri und Gangotri, und die Hauptquelle des Ganges Bhagirathi. Die Entdeckung der letzten vor Fraser, Europäern eben so unbekannt, als die vom Nil vor Bruce, spornte zu dieser beschwerlichen Reise an; Fraser's Reise ging längs des Dschemna höher hinauf, und je öder das Gebirge, desto mehr bevölkert von Sagen der Götter und Geister. In diesen unwirthbaren Felsenschluchten erheben sich kleine Steinhügel, welche Betörter zu seyn scheinen, und welche der hohe Sitz der Dewatas, d.i. Geister, welche ihr Vergnügen finden, Menschen in diese Wildniß zu verführen (p. 183); die aus der Wildniß wieder zurückgekommen, sind von prophetischem Geiste besessen, und hören in einem Zustande, der zwischen Wachen und Schlafen, Geistergespräche, deren Inhalt auf zukünftige Begebenheiten sich bezieht. Dschemnotri (des Dschemna Urborn), angeblich ein See zwischen vier Schneebergen, wird ob der Gefahr der Lawinen für unzugänglich gehalten; der höchste derselben heißt Benderpach, d. i. des Affen Schweif, weil nach der indischen Sage Hanuman der Affenkönig nach der Eroberung Lanka's (Ceylons), als er das Eiland mittels brenn-

[1]) XIV. p. 153. [2]) XIII. p. 293. [3]) XVI. p. 235. [4]) XIII. p. 456.
[5]) XIII. p. 171. [6]) XIV. p. 60.

barer, an seinen Schweif gebundener Stoffe in Brand gesetzt, seinen Schweif, denselben zu löschen, ins Meer tauchen wollte; aber das Meer machte Gegenvorstellungen zum Besten seiner zahlreichen Bewohner, und er löschte den Schweif in diesem See. Die jährliche Ceremonie, die Götterbilder in den heiligen Fluthen des Dschemna zu waschen, zieht großen Volksauflauf herbey; sie tanzen beym wilden Schalmeyengetöne einen taumelnden Tanz, von schlechtem geistigen Getränke berauscht, das aus einer Art Korn und aus besonderen Wurzeln gebraut wird. Die Männer tanzen den ganzen Tag lang, und erst am Abend mischen sich die Weiber unter sie, und unterhalten Tanz und Rausch bis spät in die Nacht. Dschemnotri ist zugänglicher als Gangotri; der Ort, welcher diesen Namen trägt, ist auf dem Wege dahin durch die Unebenheit des Grundes und gestürzte Felsenmassen den Augen entzogen, bis man dahin kömmt. Ein kleiner Tempel steht dort, der Mat (Mutter), d. i. der Göttin Ganga oder Bhagirati, geweiht; auf der Stelle, wo sie vor Maha Dio kniete.

»Die Scene dieser heiligen Stätte ist würdig der mystischen Heiligkeit, welche derselben zugeschrieben, der Ehrfurcht, womit dieselbe betrachtet wird; hier ist nicht das beschränkte Dunkeit Bhairamghati's, die nackten und spitzen Klippen, welche sich himmelan erheben, stehen an Rauhe und Höhe keinen der früher gesehenen nach; ihre Ruinen liegen in chaotischen Massen zu ihren Füßen, sparsames Gestrüppe bekleidet ihre Nacktheit, selbst die schwarze wilde Biene siedelt sich selten in den tiefen, von der Zeit ausgehöhlten Klüften an; von allen Seiten ist die Aussicht geschlossen, ausgenommen gegen Osten, wo hinter einer Masse von nackten Felsenspitzen vier hohe luftige Schneegipfel aufsteigen, dieß sind die Giebel von Redra Himala« (p. 224).

Von hier aus versuchte Fraser vergebens längs des Stromes, der zwischen Abgründen hervorstürzt, hinanzuklimmen; die Quelle ward als fünf englische Miglien entfernt, vom Tempel aus den Schneemassen hervorquellend, angegeben. Ueber die in Indien verbreitete Volkssage, daß der Ganges aus einem wie ein Kuhmaul gestalteten Felsen hervorquelle, lachte der den Reisenden begleitende Pendit, und erklärte auch eine andere Sage, daß der Ganges von den Blättern oder Wurzeln einer heiligen Birke ausströme, für fabelhaft; doch wußten sowohl er, als die begleitenden Brahmanen und Semindare (Grundpächter) keinen weiteren topographischen Bescheid. Kapitän Hodgson's Aufnahme erstreckte sich über Gangotri hinaus, er vergleicht*) die zweytausend bis dreytausend Fuß hohen Felsen, welche um den Ursprung von Bhagirati thürmen, mit den Ruinen einer

*) XIV. p. 89.

gothischen Kirche von Donnerkeil oder Erdbeben durch einander gestürzt.

»Die großen Cedern (cedar pines), diese gigantischen Söhne des Schnees, säumen diese nackten Felsen ein, und schlagen ihre Wurzeln, wo kaum Erde genug für dieselben vorhanden zu seyn scheint; nur wenige große Fichten sind noch zu sehen, andere Bäume wachsen hier nicht; unter Lawinen von Schnee und Felsen liegen die herrlichsten Cedern zersplittert.«

Hodgson beschreibt den Weg über Gangotri hinaus auf den Felsenhöhen 150 Fuß über dem Flußbette:

»Nur wenige Birken sind zu sehen, aber ein starker Knirpelbaum überzieht den Grund; das rothe, wohlriechende, glänzende Holz desselben scheint das zu seyn, worin die Bleystifte gefaßt sind, das man bisher Ceder genannt; es heißt, wie H. meint, Tschenden (Chunduu). Die Ceder des Libanon heißt in Indien Diodar oder Kailu« [1]).«

Kapitän H. sah die wundervolle Stätte, wo der Ganges unter einem niedrigen Bogen am Fuße eines großen Schneebettes hervorbricht; rechts und links der Fluß mit Schnee und Felsen eingesäumt, aber unmittelbar ober dem Durchbruch erhebt sich eine Schneemauer, dreyhundert Fuß hoch, von gefrornem Schnee, in Schichten einer über den anderen, ein Erzeugniß so vieler Winter im Laufe von Jahrhunderten. Von den Braunen dieses sonderbaren Schneewalles unmittelbar ober dem Durchbruche des Stromes hängen ungeheure Eiszapfen nieder, ein gefrorner Wasserfall, der in der Sonnenhitze des Mittags aufthaut und als Kaskade abstürzt; der Braminen Begleiter erklärte diese Eiszapfen als Mahadewa's Haar. Dieser seltsame Platz ist das Kuhmaul, die erste Erscheinung des Ganges am Tageslicht; weiter hinauf nichts als ein Schneethal, welches den Ursprung des heiligen Flusses nährt, keine vulkanische Spuren, keine Muscheln oder Versteinerungen in diesen Felsen, die aller reiner Granit. Hodgson beschreibt auch Dschemnotri, das Ursprungsgebiet des Dschemna.

Auf der Nordseite dieser Schneealpen, auf deren Südseite der Dschemna und Ganges entspringen, und hierauf erst parallel, dann vereint dem gangetischen Meerbusen zueilen, sind auch die Quellen zweyer Hauptströme des Indus oder Sind, nämlich die Quelle des Ledakflusses und des Setlidsch (Sutledge). Den Lauf des Setlidsch, so weit derselbe britisches Gebiet durchströmt, beschreibt Kapitän Herbert [2]), und fügt bey dieser Gelegenheit ein kurzes Wörterverzeichniß von Kenaweri und Bhitia und von mongolischen Wörtern bey. Metereologische Beobachtungen über das Klima von Subathu

[1]) XIV. p. 89. [2]) XV. p. 339.

(ein kleines Fort 30° 58′ n. Br. und 76° 59′ ö. L., 4204 Fuß ober der See) und Kotgerh hat Lieutenant Gerard gegeben [1]). Eine Beschreibung von Bidschapur gibt Kapitän Sydenham [2]). S. J. Mackintosh, welcher diese in Indien sehr berühmte, in Europa bisher wenig und aus Thevenot sehr unvollständig bekannte Stadt im J. 1808 besuchte, nannte sie das Palmyra Dekkan's; sie war die Hauptstadt der Dynastie Aadilschah, von der noch herrliche Bauten übrig, besonders der Grabdom, die große Moschee; hier sind die Gräber berühmter Fakire, das der Tochter Orengsib's und der Brunnen der Königin Tschend Bibi, der Gemahlin Ali Aadilschah's, welche unter der Regierung Ibrahims II. Ahmedneger so tapfer wider S. Murad vertheidigte. Die ungeheuere Kanone, eine der Merkwürdigkeiten Bidschapur's, welche Maliki Meidan, d. i. Herrscher des Rennplatzes, heißt, ward von Rumichan, einem türkischen Offiziere im Dienste eines Nisamschah's, gegossen, und von Schah Aalemgir im J. 1096 der Hidschret (Hijri) erobert. Heftkendi (sieben Stockwerk) ist ein luftiges Gebäude, worin Aadilschah mit der Tänzerin Rambha abgemalt ist. Der Gerichtshof, Adaletchane (Adawlut-khana), ist am Ende eines 150 Ellen langen, 80 Ellen breiten Hofes; die verschiedenen Abtheilungen des Palastes heißen Mahl (eine Verstümmlung des arabischen Wortes Mahall, d. i. Viertel); alle diese Moscheen, Gräber u. s. w. waren reichlich gestiftet. Als Orengsib Bidschapur eroberte, nannte er die Stadt das Haus des Sieges, Darus-safer (Dar-oo-Zuffur), und seine Tochter, deren Grabmal eines der schönsten Bidschapur's, machte ihm die Bemerkung, daß er sich als Eroberer von der weisen Politik seiner Vorfahren entfernt habe, welche eroberte Königreiche in den Händen unterthäniger Fürsten ließen, und dadurch mit Recht den Titel Könige der Könige verdienten. Eine musterhafte Arbeit ist die geographische, statistische, historische Beschreibung der Landschaft Orissa (275 Seiten stark [3]). Orissa ist das indische Böotien, und schon Abul-Fasl schildert die Bewohner desselben als weibisch und feig; ihre Sitten sind ausgelassen, was der Verfasser (Stirling) wohl mit Unrecht den priapeischen Symbolen des Lingam und der Joni zuschreibt, welche nicht allein in Orissa, sondern durch ganz Indien verehrt werden; er beschreibt die drey barbarischen Bergstämme der Koli, Kand und Sur, die Sprache ist reines Bhascha (Sanskritmundart), die Schrift der gewöhnlichen Hindi oder Nagarazug. Die achtzehn Polizey-

[1]) XV. p. 469. [2]) XIII. p. 433. [3]) XV. p. 163.

distrikte (Thanas) enthalten 11,915 Dörfer, 243,273 Häuser, die drey großen Städte Ketak, Balasor und Puri nicht mit eingerechnet. Unter des Radscha Befehl sind dreyßig Semindarschaften (große Lehen), welche 129 Kilaa, d. i. Schlösser, enthalten [1]). Sehr schätzbar ist die umständliche Auseinandersetzung der verschiedenen Klassen von Lehensgütern, Pachtungen und ihren Eigenthümern oder Pächtern. Semindar (Grundhalter), Tschaudri (Chowdri), Mokaddem (Vorsteher), Rajet (Unterthanen), Kanundschi (Aufseher der Grundgesetze), Aamil (Verwalter), Muteßaddi (Steuereinnehmer), Tealukdar (Talookdar), Besitzer eines Tealluk (rechtlichen Anspruches durch Kaufkontrakt [2]).

Nördlich von Rohilkend (Rohilkund) ist das Gebiet von Kemaun (Kamaoon), dessen statistische Beschreibung W. Traill, der Geschäftsbeauftragte von Kemaun, liefert [3]). Es ist dort eine große Anzahl indischer Tempel, deren vierzig von der englischen Regierung unterhalten werden, deren aber keiner Beschreibung verdient; 9034 Dörfer mit 44,569 Häusern und 289,698 Seelen, ohne die Städtebewohner und die Truppen, mit welchen die Zahl 300,000, auf die Quadratmeile 27¼ Kopf gibt. Der Islam wird hier nur stillschweigend geduldet, das Klostersystem waltet in aller seiner Strenge vor. Der Gebrauch, daß mehrere Brüder ein Weib gemeinschaftlich haben, ist schon lange abgekommen, aber die Witwe des ältern Bruders wird insgemein vom jüngeren geheiratet. Die Sprache ist rein Hindi, ohne persische Mischung. Das Heiligthum von Badarinath in dem Manapaße des Himelaja ist eines der heiligsten der indischen Mythologie; der Rawal, d. i. der Oberpriester, ist von Wesiren, Sekretären und Schatzmeistern umgeben, welche die Verwaltung der Einkünfte des Tempels besorgen. Im J. 1820 waren vom May bis November 27,000 Wallfahrter, deren Gaben über 18,000 Rupien betrugen; 226 Dörfer gehören zum Tempel. Ein anderes, ebenfalls einer Verkörperung des Wischnu geweihtes Heiligthum im Himalaja ist der Tempel von Kedernath, dessen Wallfahrter und Gaben fast dieselben Summen geben, wie die von Badarinath. Die Gesetzgebung, die Prozeßform, der Handel von Kemaun u. s. w. mit Tabellen belegt, das Ganze 104 Seiten stark. Nordöstlich von Rohilkend stößt die Landschaft Nipal (Nipaul), östlich von diesem liegt Bhutan, die Einwohner bekennen die Lehre des Buddha. Ueber die Sprache, Literatur und Religion derselben gibt Hodg-

[1]) XV. p. 230. [2]) XV. p. 250, Muster eines Tealluk. [3]) XVI. p. 137.

son, der Gehülfe des Residenten von Kamandu (der Hauptstadt Nipal's), Bericht [1]). Die Sprache in Nipal, das Newari, ist eine mit der von Bhut oder Tibet verwandte Mundart. Schriftproben werden in acht Steintafeln mitgetheilt. Die heiligen Schriften der Buddhareligion sollen nach der Ueberlieferung der Buddhisten von Nipal ursprünglich 84,000 Bände betragen haben, heute in Setras und Dharmas eingetheilt. Der Grund ihrer Lehre Materialismus und die Behauptung, daß der Mensch seine Fähigkeiten ins Unendliche erweitern könne, das Ende dieser Erweiterung menschlicher Anlagen, die Erhaltung der ewigen Ruhe (Nirritti), welche auf zwey Wegen durch Tapas und Dhyan erreicht wird; das erste ist nicht körperliche Peinigung, sondern bloße Wegwerfung aller äußeren Dinge; das zweyte geistige Betrachtung (in Persien die Lehre der Ssofi). Die Religionslehre in Nipal unterscheidet die himmlischen und irdischen Buddha, jene höhern Menschen, die sich zur himmlischen Vollkommenheit aufgeschwungen, sieben an der Zahl, Manuschi, d. i. die menschlichen, und die letzten Dhyani, d. i. die selbstständigen, genannt, fünf an der Zahl. Hodgson hat der erste das Dunkel, welches trotz der Berichte Kirkpatrick's und Buchanan's über die Buddhareligion herrschte, aufgeklärt, und Horace Wilson erhellet dasselbe noch weit mehr durch die mitgetheilte Uebersetzung drey nipalischer Abhandlungen über die Buddhalehre [2]) mit den beygefügten Abbildungen der fünf Dhyani Buddha's und ihrer fünf Gemahlinnen (Buddha's Sachti) und anderer Gottheiten, als: Sinhini die Löwengottheit, Vyaghrine die Tiegergottheit u. s. w, ein ganz neuer Beytrag zum indischen Pantheon. Eine Beschreibung von Bhutan, der östlich von Nipal gelegenen Landschaft, hat Doktor Scott aus der eines Eingebornen übersetzt [3]). Der regierende Dherma Radscha (verkörperte Gottheit) ist die zehnte oder eilfte Verkörperung, Mensch, Monarch und Gott zugleich; doch besorgt die Regierung der Dib Radscha oder erste Minister mit den Kordschis (Leibwachen?) und Räthen; das ganze Verwaltungssystem mit allen Würden und Aemtern wird beschrieben. Außer dem eingefleischten Gottmonarchen Dherma Radscha verehren sie auch Bilder, und wiederholen unaufhörlich einzelne Gebetformen (om mani peme hun); diese Formel ist in den Pallästen und auf Fahnen geschrieben; sie essen Fleisch (Aas), aber tödten nie ein Thier, beten Rosenkranz, opfern den Göttern wie die Inder, indem sie geläuterte Butter ins Feuer gießen, beugen ihren Kopf aber vor keinem Gottesbild,

[1]) XVI. p. 409. [2]) XVI. p. 450. [3]) XV. p. 128.

weil, sagen sie, die Gottheit überall, und folglich auch in ihrem Kopfe, den sie deßhalb vor keinem Bilde beugen. In Bhutan soll es, nach der Versicherung der Einwohner, nie vom Himmel, sondern aus der Erde blitzen, die Wolken sind nie schwarz, sondern nur neblich, der Regen nur feines Nebelgeriesel. Ueber Asam's Geographie und Bevölkerung hat Kapitän John Bryan Neufville einen Aufsatz geliefert [1]), und die Waffen der Sinh-phos abgebildet, und Charles Paton hat einen historischen und statistischen Umriß der neu eroberten Landschaft Arakan gegeben [2]). Ueber die Alterthümer von Chattischger gibt Jenkin's Bericht [3]), und Wilson begleitet die dort von Steinen und Kupferplatten abgeschriebenen Bemerkungen. Ueber die Ruinen Prambanan's auf Dschawa, welche Tschandi Sewa, d. i. die tausend Tempel, heißen, berichtet John Crawfurd [4]). Von diesen tausend Tempeln stehen noch heute nicht weniger als 213, die kleineren waren augenscheinlich Buddakapellen, der große Tempel dem Mahadiwa gewidmet; auch hinter Prambanan sind weitschichtige Ruinen eines Königspallastes, neunhundert Fuß im Gevierten. Die Tempel von Pambanon ermangeln des Charakters von Größe und Erhabenheit, die Abwesenheit von Pfeilern gibt ihnen schwerfälliges Ansehen, das Innere mehr einem Kerker als einem Tempel gleich; eine merkwürdige Tempelverzierung ist ein Fratzengesicht mit herunterhängenden Kinnbacken, welches an den vorspringendsten Stellen, besonders ober den Schlüsselsteinen der Bögen und an den Ecksteinen, in die Augen fällt; dieses Fratzengesicht ist wirklich höchst merkwürdig für die Geschichte der Baukunst des Mittelalters, da es dasselbe, welches auf so vielen gothischen Kirchen auf Schlüsseln und Ecksteinen in die Augen springt; so auch die Lotos, welche nebst dem Fratzengesicht die häufigste Verzierung der Tempel auf Prambanan als Sinnbild der Parawati oder der Joni (κτεις). Von Thieren kommen auf diesen Tempel-Skulpturen am häufigsten der Löwe und Elephant vor, welche keine Eingebornen von Dschawa. Da diese Skulpturen durchaus sehr anständig, hält Crawfurd dafür, daß die Stifter von Prambanan einem durch Buddhaismus geleiteten Siwakultus angehörten.

Obristlieutenant Wilford hat einen Auszug aus Sanskritwerken über die alte Geographie Indiens gegeben [5]), in welcher sich auch die schon beym Ktesias vorkommende Fabel von den goldbewachenden Greifen findet. Die Ameisen in der Größe

---

1) XVI. p. 331. 2) XVI. p. 354. 3) XV. p. 499. 4) XIII. p. 337. 5) XIV. p. 373.

eines Fuchses erklärt W. als eine Art von Panther, und leitet von dem Dunge desselben, der auf indisch Achir heißt, das arabische Wort Elixir ab!! Man findet in Indien Goldklumpen, welche nach der noch lebenden Sage für das Produkt einer Art fliegender Ameisen gelten. Neue ethnographische Kenntnisse enthält des Lieutenant Trant [1]) Aufsatz über den Stamm Chien, welcher das Dschemegebirge zwischen Ava und Arakan bewohnt. Die Chien sind von ihren birmanischen Nachbarn so dem Aeußeren als der Kleidung nach verschieden; sie wissen nichts von Gott und der Schöpfung, sind Söhne des Gebirgs und haben nur Gefühl für Natur; alles, was nützlich, ist ihnen Gegenstand der höchsten Verehrung; einmal des Jahres versammeln sie sich unter einem dicken, schattenreichen Baume, der Subli heißt, opfern Ochsen und Schweine, erweisen aber zugleich ihrem Viehe, das sie mittreiben, göttliche Verehrung, als dem nützlichsten Gegenstande ihres Haushaltes. Ein anderer Gegenstand ihrer Anbetung ist der Donnerkeil (Meteorstein), der als vom Himmel gefallen, mit einem Stier- oder Schweinsopfer begrüßt, und dann als untrüglicher Talisman aufbewahrt wird. Sterbfälle werden als freudige Begebenheiten durch Feste gefeyert. Ihre Ehen sind durch keine religiösen Ceremonien geheiligt. Die Verführung eines Mädchens vor der Ehe wird mit einem Stiere, wenn das Mädchen aber die Tochter eines Häuptlings, mit drey Stieren gebüßt. Der Mord wird durch Auslieferung von drey Verwandten oder um den Preis von dreyßig Rupien für den Kopf der Ausgelieferten gerechnet, neunzig Rupien gesühnet. Die Weiber und Mädchen tätuiren sich alle die Gesichter; eine Entstellung ehrenvollen Ursprungs von der Zeit her, wo die tatarischen Eroberer die Mädchen alljährlich in ihr Harem raubten. Um der Schändung des Leibes zu entgehen, verschändeten sie sich das Gesicht. Sehr merkwürdig ist Doktor Sherwood's Bericht [2]) über die Mörderzunft der Phansigar oder Würger, die ihren Namen vom indischen Worte Phansi haben, welches einen Fangstrick bedeutet; im nördlichen Indien heißen sie Theg, d. i. Betrüger, im Kanaresischen und in dem Telagu Fangstrickführer. Sie stehlen nie, ohne zu morden, und erwürgten vormals ihre ausersehenen Schlachtopfer zuerst mit dem Fangstricke (Phansi, d. i. die Fange). Es ist ihr Grundsatz, nie einem aus einer angegriffenen Gesellschaft das Leben zu schenken, damit keiner als Zeuge wider sie auftreten könne. Sie greifen nie anders an, als zwey gegen einen; sie zerschneiden den Leichnam, ehe sie denselben begraben, theils denselben unkenntlich zu

---

[1]) XVI. p. 261. [2]) XIII. p. 250.

machen, theils damit derselbe nicht, aufschwellend, den Sand klaffen mache, und dadurch Schakale herbeyziehe, und so die That ruchbar werde. Wiewohl sie heute sich nicht mehr des Fangstricks, sondern schneidender Mordwerkzeuge bedienen, so ist es doch gewiß, daß sie ursprünglich zu Pferde ihre Schlachtopfer mit Fangstricken fiengen Der Verfasser führt die Stellen des Schahname an, wo von Kämpfen die Rede, in denen persische Helden sich des Fangstricks (Kemend) bedienen, aber es ist ihm nicht beygefallen, daß die Phansigar schon im Herodot unter dem Namen der Σαγαρτιοι vorkommen, und daß derselbe ganz genau die Art, wie sie ihre Stricke auswerfen, und damit ihren Mann fangen, beschreibt [1]). Die Ceremonien der Krönung eines indischen Radscha beschreibt Brown; der Verfasser wohnte der Krönung des Radscha von Kolastri zu Madai bey. Nachdem die Kortinen des Staatszeltes aufgezogen worden waren, sangen die Braminen Hymnen, und verrichteten gottesdienstliche Gebräuche; nach einer halben Stunde nahte sich ihm der Oberbrahmane mit einem silbernen Teller in der linken Hand, worauf ungekochter Reis; von diesem streute er mit der rechten Hand dreymal über die Krone des Fürsten, und rief zugleich seine Titel aus. Während dieses Reisstreuens herrschte das tiefste Stillschweigen, und die Stimme des Brahmanen ward vernehmlich gehört; aber sobald das Reisstreuen zu Ende, brach die ganze Versammlung in ein so unbändiges Geschrey aus, daß sich der Verfasser in Milton's Pandämonion versetzt glaubte; nun begann die Anbetung und die Darbringung der Gaben. Zu gleicher Zeit wurden unter die Brahmanen und ihre Gemahlinnen Kleider und Geld ausgetheilt. Die Anbetung besteht darin, daß der Anbetende stehend, seine ausgestreckten Hände an einander gefügt, etwas über die Augen erhebt, dann die Finger niederbeugt; hierauf die Hände acht bis zehn Zoll weit von einander entfernt, dann wieder zusammenfügt, und dieselbe Bewegung mit den Fingern wiederholt; ein sonderbares Schauspiel bey einer so großen Menge. Diese Art, die Hände über die Stirne zu heben, erinnert an manche Anbetungsarten auf ägyptischen Skulpturen, und es scheint fast, daß durch dieses gleichförmige Niederklappen der Finger das Schwingengetöse des Glücks- und Siegesvogels ausgedrückt werden sollte, von dessen Schwingen auf ägyptischen Skulpturen das Haupt der Könige überschattet wird.

Das Feld der indischen Geschichte, das bisher so gänzlich brach gelegen, daß wohl der Zweifel Platz finden mochte, ob

[1]) Herodot, VII. 85. [2]) XIII. p. 311.

dasselbe je urbar gemacht werden würde, hat an dem großen Sanskrit-Philologen, Hrn. Horace Hayman Wilson, einen rüstigen Bearbeiter erhalten; sein Versuch über die indische Geschichte von Kaschmir [1]) (119 Quartseiten stark, und also für sich ein kleines Buch) macht mit den indischen Quellen der Geschichte Kaschmirs bekannt, dessen Name auf indisch Satisaras, als der See Sati's, der Gemahlin Mahadios, erklärt, und die Ableitung des Thales dem heiligen Kasiapa, dem Enkel Bramas, zugeschrieben wird. Dieses Reich Kasiapa's ist wohl beym Herodot schon als die Stadt *Κασπαπυρος* [2]) anzutreffen, und Referent zweifelt nicht, daß das heutige Kaschmir und Herodot's Kaspapyros eines und dasselbe. Die älteste Religion Kaschmir's war unstreitig die ophitische oder Schlangenverehrung, auf welche hernach die Anbetung Siwa's eingeimpft ward. Die Nagas oder Schlangen sind in dem orthodoxen indischen Pantheon eingeschlossen; diese von Wilson (p. 83) bezeugte innigste Verwandtschaft oder Identität des Schlangen- und Siwa-Kultus eröffnet eine neue, den bisherigen Geschichtschreibern der Gnostiker, und namentlich der Ophiten unbekannt gebliebene Ansicht, wodurch die Erklärung des berühmten Abraxa's, des *Γιγαντορηκτωρ* mit den Schlangenfüßen, in der Rechten mit der Geißel, in der Linken mit dem heiligsten Namensschilde *ΙΑΩ*, ursprünglich in dem indischen Schlangen- und Siwa-Kultus zu finden seyn dürfte.

Mythologische Sagen und Stammregister von Dynastien abgerechnet, hat die indische Literatur bisher noch wenig Ausbeute für das Feld der Geschichte gegeben. Die reichsten Quellen haben bisher in Abulfasl und in Firischte den mohammedanischen Geschichtschreibern geströmt, einen großen Theil des letzten hat Dow, aber nicht immer getreu und mit eigenen Zusätzen vermischt, übersetzt; zum ersten Male tritt Firischte [3])

---

[1]) XV. p. 1. [2]) Herodot III. p. 102 und IV. 44.

[3]) Daß فرشته (Firischte, ein Engel) der Name unseres Geschichtschreibers, so und nicht anders ausgesprochen werden müsse, davon liegen die unwiderlegbarsten Beweise in mehreren persischen Wörterbüchern gedruckt vor; denn es heißt im Siebenm., Bd. IV. S. 72 بکسر اول و رای مهمله, d. i. F nach J und R, im Burhani katii, Konstantinopolitaner Ausgabe S. 595 unter باب مکسور, und im Meninski eben so; dennoch schreibt der über alles, was er nicht weiß (und nicht weiß, daß er nicht weiß; siehe Fundgruben, Bd. VI. S. 251) ex cathedra absprechende Herr Hamaker Ferischta,

hier in vollständiger Uebersetzung aus dem Persischen durch John Brigg's ans Licht, das schätzbarste Grundwerk der neueren indischen Geschichte. Mohammed *) Kasim Hinduschah, beygenannt Firischte, d. i. der Engel, ein geborner Perser von Astrabad, kam unter der Regierung Murtesa (Moortuza) Nisamschah's nach Dikhen (Deccan) in die Stadt Ahmedneger (Ahmudnuggur), wo er mit dem Prinzen Miran Husein Nisamschah ums Jahr 1587 studirte. Nach der

---

und dieses S. 22 seiner französischen Schmähschrift, welche ihm, wie er selbst in der Einleitung bekennt, von der Redaktion des Journal Asiatique zurückgesendet worden, weil diese dieselbe mit allen den Grobheiten nicht abdrucken wollte, durch die Haymaker mit bleyernem Flegel philologisches Heu und historische Spreu drischt. Er bekennt, daß die Redaktion die Weglassung der Unbilden gefordert habe: »si *je voudrais* (so schreibt Hr. Hamaker französisch) adresser ma réponse à la Société« (p. 4). In dieser Broschüre von 54 Seiten sind nur ein paar türkische Stellen, und diese bezeugen die größte Unkunde türkischer Grammatik und Geographie; weil er بوكلدوب (Il les fit replier) nicht versteht, entscheidet er (S. 42) que cela ne signifie rien, und will dafür lesen بوكا كلوب, mit vorhergehendem Akkusativ علاء الديني بوكا كلوب Das Wort Ja Erenler (o ihr Männer!), das Wort Eren ist das griechische ειρην, was ich mit amis! übersetzt, meint er, hätte ich als Jaranler gelesen, was, wenn ein zweytes Elif vorhanden wäre, möglich, und erst dann nicht unrichtig seyn würde, weil der türkische Sprachgebrauch vielen persischen Pluralen den türkischen beyfügt, als Ridschaller, Chodschajanler, Ulemaler, weil man auch Ein Chodschajan, Ein Ulema, Ein Ridschal sagt; nach ihm wäre hier يارنلر participe pluriel du verbe turc يارمق etre plein de vigeur et de courage; es gehört wirklich viel frischer Muth dazu, so was ins Blaue hinein zu erfinden. Endlich übersetzt er Seite 13 die Stelle: اودكو كلمك حصاريني اوج (اوج) ايدنديلر, elles saccagèrent le château d'Oudgounel, dieses Schloß ist in Bratutti's Uebersetzung Seadeddin's S. 67 richtig mit Città d'Odghionlich übersetzt. Hr. H., der aber vom Schlosse Odgunlik nichts weiß, sieht dasselbe für einen Genitif an, und macht daraus das Schloß Oudgounel, dann wirft er dem Verfasser der osmanischen Geschichte vor: qu'il a lu et extrait avec tant de négligence, qu'on cherche envain dans son livre le nom d'Oudgounel. Wir grüßen Hrn. Hamaker den Schloßherrn von Oudgounel.

*) Ganz unduldbar ists, daß ein Orientalist wie Briggs im Englischen noch immer Mahomed statt Mohammed schreibt.

Ermordung des Prinzen, seines Studiengenossen, begab er sich nach Bidschapur, wo er im J. 1596 die Geschichte der Könige von Bidschapur schrieb, acht Jahre hernach Begleiter der Prinzessin Begum Sultan von Bidschapur nach Ahmedneger, später Botschafter an den Großmogol Dschihangir (Jehangeer), dem Nachfolger Schah-Ekber's oder Akbar's (Akbur), dessen Sohn Daniel der Gemahl der Prinzessin von Bidschapur; er scheint sein Werk ums Jahr 1611 vollendet zu haben. Den großen Gedanken, die Geschichte moslimischer Macht in Indien zu schreiben, hat er glücklich ausgeführt, 35 Quellen nennt er im Vorberichte, und der Uebersetzer fügt noch die Titel von zwanzig anderen hinzu, die Firischte unter den Quellen nicht aufführt, deren aber im Verlaufe des Werkes Erwähnung geschieht. Firischte's Werk umfaßt in zwölf Abtheilungen die Geschichte: 1) der Könige von Ghisni (bisher Ghasna gesprochen) und Lahor, 2) der Könige von Dehli, 3) von Dikhen (Deccan), 4) von Gudschurat (Guzerat), 5) von Malwa, 6) von Kandeisch, 7) von Bengal und Behar, 8) von Multan, 9) von Sind, 10) von Kaschmir, 11) einen Bericht von Malabar, welchem 12) nach dem Vorberichte die Geschichte der Heiligen in Indien folgen sollte, statt dessen aber zum Schlusse sehr kurze Uebersicht von Indien überhaupt gegeben wird. Der Forscher morgenländischer Geschichten findet hier zwar viele, ihm schon aus anderen Quellen bekannte große Herrscher, lernt aber doch noch weit mehr andere kennen. Die Thaten der großen Herrscher von Ghisni, Sebuktegin's (Subooktugeen), des Eroberers Mahmud's und Mesuud's werden mit der größten Umständlichkeit erzählt, so auch die Geschichte der Könige von Dehli, die Mohammed Ghuri's, Kutbeddin (Kootb-ood-deen!), Ibek's (Eibuk), der Sultanin Rusie Begum, Alaeddin (Alla-ood-deen!) Childschi's, Ghaiaßeddin (Gheias-ood-deen!) Thoghluk's, Timur's Eroberung, dann die großen Herrscher seines Hauses, Baber, Hamajun und Ekber, der größte (wie es sein Name besagt) von allen. Die Geschichte der Könige von Dikhen wird in sechs Abschnitten abgehandelt, nämlich 1) die Dynastie Behmeni (Bahmung), deren berühmtester Firusschah Behmeni; 2) die Dynastie der Könige von Bidschapur Aadilschahi, unter denen Ibrahim Aadilschah, der Beschützer Firischte's, welcher keine Kosten zur Herbeyschaffung der zur Schreibung der Geschichte nöthigen Quellen scheute, die Hauptfigur; 3) die Dynastie der Nisamschahi zu Ahmedneger, deren berühmtester Burhan Nisamschah; 4) die Dynastie Kutbschahi von Golkonda, 5) die Dynastie

Imad-schahi von Berar; 6) die Dynastie Berid-schahi von Beider. Die Geschichte dieser sechs Dynastien der dritten Abtheilung ist der eigentliche Kern der Geschichte Firischte's, und im Verhältnisse mit der ausführlichen Behandlung derselben sind die folgenden sieben Abtheilungen (der Könige von Gudschurat, Malwa, Kandeisch, Bengal, Multan, Sind und Kaschmir) nur dürftig und unvollständig abgefertigt.

Da dieses Werk, als indische Geschichtsquelle, gewiß Uebersetzer finden wird, hält sich Recensent verpflichtet, dieselben vorzüglich auf die monstrose Orthographie des englischen Uebersetzers und die noch weit wesentlicheren Irrthümer seiner Berechnung der Daten aufmerksam zu machen. Von vielen Wörtern hat Briggs augenscheinlich nie die Aussprache gehört, weil er dieselben sonst nie so verkehrt hätte schreiben können; so schreibt er z. B. die Uebersetzung Jemini's Turjooma Yemni, was Terdschumet Jemini heißen soll. Die Dichter Anßari und Asari schreibt er Ounsurry und Ouzery! Das Wort Memalik, d. i. die Länder, staltet er in die falsche Form Meomalik und Mesud in Musaood (I. p. 89) um; aus Tabakat (die Klassen) macht er Tubkat; das englische U ist bey ihm bald als E und bald als A zu lesen; so schreibt er Dewlet als Dowlut und Abu-naßr als Aboo-nusr, eben so würde er den Adler (Nesr) schreiben; das Wort Kaißar (Caesar) schreibt er Kysur. Firischte bemerkt bey dieser Stelle (I. p. 53), daß dieses Wort gleichbedeutend mit dem indischen Radscha, mit dem tatarischen Schar, der Name der Herrscher von Ghardschistan. Dieses Zeugniß spricht neuerdings für das uralte Daseyn des Wortes Czar in den orientalischen Sprachen; zwar behaupten slavische Etymologen nicht ohne Gründe, daß das Wort Czar eine bloße Zusammenziehung des Wortes Caesar sey, aber die Czarin scheint schon in der *Zαρινη* Herodot's, der Herrscherin der Saken, vorlängst da gewesen zu seyn *). In dieser Geschichte Firischte's finden sich so manche Anekdoten, welche türkische oder

*) Senkowski, der in seiner Schmähschrift: lettre de Tutundju-Oglu Mustafaaga, die asiatische Ableitung des Wortes Czar lächerlich machen will, kann sich sowohl hierüber, als über Fuladi aus Firischte eines Besseren belehren, wenn er anders belehrbar ist. Der Name Fuladi, den er für einen Akkusativ hielt, und der ihm so komisch dünkte, daß er aus demselben einen Schimpfnamen machen zu können glaubte, lese in Firischte (IV. p. 156): and Sheer Khan *Folady* of Puttun came to reside at the capital, also Fuladi (der Stählerne) ist eben sowohl ein eigener Name, als Fulad (Stahl), und hiermit ist durch den Stählernen der Steinerne zermalmt.

europäische Geschichtschreiber anderen Fürsten angeheftet haben, so z. B. die des Königs, welcher auf die Klage eines armen Mannes über die Schändung seiner Ehre durch unbekannten Mächtigen mit dem Schwerte und ohne Licht sich ins Haus des Klägers begab, um den Schuldigen zusammenzuhauen, ohne Rücksicht ob es ein Verwandter des Königs (I. p. 87). Aehnliches erzählen osmanische Geschichten von Mohammed II. und seinem Sohne Mustafa. Mesud's goldenen, mit Edelsteinen besetzten Thron überschwebte eine goldene Krone, die siebzig Menn (135 Pfund) wog (I. p. 106). Ein Seitenstück zur Plünderung Matra's durch Schah Mahmud (20 Millionen Drachmen von Gold und Silber, über 416,666 L. Sterling) ist Mewdud's (Modood) Zerstörung des großen Tempels von Negrekot (I. p. 18). In dem Heiligthume von Negrekot wurde die Zukunft aus Träumen gedeutet, wie vormals in den Tempeln des Serapis; der Pilger, nachdem er den von den Brahmanen gegebenen Schlaftrunk genommen, schlief auf der Tempelflur, und ließ sich beym Erwachen seine Träume auslegen (I. S. 119); Mesud II. war ein Schönschreiber, von dessen Hand Korane zu Mekka und Medina (I. p. 137); Beiram, der Sohn Mesud's III., ein Freund der Wissenschaften und Gelehrten, welchem Nisami und Seid Hasan von Ghasna ihre Werke widmeten, und unter welchem das unter dem Namen der Fabeln Bidpai's berühmte Werk Kelile we Dümne (Kuleel-oo-Dumna) ins Persische übersetzt ward. Noch ärger, als den Namen dieses Werkes, verstümmelt der englische Uebersetzer den Namen des arabischen Ibn Mokaffaa in Ibn-ool-Mukba, den von Husein Waif in Hasan (Hussun) u. s. w. Unter den Herrschern von Dehli leuchtet die große Frau Rusije Begüm und Ghajaßeddin Belben vor, der letzte einer der prächtigsten Herrscher Indostans, seine Staatselephanten waren mit Purpur und Goldstoff gedeckt, seine tausend tatarischen Leibwachen ritten die schönsten arabischen und persischen Stuten mit silbernem Zaum und Zügel und reich gestickten Schabraken (I. p. 252). Zweymal lud er den weisen Saadi an seinen Hof, der die Einladung ausschlug, aber als Gegengeschenk ihm seine Werke sandte; Belben, selbst Verfasser einer Anthologie von 20,000 Distichen. Der große Dichter Emir Chosrew (Khoosrow) von Dehli war sein Hofmeister, der ihn mit anderen Gelehrten auf dem Zuge nach Lahor begleitete. Firischte gibt (I. p. 266) dessen politisches Testament. Sein Nachfolger Keikubad umgab sich mit Sängern, Musikanten und Schalksnarren, leidenschaftlich für eine schöne Tänzerin entzündet (I. p. 280). Von der Childschi-Dynastie, welche auf dem Throne von Dehli saß, war Dsche-

laleddin Firus der Gründer eben so prächtig als mächtig, unter ihm ward Sidi Molla hingerichtet, ein frommer Mann, dessen Reichthümer und Wohlthätigkeit so groß, daß er zwölftausend Leser des Korans unterhielt, und ohne Anstand zwey= bis dreytausend Goldstücke ausgab, um Abkömmlingen edler Familien aus der Noth zu helfen (I. p. 297). Alaeddin Childschi war ein Gesetzgeber, welcher allen Kauf und Verkauf Satzungen unterwarf, die Münzen und Gewichte seines Reichs regelte (I. p. 360); aber ein Tyrann, der dreytausend Kriegsgefangene von Elephanten zu Tode treten ließ nach dem Gebrauche damaliger Zeit *); funfzehntausend verabschiedete neu bekehrte mohammedanische Mongolen, welche eine Verschwörung brauten, wurden an Einem Tage in Dehli's Straßen ermordet, ihre Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht: doch erhoben sich von allen Seiten Palläste, Moscheen, Universitäten, Bäder, Mausoleen, Festungen wie durch einen Zauberschlag, nie ward ein solcher Zusammenfluß von gelehrten Männern gesehen; 45 Gelehrte des ersten Ranges waren Professoren seiner Schulen, an seinem Hofe glänzte eine Pleias großer Dichter (I. p. 377). Was Alaeddin Childschi, der Gesetzgeber, Weises verfügt, zerstörte die Thorheit Mubarek Childschi's; an Einem Tage leerte er die Gefängnisse von siebzehntausend Gefangenen, und schaffte die Satzungen seines Vaters ab, sich selbst den größten Ausschweifungen überlassend; auf ihn folgen die sieben Toghluk, unter deren letzten die Eroberung Indostan's durch Timur Statt hatte. Mohammed Toghluk vereinte um sich die gelehrtesten Männer Asiens, welche mit Ehren und reichen Gaben beladen in ihr Vaterland zurückkehrten; er war der beredteste und gebildetste Fürst seiner Zeit (1325), seine Briefe wahre Muster; in der Physik, Logik, Astronomie, Mathematik, die tief gelehrt; er studierte die Philosophie der Griechen, und hielt auf dem Throne metaphysische Disputationen, nicht minder tapfer im Felde, als gesellschaftlich durch häusliche Tugenden; aber bey allen seinen guten Eigenschaften ein blutdürstiger Tyrann; keine Woche verging ohne die Hinrichtung eines der frommen und gelehrten Männer seines Hofes (I. p. 12). Er ist der Eroberer von Himatschel (Homachul) oder Nipal; er empfing Botschaften vom Chalifen, auf dessen Namen er Münzen schlug, und dessen Namen er sogar auf alle seine Kleider und Hausgeräthe sticken ließ (I. p. 426). Sein Reichsgeschichtschreiber Siaeddin Berni (Burny) stellte ihm vor, daß die zahlreichen Empörungen das Werk seiner Strenge. »Du bist,« sagte Mohammed Toghluk, »ein großer

*) According to the costum of the times. I. p. 334.

Geschichtschreiber und Gesetzgelehrter, sage mir, in wie viel Fällen die Todesstrafe erforderlich.« Der Geschichtschreiber antwortete, derselben unterliegen folgende sieben: 1) Abtrünnige vom Glauben, 2) Vergießer unschuldigen Blutes, 3) doppelte Ehebrecher, 4) Rebellen, 5) ungehorsame Beamte, 6) Diebe, 7) Verdreher des Gesetzes. »Wie viele,« fragte der König weiter, »von diesen sieben erwähnt der Koran als der Todesstrafe verfallen.« Nur drey, antwortete der Geschichtschreiber, nämlich Abtrünnige, Vergießer mohammedanischen Blutes und doppelte Ehebrecher; die anderen vier aber hinzuzuzählen, erheischt die gute Polizey. »Mag seyn,« sagte der König, »aber die Menschen sind seitdem viel schlimmer geworden.« Seines Nachfolgers Firus Toghluk Regierung zeichnet sich vor allen andern durch die Zahl öffentlicher Bauten aus; 50 Dämme, 40 Moscheen, 30 hohe Schulen, 20 Palläste, 100 Karawanseraien, 200 Städte, 30 Wasserbehältnisse zur Bewässerung des Landes, 100 Spitäler, 5 Mausoleen, 100 öffentliche Bäder, 100 Denksäulen, 10 öffentliche Brunnen und 50 Brücken. Unter seinem zweyten Nachfolger Mahmud Toghluk hatte Timur's Eroberung Statt, die aber nicht nur minder ausführlich, als von Scherefeddin Jesdi beschrieben, von diesem besonders in Hinsicht auf die Daten kontrollirt wird. Bey kritischer Vergleichung der Daten von beyden zeigt sich, daß Scherefedin von Jesd die richtigeren Angaben enthält. Dieser gibt die Schlacht unmittelbar vor Dehli am 7. Rebiulachir 801 an einem Dinstage an, der 7. Rebiulachir 801 war der 17. Dezember 1398, richtig ein Dinstag, während der 7. Dschemasiulewwel, welchen Firitsche angibt, ein Freytag. Recensent kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit zu bemerken, wie alle Chronologie moslimischer Geschichten durch die falschen Berechnungen ihrer Uebersetzer bisher im Argen liegt, und wie nöthig eine allgemeine Revision der bisherigen Uebersetzungen orientalischer Geschichtswerke sey, wenn dieselbe hinsichtlich der Daten als verläßliche Quellen dienen sollen. In den ältesten so wie in den neuesten Werken sind fast alle Daten falsch gerechnet; in den beyden berühmten Geschichten der beyden großen Eroberer Timur und Nadirschah, jene von Petis de la Croix, diese von Sir William Jones übersetzt, sind fast alle Daten durchaus falsch berechnet. Wir überlassen die richtige Berechnung derselben, da sie uns hier nichts angeht, französischen und englischen Orientalisten zur Herstellung der Glaubwürdigkeit ihrer berühmten Landsleute, müssen aber, so langweilig und zeittödtend auch diese Arbeit zur Bewährung des Gesagten unsere Recensentenpflicht an dem vorliegenden Werke üben, sey es auch nur zum Behufe der Uebersetzer desselben, um

nicht durch blindes Nachschreiben der irrigen Datenberechnung des englischen Uebersetzers chronologische Irrthümer zu vermehren. Es folgen daher die ausgeworfenen Daten des vorliegenden Werkes mit ihrer falschen und richtigen Berechnung. (I. S. 84) 23. Rebiulach 421 = 29. April, ist der 30. April 1030. (I. S. 95) 1. Ramasan 421 = 23. September 1030, ist der 2. September. (Eben da) 3. Schewwal = 26. Okt. 1030, ist der 4. Okt. 1030. (I. S. 129) 1. Schaaban 441 = 26. Dezember 1049 ist also der 29. Dez. 1049. (I. S. 185) 2. Schaaban 602 = 14. März 1206 ist richtig, und gleich darauf (I. S. 187) 22. Schaaban 602 = 3. April 1206! ist der 14. März 1206. (I. S. 211) 20. Schaaban 633 = 30. April 1236 ist der 29. April. (I. S. 215) 18. Rebiulewwel 634 = 19. Nov. 1236 ist richtig. (I. S. 221) 4. Rebiulewwel 637 = 24. Okt. 1239 ist der 4. Okt. 1239. (I. S. 222) 25. Rebiulewwel 637 = 14. Nov. 1239 ist der 25. Okt. 1239. (I. S. 223) 27. Ramasan Montag 637 = 21. April 1240 ist richtig, aber der 21. April des Jahres 1240 (Sonntagsbuchstabe G) war ein Sonnabend, so daß die Angabe Firischte's entweder dem Datum oder dem Wochentage nach falsch; ob der 21. April ein Montag, hätte der Uebersetzer sich doch die Mühe nehmen sollen nachzusehen. (I. S. 224) 17. Ssafer 638 = 8. Septemb. 1240 ist der 7. Sept. 1240. (I. S. 225) 16. Dschemasiulachir 639 = 22. Nov. 1241 ist der 22. Dez. 1241. (I. S. 227) 8. Silkide Montag 639 = 10. May 1241 ist richtig, aber Firischte's Angabe, daß es ein Montag, falsch, denn der 10. May des Jahres 1241 (Sonntagsbuchstabe F) war ein Sonnabend. (I S. 238) 6. Schaaban 646 = 25. Nov. 1247 ist der 24. Nov. 1248. (I. (S. 316) 17 Ramasan 695 = 19. Julius 1295 ist der 19. Julius 1296. (I. S. 461) 3. Ramasan 790 = 23. Okt. 1388 ist der 5. Sept. 1388. (I. S. 469) 20. Silhidsche 792 = 27. Nov. 1389 ist der 29. November 1390. (I. S. 470) 5. Rebiulewwel 792 = 21. Februar 1390 ist richtig. (I. S. 471) 2. Dschemasiulewwel 792 = 18. April 1390 ist richtig. (I. S. 477) 17. Rebiulachir 796 = 19. Febr. 1394 ist richtig. (I. S. 482) 1. Moharrem 799 = 4. Okt 1396 ist der 5. Okt. 1396. Es scheint hieraus, daß der Uebersetzer sich der Tafeln Deguignes bedient, welcher den Tag der Hidschret durchaus um einen Tag zu früh berechnet; wenn so, so sind alle die oben und unten noch als richtig ausgezeichneten Daten nur durch einen feinigen Rechnungsfehler richtig, weil nach den Tafeln Deguigne's dieselben alle um einen Tag weniger angesetzt seyn müßten. (I. S. 482) 12. Moharrem 801 = 12. Sept. 1398 ist der 24. Sept. 1398. (I. S. 491) 5. Dschemasiulewwel 801 = 13. Jänner 1398 ist der 13. Jänner 1399. (I. S. 493) 16. Dschemasiulewwel 801 =

14. Jänner 1398 = 24. Jänner 1399!! um nichts weniger als um ein Jahr und zehn Tage gefehlt. (I. S. 502) 19. Dschemasiulewwel 808 = 18. Nov. 1405 = 12. Nov. 1405. (I. S. 505) 15. Rebiulewwel 817 = 4. Junius 1416 ist der 4. Junius 1414. (I. S. 511) 20. Dschemasiulewwel 822 = 18. Julius 1419 ist der 14. Junius 1419. (I. S. 512) 17. Dschemasiulewwel 824 = 20. May 1421 ist richtig. (I. S. 514) 11. Schewwal 824 = 8. Oktober 1421 ist der 9. Okt. 1421. (I. S. 520) 7. Dschemasiulachir 830 = 21. März 1426 ist der 5. April 1427. (I. S. 521) 15. Schaaban 831 = 29. May 1427 ist der 30. May 1428. (I. S. 525) 4. Ramasan 833 = 29. May 1430 ist der 27. May 1430. (I. S. 527) 1. Dschemasiulewwel 835 = 3. Jänner 1432 ist der 5. Jänner 1432. (I. S. 529) 17. Rebiulewwel 839 = 10. Okt. 1435 ist richtig. (I. S. 530) 9. Redscheb 839 = 28. Jänner 1435 ist der 28. Jänner 1436. (I. S. 534) 30. Ramasan 839 = 15. April 1435 ist der 17. April 1436. (I. S. 535) 8. Moharrem 840 = 23. Julius 1436 ist richtig. (I. S. 578) 6. Dschemasiulewwel 907 = 17. Nov. 1501 ist richtig. (I. S. 579) 3. Ssafer 911 = 5. Julius 1505 ist der 6. Julius 1505. (I. S. 585) 7. Silkide Sonntag 923 = 14. Dez. 1517 ist der 21. Nov. 1517; abermals der Wochentag oder der Monatstag von Firischte falsch angegeben, denn der 21. Nov. des Jahres 1517 (Sonntagsbuchstabe D) war ein Sonnabend. Hätte der Uebersetzer nachsehen wollen, würde er gefunden haben, daß auch der 14. Dezember in diesem Jahre kein Sonntag, sondern ein Montag war. (I. S. 592) 24. Silhidsche Donnerstag 923 = 6. Febr. 1518 ist der 7. Jänner 1518; der 24. Silhidsche 923, d. i. der 7. Jänner 1518, war richtig ein Donnerstag, der 6. Februar aber desselben Jahres ein Sonnabend, was der Uebersetzer abermals leicht hätte ausfinden können. — (II. S. 25) 1. Moharrem 911 = 3. Junius 1505 ist der 4. Junius 1505. (II. S. 26) 8. Dschemasiulachir 912 = 24. Sept. 1506 ist der 26. Okt. 1506. (II. S. 29) 4. Silkide 913 = 7. März 1508 ist der 6. März 1508. (II. S. 33) 15. Redscheb 917 = 9. Okt. 1511 ist der 8. Okt. 1511. (II. S. 41) 1. Ssafer 932 = 15. Nov. 1525 ist der 17. Nov. 1525. (Eben da) 1. Rebiulewwel 932 = 15. Dez. 1525 ist der 16. Dez. 1525 (II. S. 44) 10. Redscheb 932 = 20. April 1526 ist der 22. April 1526. (II. S. 46) 12. Redscheb 932 = 22. April 1526 ist der 24. April 1526. (Eben da) 22. Redscheb 932 = 2. May 1526 ist der 4. May 1526. (II. S. 48) 29. Redscheb 932 = 9. May 1526 ist der 11. May 1526. (II. S. 55) 9. Dschemasiulachir 933 = 21. März 1526 ist der 13. März 1527. (II. S. 59) 29. Silhidsche 934 = 12. Sept. 1528 ist der 14. Sept. 1528. (II. S. 61) 5. Moharrem 935 = 19. Sept. 1528 ist

richtig, aber Firischte irrig, daß es ein Freytag, es war ein Sonnabend (Sonntagsbuchstabe D). (Eben da) 23. Ssafer 935 = 7. Nov. 1530 ist der 6. Nov. 1528; diese Nachläßigkeit ist so größer, da dieses Datum von dem vorigen nur sieben Wochen verschieden, mit demselben auf derselben Seite steht. (II. S. 62) 8. Rebiulewwel 935 = 20. Nov. 1530 ist der 20. Nov. 1528. (II. S. 64) 5. Dschemasiulewwel 937 = 24. Dez. 1530 ist der 25. Dez. 1530. (II. S. 83) 8. Ssafer 943 = 27. May 1536 ist der 27 Julius 1536. (II. S. 90) 10. Moharrem 947 = 17. May 1540 ist richtig. (II. S. 95) 5. Redscheb 949 = 14. Okt. 1542 ist der 15. Okt. 1542. (II. S. 157) 7. Moharrem 952 = 21. März 1545 ist richtig. (II. S. 160) 10. Ramasan 952 = 26. Okt. 1545 ist der 15. Nov. 1545. (II. S. 169) 21. Silkide 958 = 19. Nov. 1551 ist der 20. Nov. 1551. (II. S. 176) 29. Redscheb 962 = 18. Junius 1555 ist der 19. Junius 1555. (II. S. 177) 5. Rebiulewwel 963 = 19. Jänner 1556 ist der 18. Jänner 1556. (Eben da) 7. Rebiulewwel 963 = 21. Jänner 1556 ist der 20. Jänner 1556. (II. S. 178) 11. Rebiulewwel 963 = 25. Jänner 1556 ist der 24. Jänner 1556. (II. S. 182) 2. Rebiulachir 963 = 15. Febr. 1556 ist der 14. Febr. 1556. (II. S. 188) 2. Moharrem 964 = 5. Nov. 1556 ist richtig. (II. S. 192) 25. Dschemasiulachir 965 = 9. April 1558 ist der 14. April 1558. (II. S. 224) 14. Dschemasiulewwel 974 = 28 Nov. 1566 ist der 27. Nov. 1566. (II. S. 228) 1. Silhidsche 974 = 6. Junius 1566 ist der 9. Junius 1567. (II. S. 233) 22. Ramasan 976 = 17. März 1569 ist der 10. März 1569. (Eben da) 17. Rebiulewwel 977 = 2. Sept. 1569 ist der 30. August 1569. (II. S. 234) 3. Moharrem 978 = 7. Junius 1570 ist richtig. (Eben da) 1. Ssafer 979 = 24. Junius 1571 ist der 25. Junius 1571. (II. S. 235) 2. Dschemasiulewwel 980 = 9. Sept. 1572 ist der 10. Sept. 1572. (II. S. 240) 2. Ssafer 981 = 4. Junius 1573 ist der 3. Junius 1573. (II. S. 247) 9. Redscheb 983 = 12. Okt. 1575 ist der 14. Okt. 1575. (II. S. 248) 15. Rebiulachir 983 = 23. Julius 1575 ist der 24. Julius 1575. (II. S. 252) 2. Ssafer 989 = 6. März 1579 ist der 8. März 1581. (II. S. 253) 7. Ssafer 989 = 11. März 1579 ist der 13. März 1581. (Eben da) 14. Ssafer 989 = 18. März 1579 ist der 20. März 1581. (Eben da) 19. Ramasan 989 = 12. Okt. 1579 ist der 17. Okt. 1581. (II. S. 263) 20. Moharrem 998 = 19. Nov. 1589 ist der 29. Nov. 1589. (II. S. 272) 1. Redscheb 1004 = 17. Febr. 1596 ist der 1. März 1596. (II. S. 290) 24. Rebiulachir Freytag 748 = 12. August 1347 ist der 3. August 1347; der 3. August ist richtig ein Freytag, Sonntagsbuchstabe G., der 12te aber ein Sonntag. (II. S. 297)

1. Rebiulewwel 759 = 10. Febr. 1358 ist der 11. Febr. 1358. (II. S. 315) 14. Silkide 767 = 22. August 1366 ist der 23. Julius 1366. (II. S. 326) 19. Silkide 776 = 21. März 1375 ist der 21. April 1375. (II. S. 341) 17. Silhidsche 779 = 14. April 1378 ist der 16. April 1378. (II. S. 344) 21. Moharrem 780 = 19. May 1378 ist der 20. May 1378. (II. S. 352) 21. Redscheb 799 = 20. April 1397 ist richtig. (II. S. 355) 17. Ramasan 799 = 9. Junius 1396 ist der 14. Junius 1397. (II. S. 360) 23. Ssafer Donnerstag 800 = 15. Nov. 1397 ist ganz richtig. (II. S. 396) 5. Schewwal 825 = 15. Sept. 1422 ist der 22. Sept. 1422. (Eben da) 15. Schewwal 825 = 25. Sept. 1422 ist der 2. Okt. 1422. (II. S. 417) 28. Redscheb 838 = 19. Febr. 1435 ist der 27. Febr. 1435. (II. S. 424) 1. Moharrem 840 = 15. Julius 1436 ist der 16. Julius 1436. (II. S. 464) 28. Silkide 865 = 3. Sept. 1461 ist der 4. Sept. 1461. (II. S. 476) 13. Silkide 867 = 29. Jul. 1463 ist der 30. Jul. 1463. (II. S. 509) 5. Ssafer 886 = 5 April 1481 ist richtig. (II. S. 518) 1. Ssafer 887 = 24. März 1482 ist der 22. März 1482. — (III. S. 37) 1. Ssafer 917 = 29. April 1511 ist der 30. April 1511. (III. S. 71) 16. Ssafer 941 = 6. Sept. 1534 ist der 27. August 1534. (III. S. 126) 20. Dschemasiulewwel 972 = 26. Dez. 1564 ist der 24. Dez. 1564. (III. S. 177) 9. Ramasan 1002 = 12. May 1593 ist der 29. May 1594. (III. S. 184) 20. Schaaban 1003 = 18. May 1596 ist der 30. April 1595. (III. S. 187) 13. Moharrem 1004 = 9. Sept. 1596 ist der 18. Sept. 1795. (III. S. 197) 3. Redscheb 895 = 28. May 1490 ist der 23. May 1490. (III. S. 271) 10. Dschemasiulewwel 997 = 15. März 1588 ist der 27. März 1589. (III. S. 287) 18. Schaaban 1003 = 15. May 1594 ist der 28. April 1595 (III. S. 293) 10. Silhidsche 1003 = 6. August 1594 ist der 16. August 1595. (III. S. 297) 25. Moharrem 1004 = 18 Sept. 1595 ist der 30. Sept. 1595. (III. S. 298) 23. Rebiulachir 1004 = 14. Dez. 1595 ist der 26. Dez 1595. (Eben da) 27. Rebiulachir 1004 = 17. Dez. 1595 ist der 30. Dez. 1595; hier ist auf derselben Seite der 23. R. A. als der 14te und der 27ste als 17 Dezember berechnet! müßte wenigstens der 18te seyn. (III. S. 301) 1. Redscheb Nacht von Dinstag 1004 = 20. Februar 1590 ist der 1. März 1596; der 1. März dieses Jahres (Sonntagsbuchstabe G. F.) ist aber ein Freytag und kein Dinstag, so daß Firischte's Angabe unrichtig. (III. S. 308) 18. Dschemasiulachir 1005 = 26. Jänner 1597 ist der 6. Februar 1597. (III. S. 349) 9. Silhidsche 909 = 23. März 1504 ist der 24. May 1504. (III. S. 351) 24. Silhidsche 912 = 12. May 1507 ist der 7. May 1507. (III. S. 371) 16. Ssafer 941 = 27. Aug. 1534 ist richtig.

(III. S. 377) 2. Dschemasiulachir Sonntag 940 = 4. Sept. 1543 (Druckfehler für 1533) ist der 19. Dez., der 19 Dez. ist aber kein Sonntag, sondern ein Freytag (Sonntagsbuchstabe E). (III. S. 413) 20. Dschemasiulewwel 972 = 26. Dez. 1564 ist der 24. Dez. 1564. (III. S. 414) 20. Dschemasiulachir 972 = 25. Jänner 1565 ist der 23. Jänner 1565. (III. S. 415) 14. Ramasan Freytag 973 = 8. April 1566 ist der 4. April 1566; der 4. April ein Donnerstag (Sonntagsbuchstabe F), aber auch der 8te kein Freytag, sondern ein Montag. (III. S. 416) 7. Silkide Mittwoch 972 = 7. Junius 1565 ist der 6. Junius; der 6. Junius ist richtig ein Mittwoch (Sonntagsbuchstabe G), der 7te ein Donnerstag. (III. S. 439) 23. Ssafer Nacht von Donnerstag 987 = 20. April 1579 ist der 21. April 1579; der 23 Ssafer endet Dinstag Abends. (III. S. 445) 21. Rebiulachir Donnerstag 988 = 2. Junius 1580, ist der 5. Junius ein Sonntag. (III. S. 483) 17. Silkide Sonnabend 1020 = 17. Dez. 1611 ist der 21. Jänner 1612; der 21. Jänner (Sonntagsbuchstabe A. G.) ist ein Sonnabend. — (IV. S. 103) 26. Ramasan 932 = 3. August 1526 ist der 6. Julius 1526. (IV. S. 106) 15. Silkide 932 = 20. August 1526 ist der 23. August 1526. (IV. S. 115) 9. Schaaban 937 = 26. Februar 1531 ist der 28. März 1531. (IV. S. 117) 21. Rebiulachir 938 = 3. Dez. 1531 ist der 2. Dez. 1531. (Eben da) 19. Dschemasiulewwel 938 = 5. Jänner 1532 ist der 29. Dez. 1531. (IV. S. 165) 14. Redscheb 980 = 20. Nov. 1572 ist richtig. (IV. S. 181) 14. Moharrem 826 = 29. Dez. 1422 ist der 28. Dez. 1422. (IV. S. 182) 4. Rebiulachir 826 = 16. März 1423 ist der 17. März 1423. (IV. S. 189) 9. Silhidsche 835 = 7. Sept. 1432 ist der 7. Aug. 1432. (IV. S. 196) 29. Schewwal Montag 839 = 16. May 1435 ist der 16. May 1436; da das Jahr der Hidschret mit einem Mittwoch begann, war auch der 29. Schewwal ein Mittwoch, wie der demselben entsprechende 16. May 1436 (Sonntagsbuchstabe G); der 16. May 1435 ist wohl ein Montag, entspricht aber nicht dem 29. Schewwal 839. (IV. S. 210) 25. Silhidsche 846 = 24. April 1443 ist der 26. April 1443. (IV. S. 212) 2. Schewwal 848 = 8. Jänner 1445 ist der 12. Jänner 1445. (IV. S. 214) 20. Redscheb 850 = 11. Sept. 1446 ist der 11. Okt. 1446. (IV. S. 217) 1. Ssafer 856 = 10. Februar 1453 ist der 22. Februar 1452. (IV. S. 223) 26. Moharrem 861 = 23. Dez. 1456 ist der 24. Dez. 1456. (IV. S. 224) 20. Silhidsche 861 = 8. Nov. 1457 ist richtig. (Eben da) 16. Moharrem 862 = 4. Dez. 1457 ist richtig. (IV. S. 229) 1. Rebiulewwel 871 = 11. Okt. 1466 ist richtig. (IV. S. 233) 19. Silkide 873 = 27. May 1469 ist der 31. May 1469. (IV. S. 239) 24. Rebiulachir 906 = 22. Okt.

1500 ist der 17. Nov. 1500. (IV. S. 240) 27. Rebiulachir 906 = 25. Okt. 1500 ist der 20. Nov. 1500. (IV. S. 268) 9. Schaaban 932 = 20. May 1526 ist der 21. May 1526. (IV. S. 269) 14. Schaaban 932 = 25. May 1526 ist der 26. May 1526. (IV. S. 283) 22. Schaaban 801 = 28. April 1399 ist der 29. April 1399. (IV. S. 295) 20. Rebiulewwel 841 = 19. Sept. 1437 ist der 21. Sept. 1437. (IV. S. 296) 8. Silhidsche Freytags 844 = 28. April 1441 ist der 30. April 1441; ist in Firischte unrichtig, denn da das Jahr d. H. 844 mit einem Donnerstage beginnt, so ist der 8. Silhidsche ein Sonntag, so wie der demselben entsprechende 30 April d. J. 1441 (Sonntagsbuchstabe A). (IV. S. 297) 12. Redscheb 861 = 17. May 1457 ist der 5. Junius 1457. (IV. S. 299) 14. Rebiulewwel 909 Freytag = 8. April 1503 ist der 6. Sept. 1503; abermals falsch in Firischte, denn da das Jahr 909 d. H. an einem Montage beginnt, ist der 14. Rebiulewwel kein Freytag, sondern ein Mittwoch, und der demselben entsprechende 6. Sept. 1503 (Sonntagsbuchstabe A). (IV. S. 312) 13. Silkide 942 = 4. May 1535 ist der 4. May 1536. (IV. S. 316) 6 Dschemasiulachir Mittwoch 974 = 24. Dez. 1566 ist der 19. Dez. 1566; abermals falsch in Firischte, denn da das Jahr d. H. 974 an einem Freytage beginnt, ist der 6. Dschemasiulachir kein Mittwoch, sondern ein Donnerstag, so wie der demselben entsprechende 19. Dez. 1566 (Sonntagsbuchstabe F), der vom Uebersetzer angesetzte 24. Dez. aber ist weder Mittwoch noch Donnerstag, sondern ein Dinstag.

Von hundert sechzig berechneten Daten also sind nur 25, und diese durch Rechnungsfehler, richtig, indem sich der Uebersetzer der um einen Tag zu früh gerechneten Tafeln bedient hat. Eben so sieht es mit den Berechnungen der Daten in der Geschichte Timurs von Petis de la Croix und in der Nadirschahs von Sir William Jones aus; nur Hanways Geschichte Nadirschah's macht eine ehrenvolle Ausnahme von dieser allgemeinen Datenverfälschung, welche sich bisher Orientalisten-Uebersetzer morgenländischer Geschichten haben zu Schulden kommen lassen, indem Hanway Zeuge der von ihm erzählten Begebenheiten die Daten der Hidschret und der christlichen Zeitrechnung beyde richtig angesetzt. Die Geschichte des Hauses Timurs umfaßt in Firischte nur die Geschichte Baber's, Humajun's und Ekber's oder Akbar's (Akbur) sammt den Zwischenregierungen Schirschah's, Selimschah's und Mohammedschah's Adli; des letzten Beyname Adli, d. i. der Gerechte, ist derselbe, wie der des heutigen Sultans Mahmud; er konnte weder lesen, noch schreiben, und verschlemmte seine Tage in der niedrigsten Gesellschaft (II. S. 144). Sein Schwager Ibrahim

Chan Sur nahm wider ihn das Feld mit einem Lager, worin zweyhundert sammtene Zelte von Generälen, deren jedem das Recht des Nobet (Nobut), d. i. der Heermusik, zustand. Diese Heermusik besteht aus neun Instrumenten, und ist ein Vorrecht der Könige, von denen es Prinzen, Statthaltern und Feldherrn zugestanden wird. Schon zur Zeit des Chalifats hatte diese Heermusik fünfmal des Tages an dem Thore des Pallastes Statt, welches davon Babon-nobet hieß (nicht nube, wie französische Orientalisten irrig schreiben). Humajun war ein unerschrockener Krieger, der mit Heldenmuth Freygebigkeit im höchsten Grade paarte; gelehrt in der Geographie, gefiel er sich in dem Umgange mit Gelehrten, sprach nie den Namen Gottes aus, ohne sich vorher gesetzmäßig durch Abwaschung gereinigt zu haben (II. S. 178). Er hielt ungemein viel auf glückliche Namen (II. S. 173). Akbar's Geschichte entnahm Firischte aus dem Heldenbuche Abul-Fasl's (Abool-Fuzl), des Sohnes des Scheichs Mubarek, welches aus nicht weniger als 110,000 Strophen besteht (II. S. 182). Die Geschichte der Könige von Dihken (Deccan) ist, wie schon gesagt, der Kern der Geschichte Firischte's. Alaeddin Hasan (Allaood-deen-Hussun) fragte, als er schon todeskrank, seinen jüngsten Sohn Mahmud, was er heute gelesen, und er antwortete ihm mit der Stelle aus dem Bostan Saadi's, welche die Fontainen-Inschrift Dschemschid's enthält:

Ach wie viele sah'n gleich mir den Bronnen,
Deren Augen nimmer sehn das Licht.
Als Erobrer hab' ich eine Welt gewonnen,
Nur die Macht des Grabs bezwang ich nicht.

Sein Nachfolger Mohammed Schah Behmen I. verherrlichte den Thron durch eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Kugel, worauf ein Paradiesvogel ganz von Edelsteinen. Er errichtete eine Legion von Bardaren, welche zur Audienz einführten. Zweyhundert Jünglinge der edelsten Geschlechter waren seine Waffenträger, und seine Leibwache viertausend Mann stark; jedesmal, als er den Thron bestieg, warf er sich vor demselben nieder, aus Ehrfurcht, wie er sagte, vor dem Andenken seines Vaters. Die Heermusik Nubet *) spielte fünfmal des Tages auf; wer zur Audienz eingeführt ward, mußte niederknien und

*) Die Note des englischen Uebersetzers: the word *but* signifies a musical instrument; thus we have barbut, sackbut etc., ist unrichtig, denn das Bud بد in باربد hat nichts gemein mit bet بت in نوبت.

die Schwelle küssen, wie vormals zu Bagdad an dem Throne des Chalifen; der Thron war von Silber unter einem herrlichen Himmeldach auf reichem Teppich aufgestellt. Nach dem Sturze der Behmendynastie eigneten sich die verschiedenen Könige Dihkens das Schattenzelt (Tschetr) und das Kanzelgebet (Chutbe) an, aber keiner schlug Goldmünzen in seinem Namen oder ließ die Heermusik fünfmal aufspielen, als Kutbschah, der König von Golkonda. Mohammed Schah rächte den Aufstand Krischna Rai's fürchterlich durch Indergemetzel; einer seiner Günstlinge stellte ihm vor, daß er nur hunderttausend Inder zu schlachten geschworen, und er möge sie nicht gänzlich vernichten. Der Schah antwortete: wenn auch doppelt so viel geschlachtet würden, als er gelobt, würde er das Leben seiner Unterthanen nicht schonen, bis der Rai seine Musikanten zufrieden gestellt. Er bändigte die Radscha's und Semindare (große Güterbesitzer) in Karnata, denen er die während sieben Jahrhunderten aufgehäuften Schätze entriß. Die Zahl der Inder, die unter seinem Schwerte fielen, wird auf eine halbe Million angegeben; er hatte dreytausend Elephanten, während kein anderer indischer Herrscher mehr als zweytausend gehabt (II. S. 327). Mahmud Schah Behmen sprach und dichtete persisch und arabisch, und begnügte sich mit Einer Gemahlin; dem Dichter Mir Feisullah (Meer-Feiz-Oullah) lohnte er eine Ode mit tausend Dukaten, er lud Hafisen von Schiras zu sich, der sich schon zu Lar eingeschifft, von einem Sturm wieder zurückgeschlagen ward. Mohammed Schah sandte ihm für das durch Mir Feisullah überreichte Ghasel tausend Goldstücke. Mohammed Schah führte beständig den Grundsatz im Munde, daß die Könige nur Verwalter des Staatsvermögens, und daß unnöthige Ausgaben ein Mißbrauch des von den Völkern in sie gesetzten Vertrauens seyn; er errichtete Waisenschulen, die er reichlich stiftete, und gab allen Blinden in seinem Reiche Gnadengelder. Firus Schah Behmen ist der Erbauer von Firusabad und der Gesetzgeber des Harems, das unter ihm mit Araberinnen, Cirkasserinnen, Georgerinnen, Türkinnen, Russinnen, Chineserinnen, Afghaninnen; Radschputinnen, Bengalerinnen, Gudschuratinnen, Telinganinnen, Mahratinnen und anderen gefüllt war, unter die er seine Aufmerksamkeit so geschickt theilte, daß jede sich für die Günstlingin hielt. Er las das alte und neue Testament, und hatte vor allen heiligen Schriften Ehrfurcht; doch bewunderte er am meisten die Satzung des Islams, welche die Frauen den Augen der Fremden entzieht, und den Wein verbannt. Humajun Schah Behmeni verdient den Namen des Grausamen (Salim), womit ihn die

Geschichte gebrandmarkt hat; auf beyden Seiten des Marktplatzes waren Pfähle aufgepflanzt für die zu Spießenden, auf einer Seite wilde Elephanten, um die Verurtheilten unter ihren Füßen zu Tode zu treten, auf einer andern Seite Kessel mit siedendem Wasser und Oehl, um sie darein zu werfen. Bey der Empörung Hasan Chans wurden nicht weniger als siebentausend Personen, welche nicht den geringsten Antheil an der Empörung hatten, theils erdolcht, theils in Stücken zerhauen, theils in den siedenden Kesseln abgebraut (II. S. 464); oft hielt er den Brautzug mitten auf der Straße auf, um die Braut, ehe sie in das Haus des Bräutigams kam, zu schänden. Wer immer nach Hofe berufen ward, bereitete sich zuvor zum Tode vor. Unter der Regierung Mohammed Behmen Schahs II. führten die Geschäfte Dihken's die zwey Minister Chodscha Dschihan (Khwaja Jehun) und Chodscha Mahmud Gawan unter der Leitung der Königin Mutter. Chodscha Dschihan fiel als Opfer der Eifersucht der Königin auf seinen unumschränkten Einfluß in den Geschäften, und der Ehrentitel Chodschai Dschihan ging nun auf seinen Amtsgenossen über, welcher früher den Ehrentitel Meliket-Tudschar, d.i. König der Kaufleute, geführt, die Geschichte nennt ihn aber bloß nach dem ersten. Er ist einer der größten und gelehrtesten Wesire, welche die moslimische Geschichte aufzuweisen hat; seine Anleitung zur Briefschreibekunst ist noch heute ein überaus geschätztes klassisches Werk in Indien, Persien und der Türkey. Durch seine Erziehung ward Mohammed Schah Behmen II. nach Firus Schah, der Gelehrteste der Fürsten der Dynastie Behmeni. Chodscha Mahmud Gawan, beygenannt Chodscha Dschian, d.i. der Weltherr, bewirthete seinen Fürsten mit unübertroffener Pracht, er brachte ihm funfzig goldene, mit Juwelen besetzte Schüsseln dar, jede so groß, ein gebratenes Lamm zu halten; hundert cirkassische, georgische, abyssinische Sklaven, die meisten Sänger und Tonkünstler; hundert arabische, syrische und kleinasiatische Pferde; hundert Schüsseln des schönsten chinesischen Porzellans; am letzten Tage des Festes beschenkte er die Prinzen und den ganzen Hofstaat, und übergab dem König eine Liste seines ganzen Eigenthums, als das des Königs; dieser bewunderte die Zartheit der Aufmerksamkeit seines Wesirs, nahm das Geschenk an, und gab es dann als sein Eigenthum mit neuer Schenkung zurück (II. S. 491). Chodscha Dschihan änderte die Grundgesetze Alaeddin Hasan Schahs ab, welche, für einen schmalen Staat berechnet, nicht mehr auf das erweiterte Reich paßten. Das ganze Königreich, ehemals in vier Landschaften Taraf (so ist Turuf auszusprechen) eingetheilt, wurde jetzt in acht eingetheilt; Berar in zwey Statthalterschaften (Ga-

wel und Mahur), Dewletabad (Dowlutabad), Bidschapur (Beejapoor), Telingana u. s. w. Nach Telingana's Eroberung wurde der Sold des Heeres erhöht. In einer Note wird hier (II. S. 404) die statistisch merkwürdige Uebersicht des Soldes eines Reitergeschwaders von fünfhundert Mann zur Zeit der Behmeni-Herrschaft im J. 1470 und eines englischen Regiments im J. 1828 mitgetheilt; aus der Vergleichung der Gesammtsumme von 315,000 und 219,000 Rupien erhellt, daß dieses heute um ein Drittel weniger kostet, als jenes damals. Endlich fiel auch der große Chodscha Dschihan, ein Opfer der Stärke seiner Feinde, auf des Königs Befehl durch den abyssinischen Sklaven Dschewher (Jowhur), im 87. Jahre seines Alters enthauptet, nachdem er kurz vorher ein Gedicht zum Lobe des Königs vollendet hatte. Das Wort Katl nahakk, d. i. ungerechte Hinrichtung, wird von Firischte als der Zahlenwerth seines Todesjahres 886 angegeben, und in der Note (II. 509) wird dasselbe neuerdings versichert. Dies ist ein merkwürdiges Beyspiel, wie gewagt es sey, solche Chronogramme ungeprüft nachzuschreiben; die Buchstaben der obigen beyden Wörter geben folgenden Zahlenwerth: K = 100, t = 400, l = 30, n = 50, a = 1, h = 8, k = 100; das zweyte k wird nicht gerechnet, weil die Verdopplungszeichen in Chronogrammen nicht gelten. Diese Zahlen geben die Summe 689, oder wenn k auch doppelt gerechnet würde, 789, so daß noch 97 zur Ergänzung der Zahl 886 fehlen. Recensent würde sich beschränken müssen, diese Unrichtigkeit nachzuweisen, ohne die Ergänzung des Chronogramms angeben zu können, wenn er dasselbe nicht in den chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's (S. 110) beym Todesjahr Chodscha Dschihan's aufgefunden hätte; es heißt: Kißai Katli bina hak *). Noch heute bestehen in Dikhen die Denkmale der Freygebigkeit dieses großen Mannes, das herrlichste derselben, das große Kollegium und die Moschee zu Ahmedabad Bider, welches nach der Eroberung Bider's durch Orengsib in ein Pulvermagazin und in eine Kaserne verwandelt, durch eine Pulverexplosion größtentheils zerstört ward; noch steht eine Minaret desselben, hundert Fuß hoch mit Inschrifttafeln, worauf Inschrif-

*) قصّه قتّل بنا حقّ, nämlich ق = 100, ص = 90, ه = 5, ق = 100, ت = 400, ل = 30, ب = 2, ن = 50, ا = 1, ح = 8, ق = 100, welches richtig die Summe 886 gibt.

ten des Korans, weiße Buchstaben drey Fuß hoch aus grüngoldenem Grunde erhaben hervortretend, ein Muster der ursprünglichen Pracht dieses herrlichen Gebäudes. Das Rausatul-Inscha (Garten der Briefschreibekunst) befindet sich in den Bibliotheken Dehli's, Ißfahan's und Konstantinopels (und in der Sammlung des Recensenten). In der Briefsammlung des großen persischen Dichters Dschami erscheinen mehrere mit Chodscha Dschihan gewechselte Schreiben, und Molla Abdulkerim Sindi hinterließ eine vortreffliche Lebensbeschreibung Chodscha Dschihan's, welche Firischte im Auszuge mittheilt. Chodscha Dschihan's Vorfahren waren lange Wesire der Fürsten von Gilan gewesen, in seinem 43. Jahre reiste er nach Dehken, die gelehrten Männer Indiens zu besuchen, Alaeddin II. erkannte sein Verdienst, und verlieh ihm den Titel König der Kaufleute, Mohammed Schah den des Weltherrn. Den Beynamen Gawan, d. i. der von der Kuh (das persische Gaw ist das deutsche Kuh und das englische Cow), erhielt er von folgender Anekdote. Er saß eines Tages mit dem König auf der Terrasse des Pallastes, als unten eine Kuh brüllte; ein Höfling, dem des Wesirs Gelehrsamkeit ein Dorn im Auge, bemerkte: »Der »gelehrte Minister wird Euer Majestät sagen können, was die »Kuh spricht.« Chodscha Mahmud sagte: »Sie spricht zu mir, »ich sey ihres Gleichen, und soll mich nicht in der Gesellschaft »eines Esels befinden.« Als er den Ehrentitel Weltherr erhielt, bemerkte er, daß ihm dieser Name kein Glück bringen würde, indem alle, die denselben getragen, wie sein Amtsgenosse, vor der Zeit geendet. Seine Gerechtigkeit war unbestechlich, seine Freygebigkeit unbegrenzt, kein Gelehrter in Asien, der nicht davon Proben erhalten hätte; sein Ruhm, die schönste Juwele in der Krone der Herrscher der Dynastie Behmen

Unter den Königen von Bidschapur, welche den gemeinen Beynamen Aadilschah, d. i. der gerechten Könige, führen, ist der Gründer Jusuf, der erste, welcher es gewagt, die Ketzerey der Schii in Indien einzuführen; doch war er kein Fanatiker, indem er vielmehr den Schimpf von den Kanzeln auf die drey ersten Chalifen und die Frau Aische verbot. Firischte hebt die toleranten Gesinnungen der Könige dieser Dynastie noch durch folgende Anekdote heraus, welche dem toleranten Priester noch größere Ehre macht, als dem toleranten Könige. Dieser fragte jenen, welche die beste aller Sekten des Islams; er antwortete, stellt euch einen großen Fürsten vor in seinem Pallaste mit vielen Thoren, durch deren jedes ihr zur Audienz gelangen könnt; euer Geschäft ist mit dem Fürsten und nicht mit den Thorhütern. Der Schah fragte weiter, welcher Glaube denn der beste;

der Molla antwortete: der beste Mann jeden Glaubens folgt dem besten Glauben; der König belohnte die tolerante Antwort mit reichen Geschenken (III. S. 24). Die Gemahlin Jusuf's Bubudschi Chanum gab ihm einen Sohn Ismail und drey Töchter, an eben so viele Könige vermählt; Merjem (Muryum) an den Fürsten von Ahmedneger, Chadische (Khoodeja) an Alaeddin, den König von Gawul und Berar, und Bibi Mesiti (Beeby Musseety) an Ahmedschah Behmeni von Kulberga (Koolburga). Unter Ismails Minderjährigkeit zeichneten sich die Frauen der Familie durch männlichen Forschergeist aus. Dilschadaga, die Tante, und Bubudschi Chanum, die Mutter des jungen Königs, erschienen als Männer in Waffenrüstung mit Bogen und Pfeil mit dem jungen König, über dessen Haupt die Türkin Murtesa (nicht Moortusa) den gelben Sonnenschirm seines Vaters hielt (III. S. 43): Ismail Aadilschah ist der Eroberer von Ahmedabad mit der Festung Bider, mit welcher die Schätze der Behmeni-Dynastie in seine Hände fielen; sie bestanden in zehn Lack Hun, d. i 400,000 Pfund Sterling, Juwelen, Gold-, Silber-, Porzellängeschirr und reichen Kleidern. Der Sieger gab seinem Lieblingsdichter Mewlana Seid von Kum die Erlaubniß, so viel Gold zu nehmen, als er im Stande zu tragen Der Dichter, welcher krank und schwach, schleppte, auf zweymal, 25,000 Hun davon, und der Schah fand, daß der Dichter Recht gehabt, sich mit seiner Schwäche zu entschuldigen; 50,000 Hun wurden unter die Armen der drey großen schiitischen Wallfahrtsstätten Nedschef (Nujuf), Kerbele (Kurbela) und Meschhed (Mushed), 50,000 unter die Gelehrten von Bidschapur, der Rest unter die Truppen vertheilt. Der Sohn und Nachfolger Ismails, Ibrahim, stellte die Lehre der Sunni wieder her, und verbot den rothen Turban mit zwölf Spitzen (zu Ehren der zwölf Imame), welchen sein Vater im Heere eingeführt, und von welchem die Perser den Namen Kisilbasch, d. i. Rothköpfe, haben. Er vermählte sich mit Rebia (Rubeea) der Tochter Alaeddin Imadschah's. Dem Trunke und der Ausschweifung mit Weibern ergeben, zerrüttete er seine Gesundheit; die Aerzte, welche dieselbe nicht herzustellen vermochten, ließ er enthaupten oder durch Elephanten zertreten, so daß alle Aerzte aus seinem Staate flohen (III. S. 112). Sein Sohn und Nachfolger Ali Aadilschah zeichnete sich von Kindheit auf durch schlagfertigen Witz aus. Als sein Vater Ibrahim eines Tages in seiner Gegenwart Gott für die Gnade dankte, daß er die Ketzerey seines Vaters abgeschworen, von Schii wieder zum Sunni geworden, bemerkte der Prinz, daß da es guter Kinder Pflicht, dem Beyspiele der Aeltern zu folgen, er auch in der

Folge seinen Glauben ändern müsse, darüber fiel sein Lehrer Chodscha Inajetullah von Schiras in Ungnade und ward enthauptet, aber sein neuer Lehrer Fethullah (nicht Tutteh Oolla!) von Schiras war selbst ein heimlicher Schii. Schon damals führten die Frauen in Malabar und Canara, wie noch heute, das Ruder der Geschäfte; als an dem Tage, wo die unterthänigen Fürsten (Rai) und Fürstinnen (Rani) mit Ehrenkleidern bekleidet worden, und für die Fürstin von Barcelore und eine andere Frauenkleider in Bereitschaft gehalten wurden, weigerten sich die beyden Raninnen (die rahnen) diese Kleider zu nehmen, indem sie sagten, daß, wiewohl Weiber von Geschlecht, sie die Herrschaft kraft männlichen Geistes und Muthes hielten; der Schah gab ihnen Männerkleider, und bewunderte die hochsinnige Antwort. In diesen Ländern folgen stets die Töchter auf dem Herrscherstuhle, die Söhne dienen als Offiziere, und die Gemahlinnen der Raninnen haben keine Macht im Staate (III. S. 140).

Es folgt hierauf die Geschichte der Nisamschahe, d. i. der Ordnungskönige, von Ahmedneger. Die Gerechtigkeit des ersten Ahmed wird in der gewöhnlichen Bildersprache des Morgenlandes gepriesen: »daß ohne seine Erlaubniß der Magnet »keine Eisenfeile, der Bernstein keinen Strohhalm anziehen durfte« (III. S. 192). Er ernannte den Sarifel-mulk (Zureef-ool-Molk), d. i. den Zarten des Reichs, zum Emirul-umera (Fürsten der Fürsten), und den Naßirul-mülk, d. i. den Helfer des Reichs, zum Mir Dschumle (den Fürsten der Summe), d. i. zum Finanzminister. Da er ein großer Liebhaber des Steckengefechts, ward diese Leibesübung die herrschende Mode in Ahmedneger, wo statt Schulen und Kollegien überall Uebungsplätze für solche Fechtkünste zu sehen (III. S. 207). Durch diese Fechtwuth wurden Zweykämpfe so häufig, daß der König die Fechtplätze abschaffte; doch blieb die Lust zu Zweykämpfen vorherrschend zu Ahmedneger, und Firischte schließt den Abschnitt der Regierung Ahmeds mit dem Wunsche: »daß diese »abscheuliche, in keinem anderen gesitteten Lande der Welt be»kannte Gewohnheit durch die glücklichen Bemühungen weiser »Fürsten gänzlich abgeschafft werden möge!« (III. S. 209). Es folgen die Regierungen von zehn Nisamschahen (Burhan, Husein, Murtesa, Miranhusein, Ismail, Burhan II., Ibrahim, Ahmed, der Sohn Tahir's, Behadir, Murtesa II.), und dann die Regierung der Kutbschahe (Polkönige), d. i. der Fürsten von Golkonda, deren in Firischte mangelhafte Geschichte von dem Uebersetzer aus einer persischen Geschichte Mohammed Kuli Kutbschahs ergänzt wird; er

war nicht so glücklich, derley Geschichten von den Königen von Bider und Elitschpur zu finden. Den größten Ruhm unter den Kutbschahen, deren erster Sultan Kuli *), hat der letzte derselben, Mohammed Kuli, der während seiner 43jährigen Regierung Haiderabad mit zwölf der schönsten Gebäude verherrlichte (III. S. 483). So ausführlich diese Geschichte der Kutbschahe von Golkonda, eben so dürftig ist die der beyden folgenden Dynastien, nämlich: der Imadschahe (Stützenkönige) von Berar und der Beridschahe (Bothenkönige) von Bider. Der Gründer der Dynastie der Könige von Gudschurat ist Musaffer Schah nach der Eroberung Dehli's durch Timur; unter Mahmudschah I. erschien die osmanische Flotte zu Diu, welche, mit der gudschuratischen vereint, die portugiesische schlug. Den Feldzug Mahmud Schahs nach Sind und dem Hafen Dscheget (Jugut) veranlaßten die Bewohner dieses Hafens durch die Mißhandlung des heiligen Mannes Mewlana Mahmud von Samarkand. Als der König vor Dscheget lagerte, waren Schlangen so häufig, daß im Umfange des königlichen Zeltes in Einem Tage nicht weniger als siebzig erschlagen wurden (IV. S. 61). Der Tempel von Dscheget wurde zerstört, und an seiner Statt eine Moschee erbaut. Mahmud hatte den Beynamen Begra, d. i. Kuhhorn, von der Form seines Knebelbarts (IV. S. 77). Die Note, daß die Türken in Persien Kisilbasch, d. i. Rothköpfe, heißen, ist ganz unrichtig, indem dieses der Schimpfname ist, welchen die Türken den Persern beylegen, indem Kisilbasch auf türkisch dasselbe heißt, was Surch kelle (nicht Soorkh Koolla), nämlich Rothkopf (IV. S. 80). Musaffer II. war ein Kalligraphe, der einen großen Theil seiner Zeit auf die Ausbildung seines Schreibtalents verwandte; er verfertigte mehrere Abschriften des Korans, welche er dem Heiligthume Mekka's weihte; unter seiner Regierung, welche den Wissenschaften günstig, strömten Gelehrte aus Arabien, Persien und der Türkey nach Gudschurat (IV. S. 97). Im Jahre 910 d. H. (1533) flüchtete sich Mohammed Seman Mirsa, der Sohn Bedies-Seman Mirsa's, ein Verwandter des Großmogols Humajun, von Dehli nach Gudschurat Das Begehren Humajun's von dessen Auslieferung wurde von Behadir Schah, dem Könige Gudschurak's, stolz abgeschlagen. Auf dem Feldzuge wider

*) In der Note (III. S. 341) wird von den Dynastien Ak kojunlu und Kara kojunlu, d. i. vom weißen und schwarzen Hammel, gesprochen, deren Namen der Uebersetzer nach seiner gewöhnlichen verkehrten Schreibweise Ak Koovinloo und Kurra Koovinloo schreibt.

Tschitur ward die Rana gezwungen, den Frieden mit Pferden, Elephanten und kostbaren Edelsteinen zu erkaufen, worunter der kostbare Gürtel, vormals das Eigenthum der Childschi-Dynastie, welchen Sultan Mahmud von Malwa in der Schlacht von Serketsch bey Ahmedabad im J. 1452 aus dem Zelte des Königs von Gudschurat genommen hatte. Dieser Gürtel, dessen Werth von den osmanischen Geschichtschreibern auf sechzig Crore, das Crore hunderttausend Dukaten, folglich auf sechs Millionen Dukaten angegeben wird, wurde im J. 1536 durch Behadirschahs Gesandtschaft nach Konstantinopel gesandt, um damit Suleimans des Gesetzgebers Hülfe wider Humajunschahs verschlingende Uebermacht zu erflehen*); dreyhundert Kisten voll Gold und Silber, welche Behadirschah zu Mekka hinterlegt hatte, fielen, nachdem Behadirschah von den Portugiesen ermordet worden, in den Schatz Suleimans. Briggs ergänzt den mangelhaften Bericht Firischte's über den Mord Behadirschahs aus Faria-y-Souza. Auf die Geschichte der Könige von Gudschurat folgt die der Könige von Malwa; Sultan Huscheng Ghuri ruht in einem glänzenden Mausoleum, von dessen Steinwänden in den vier indischen Regenmonaten kein Wasser träuft, wohl aber in den acht trockenen, so daß nach Firischte's Auslegung selbst die Steine um den Tod dieses großen Fürsten weinen (IV. S. 190). Auf die Ghuri-Dynastie zu Malwa folgte die der Childschi, von deren erster Sultan Mahmud der Eroberer von Dihken und Sieger über Schah Behmeni. Nachdem er 34 Jahre lang als Unterthan gelebt, regierte er 34 Jahre lang, so wie sein Zeitgenosse Timur, der im 36. Jahre den Thron bestieg, und 36 Jahre lang regierte. S. Mahmud war gebildet, tapfer, gerecht und gelehrt, Kaufleuten wurden geraubte Summen sogleich aus dem öffentlichen Schatze ersetzt. Die Statthalter waren für das in ihrem Gebiete durch Tieger vergossene Blut verantwortlich (IV. S. 234). Er traf zuerst die weise Einrichtung, daß die Rechnungen der Abgaben nach dem Sonnenjahre und nicht nach dem Mondjahre geführt würden, nach welchem in 33 Jahren der öffentliche Schatz natürlich um ein Jahr zu kurz kommen müßte (IV. S. 230); eine Einrichtung, die erst dreyhundert Jahre später im osmanischen Reiche Eingang fand. Malwa fiel endlich in Humajun's Gewalt, und Bos-Behadir, der letzte Herrscher von Malwa, nahm als ein Obrister von zweytausend Reitern bey Humajun Dienst. Die Geschichte der Ferruchi-Familie, welche auf dem Throne von Kandisch saßen, konnten, wie schon gesagt,

---

*) Hammer's osmanische Geschichte, III. Theil, S. 209.

weder Firischte, noch seine Uebersetzer vervollständigen. Die Könige von Bengalen und Behar heißen insgemein Purby; Feth Purby (Futteh Poorby) errichtete eine Leibwache von tausend Peiken, dergleichen zu Konstantinopel noch heute des Sultans Leibwache; doch entließ dieselben wieder Alaeddin Purby II., weil dieselben, wie die Prätorianer und Strelitzen, vieler Unruhen Zunder. Die Könige von Dschunpur heißen Scherki (Shurki), d. i. die Oestlichen. Unter Ibrahim Schah Scherki war Dschunpur, während ganz Indien in Verwirrung und Anarchie, der Sitz der Wissenschaften. Der erste der Könige von Multan war Scheich Jusuf i. J. 1443, der letzte Husein Lenga II., unter dem Multan nach Dehli anheimfiel. Der Sahna-Stamm aus Sind leitet seinen Ursprung bis auf Dschemschid (Jumshed) [1]) hinauf. Unter den Königen von Sind und Tetta wird Schah Beg Arghun als ein Beschützer der Wissenschaften und als ein Schlachtlöwe unbändiger Tapferkeit gerühmt (IV. S. 233). Die Note bemerkt, wie selten kalter besonnener Muth mit Tapferkeit verbunden. Die Geschichte von Kaschmir beginnt mit einer kurzen Beschreibung des Landes und der Stadt. Zur Zeit der mohammedanischen Eroberung waren die Bewohner Sonnenanbeter; unter der Regierung Fethschahs verbreitete Schemseddin aus Irak eine Lichtlehre, deren Anhänger sich Nurbachschi (Illuminaten) nannten (IV. S. 450). Der Zerstörer der indischen Tempel ist Sikender Butschiken, d. i. Alexander der Ikonoklaste (IV. S. 462). Seinol Aabidin rief die Brahmanen wieder zurück, und erlaubte ihnen wieder Tempel zu bauen. Zu Semerkot in Tibet wird ein russisches Kloster als ein Verein von Ssofis erwähnt (IV. S. 509). Den Beschluß macht ein sehr kurzer Bericht über die Eintheilung und Jahreszeiten Indiens, und endlich ein Anhang der in dem Werke vorkommenden eigenen Namen von Personen und Oertern mit dem persischen Texte, in welchem aber manche Fehler untergelaufen [2]).

---

[1]) Da das englische ee als i ausgesprochen wird, und nicht als e, so wird hiedurch, was im XL. Bande der Jahrbücher S. 155 wider die falsche Aussprache Dschemsched statt Dschemschid gesagt worden, bestätigt.

[2]) So Ambra عمبر statt عنبر, Bernstein کارون statt کهربا, seltener قامم statt قاطم, Schildwache هراول statt قراول, der Monat Dschemasiul ewwel جاد الاول statt جمادي الاول, Glück,

Ein wahres Prachtwerk von historischer Materialiensammlung ist das Radschastan Tod's, wovon der erste dickleibige Klein-Folioband von 806 Seiten die Erscheinung eines zweyten verspricht, und der mit vortrefflichen Kupferstichen und Fac similes indischer Schriften und einer Karte der Stadt der Radschputen ausgestattet ist. Der Verfasser, welcher mit einer diplomatischen Sendung in Radschastan angestellt, volle Gelegenheit hatte zu sammeln und das Gesammelte zu benützen, gibt hier die Früchte seiner kost- und zeitspieligen zehnjährigen Arbeiten. Er gibt nicht nur geschichtliche Thatsachen, sondern auch die mythologische Legende, und wendet selbst was Hume von den Annalisten der sächsischen Heptarchie sagt, auf diese Staaten der Radschputen an (Mewar, Marwar, Amber, Bikanir, Dscheslmir, Kotah und Bundi). Nach den Burhanas werden auf das umständlichste die Genealogien der Mond- und Sonnenkönige und der Radschputenstämme durchgeführt. Der Ai der Tataren, der Yu der Chinesen, der Aju der Burhanas ist derselbe mit Indu (der Mond); der große Stammvater der Monddynastie, Indu's Sohn Budha Merkur, ward der geistliche Vater, wie Fo in China, Wodan und Teutates, bey den nach Europa gewanderten germanischen Stämmen; der Verfasser stellt diese Ueberlieferungen mit denen Diodor's des Siziliers von den Scythen zusammen, von denen er besonders die Saken in Saca-Dwipa wieder findet. Die Geten (Dschete) finden sich unter den 36 königlichen Stämmen Indiens, die Türken kommen als Tacharen, Takschak und Turschka vor (S. 62). Das große Fest Aswamedha des kürzesten Tages ward am Ganges durch die Sonnenkönige zwölf Jahrhunderte vor Christo gefeyert, wie von den Geten zur Zeit des Cyrus; dieses Pferdopfer wird beschrieben, und hierauf die Analogie zwischen Sitten und Gewohnheit suevischer Völker mit indischen durchgeführt. Die Suevi verehrten die Isis (die Isa und Ceres Radschestans); die Sujonen stellten im Tempel von Upsala die Bilder Thor's, Wodan's und Freia's auf, welche skandinavische Dreyfaltigkeit der Trimurti der Sonnen- und Mondrassen entspricht. Thor,

---

يفيال statt اقبال, mit den durchaus falschen Schriftverbindungen von مسبجد statt مسجد, محلة statt محلّه, التبجر statt التجار, نجفــ statt نجف, زالبحي statt آلحجة ذي, was eine Schande der orientalischen Presse.

der Donnergott, dem Har oder Mahodewan der Wodan, dem Budha die Freia der Umia (das zerstörende, erhaltende schaffende Prinzip). Ku-mara, der Kriegsgott der Radschputen, ist siebenköpfig, der Mars der chersonesischen Cimmerier, welchem die Irmensäule an der Weser aufgerichtet war, hatte sechs Köpfe; die deutschen Barden leben noch heute in den Bardai der Radschputen, die Valkyren in den Zwillingsschwestern Apsara fort, welche den Radschputen vom Schlachtfelde rufen, und in die Sonnenheimat tragen (S. 69). Den Namen Asiens leitet der Verfasser entweder vom Schwert (Asi) oder vom Pferde (Aswa) her (S. 75). Den Stier (Nandi) findet er im Kalbe der Israeliten, im Apis des Osiris wieder, und den Namen der Germanen als Wehrmannen leitet er vom Wer (Feud) oder Weri (Foe-man) der Radschputen ab (S. 80). Es folgt das Verzeichniß der 36 königlichen, der 12 ursprünglichen Stämme, der fünf Hirtenstämme und der 84 merkantilischen. Das achte Kapitel enthält Betrachtungen über den gegenwärtigen politischen Zustand der Radschputenstämme, in welchen, so wie aus dem ganzen Werke, große Parteylichkeit für dieselben vorleuchtet, wie solche oft bey diplomatischen Agenten anzutreffen, welche mit besonderer Vorliebe für das Volk und den Hof eingenommen sind, unter dem sie einen großen Theil ihres Lebens zugebracht, oder an dem sie Geschäfte mit Erfolg durchgeführt haben. Er wünscht, daß den Radschputen das Versprechen zugesicherter Unabhängigkeit gehalten werden möge. Es folgt hierauf ein Umriß des Lehensystems in Radschastan in fünf Abschnitten; das Lehensystem hat sich bey allen Völkern, die auf gleichem Grade politischer Bildung standen, gleichartig entwickelt, ohne daß es nöthig, mit dem Verfasser (S. 139) anzunehmen, daß das Kurultai (der tatarische Landtag), der Tschugan der Radschputen und das Champ de Mars der Franken gemeinsamen Ursprung habe. Die Staatswürden werden zum Theil mit Lehen besoldet, wie im osmanischen Reich namentlich die Mentri, d. i. die Minister, deren Namen der Verfasser von Mentera, d. i. Mystifikation, ableitet (S. 140). In Mewar ist der Hofarchitekt, der Hofmaler, der Hofarzt, der Hofdichter, der Hofgenealoge, der Herold u. s. w. belehnt. Die Untertheilung der Großen in vier Klassen, deren erste die sechzehn höchsten Staatswürden umfaßt, zeugt von großem Alterthume künstlicher politischer Einrichtung. Die Diäten (Rusine) bestehen in Naturallieferungen. Der Verfasser zeigt das Mangelhafte dieses Lehensystems, und wie es unverträglich mit wohleingerichteter Monarchie (S. 151). Er führt die Parallele der Einrichtungen desselben mit dem europäischen

des Mittelalters ausführlich durch bis auf die Salvamenta (Rekuali), die Sklaverey (Busi), die Anpflanzer (Gola), die Bastarden (Dars) und die maires du palais. Im Anhange zwanzig Lehensurkunden. Nun folgen die Jahrbücher von Mewar, von der ältesten Legende des Sonnenquells (Suriakunda), welchem das siebenköpfige Pferd (Septaswa) des Sonnenwagens entstieg, und dem ältesten Kultus des schlangenumwundenen Phallus (Lingam) und seines Gefährten, des Stiers, angefangen (S. 222). Erst mit dem Einbruche der Araber gewinnen diese Jahrbücher historischen Grund; die Begebenheiten werden nach der Ueberlieferung des Barden Tschend erzählt. Unter Lakumsi im J. 1375 wurde Tschitur, der Sammelplatz aller Künste und Schätze Indiens, von Alaeddin dem Kaiser der Patanen zweymal eingenommen, gestürmt und verheert. Die schöne Gemahlin des jungen Fürsten erhielt den Ehrennamen Budmani, welcher nur den Schöneren der Schönsten beygelegt wird; ihre Schönheit, ihre Vollkommenheiten, ihre Erhebung und ihr Verderben ist der Stoff einer der beliebtesten Volkssagen Radschwara's. Alaeddin der Eroberer, welcher nur um ihres Besitzes willen Tschitur belagerte, ließ sich zuletzt dazu bewegen, diese außerordentliche Schönheit nur im Spiegel zu sehen; die ganze Sage, die hier zu erzählen zu lang, haucht nicht minder poetischen Geist, als die noch heute bestehenden im zarten Kupferstiche höchst malerischen und romantischen Ruinen des Pallastes von Bihm und Gudmana, die sich phantastisch aus dem Wasser erheben. Der Eroberer Mewar's Baber, der Abkömmling der Turschka, d. i. der Türken, am Jaxartes, der alten Feinde der Kinder der Sonne und des Mondes, war der Herr des Gebietes, welches in den indischen Schriften Sakatai (das Gebiet der Saken) heißt, und welches dem Referenten die älteste Form des neueren Dschaghatai zu seyn scheint. Baber's Gegner Sanga, der Herrscher von Mewar, war ein würdiger Gegner des ritterlichen Baber. Sanga starb ein Schlachtenkrüppel, nachdem er ein Aug im Bruderkriege, einen Arm in der Schlacht wider den König von Dehli, eine Lende durch eine Kanonenkugel verloren, achtzig Wunden vom Schwert oder Lanzen zählte. Unter der Regierung der Königin Kernawati, welche mit dem mongolischen Kaiser Humajun durch das ritterliche Verhältniß des Armbandes verbündet war, wird über diese bisher in Europa wenig oder gar nicht bekannte Sitte indischer Galanterie folgende Auskunft gegeben (S. 312):

»Das Fest des Armbandes (Rachi) fällt in den Frühling, und welches immer sein Ursprung sey, so ist es eines der wenigen, wo ein Verhältniß der zartesten Galanterie zwischen den Schönen und den Rit-

tern Radschastan's Statt hat. Wiewohl das Armband durch Mädchen gesandt wird, so geschieht dieß nur in Gelegenheiten dringender Gefahr. Die radschputische Fürstin gewährt mit der Sendung ihres Armbandes dem Manne, der es erhält, den Titel eines angenommenen Bruders, während ihr die Annahme den Schutz eines Cavaliere servente versichert. Selbst Lästermäuler suchen keinen andern Grund in dieser Widmung des Schutzes; er mag sein Leben für sie in Gefahr setzen, und doch nie mit einem dankbaren Lächeln belohnt werden, denn er bekömmt den Gegenstand seiner Huldigungen, dem er sich als angenommener Bruder geweiht, gar nicht zu Gesichte, aber es liegt in dieser Verbindung ein Zauber des Geheimnisses, welches nicht Gefahr läuft, durch nähere Beobachtung entweiht zu werden, und die ritterlich Gesinnten mögen einen Werth darein setzen, öffentlich anerkannt zu seyn als einer Fürstin Rachibend Bhae, d. i. Armband gebundener Wahlbruder. Der innere Werth dieses Unterpfandes der Wahlbruderschaft kommt nicht in Betrachtung, und es ist keineswegs erforderlich, daß dasselbe kostbar sey, wiewohl es nach den Mitteln und dem Range der Geberin von verschiedenem Werthe, von Flockseide, Spangen, goldenen Ketten und Juwelen. Die Annahme dieses Unterpfandes der Wahlbruderschaft wird durch die Sendung des Katschli, d. i. eines Frauenkorsettes von Seide, Atlas oder mit Perlen gesticktem Goldstoff bestätigt. In Europa gibt es nichts dergleichen, sey es in der Form, sey es in der Anwendung, und dieses Korsett, welches den zartesten Theil weiblichen Körperbaues schützt, ist ganz besonders zu dem Sinnbilde ergebenster Huldigung geeignet. Oefters wird das Katschli mit dem Geschenke einer ganzen Provinz begleitet, und der Kaiser Indiens (Hamajunschah) fand so großen Gefallen an dieser zarten Sitte der Höfe Radschastans, daß, als er das Armband der Königin Kernawati empfing, welche ihm den Titel ihres Bruders, Oheims und Beschützers ihres Kindes ertheilte, er sich ihrem Dienste widmete: »und begehrte sie auch die Festung von Rinthumbor.«

Dieses Armbandverhältniß indischer Fürsten und Fürstinnen ist im eigentlichsten Sinne eine ritterliche Bruderschaft, indem der mit dem Armbande Betraute den Namen und die Pflichten eines Bruders übernimmt, und durch die Sendung des Korsetts, als weiblichen Tugend- und Ehrenpanzers, sich dem Schutze der Ehre und der Rechte seiner Wahlschwester weihet. Die ganze Geschichte des europäischen Ritterthums hat kein zarteres und unschuldigeres Verhältniß aufzuweisen, und nur der Gesinnung nach beut die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ein Seitenstück durch ritterliche Ergebenheit in dem Interesse dar, womit Georg II., König von England, die Vertheidigung der Rechte Maria Theresia's übernahm, die er eben so wenig jemals zu Gesichte bekommen, als ein indischer Rachibend Bhae seine Katschlischwester. Unter der Menge von Armbändern, womit die Mode die Arme der Damen heute überfüllt, von dem äskulapischen oder gnostischen Schlangenringe an, bis zur tatarischen Handfessel aus Goldblech, von dem ägyptischen, mit

Hieroglyphen niellirten Armbande an, bis zu dem musivischen aus den Steinchen St. Pauls oder den Glaspasten Aja Sofia's, von dem Steinmusterband Pompeja's an bis zu dem Armband aus Lavarosen, von der Essenz durchduftenden Handschlinge aus Rosenperlen an, bis zur gefühlvollsten Lockenfessel ist kein Armband, welches als Sinnbild dem Verhältnisse der indischen fürstlichen Wahlbruderschaft entspräche, indem diese Armbänder ja nur von Frauen getragen werden, das indische Rachi hingegen vom ritterlichen Wahlbruder, der es mit der Sendung des Ehrenkorsettes Katschli entgegnet. An alle in unserer Zeit aus dem Mittelalter aufgefrischten Verhältnisse des Ritterthums reihet sich also als ein neues und ebenbürtiges das des indischen Armbandwahlbruders Rachibend Bhae. Eine andere, indischen Höfen eigene Sitte ist die Sendung des Duna oder Dua, d. i. einer Schüssel vom fürstlichen Gastmale (S. 317):

»Die Duna oder Dua ist ein Theil der Schüssel, aus welcher der Fürst speiset, und die er mit eigener Hand dem seiner Gäste sendet, welchen er besonders auszuzeichnen wünscht. In dem Ressora, d. i. Speisesaal, werden den Großen, welche der Ehre, in des Königs Gegenwart zu speisen, theilhaftig sind, ihre Plätze angewiesen; es herrscht eine ungezwungene Vertraulichkeit, welche jedoch niemals die Grenze der Etikette und die ihrem Vater und Fürsten schuldige Ehrfurcht überschreitet; wenn er einem durch den Küchenmeister einen Theil der Schüssel vor ihm oder ein wenig von seinem Teller (Chansa) sendet, so sind alle Augen auf den begünstigten Sterblichen gerichtet, dessen gutes Glück der Stoff des folgenden Tischgesprächs. Wiewohl mit dem gesunkenen Glanze des Fürstenhauses von Mewar auch der Werth des Duna gesunken, so wird es doch noch mit Ehrfurcht empfangen, und war noch unter Ursi Rana, dem Vater des gegenwärtigen Fürsten, hochgeachtet, wie folgende Anekdote bezeugt: Als während des Aufruhrs unter dieses Fürsten Regierung der Rana das Duna an den Rahtorfürsten von Kischengerh sandte, stand der Bidscholli, Häuptling einer der sechzehn Großen des Hofes von Mewar, mit der Bemerkung auf, daß der Rahtorfürst kein Recht auf solche Auszeichnung habe, und daß er solche Entweihung der heiligen Duna nicht gleichgültig ansehen könne, denn der Tekur (Fürst) von Kischengerh sey weit unter ihm.«

Der Fall Dschitor's unter Schah Ekber (dem größten der großen Mongolenherrschaft) wird pathetisch beschrieben (S. 324):

»Die Abwesenheit königlicher Tugenden in den Fürsten von Mewar füllte den bitteren Kelch ihres Schicksals bis an den Rand. Die Schutzgöttin der Sisodia hatte versprochen, den Felsen ihres Stolzes nie zu verlassen, so lange ein Abkömmling von Bappa Rawel sich selbst ihrem Dienste weihen würde. In dem ersten Anfalle durch Alla (Ala-eddin) vertheidigten zwölf gekrönte Häupter das karmesinrothe Panier bis in den Tod. In dem zweyten Anfalle, als die Eroberung von Bajesid (dem Herrn von Malwa) angeführt, aus Süden kam, sprach

der Häuptling von Deola, ein edler Zweig von Mewar: »wiewohl vom Hauptstamme getrennt,« die Krone des Ruhms und Martyrthums an, aber in diesem dritten, größten Kampfe erschien kein königliches Opfer, um Tschitor's Kybele zu besänftigen, und sie dazu zu bewegen, daß sie ihre Zinnen*) als ihre Krone behalte Sie fiel! der Zauber war gebrochen; das geheimnißvolle Band war getrennt, welches Tschitor mit ewiger Herrschaft der Rasse von Ghelot unterworfen hatte. Mit Udi Sing (dem letzten unabhängigen Herrscher Tschitor's) floh »das schöne Gesicht,« welches in finsterer Nacht die Augen Samarsis entsiegelt, und ihm gesagt hatte: »daß der Ruhm der Hindus entfliehe,« und mit ihm die Meinung, welche durch Menschenalter sie mit einem Strahlenkreis umgeben hatte, als das Palladium der Religion und der Freyheit der Radschputen. — Das vormals unüberwindliche Tschitor ist nun als unhaltbar erklärt »Der Königssitz, der durch ein Jahrtausend sein Haupt über alle Städte Indostans erhob,« ist nun der Zufluchtsort wilder Bestien, welche in den Tempeln Schutz suchen, und diese ehemals geheiligte Hauptstadt ist nun als der Wohnplatz von Unglück verflucht, dessen Eintritt den Fürsten feyerlich untersagt ist.«

Der Ort, wo Ekber's Zelt stand, ist noch heute durch eine Marmorpyramide bezeichnet, welche Ekber's Leuchte heißt; so sind noch heute in Europa die Stätten ausgezeichnet, wo Suleiman der Gesetzgeber, der Belagerer von Güns und von Wien, der Eroberer von Belgrad, Rhodus und Sziget, sein Zelt aufgeschlagen hatte (vor Wien auf der Stätte des Neugebäude, zu Belgrad auf dem Kaiserhügel, zu Rhodos auf der Hyacinthenhöhe); so leben noch heute in Afrika vor Algier und Tunis die Stätten des Zeltes Karls V. in der Erinnerung fort. Wie Hannibal den Sieg von Cannä durch die Scheffel goldener Ringe römischer Ritter maß, so Ekber die Größe seines Sieges vor Tschitor durch das Gewicht der seidenen Binden, welche die vornehmsten Radschiputen um den Hals tragen; sie wogen 74½ Man, seitdem ist 74½ eine verfluchte Zahl in Radschistan; auf den Briefen der Wechsler Radschistans ist diese verfluchte 74½ die Zahl der Nemesis, welche hiemit, »ob des Verbrechens des Schlachtens von Tschitor,« wider alle diejenigen, welche solche Briefe verletzen, aufgerufen wird. Udi Sing, der letzte Herrscher von Tschitor, hinterließ 25 Söhne, deren Abkömmlinge alle Ranawet, den besonderen Stamm der Baba's, d. i. Kinder, bilden. Newruf (das persische Neujahr) heißt nach der indischen Aussprache des Persischen (S. 344) Noroza. Ekber stiftete noch ein besonderes Fest am neunten Tage nach dem Früh-

*) Kangera muß richtiger Küngüre ausgesprochen werden. In den Shawlen neuester Mode werden die vom Rande aus in das weiße Feld auslaufenden Spitzen Küngüre genannt, und ein solcher Shawl heißt, wie die mit weißer oder rother Seide eingenähte Inschrift besagt, Küngüredar, d. i. Zinnenhaltend.

lingsfeste Newrus, welches Choschrus (Khuushroz verwechselt das u und o), d. i. der fröhliche Tag, heißt. Dieses Fest unterschied sich vorzüglich durch einen weiblichen Markt innerhalb des Pallastes, wo nur Frauen kaufen durften. Ekber mischte sich verkleidet unter die Kaufleute, um zu hören, was von seiner Regierung gesagt würde, und um verliebten Abenteuern nachzugehen. Bey einer dieser Marktausstellungen des fröhlichen Tages beschlich Ekber die Fürstin von Mewar, die, einen Dolch aus dem Busen ziehend, den Schah zu schwören zwang, daß er für immer der Ehre ihres Stammes schonen werde. In der indischen Geschichte ist diese Anekdote mit der Erscheinung der Göttin von Mewar, der schrecklichen Mete (Mata), ausgeschmückt, welche auf einem Tieger in den unterirdischen Gängen des Pallastes erscheint, um sie zur feyerlichen Entsagung aller Neigung für Ekber zu stärken, und sie mit einem Dolche zu bewehren (S. 345). Die Barden der Radschputen, welche zugleich ihre Geschichtschreiber, lassen dem großen Ekber so viele Gerechtigkeit widerfahren, daß sie sein Lob zugleich mit dem Pertap's, des Fürsten von Mewar, besingen; doch beflecken sie sein Andenken mit der Anschuldigung eines Vergiftungsplanes. Der Nachfolger Pertap's war Emra, der an dem See einen kleinen Pallast aufführte, Emramahall, d. i. Unsterblichkeitshalle, genannt (Emra oder Amra, daher Ambrosia), dessen alterthümliche Bauart von den glänzenden Marmorpallästen seiner Nachfolger der heutigen Residenz der Fürsten von Mewar, sehr absticht. Die Verhandlungen des Fürsten von Mewar mit Dschihangir, dem Nachfolger Ekber's, werden, aus Dschihangir's eigenen Denkwürdigkeiten übersetzt, mitgetheilt. Sein Nachfolger auf dem Throne der Großmongolen, Orengsib, belegte die Radschputen mit Kopfsteuer. S. 388 ist die Fertigung der abgedruckten Hand des Kaisers nachgebildet, welche Pendsche (Punja) heißt, und welcher das Wort Mensuri, d. i. gesehen (*Munzoori*, agreed), beygesetzt ist. Man sieht hier klar, wie aus diesem tatarischen Pendsche (dem Fünffinger-Abdruck) das heutige Tughra der osmanischen Sultane entstanden, in welchem die drey senkrechten Stäbe die drey mittleren Finger der Hand vorstellen. Nach Orengsib's Tode schloß Emra II. einen Vertrag mit Schahaalem, dem ältesten von dessen Söhnen, und Mewar stellte sein Kontingent; nun begann der Aufstand der Siken, d. i. der Schüler, in welchen der Verfasser die Abkömmlinge der Geten sieht. Des Großmogols Reich zerfiel. Nisamulmülk, d. i. die Ordnung des Reichs gründete den Staat von Haiderabad, der Wesir Seadetchan den von Aud; die Mahratten faß-

ten Fuß in Malwa und Gudschurat; Nadirschah verheerte Dehli, die Häuptlinge der Mahratten, Holkar und Sindia, verheerten die Staaten der Radschputen; die drey Fürsten derselben, Rana, Dscheget Sing II., Merwar und Amber, schlossen ein Bündniß. Sindia unterwarf sich Mewar als steuerbar (S. 454); hier ist ein Druckfehler, wenn es heißt: The abstractions of territory from S. 1826 to 1831, as pledges for contributions, satisfied their avarice till 1848.

Je weiter die Geschichte der Radschputen in die neuere Zeit vorrückt, desto mehr gewinnt sie an Interesse, indem, seit dem durch die brittischen Waffen zu Gunsten der Radschputen im J. 1817 unternommenen kurzen Feldzuge und dem am 16 Jänner 1818 mit dem Rana von Udipur abgeschlossenen Freundschaftsvertrage, die Geschichte dieser Staaten mit dem englischen Interesse enger verbunden ist, und der Verfasser größtentheils als Augenzeuge mitspricht Er beschreibt seine Audienz mit wahrer Vorliebe für die Pracht des Fürsten von Mewar, bey dem er beglaubigt war, und »dessen Antlitz,« nach ihm, »den Ausdruck seiner edlen Geburt aussprach.« Der Gesandte brachte dem Rana im Namen der ostindischen Handelsgesellschaft einen Elephanten und zwey Pferde mit Silber und Gold aufgeschirrt und 21 Schilde mit Shawlen, reichen Stoffen, Mußlinen und Juwelen gefüllt, dar, denn es ist der Radschputen Sitte, die Geschenke in hohlen Schilden darzubringen (S. 476); desgleichen den Prinzen und Ministern, das Ganze im Betrag von zweytausend Pfund Sterling. Die Regierung von Mewar wurde ehemals von vier Ministern geleitet: 1) dem Perdhan, d. i. dem ersten Minister; 2) Bachschi, d. i. Befehlshaber der Truppen; 3) dem Suretumna, d. i. Bewahrer der Register; 4) dem Sehaji, d. i. Staatssekretär des Namenszuges (Seha), welcher dasselbe, wie das türkische Tughra und das arabische Tewkii, nämlich die den Befehlen oben angesetzte Fertigung mittels des verschlungenen Namenszugs des Fürsten (S. 479). Die brittische Herrschaft unterwarf sich die Radschputen mehr durch die Macht des Kredits der ostindischen Handelsgesellschaft, als durch die ihrer Waffen. Als einige Musketiere Hunderte von Räubern in die Flucht schlugen, sahen die Radschputen dieses als eine wohlthätige Wirkung: des Salzes der Gesellschaft, an, und die brittische Herrschaft hieß bey ihnen Sacha Radsch, d. i. die rechtliche, wie die Alfreds des Großen geheißen ward (Alfred the upright, S. 487). In Mewar ist der Rajet (Ryot; dasselbe Wort, wie das türkische Raja), d. i. der Bebauer des Grundes, zugleich der Eigenthümer desselben; er vergleicht sein Recht mit dem Achie Dhuby, d. i. einer in der

größten Hitze nicht verwelkenden und unausrottbaren Grasart. Man sieht, daß wenn das Wort dasselbe, doch das Verhältniß des Rajet der Radschputen ein ganz anderes, als das des türkischen Raja, welcher nicht Eigenthümer, sondern nur Bauer des Grundes unter dem Eigenthümer oder Lehensherrn desselben. Die verschiedenen Verhältnisse und Ausdrücke des Grund- und Lehenrechtes der Radschputen werden erklärt, und den Beschluß der Geschichte der Radschputen macht (S. 506) das Verzeichniß der sechzehn Magnaten Mewars mit ihren Namen, Stämmen, Gütern, Dörfern und dem Werthe derselben i. J. 1760, 1181 Dörfer, Werth 13,000,000 Pfund Sterling. Von allgemeinerem Interesse, als die Geschichte der Radschputen für europäische Leser, ist das folgende Hauptstück, welches von den Festen und Gewohnheiten Mewar's handelt. Die Brahmanen sind eben so geschickt, falsche Schenkungen zu schmieden, als die bekannten Fälscher des europäischen Mittelalters. Der Schutzgott der Radschputen ist Mahadewa oder Iswara, welcher als Eklinga (with one phallus) angebetet wird, der heilige Stier Nanda hat besondere Kapellen, wie vormals Apis in Aegypten. Der Giebel der Siwatempel ist pyramidenförmig, zuhöchst mit einer Urne, einer Kugel, einem Löwen, einer Sphinx gekrönt. Die Eklingapriester heißen Gosami oder Goswami, d. i. Sinnenbeherrscher. Das Zeichen des Siwadieners ist der Neumond an der Stirne; Siwa, mit drey Augen abgebildet, heißt Trinitra oder Trilochen, daher der triophthalmische Jupiter der Griechen. Seine Bekenner beschmieren den Leib mit Asche, und tragen orangenfarbene Kleider; sie begraben ihre Todten sitzend und erhöhen über denselben kegelförmige Grabmale. Die Gosamen-Kausleute gehören unter die reichsten Indiens; die, welche sich den Waffen weihen, sind eine Art Malteser, sie leben in Klöstern, besitzen Land und dienen, wenn zum Kriege aufgefordert; sie berauschen sich mit Opiaten und geistigen Getränken. In Mewar stehen ihnen immer einige hundert Kanfera Dschogi, d. i. Bettelmönche, mit zerrissenen Ohren, zu Diensten; sie heißen so, weil sie sich die Ohren durchstechen, und darin einen Ring von der großen Muschel tragen, welche ihre Schlachttrompete (S. 517) Die Siwadiener sind die Orthodoxen, die Dschainen die Heterodoxen Radschistans; der Oberpriester der Chartra-gatscha hat eilftausend Köpfe Clerisei, die einzige Gemeine von Oswal, zählt hunderttausend Familien. Radschastan und Sauraschtra sind die Wiege der Religion des Budha und der Dschain; von ihren fünf heiligen Bergen sind drey in diesem Lande, die vormalige Intoleranz ist erloschen, und die Priester des Wischnu, Siwa und Budha

vertragen sich ohne gegenseitige Bosheit. Die schönsten Reste heiliger Bauten in ganz Westindien gehören den Budhisten oder Dschainen an, die letzten sind die Deisten Radschastans; ihre Bibliotheken zu Dscheselmir, Tambay und an anderen Orten bestehen aus mehreren tausend Bänden (S. 520). Nathwara ist der berühmteste Tempel Krischna's, des indischen Apollo, der auch unter dem Namen Kania und Murali, d. i. der Flötenspieler, besondere Kapellen hat. Seine Legende, sein mystischer Tanz (Rasmandel), sein Höhlenkultus, sein Triumph über die schwarze Schlange, seine Feste sind im zwanzigsten Hauptstücke beschrieben; der schlangenumwundene Lingam ist ganz derselbe, wie er in den Isistempeln zu Pompeji gefunden ward (S. 535) *). Krischna wird unter sieben Gestalten angebetet, und sieben Statuen Kiama's (schon bey Diodor als der ägyptische Apollo Kan) stehen in dem Heiligthume von Nathwara. Kiama's und Radha's schöne dichterische Sage ist hier mit schönem Steindruck ausgestattet; hierauf werden die religiösen Feste der Radschputen beschrieben, das Frühlingsfest Waßanti oder der Morgen der Götter und der Geburtstag der Sonne (dies natalis Mithrae am 25. Dezember). Die Frühlingsjagd im Monat Phalgun, das Fest der Göttin Sitla, der Beschützerin der Kinder (die mater Montana der Römer), das Blumenfest durch neun Tage, weil die Zahl neun die heilige schöpfende Kraft (die neun ebenfalls in der indischen Liturgie eine heilige Zahl, wie eine heilige in der der Lateiner), das Fest Gangor zu Ehren Guri's oder Isani's (der Göttin des Ueberflusses), der ägyptischen Isis. Guri heißt gelb, die Farbe der reifenden Ernte, welche durch ihr gelbes Bild vorgestellt wird; als Guri und Kali vereint diese Göttin, wie Isis und Kybele, den Charakter von Leben und Tod; doch hier erscheint sie nur als Anapurana (die Anna Perenna der Römer), als Wohlthäterin des Menschengeschlechts, bey Eröffnung des indischen Jahres, wenn die Sonne im Widder, ein cerealisches Fest, wie das der Thesmophorien; die Prozession wird beschrieben, das Bild der Göttin wird auf einem Throne in reichem, gelben Stoffe gekleidet, von Gold und Perlen schimmernd getragen, Mädchen mit silbernen Stöcken gehen vor ihr her und singen Hymnen. Der Rana und alle Minister stehen vor ihr auf, und bleiben stehen, bis sie auf ihren Thron

*) Durch diese wunderbare Uebereinstimmung der Monumente ägyptischer und indischer Religion von der ältesten Zeit her erhält der gnostische Schlangenkultus, in welchem bekanntermaßen die Schlange als Zuthat zur Gnosis, das Symbol des Phallus, neue Beleuchtung.

an des Wassers Rand niedergesetzt ist, worauf sich alle verneigen, und der Fürst und sein Hof in Böten Platz nimmt, die Frauen und Mädchen (denn das Fest ist ganz weiblich, wie das der bona Dea der Römer) tanzen im Kreise um die Göttin herum, nach dem Takte in die Hände klatschend und Hymnen singend. Vormals war Todesstrafe auf die Einmischung eines Mannes, was aber heute nicht der Fall. Der Verfasser hebt die Aehnlichkeit dieses Festes mit dem der ägyptischen Diana zu Bubastis und der Isis zu Busiris hervor; den Namen Diana leitet er vom indischen Dewiana (Göttin der Nahrung) ab; es stellt das Schiff der Anapurana mit dem der Isis zusammen, und den Kultus des Nils mit dem des Ganges. Die Isisbilder aus terra cotta, welche häufig um den Tempel von Pästum gefunden werden, halten in ihrer rechten Hand die genaue Abbildung des indischen Lingam und der Joni. Bey dem Feste Gangora spielt Iswara nur eine untergeordnete Rolle, indem er am Rande des Wassers in schlechter Kleidung schmausend vorgestellt wird, in der Hand einen Zwiebelstengel haltend; der Zwiebel, der bey den Aegyptern in so hohen Ehren stand, ist bey den Hindu allgemein verachtet (S. 175). Die Berührung der indischen, griechischen und ägyptischen Mythologie liegt überall am Tage; die Durga Mata ist die Mater Montana; gleich der ephesischen Diana trägt Durga den aufnehmenden Mond an der Stirne, und wie die thurmgekrönte Kybele wird sie von Löwen gezogen; als Mata Dschanawi, d. i. die Mutter der Geburten, ist sie die Juno Lucina; als Pudma (Padma), deren Thron die Lotos, ist sie die schöne Isis vom Nil, als Tripnea (drey Welten beherrschend) und als Atmadewi (die Göttin der Seelen), ist sie die Hecate Triformis der Griechen. Das Fest der Lotoskönigin Padma ist eines der lieblichsten, und Dussera eines der größten; die letzten Tage des Frühlings sind Kamadewa, d. i. dem Gotte der Liebe, geweiht; die brennenden Winde der heißen Jahreszeit beginnen schon zu wehen, Flora senkt ihr Haupt, und »der Gott der Liebe zieht sich als Einsiedler zurück;« aber noch glühet die Rose, welche die schönsten Kränze den Radschputinnen gewährt; aus weißem und gelbem Jasmin, aus der Magra- und Tschampaka-Blume, welche in der größten Hitze blühen, winden die Frauen Kränze in ihr dunkels Haar. Nirgends ist die Verehrung des schönen Geschlechts für Kama dewa (den Gott der Sehnsucht) eifriger, als »in der Stadt der aufgehenden Sonne« (Udipur), wo von allen Seiten des Heiligen Hymnus ertönt: Heil Gott des Blumenbogens, Heil Held mit dem Fisch im Panier, Heil mächtige Gottheit! welche den Weisen seiner Stärke beraubt. Am zweyten des Mondes

Dscheit, wann die Sonne in ihrem Scheidepunkte, feyern die Radschputinnen die Geburt der schaumgebornen Göttin Kembha, der Königin der Najaden oder Apsaras (Ap, Wasser; Sara, Schaum). Merkwürdig ist das Schlangenfest (Nagpantschami), das in der innigsten Verwandtschaft mit dem Schlangenkultus der Ophiten; die Ueberlieferung der Dschaina oder Budhisten, deren Ursprung aus dem Lande der Takdschak oder Turkistan abgeleitet wird, erzählen die Erschaffung des Menschengeschlechts in Paaren, welche von dem Baume der Unsterblichkeit (Amrita) aßen. Auf der Säule eines Tempels in Südindien ist das erste Menschenpaar am Fuße des Lebensbaums ausgehauen, welchen die Schlange umschlingt; so umschlingt dieselbe auch das Werkzeug des Lebens, den Lingam, welcher den Ophiten für das lignum vitae galt. Am letzten Tage des Mondes Sawen ist das Fest Rachi, d. i. der Armbänder, an welchem dieselben von den Schönen ihren Wahlbrüdern gesendet werden, ein für die Brahmanen, welche dieselben weihen, sehr einträgliches Fest (S. 581). Das Ahnenfest Pitri Iswara, d. i. der Vater-Götter, dauert funfzehn Tage; der Rana besucht und bekränzt die Gräber seiner Vorfahren. Karga Schapna ist das Fest der Anbetung des Schwertes; Dussera, ein kriegerisches Fest zum Andenken des Zuges Rama's nach Lanka zur Befreyung seiner Gemahlin Sita; es werden Torun, d. i. Triumphbögen, errichtet. Ganesa's Fest entspricht dem des Janus, Kumara's, des Kriegsgottes der Radschputen, dem des Mars, Lachschmi ist die Göttin des Ueberflusses, welcher der Mond Kartika heilig; am funfzehnten desselben ist das Lampenfest Dewali, den Namen des Phallus leitet der Verfasser (S. 599) von Phallisa, d. i. der Befruchter, her. Den Beschluß dieses interessanten Prachtwerks macht die persönliche Reisebeschreibung des Verfassers nach Marwar, welche, wiewohl der kürzeste, deßhalb nicht minder schätzbarste Theil des ganzen Werkes; voll anziehender Beschreibungen von Land und Sitte, Städten, Schlössern, Festen und Tempeln; unter den letzten der merkwürdigste der alte Dschain-Tempel von Adschmer, dessen hehre Säulenhallen so vielen Stoff zur Vergleichung mit gothischer und saracenischer Architektur bieten. Die schönen Kupferstiche, in diesem Theile noch häufiger gespendet, als in den vorhergehenden, geben die Abbildungen des Hügelschlosses von Komulmair, welches eine auffallende Aehnlichkeit mit der Rieggersburg der Steyermark hat; des Dschaintempels der Festung von Komulmair der Stadt Dschadpur, der Felsenskulpturen allda von Helden und Göttern, des heiligen See Puschker, des Dschaintempels von

Adschmer, der Stadt und Festung Adschmer, des Schlosses Bunai, der Ruinen zu Komulmair, die Quellen des Bairiflusses, der schönen Brücke von Nurabad, und außerdem noch viele Holzschnitte zu Ende der Abschnitte von Koli und Bhil, den Waldbauern in Radschastan Tscharen oder Barden, Dschet, d. i. Bauern, von Marwar, radschputischen Soldaten und Peiken von Marwar.

So reichhaltig auch Tod's Prachtwerk an historischen, geographischen und statistischen Angaben, an sinnreichen mythologischen Zusammenstellungen und an praktischen politischen Bemerkungen, so kann dasselbe in seinem ganzen weitläufigen Umfange doch nur zunächst für Engländer, welche an Indien unmittelbaren Antheil nehmen, großes Interesse haben, während des Bischofs Heber Reisebeschreibung seines indischen Kirchsprengels alle europäische Leser mit allgemeinerem Interesse ansprechen muß. Seit den Reisen Lord Valencia's ist kein Reisewerk über Indien erschienen, welches, wie dieses, den größten Theil des englischen Indiens durchläuft, und sich durch das ganze Land mit so milder Wärme eines reinen Christen und wissenschaftlich gebildeten gemüthlichen Reisenden ergießt. Auszüge aus demselben haben bereits alle sich mit der Völkerkunde beschäftigenden Zeitschriften gegeben; um bloß durch solche die Leser hier unterhalten zu wollen, däucht dem Recensenten um so überflüssiger, als nicht nur die auszugsweise, sondern die ganze Lesung des trefflichen Werkes zu empfehlen ist. Rec. hat sich daher einen von allen bisher erschienenen Anzeigen dieses Werkes verschiedenen philologischen Gesichtspunkt vorgesteckt, indem er die hier folgenden kurzen Auszüge mit der wahren Aussprache der im Werke so häufig vorkommenden Namen indischer und persischer Würden, Sitten, Geräthe u. s. w. begleitet, und dieselbe durch den hier in den Noten beygesetzten, im Originale fehlenden, orientalischen Text darthut. Es ist eben so sehr zu wünschen, daß die Uebersetzer auf diese nothwendige Umschmelzung englischer Schreibweise eigener Namen Rücksicht nehmen, als daß sie die sauberen Holzschnitte, womit das Werk reichlich ausgestattet ist, und welche von den fremdartigsten Gegenständen auf den ersten Blick einen richtigen Begriff geben, treu nachstechen mögen; die Weglassung derselben wäre ein größerer Verlust, als die der hie und da eingemischten poetischen Ergießungen des Verfassers. Gleich in den ersten beyden Holzschnitten ist ein indisches Fruchtboot und ein indisches Fährboot abgebildet; das alte ungeschlachte arabische Schiff Dau (Dow), dessen Niebuhr erwähnt, wird selten mehr gesehen; Inder bauen selbst ganz erträgliche Schiffe, und ihre

Grab (die arabische Verstümmlung [1]) des griechischen καραβι) sind gute Segler. Die langen Ruderboote auf dem Hugly (dem Flusse Kalkutta's) heißen Bholiah (I. S. 19). Der Anblick des Hugly, der ganze Charakter der Ufer und der schlammichte Strom erinnerten den Verfasser, der in Rußland gereist, an den Don zwischen Tscherkask und Assow, und das Dorf Kedscheri würde, wenn es eine Kirche hätte, der Residenz des Hetmans zu Orai nicht unähnlich seyn. Der Steuermann des Fährboots heißt Serheng [2]), Serang (I. S. 6 u. 145). Die Ruderer waren alle nackt, bis auf den Gürtel Kemerbend [3]) (Cummerbund); einer der Reisenden im Boote kündigte sich als einen Serkar [4]), d. i. einen Agenten oder Geldverleiher, an. Die Verschiedenheit der Farbe der Eingebornen ist auffallend, einige schwarz wie Neger, andere kupferfarbig ohne Unterschied der Kaste, denn Brahmanen sind manchmal schwarz und Parias hell gefärbt (I. S. 10). Moslimen saßen nicht wie Türken zu Tisch, sondern mit hinaufgezogenen Knien gleich Affen (I. S. 13). Mit Sonnenuntergang verfinsterten ungeheure Fledermäuse, größer als die größten Krähen, die Luft, und segelten schweigend durch die Lüfte, als wären sie die finsteren Genien der Pagode. Ein Holzschnitt gibt die Abbildung indischer Stallknechte Seis [5]) (Saees) und Läufer Herkare [6]) (Hurkarus), mit silberknotigen Stöcken und silbernen krummen Keilen, in einen Tiegerkopf endend Dem Verfasser fällt dabey eine dacische Standarte auf der Säule Trajans, dem Rec.'n die näher liegende persische Stierkeule ein. Das neue Hausgesinde des Bischofs bestand aus Tschobdaren [7]) (Chobdar), wörtlich Prügelhaltern, mit silberbeschlagenen Stöcken, Männern von Rang vortretend, wie die türkischen Tschausche, aus Herkares, aus einem Chansaman [8]) (Khansaman), d. i. Hofmeister; einem Abdar [9]), d. i. Wasserträger, einem Scherabdar [10]), d. i. Kellermeister; einem Dschadirberdar [11]) (Chattahburdar), d. i. Sonnenschirmträger; Serdar [12]), d. i. Vorsteher der Träger, und Chidmedkaren [13]), (Khitmutgars), d. i. Diensthuende (I. S. 75). Kalkutta

---

[1]) Diese Verstümmlung ist leichter zu begreifen, als die des Wortes ecclesia, welches in ganz Indien Grigi lautet (I. S. 18).

[2]) سرهنگ [3]) کمربند, das deutsche Kammerband. [4]) سرکار

[5]) سیس [6]) هرکره [7]) چوبدار [8]) خان سامان [9]) ابدار [10]) شرابدار

[11]) چادربردار [12]) سردار [13]) خدمتکار

mit seinen Quartieren und Vorstädten wird beschrieben; in dem Viertel Tscharengi [1]) (Chowringehee) ist der höchste Gerichtshof Ssadr-ed-dewlet [2]) (Sudder Adawlut). Die Ufer des Flusses sind mit Sonnenaufgang mit Indern bedeckt, welche sich baden und ihre Abwaschungen verrichten; andere betupfen sich Stirne und Wangen mit weißer, rother oder gelber Erde, und schreyen Ram! Ram! Der Generalgouverneur hat ein schönes Landhaus, sechzehn englische Meilen nördlich von Kalkutta, zu Barrackpur, gegenüber von Serampur, der dänischen Faktorey; die Adjutanten und Gäste des Generalgouverneurs schliefen in Bengalis (Bungalows); so heißen bengalische, zu ebener Erde gebaute Hütten mit hohem Dache und einer Viranda (Verandah), einer Art Schattendache, umgeben; hier bestieg der Verfasser zuerst einen Elephanten, dessen Sänfte Haudedsch [3]) (Howdah) zwey Personen hält, außer dem Treiber Mohut. In dem Parke sah er einen Ghial, d. i. den tibetischen oder nipalischen Büffel, und zwey Luchse, die er Siahgusch [4]) (Siyagush) nennt. Der Siahgusch ist aber bekanntermaßen aus Chardin kein Luchs, sondern ein anderes, bey der Löwenjagd auf das Pferd zur Verfolgung des Löwen genommenes Spurthier. Zu Barrackpur sah der Verfasser, wie Inder in dem Blute eines erschlagenen Schakals ihre Hände wuschen, was sie immer bey dem Tode eines wilden Thieres thun (I. S. 62). Zu Tschandernagor, der französischen Faktorey, rauchen die Europäer Cigarren; dieses Wort schreibt der Verfasser Segars, ohne zu wissen, daß das Wort ursprünglich ein persisches, nämlich Dschigare [5]). Diese Ableitung fällt wenigstens leichter ins Ohr, als die seinige des englischen Christmas-box, welches er vom persischen Worte Bachschich [6]) (Buckshish) ableitet (I. S. 66), womit in der Türkey, in Persien und in Indien Trinkgeld begehrt wird. Die Basare von Kalkutta sind elend in Vergleich mit denen türkischer, russischer und persischer Städte; dennoch preisen Reisebeschreibungen die Basare von Kalkutta, und Hamilton, dessen East India gazeteer doch sonsten ein so verläßliches Werk, spricht sogar von den malerischen Minareten Kalkutta's, deren es dort gar keine gibt (I. S. 96).

---

1) چارنگي 2) صدرالدّولت 3) هودج 4) سياه‌گوش 5) جگاره

6) بخشيش, Bachschisch, dann S. 80 Vakeel lies Wekil وكيل, d. i. Stellvertreter; und Khelat lies Chalaat خلعت, d. i. Ehrenkleid.

Das am 9. April zu Ehren der Göttin Kali gefeyerte Fest Tscherrek Pudscha (Churruck Poojah) beschreibt die Gemahlin des Verfassers, welche ein besonderes Tagebuch hielt. Das Abscheulichste dieses Festes ist die Marter der Luftschwingung im Kreise, indem die sich dazu hergebenden Fanatiker mit Haken angefaßt, auf einem Hebebaum in der Luft herumgewalzt werden, wie es der Holzstich zeigt (I. S. 99). Der Verfasser beschreibt seine Audienz im Derbar [1]) (Durbar), d. i. feyerlichen Diwan des Radscha Omitschend; sein Mesned [2]) (Musnud), d. i. der Thron, auf dem er saß, bestand aus einer bloßen Matraze, wiewohl er sich Mahradscha, d. i. großer König, schelten ließ; sein Muchtar [3]) (Auserwählter), d. i. Oberkammerherr, entschuldigte den unvorbereiteten Zustand des Hofes. Die Verabschiedung einer indischen oder persischen Audienz heißt Ruchßat [4]) (Ruksut), d. i. die Erlaubniß zu gehen. Der Bischof, der keine Rosenessenz, Otr [5]) (Attar) hatte, begoß die ihn besuchenden Inder mit ausländischem Rosenwasser, Beledi Gülab [6]) (Belatee gulab). Die Reise ging immer weiter den Hugly und an den Ganges hinauf nach Feridpur (Furrudpoor) und Boglipur, das in einer der gesundesten Lagen Indiens, Hälfte Wegs zwischen den Hügeln von Radschmahall und denen von Kerekpur. Zu Radschmahall sind die Ruinen des Pallastes Sultan Schedschaa's (Sujah), des Bruders Orengsib's, der aber nicht im J. 1630 (I. S. 254), sondern ein Jahrhundert später gebaut ward. Die Einrichtung der Pehari Sipahi (Puharree Sepoys), d. i. Gebirgsreiter, wird beschrieben. Das Gebirge, das sie bewohnen, ist ein kleines indisches Tyrol (I. 274). Diese Bergbewohner sind von lichterer Farbe, als die Bengalen, mit breiten Gesichtern, kleinen, platten und stumpfen Nasen, die den Verfasser an die Bewohner von Walis erinnern. Die Gerechtigkeit wird unter ihnen durch ein Pentschait (Punchaet), d. i. einen Ausschuß von Fünfen, verwaltet; so ist die Fünfzahl, als die leitender Ausschußmänner, vor der Pentas der byzantinischen Staatswürden, schon in Indien da gewesen, und dieselbe besteht noch heute in den Pentaden der Bojaren der Moldau und Walachey; sie ist zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Fünf des französischen Direktoriums und in der jüngsten Zeit als die der fünf leitenden Mächte beym Wiener Kongresse in großer politischer Bedeutenheit erschienen. Nach Kapitän Graham gibt der Verfasser Nachricht über die Religion dieser

---

[1]) دربار [2]) مسند [3]) مختار [4]) رخصت [5]) عطر [6]) بلدي گلاب heißt vielmehr inländisches.

Bergbewohner; sie beten oft zu einem höchsten Wesen, das sie Budo Gosai nennen; mit Opfern von Büffeln, Ziegen, Hühnern und Eyern versöhnen sie die bösen Götter; Melned (Malnad) ist der Schutzgott jedes Dorfes, Diwani der Hausgott. Der große Gott, der alles erschuf, sandte sieben Brüder auf die Erde, von deren ältesten sie sich selbst, von dem sechsten die Europäer ableiten; ihre Traumausleger heißen Deman (*Δαιμονες*), und werden für besessen gehalten. Von ihren Festen ist das größte Tschitturia, welches fünf Tage dauert (wie die Quinquatrien der Römer). So lange es dauert, grüßen sie niemanden, weil alle Ehre dann nur den Göttern gebührt. Sie schwören, indem sie zwey Pfeile gegen einander gelehnt aufstellen, so daß der eine mit der Spitze, der andere mit der Feder am Boden aufsteht, der Schwörende nimmt dann die oben zusammenstoßende Feder und Spitze zwischen Finger und Daumen, oder sie legen Salz auf einen Säbel, der an die untern Lippen gehalten, und dann das Salz von dem, der den Eid aufträgt, in den Mund gefördert wird (I. S. 281). Zu Mongir (weiter den Ganges hinauf, am rechten Ufer desselben) heißen die Zigeuner Kendscha, östlich von Mongir ist der berühmte warme Quell der Sita (Seeta Coom). Zu Ghasipur (weiter hinauf auf dem linken Ufer des Ganges) sind die Ruinen eines alten Schlosses, dessen saracenische Bauart den Verfasser zu folgenden Bemerkungen veranlaßt:

»Der auffallendste Unterschied zwischen dem englisch- und asiatisch-gothischen Baustyle liegt in dem breiten, vorspringenden Steinkarnieße, womit der letzte geschmückt ist, und dessengleichen ich in Europa nicht kenne, obwohl die schwerfälligen, aber malerischen Gesimse der florentinischen Palläste eine Aehnlichkeit darbieten, und wiewohl dieselben in einigen unserer alten englischen Häuser ziemlich genau in Holz nachgeahmt sind. Bey ihren Thoren und anderen Gebäuden vermeiden sie die Seitenvorsprünge, die runden oder achteckigen Thürmchen und Stiegen, welche bey unseren englischen Architekten so beliebt sind; statt dessen schneiden sie die Ecke ihrer Gebäude in achteckiger Form ab. Eine jede dieser beyden Arten hat guten Grund. In einem Lande, wo jeder Lufthauch eine Wohlthat, würden solche Vorsprünge, welche in England wider die Luft schützen und nützen, nur schädlich seyn, und die Schattentiefe und der architektonische Effekt, der auf diese Weise verloren geht, wird größtentheils durch den Vorsprung ihrer Köschke und Karnieße ersetzt, welche einem so heißen und zu gewissen Zeiten so regnerischen Klima höchst angemessen. — Die Bogen sind hier in maurischem Geschmacke, wie die in Murphy's Alhambra. Die Säulen sind schlank und achteckig, die Bögen im Halbkreise, aber gezahnt, und die Fußgestelle der Säulen mit Blumen und Laub geschmückt, welches zwischen demselben und dem Schafte hervorzuwachsen scheint. Die Giebel der Fenster gleichen denen der Bogenhallen, aber insgewöhnlich in einer viereckigen Tafel eingeschlossen, wie im Tudor-gothischen Baustyl« (I. S. 448).

Benares, die Stadt der Tempel und Schulen, ist die heiligste der Städte Indostans, die Lotos der Städte, die nicht auf der Erde, sondern auf dem Spitze von Siwas Dreyzack gegründet ist (I. S. 374); hieher strömen von allen Seiten Sünder und Fromme zusammen, um ihre Zeit in Buße oder Andachtsübungen zuzubringen. Eine der größten Merkwürdigkeiten ist die alte, vor der Eroberung der Moslimen gebaute Sternwarte, ähnlich der von Dehli (I. S. 384). Den Dschaintempel von Benares fand der Verfasser nicht unähnlich einer katholischen Kirche mit Kapellen; die Gottheit desselben, Pernawesa, ist kein anderer als Budha. Nach dem Dschaintempel sind die Moschee Orengsib's und das indische Kollegium Vidalaja das Sehenswertheste zu Benares; im letzten werden zweyhundert Schüler von zehn Professoren Lesen, Schreiben, Arithmetik, persische und indische Gesetzkunde, Sanskrit, Astronomie nach dem ptolemäischen Systeme und Astrologie gelehrt (I. S. 390). Von Benares ging die Reise nach Allahabad, das die Moslimen Illahabas aussprechen (I. 427), was alte persische Aussprache, in welcher die Dal alle Sal geschrieben sind, wie dieß aus den ältesten persischen Handschriften erhellt. Zwischen Benares und Allahabad ist Mirsapur, eine Stadt, so groß wie Patna, sie zählt zwischen zweymal- und dreymalhunderttausend Einwohner; Benares zählt deren mehr als die europäischen Hauptstädte, London und Paris ausgenommen. Benares ist nicht nur die bevölkertste der Städte Indiens, sondern auch die mit der besten Polizeyordnung versehene; eine Art Nationalgarde, Tscheprasi (Chuprassis) genannt, wachen über die öffentliche Sicherheit, so daß trotz der großen Bevölkerung, der Schaaren von Bettlern und Pilgrimen (Mahratten allein zwanzigtausend) Ruhe und Sicherheit herrscht. Nur vor 25 Jahren ward dieselbe durch religiöse Parteyung gestört, weil die Moslimen einen großen Pfeiler, welchen die Hindu als Siwas Spazierstock verehrten, niederbrachen. Nachdem die heilige Stadt mit Blut befleckt worden, war die Verzweiflung der Brahmanen aufs höchste gestiegen; Tausende gingen mit Asche auf dem Kopfe nackt und fastend zum Flusse hinab, wo sie mit gesenktem Kopfe verzweiflungsvoll saßen, Nahrung und Rückkehr in ihre Wohnungen ausschlagend. Nach ein paar Tagen waren sie jedoch der Verzweiflung müde, und auf gegebenen Wink, daß sie ein Beyleidsbesuch der brittischen Beamten trösten würde, gingen diese, ihnen ihr Beyleid zu bezeigen, um sie zurückzuführen. Bey einer anderen Gelegenheit, nämlich bey einer neuen lästigen Auflage, beschloß die ganze Bevölkerung von Benares, Dherme zu sitzen, d. i. ohne Speise und Trank, ohne Kleidung

und Dach bewegungslos und so lange zu sitzen, bis das Begehren erfüllt wird. Nach dem Volksglauben werden die Seelen derer, die unter dieser hartnäckigen Probe verscheiden, Foltergeister für die, welche es auf dieses Aeußerste kommen ließen; nur durch die größte Klugheit gelang es der brittischen Regierung, die zum Hungertode Entschlossenen durch ausgestreute Vorschläge von Deputation und Vorstellung an den Generalgouverneur unter sich zu veruneinigen; so gingen denn zwischen zehn- bis zwanzigtausend Deputirte ab, welche nothwendig gehen und essen mußten, so daß das Dhernagelübde des Sitzens ohne Speise und Bewegung glücklich gebrochen war. Wiewohl Benares die heiligste Stadt in Indien (wie Rom in Europa), so sind die Brahmanen dort doch duldsamer und vorurtheilsfreyer, als irgendwo anders. Das kleinfügige Detail ihres Gottesdienstes, dessen Ceremonien sie hier stets durchgehen müssen, stumpft dieselben ab, und macht sie des Systems müde. Allahabad steht in der günstigsten Lage am Zusammenflusse des Ganges (Gunga) und Dschemna (Jumna); sie ist der Sitz des Ssadr mofaßil[1]) (Sudder mufussil), d. i. des Gerichtshofes, welcher hier dieselbe Stelle vertritt, wie zu Kalkutta der Ssadr Diwani (Sudder Dewanee). Die Dschemnamoschee, d. i. Meschdschid[2]) (Jumna Musjeed) ist in gutem Stande. Das Sehenswertheste zu Allahabad ist das Serai und der Garten Sultan Chosru's; Chosru ist die unrichtige indische Aussprache statt Chosrew, wie Firdusi statt Firdewsi. Die Reise ging noch immer den Ganges hinauf nach Kerrah, dessen Ruinen und Gräber den Verfasser an die von Kaffa erinnerten. Die Heide und Waldgegend, welche der Verfasser mit dem in englischen Reisebeschreibungen häufig vorkommenden Worte jungle[3]) benennt,

---

1) صدر مفصل 2) مسجد

3) Jungle ist das persische Tschengl چنگل, was noch leichter zu erkennen, als (II. S. 5) im Tussildar (Tahßildar) تحصيلدار d. i. der Steuereinnehmer. Im Clashee der Kallasch قلاش, d. i. Zeltaufschläger, im Jemautdar der Dschemaatdar جماعتدار, d. i. der Hauptmann; im Purwannu das Perwane پروانه, d. i. Regierungsbefehl, im Ghureebpurwar (II. S. 20) der Gharibperwer غريب پرور, d. i. Fremdenernährer. Besser

ist bey Kerrah äußerst malerisch und romantisch. Zu Fethpur [1]) (Futtehpoor) ist eine, vom berühmten Eunuchen Elmas Alichan, dem Minister des Newab von Aude (Oude), gebaute Moschee. Hier sind Schwärme von moslimischen Bettlern, welche Marabuten [2]) heißen. Marabut heißt der Wurzel nach ein sein Pferd besorgender Moslim, ein Robother im heiligen Kriege. Der Verfasser schrieb hier einem Dschemaater, ein Zeugniß aus dem Tintenzeuge, daß er von Sir Thomas Acland erhalten hatte. Dieß ist eine Freundschaftserinnerung von den Ufern des Ganges für den Geber an den Ufern der Themse, welche hier an den Ufern der Donau nicht minder freundlich und dankbar zurückhallt, da auch der Recensent, wie der Recensirte, seinem edlen Freunde Sir Thomas Acland solches Tintenfaß dankt.

Nun betrat der Bischof das Gebiet des in jüngster Zeit in Europa als Verfasser und Schenker des Siebenmeers bekannt gewordenen Königs von Aud. Der Emin [3]) (I hardly know how to translate the word »Aûmen,« sagt der Verfasser), d. i. der Intendant, welchen der König dem Verfasser entgegengesandt, brachte ihm sein Nusur [4]), d. i. Geschenk, dar; der Bischof zog mit dem Residenten auf Elephanten zu Leknau (Lucknow) ein; als er den Elephanten bestieg, erscholl das Geschrey der Tschobdare (hussiers): im Namen Gottes, Gott ist groß, Gott ist gnädig! (Bismillah! Allah! Ekber! Allah Kerim [5])! nicht Ullah Kureen). Ein angenehmer Spazierritt von der Stadt ist der nach Dilkudscha [6]), d. i. Herzeröffnend (nicht Dil-koushar), einem Sommerpallaste des Königs; ein anderer nach Constantia, wo das phantastische Haus des französischen Generals Martin, der vom gemeinen Soldaten in der Armee der ostindischen Handlungsgesellschaft sich zu so großem Range und Reichthume schwang. Die drey vorzüglichsten Gebäude Leknau's sind das Grab des letzten Newab (Newab hat der Europäer in Nabob verstümmelt), das Thor von Konstantinopel oder eigentlich das von Rum (Rumi-

---

geschrieben sind: Sarbann (Sarban) ساربان, der Kamehltreiber; Saees (Sais) سايس, der Stallknecht; Cutwal (Ketwal) كتوال, der Vogt; Mussalchic (II. S. 36) statt Meschaaledschi مشعلجي, d. i. der Fackelträger u. s. w.

1) فتحپور 2) مرابط 3) امين 4) نذر 5) الله كريم 6) دلكشا

derwase [1]), beym Verfasser Roumi Durwazu) und die Hauptmoschee Imambare; die beyden letzten, die neben einander stehen, sind im Holzstich vorgestellt. Der Verfasser vergleicht die Ansicht theils mit der von Eton und theils mit der vom Kremlin; hier ist das Grabmal des Stifters Aßafeddewlet [2]) (Asuphud Dowlah), d. i. der wie Asaph weise Großwesir des Reichs. Zu Aud ist nicht Hindostani, sondern persisch die Hofsprache, vermuthlich aus Politik, seitdem der König von Aud sich der Unterwürfigkeit des Hauses Timur entzog; seine Krone ist eine sammtene Haube, mit Reihen von Diamanten umgeben, von denen der Verfasser nie schönere gesehen, als auf der Krone des russischen Kaisers. Bey Gelegenheit des harten Benehmens eines Trabanten (Tschaprasi) gegen die Weiber auf der Straße wird bemerkt, daß in ganz Indien die Weiber schlecht und hart behandelt werden, indem das Schlimmste für sie gut genug erachtet wird; die rohesten Worte, die ärmsten Fetzen, die sparsamsten Almosen, die entwürdigendste Frohne, die härtesten Streiche sind im Allgemeinen ihr Loos (II. S. 71). Der König war eben mit der Verfassung, nicht der des Staates, sondern seines großen, seitdem in Europa durch vervielfältigte Geschenke und Anzeigen so berühmt gewordenen persischen Wörterbuchs (das Siebenmeer) beschäftigt, dessen Nützlichkeit Kapitän Lockett durch den Umstand verbürgte, daß der König mit Männern umgeben, die der Sache wohl kundig. Aud ist heute der glänzendste Hof in Indien, indem Dehli ganz in Verfall. Der königliche Verfasser des Siebenmeers (Haider Ali) wurde von seinem Vater Seadet Ali von allen Regierungsgeschäften entfernt gehalten, so daß ihm volle Zeit für literarische Studien übrig blieb. Sein Vater hinterließ ihm sechs Millionen Unterthanen, zwey Millionen jährlicher reiner Einkünfte und überdieß noch zwey Millionen im Schatze vorräthig. Sein Sohn bildete sich zum wirklichen Gelehrten in allen Zweigen orientalischer Philologie aus, mit vieler Liebhaberey für Mechanik und Chemie, in vielem Jakob I. von England ähnlich. Für die Million, die er dem Lord Hastings für den Krieg wider Nipahl lieh, erhielt er ein Stück unfruchtbaren Landes am Himalajagebirge und den Königstitel; er änderte das System der verpachteten Einkünfte in das Regiesystem der Einhebung durch Intendenten (Emire), ohne im Stande zu seyn, den Bedrückungen derselben vorzubeugen; er rief die Engländer zur Bezähmung der Rebellen und zur Vertheidigung seines Landes. Zur Zeit von L. Hastings

1) رومی دروازه 2) اصف الدولت

wurde dieses unglückliche Land unter der Sanktion brittischen Namens und dem Schrecken der Bajonette der Sipahi (Sepoy) geplündert, bis die englische Regierung von ihm forderte, die Eintreibung der Einkünfte nicht weiter den Intendenten, sondern den Semindaren, d. i. Grundeigenthümern, selbst zu überlassen; die Gerechtigkeit durch englische Richter zu verwalten, und, wie sein Vater, öffentlichen Derbar (Staatsrath) zu halten. Indem der Verfasser des Königs ausweichende Antworten hierauf gibt, beschließt er diesen für die neueste Geschichte Aud's [1]) sehr merkwürdigen Abschnitt mit der Bemerkung, daß hieraus die Nachtheile des Subsidiarsystems hervorgingen, welches seit so lange die beliebte Politik Englands in Indien, und welchem ein großer Theil der englischen politischen Größe zu danken. Leknau's Bevölkerung wird auf 300,000 Köpfe angegeben, worunter eine beträchtliche Anzahl von Christen, und unter diesen einige Katholiken, meistens Portugiesen. Von Leknau setzte Heber seinen Weg nach Bareilly, das schon in den Staaten von Dehli, auf der Hauptstraße (Schahrah) [2]) fort. Mit wenig Worten gibt der Verfasser die Geschichte des Endes der Herrschaft von Rohilkend (II. S. 133). Heber wandte sich nordwärts gegen das Himalajagebirge, dessen höchster Gipfel Nendidevi 25,689 Fuß über der See, mehr als 4000 Fuß höher als der Chimborazo. Bhadrinath und Kedirnath

[1]) Heber's Bericht ergänzt das als Manuskript gedruckte Summary of the administration of the Indian governement from October 1813 to January 1823, wovon im XXXV. Bande, S. 129 dieser Jahrbücher, die Rede gewesen, und schließt sich an die in Sullivans Staatsveränderungen gegebene frühere Geschichte von Aud an, welche Breitenbauch im ersten Theile seiner Beyträge zur Geschichte der unbekannten Reiche von Asien und Afrika, S. 67—73, ausgezogen hat.

[2]) شاهراه, Schahrah, ist das persische Wort für Hauptstraße, welches der Verfasser Shai Rustu schreibt; der indische Soubahdar سوبهدار (II. S. 96) entspricht dem türkischen Subaschi, der Gümaschte گماشته (Goomashta) ist der Kamehlführer; Haramsade حرامزاده (Hurramzadu), das sich auch im ungrischen Harambascha erhalten hat, sind Räuber und Landstreicher; der Befehlshaber eines Schlosses heißt Fudschdar فوجدار (Foujdar); der Stadtvogt Daroga داروغه, das Δαρογας der Byzantiner.

sind zwey Enden desselben Gebirges, 22,300 Fuß hoch; der Gipfel Meru wird von den Penditen (den indischen Gottesgelehrten) von dem fabelhaften Meru, dem Wohnorte der indischen Götter, unterschieden. Die Engländer haben diesen Meru, statt mit Dewas und Apsaras, mit den christlichen Schutzheiligen Englands, Schottlands und Irlands bevölkert, indem sie die drey größten Gipfel nach St. Georg, St. Andreas und St. Patrik nannten (II. S. 209). Zu Harelbagh, das 2500 Fuß niederer als die Stadt Almora liegt, ist die Vegetation fast dieselbe, wie in Europa's Schneegebirgen, Beeren aller Art im Ueberfluß (raspberries, blackberries, cranberries, bilberries, vermuthlich auch strawberries, gooseberries, die der Verfasser nicht nennt); die Birken und Weiden sind hier, wie in Norwegen, die letzten Bäume des aufsteigenden Gebirgs. In Kemaun, dessen Bevölkerung auf 300,000 angegeben wird, sind Lerchen, Wachteln, Repphühner, Fasanen, schwarze Drosseln, eine Art Gimpel, Goldfinken und zahlreiche Adler, welche öfters die nackten Kinder der Bauern rauben. Das Moschusreh wird nur in den höchsten und kältesten Theilen der Landschaft an der tibetischen und tatarischen Grenze gefunden, selbst Almora's Klima ist zu warm für dasselbe; so auch für den Jak, der nur im Eisgebirge lebt; die Shawlziege lebt zwar zu Almora, aber ihre Wolle artet bald aus, was für die Verpflanzung derselben nach Europa wenig Hoffnung gibt (II. S. 219). Die wilden Hunde jagen Tieger und andere Raubthiere. Kascherpur (Casherpoor) ist ein berühmter indischer Wallfahrtsort mit vielen Tempeln und Teichen, in welchen die Pilger, die nach den Tempeln am Fuße des Bhadrinath wallfahrten, sich baden. Der Vulkan Nendidevi gilt für die Küche des Gottes Nendi (II. S. 247). Zu Rampur sah der Verfasser die Art, wie durch ganz Indien Eis erzeugt wird: flache irdene Schalen mit Wasser gefüllt, werden auf trockenes Stroh gesetzt, und überziehen sich in der Nacht mit dünner Eisrinde, welche am Morgen gesammelt wird. Rampur ist vorzüglich merkwürdig durch die Art seiner Befestigung mittels einer dichten Pflanzung von Bambusrohr, welche von außen durch fürchterliche niedere Holzung (Underwood) von Cactus und Babul geschirmt wird. Die engen Zugänge sind durch hölzerne Schranken vertheidigt. Der Verfasser ging über Muradabad, Schahdschihanpur (die Stadt des Weltkönigs) und Miret (Meerut) nach Dehli. Der Pallast Schah Dschihan's ist mit einem sechzig Fuß hohen, mit Zinnen und Schießscharten versehenen Walle umgeben, das Ganze rother Granit, weit über dem Kremlin, doch, nach des Verfassers Urtheil, unter Windsor. Von dem Agrathore

bis zum Grabmale Humajun's ein Schauplatz der Verwüstung, Ruinen auf Ruinen, Gräber auf Gräber, Bruchstücke von Ziegelmauern, Sandsteinen, Granit und Marmor, auf felsigem, unfruchtbaren Grunde zerstreut, ohne Feldbau, ohne einen einzigen Baum. Dieser Anblick erinnerte den Verfasser an Kaffa in der Krimm, aber an Kaffa, wenn es so groß wie London wäre. Der alte Pallast der Patanen würde malerisch erscheinen, in einer Gegend mit Bäumen und mit Epheu bekleidet, so ist derselbe aber bloß häßlich und melancholisch; vorzüglich merkwürdig durch einen hohen, schwarzen, metallenen Pfeiler, welcher der Spazierstock von Firuf heißt, ursprünglich ein indisches Werk, wahrscheinlich für Siwa's Atribut (den Phallus) gemeint, mit der vom schottischen Krönungssteine gäng und gäben Sage, daß so lange er stehe, die Kinder Brahma's in Indraput herrschen würden. Firuf schloß diesen Pfeiler in seinem Pallaste ein, als eine Trophäe des Islams über das Götzenthum. Der Pfeiler ist mit persischen und arabischen Inschriften bedeckt, die prophetische in einem heute unbekannten, mit dem Nagri verwandten Schriftzuge. Anderthalb englische Meilen weit ist Humajuns Grabmal, ein edles Gebäude aus Granit, mit Marmor eingelegt, in keuschem einfachen Styl gothischer Baukunst, von einem Garten umgeben voll Fontainen und Terrassen, und dieser von einer Mauer eingefangen mit vier Thoren und einem gewölbten Gange rund um, in der Mitte eine viereckige Plattform, zweyhundert Fuß hoch, mit vier granitenen Ringen; auf der Plattform das Grab, ebenfalls ein Viereck, mit einem großen weißen Marmordome in der Mitte. Eine englische Meile westwärts ist ein Verein von Gräbern und kleinen Moscheen, wo das Grabmal des moslimischen Heiligen Nisameddin, und wo eben das Grab des jüngst verstorbenen Prinzen Dschihangir vollendet ward. Ein noch interessanteres Grab, das der Prinzessin Dschihanara [1]) (Jehanra), d. i. Weltenschmuck, der Tochter Schah Dschihan's, welche in der Blüthe der Jugend und Schönheit ihres gefangenen Vaters Loos bis an den Tod als Magd und Ernährerin theilte. Der Verfasser besah eine Fabrik kaschmirischer Shawle; die zwey größten Moscheen [2]), die des Dschumna und die des Schlosses. Den Ein-

---

[1]) جهان ارا

[2]) Der Verfasser schreibt Musjeed statt Mesdschid مسجد; Khelat statt Chalaat خلعت, Gallakleid; Zennanah statt Senane زنانه, das Frauengemach; Dowlutmund statt Dewletmend

druck der Gemächer des Pallastes Agra's beschreibt der Verfasser folgendermaßen:

»Das kleine Gemach, in dem ich mich befand, war ganz von Marmor, Blumen und Laubwerk aus grünem Serpentin, Lazur, blauem und rothem Porphyr eingelegt; die Blumen im besten italienischen Geschmacke, augenscheinlich das Werk einheimischer Künstler, alles schmutzig, vermodert und verloren. Die Hälfte der Blumen und des Laubwerks war herausgepickt oder sonst entstellt; die Thüre und Fenster verwüstet, während eine Menge alten Hausgeräthes in einen Winkel aufgehäuft war, und ein Fetzen verschienener Tapete über den Eingang und dem inneren Gemache niederhing.«

Er dachte an den berühmten persischen Vers (welchen Mohammed II. anführte, als er in die Hallen des verwüsteten byzantinischen Kaiserpallastes einzog):

Es zieht in Kaiserburgen an dem Thor
Die Spinn' als Kämmerer den Vorhang vor,
Und in Efrasiab's gewölbten Hallen
Hört man die Heermusik der Eule schallen.

Der Audienzsaal ist ein schönes Lusthaus von weißem Marmor, die Pfeiler und Bogen ausnehmend schön geschnitzt, mit goldenen Blumen und Inschriften in dem schönsten persischen Zuge eingelegt, auf dem Friese die Inschrift:

Gibt's auf Erden ein Paradies,
So ist es dieses, so ist es dieß.

Die Flur nicht mit Tapeten bedeckt, sondern auf dieselbe Weise eingelegt, wie das oben beschriebene kleine Gemach. Im Audienzsaale steht der Thron der Großmongole an einer schwarzen, mit Mosaik eingelegten Wand, zehn Fuß erhöht, mit einer kleinen marmornen Plattform vor demselben, auf welcher der Wesir stand, um die Bittschriften dem König der Könige zu übergeben. Diese Halle war mit zerbrochenen Palankinen, leeren Kisten und dergleichen angefüllt; der Thron so von Tauben beschmutzt, daß seine Verzierung kaum sichtbar. Eitelkeit aller Eitelkeit steht nirgends leserlicher geschrieben, als

دولتمند, beglückt; Sha-in-Shaa statt Schehinschah شهنشاه d. i. König der Könige; Dewanee aum statt Diwani aam ديوان عام, d. i. öffentlicher Audienzsaal; Zoonia durwazu statt Chunderwase خون دروازه, d. i. Blutthor; Nusseerabad statt Naßirabad نصيراباد, d. i. Siegerbau; Furredabad statt Feridaad فريداباد, d. i. einziger Bau u. s. w.

auf Dehli's verwüsteten Bogenhallen. An der kleinen Moschee der Goldschmiedsstraße wird der Ort gezeigt, wo Nadirschah von Morgen bis Abends als Zeuge des Blutbades von Agra saß. Kutbßahib, eine kleine Stadt zwölf englische Meilen südwestlich von Dehli, ist die Grabstätte fünftausend moslimischer Heiligen und Kutb Ssahib's (Cutteeb Sahib), d. i. des Poles des Meisters. Das Grab Ssafder Dscheng's [1]) (Sufter Jung), des Ahnherrn des Königs von Aud, wird auf Kosten des letzten erhalten. Kutb Minar [2]) ist der schönste Thurm, den der Verfasser je sah; die noch stehenden großen Bogen der vorzüglichsten Moschee mit ihren granitenen Pfeilern, alle mit den schönsten kufischen Inschriften bedeckt, sind in ihrer Art eben so schön, als das Detail des Münsters von York; vorne steht ein metallener Pfeiler, wie der im Schlosse Firusschah's zu Agra, und Ruinen eines indischen Pallastes und Tempels, eine Menge verwüsteter Moscheen, Mausoleen, Seraien im Style patanischer Architektur; diese Patanen bauten gleich Riesen und vollendeten gleich Goldarbeitern (II. S. 308). Zu Sikendri (Sekundra), neun Koße von Ferrah, ist das herrliche Grab Ekber's, das glänzendste Gebäude in Indien (II. S. 336). Die Erwartung des Verfassers, vom berühmten Tadschmahall, d. i. der Krone des Harems, ward bey weitem übertroffen; dieses berühmte Mausoleum Nurdschihan's, d. i. Weltlichts, des geliebtesten Weibes Schahdschihan's, d. i. Weltherrn, wird mit seinen Marmorfontänen und schönen Cypressen von der englischen Regierung auf das sorgfältigste unterhalten. Die Flur ist Mosaik von Sienamarmor, die Wände und Gräber mit Blumen und Inschriften der schönsten Mosaik von Karniol, Lazur und Jaspis bedeckt, und wiewohl alles so vollendet ist, daß es als Schmuck eines Kamms in einem Gesellschaftssaale dienen könnte (wie die Certosa von Pavia), so ist der Eindruck im Ganzen doch eher feyerlich als fröhlich. Zunächst ist das Grab des Itimad-eddewlet [3]) (nicht Etmun-ud Dowlah), d. i. Reichsstütze, des ersten Ministers Schah Dschihans. Von Dehli setzte der Verfasser seine Reise durch die unabhängigen Provinzen, den Zankapfel der Mahratten, Radschputen, Mewati und Seika fort. Fethpur (Futteh poor) war Ekbers Lieblingsresidenz. Die Moscheen, der Pallast sind sein Werk, in demselben Style, wie das Schloß von Agra und sein Grab zu Sikendri. Die Sage, welche ein Köschk des Frauengemachs als das Schlafge-

1) صفدرجنك 2) قطب منار 3) اعتماد الدولت

nach einer der Frauen Ekbers, Tochter des Sultans von Konstantinopel, angibt (II. S. 352), ist eine fabelhafte, weil keine türkische Prinzessin je nach Indien vermählt worden ist. Zu Deosa, d. i. der göttlichen, kam der Verfasser zu einem indischen Feste, Pesend (Pusund) genannt, welches nicht im Kalender von Kalkutta steht, und das zwar dem Namen nach ein persisches, zu dem Festkalender Jesdedschird's gehöriges zu seyn scheint, aber, wie aus dem Folgenden erhellt, ein dem Ganges heiliges ist. Ein männliches und weibliches Götzenbild, Gengwala und Gengwali, werden nach dem feyerlichen Aufzuge einiger Tage in den nächsten Fluß geworfen, als Andenken, wie es scheint, einer vormals in Indien und Aegypten üblichen barbarischen Sitte, Menschen in den Fluß zu werfen; so wurde vormals zu Rom am 15. May ein Bild aus Holz in die Tiber geworfen. Da auch das Bild der Kali und aller übrigen indischen Gottheiten nach der feyerlichen Prozession ihrer Feste ins Wasser geworfen werden, wo sie, weil aus Thon, gleich zergehen, meint Heber (nicht sehr wahrscheinlich), dieß sey vielmehr ein Symbol der Ueberlegenheit der Natur über Götzenbilder, als eine Erinnerung an vormalige unmenschliche Gewohnheit (II. S. 293). Von Dschipur ging die Reise nach Adschmir. Die Radschas von Dschipur waren lange Zeit hindurch die mächtigsten der Radschputen, aber durch die Mahratten und Pindarries ward ihre Macht vernichtet, so daß sie die mächtigen Schloßherrn Thekur (Thakoor, dasselbe mit dem arabischen und türkischen Tekfur) nicht im Zaume zu halten vermochten (II. S 410). Heber fand die Sprache der Radschputen außerordentlich verschieden vom Hindostanischen (II. S. 426). Adschmir ist als Festung und moslimischer Wallfahrtsort gleich merkwürdig; Moslimen und auch Inder wallfahrten zum Grabe des Scheich Chodscha Moieddin (Shekh Kajah Mowud Deen). In Malwa stecken Pilger, welche zur Pforte (Dergah) Adschmir's gewallfahrtet, einen Ziegel oder Stein des Heiligthums bey ihrer Wohnung auf, und erwerben hiedurch selbst den Ruf von Heiligkeit und neuen Wallfahrtsörtern. Durch ganz Radschputana oder Radschastan sind die Bhaten, d. i. Barden, eine geheiligte Klasse; sie waren der mythologischen Sage nach die Hüter des heiligen Stieres Mahadio's, verloren aber ihr Ehrenamt, weil sie zu feig waren, den Stier zu bewachen, welchen ein Löwe alltäglich fraß, so daß Mahadio alltäglich einen neuen Stier erschaffen

---

*) Scirpea pro Domino *Tiberi* jactatur imago. Ovid. Fast. Libr. V. Siehe diese Jahrb. III. Bd. S. 153.

mußte. Deßhalb bildete Mahadio die Tscharenen (Charuns), von gleicher Frömmigkeit und gleichem Musiktalent, aber muthiger als die Bhaten; den Tscharenen übergab er die Huth des heiligen Stieres. Die Bhaten blieben im Besitze des Vorrechts als Sänger, Helden und Götter zu preisen, Sagen und Stammtafeln zu überliefern; aber die kriegerischen Tscharenen stehen höher in der Achtung des Volkes (II. S. 454). Die Stadt Tschittor, vormals die Hauptstadt gleichnamigen Fürstenthums, ist noch eine sehenswerthe Stadt durch ihre romantische Felsenlage (abgebildet in Tod's Radschastan), durch ihre Palläste und Pagoden. Auf einem Hügel steht Feth Mahal (Futteh Muhul), d. i. des Sieges Stätte, vom Sohne Orengsib's, dem Eroberer Tschittor's, erbaut; zwey der merkwürdigsten Gebäude Tschittor's sind die zwey Tempel Siwas in Thurmform, der eine neun Stockwerke hoch. Heber hält die Bhil (Bheels) für die Urbewohner des Landes. Außer denselben, den Radschputen und Dschain, sind noch viele Dschaten als Bauern im Lande verstreut, und Moslimen, die den Lehren der Schii und Ssofi anhängen, und vom Kapitän Macdonald (dem Bruder des berühmten Reisenden, dermaligen englischen Ministers zu Tehran) für Ueberbleibsel der Assassinen gehalten werden (II. S. 501). Von Adschmir ging die Reise durch Baroda an die See. In ganz Indien gilt der Dinstag den Hindus für einen unglücklichen Tag, so wie den Moslimen der Mittwoch, wie in Rußland der Montag, in Deutschland der Freytag; der Sonnabend war schon zu Augusts Zeit zu Rom durch jüdischen Aberglauben ein für Geschäfte ungünstiger Tag *), so wie am Sonntag alle Unterhaltung durch englischen Aberglauben verkümmert ist; auf diese Weise bleibt der Donnerstag von der ganzen Woche als der einzige, durch keinen Volksaberglauben verkümmerte glückliche Tag übrig, und nach einer Ueberlieferung Mohammeds hat Gott denselben besonders gesegnet. Höchst ungesund ist das Klima von Gudschurat durch brennende Hitze und fieberischen Boden. Die Potaile (Landbebauer) von Gudschurat sind nicht so wohl gekleidet und gesittet, als die Semindare (Grundeigenthümer) von Hindostan (III. S. 61). Surat, das die Einwohner Ssuret (Sooret), d. i. Gestalt oder Schönheit, aussprechen, ist eine große aber häßliche Stadt mit engen, krummen Straßen und hohen gezimmerten Häusern, die mit Ziegeln ausgefüllt sind (III. S. 71). Zu Bombai werden die Höhlen Elephanta's nach dem Tagebuche der Gemahlin des Verfassers beschrieben;

*) Hodie tricesima sabbata: vi? tu curtis Iudaeis oppedere. Horat. Serm. IX.

so auch der Höhlentempel von Keneri auf Salsetta. Der Verfasser weiset größere Aehnlichkeit, als bisher vermuthet ward, zwischen dem Kultus der Brahmanen und Budhisten nach; der Tschattah der Budhisten hat auffallende Aehnlichkeit mit dem Lingam der Brahmanen. Diese ehren die Höhlen Karli's als einen Tempel Mahadio's. Die Vergleichung der Inschriften von Pertabger und der metallenen Pfeiler Firusschah's zu Dehli und des zu Kutbßahib könnte (vermuthet Heber) darüber vielleicht Aufschlüsse geben (III. S. 96). Ueber die Aehnlichkeit von Dihken (Deckan) und Ungern äußert sich der Verfasser folgendermaßen (III. S. 123) nicht zum Vortheile Ungerns, aus Mangel gehöriger Kenntniß des Landes:

»Dihken seinem Hauptcharakter nach ist ein unfruchtbares (barren) Land, und die Bevölkerung fällt weit unter den Maßstab der europäischen. In Europa erinnert es mich an Ungern, dessen Fruchtbarkeit insgemein überschätzt wird. Gleich Ungern wäre ein großer Theil Dihkens für den Weinbau geeignet, und es wäre weise,« wenn die Regierung den Anbau des Weines begünstigen wollte, wäre es auch nur, um ein besseres Getränke für ihre Truppen zu erhalten, als der schlechte Branntwein, den sie denselben jetzt täglich geben.

Von Bombay machte der Verfasser einen Ausflug nach Ceylon, und kam dann nach Madras, dessen schöne, im Holzschnitte abgebildete Kirche von St. Georg nach der schönen King's Chapel zu Cambridge gebaut zu seyn scheint.

Die zweyte Hälfte des dritten Bandes ist mit dem Briefwechsel des Verfassers aus Indien an seine Freunde gefüllt, durch dessen Bemerkungen die des Reisetagebuchs ergänzt werden. Im Anhange der Briefwechsel des syrischen Patriarchen von Antiochien, in Religionsangelegenheiten der syrischen Christen in Indien. Der Verfasser ward an der Vollendung seines indischen Kirchenbesuchs durch den Tod unterbrochen, und der zärtlichen Sorgfalt seiner gebildeten Gemahlin verdankt man die Herausgabe dieser anziehenden Reisebeschreibung, wodurch sie dem Andenken des würdigen Bischofs ein schönes Denkmal gesetzt.

J. v. Hammer.

Art. III. Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823, 24, 25 und 26, von Otto von Kotzebue, russisch-kaiserlichem Flotten-Kapitän und Ritter. Zwey Bände mit zwey Kupfern und drey Charten. Weimar, 1830. Verlag von Wilhelm Hoffmann. St. Petersburg bey J. Brief, Buch- und Musikalienhandlung. gr. 8. I. Band 190 S., II. Band 177 S.

Die Einleitung dieses, dem ersten russischen Weltumsegler, Admiral von Krusenstern, zugeeigneten, in jeder Hinsicht

höchst interessanten Werkes setzt uns von dem Zwecke dieser denkwürdigen Reise in Kenntniß. Der Verfasser desselben wurde im März des J. 1823 vom Kaiser Alexander dem Ersten zum Befehlshaber des damals noch nicht vollendeten Schiffes Predpriatie, deutsch die Unternehmung, ernannt. Es war zu einer rein wissenschaftlichen Reise bestimmt, der Zweck aber durch Umstände in einen andern verwandelt worden. Herr von Kotzebue ward angewiesen, eine Ladung verschiedener Materialien einzunehmen, sie nach Kamtschatka zu bringen, und von da nach der Nordwestküste von Amerika zu segeln, um dort dem, von ausländischen Schiffen getriebenen, der russischen Kompagnie nachtheiligen Schleichhandel zu wehren. Ein Jahr sollte das Schiff an der amerikanischen Küste verweilen, und sodann, von einem andern abgelöst, die Rückfahrt nach Kronstadt antreten. Sowohl bey der Hin- als Herreise war es dem Verfasser frey gestellt, den Weg nach seinem Gutdünken zu nehmen. Im May ward der Bau des Schiffes vollendet. Es war das erste, das in Rußland unter einem Dache gebaut worden, hatte die Größe einer Fregatte vom mittleren Range, und war, um es nicht unnütz zu belasten, nur mit 26pfündigen Kanonen versehen. An Besatzung hatte es vier Lieutenants, acht Midschipmänner, vier Steuerleute, acht Unteroffiziere und hundert funfzehn Matrosen. Außerdem gehörten zur Equipage der Geistliche Viktor, der Arzt von Siegwald, der Professor E. Scholz als Naturforscher, Hr. Preuß als Astronom, Hr. Lenz als Physiker und Hr. Hofmann als Mineralog. Mit astronomischen, physikalischen und andern wissenschaftlichen Instrumenten war das Schiff reichlich versehen. Es besaß unter andern zwey verschiedene Pendelapparate und einen, von dem berühmten Reichenbach für die Expedition eigens verfertigten, mit bewundernswürdiger Genauigkeit ausgeführten Theodolit. Im Juny kam das Schiff nach Kronstadt, und den 14. July alten Styls, nach dem bey dieser Reise immer gerechnet worden, stand es völlig ausgerüstet und segelfertig im dortigen Hafen. Am 28. July begann die Fahrt.

Bis Gothland ging die Fahrt vortrefflich, da überfiel das Schiff plötzlich ein Sturm aus Westen, der sich erst in 24 Stunden wieder legte. Am 8. August traf die Expedition bey der Insel Bornholm mit einer russischen Flotte zusammen, die hier unter Befehl des Admirals Crown kreuzte. Den 10. August früh Morgens langten sie vor Kopenhagen an, wo sie den von München hieher geschickten Theodolit einnahmen. Am 12. August waren sie schon wieder unter vollen Segeln bey günstigem Winde und ruhiger See. Noch an demselben Tage

passirten sie den Sund und befanden sich im Kattegat. Am 25. August langten sie auf der Rhede von Portsmouth an. Da es Hrn. v Kotzebue's Absicht war, die Südspitze Amerika's, das berüchtigte Kap Horn, zu umschiffen, welches in der, dort besten, Jahreszeit, im Januar oder Februar, geschehen mußte, so war er gezwungen, sehr mit der Zeit zu geizen. Er machte sich sogleich auf den Weg nach London, wo er nur so lange verweilte, als die Anschaffung der nöthigen astronomischen Instrumente, Seekarten und Chronometer erforderte. Dem ungeachtet konnte das Schiff, vom ungünstigen Winde gehindert, erst am 6. Dez. die Rhede verlassen, und war selbst bald nach der Abfahrt genöthigt, nach Portsmouth zurückzukehren.

Der Geschicklichkeit eines englischen Lootsen, welcher das Schiff durch Sturm und Klippen führte, verdankte dasselbe seine Rettung aus der dringendsten Gefahr. Ein kleineres Schiff, das einige Zeit mit der Expedition segelte, ward vor ihren Augen rettungslos von den Wellen verschlungen. Da der Aequinoktialsturm während der Nacht ausgetobt hatte, verließen sie am andern Morgen England zum zweyten Male, hielten nun einen südlichen Kurs, und erreichten nach manchem Kampf mit Stürmen am 22. Sept die Parallele von Lissabon, worauf sie den geradesten Weg nach Teneriffa einschlugen. Ein Matrose, der durch Unvorsichtigkeit über Bord fiel, fand in jener Gegend den Tod in den Wellen. Bald erreichten sie Santa Cruz. Sehr gelungen ist die Beschreibung jener Stadt und des Piks mit der Aussicht, die er gewährt. Da sich aus, dem Verfasser unbekannten, Gründen die Stadt in Vertheidigungsstand setzte, ja sogar durch eine Kugel das Schiff feindlich angriff, war Hr. v. Kotzebue genöthigt, dasselbe wenden zu lassen, und die Hoffnung auf Bereicherung der Naturkunde, die der Aufenthalt auf Teneriffa gewähren sollte, sammt der auf den Wein, den sie dort einnehmen wollten, aufzugeben, und den Weg nach Brasilien fortzusetzen. Noch in einer Entfernung von hundert Meilen sahen sie den Pick sich über die Wolken erheben. Der Passatwind führte sie bey fortwährend schönem Wetter rasch dem Ziele zu. Delphine, fliegende Fische und der von den Spaniern seiner Schönheit wegen Bonito genannte große Goldfisch waren ihre täglichen Begleiter. In der Nacht erschien das Meer durch eine zahllose Menge phosphoreszirender moluskenartiger Thierchen, wie mit Feuerfunken besäet. Professor Eschholz hat seine mikroskopischen Untersuchungen derselben der gelehrten Welt mitgetheilt.

Am 1. Oktober dublirten sie die Inseln des grünen Vorgebirgs, ohne das hohe, fast immer von Nebel bedeckte Land zu

entdeckt hatte, nochmals zu berichtigen, dann sollte O-Tahaiti zum Vergleichungspunkte der zu beobachtenden Längen dienen, und zugleich die nöthige Erholung gewähren. Am 17. Februar befand er sich im 18° südlicher Breite und 105° Länge. Schon waren alle Vorkehrungen zu einer neuen theatralischen Vorstellung getroffen, welche die Einformigkeit des Schiffslebens unterbrechen sollte, als der Frohsinn plötzlich in Traurigkeit verwandelt wurde, weil wieder ein Matrose, und gerade einer der geschicktesten und muthvollsten, durch Zufall über Bord fiel. Nachdem sie in drey Wochen 4000 Meilen von Chili zurückgelegt hatten, befanden sie sich in der Nachbarschaft des gefährlichen Archipels. Der Verfasser widerlegt die allgemein behauptete Meinung, daß die Koralleninseln wegen ihrer äußerst niedrigen Lage und geringen Masse keine Veränderungen in der Atmosphäre hervorbringen könnten, und der Passatwind, dem sie kein Hinderniß in den Weg stellen, auch in ihnen ununterbrochen fortwehen müsse. Am 2. März erblickten sie Land. Es war das einer sehr niedrigen, stark bewaldeten Insel, welcher der Verfasser, als erster Entdecker, den Namen des Schiffes, Predpriatie, beylegte. Von den Spitzen des Mastes konnten sie den ganzen Umfang übersehen. Ein blendend weißes Korallenufer bekränzte ein lebhaftes Grün, über welches sich ein Palmenwald erhob. In der Mitte schloß die Insel einen großen See ein, auf welchem Kähne herumsegelten. Ganz nackte Wilde, eine lange, starke, dunkelfarbige Menschenrasse, waren in großer Bewegung. Sie versammelten sich am Ufer, und betrachteten das Schiff mit Geberden des Erstaunens. Einige mit Speeren und großen Knitteln bewaffnet liefen unruhig umher, andere zündeten Holzstöße an Unter schattigen Brotbäumen standen niedliche, von Schilf geflochtene Hütten, aus welchen Weiber zum Theil mit Kindern kamen, die eiligst entflohn, und sich in dem Wald verbargen. Viele Bewohner drohten mit ihren langen Speeren, aber kein einziges Kanot, deren mehrere mit wohleingerichteten Segeln am Ufer lagen, wagte es, sich ihnen zu nähern. Die Expedition segelte rund um die Insel, da sie aber keinen Landungsplatz fand, und das Meer sehr ruhig war, mußte sie den Wunsch aufgeben, nähere Bekanntschaft mit ihr zu machen. Indessen erlaubte der heitere Himmel, durch Observation die Länge und Breite derselben genau zu bestimmen. Nach Bestimmung und Berichtigung der Längen- und Breitengrade mehrerer in dieser Nähe gelegener, bereits entdeckter Inseln bemerkt der Verfasser, daß es von den Walliser Inseln nicht, wie Cook behauptete, vier, sondern nur drey Gruppen gebe. Er bemerkt, daß die meisten Inseln dieses Archipels bewohnt sind, aber man wegen der Scheu ihrer Bewohner, die nicht, wie andere Südseeinsulaner, an die Schiffe kommen, und Seefahrern

das Landen zu verwehren suchen, noch wenig Bekanntschaft mit denselben gemacht habe.

Das fünfte Kapitel schildert den Aufenthalt des Verfassers auf O-Tahaiti. Von größtem Interesse ist die Gegenüberstellung des jetzigen Zustands dieser Insel mit dem früheren, welchen Cook und Forster uns schildern. Die Expedition betrat sie am 14. März. Die üppige Natur, selbst auf den höchsten Bergspitzen Bäume hervorbringend, die malerisch bis auf das Ufer hinauslaufenden Thäler mit ihren Wäldchen von Kokos-, Brotfrucht- und Orangenbäumen, mit den Anpflanzungen von Pananen und den kleinen, eingezäunten Jams- und Tarofeldern, können nicht genug gelobt werden. Die Expedition wurde, als sie in die Bucht segelte, mit jubelndem Freudengeschrey von den Tahaitiern empfangen. Mit ihren Waaren auf dem Rücken erkletterten sie unter Scherzen und Lachen schnell das Verdeck, welches sich nun in einen lebhaften Markt verwandelte. Bald hatte jeder Tahaitier sich einen russischen Freund gewählt, dem er unter den zärtlichsten Umarmungen den Wunsch begreiflich machte, seinen Namen mit ihm zu tauschen, wodurch er sich zugleich verband, dem neuen Freunde alles zu liefern, was dieser etwa zu haben wünschte. Kleidungsstücke hatten von allem, was man den Tahaitiern zu bieten hatte, den meisten Werth. Ein Matrose bekam für ein altes Hemd fünf Piaster. Als sie am folgenden Morgen die Insel betraten, fanden sie sie wie ausgestorben. Der Grund dieser seltsamen Erscheinung bestand darin, daß die Tahaitier den Sonntag feyerten, und deßhalb ihre Wohnungen nicht verließen, wo sie, auf dem Bauche liegend, mit lauter Stimme die Bibel lasen. Sie widmeten diesen Tag bloß dem Beten, und ließen sich deßhalb in gar kein Geschäft ein. Alle Thüren waren verschlossen, und selbst den Kindern nicht erlaubt, die Wohnung zu verlassen. Das kleine freundliche Haus des Missionärs Wilson, welchen der Verfasser nunmehr zu besuchen ging, ist nach europäischer Art gebaut, und von einem mit europäischen Küchengewächsen bepflanzten Gemüsegarten umgeben. Der Hauptmissionär auf Tahaiti, unter welchem die andern stehen, heißt Nott, und hält sich in der Residenz des Königs auf. Er war der erste, der die tahaitische Sprache schrieb. Eine Grammatik von ihm erschien unter dem Titel: Grammar of the Tahitian Dialect of the Polynesian Language. Tahiti, printed at the Mission press, Burders point 1823. Außer diesen beyden sind noch vier Missionäre auf Tahaiti, von denen jeder noch ein Stück Land und außerdem noch funfzig Pfund Sterling von der Londner Missionsgesellschaft erhält. Sie stehen dort in dem größten Ansehen, und werden

zugleich von den Tahaitiern sehr gefürchtet. Die Kirche ist ein hübsches Gebäude, ungefähr zwanzig Faden lang und zehn breit, aus Fachwerk gebaut, durch viele große Fenster ohne Glas sehr luftig, von außen mit Lehm beworfen und mit Kalk geweißt. Das Dach ist von einer schilfartigen Pflanze künstlich geflochten, und mit Riesenblättern bedeckt. Einen Thurm und Glocken gibt es nicht. Das Innere dieser Kirche bildet einen großen Saal, dessen Wände ebenfalls sauber abgeputzt sind, und in welchem eine Menge Bänke in langen Reihen so gestellt sind, daß die darauf Sitzenden die in der Mitte befindliche Kanzel bequem im Auge halten können. Der Verfasser fand die Kirche gedrängt voll, die Männer auf der einen, die Frauenzimmer auf der andern Seite sitzend. Fast alle hatten Gesangbücher vor sich liegen. Es herrschte die größte Stille. Die Kleidung der bey jener Gelegenheit in ihrem Sonntagsstaate erschienenen Tahaitier wird vom Verfasser als höchst originell geschildert. Die meisten waren in europäischen Kleidern, auf welche sie den größten Werth legen, ohne Rücksicht auf Alter und Abgetragenheit derselben zu nehmen. Viele hatten bloß Stücke von solcher Kleidung an sich, welche ihnen in der Regel zu kurz und zu enge waren. Der Eine trug einen Frack, der Andere war bis auf eine Weste ganz nackt, einige trugen bloß ein Hemd. Fußbekleidung sah man hier gar nicht. Die Frauenzimmer erschienen meist in Männerhemden oder hatten sich in Bett-Tücher gehüllt; die kahl geschornen Köpfe zierten kleine europäische Basthüte von wunderlicher Form, mit Bändern und Blumen besetzt, welche auch in Tahaiti nachgemacht werden.

Was die politische Beschaffenheit der Insel betrifft, so ist Tahaiti eine konstitutionelle Monarchie. Da der alte König eben gestorben war, und verschiedene Verhältnisse für seinen Sohn sorgen ließen, so beschloß man, die Regierung desselben durch eine feyerliche Krönung zu befestigen, und um seinen Anhang zu verstärken, alle Unterkönige des ganzen Archipels dazu einzuladen. Mangel an Zeit verhinderten den Verfasser, dieser interessanten Feyerlichkeit beyzuwohnen, doch theilt er Seite 95 eine Beschreibung, die man ihn davon überreichte, im Auszuge mit. S. 101 bis 109 wird ein Besuch beschrieben, den die Königin Wittwe mit dem Thronfolger und ihrem Hofstaate dem Verfasser machten. Besonders ergötzlich ist darunter die Schilderung der Kleidung und des Benehmens des königlichen Ceremonienmeisters. Bey der Tafel, welche deßhalb veranstaltet wurde, machte ein Schwein, dessen Zubereitung der Verfasser als sehr schmackhaft lobte, die Hauptspeise aus. Vor und nach dem Tische wurde gebetet. — S. 116 bis 121 wird der Ausflug,

welchen der Mineralog der Expedition, Hr. Hofmann, nach dem wunderbaren See Wahiria machte, geschildert. — Am Nachmittag des 24. März verließ der Verfasser mit den Seinigen Tahaiti unter den herzlichsten Umarmungen der Bewohner dieser Insel, von welchen die meisten bis zu Thränen gerührt waren. Am Schlusse des Kapitels werden Bemerkungen über die tahaitische Sprache mitgetheilt, aus welchen eine Aehnlichkeit derselben mit der hebräischen hervorgeht, besonders in der Konjugation der Zeitwörter, und erhellt, daß der tahaitische Dialekt sich, indem er keine harten und zischenden Konsonanten hat, durch Wohlklang auszeichne

Das sechste Kapitel des ersten Bandes enthält keine Nachrichten von den Reisebegegnissen der Expedition, ist aber durch die Darstellung der Pittcär-Insel, welche der Verfasser, so wie er sie von einem amerikanischen Schiffskapitän, der sie kürzlich besucht hatte, und von einer der ersten Begründerinnen der Bevölkerung dieser Insel, mit welcher er auf Tahaiti zusammentraf, erhielt, mittheilt, von größtem Interesse. Dieses Interesse wird noch vermehrt durch die Darstellung der mit der Gründung jener Insel in unmittelbarer Verbindung stehenden Verschwörung der Mannschaft des Schiffes Bounty gegen ihren Kapitän Bligh, und durch die Geschichte der Kolonie auf der Pittcär Insel, welche durch einen einzigen, einer auf derselben ausgebrochenen Verschwörung entgangenen Matrosen und acht mit demselben in Verbindung lebenden Tahaitierinnen urbar gemacht und dergestalt bevölkert wurde, daß man nach 21 Jahren genöthigt war, daran zu denken, einige Familien nach Tahaiti zu versetzen, da die Bevölkerung der Insel, welche übrigens in jeder Beziehung zu den kultivirtesten gehört, in Verhältniß des urbaren Landes zu groß zu werden schien.

Das siebente Kapitel, die Navigator-Inseln, ist durch einen besondern Reichthum der Begebenheiten ausgezeichnet. Der Verfasser ist nicht der Meinung, daß Bougainville'n, welcher sich ihre Entdeckung zuschreibt, diese Ehre gebühre; er hält sie für die bereits im J. 1721 von Roggawin entdeckten Baumannsinseln. Da man bey Gelegenheit der Berichtigung der Längen der Sozietäts-Inseln in Westen, eine von Niemanden noch gesehene, mit dickem Gesträuche bedeckte Koralleninselgruppe, welche aber, außer einer Menge Seevögel, keine Bewohner aufzuweisen hatte, entdeckte, gab man ihr den Namen des verdienstvollen Seefahrers Bellingshausen.

Am 2. April wurden die Navigator-Inseln gesehen. Der Verfasser gibt alle diese Inseln als ungemein fruchtbar und stark bevölkert an. In Ansehung des freundlichen Anblicks, sagt er,

übertreffe Ojalawa alle Inseln, welche er bisher gesehen habe, sogar Tahaiti nicht ausgenommen. Die Bewohner diese Inseln, und besonders die von Maouna, erkennt er auf der niedrigsten Stufe der Kultur. Die Maouaner sollen das roheste und wildeste Volk seyn, daß man in der Südsee antrifft. Sie waren es, die den Kapitän Delangle, Befehlshaber des zweyten Schiffes unter La Peyrouse, den Physiker Laman und vierzehn Personen von der Besatzung beyder Schiffe, welche ans Land gegangen waren, ermordeten, nachdem sie von ihnen mit Geschenken überhäuft waren. Die Expedition segelte der Stelle zu, wo dieses schauerliche Ereigniß Statt gefunden hatte, nach welcher sie den Namen der **Massacre Bay** erhalten hat. Das Innere des Landes prangte mit der üppigsten Vegetation, aber nichts verrieth, daß die Insel bewohnt sey. Endlich ruderte ein kleines, nur drey Mann tragendes Kanot auf das Schiff zu. Der Verfasser ließ dasselbe beylegen, und gab den Wilden Zeichen, daß sie an Bord kommen möchten. Bald darauf war das Schiff von einer zahllosen Menge von Kanots umgeben, und die darauf befindlichen Wilden fingen an, immer dreister zu werden, daß sie zuletzt deutlich die Absicht zu erkennen gaben, das Schiff zu stürmen. Obschon der Verfasser sie durch Bajonette und Lanzen abwehren ließ, erkletterten sie dennoch das Verdeck, und klammerten sich mit beyden Händen an die dort befindlichen Gegenstände an. Sie erschienen unbewaffnet, und luden die Mannschaft pantomimisch zum Besuche der Insel ein; allein es wurde bemerkt, daß sie in ihren Kanots Keulen und Lanzen verborgen hatten. Die auf dem Verdecke benahmen sich wie reißende Thiere; bey einem wurde durch die zufällige Entblößung des Arms von einem Mitgliede der Expedition der Appetit nach Menschenfleisch so erregt, daß er sich nicht enthalten konnte, darnach zu schnappen. Die auf dem Meere befindlichen Wilden geberdeten sich vor Wuth wie Wahnsinnige, und suchten durch Drohungen die Erlaubniß, aufs Schiff zu kommen, zu ertrotzen. Da der Lärm immer zunahm, ließ der Verfasser die auf dem Schiffe befindlichen Wilden herunterwerfen, und darauf die Segel hissen. Das Schiff nahm einen raschen Lauf, wodurch es viele der Kähne, die sich an dasselbe festgehängt hatten, umstieß. Demungeachtet gaben die Wilden die Nachlust nicht auf, und mehrere derselben klammerten sich dergestalt mit ihren langen Nägeln ans Schiff, daß dies nur durch den Gebrauch einer langen Stange davon befreyt werden konnte. Am Abend desselben Tages entdeckte man eine von fröhlichen Fischern bewohnte, bisher noch unbekannte Insel, welcher man den Namen Fischerinsel gab. Als sie in der Nähe von Ojalawa waren,

näherte sich ihnen eine unzählige Menge von Kähnen, in welchen die Bewohner dieser Insel Früchte und Schweine hatten, um ihnen diese Waaren zum Tausch anzubieten. In weniger als einer Stunde hatten sie über sechzig große Schweine, nebst einem Ueberflusse von Hühnern und Früchten, für einige Stücke altes Eisen, einige Schnüre Glasperlen und ungefähr ein Dutzend Nägel eingetauscht. Den höchsten Werth hatten blaue Glasperlen, für eine derselben bekam man zwey Schweine; auch gezähmte Tauben und Papageyen erhielten sie; die Wilden waren zuletzt mit alten Tuchlappen, zerbrochenen Knöpfen und Glasstücken zufrieden. S. 155 bis 157 wird das Erscheinen des Oberhaupts jener Insel geschildert. Als er das Schiff bestieg, reizte besonders ein Fernrohr, welches der Verfasser in der Hand hielt, seine Wißbegierde; er hielt es für eine Art Schießgewehr; als ihn aber Hr. v. Kotzebue durch das Rohr auf seine Insel schauen ließ, und er diese urplötzlich so nahe erblickte, daß er die Menschen auf derselben unterscheiden konnte, erschrack er so sehr, daß er nicht zu bereden war, das Zauberinstrument wieder zu berühren.

Den folgenden Tag beschäftigten sie sich mit der Aufnahme der herrlichen Insel Pola. Die üppigste Vegetation erstreckt sich auch hier bis auf den höchsten Punkt des Gebirges. Vom Ufer des Meeres bis zu einer beträchtlichen Höhe bot die Insel rund herum ein reizendes Amphitheater von Dörfern und Pflanzern dar, und bestätigte die Meinung, daß die Navigator-Inseln die schönsten in der Südsee, und mithin in der ganzen Welt sind. Der Verfasser begnügte sich, vom Schiffe aus seine Observationen anzustellen, und richtete, als sie geendet waren, am 7. April unter vollen Segeln den Lauf nach Nordwesten, in eine Gegend, wo, nach der Meinung einiger Hydrographen, Inseln liegen sollen. In Ansehung der Ortsbestimmung bey den Navigator-Inseln muß bemerkt werden, daß alle von der Expedition gefundene Längen um 20 bis 23′ mit denen, welche La Peyrouse angibt, differiren, und die beobachtenden Punkte um so viele Meilen östlicher liegen, als er annahm. Der Grund jener Verschiedenheit ist darin zu finden, weil sich La Peyrousens Beobachtungen auf Monddistanzen gründen, welche immer eine fehlerhafte Länge geben, wenn man nicht Gelegenheit hat, den Mond in gleicher Entfernung rechts und links von der Sonne zu sehen. Die Längenbestimmungen der Expedition aber sind durch gute Chronometer gefunden, die auf dem Cap Worms regulirt, in der kurzen Zeit keine bedeutenden Fehler geben konnten.

Da man in der Breite von 11° 24′ Süd und in der Länge von 174° 24′ bey dem schönsten Wetter und dem reinsten Horizont kein Land sehen konnte, gab man das fernere Suchen der

hier vermeintlichen Inseln auf, und richtete den Kurs nach Norden, um auf dem kürzesten Wege den Aequator zu durchschneiden, und alsdann mit Hülfe des Nordostpassats Radack zu erreichen, wo sie verweilen, und Pendelbeobachtungen anstellen wollten, deren Resultate in der Nähe des Aequators von Wichtigkeit waren. Vom 5° südlicher Breite bis zum Aequator hatten sie täglich Kennzeichen von nahem Lande. In der Breite von 4° 15′ und 178° Länge führte ein Windstoß aus Südosten eine Menge Schmetterlinge und kleine Landvögel, von denen mehrere gefangen wurden, aufs Schiff. Es mußte also hier Land in der Nähe seyn, die Expedition aber sah sich vergeblich darnach um, und die Entdeckung dieser Inseln bleibt einem künftigen Seefahrer, der diese Gegend besucht, vorbehalten.

Am 22. April durchschnitten sie den Aequator in der Länge von 179° 43′, und befanden sich nun wieder auf der nordischen Hemisphäre. Als sie aus der Tiefe von 800 Faden Wasser schöpften, betrug die Temperatur desselben 6° Reaumur, während die auf der Oberfläche 23° Reaumur hatte. Schon am Morgen des 28. Aprils bemerkten sie die Radack-Inseln von der Spitze des Mastes. Der Verfasser wiederholt eine kurze Beschreibung dieser von ihm bereits im Jahre 1816 auf dem Schiffe Rurik entdeckten Inselgruppe, zum Behufe jener, welche von seiner ersten Reise, wo sie bereits mitgetheilt worden ist, keine Kenntniß nahmen oder nehmen wollen. Die Freundlichkeit der Natur in jener Gegend und die besondere Gutmüthigkeit der Bewohner der Radack-Inseln erregte die innigste Sehnsucht im Verfasser, sie nach einer Abwesenheit von acht Jahren wieder zu sehen. Die Aufnahme, welche er dort fand, bewegt zur lebendigsten Theilnahme und Rührung. Kaum hatten sich die Radacker von der Angst, in welche sie der Anblick des großen Schiffs, das den Verfasser trug, versetzte, erholt, und ihn erkannt, als sie sich dem lebhaftesten Ausdruck der Freude überließen, hinter den Gebüschen, wo sie sich versteckt hielten, hervoreilten, und durch fröhliche Geberden, Tanz und Gesang, ihre Freude zu erkennen gaben. Ein großer Haufe drängte sich an den Landungsplatz, andere kamen, bis an die Hüften im Wasser gehend, auf den Verfasser zu, ihn zu bewillkommen. Vier Insulaner hoben den Verfasser aus dem Boote, welches er bestiegen hatte, und trugen ihn unter lautem Jubelgeschrey ans Land, rings im Walde erschollen die kräftigen Töne des Muschelhorns. Der Verfasser mußte mit Dr. Eschscholtz auf einem von Brotfruchtbäumen umgebenen und beschatteten Platze sich niedersetzen. Die Insulaner bildeten einen dichten Kreis um sie her, ein Theil kletterte sogar auf die Bäume, Väter hielten ihre Kinder in die Höhe, und alles jubelte unter

einander Totabu! Totabu! Weiber trugen in Körben Blumen herbey, und bekränzten den Verfasser: junge Mädchen waren beschäftigt, den Pandanussaft in Muscheln auszupressen, in welchen er dem Verfasser gereicht wurde. Darauf bestieg ein Theil der Insulaner das Schiff der Expedition, wo sie sich mit dem kleinsten darauf Befindlichen vertraut machten, und dankbar die Belehrung darüber einholten. Der höchste Wunsch der Insulaner war, daß der Verfasser die Würde des Oberhaupts von Radack annehmen möchte, was er begreiflicher Weise ausschlug.

Von großem Interesse sind die Beschreibungen kriegerischer Uebungen der Radacker, S. 178 und 179, und einer dramatischen Vorstellung, die man ihm zu Ehren gab, S. 182 u. 183, welche an die ersten dramatischen Vorstellungen der Griechen mahnt, und den gleichmäßigen Anfang jener Dichtungsart bey allen Nationen, als einen gleichsam nothwendigen erblicken läßt. Auch hier war der Chor die Hauptsache. Von den Geschenken, welche der Verfasser bey seiner ersten Anwesenheit auf jenen Inseln den Radackern gebracht hatte, fand er in Otdia von Thiergattungen nur die Katze, aber nicht zu den Hausthieren gehörend, sondern völlig verwildert, doch stark vermehrt. In Aur sollen Thiere und Pflanzen sich sehr vermehrt haben, und von letzteren nur der Weinstock ausgegangen seyn. Als der Verfasser nach den beendigten Observationen die Insel verließ, war die Betrübniß der Insulaner über seinen Abschied allgemein. Auch der Verfasser war von dem Andenken an das liebenswürdige Völkchen auf Radack tief ergriffen, welche Insel, da sie entfernt von den Wegen liegt, welche die Bewohner der Südsee zu nehmen pflegen, wohl nicht leicht wieder besucht, und vielleicht im Laufe der Zeiten gänzlich vergessen werden dürfte. Der Verfasser hält diese Insulaner, den grausamen Gebrauch, das dritte oder vierte Kind aus jeder Ehe zu tödten, ausgenommen, für die gutmüthigsten und besten der Südsee. Er hofft, daß auch jener Gebrauch aufhören werde, da die wohlschmeckende und nahrhafte Jamwurzel, welche er von den Sandwichsinseln nach Radack verpflanzt hatte, dort immer mehr gedeiht, und somit dem Mangel an Nahrungsmitteln, welcher sie zu jener Grausamkeit verleitete, gesteuert ist. Den Grund der vortheilhaften Ausbildung des Charakters der Insulaner, deren erste Herstammung unbekannt ist, schreibt der Verfasser der Sittsamkeit ihrer Weiber zu, welche wohlthätig auf ihr Volk gewirkt, und viel zu seiner Liebenswürdigkeit beygetragen haben soll. Ob Herr von Kotzebue darin Recht hat, und jene Sittsamkeit nicht mehr als Folge, denn als Grund jener Ausbildung auf Radack anzunehmen sey, mag dahin gestellt bleiben. — Da ungünstiges Wetter den Verfasser hinderte, auf eine Gruppe

der Kette Ralik zu stoßen, so gab er sie auf, und ließ gerade nach Kamtschatka zusteuern.

* *
*

Der zweyte Band beginnt mit dem Aufenthalte des Verfassers in Kamtschatka. Die Expedition erblickte das höhere Gebirge davon in seinem Winterschmucke bereits am 7. Juny. Am 8ten erreichte sie die Aratscha-Bay, und ließ am Abend die Anker im Peterpaulshafen fallen. Der Verfasser erklärt jene Halbinsel für nicht so rauh und unfruchtbar, als sie in der Regel gehalten wird. Der Sommer, sagt er, sey zwar kürzer, aber auch weit schöner und die Vegetation weit üppiger, als in England und Schottland. Gartengewächse gedeihen in Kamtschatka sehr gut, Kartoffeln geben gewöhnlich den dreyßigfachen Ertrag. Der Winter ist lang, aber ziemlich gelind, und wird nur durch den vielen Schnee lästig, welcher die Häuser oft dergestalt bedeckt, daß die Bewohner derselben sich Ausgänge durchgraben müssen, und das Vieh über die Dächer weggeht. Was das Panorama von Kamtschatka betrifft, so bildet das dicht zusammengedrängte, kegelförmige, zum Theil sehr hohe Granitgebirge mit seinen Gletschern und Vulkanen, deren Rauch- und Feuersäulen sich aus dem Eise erheben, mit dem schönen Grün der Thäler einen malerischen Kontrast. Einen unbeschreiblich herrlichen Anblick, so daß man sich fast in ein Feenland versetzt glaubt, gewähren die Krystallenberge an der westlichen Küste, die, von der Sonne beschienen, die schönsten Farben spielen, und für Brillantfelsen gelten können; so wie der Schwefelkies hier, dem Ansehen nach, Berge von gediegenem Golde bildet.

S. 5 werden die botanischen und zoologischen Merkwürdigkeiten Kamtschatka's beschrieben. S. 6 bis 11 werden die Sitten und Gebräuche der Kamtschadalen mitgetheilt. Der Verfasser schildert die Kamtschadalen als ein äußerst gutmüthiges, gastfreyes und furchtsames Völkchen, durch Farbe und Gesichtsbildung mit den Chinesern und Japanern nahe verwandt. Sie bekennen sich sämmtlich zur christlichen Religion, haben aber doch heimlich noch manche ihrer heidnischen Gebräuche beybehalten, wozu besonders das Tödten ihrer krüppelhaften Kinder gehört. Das Städtchen im Peterpaulshafen, in welchem der Befehlshaber von Kamtschatka wohnte, ist dort der Hauptort. Die Bewohner desselben sind alle Russen, Kronbeamte, verabschiedete Soldaten, Matrosen und einige Kaufleute. Die Kamtschadalen wohnen in kleinen Dörfern, an Flüssen im Lande, selten an der Küste. Die Bevölkerung gibt der Verfasser nach einer genauen, im J. 1822 angestellten Zählung, mit Ausnahme der, in dem

nördlichsten Theile der Halbinsel bis zum Eismeere hinauf wohnenden Tschuktschken, auf 2457 Personen männlichen und 1941 weiblichen Geschlechts. Alle zusammen besaßen 91 Pferde, 718 Stück Rindvieh, 3841 Hunde und 12,000 Rennthiere.

Am 14. July beobachtete Hr. Preuß eine Sonnenfinsterniß, aus der er die geographische Länge des Peterpaulshafen zu 201° 10′ 31″ berechnete. An dem nämlichen Tage führte Hr. Lenz das kühne Unternehmen aus, den nicht weit vom Hafen liegenden Owatschaberg zu besteigen. Seine Höhe ward nach barometrischer Messung 7200 Fuß gefunden. Aus seinem Krater stieg bisweilen Rauch empor, und eine Mütze, die man einige Fuß tief hineingelassen hatte, zog man angebrannt heraus. Zum Beweise, daß die genannten Herren in dem Krater selbst Untersuchungen angestellt hatten, brachten sie einige Stücke krystallisirten Schwefel aus demselben mit. Nachdem alles, was man für Kamtschatka eingenommen hatte, abgeliefert war, verließ die Expedition dieses Land, von dem der Verfasser glaubt, daß es in Rücksicht der dort gewiß noch verborgen liegenden mineralogischen Schätze einst ein Mexiko für Rußland werden dürfte, am Morgen des 20. July, und segelte der russischen Niederlassung nach Neuarchangel auf der Nordwestküste Amerika's zu.

Gleich am Tage darauf verlor die Expedition wieder ein Mitglied; einer der besten Matrosen verunglückte durch einen Fall von der Spitze des Mastes dergestalt, daß er gleich den Geist aufgab. Am 7. August befanden sie sich bereits in der Nähe der amerikanischen Küste. Bey ihrer Landung am 10. August fanden sie die Fregatte Kreißer, welche von der Regierung zur Beschützung des Handels hergeschickt war, und welche die Predpriatie ablösen sollte. Da man dem Verfasser bedeutete, daß er die Zeit bis zum 1. März des nächsten Jahres noch frey benützen könne, hielt er sich nur kurze Zeit in Neuarchangel auf, und segelte nach Kalifornien und den Sandwichsinseln. Der Verfasser schildert das Klima in Archangel weit milder, als in Europa unter gleichen Graden; nur bemerkt er, daß die Insel Sitka von beständigen Regen heimgesucht sey, was das Gedeihen des Ackerbaues verhindert. Nur wenig Gartengewächse kommen gut fort. Das Meer an den Küsten und in den Buchten ist sowohl an Säugethieren als an Fischen reich. Das merkwürdigste Thier, das aus fernen Gegenden nach Archangel zog, ist die Seeotter, welche sich jedoch dergestalt vermindert, daß sie, der Meinung des Verfassers nach, bald ganz verschwinden wird. Die Eingebornen von Sitka, die Kaluschen, schildert der Verfasser als das ekelhafteste und verworfenste Volk der Erde. Was ihr Aeußeres betrifft, so sollen

die einzelnen Gliedmaßen in so üblem Verhältnisse stehen, daß die Sitka-Insulaner eigentlich ein Volk von lauter Mißgestalten ausmachen. Gleich nach der Geburt wird den Kindern der Kopf zusammengedrückt, um ihm, ihrer Meinung nach, eine schöne Form zu geben; dazu kommt noch, daß sie sich das Gesicht mit breiten, schwarzen, weißen und rothen Streifen bemalen, die sich in allen Richtungen durchkreuzen; das lange, unsaubere, wild herunterhängende Haar bestreuen sie mit kleinen Federn vom Adler. Den Weibern wird ein Einschnitt in die Unterlippe gemacht, und ein Knochen hineingesteckt; ein noch dazukommender hölzerner Doppelknopf bewirkt, daß die Unterlippe in horizontaler Richtung vorsteht, und die untern Zähne stets entblößt sind; der äußere Rand der Lippe, der den hölzernen Knopf umgibt, wird durch die gewaltsame Ausdehnung so dünn, wie eine Schnur, und dunkelblau; beym Laufen klappt die Lippe auf und ab, so daß sie bald an die Nase, bald ans Kinn stößt. Frauenzimmer, welche mit ihrer Unterlippe das ganze Gesicht bedecken können, gelten für die vollkommenste Schönheit. Außerdem durchbohren sich Männer und Weiber den Nasenknorpel, und stecken Federkiele und eiserne Ringe hinein. Die Kaluschen binden sich übrigens an keinen Wohnort, sondern wandern mit ihren großen Kähnen, in denen sie ihre ganzen Habseligkeiten mit sich führen, an den Küsten herum. Wollen sie an einem Orte verweilen, so bauen sie schnell eine Hütte, zu der sie das Material mitbringen. Das Innere einer solchen Wohnung entspricht vollkommen der Unreinlichkeit ihrer Bewohner; Rauch, Gestank von faulen Fischen, welche sie roh verschlingen, von Thran und von anderem Unrath erfüllen sie. Die Weiber suchen aus den Pelzen und von den Köpfen der Männer Ungeziefer, das sie sogleich verspeisen. Der große gemeinschaftliche Nachttopf liefert das einzig übliche Waschwasser für die ganze Familie. Uebrigens sind diese Thiermenschen voll Wuth und Grausamkeit. Ein Vater ärgerte sich über sein in der Wiege schreyendes Kind, und warf es gleich in kochenden Wallfischthran; um keiner Untugend zu ermangeln, sind die Kaluschen auch leidenschaftliche Spieler.

Am 30. July langte zu Neuarchangel das der Kompagnie gehörige Schiff Helena aus Petersburg an, und brachte der Expedition die Erlaubniß mit, nach Rußland zurückzukehren. Die Expedition verließ am 11. August Neuarchangel, und beschloß, die Rückfahrt nach Kronstadt durch das chinesische Meer und um das Kap der guten Hoffnung herum zu machen.

Das eilfte Kapitel schildert die Reise, welche der Verfasser, wie früher bemerkt worden, von Neuarchangel aus nach

Kalifornien machte. Am 10. September ging man in See, und erblickte am 27sten das ersehnte Vorgebirge. S. 41 bis 46 wird ein Ueberblick über die Geschichte und Verfassung dieses so unbekannten Landes gegeben, welches dem Boden nach besonders schön und fruchtbar geschildert wird. Von der Mission St. Francisco aus besuchte der Verfasser das ungefähr achtzig Meilen davon entfernt liegende Etablissement der russisch-amerikanischen Kompagnie Roß, wo eine von einem Befehlshaber bewohnte Festung und Schmieden gefunden werden, welch letzteres besonders den Spaniern von sehr großem Nutzen ist, da in ganz Kalifornien kein Schmied und kein Schlosser gefunden wird. Der Verfasser fand die Bewohner von Roß mit den Eingebornen in bester Eintracht lebend, und das eines milden Klima sich erfreuende Land, wo das Quecksilber des Reaumur'schen Thermometers im Winter nur selten bis zum Gefrierpunkte fällt, im üppigsten Gedeihen; die Gartengewächse erreichen eine ungeheure Größe, Kartoffeln geben einen hundert- bis zweyhundertfachen Ertrag, und werden zweymal im Jahre geerntet. Außerdem hat Roß Ueberfluß an dem schönsten Bauholz, welches die Kompagnie auch benützt. Nach einem Aufenthalte von zwey Tagen verließ der Verfasser Roß auf dem nämlichen Wege, auf welchem er dahin gekommen war. Der Winter trat nun in Kalifornien mit aller Macht ein. Am 9. Oktober wehte der Wind aus Südwesten mit der Gewalt der ost- und westindischen Orkane, und richtete große Zerstörungen an. Es fand zugleich eine Ueberschwemmung Statt. Merkwürdig ist es, daß, nach genauem Vergleich der Tageszeit von St. Petersburg und von St. Francisco, vermöge der Längendifferenz sich ergibt, daß die große Ueberschwemmung, welche in St. Petersburg so viel Unheil anrichtete, und diese in Kalifornien nicht allein an demselben Tage Statt fanden, sondern auch in derselben Stunde ihren Anfang nahmen. Auf mehrere hundert Meilen nach Westen hatte zu gleicher Zeit ein eben so heftiger Sturm gewüthet, so wie abermals hundert Meilen weiter auf den Philippinen, wo er mit einem starken Erdbeben verbunden war. Dieser Orkan hat also einen großen Theil der nördlichen Halbkugel unserer Erde zu gleicher Zeit umfaßt, und die Ursache, die ihn hervorbrachte, mag demnach wohl außerhalb unserer Atmosphäre gelegen haben. Was die Bevölkerung von Kalifornien betrifft, so gibt sie der Verfasser als sehr gering an. Weit umher herrscht Todtenstille, die nur von wilden Thieren unterbrochen wird. So weit das Auge reicht, bemerkt es oft nirgend eine Hütte, nirgend eine menschliche Spur. Die Bewohner Kaliforniens werden, der Mehrzahl nach, als ziemlich blöde und furchtsam geschildert,

doch sollen sich auch zuweilen Spuren von Talenten finden, welche unter einer erfreulicheren Pflege sich bedeutender entfalten könnten. Am Morgen des 15. Novembers verließ der Verfasser Kalifornien, nachdem er die Zeit seines dortigen Aufenthalts, einige Exkursionen abgerechnet, größtentheils zur Gewinnung jener astronomischen Beobachtungen angewendet hatte, die er am Schlusse des eilften Kapitels mitgetheilt hat.

Das zwölfte Kapitel enthält die Beschreibung des Aufenthalts auf den Sandwichsinseln, welche er am 13. Dezember erreichte. Er landete in der sogenannten Stadt Hanaruro auf der Insel Wahu, welche auf einer Ebene ausgebreitet liegt, und aus unregelmäßigen Reihen von Wohnungen, theils aus Häusern nach europäischer Art aus Stein erbaut, besteht. Hart am Ufer liegt die mit Kanonen bepflanzte Festung, und auf derselben weht die buntgestreifte Nationalflagge der Sandwichsinseln. Ueber der Stadt erhebt sich das Land amphitheatralisch, und gewährt mit seinen Anpflanzungen einen ungemein reizenden Anblick, den das steil und wild bis in die Wolken reichende, mit großen Bäumen dicht bewachsene Gebirge begrenzt. Wahu hat sich die Benennung des Gartens der Sandwichinseln erworben. In dem dort befindlichen Hafen trafen sie mehrere Schiffe, theils englischen, theils amerikanischen Wallfischjägern gehörig; einige mit Handelsgegenständen beladen. S 87 bis 108 wird eine sehr interessante Darstellung der Geschichte der Bewohner der Sandwichinseln mitgetheilt, bey welcher Gelegenheit Cook's und seiner Gefährten gedacht, und erwiesen wird, daß ersterer an seinem Tode selbst schuld war. S. 104 bis 108 wird der großen Verdienste des Königs der Sandwichinseln Tameamea um die Kultur seines Landes und die Ausbildung seiner Unterthanen gedacht, welcher als eigentlicher Gründer des blühenden Zustandes jener Inselwelt und der größeren Ausbildung seiner Bewohner anzusehen ist. Später gedenkt der Verfasser der Verdienste Karemaku's, des verstorbenen Königs treuesten Freundes, der noch jetzt als guter Genius des Landes für sein Wohl wachte. S. 113 bis 118 wird der Besuch des Verfassers bey der Königin Nomahanna geschildert. Der Verfasser überzeugte sich bey dieser Gelegenheit von der wirklich grenzenlosen Anhänglichkeit an den verstorbenen König. An seinem Todestage ließen sich alle Insulaner einen Vorderzahn ausschlagen, wodurch nun die ganze Nation beym Sprechen etwas Pfeifendes hat. Die meisten ließen sich die Worte: »unser guter König Tameamea ist am 8. May 1819 gestorben,« auf irgend einen Theil ihres Körpers tatouiren; manche sogar, wie unglaublich es scheinen mag, auf der Zunge; die Königin hatte sie am rechten Arme eingegraben.

Der Verfasser fand, durch die Auswürflinge fremder Nationen, die sich unter ihnen angesiedelt hatten, und das rohe Schiffsvolk, das sie besucht, den zu König Tameamea's Zeiten noch schuldlosen Charakter jener Insulaner schon sehr verdorben. Schilder, welche an mehreren Häusern hingen, luden die Vorübergehenden zum Zechen ein. Branntweinschenken werden häufig besucht, und daneben wird ungemein stark Billard und Whist gespielt. Selbst auf den Straßen und auf bloßer Erde werden Whistpartien gemacht, bey denen Geld und Effekten verloren werden, und wobey es selten ohne Zank abläuft. Auch werden häufig Wettrennen zu Fuß und zu Pferd angestellt, wobey große Summen gewonnen und verloren werden Eine der unmittelbarsten Folgen davon ist der gestiegene Luxus, Leute aus der geringsten Volksklasse tragen europäische Kleidungsstücke, besonders sind die Frauenzimmer sehr begierig darnach. Auch die ehmaligen Hausgeräthe sind ganz verdrängt; selbst in den Hütten der ärmsten Kanakas haben Teller von chinesischem Porzellän die Kürbis- und Kokosschalen verdrängt, aus denen Niemand mehr essen will. Was die Mahlzeiten der Insulaner betrifft, scheinen diese, wenn sie ihrer Königin nacheifern, von gutem Appetit zu seyn. Die Beschreibung, welche der Verfasser S 124 davon liefert, grenzt ans Unglaubliche. Besonders merkwürdig ist die Art, die Verdauung zu befördern, zu welchem Ende sich die Königin unmittelbar nach geendigter Mahlzeit von einem starken Mann auf den Leib springen, und mit Knien und Fäusten sich zerkneten ließ, worauf sie die Mahlzeit von Neuem begann Auch der originelle Brief der Königin an den Verfasser ist von großem Interesse.

Am 31. Januar verließ der Verfasser Hanaruro, und richtete den Lauf wieder nach Neu-Archangel. S. 138 werden die Resultate der astronomischen Beobachtungen auf den Sandwichinseln mitgetheilt. Als der Verfasser am 12. September neuerdings auf diese Inseln kam, fand er, während der kurzen Zeit seiner Abwesenheit, hier große, auffallende Veränderungen vorgegangen. Die Leichname des in London verstorbenen letzten Königs dieser Inseln, Tameamea des Zweyten und Tamemahulu, wurden, dem Wunsche der Verblichenen gemäß, hieher gebracht, um in heimatlichem Boden beerdigt zu werden. Karemaku, einstweiliger Verweser der Regierung, war bedeutend krank, und alles war niedergedrückt und verstimmt. Am 19. September verließ der Verfasser mit dem ersten Sonnenstrahle die romantischen Gebirge von Wahu.

Die Expedition nahm nun ihren Lauf nach Südwesten, und es war des Verfassers Absicht, durch bisher noch nicht befahrene Gegenden nach der Radackkette zu segeln. Mehrere Schiffskapi-

täne hatten ihm in Hanaruro gesagt, daß unterm 17° 32′ Breite und 163° 52′ Länge eine Insel liege. Am 23. September segelten sie über diesen Punkt weg. Es zeigten sich zwar solche Vögel, die sich nicht weit vom Lande zu entfernen pflegen, aber das Land selbst konnten sie sogar von der Spitze des Mastes nicht entdecken, obgleich der Horizont rein war. Den 26sten zeigten sich den ganzen Tag große Schwärme von solchen Wasservögeln, welche in der Nähe der Küsten bleiben, und selbst einige Landvögel, so daß es keinem Zweifel unterworfen war, daß man in dieser Gegend einer Insel vorbeygesegelt sey; da sie aber aller Bemühungen ungeachtet sie nicht entdecken konnten, so muß deren Entdeckung spätern Seefahrern vorbehalten bleiben.

Den 5. Oktober erreichten sie die nördlichste zur Kette Radack gehörige Insel Udirik. Darauf setzten sie die Fahrt gerade nach Westen fort in die Gegend, wo die Peskadores-Inseln liegen müssen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß diese Inselgruppe und Udirik nicht dieselbe sey, welche Meinung noch von Einigen gehegt wird, indem sie glauben, daß der Entdecker der ersteren bloß ihre geographische Lage falsch angegeben habe. Am 6ten erreichten sie Land, und fanden eine Gruppe von niedrigen, stark bewaldeten Koralleninseln, welche, wie immer, einen Kreis um ein Wasserbecken bildet. Die ganze mit Kokosbäumen bedeckte Gruppe nimmt, nach der größten Ausdehnung von Westen nach Osten zu, einen Raum von zehn Meilen ein. Obschon sie der Insel sehr nahe vorbeysegelten, konnten sie doch selbst nicht mit ihren Fernröhren eine Spur von Menschen entdecken. Da Ortsbestimmungen nach genauen astronomischen Beobachtungen mit den Angaben des Kapitän Wallis über die von ihm entdeckten Peskadores-Inseln nahe übereintreffen, so hat auch der Verfasser dieser Gruppe den Namen Peskadores gelassen. Am Morgen des andern Tages bemerkten sie, drey Meilen von jenen Inseln entfernt, wieder eine Gruppe durch Riffe verbundener Koralleninseln um ein Bassin herum; auch hier war eine üppige Vegetation. Hohe Kokosbäume ragten stolz hervor, aber keine Spur von Menschen war zu entdecken, obschon das Schiff so nahe war, daß man von ihm alle Gegenstände vom Lande mit bloßen Augen deutlich unterscheiden konnte. Die größte Ausdehnung dieser Inselgruppe, welche der Verfasser nach dem zweyten Lieutenant der Expedition Rimski-Korsakow benannte, ist von Ost-Nordost nach West-Südwest, in welcher Richtung sie 54 Meilen einnimmt, ihre größte Breite beträgt nur 10 Meilen.

Am 9. Oktober wurden wieder einige niedrige Inseln im Norden entdeckt, der Wind verhinderte sie, der Inselgruppe

näher zu kommen, als 11½ Meile. Die westlichste Spitze dieser Inselgruppe zeichnet sich von dem übrigen Lande durch einen runden Hügel auf einer kleinen Insel merklich aus. Die Ausdehnung von Westen nach Osten zu wird als nicht unbeträchtlich angegeben. Von Bevölkerung wurde keine Spur entdeckt. Sie wurde nach dem Mitgliede der Expedition »Eschscholtz« genannt. Die erwähnten drey Inselgruppen sollen nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den von Wallis beschriebenen Peskadores haben, und als der nördlichste Theil der Kette Ralik anzusehen seyn. Von den Eschscholtz-Inseln richtete der Verfasser den Lauf des Schiffes so, daß sie die Bronus-Inseln zu Gesichte bekommen mußten. Sein Wunsch war, die Richtigkeit ihrer geographischen Länge und Breite zu prüfen und sich zu überzeugen, ob der Raum zwischen diesen beyden Gruppen frey von Inseln sey. Am 11. Oktober näherten sie sich den Bronus-Inseln bis auf eine und eine halbe Meile, und fanden, daß sie, so wie die andern von Korallen gebildeten, aus einem durch Riffe verbundenen Inselkreise beständen; nur wurde das Land höher, als es sonst auf den Koralleninseln zu seyn pflegt, gefunden, und die Bäume weit größer und stärker, als auf den übrigen. Die Gruppe scheint demnach von älterer Formation zu seyn. Bewohner wurden auf ihr keine wahrgenommen. Der starke Strom und der Passatwind zugleich hinderten den Verfasser, seine Absicht, die ganze Gruppe genau aufzunehmen, zu vollführen. Er nahm deßhalb den Kurs gerade nach den Ladroneninseln, wo er gesonnen war, frische Lebensmittel einzunehmen. Als eine auffallende und nicht leicht zu erklärende Erscheinung mag bemerkt werden, daß auf der Parallele 11 Grade nördl. Br. von der Kette Radack an, bis den Bronusinseln vorbey ein Strom Statt findet, der eine und eine halbe Meile in der Stunde beträgt.

Von Wind und Wetter begünstigt, sahen sie schon am Morgen des 19. Oktobers die zu den Ladronen gehörige Insel Sarpani, und bald darauf zeigte sich auch die Hauptinsel Guaham, nach der sie wollten. Der Anblick der Ostküste von dieser Insel, welche dem unaufhörlichen Passatwinde ausgesetzt ist, läßt den ankommenden Seefahrer auf wenig Fruchtbarkeit schließen; desto angenehmer ist er überrascht, an der Westseite die freygebigste Natur zu finden. Auffallend ist es, daß der Boden von Guaham unter der Dammerde aus Korallenblöcken besteht, die zum Theil noch nicht verwittert sind, woraus man vermuthen könnte, daß eine Gruppe von den übrigen gleichen Koralleninseln, sammt den Inseln, was sie einschloß, durch die Gewalt unterirdischer Feuer in die Höhe geschoben worden, und auf solche Weise die Insel Guaham entstanden sey. Diese Hypothese

wird dadurch bestätigt, daß der Mineralog der Expedition, Hr. Hofmann, einen Krater auf der Insel fand, in dessen tiefem Schlunde das Feuer bis jetzt noch nicht verlöscht ist.

Im Hafen Caldera de Apra fand der Verfasser zu seinem Erstaunen mehrere Schiffe unter englischer und nordamerikanischer Flagge. Von den Kapitäns dieser Schiffe erfuhr er, daß sie sich alle ausschließlich der vom russischen Admirale von Krusenstern verfertigten Karte der japanischen Küste bedienen, von der sie versicherten, daß sie die vorzüglichste sey, und selbst Gegenstände von minderer Bedeutung mit der größten Genauigkeit angebe. Nach eingenommenen Lebensmitteln verließ die Expedition Guaham am 22. Oktober, und richtete den Lauf nach den Bashi-Inseln, zwischen welchen hindurch sie ins chinesische Meer gelangen, und geradezu auf Manilla segeln wollten. Am 1. November wurden sie von heftigen Windstößen überrascht, und erreichten mit Mühe das chinesische Meer. S. 159 werden die Längen einiger in der Nähe der Bashi-Insel befindlichen Punkte angegeben, welche mit denen, die auf Horsbourgs Karte angenommen, nur um 3 ½ Minute differiren, um so viel sind die vom Verfasser bestimmten Längen westlicher. Am Morgen des 8. Novembers ließen sie die Anker vor der Stadt Manilla fallen, wo sie ans Land stiegen, und die nöthigen Schiffsreparaturen vornehmen ließen. Der Verfasser glaubt, daß, da nach dem Abfalle der amerikanischen Kolonien der Hafen von Manilla allen Nationen geöffnet ist, die Philippinnen bald ihre bisherige Unbedeutenheit verlieren werden. Noch beschränkt sich die Ausfuhr zwar vorzüglich nur auf Zucker und Indigo nach Europa, und die kostbaren Vogelnester und theuer bezahlten Trepangs (eine Art Seeschnecken ohne Gehäuse) nach China; aber unendlich viel mehr Handelsartikel könnte diese Insel liefern. Kaffee von der vorzüglichsten Güte, Kakao und zwey Gattungen Baumwolle, die eine auf Bäumen, die andere ausnehmend schön auf Sträuchen, wachsen hier wild, und könnten durch Kultur mit leichter Mühe sehr vervielfältigt werden, indeß sie nun so vernachläßigt sind, daß kein regelmäßiger Handel mit ihnen getrieben werden kann. Die schönsten Sagobäume stehen, wie ganze Wälder Zimmt, unbenützt da; Muskat, Gewürznelken und alles, was die Moluken hervorbringen, wächst auch hier. Ueberdieß findet man hier Perlen, Ambra und Kochenille. Die Erde birgt Gold, Silber und andere Metalle in ihrem Schooße. Spanien hat Jahrhunderte lang diese Schätze unbenützt gelassen, und diesen Inseln den Handel mit jedem anderen Lande verschlossen. Was die Bewohner betrifft, so sind die hiesigen regulären Truppen sowohl, als die Miliz aus den braunen Eingebornen formirt.

Die Offiziere sind Spanier, größtentheils hier geboren. Am meisten machen ihnen die südlichen, zu den Philippinen gerechneten, aber noch nicht unterworfenen Inseln zu thun, die von mohammedanischen Indianern bewohnt werden, welche mit den Spaniern in immerwährender Fehde leben, und als Piraten auf allen Küsten dieses Inselmeers, wo Christen wohnen, Schrecken verbreiten und Verheerungen anrichten. In den Vorstädten von Manilla, auf welche sie eingeschränkt sind, rechnet man 6000 Chinesen. Die meisten sind geschickte und arbeitsame Handwerksleute, die übrigen Kaufleute, und unter diesen einige sehr reiche. Der Verfasser schildert sie als sehr von den Einwohnern gedrückt; nur was die Abgaben betrifft, muß ein Chinese für den Aufenthalt 30 Rubel, und wenn er ein Gewerbe treiben will, noch 25 Rubel zuzahlen, indeß der eingeborne Indianer überhaupt jährlich nur 3 Rubel zahlt Dieß hat sehr ungünstig auf ihre Moralität gewirkt. Da die Philippinen dem Beyspiele der amerikanischen Insurgenten nicht folgten, so schenkte der König von Spanien, von der Treue der Stadt Manilla gerührt, ihr als ein Zeichen seines ganz besonderen Wohlwollens sein Brustbild, welches der neue Gouverneur mitbrachte. Die Beschreibung der Verehrungen, welche man diesem königlichen Geschenke erwies, der bey dieser Gelegenheit Statt gefundendenen dreytägigen Feyerlichkeiten, und besonders des ganz originellen Triumphzuges, in welchem das Bild in die Wohnung des Gouverneurs gebracht wurde (S. 163 bis 167), ist von lebendigstem Interesse.— Am 10. Januar 1826 war die Fregatte segelfertig, und verließ Manilla, ohne einen Kranken am Bord zu haben.

Schon am 21. Januar durchschnitten sie den Aequator in der Länge von 253° 38′, und erreichten am 25sten Sumatra und Java zwischen den Inseln und dem Ozean, nachdem sie das chinesische Meer von seiner nördlichen Grenze bis zur südlichen glücklich durchschifften. Sie richteten den Lauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von dem sie Erholung hofften. Widrige Winde hielten ihre Fahrt auf. Den 22. Dezember passirten sie den Meridian von Isle de France, 340 Meilen von der Insel entfernt. Der Verfasser warnt jeden Seefahrer, sich vom halben Januar bis zum halben März dieser Insel nicht ohne dringende Nothwendigkeit zu nähern, weil das die Zeit ist, zu welcher die heftigsten Orkane dort wüthen, die selbst auf dem Lande jährlich große Zerstörungen anrichten. Am 15. März umschifften sie das Kap der guten Hoffnung, und ließen am 29sten vor dem Städtchen St. James bey St. Helena die Anker fallen. Der Verfasser verlebte nun neun frohe Tage auf St.

Helena, von denen, wie er sich ausdrückt, durch die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der liebenswürdigen Einwohner die angenehmsten Rückerinnerungen geblieben sind; besonders lobt er die ausgezeichnete Aufnahme vom Herrn Brigadier Alexander Wakker, dem Gouverneur jener Insel. Was der Verfasser von der Beschreibung jener Insel sagt, ist bereits bekannt, so wie auch sein Aufenthalt auf derselben durch nichts besonders Bedeutendes ausgezeichnet ist.

Am 7. April segelte man von St. Helena ab, und durchschnitt schon am 16ten den Aequator in der Länge von 22° 37′. Die feuchte Hitze in der Region der Windstillen bewirkte, daß, aller Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, unter der Mannschaft das Nervenfieber ausbrach. Die halbe Equipage des Schiffs lag darnieder, und zum großen Unglück befand sich der Arzt selbst unter den Kranken. Da erhob sich ein Wind, der sie schnell in eine kühlere und trockenere Region brachte, wodurch die Patienten bald genasen. Sie entgingen auch dieser Gefahr mit Verlust eines einzigen Matrosen. Den 12. März, als sie die azorischen Inseln umschifften, war die ganze Mannschaft wieder im besten Wohlseyn. Den 3. Juny erreichten sie Portsmouth, wo sie einige Tage verweilten. Den 29sten berührten sie Kopenhagen, und ließen am 10. July auf der Rhede von Kronstadt jubelnd ihre Anker fallen, nachdem sie vor drey Jahren weniger drey Tage von hier ausgesegelt waren.

Der Anhang theilt eine Uebersicht der zoologischen Ausbeute von dem Mitgliede der Expedition und Professor an der Universität zu Dorpat, F. R. Eschscholtz, mit, aus welcher hervorgeht, daß innerhalb dreyer Jahre 2400 Thierarten theils beobachtet, theils eingesammelt wurden, und zwar aus folgenden Klassen:

Säugethiere	28	Arten,	Cephalopoden	20	Arten,
Vögel	165	»	Gasteropoden	162	»
Amphibien	33	»	Acephalen	45	»
Fische	90	»	Tunicaten	28	»
Amisliden	40	»	Cirrhipeden	21	»
Crustaceen	127	»	Echinodermaten	60	»
Insekten	1400	»	Acalephen	63	»
Arachniden	28	»	Zoophyten	90	»

v. H.

Art. IV. Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. Ein historischer Versuch von Prof. J. Phil. Fallmerayer. Erster Theil: Untergang der peloponnesischen Hellenen und Wiederbevölkerung des leeren Bodens durch slavische Völkerstämme. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830. XVI u. 432 S. 8.

»Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. Schönheit der Körper, Sonnenflug des Geistes, Ebenmaß und Einfalt der Sitte, Kunst, Rennbahn, Stadt, Dorf, Säulenpracht und Tempel, ja sogar der Name ist von der Oberfläche des griechischen Kontinents verschwunden. Eine zweyfache Erdschichte, aus Trümmern und Moder zweyer neuen und verschiedenen Menschenrassen aufgehäuft, deckt die Gräber dieses alten Volkes. Die unsterblichen Werke seiner Geister und einige Ruinen auf heimatlichem Boden sind heute noch die einzigen Zeugen, daß es einst ein Volk der Hellenen gegeben habe. Und wenn es nicht diese Ruinen, diese Leichenhügel und Mausoleen sind; wenn es nicht der Boden und das Jammergeschick seiner Bewohner sind, über welche die Europäer unserer Tage in menschlicher Rührung die Fülle ihrer Zärtlichkeit, ihrer Bewunderung, ihrer Thränen und ihrer Beredsamkeit ausgießen; so hat ein leeres Phantom, ein entseeltes Gebilde, ein nicht in der Natur der Dinge existirendes Wesen die Tiefen ihrer Seele aufgeregt. Denn auch nicht ein Tropfen ächten und ungemischten Hellenenblutes fließt in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands. Ein Sturm, dergleichen unser Geschlecht nur wenige betroffen, hat über die ganze Erdfläche zwischen dem Ister und dem innersten Winkel des peloponnesischen Eilandes ein neues, mit dem großen Volksstamme der Slawen verbrüdertes Geschlecht von Bebauern ausgegossen. Und eine zweyte, vielleicht nicht weniger wichtige Revolution durch Einwanderung der Albanier in Griechenland hat die Scenen der Vernichtung vollendet. Scythische Slawen, illyrische Arnauten, Kinder mitternächtlicher Länder, Blutsverwandte der Serbier und Bulgaren, der Dalmatiner und Moskowiter, sind die Völker, welche wir heute Hellenen nennen, und zu ihrem eigenen Erstaunen in die Stammtafeln eines Perikles und Philopömen hinaufrücken. Archont und Mönch, Ackerbauer und Handwerker des neuen Griechenlands sind fremde Ueberzügler, sind in zwey historisch verschiedenen Zeitpunkten von den mitternächtlichen Gebirgen nach Hellas herabgestiegen. Und das Wort Grieche selbst bezeichnet heute nicht mehr, wie ehemals, die zwischen dem Tempethal und den Strömungen des Eurotas angesiedelten Kinder Deukalions, sondern alle jene Völkerschaften, welche, im Gegen-

satze mit der Lehre Mahomet's und der römischen Kirche, Gesetz und Glauben vom Patriarchalthron zu Byzanz empfangen haben. Der Arnaut von Suli und Argos, der Slawe von Kiew und Veligosti in Arkadien, der Bulgar von Triaditza und der christliche Räuber von Montenegro haben mit Skanderbeg und Kolokotroni gleiches Recht auf Namen und Rang eines Griechen. Das Band, welches sie gemeinschaftlich umschlingt, ist stärker, als die Bande des Blutes; es ist religiöser Natur, und gleichsam die Scheidewand zwischen der Kaaba und dem Lateran.«

Schon dieser Anfang der Vorrede reicht hin, um nicht nur den Gegenstand, sondern auch die Tugenden und Mängel dieses ersten Theils eines Werkes zu signalisiren, das nicht umhin kann das allgemeine Interesse des Tages vielfach anzuregen. Bey überwiegender Wahrheit in der Hauptsache fehlt es nämlich schon hier, wie im Werke selbst, nicht an Mißgriffen im Einzelnen. So sind, um nur ein paar Zerstreutheiten zu berühren, die illyrischen Arnauten nicht »Kinder mitternächtlicher Länder,« sondern seit Menschengedenken uralte Nachbarn der Hellenen (vielleicht gar die noch immer räthselhaften Pelasger?), und der lateranisch-gläubige Arnaute Skanderbeg steht hier auch in dieser Hinsicht ganz unrecht in Parallele mit Kolokotroni. Ueberhaupt gehören die illyrischen Arnauten, wie die slawischen Bosniaken, theils zur Kaaba, theils zum Lateran, und nur ein geringes Drittel derselben zum Patriarchalthron von Byzanz. Ganz übersehen hat ferner der Verf. die vier Millionen Walachen, die, wiewohl jetzt dem größeren Theile nach im Norden der Donau angesiedelt, doch ursprünglich in des Verf.'s »illyrisches Dreieck« (zwischen Triest, Galatz und Kap Matapan) zu Hause gehören, nur romanisirte Brüder im Thale, oder doch Cousins der reiner gebliebenen Albaner im Gebirge, sind, und, selbst hibrid, ihr reichliches Kontingent zur Mulattisirung ihrer griechischen und slawischen Nachbarn abgegeben haben. Uebrigens müssen wir freylich erst abwarten, wie der Verfasser in dem noch rückständigen zweiten Theil seines Morea den Beweis, daß »das Geschlecht der Hellenen in Europa ausgerottet ist,« vervollständigen werde; sollte er jedoch, wie kaum zu zweifeln, geneigt seyn, dies »Geschlecht« wenigstens noch auf einigen Inseln, vielleicht gar des europäischen Archipels, anzuerkennen, so wäre ja mehr als genug reinen Samens noch übrig zu erneuertem crescite et multiplicamini, unter den nämlichen günstigen Himmelszeichen, ja bey derselben

Libertas, quae sera tamen respexit inertes;

und somit blieben die »Philanthropen« (corrige: Philhellenen; da des wahren Philanthropen Wahlspruch ist: Tros Rutulusve

fuat, nullo discrimine habeto), »und die kühleren Aequilibristen« in ihrer bisherigen Stellung; brauchte doch Garve nur ein Paar, um die Millionen Griechen zu erzeugen, die übrigens auch ihre Thersites und Kleons zählten! Nur sind wir begierig, zu erfahren, wie Hr. F. das Byzantinisch-Griechische, das er auf dem Kontinente als Beweis der Mischung ansieht, auf den reinen Inseln erklären werde. Uebrigens ist bekanntlich Hr. F. nicht einmal der erste, der die Entstehung der Neugriechen so auf die Spitze gestellt hat; außer dem Engländer Leake, der sie nur angedeutet, ist es vorzüglich der Briefschreiber aus Griechenland im Globe 1829, Nr. 70—72, der, freylich weniger umständlich als Hr. F., jedoch mit großem Beyfalle der Florentiner Antologia (Dicembre 1829), das nämliche Resultat herausgebracht hat: nur theilt Hr. F. nicht dessen Irrthum, die Albanesen geradezu für Slawen zu halten. Dann ist aber im Grunde, und genauer betrachtet, diese ganze Mischung von Griechen mit Albanesen und Slawen nichts mehr und nichts weniger, als was die Mischung der Lateiner mit Deutschen (wodurch Neu-Europa entstanden), d. h. keine Mischung verschiedener Rassen, wie Hr. F. und seine Vormänner sagen, sondern nur neue Verschwägerung altverwandter Zweige derselben (ind-iberischen oder unserthalben auch indo-germanischen) Rasse: mit andern Worten: allgemeinere Befolgung des Beyspiels von Themistokles' Vater, oder Thucydides ꝛc., von Alexander dem Großen und seinen Armeen nichts zu sagen. Das Kreuzen der Rassen wird bekanntlich von Oekonomen geboten; und wenn man von Leibnitz's und Lessing's slawischen Familiennamen entweder auf ihren hibriden Ursprung oder doch ihre Sprach-Metamorphose schließen darf, so würde sich diese Oekonomie auch an Friedrichs II. »maudite race« auffallend vortheilhaft bewähren. (So sind auch die Böhmen mit deutschen Namen oft die eifrigsten und thätigsten Slavomanen.) Die Griechen also, die nicht nur griechisch glauben, sondern auch griechisch sprechen, können wir mit gutem Gewissen auch ferner für Nachkommen der Griechen gelten lassen, wie wir die Römer auch nicht für Deutsche halten, ob sie gleich sich von Cicero's Sprache noch weiter entfernt haben, als die Griechen von der des »Perikles oder Philopömen.«

So viel über das in der Vorrede angedeutete praktische Resultat dieser Schrift im Allgemeinen.

Das Werk selbst zerfällt in neun Kapitel:

1) Ueberblick der Hauptmomente der peloponnesischen Geschichte, von den ältesten Zeiten bis zur Zerstörung des achäischen Bundes (durch die Römer), um das Jahr 146 vor Christus.

2) Wie der Peloponnes unter der Herrschaft Roms verödet, durch nordische Völker verwüstet, und endlich zum Christenthum bekehrt wird: von 146 vor, bis 400 nach Christus.

3) Verwüstung der Süd-Donauländer durch Hunnen, Bulgaren und Slawen. Ankunft der Avaren in Europa, und allgemeine Bewegung der nördlichen Völker gegen Griechenland. Einnahme und Verwüstung des Peloponneses. Avaren und Slawen besetzen den leeren Boden. Reste altgriechischer Bevölkerung und Anfang eines neuen Lebens: von 467—783 n. Chr.

4) Die byzantinischen Griechen erobern den in ein slawisches Morea verwandelten Peloponnes, und bekehren die barbarischen Bewohner desselben zum Christenthum. Auch die Heiden von griechisch Maina verlassen den alten Götzendienst: J. 785—886.

5) Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Wortes Morea, und von der inneren Gestaltung des Peloponneses im zwölften Jahrhundert; auch von den Mainoten und ihrer Abstammung. Anfang der Gefahren aus dem Abendlande.

6) Zertrümmerung des byzantinischen Reiches durch die Franken. Leo Sguros, Archont von Nauplion, strebt nach der Oberherrschaft über Griechenland. Landung eines fränkischen Heerhaufens auf Morea, Einnahme von Patras, Andravida, Korinth und Argos. Versammlung und Kapitulation der Archonten von Alt-Morea. Schlacht am Gehölze bey Condura, und Einnahme von Arkadia.

7) Verzeichniß der moraitischen Baronien und Lehengüter. Organisirung der Militär-Regierung und des Heerbannes. Eroberung von Lacedämon, Akro-Korinth und Hohen-Argos. Gottfried Ville-Harduin bemächtigt sich trügerischer Weise der Souveränität, und stirbt zu Andravida.

8) Gottfried Ville-Harduin II. heiratet eine Tochter des konstantinopolitanischen Kaisers, Peter von Courtenay, wird in den Fürstenstand unter byzantinischer Oberhoheit erhoben, und rüstet sich gegen die noch unbezwungenen Seeplätze. — Erbauung der Festung zu Chlumutzi. — Streit mit der lateinischen Geistlichkeit; Kirchenbann und Absolution.

9) Wilhelm Ville-Harduin I. übernimmt die Zügel der Herrschaft — Eroberung von Nauplion und Monembasia. — Erbauung der Burgen von Misithra, Maina und Ghinsterna. — Unterwerfung der Mainoten und der Slaven von Melingos. Zustand im Innern der Halbinsel. —

Wie man sieht, so ist bereits in diesem ersten Bande Morea's Geschichte im Mittelalter fast so gut als vollendet; außer der Verfasser dehnt etwa das Mittelalter für Türken und Griechen weiter in die neuere Zeit herein, was zwar an sich sehr bil-

lig, aber — neu wäre. Sollte der zweyte Band von 1245 bis 1821 gehen, und doch auch Geschichte von Morea »im Mittelalter« heißen? Doch weder darüber, noch über die Timonischen Ansichten von der Tugend der Staaten, S. 38, und Anderes der Art ist Ref. gesonnen, hier mit dem Verfasser zu streiten, sondern nur einige, vorzüglich sprachliche Irrthümer desselben will er, sey's als geborner Slawe oder als slawisirter Deutscher, berichtigen, damit des Verf. sprachliche Beweisführung um so reiner, und folglich stichhaltiger werde. Ref. ist zwar nicht der Meinung, wie Wachler in Breslau, daß binnen hundert Jahren der russische Sprachmeister den französischen verdrängen werde: indeß einen möglichst kurzen Diskurs über slawische und griechische Wortableitungen, als Berichtigung gut gemeinter, aber irrthümlicher Ansichten eines Landshuter Deutschen, dem selbst die sonst gedruckt vorhandenen Hülfsmittel, sich eines Bessern zu belehren, fehlen mögen, dürfte den Lesern der Jahrbücher wohl auszuhalten zugemuthet werden.

S. 150 wird θωρα in Eunapius Excerpten für Thrazien genommen, da es doch offenbar nur ein Druckfehler für χώρα, das platte Land, im Gegensatz der befestigten Städte, ist. — S. 152 u. f. w. sind die Slawen »blutdürstig von Natur«, ja S. 189 gar »teuflische Unholde«; offenbar nicht so viel nach geschichtlichen Daten, als vielmehr nur, damit glaublicher werde, was der Verfasser glauben machen will, daß sie überall, wo sie hinkamen, erst reinen Boden machen wollten (wie die Juden in Kanaan), um sich dann erst bequemlich und ganz nach eigenem Gefallen anzusiedeln. Schon die Entstehung der bulgarischen Mundart, die eine wahre slawische langue romane ist — slawischer Stoff in walachischer oder albanesischer Form — zeugt aber, im Gegentheil, von der häufigen und langen friedlichen Vermischnng der damaligen Römer in Thrazien ꝛc. mit den neuen slawischen Ankömmlingen. Bemerkt doch S. 202, und noch umständlicher S. 248, der Verf. selbst, daß »die Slawen überall schnell zum Ackerbau gegriffen, Handwerke, Handel, und, wo Gelegenheit, auch Schiffahrt zu treiben angefangen« hatten. Sind dieß nicht offenbare Anzeichen eines gerechten Naturells und eines schon tüchtigen Anfangs von Civilisation? Und doch sind sie S. 228 wieder »von Natur wilder und unedler als die Germanen!« Wir wollen hier nicht den Verf. an das Sprichwort vom Geruche des Eigenlobs mahnen, aber fragen dürfen wir ihn auf sein Gewissen, ob ihm denn im Ernste vom Raube leben edler dünkt, als vom Ackerbau und Handel? In diesem Falle wäre ihm eine »Aventüre« zu wünschen, von der aber er nicht der Held, sondern das Objekt wäre; z. B. wenn einst ein Kosak »aus Nach-

ahmungs- und Assimilationstrieb« das normännische Abenteurerleben seines Rurik an Herrn Fallmerayer wiederholte. Es sollte uns dann nicht wundern, wenn Hr. F. nicht nur Ackerbau und Handel, sondern selbst Leo's Schuhflicken für edler hielte, als solchen Anfang von — Algier. Er würde einsehen, daß man edel nur seyn könne auf Kosten seines eigenen, nicht aber des fremden Rechtes. Doch, um auch unsererseits gerecht zu seyn, erkennen wir gerne an, daß schon die lose demokratische Gemeindeverfassung der Slawen im Mittelalter solchen Abenteurerzügen, wie sie die germanischen Gefolgschaften natürlich erzeugten, entgegen war; dazu gehört die konzentrirtere Gewalt eines Willens über Tausende von Grafen, d. i. Gerefen, d i. Geferen, d. i. Gefährten. Beweis: der serbische Duschan 1350, die Mnischech'schen Polen in Moskau 1609, die Russen des zehnten wie des neunzehnten Jahrhunderts. — S. 234 glaubt der Verf. triumphirend, die vielen Diminutiva des Neugriechischen, die schon Hrn. Hase, (wirklich) einem der größten Hellenisten unserer Zeit, aufgefallen, nur aus dem slawischen Elemente erklären zu können. Wir fragen ihn dafür, ob er auch die im Italienischen eben so häufigen Diminutiva ebenfalls nur aus dem Slawischen erkläre.

Was der Verf. S. 235 aus den Vocabularien der Bulgaren und Serben auf den neugriechischen Accent glaubt schließen zu können, ist in Form und Materie ganz unstatthaft; die angeführten Wörter sind bloß bulgarische, obendrein mit dem angehängten Artikel, ohne welchen der Ton dann auf der vorletzten Sylbe ist, nicht auf der drittletzten, wie ihn der Verf. bedarf. Hr. Hase, oder sonst jeder rechte Hellenist, wird ihm auch nicht zugeben, daß der alte Grieche zwar *Κόρινθος* schrieb, aber *Κορίνθος* sprach. Wozu hätte er so verkehrt gehandelt? Aus Vuk's serbischer Grammatik und Wörterbuche (die, nebst Dobrowsky's Institutiones linguae Slavicae, in Wien und Leipzig zu haben sind, und welche beyde Werke Ref. mit gutem Gewissen dem Verf. und Allen empfehlen kann, die eine gründliche Einsicht ins Serbische oder Slawische überhaupt wünschen) hätte er vielmehr sehen können, daß der heutige Serbe seinen Gospodar noch gerade so betont, wie, nach den gründlichsten Hellenisten, der alte Hellene seinen dem slawischen Gospodar sinn- und lautverwandten *δεσπότης* betonte. Der Neugrieche hat freylich die alte Quantität verloren: ob durch die Slawen, läßt sich nicht beweisen. Wie kam der Italiener zu seinem padre, da doch das a im lateinischen pater ein kurzes ist? Eben so wenig möchten die Slawen schuld daran seyn, daß der Neugrieche die Spiritus nicht mehr beobachtet, und z. B. Omiros spricht für Homeros. Thut es der Italiener

und die übrigen Romanier nicht auch, gewiß ohne Schuld der Slawen, denen es übrigens in Böhmen und selbst in Rußland keineswegs an h fehlt, wie schon aus dem allbekannten Worte Hospodar (neben Gospodar) zu ersehen. — S. 243. Wir haben nichts dagegen, wenn der Verf. den Namen Morea's nicht von der griechischrn μορέα (der Maulbeerbaum) hergeleitet haben will: aber slawisch ist er auch kaum, weder in der Form Moréa, noch in der vom Verf. angenommenen von More. More, und in einigen Dialekten auch Morje, heißt zwar slawisch das Meer, wie lat. mare: aber ein Land am Meere müßte entweder pomorje, primorje (substantive), Land längs des Meeres, Land am Meere, oder wenigstens vzmorje, deutsch Meran, i. e. Meer-an, oder adjektiv: pomorska, primorska (subintellige: zemlja, Land) heißen. — S. 246. Die dalmatinischen Morlachen nennen sich selbst nicht Wlachen, sondern Serben; der Name Morlachen ist ein von den Venetianern gebrauchter Spitzname, der ihrem griechischen Glauben gilt, und den wir, ungeachtet der Verfasser dagegen ist, noch immer lieber aus Mauro-Valachus erklären müssen, weil Moro-vlach als Meer-Walach gegen den Geist der slawischen Komposition ist, die hier ein Adjektiv, etwa primorski, fordern würde — S. 251. Ob Planitza wirklich den vom Gebirg herabrinnenden Bach bedeute? Die böhmischen Blanitzen sind vielmehr meist von blato, Morast, Koth; und die griechische Πλανίτζα könnte ein Mäander seyn, von πλάνος, umherirrend; die Endung -ιτζα höchstens ist slawisch, aber doch auch mit der echt griechischen -ισσα in βασίλισσα u. dgl. sehr nahe verwandt. — S. 251. Cholm ist ein Hügel und Cholmetz sein Diminutiv oder Hypokoristikum, ohne daß eben ein Kastell darauf sey. — S. 254. Mit Veligosti hätte wohl auch die alte slawische Handelstadt Wolgast verglichen werden können. Ob aber der letztere Bestandtheil von Gost (der Gast) zu erklären, und nicht etwa lieber von Gozd (Hain, also das ganze = Großenhain), lassen wir dahin gestellt seyn; genug, daß das Wort slawischen Gepräges ist. — S. 274. Selitza scheint vielmehr von Selo (das deutsche Siedel, in Einsiedel, Neusiedel ꝛc.) abzuleiten, als von Zelie, das Kraut. S (ß) und Z (ſ) sind im Slawischen viel entschiedener getrennt, als im Deutschen, wo der eine Dialekt Sand spricht, der andere sand (wie ß). — S. 279. Der Verfasser weiß nicht, ob Gard oder Grad richtiger ist. Antwort: Gard ist die deutsche, Grad die slawische Form des Wortes, wie Bart und brada, Berg und breg, Milch und mleko, u. s. w. Ob aber Gardilivo, der heute völlig verschollene Name eines Bergschlosses im Norden Laconiens A. 1267, slavisch sey, und Löwenburg bedeute, bezweifeln wir vor der Hand; ungeachtet auch

noch heute eine neugr. Stadt, Londári (λεοντάριον, Löwe) an Laconiens Nordgrenze besteht, und daher Gardilivo für eine Korruption von grad lev, zu deutsch wörtlich: Burg Löwe, könnte angesehen werden. Außerdem, daß grad lev im Slawischen eben so auffallen würde, wie Burg Löwe im Deutschen, und das slawische grad wie das deutsche —burg lieber derley Ortsnamen beschließt, so wird grad in den possessiven Ortsnamen auf —ow sogar meist weggelassen, und nur subintelligirt, wie z. B. gerade in Lwow, der von einem Fürsten Leo erbauten Hauptstadt Galiziens, die wir deutsch Lemberg nennen, kontrahirt f. Löwenberg. Der Mannsname Leo heißt nämlich im Slav. Lew, wie der des Königs der Thiere (auch der Grieche und Lateiner unterscheiden nicht); davon ist der Genitiv Lwa, und davon das Possessivum Lwow. — S. 282 ist bey Arachova gewiß nicht an rak (Krebs) zu denken, da ja beyde, der Slawe wie der Grieche, auch ein k haben; eher an Oréchova, von Orech, die Nuß. — S. 292. Mistrà endlich, der heutige Name Sparta's, vel quasi, soll auch slawisch seyn, und zwar von Meza, Grenze, und das —stra wäre slawische Flexion? Aber —stra ist keine slawische Flexion, noch Bildungssylbe (eher griechisch, man denke nur an palaestra u. dgl.), und das Mis ist um so eher aus dem griechischen μεσος selbst zu erklären, als die slawische meza (so nordslawisch, südslawisch lautet das Wort medja, noch älter meshda) mit dem griechischen μεσος und dem lat. medius urverwandt ist. Kurz Mistrà ist nicht slawisch. Hr. Leake hat dort sogar Inschriften vom alten Mese gefunden. — S. 295. Die Mainoten, die der Verf für Rasende (von Mania, μαινομαι) erklärt, könnten eher mit dem slawischen Ortsnamen Maina bey Budua südlich von Cattaro zu thun haben. Kaiser Konstantins Widerlegung selbst beweist, daß Einige sie bereits A. 980 für Abkömmlinge von Slawen hielten. Und warum hieße ihm selbst das Schloß Maina, dreysylbig, wenn μανία die Radix wäre? Der S. 303 für die Mardaiten geltend gemachte Umstand, daß die Braut erkauft wird, ist noch jetzt bey den Serben Sitte. — S. 307 soll das berühmte Navarin von einer avarischen Niederlassung so heißen? Gewiß nicht. Wie alt ist der Name? Kann er, wenn die Form Navarin, mit N zu Anfang, alt genug wäre, nicht von Navale, oder auch, wenn Avarin richtiger, vom slawischen Javor (Ahorn) sich herschreiben? Uns gefällt keine dieser beyden letzten Etymologien, obwohl sie beyde erträglicher sind, als die von den Avaren, die sich, als Avaren, gewiß nirgends in Morea ansiedelten. — S. 285. Bey Agladócambo und Agrapulócambo ist nicht an Slawisches zu denken. Es sind gute und echte neugriechische Wörter: ἀχλαδόκαμπος, Ebene, wo Waldbirnen, ἀχλάδια, alt ἀχράδες, wachsen.

Durch diese letzte Berichtigung kommt freylich Morea vor der Hand um seine imposantesten Kolonisten von der Moskwa, oder gar von Susdal (S. 342—343) her: aber was nicht ist, kann ja noch werden. Bis dahin rathen wir, die Slavismen Griechenlands kürzer und sicherer im Stulli, als dem eig. südslawischen-Magazinär, zu suchen, von dem aber der Verf. die weiteren vier in Ragusa erschienenen Bände nicht zu kennen scheint. Freylich ists aber mit dem bloßen Blättern in Lexicis nicht abgethan: man muß doch auch eine Grammatik durchgehen; und dazu rathen wir dem Verf. Dobrowsky's Institutiones linguae Slavicae, und im Nothfalle selbst dessen böhmische Grammatik an, wiewohl sie nordslawisch ist. Um wieder auf die Verbreitung der Slawen im ganzen illyrischen Dreyeck — vom Ister bis Kap Matapan in Morea — zu kommen, so stellen wir uns dieselbe eben so ausgedehnt, aber viel friedlicher vor; wie denn auch der Verf. selbst S. 248, seinem Systeme zum Troz, doch nicht umhin konnte, nach dem Zeugniß der Geschichte, von den in Deutschland angesiedelten Slawen zu bekennen, »daß sie in den neuen Wohnsitzen schnell zum Pfluge griffen, Städte und Dörfer anlegten, die ödesten Berg- und Thalschluchten mit Meyerhöfen schmückten, Viehzucht, Handel und Gewerbe mit Geschick und Lebhaftigkeit trieben, und überhaupt an Rührsamkeit die germanischen und lateinischen Stämme beynahe überall übertrafen, sey es, daß sie vor ihrer Migration nach Süd *) und nach West schon einige Kultur besaßen, oder von einem gewissen Triebe der Nachahmung und Assimilation fortgerissen, die Natur ihrer neuen Stellung rascher auffaßten und begriffen, als z. B. die Awaren oder andere, den Ackerbau und die Mühseligkeiten des Lebens scheuende Volksstämme.« An leerem Raum fehlte es seit dem Beginn der Völkerwanderung im illyrischen Dreyecke nicht, Dank sey es der elenden Regierung von Byzanz; kein Historiker aber kann sagen, wann die Slawen sich im Süden der Donau, z. B. in Pannonien und Mösien, ansiedelten; die pannonischen bespricht Fredegar und Paul Diakonus als bekanntlich da ansässig, und A. 678 finden die Bulgaren sieben Stämme Slawen in Mösien angesiedelt (ohne daß die Geschichte angeben kann, wann und wie sie dahin gekommen), und unterwerfen sich dieselben. Eben damals saßen Slawen, nach den Byzantinern, auch schon im Süden des Hämus, am Strymon, und mögen so, den Bulgaren und Awaren ausweichend, friedlich, sich immer weiter südlich verbreitet haben, bis zum Kap Matapan (wie links selbst nach Konstantinopel hinein; daher

*) Also schließt er nun auch die südlichen, illyrischen Slawen in dieses Zeugniß ein?

die offenbaren Slawismen des gemeinen Mannes (ἰδιῶται) in dieser Hauptstadt, wie σκάλα (skala) bey Tzetzes für Fels, ραγάζιον (rogoz) beym Scholiasten des Euripides für Schilfrohr u. dgl. im Dücange). Die romanisirte bulgarische Mundart und die mit slawischen Wörtern reichlich gemengte walachische Sprache ist ein Beweis davon. Selbst der Umstand, den der Verf. berührt, daß die slawisch benannten Oerter nie an der Stelle der griechischen selbst, sondern daneben angelegt sind, ist für uns; als sie angelegt wurden, bestanden die alten noch. Daß es auch mitunter an gewaltsamen Austrägen nicht fehlte, beweist der A. 807 nach einer Schlappe gelobte Slawenzins an St. Andreas in Patras, und versteht sich von selbst: nur so zwecklose und wilde Vertilgungskriege, wie sie der Verf. braucht, können wir ihm nicht zugeben; solche Stürme entgehen der Geschichte nicht leicht, wohl aber friedliche, kleinweise, aber oft wiederholte Einwanderungen, deren Wirkungen erst nach langer Zeit sichtbar werden. Ueber derley stille Spracheroberungen, namentlich der Slawen und Walachen noch heut zu Tage, siehe Schwartner's Statistik von Ungern, zweyte Auflage, S. 125—136. Uebrigens wäre es sehr der Mühe werth, so lange es noch Zeit ist, und die Bulgaren noch nicht in Bessarabien sich mit den Russen amalgamirt haben, oder vielmehr von diesen absorbirt werden, die Spuren zu verifiziren, die darauf hinweisen, daß die pannonischen Slawen, bis Windisch-Matrey hinein, mit diesen mösischen im heutigen Bulgarien und Rumelien, und den nun wieder umgräzisirten in Morea, der Mundart nach zu einer und derselben Spezies gehörten, die dann im siebenten Jahrhundert durch die neuen Kolonien der Serben und Kroaten in der Mitte durchkeilt wurde. Diese Untersuchung können wir freylich nicht Hrn. F. zumuthen: aber mahnen wollten wir bey dieser Gelegenheit die slawischen Sprachforscher, die etwa in der Lage wären, oder darein kämen, sie zu übernehmen, an die Dringlichkeit derselben.

K.

Art. V. Kirchliche Topographie Oesterreichs (Schluß).

Der achte Band enthält die Darstellung von Korneuburg und Stockerau, oder von dem Dekanate am Michaelsberge jenseits der Donau im Viertel Untermannhardsberg, verfaßt von dem reg. lateran. Chorherrn zu Klosterneuburg, Aloys Schützenberger, dem einzigen noch lebenden Mitgliede des würdigen Triumvirates, welches diese k. T. gegründet hat. Die Quellen und Mitarbeiter dieses Bandes, der mit dem emsigsten Fleiße ausgearbeitet ist, waren die erzbischöflichen Kon-

sistorialacten zu Wien, das Stiftsarchiv zu Klosterneuburg, das k. k. Hofkammerarchiv, die Herrschaftskanzelleyacten zu Bisamberg, das Klosterneuburger Protokoll der Kapuziner, — der Herrschaftsinhaber von Würnitz, Ritter von Heintl, der ehemalige Stiftsarchivar und Geschichtschreiber von Klosterneuburg, Maximilian Fischer, der dermalige Stiftsarchivar Engelbert Stoy, — und alle dermaligen Pfarrherrn und Lokalisten der hier bearbeiteten vierzehn Pfarren und dreyzehn Lokalien zu Leizersdorf, Stockerau, Senning, Großmugl, Niederhollabrunn, Waisbierbaum, Merkersdorf, Herzogbirbaum, Simonsfeld, Karnabrunn, Würnitz, Gänserndorf, Hermannsdorf, Leobendorf, Wilfersdorf, Bisamberg, Korneuburg, Langenenzersdorf, Jedelsee, p. 2—242. — Das Pfarrdorf Haselbach am Michelsberge ist uralt, soll schon in der römischen Zeit als bedeutender Marktflecken bestanden haben, und die im funfzehnten Jahrhunderte dort noch sichtbaren Ueberbleibsel eines mächtigen Schloßgebäudes, wo man auch Goldmünzen, Goldspangen und andere Antiken ausgegraben hat, sind allgemein für eine Burg der Markomannen und Quaden, oder für eine römische Festung des K. Mark Aurel auf dem Michelsberge gehalten worden. Urkundlich erscheint dieser Ort schon um das Jahr 1002, und nachher als Eigenthum der babenbergischen Markgrafen. Vornehme ritterliche Familien saßen hier zu Dorfe, die Frullinger, Knappen, Ponnerstaller und Ebendorfer, aus welchen Thomas Ebendorfer von Haselbach, Oesterreichs berühmter Geschichtschreiber des funfzehnten Jahrhunderts und Pfarrer zu Perchtholdsdorf; und zwar in einem Hause, das heute noch gezeigt wird, entsprossen ist. Bey den öfteren türkischen Einfällen im sechzehnten Jahrhunderte wurde der Michaelsberg als ein Wachpunkt bestimmt, und mehrmals mußte die Umgegend ihren Blick auf diesen Berg richten, wenn sich die Bewohner des flachen Landes vor diesen fürchterlichen Feinden mit ihren beweglichen Habseligkeiten durch die Flucht retten sollten. Auf der Höhe dieses Berges stand seit undenklichen Zeiten eine Kapelle des Erzengels Michael, welche die Sage zu den allerältesten Christentempeln in Oesterreich zählt, und sie soll, nach dem Zeugnisse Ebendorfers, Ablaßbriefe von den Erzbischöfen zu Lorch besessen haben? p. 3 — 16.

Im Markte Stockerau von 220 Häusern mit einer Pfarre von 3652 Seelen, ist der vorzüglichste Körnerwochenmarkt in Oesterreich. Dieser Ort, seit dem zwölften Jahrhunderte urkundlich bekannt, und durch die Leidensgeschichte des h. Colomanns berühmt, ist in der hagenischen Volkschronik, in La-

Band dieser k. T. das Hauptresultat, daß im Dekanate St. Pölten fast gar kein Ort von der lutherischen Lehre frey geblieben sey, — im Lande jenseits der Donau und im Dekanate Michelsberg aber die protestantischen Grundsätze sich weder weit verbreitet, noch tiefe Wurzeln gefaßt haben.

P. 245 — 301 umfaßt eine eigene Abhandlung: Das Marchfeld jenseits der Donau und seine Geschichte. — Das Marchfeld ist der südöstliche Theil des Kreises unter dem Mannhartsberge, eine weite, fruchtbare, hie und da sandige Ebene, fünf Meilen in der Länge und drey Meilen in der Breite, nur von vier unbedeutenden Bächen bewässert, in einer Strecke von vier Stunden ohne Quelle, ohne Haus, außer einem in der Mitte liegenden Schäferhofe, heut zu Tage aber bey achtmalhunderttausend Metzen Roggen und Weizen, eben so viel Gerste und Hafer, nebst einer verhältnißmäßigen Menge Heidekorn erzeugend, zur Bienenzucht sehr geeignet, und auch für die Schafzucht gewinnreich. Sonst ist das Marchfeld holzarm, durch eine Strecke von vier Stunden, vom Dorfe Neusiedl bis Oberweiden, ohne Baum, — daher das Sprichwort: daß im Marchfelde mehr Häuser als Bäume seyen! Noch vor wenig Jahren reiste durch diese Gegend, wie durch Arabiens Wüsten, Niemand allein; immer, und wenigstens des Nachts, gesellten sich Mehrere zusammen; denn der Name des Schäferhofes: Siehdichfür, erinnerte jeden Reisenden, auf seiner Huth zu seyn vor den fürchterlichen Sand- und Staubwolken und dem hier lauernden schlechten Gesindel. — Von dem ersten Jahrhunderte vor Christus bis in die neueste Zeit der verhängnißvollen Riesenschlachten bey Aspern und Wagram, werden in dieser Monographie alle das Marchfeld näher und entfernter betreffenden Notizen zusammengestellt, und so die Geschicke dieser Gegend als ein Ganzes vorgetragen. Wir lassen es dahingestellt seyn, welch sonderbare Aufgabe es sey, die Geschichte eines Erdfleckens zu schreiben, der durch Jahrhunderte ganz unbewohnt gewesen zu seyn scheint, und von dem einen großen Theil, vor sechshundert Jahren noch, die hinter dem Bisamberge herübergeflossenen Donaufluthen bedeckt haben? Bedauern aber müssen wir, daß das hier Gegebene für die ältere Zeit nicht unmittelbar aus den griechischen und römischen Alten selbst geschöpft, sondern nur späteren und neueren Schriftstellern nachgeschrieben wurde; woraus so manche untergelaufene Unrichtigkeiten und Mängel erklärlich werden, welche, wenn wir sie alle aufzählen und widerlegen müßten, den Umfang dieser Anzeige weit über die Gebühr ausdehnen würden. Einige jedoch wollen wir andeuten. Vorerst hätte die für die alte Geschichte wichtige Lage

des Marchfeldes nach altgeographischen Weisen, den uralten celtisch-römischen Städten Vindobona und Carnuntum gegenüber, bestimmt werden; sodann hätte der Hr. Verf. auch bezeichnen sollen die das Marchfeld durchziehenden oder berührenden römisch-germanischen Verbindungsstraßen zwischen Süd und Nord. Tief in das weite Germanien hinein führten ja von Carnus oder Carnuntum aus zwey Hauptwege: der eine gerade nordwärts an der March fort, über die Thaja und an der Schwarza aufwärts über Eburodunum (Brünn) und Pholicia (Politzka), durch die Wohnsitze der Baemer und Quaden in das Land der Hermunduren und bis an den äußersten Norden hin; die andere Straße ging in nordwestlicher Richtung durch den südwestlichen Theil des Marchfeldes fort über Medoslanium (Meissau), Abilunum (Hayd), durch die Ansitze der Terakatrier und Sudiner, mitten durchs Markomannenland, zu Marbods Hauptburg, Maraboduum (bey Königsberg an der Eger), und in das Land der Cherusker an der Saale hinauf. Das Land hart an der Donau über die Kamp bis an die March hinab wird vom Ptolemäus zweifelsohne mit Adrabae campi bezeichnet, ungeachtet nicht alle neueren Forscher dieser Bestimmung beystimmen. — Von den ältesten Bewohnern des Marchfeldes (wenn es ja bewohnt war) sagt der Hr. Verf. nichts. War es damals wirklich schon bewohnt: so sind sparsame Ansiedler aus den Stämmen der Terakatrier, Baemer und Rabatäer mit mehr Zuverläßigkeit dahin zu setzen, als Quaden und Markomannen. Ueber die, für seinen Gegenstand durchaus unentbehrliche germanisch-römische Geographie und Ethnographie hätte sich der Hr. Verf. aus Caesar B. G. VI. 25; Strabo VII. 201, 203; Tacitus de Mor. Germ. 292, 297, 300; Plinius H. N. IV. 12; Vellejus Paterc. II. 109; Ptolemaeus II. 11; und vorzüglich aus C. H. Kruse's Archiv für alte Geographie und Geschichte germanischer Völkerstämme, III. Heft, umständlich und gründlich belehren können. — Wie sich Marbod mit seinem Markomannenvolke in Böheim (keineswegs im Marchfelde) festgesetzt habe, was bey diesem Ereignisse mit den böhmischen Bojern geschehen sey, und daß damals die Markomannen bis an die Donau und nach Norikum und Pannonien durchaus nicht vorgedrungen seyen, — darüber verweisen wir den Hrn. Verf. an die Alten: Caesar B. G. I. 5, 25, 29, 51, 53; IV. 17—19. Strabo IV. 142; VII. 201, 203. Vellejus Paterc. II. 108, 109. Tacit. M. G. 297, 300—301. Annal. I. 34 Flor. IV. 12. Dio Cassius LIV. 543—544, 546; LV. 548. Da es gewiß ist, daß die zwey Hauptverbindungsstraßen Norikums und Pannoniens von Carnuntum, nicht von Vindobona

aus und in das Land der Quaden und Markomannen hingegangen sind: so hätte der Hr. Verf. der ganz bestimmten Versicherung des Paterkulus, L. II. 109, 110, wohl trauen, und nicht schreiben sollen: »Tiber ging bey Carnunt, oder wahrscheinlicher bey Vindobona?« über die Donau ins heutige Marchfeld. — Daß K. Marbod nach dem Friedensschlusse mit Tiber, der eilen mußte, die Empörung in Pannonien und Dalmatien zu dämpfen, Norikum bedroht habe? — lesen wir in keinem Alten; eben so wenig, daß Tacitus die Donaugrenze die Stirne des großen Pannoniens nenne! — Die nachfolgenden Ereignisse zwischen Markomannen und Quaden und ihren Fürsten Marbod, Katuald, Sido, Vannius — betrafen wohl das Land jenseits der Donau, Böheim, Mähren und die Länder an den Quellen der Oder und der Waag, — keineswegs aber das Marchfeld. In dem einzigen Falle nur dürfte bey jenen Vorfällen auch an das Marchfeld gedacht werden, wenn im Tacitus unter dem Flusse Cusus nicht die Waag, sondern die Aist zu verstehen wäre? Tacit. Annal. I. 39. — Auch den Berichten der Alten nicht entsprechend ist der langwierige Krieg K. M. Aurels gegen die Markomannen und Quaden dargestellt, p. 251 — 255. Natürlich kann über diesen sehr verwickelten Gegenstand das erwünschte Licht allein nur bringen die aufmerksamste Würdigung und die schärfste Vergleichung folgender Stellen: Capitolin. in M. Aurel. p. 112, 117, 118, 119, 126, 128, 129, 132 — 134. In Vero. 144. In Pertinace. 116, 118, 121, 176, 177. Dio Cass. LXXI. 802, 804, 805, 806 — 809, 810, 813 — 815, 824. Eutrop. in Brev. 581, 582. Herodian. II. 107. Aurel. Vict. de Caesar. 516. In Epitom. 538. Am. Marcell. XXIX. 6. — Von der vielbesprochenen Schlacht M. Aurels mit den Quaden sagt der Hr. Verf.: »Wir setzen diese Wunderschlacht, gleich andern »Erzählern, in unser Marchfeld; denn eine uralte Ueberlieferung »sagt, die Schlacht sey im Angesichte Vindobona's geschehen. »Aventin in seinen baierischen Jahrbüchern und P. Fuhrmann in seinem Alt- und Neu-Oesterreich nennen bestimmt »auch das Marchfeld. Andere aber schwanken in den Ortsbestimmungen zwischen den Schluchten und Wäldern der Trentschiner, »der Neutraer und der Gömörer Gespanschaft.« Wenn man die Ausdehnung und den Kraftaufwand, mit welchen dieser Krieg ist geführt worden, aus den oben angezeigten Stellen kombinirt und lebhaft sich vergegenwärtigt: so muß man bald einsehen, wie irrig man daran ist, diese Schlacht auf das Marchfeld zu versetzen, besonders wenn man sich nur auf Aventin und Fuhrmann vorzugsweise beziehen kann. Datirt nicht K. Mark

Aurel selbst eines seiner inhaltschweren Selbstgespräche aus dem Lager bey den Quaden am Granua, L. II. p. 15: Τὰ ἐν τοῖς Κουάδοις πρὸς τῷ Γρανουᾳ; und wie weit der Granfluß vom Marchfelde entfernt ist, weiß man ja wohl? — Was von dem Quadenkönige Ariogisus, auf dessen Kopf M. Aurel tausend Goldstücke soll gesetzt haben, erzählt wird, p. 254, wüßten wir in keiner einzigen klassischen Quelle nachzuweisen. — Eben so nicht immer richtig und mangelhaft werden die nachfolgenden Ereignisse bis auf die Vernichtung der Avaren durch Karl den Großen erzählt: die meisten derselben berührten das Marchfeld nicht einmal; woraus folgt, daß die erste Hälfte dieser Monographie des Marchfeldes mißlungen sey. — P. 302 bis 307 sind nachträgliche Bemerkungen zum Dekanate Michaelsberg, und p. 308 — 356 ist eine alphabetische Uebersicht der im ersten Bande der zweyten Abtheilung der kirchlichen Topographie vorkommenden Personen, Ortschaften und aller übrigen Gegenstände angehängt.

Der neunte Band enthält eine historische und topographische Darstellung der Stadt Salzburg, p. 355 — 446, von dem gelehrten Chorherrn Klosterneuburgs, Aloys Schützenberger, dem thätigsten Mitarbeiter an dieser k. T.; und die ausführliche Geschichte des Benediktinerstiftes zu St. Peter in Salzburg, p. 1 — 349, von dem hochwürdigen Herrn Ambros Becziczka, Abten des Cisterzienserstiftes zu Lilienfeld, dessen gelehrter und emsiger Feder diese k. T. bereits die Beschreibung und Geschichte seines eigenen Stiftes und des Dekanates Wilhelmsburg verdankt. Ob diese Geschichte von St. Peter unmittelbar aus den Diplomen und Dokumenten des Stiftsarchives, oder aus den Membranen des erzbischöflichen Hochstiftes selbst und aus anderen Quellen bearbeitet sey, ist weder aus dem Vortrage ersichtlich, noch hat sich der Hr. Verf. sonst irgendwo bestimmt darüber ausgesprochen. Da er sich aber selbst p. 8 nur einen Umarbeiter dieser Geschichte nennt, und detaillirte urkundliche Citaten nirgend anführt: so zeigt auch der Durchblick des Ganzen, daß dieser Umarbeitung, neben anderen Salzburgs Hochstift und Kloster-St. Peter überhaupt betreffenden gedruckten Werken, ganz vorzüglich das von dem ehemaligen Stiftsabte Beda Seeauer, J. 1753 — 1785, verfaßte Chronicum novissimum Monasterii ad S. Petrum zum Grunde gelegt worden sey. Wenn man die hohe Steigerung der vaterländischen Geschichtsforschung und Schreibung seit ungefähr dreyßig Jahren erwägt, und schärfer ins Auge faßt, wie da alle ältere Darstellungsweise als völlig ungenügend erscheint, alles

neu geprüft, von alten Fabeleyen gereinigt, auf die Originalquellen zurückgeführt, mit Tausenden von theils schon bekannten, theils neuentdeckten urkundlichen Daten belegt, und so nach Möglichkeit die reine, objektive Wahrheit hergestellt wird: so wäre man wohl, und gerade von einem Werke wie diese k. T., zu fordern berechtigt gewesen, daß eine neu erscheinende Geschichte des in der österreichischen Monarchie ältesten Stiftes St. Peter in diesem Geiste und aus der Fülle der für die Länder Oesterreichs zwischen der Donau und den julisch-karnischen Alpen so überans wichtigen salzburgischen Diplomen durchgeführt worden wäre. In dieser wohlgegründeten Erwartung und insbesondere in der Hoffnung, hier endlich den uralten Streit über das Zeitalter des h. Rudberts gründlich gelöst, und die wahre Epoche der Stiftung des Klosters St. Peter festgestellt zu finden, hat Ref. auch mit besonderem Vergnügen diesen Band der k. T. zur Hand genommen. Sind nun gleich auch dießmal lange gehegte Wünsche und Erwartungen unerfüllt geblieben: so ist doch hier das bereits bekannte Aeltere in einer schönen, aus einem Gusse geflossenen Umarbeitung so gegeben, daß der Hr. Verf. eine besondere Gewandtheit in Darstellung überhaupt, hohe Lebhaftigkeit der Phantasie, Reinheit der Sprache, Fülle von geschichtlichen Kenntnissen und große Belesenheit in den historischen Meisterwerken der neueren Zeit hinreichend beurkundet hat. Dächten wir nicht daran, daß der Hr. Verf. vorzüglich im Auge gehabt habe, durch eine blühende Diktion seine Leser zu vergnügen: so müßten wir tadeln die oft zu dichterische, mit Vergleichungen und inhaltschweren Beywörtern ausgestattete Weise der Schilderungen, welche eine objektive Historie nicht leicht verträgt, und die der Wahrheit oft bedeutenden Abbruch zu thun scheinen; die oft zu weitläufigen Digressionen in die deutsche Staats- und Kirchengeschichte, wodurch der Hauptgegenstand der eigentlichen Darstellung, die Geschichte des Stiftes St. Peter nämlich, in einem fremdartigen Elemente fast untergeht, mit demselben in zu grellen Kontrast gestellt, und natürlich seines sonstigen Interesses zu sehr beraubt wird; die Allgemeinheit vieler Bemerkungen, und endlich den sich öfter wiederholenden, deutlich durchschimmernden Kampf, in welchem der lichtvolle und kräftige Geist des Hrn. Verf. die durch den Fortschritt der Jahrhunderte errungenen neueren und besseren Resultate schnell auffasset, aber auch das Veraltete nicht gerne aus der Hand läßt, und vergeblich sich daher abmüht, beydes in Verbindung und Einklang zu bringen. — Mit gerechter Würdigung, mit Vorliebe, ja mit Feuereifer schildert zwar der Hr. Verf die Geschicke des St. Peterstiftes durch alle Jahrhunderte. Dennoch muß Ref., der die Geschichten so

vieler Stifte und Klöster durchgelesen und verglichen hat, unumwunden seine Ansicht aussprechen: auch hier durch Jahrhunderte wenig Interessantes; auch hier der sprechende Beleg, daß mit dem Schlusse des dreyzehnten Jahrhunderts sich alle älteren Stifte und Klöster, mit wenigen Ausnahmen, überlebt hatten; ein ewiges Einerley von Einnehmen und Verzehren nur, — bis endlich der große Erzbischof Markus Sittikus bey Gründung einer, durch Jahrhunderte schwer vermißten, umfassenderen Studienanstalt in seiner erzbischöflichen Hauptstadt Salzburg und der großen Konföderation von mehr denn dreyßig Stiften, Deutschlands, Salzburgs, Oesterreichs und Steyermarks zur Erziehung und Bestellung tüchtiger Lehrer an der salzburgischen Studienakademie — auch das Stift St. Peter durch die vortrefflichen Aebte, Joachim, J. 1615 — 1626, und Albert, J. 1626 — 1657, höher ist aufgeregt worden; und bis endlich in der neueren Zeit Fürsten und Staaten ihre Rechte und Interessen besser verstanden, und die Stifte und Klöster durch thätigeres Eingehen in den einzigen und eigentlichen Zweck alles gesellschaftlichen Vereins und durch großmüthig hinopfernde Theilnahme an wahrer wissenschaftlicher Bildung und an der Erziehung der Staatsjugend — wieder zu neuem Leben erweckt haben. Und in Wahrheit! ein einziges Jahrzehend eines in solchem Geiste lebenden und wirkenden Stiftes gilt mehr, als ein Jahrhundert aller dieser Institute zwischen den Jahren 1300 und 1780. Nur Weniges ist daher, was wir als baren Gewinn für die vaterländische Geschichte aus diesem Bande ausheben könnten, was wir daher, bis auf die preiswürdigen Gelehrten des Stiftes St. Peter, Abt Amand Pachler, J. 1657 — 1673, die berühmten Theologen und Geschichtsforscher, Franz, Joseph und Paul Mezger, Abt Beda Seeauer, J. 1753 — 1785, und die Mitglieder des Stiftes in der neueren Zeit, Corbinian Gärtner, Johann Hofer, Ambros Vonderdon, Aloys Stubhahn und Albert Magenzaun, füglich übergehen dürfen. Um aber zum Ersatze und für diese kirchliche Topographie insbesondere einen, vielen vaterländischen Geschichtsforschern erwünschten Beytrag zu geben, wollen wir noch, was in diesem Bande nicht geschehen ist, das Zeitalter des h. Rudberts besprechen, und die hierin so schwankende, und um ein ganzes Jahrhundert abweichende Chronologie endlich festzustellen suchen.

Die chronologische Verschiedenheit besteht vorerst darin: einige Gelehrte, die Aebte und Geschichtschreiber von St. Peter in Salzburg, Amand und Beda, und der gelehrte Benediktiner von Melk, Hieronymus Pez, setzen die An-

kunft des h. Rudbert in Baiern auf das Jahr 580, und lassen ihn vom Jahre 582 bis 623, oder 628 als Bischof zu Salzburg dort leben. Andere, Mabillon und Hansiz, nicht minder gefeyerte und gewichtige Namen in der Geschichtsforschung, behaupten, der h. Rudbert sey erst im Jahre 696 nach Baiern gekommen, und als erster Bischof von Juvavia am Ostersonntage des Jahres 718 gestorben. Die letztere Zeitrechnung ist die einzig wahre. — Die ältesten und bewährtesten Quellenberichte über St. Rudberts Leben und Wirken in Baioarien und Norikum sind: Die Aufschreibungen der salzburgischen Oberhirten Virgil und Arno im achten Jahrhunderte: die Vita primogenia S. Rudberti, oder die älteste Lebensbeschreibung des h. Rudberts; die Verse eines ungenannten Dichters aus dem neunten Jahrhunderte, in welchen die Bischöfe von Salzburg vom h. Rudbert bis auf Liupram J. 859 angeführt werden; Arnold Graf von Vohburg, Mönch zu St. Emeram in Regensburg, in seinem Buche: De Miraculis B. Emerammi, aus dem Anfange des eilften Jahrhunderts. Spätere Nachrichten aus dem zwölften und den folgenden Jahrhunderten können hier nicht berücksichtigt werden. — Die Natur der Sache selbst weiset uns hin, daß die ältesten und zuverläßigsten Handschriften dieser Dokumente bey dem Hochstifte und Stifte St. Peter in Salzburg und zu St. Emeram in Regensburg aufbewahrt seyen; wir halten uns daher an die bewährtesten Abdrücke derselben in den urkundlichen Sammlungen des Canisius, Mabillon und v. Kleinmayrn. — Diese Quellenberichte rechtfertigen selbst ihre reine, historische Treue und vollkommene Glaubwürdigkeit. — Die im eilften Jahrhunderte zusammengestellten Breves notitiae de constructione Ecclesiae sive Sedis Episcopatus in loco, qui dicitur Juvavo [1]) versichern, daß der salzburgische Kirchenhirt Virgilius, J. 743 — 784, die von ihm schriftlich verfaßten Berichte über die Gründung des bischöflichen Stuhles zu Salzburg durch den h. Rudbert aus dem Munde der Schüler und der Gleichzeitigen dieses Bischofs selbst, und aus den Versicherungen der Nachfolger derselben geschöpft habe [2]). Dadurch ist also das historische Gewicht jener im eilften

---

[1]) Kleinmayrn: Juvavia; Anhang, p. 30 — 48.

[2]) Haec omnia Virgilius Episcopus *a viris valde senibus atque veracibus* diligenter perquirere studuit, posterisque ad memoriam scripta reliquit. Quia *vero ex eis, qui ista illi dixerunt, discipuli S. Rudberti fuerunt,* vel Juniorum ejus quidem filioli, ex quibus erant etc. — Alii quoque, qui haec a *senioribus* audierunt. Haec ita omnia narrantes audiverunt. — Juvavia; Anhang, p. 36.

Jahrhunderte zusammengestellten Notizen, welche die Aufschreibungen des Bischofs Virgilius ganz aufgenommen haben, und welche der gelehrte Kleinmayrn im diplomatischen Anhange seiner Juvavia bekannt gemacht hat, hinlänglich sicher gestellt. — Virgils unmittelbarer Nachfolger, der Erzbischof Arno (J. 784—821), fand es aber für nothwendig, über das gesammte Fundationsgut seines Hochstiftes eine neue Revision vorzunehmen, und das Besitzthum für alle Zukunft zu sichern. Virgils Aufschreibungen genügten ihm nicht. Von den fränkisch = austrasischen Landesvögten in Baiern, den Herzogen Theodo II., Theodebert, Hukbert, Odilo, Tassilo II., wurden dem h. Rudbert und seinen Nachfolgern über die Schenkungen an die salzburgische Kirche entweder keine Urkunden ausgefertigt, oder sie waren verloren gegangen. Der Erzbischof Arno wollte also die historische Gewißheit der ganzen Fundation seiner Erzkirche durch den h. Rudbert, jede einzelne Schenkung an Land, Leuten, Rechten und Freyheiten, und die unangreifbare Rechtmäßigkeit aller Besitzestitel derselben schriftlich aufrichten, und für ewige Zeiten befestigen; und er that dieses im Jahre 788 mit Willen und mit ausdrücklicher Zustimmung K. Karl des Großen, welcher ihm bald darauf, im Dezember des Jahres 791, die königliche Bestätigungsurkunde über alle in dem ihm vorgelegten, durch Arno aufgerichteten Verzeichnisse enthaltenen Besitzungen und Rechte, quae Arno Episcopus moderno tempore tenere videtur, feyerlich ausfertigte. Dieses auf dem sichersten Wege zu bewerkstelligen, wendete sich Arno, so wie Virgilius, an die Aufbewahrer der Tradition am Hochstifte selbst, an die ältesten, angesehensten und glaubwürdigsten Männer: an eben dieselben zum Theil, aus deren Munde schon Virgilius seine Berichte geschöpft hatte: an die Schüler der Schüler, und an wirklich noch lebende, sehr bejahrte Gleichzeitige des h. Rudberts, geistlichen und weltlichen Standes. So entstand denn im Jahre 788 das sogenannte Congestum oder der Indiculus Arnonis, welchem der Erzbischof Arno das Siegel der möglichsten historischen Treue und faktischen Gewißheit durch die am Ende ausdrücklich hinzugefügte, und dem großen K. Karl auch vollkommen genügende Versicherung: Notitiam vero istam ego Arn una cum consensu et licentia Domini Caroli piissimi regis eodem anno, quo ipse baioariam regionem ad opus suum recepit *a viris valde senibus et veracibus* diligentissime exquisivi a monachis et laicis et conscribere ad memoriam feci, verleiht. — Was der ungenannte Dichter des eilften Jahrhunderts, und Arnold von Vohburg sagen, stimmt zu genau mit

diesen ältesten Membranen des Hochstiftes überein, um nicht ganz gleichen Anspruch auf historische Zuverläßigkeit zu haben. — Unter den Lebensbeschreibungen des h Rudberts ist die einfachste, kürzeste, älteste und zuverläßigste die sogenannte Vita primogenia, welche mit der Aufschrift: De introitu beati Rudberti, beginnt: Tempore Hildeberti regis Francorum —; und endiget: Ipse quoque assidue totum circumiens spacium istius patriae — — — Amen. Der Verfasser dieser Biographie ist gänzlich unbekannt: höchst wahrscheinlich jedoch rührt sie von einem Kleriker am salzburgischen Hochstifte selbst her. Wann sie verfaßt worden ist, läßt sich ebenfalls nicht mit Gewißheit bestimmen; daß sie aber lange nach Rudberts Tode erst verfaßt worden sey, ergibt sich unwidersprechlich aus der am Ende beygefügten Versicherung: Ad cujus sepulchrum exuberant innumerabilia beneficia curationum cunctis fideliter petentibus usque in hodiernum diem. Sie ist aber auch viel jünger, als die Notizen Virgils und das Congestum Arnonis, wie wir unten darthun werden. Kleinmayrn zählt sie den ältesten Membranen des Hochstiftes bey; und man darf sie auch mit Zuverläßigkeit in die Tage der zweyten Uebertragung St. Rudberts unter dem Erzbischof Hartwick J. 991 — 1023 setzen. Offenbar zum kirchlich-ceremoniellen Gebrauche, zum Ablesen beym Chorgebete geschrieben, begnügt sich diese Biographie bloß mit den zwar historisch-gewissen, aber allgemeinsten Zügen aus dem Leben und Wirken des h. Rudberts. — Viel jünger ist die Vita S. Rudberti aus einer Handschrift des Klosters Vallis rubeae bey Brüssel; sie stimmt aber mit der Vita primogenia überein, und enthält sonst weder Unwahrscheinliches, noch auffallende Verstöße. — Mit kritischer Vorsicht aber muß die von dem Discipulus S. Eberhardi um das Jahr 1186 verfaßte Biographie St. Rudberts gebraucht werden.

Chronologisches und historisches Detail zu liefern, war nicht der Zweck der Vita primogenia. Eben dieß und die Ungewißheit der Verfassungszeit und des Verfassers selbst hätte schon vorlängst alle kritischen Forscher abhalten sollen, sich vorzüglich an die einzige, von diesem Biographen gegebene chronologische Bestimmung, wenn der h. Rudbert nach Baioarien gekommen sey, zu halten. Dem Fingerzeige der in jeder Hinsicht erprobten und bestimmten Notizen Virgils und der Berichte Arnons, welche vorzüglich chronologische Bestimmtheit und historisches Detail zu seiner Hauptaufgabe gemacht hat, hätte man nachgehen sollen. Auf jenem äußersten chronologischen Punkte, auf welchen uns diese Angaben hinführen, da allein nur ist, die einzige chronologische Wahrheit. Es ist zu verwundern, daß

der von uns hier bezeichnete und im Punkte der so sehr divergirenden Chronologie gerade entscheidende Unterschied im Geiste und Charakter der Vita primogenia und des Congestum Arnonis von allen älteren Forschern gänzlich ist übersehen worden. Weil jedoch die Vita primogenia im Punkte der streitigen Chronologie mit dem Berichte Arno's, wenigstens den Worten nach, übereinstimmt: so wollen wir auch, wie alle früheren Forscher, mit ihr beginnen. Der ältesten Lebensbeschreibung zu Folge ist St. Rudbert im zweyten Jahre Childeberts, des Königs der Franken, zu Worms Bischof gewesen, und auf den wiederholten Ruf des agilolfingischen Herzogs Theodo nach Baioarien gekommen. Fränkisch-austrasische Könige Childeberte kennen wir zwey: Childebert II. vom J. 574 bis 596, und Childebert III. vom Jahre 695 bis 711. Der h. Rudbert ist also entweder im J. 575 oder 696 nach Baiern gekommen. Der Biograph bezeichnet aber aus den beyden Childeberten denjenigen ganz bestimmt, unter welchem ein Agilolfinger Theodo den herzoglichen Ambacht in Baioarien geführt hat. Natürlich also muß der Biograph jenen Childebert gemeint haben, von dessen zweytem Regierungsjahre aus so viel möglich kritisch erprobten Geschichtsquellen erwiesen werden kann, daß ein Theodo die Herzogswürde in Baioarien getragen habe. Vorerst muß also aus solchen, über alle Zweifel erhabenen Quellen die Reihe der ältesten agilolfingischen Baierherzoge hergestellt werden. Stimmen denn die ältesten und bewährtesten salzburgischen Dokumente in ihren Angaben mit dem gefundenen Resultate überein: so haben wir auch die einzig mögliche chronologische Wahrheit gefunden. Die ersten agilolfingischen Baierherzoge aber, und gerade diejenigen, welche in die ganze Regierungsepoche Childebert des Zweyten fallen, haben uns Gregor von Tours und Paul Warnefried, kritisch erprobte, getreue Erzähler, überliefert; aus deren Nachrichten zugleich unwidersprechlich erhellet, daß vom Jahre 553 ungefähr, bis über das Jahr 630, und insbesondere vom Jahre 574 bis 596 gar kein Theodo die herzogliche Würde in Baioarien getragen habe. Aus Gregor von Tours *) wird um das Jahr 553 Garibald I. als baioarischer Herzog bekannt; der sich damals mit Waldrada, Tochter des Longobardenkönigs Wacho und Wittwe des fränkisch-austrasischen Königs Theodebald (J. 548—553, verehlicht hatte. Garibald I. lebte noch im zweyten Regierungsjahre K. Childebert II. (J. 576), ja noch im

*) Hist. Franc. IV. 9. Paul. Diac. III. 10—31.

funfzehnten Jahre der Herrschaft Childebert II. im Jahre 590, als einziges herzogliches Oberhaupt in Baioarien, in welcher Zeit (J. 575 — 589) sich seine erwachsenen Töchter, die eine mit Evin, Herzog von Trient, die andere, Theodelinde, an den Longobardenkönig Autheri verehelichten, — wie aus der Erzählung Paul Warnefrieds unwiderleglich erhellet. Bald nach Theodelindens Vermählung und den Kriegen der Franken gegen die Longobarden und die mit ihnen verbundenen Baioarier (J. 588 — 591) versichert Paul Warnefried die Einsetzung Tassilo's des Ersten als Herzogs in Baiern durch K. Childebert II., was entweder im oder noch vor dem Todesjahre dieses Königs (J. 596) geschehen seyn muß, — und Tassilo I. war Garibald's I. unmittelbarer Nachfolger unter K. Childebert II.; weil Paul nur von dieser einzigen Einsetzung eines Baierherzogs unter K. Childebert, und zwischen Garibald I. und Tassilo I. Erwähnung thut. Auf Tassilo I. ist ungefähr im Jahre 609 — 610 der Sohn Garibald II. als Herzog in Baioarien gefolgt [2]). Die unmittelbare Aufeinanderfolge Garibald I. J. 553 — 595, Tassilo I. J. 595 — 610 und Garibald II. J. 610, ist also aus dem gleichzeitigen Gregor von Tours, welcher die Geschichte Baioariens, als eines fränkisch-austrasischen Vorlandes, nothwendig hatte durchstudiren müssen († 594), und aus Paul Warnefried, der gleichfalls die Geschicke der mit seinen longobardischen Fürsten und Volksstämmen blutsverwandten und in steter Wechselverbindung gestandenen baioarischen Agilolfinger mit historischer Gewißheit sich eigen gemacht hatte, und dadurch auch unwiderruflich erwiesen, daß vom Jahre 553 bis weit über das Jahr 610, und unter K. Childebert II. kein Theodo Herzog in Baioarien gewesen sey. Eben diese als ununterbrochen erwiesene Reihe baioarischer Herzoge gestattet keineswegs, aus anderen, viel späteren, und kritisch ganz verwerflichen Dokumenten des zwölften und der späteren Jahrhunderte einen Herzog Theodo einzuschalten; womit man auch aus dem Grunde nichts gewänne, weil nach der Vita primogenia Theodo, der Gönner St. Rudberts, sehr lange regiert, und nach dem Indiculus Arnonis weder einen Garibald, noch einen Tassilo zum Nachfolger gehabt hat, den er nach Gregor von Tours und Paul Diakon hätte haben müssen. Aus diesem allein

---

[1]) L. IV. 7.

[2]) Paul Diac. L. IV. 41

schon erhellet klar, daß die Vita primogenia nicht Childebert II. meine, und daß während der Regierungsepoche desselben (J. 574 — 596) St. Rudbert nicht nach Baioarien gekommen seyn könne. Es bleibt also nur noch Childebert III. J. 695 — 711 über, und der Beweis, daß unter diesem fränkisch-austrasischen Könige wirklich ein Herzog Theodo in Baioarien gelebt habe, — was auch die nachfolgende Erörterung überzeugend darthun wird. — Arnold Graf von Vohburg, Mönch zu St. Emeram in Regensburg, ein Schriftsteller des zehnten und anfangs eilften Jahrhunderts, hat in seiner, auf andere alte und bewährte Quellen des achten Jahrhunderts gegründeten Lebensbeschreibung des h. Emerams, wie auch aus andern alten Membranen seines Stiftes, zu der schon oben angeführten Reihenfolge auch noch folgende Baioarenherzoge überliefert: Dioto, Theodo, Diotbert, Hukbert, Odilo; und beym zweyten Theodo merkt er ausdrücklich an: Item alius Theodo, sub quo clarissimus Christi confessor Ruotbertus cum aliis Dei Servitoribus Juvaviam devenit *). Die hier genannten Herzoge werden von den Geschichtsforschern an die vorher erwiesenen unmittelbar angeschlossen, so daß man insgemein annimmt, Garibald II. habe bis zum Jahre 649 und Theodo I. bis zum Jahre 680 den herzoglichen Anbacht in Bajoarien geführt, worauf Theodo II. bis zum Jahre 717 gefolgt ist, welcher aber schon zu Anfang des achten Jahrhunderts mit seinen drey Söhnen, Theodebert, Grimoald und Theodoald, die Landesverwaltung getheilt hat. Die herzogliche Würde Theodo des Zweyten in Baioarien fällt also gerade in die Regierungsepoche K. Childebert III. (J. 695 — 711), und der oben erwiesenen unmittelbaren Reihenfolge der ersten baioarischen Herzoge zu Folge ist nun klar, daß dieser Theodo der Zweyte und kein anderer in der Vita primogenia gemeint, und daß er es sey, welcher den h. Rudbert nach Baioarien gerufen, und reich beschenkt habe. So stellen auswärtige Urkunden die Sache dar. Die einheimischen Quellen, die ältesten Membranen des salzburgischen Erzstiftes, und gerade die von den Oberhirten Virgil und Arno ex professo aus dem Munde bejahrter Männer, welche den h Rudbert noch gekannt hatten, geschöpften Berichte führen uns ebenfalls nur auf Herzog Theodo den Zweyten und nicht weiter hinauf! — In den vom Bischofe Virgil aufgezeichneten Notizen wird die Reihenfolge der baioarischen Herzoge wortdeutlich folgender-

*) Canis. Lect. antiq. T. III. P. I. p. 105.

maßen versichert: »Primo igitur Theodo Dux Baioariorum beato Rudberto episcopo praedicante de paganitate ad christianitatem conversus et ab eodem episcopo baptizatus. — Interea vero infirmabatur Theodo, commendavitque *filio* suo *Theodeberto* Ducatum Bavariae. — *Hucbertus* Dux, *filius et successor Theodeberti Ducis.*« Nicht anders spricht der Erzbischof Arno in seinen Berichten: »Primum quidem tradidit *Theodo Dux* domino Hrodberto. — Succedente vero *filio ejus Theodeberto* Duce. — *Successor* namque *filius Hucbertus Dux.* — Post hunc existit *Otilo Dux.* — Post hunc vero successit filius ejus *Tassilo* Dux.« — Mit diesen Angaben ganz genau übereinstimmend, liefert auch das uralte Todtenbuch des Stiftes St. Peter einen ganz schlagenden Beweis. Bey Hochstiften und Klöstern wurde ehedem das Andenken an die Gründer und Wohlthäter durch das Einschreiben der Namen derselben in die Todtenbücher oder Nekrologien an ihren Sterbetagen dankbar verewigt. Nun enthält, in Uebereinstimmung mit dem Congestum Arnonis, das St. Peter Todtenbuch nur die Landesherzoge Theodo, Theodebert, Grimoald, Theobald, Hucbert, Otilo und Tassilo, und von den fränkisch-austrasischen Königen werden nur genannt Charlus (wahrscheinlich Martellus) und Pippinus. Müßte nun die Gründung des Klosters St. Peter durch den h. Rudbert über Theodo den Zweyten, welcher zum Sohn und Nachfolger den Theodebert gehabt hatte, hinaufgerückt werden: so wären die eigentlichen Gründer mit ihren Nachfolgern gewiß auch in diesem Nekrologium eingeschrieben worden. In welchem Jahre Bischof Virgil seine Notizen aufgezeichnet habe, ist mit Gewißheit nicht bekannt; genug! Virgil lebte zu Salzburg ungefähr vom Jahre 742 bis 784. Zu seiner Zeit lebten zu Salzburg noch Männer, welche St. Rudberten persönlich gekannt hatten, Männer von funfzig bis siebzig Jahren. Auch wie Arno schon den Oberhirtenstab führte, lebten noch einige derselben in einem hohen Alter von achtzig bis neunzig Jahren (viri valde senes et veraces); es lebten noch die meisten Schüler der auch schon verstorbenen Gleichzeitigen des h. Rudbert. Und wie Virgil und Arno diese Männer alle, geistlichen und weltlichen Standes über St. Rudbert und über die Gründung des bischöflichen Stuhles, der Klöster zu St. Peter, auf dem Nonnenberge und im Pongaue befragten, wußten sie ihnen, von dem gegenwärtigen Landesherzoge die vorhergegangenen rückwärts verfolgend, keinen älteren, als Theodo den Zweyten, zu benennen, der St. Rudbert berufen und reichlich beschenkt habe. Virgil und Arno führen in ihren Aufzeich-

nungen die Namen der von ihnen befragten Männer einzeln an, aus deren Vergleichung sich Folgendes ergibt. Die meisten Namen, sowohl der Laien als der Kleriker, treffen buchstäblich zusammen, so daß alle damit bezeichneten Männer auch zur Zeit Arno's noch am Leben gewesen, und so wie von Virgil, also auch von ihm befragt worden sind; oder Arno hat die Namen derselben zum Theil aus Virgil's Notizen in seinem Congestum wiederholt. Wenn man die Nachrichten der einzelnen Schenkungen in diesem Congestum Arnonis mit den Namen der befragten Zeugen vergleicht: so läßt sich bey vielen genau nachweisen, wann diese Schenkungen geschehen, und unter welchem Herzoge die genannten Zeugen aufgetreten waren, woraus auf ihr höheres und dem h. Rudbert gleichzeitiges Jugendalter mit Zuversicht geschlossen werden kann. Als zu seiner Zeit noch lebende Zeitgenossen des h. Rudbert bezeichnet Bischof Virgil namentlich die Geistlichen Chunlald, Maternus, Dignolus, Johannes und den hochedeln Mann und Sohn eines alten Priesters Isenhard. Von diesen lebten Maternus und Dignolus noch zu Arno's Zeit Latinus, Reginbert und Heimo kommen in beyden Verzeichnissen der befragten Zeugen vor; waren aber zu Virgil's Zeiten schon Männer von einem solchen Alter, in welchem sie als Glaubensverkündiger unter die Karentanerslaven vom Bischofe Virgil gesendet werden konnten. Mit Zustimmung Herzogs Theodo des Zweyten sollen zwey Brüder, Tonagan und Urso, alle ihre Besitzungen bey Bischofhofen im Pongaue dem h. Rudbert geschenkt, und auch ihre beyden Neffen Dulcissimus (Zissimus) und Wermhar (Wernhar) zu künftigen Mönchen und Priestern auf St. Peters Altar zu Salzburg geopfert (commendarunt eos ad discendum et ad tondendum, — ad literas discendas et officium Dei), welche den h. Rudbert also selbst noch gekannt und mit ihm gesprochen hatten (coeperunt rogare dominum Hrodbertum). Unter Bischof Virgil, mit welchem sie der Besitzungen im Pongaue wegen Streitigkeiten erhoben hatten, waren beyde noch am Leben; und Dulzissimus lebte noch unter Erzbischof Arno zu Salzburg. Die letzteren baioarischen Herzoge betreffend, stimmen also die einheimischen Aufschreibungen am salzburgischen Hochstifte mit anderen baioarischen Verzeichnissen des Stiftes St. Emeram, wie auch mit den fränkischen Annalen nicht nur auf das genaueste überein; sondern sie führen uns auch sogar auf den nämlichen Herzog Theodo II., und gerade durch die am salzburgischen Erzstifte einheimische Tradition und durch die schriftlich aufgenommenen Aussagen von Männern aus zwey

Generationen, jener nämlich, die St. Rudbert selbst noch gekannt hatten (Discipuli S. Rudberti, viri valde senes), und der Schüler der Zeitgenossen St. Rudbert's (Juniorum filioli, — qui haec a Senioribus audierunt) zurück. Der erste Beginn der Ueberlieferung von St. Rudbert's Leben und Wirken am salzburgischen Hochstifte ist also durch Virgil und Arno schriftlich für alle Zukunft befestigt worden, und somit liegt die Reihenfolge sowohl der früheren als späteren Baioarenherzoge aus kritisch-erprobten Geschichtsquellen klar vor Augen. — Das sind positive und schlagende Beweise, welche durch negative Schlüsse, auch durch positive, aber aus trüben und kritisch verwerflichen Dokumenten des eilften und dreyzehnten Jahrhunderts durchaus nicht mehr entkräftet werden können. Dadurch wird aber auch die wahre Zeitepoche des h. Rudbert's unumstößlich festgesetzt: Rudbert ist nämlich vom Herzog Theodo II. ungefähr im Jahre 696 nach Baioarien gerufen worden und dahin gekommen!

Nun haben wir nur noch über das Todesjahr des h. Rudbert einige Worte zu sprechen. — Wir finden hierüber nur zwey ganz bestimmte Daten. Die von Heinrich Pertz herausgegebenen und in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts verfaßten Annales Salisburgenses sagen beym Jahre 628: Transitus S. Ruoberti*). Die breves notitiae über die Gründung der salzburgischen Erzkirche, welche im eilften Jahrhunderte sind zusammengestellt worden, aber die wichtigen Aufzeichnungen des Bischofs Virgil in sich aufgenommen haben, versichern wirklich, daß St. Rudbert dem Herzog Theodo II. überlebt, und unter dessen Nachfolger, den Herzog Theodebert, noch das Oberhirtenamt geführt, also im Jahre 718 noch gelebt habe; was sich auch aus dem Congestum Arnonis, jedoch nicht so ausdrücklich, entnehmen läßt. Auf das in den Salzburger Annalen bezeichnete Jahr 628 kann zu Folge unserer obigen Erörterung und als, im Widerspruche mit Virgil's und Arno's Ausschreibungen, ganz falsch, keine Rücksicht weiter mehr genommen werden. — Als Rudbert's Sterbetag wird in der Vita primogenia bezeichnet der Dies resurrectionis Domini nostri Jesu Christi. In den ältesten Kalendern und Martyrologien des salzburgischen Hochstiftes aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte ist dem 27. März oder VI. kal. Aprilis als unwandelbare Festerinnerung beygesetzt: Resurrectio Dom. Nostr. Jesu Christi. Depositio S. Ruodberti; ungeachtet der Ostersonntag, als wandelbares Fest, auch noch an verschiedenen anderen Tagen

---

*) Heinr. Pertz Monum. Germ. Tom. I. p. 89.

angezeigt ist. Eben dieß bemerkt man auch in den ältesten Kalendern und Todtenbüchern an vielen anderen Hochstiften und Klöstern, und dieß als natürliche Folge des uralten Glaubens, oder der Ueberzeugung, daß Jesus Christus am 25. März gestorben, dieser Tag also als Dies crucifixionis ausgezeichnet, und am 27. März vom Tode wieder auferstanden sey, weßhalb dieser Tag auch unwandelbar Dies resurrectionis D. N. J. C. hieß; welcher Beysatz aber auch jeden Sonntag des kirchlichen Jahres insgemein bezeichnete. Man kann demnach unter dem Dies resurrectionis in der Vita primogenia verstehen jeden Sonntag des christlichen Jahres, jeden 27 März eines jeden Jahres im sechsten, siebenten und achten Jahrhunderte, endlich auch den Ostersonntag desjenigen Jahres, in welchem dieser Festtag auf den 27. März gefallen ist, was wirklich in den Jahren 533, 554, 623, 628, 707, 718 und 779 Statt gehabt hat. Die übrigens so bestimmt scheinende Angabe, der h. Rudbert sey in Die resurrectionis D. N. J. C. gestorben, läßt uns also doch sehr zweifelhaft, welcher Tag und folglich welches Jahr darunter zu verstehen sey? Schon lange vor dem zwölften Jahrhunderte hat man St. Rudbert's Sterbetag in Salzburg am 27. März gefeyert; und der Discipulus S. Eberhardi hat diesen Tag auch zugleich für einen Ostersonntag genommen, weil er zu seiner Zeit J. 1186 in einem Dokumente die nähere Bezeichnung der Todeszeit St. Rudbert's: Sic suum contingit Phase sacro, gefunden hatte; und die Annales Salisburgenses aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts scheinen auch den Ostersonntag für St. Rudbert's Sterbetag gehalten zu haben, weil sie das Todesjahr 628 angeben, in welchem der Ostersonntag auf den 27. März gefallen ist *). Dieses letztere Zeugniß macht auch wirklich den Ostersonntag als St. Rudbert's Sterbetag wahrscheinlich, und zwar im Jahre 718, in welchem das Fest der Auferstehung auf den 27. März gefallen war, und zu welcher Zeit schon Theodebert, nach seines alten Vaters, Theodo II., Tod, den herzoglichen Ambacht über Baioarien geführt, und bey Gründung des Jungfrauenklosters auf dem Nonnberge den heil. Rudbert ansehnlich beschenkt hatte. — Nach dieser neuen Prüfung und Revision bewährt sich also die Ansicht der gelehrten Forscher Mabillon und Hansiz als die einzig richtige: Der h. Rudbert sey am 27 März 718 zu Salzburg gestorben!

Zum Schlusse bemerken wir noch Folgendes. Es scheint,

---

*) Juvavia. Abhandlung, p. 101 (a). Monum. Germ. H. Pertz. T. I. p. 89.

daß doch der Verfasser der Vita primogenia durch die zu einfache Bestimmung: Tempore Hildeberti regis Francorum, wider seinen Willen zur großen Verwirrung in der Chronologie die erste Veranlassung gegeben habe. Schon im eilften Jahrhunderte hat eine Salzburger Chronik diese Angabe falsch aufgefaßt, auf Childebert II. ausgelegt, und daher das Todesjahr St. Rudbert's auf das Jahr 628 angesetzt. Dieser Irrthum wurde schnell, und im zwölften Jahrhunderte allgemein befestigt durch einen ungenannten Chronisten am Hochstifte im Jahre 1129, durch Magister Rudolphus im Jahre 1165 und am allermeisten durch den Schüler des Erzbischofs Eberhard im Jahre 1186. Wie wenigen Chronisten war wohl das kostbare Dokument des Alterthums, Arnon's Congestum, zugänglich? Alle eben genannten hatten es nie gesehen und durchgelesen: sonst würden sie nicht Vermuthungen brauchen, und keiner derselben hätte über Theodo den Zweyten, den Vater Theodebert's, hinaufgehen können. Für so ganz unwissend und ungeschickt kann man sie aber doch nicht halten, daß sie nicht im Stande gewesen wären, auch nur bey einer oberflächlichen Durchsicht des Congestum die einfache Bestimmung in der Vita primogenia vollkommen und klar zu ergänzen. Leider haben dann alle späteren Chronisten diesen Angaben des eilften und zwölften Jahrhunderts nachgeschrieben; ja einige derselben haben es, in Folge dieser Angaben, sogar gewagt, die einfacheren Chroniken mit ganz falschen, den h. Rudbert betreffenden Einschiebseln zu interpoliren, und baioarische Herzoge, die niemals existirt hatten, zu erdichten. Und solchen Berichten aus dem zwölften, dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte, aus der eigentlichen Zeit der Unwissenheit, Leichtgläubigkeit und der frommen Betrügereyen, soll man kritisch-erprobte, um Jahrhunderte ältere und gleichzeitige Dokumente von Gregor von Tours bis auf den ungenannten Dichter des eilften Jahrhunderts nachsetzen, und jenen mehr Glauben als diesen schenken? — Jedoch man beruft sich auf die beym Hochstifte uralte Tradition, aus welcher auch Chronisten des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts die reine Wahrheit haben schöpfen können. — Aber eben die genannten Chronisten, der vom Jahre 1129, Magister Rudolphus und der Discipulus S. Eberhardi, wußten zu ihrer Zeit nichts von einer, des h. Rudbert's Leben und Wirken bestimmt betreffenden mündlichen Ueberlieferung am salzburgischen Hochstifte. Im Gegentheile versichert der Discipulus ausdrücklich: Numerum annorum a transitu S. Rudperti *definite* scriptum non reperimus, *conjectura* tamen (also schwieg die mündliche Ueberlieferung hierüber damals ganz!) horum potest fieri ex consi-

deratione temporum, in quibus fuisse legitur! Aus Mangel also aller ihnen vorliegenden, mündlichen und schriftlichen historisch-chronologischen Bestimmtheit mußten sich alle bemühen, durch Scharfsinn und Vermuthung die wahre Chronologie zu kombiniren; durch welche Operation sie leider auf Childebert II., ja gar auf Childebert I. verfallen sind. Erst diese erkünstelten, falschen Ansichten sind dann im Laufe der Jahrhunderte zur mündlichen Tradition am Hochstifte geworden; und diese trübe Quelle ist es, worauf man sich beruft; während die einzig wahre und frühzeitig schon schriftlich befestigte Ueberlieferung im Congestum Arnonis enthalten war, ungekannt und ungenützt aber bis auf Mabillon und Hansitz im Dunkel der hochstiftischen Archivsgewölbe moderte!

Und nun scheiden wir von diesen drey Bänden der kirchlichen Topographie mit dem herzlichsten Wunsche, die fleißigen und kenntnißreichen Herrn Verfasser und die bisherigen hohen Gönner dieses Werkes möchten nicht ermüden, und vereint bald wieder einige neue Bände, und darin die urkundlich belegten Geschichten der Stifte, vorzüglich von Kremsmünster, Mondsee, St. Florian, Steiergarsten und Göttweig zu Tage fördern. N.

Art. VI. Ueber Werden und Wirken der Literatur. Von Dr. Ludwig Wachler. Breslau, 1829. Verlag von J. D. Grusen und Komp. 8.

Wenn die angezeigte Schrift gleich nur der Seitenzahl nach von geringem Umfange ist, so verdient sie darum nicht minder in genauere Betrachtung gezogen zu werden; indem einer unserer geschätztesten Literatoren darin seine Ansichten über das wissenschaftliche Streben unserer Zeit, und die Hoffnungen, zu welchen dasselbe für die Zukunft berechtige, niedergelegt hat. Je tröstlicher und erfreulicher aber die Hoffnungen sind, welche der Verfasser ausspricht, und gleich zu Anfang seiner Schrift durch das aus Göthe gewählte Motto:

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist
Ewigen Lebens ahnungsvoll.

ankündiget: um desto mehr fordern sie zu einer sorgfältigeren Prüfung auf; weil eine solche allein sie bestätigen, oder die Täuschung einer unbegründeten Zuversicht beseitigen kann.

Der Verf. beginnt mit der Bemerkung, daß in den gesellschaftlichen Verhältnissen überall Selbstsucht vorwalte. Be-

stimmter und richtiger würde er in Beziehung zu den nachfolgenden Ideen sich ausgedrückt haben, wenn er statt der Selbstsucht jene geistige Flachheit bezeichnet hätte, welcher die ernste Frage über die Bedeutung des Lebens fremd bleibt. »Auf die Frage aber: was soll das menschliche Treiben, Thun und Streben? gibt es nur eine zufriedenstellende Antwort: alles, was mit sittlichwachem Bewußtseyn gewollt, erstrebt und unternommen wird, bezweckt die Erlösung des Menschen aus den Banden der Thierheit durch die Macht des Geistes, damit er inne und froh werde der ihm verliehenen Ausstattung mit höheren Kräften, sich achten lerne in vernünftiger Selbstliebe, und Hoffnung gewinne und Glauben, welche Schutzengel ihn durchs Leben geleiten, Freudigkeit geben zum Ertragen der Lasten und Beschwerden, und Festigkeit im Ersehnen und Würdigen der Genüsse desselben.«

Was nun der Verf. als höchste Bestimmung und letzte Aufgabe des Lebens angibt, ist, wie er richtig bemerkt, zugleich das Ziel für das Handeln in der Literatur, dem Spiegel und Ausdruck des geistigen Lebens. »Alle Literatur aber,« fährt er fort, »keimt aus dem Schooße des Volkes hervor, aus dem dunkel oder klar erkannten Bedürfnisse gesellschaftlicher Sittigung, aus dem Bestreben, auf die Vorstellungen und den Willen der Menge geistig einzuwirken; sie ist das Erzeugniß Einzelner, welche durch wundersames Selbstgefühl der höheren menschlichen Vermögen geweckt und erstarkt, im Bewußtseyn ihrer Ueberlegenheit, das Recht und den Beruf, die geistig Unmündigen zu leiten und zu erziehen, in Anspruch nehmen und geltend machen.«

Der Verf. zeichnet darauf den Einfluß eines solchen Wirkens von den ersten Zeiten der beginnenden Kultur bis auf die unsrigen in allgemeinen und meist glücklichen Zügen; nur daß er auch hier den Leser häufig Richtigkeit und sorgfältige Bestimmtheit des Ausdrucks vermissen läßt.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen zieht der Verfasser den gegenwärtigen Zustand unserer Literatur selbst in nähere Betrachtung, und berechnet zuerst »die Empfänglichkeit für geistige Nahrung und die Verbreitung und Sicherstellung der Theilnahme am geistigen Leben und Streben;« dann aber den Werth desjenigen, was in jedem einzelnen Zweige der Literatur bis jetzt geleistet worden sey, und was für die Zukunft noch zu hoffen und zu erwarten stehe.

Als Basis ersterer Berechnung wird der gegenwärtige Flor der Journalistik angenommen, und durch eine Tabelle über die Anzahl der bestehenden Journale aus Balbi (Revue encyclopédique, Tom. 37, p. 593) unterstützt, welcher zu Folge allein

auf Deutschland und die dazu gezogenen Länder nicht weniger als 673 Zeitschriften kommen!

Daß die Journalistik ein giltiger Maßstab für schriftstellerische Betriebsamkeit und für die rege Theilnahme an den Bestrebungen literarischen Wirkens sey, kann nicht geläugnet werden. Wohl aber kann man die Frage aufwerfen: ob dieser Flor der Journalistik für einen Beweis des Flors unserer Literatur gelten könne, und für das künftige Gedeihen derselben zu so frohen Erwartungen berechtige, wie der Verfasser gegenwärtiger Schrift sie ausspricht? oder ob nicht eben die Journalistik jenem Gedeihen der Literatur bereits entschiedenen Nachtheil gebracht habe, noch wesentlicheren für die Zukunft drohe, und alle sanguinischen Hoffnungen in dieser Hinsicht geradezu niederschlage?

Hier, als Stoff zu weiterer Prüfung, nur einige Andeutungen zur Beantwortung dieser Fragen, die es vor vielen andern verdienten, von einem philosophischen Literator zum Gegenstande einer die kleinsten Details berücksichtigenden und belegenden Untersuchung gemacht zu werden.

Zuerst muß man mehrere Klassen von Zeitschriften unterscheiden; nämlich: politische, wissenschaftliche, kritische insbesondere und belletristische, unter welcher Benennung sich alle diejenigen begreifen lassen, welche auf bloße Unterhaltung berechnet sind.

Wie man über Publicität und Preßfreyheit auch denken, und wie man auch hin und wieder überzeugt seyn mag, es sey nicht bloß wünschenswerth, sondern nothwendig zum frischen Gedeihen eines Staates, daß es jedem Redlichen und Unterrichteten frey stehe, über die Interessen desselben seine Meinung zu sagen: so wird man doch unbedingt zugeben müssen, daß es nicht minder wünschenswerth ist, nur reife Einsicht und ruhige, sich selbst fest und sicher beherrschende Mäßigung von jenem Vorrecht Gebrauch machen zu sehen. Liegt es dabey nun gleich allerdings in der Natur jener Feeyheit, daß der aufgestellten Meinung und Ansicht eine andere widersprechend entgegentrete, und ist es gleich nicht zu läugnen, daß nur auf diese Weise das Wahre und Rechte, als Resultat vielseitiger Prüfung, gewonnen werden, und seine Kraft bewähren kann: so werden doch jene ausgesprochenen Forderungen reifer Einsicht und ruhiger Mäßigung auch für diese nothwendige und in der Natur der Sache selbst liegende Opposition geltend gemacht werden müssen. Wo nun diesen Forderungen nicht Genüge geschieht, sondern dieselben vielmehr auf das gröblichste beleidigt und hintangesetzt werden: da sagt man in der That sehr wenig, wenn man bloß über Parteysucht, Aufhetzerey und leidenschaftliche Reaktionen klagt. Ein weit wichtigerer,

in die letzten Verzweigungen des geistigen und sittlichen Lebens sich erstreckender und gar nicht zu berechnender Nachtheil ist dann die Verbreitung jener anmaßenden Flachheit, jener leidenschaftlichen Aufgeregtheit, jenes gegen etwas nicht sicher Erkanntes, und darum auf Fremdartiges, und zuletzt auf alles übertragenen Unmuthes, die zu den charakteristischen Zeichen unserer Zeit gehören, und die durch politische Journale mehr als auf jede andere Weise verbreitet werden: indem diese, den weitesten und buntesten Lesekreis zählend, und mit den jeden Einzelnen berührenden Interessen der Gegenwart sich beschäftigend, mehr als jedes andere Vehikel geistiger Mittheilung geeignet sind, eine fühlbare Wirkung hervorzubringen. Wer aber möchte läugnen, daß die politische Journalistik unserer Tage den ihr gemachten Vorwurf im Allgemeinen nur allzusehr rechtfertige; daß sie der eigentliche Tummelplatz der leidenschaftlichsten Partenlichkeit sey; daß in ihr die unversöhnlichsten Widersprüche wild durch einander gähren: daß sie überall mehr zu verwirren, als zu lösen; mehr aufzuregen, als zu besänftigen; und mehr zu äffen, als gründlich zu belehren bemüht sey; und daß sie sich zu diesem Zwecke der niedrigsten, wie der abgedroschensten Kunstgriffe bediene, und vor allem auf die unverantwortlichste Weise die Geschichte mißbrauche: da doch jedes gesunde Raisonnement in der Politik nur in unbefangener historischer Forschung eine sichere Grundlage finden, und die richtige Ansichk nur auf dieser Grundlage aufgebaut und geltend gemacht werden kann.

Wohl ist die öffentliche Meinung die Seele alles Volkslebens, indem ein Volk durch sie allein sich geistig stark und regsam fühlt, und aufhört, eine moles iners zu seyn; wohl ist sie jedem Volke der festeste Damm gegen Willkür und gewaltthätige Unterdrückung, Bürgschaft seiner Selbstständigkeit und seiner Wohlfahrt: denn sie ist, in der besten und richtigsten Bedeutung, Gesammtwille und Gesammtkraft. Das alles aber ist und leistet sie nur dann, wenn sie den Strich des Wahren und Rechten hält; wenn sie von einem richtigen Erkennen gebildet, von besonnener Mäßigung und leidenschaftsloser Unpartenlichkeit gelenkt und geleitet wird. Wo daher die Worthalter der öffentlichen Meinung diese Eigenschaften verläugnen, und die Organe derselben, von welcher Partey und in welchem Sinne es immer sey, zum Behuf eigensüchtiger Zwecke mißbraucht werden: da führen sie nicht zur Eintracht, sondern zur Verwirrung; nicht zur Stärke, sondern zur Schwäche: da machen sie die öffentliche Meinung erst zum vielgestaltigen und zuletzt zum gestaltlosen, rastlos gegen sich selbst wüthenden Ungeheuer: da endlich kann die Gierde, mit welcher tausend politische Tageblätter von Tausenden ver-

schlungen werden, wohl als Beweis fieberhafter Aufgeregtheit, aber nicht als Bürgschaft eines künftigen gesunden Gedeihens des Volkslebens und der Literatur betrachtet werden.

Ein erfreulicheres Resultat bieten die streng wissenschaftlichen Journale. Ihre Unentbehrlichkeit, und der Nutzen, welchen sie den Wissenschaften gebracht haben, liegen offen vor. Ein großer Theil der Gelehrsamkeit unserer Zeit ist in diesen Depositorien aufbewahrt, und manche anspruchlose Abhandlung enthält mehr Neues, und läßt uns einen tieferen Blick in das Innerste der Wissenschaft thun, als bändereiche Werke. Der Werth dieser Journale ist übrigens abhängig von dem Zustande und den Fortschritten jeder einzelnen Wissenschaft: im Allgemeinen aber darf behauptet werden, daß der Ueberfluß — für manche Wissenschaft lassen sich zehn und mehr Zeitschriften berechnen, während, wie die Mortalität der letzteren beweist, eine oder zwey für das Bedürfniß vollkommen hinreichend wären — auch hier nicht als Bürgschaft des Gedeihens angesehen werden dürfe, und zur Versplitterung von Zeit, Geld und Kräften führe. Ohne der gehässigen Polemik zu erwähnen, die einige streng wissenschaftliche Journale recht con amore treiben, muß noch in Rechnung gebracht werden, daß wo man immer in Behandlung einer Wissenschaft auf Abwege gerathen ist, eine zu weit sich ausbreitende Journalistik, trotz des Umstandes, daß sie nächste Gelegenheit zum Widerspruch darbietet, das rasche Fortschreiten auf solchen Abwegen darum nicht minder begünstigt.

Die Kritik hat um die deutsche Literatur unbestreitbare Verdienste; denn sie hat dieselbe nicht nur groß gezogen, sondern in gewissem Sinne geschaffen. Kritik und Polemik waren die beyden Säugammen unserer Literatur. Mehr als eine gute und schwache Seite der letzteren läßt sich nur aus diesem Umstande erklären. Der schlimmste Vorwurf, welcher sich der deutschen Kritik machen läßt, ist dieser, daß sie so wenig mit sich selbst einig ist, und darum in sich selbst so wenig Bestand hat. Sie gemahnt Ref.'n fast wie ein Hofmeister, der einen reichen Schatz von Kenntnissen und gutem Willen besitzt, und seinem Zögling alle möglichen Kenntnisse und Vollkommenheiten anbilden möchte; heute diese, morgen jene; heute auf diese, morgen auf jene Weise; der aber morgen wieder einreißt, was er heute gebaut hat, und dabey jenen mehr verwirrt als fördert. Daß der Widerspruch, daß die sich überall bekämpfenden Gegensätze und Gegenwirkungen die Einseitigkeit, das Erstarren in einer bestimmten Form, in einem bestimmten Systeme entferne, darf hier nicht geltend gemacht werden. Nur ein ewiges Schwanken und Schweben, ein Ueberspringen von einem Entgegengesetzten zum andern,

hat dieser Gegenkampf erzeugt: während der Widerspruch sich nur gegen das richten sollte, was unvereinbar ist mit dem wahren Geiste einer Kunst oder Wissenschaft, und mit einer bestimmten, der Eigenthümlichkeit des Volkes, welches sie kultivirt, entsprechenden Form ihrer Ausbildung, welche Form denn freylich bey Völkern, deren Literatur unter günstigeren Auspizien, als die unsrige, sich ausbildete, durch das Volksleben selbst etwas Gegebenes war.

Ein zweyter Vorwurf trifft die Einrichtung unserer kritischen Journale, die — wenige ausgenommen — eine durchaus fehlerhafte ist. Die letzte Aufgabe der Kritik ist es, den Gang der Ausbildung einer Wissenschaft im Allgemeinen zu leiten. Sie wird sich also zunächst mit solchen Werken beschäftigen müssen, welche geeignet sind, auf diesen Gang im Großen vortheilhaft oder nachtheilig einzuwirken; sie wird aber in diesem Falle eine möglichst erschöpfende, und ihren Vorwurf mit ausführlicher Gründlichkeit ins Detail verfolgende, und ihn von mehr als einer Seite betrachtende seyn müssen.

Aus dieser Ansicht ergibt sich von selbst, warum die Einrichtung unserer kritischen Zeitschriften eine durchaus fehlerhafte genannt werden darf Denn wenn einige wenige die eben ausgesprochene Forderung zum Zielpunkte genommen, und im Einzelnen in der That viel Vorzügliches geleistet haben: so bleibt noch immer die Frage übrig, ob sie jener Forderung überhaupt genügen können, so lange sie, wie sie es thun, das ganze Gebiet der Literatur zu umfassen streben. Denn wo bliebe einer solchen Zeitschrift Raum für die wichtigsten Erscheinungen aus jedem Fache der Literatur, die eine sorgfältige Prüfung erheischen? und wo will sie für jedes Fach tüchtige und zuverläßige Mitarbeiter hernehmen? — Von jenen kritischen Instituten aber, die Erscheinungen, welche geeignet sind, auf eine Wissenschaft bedeutenden Einfluß auszuüben — einen vortheilhaften oder nachtheiligen, gilt hier gleich viel — mit ein paar Oktav- oder Quartseiten abfertigen, und so abfertigen müssen, wenn sie aus jedem Fache eine erkleckliche Anzahl guter und schlechter Artikel einscheuern wollen — von jenen sagt man das Gelindeste, wenn man behauptet, daß sie, trotz einzelner gediegener Beurtheilungen, im Ganzen doch nur sehr wenig dazu beytragen, die Wissenschaften zu fördern.

Darum muß unsere ganze kritische Journalistik eine ganz andere Gestalt und einen neuen Umschwung gewinnen, ehe von dieser Seite her für das Gedeihen der Literatur etwas erwartet werden kann. Theilung in mehrere, den einzelnen Wissenschaften gewidmete, selbstständige Institute — denn nichts dürften diese

weniger seyn, als Polypenglieder einer großen merkantilisch-literarischen Spekulation — ist die erste Bedingung, wenn jener oben ausgesprochenen Forderung ausführlicher und gründlicher Prüfung Genüge geleistet werden soll. Denn nur so wird es möglich seyn, aus Vielen die Tüchtigsten in jedem Fache in ganz Deutschland durch die Rücksicht auf das Interesse der Wissenschaft, auf Ehre und Vortheil zu einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken zu verbinden; nur so wird die Kritik im Stande seyn, dem Guten entschiedene Anerkennung zu verschaffen, das Nachtheil drohende mit Nachdruck zurückzuweisen, und — was sie seyn soll — für die Wissenschaft feste Grundlage, fester Anhaltspunkt, sichere Führerin und Lehrerin zu werden.

Es wäre überflüssig, das ganze Sündenregister unserer belletristischen Zeitschriften aufzuzählen. Die Klagen darüber sind oft und laut genug wiederholt worden. Wären jene auch um vieles besser, als sie sind: so würden sie schon dadurch, daß sie möglichst viel Buntes zu geben suchen, und geben müssen, den Geist jeder ernsteren Lektüre entfremden, und die Kraft dazu abspannen. Als ein ganz unberechenbarer aber erscheint der Nachtheil, welchen sie bringen, wenn man erwägt, daß es größtentheils die Unmündigen im Geiste sind, welche an dieser losen Speise sich erlaben, und sie um so zuversichtlicher für gesunde Nahrung nehmen, je zuversichtlicher sie ihnen geboten wird. Ueberdieß, welche verkehrte Tendenz hätte sich in unserer Poesie in den letzten Decennien gezeigt, die durch dieses Vehikel sich nicht mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet und geltend gemacht hätte. Auch muß noch in Anschlag gebracht werden, daß diese Tageblätter eine Unzahl unberufener Schriftsteller und respektive Schriftstellerinnen heranziehen, die, wenn ihnen nicht dieser leichte Zugang zur literarischen Laufbahn offen stünde, zu ihrem eigenen Nutz und Frommen ruhig bey ihrem Nepos oder bey ihrem Strickstrumpf sitzen geblieben wären. Wie schwer dieser Nachtheil ins Gewicht falle, läßt sich nur schätzen, wenn man bedenkt, daß die Herausgeber belletristischer Journale gegen einen halb brauchbaren Aufsatz immer zehn gänzlich unbrauchbare zurückweisen müssen. Eben so wird mancher gute Kopf, der bey dem Streben nach einer soliden Ausbildung etwas Besseres zu leisten im Stande gewesen wäre, an diese gehaltlose Schriftstellerey gewöhnt, und von jenem mühevolleren, aber erfolgreicheren Streben abgehalten.

Als die krankhafteste Seite unserer belletristischen Journalistik erscheint aber jene Notizenschreiberey, die bey den meisten derselben einen stehenden Artikel ausmacht. Gibt es gleich auch hier, wie überall, einige rühmliche Ausnahmen: so sind doch

jene Winkelschulen der Kritik eines von den verderblichsten Uebeln, womit unsere Literatur behaftet ist; der wahre Tummelplatz flacher Frivolität und geistesarmer Arroganz. Auch auf diese Weise geht mancher bessere Kopf verloren, der wenig bedenkt, wie viel er bey einem solchen Treiben sich selbst schade, und wie er mehr sich selbst als andere entehre; am schädlichsten aber werden diese Blätter dadurch, daß eben durch sie der Geist anmaßender Flachheit und zuversichtlichen Absprechens unter den Schwachen am meisten verbreitet wird, bey welchen dieser Einfluß dann nicht rücksichtlich der geistigen Bildung allein, sondern auch in andern Beziehungen des Lebens fühlbar wird.

Betrachtet man nun die Journalistik unserer Zeit aus den angegebenen Gesichtspunkten: so wird man sich schwerlich versucht finden, mit dem Verfasser der in Rede stehenden Schrift in ihr eine Bürgschaft für den steigenden Flor unserer Literatur zu sehen. Es ist hier nicht von Verirrungen die Rede, welche die bestehende oder künftige Generation leicht als solche erkennt, und von welchen sie sich darum auch leicht wieder zurecht findet: es ist die Rede von leidenschaftlicher Verworrenheit, schwankender Haltungslosigkeit, kecker Anmaßung, und sich, wie andere, verkennender Flachheit. Das Gute, was hier im Einzelnen geleistet wird, vermag der Masse des Schlechten und Verderblichen kaum das Gleichgewicht zu halten; nur um so weniger, da es mit jenen Uebeln, wenn sie einmal bis auf eine gewisse Ausdehnung Raum gegriffen haben, nicht leicht besser, sondern in der Regel fortwährend schlimmer wird; denn es sind gerade diejenigen, die sich am leichtesten mittheilen, die fortschreitend sich selbst überbieten, die am raschesten wie am entscheidendsten auf das Leben, und durch dieses wieder auf die Literatur zurückwirken, und die zuletzt nicht nur alle Neigung zu dem Besseren, sondern auch alle Empfänglichkeit für dieses, und alle Kraft, es zu erfassen, ersticken!

Einen andern Grund, für den künftigen Flor unserer Literatur das Beste zu hoffen, findet der Verf. in den bisherigen Leistungen derselben, die er in einer gedrängten, die einzelnen Fächer des Wissens umfassenden Uebersicht hervorhebt. Hier zuerst eine Bemerkung im Allgemeinen.

Ueber den Standpunkt einer jeden Wissenschaft kann nur von demjenigen ein sicheres Urtheil erwartet werden, der nicht nur in das Innerste derselben eingedrungen, sondern auch mit allen Veränderungen, welche sie in jedem Stadium ihrer Ausbildung erfahren hat, bis ins kleinste Detail herab bekannt ist. Aber selbst in diesem Falle kann sein Urtheil irren, wenn er eine subjektive Ansicht in dasselbe hineinträgt. Wie schwer es dem zu Folge sey, in der fraglichen Beziehung ein allgemeines, alle

Fächer des menschlichen Wissens umfassendes Urtheil auszusprechen, ist an sich klar. Auch der unterrichtetste und umsichtigste Literator vermag jenen beyden Forderungen nicht nach ihrer ganzen Strenge rücksichtlich aller Zweige des Wissens zu genügen: und so dürfte denn in der That durchaus Niemand ein allgemeines Urtheil über Literatur aussprechen. Inzwischen gibt es hier einen glücklichen Takt, die Urtheile Anderer durch Vergleichung zu prüfen, eine geübte Kombinationsgabe, ein gewandtes Auffassen und Zusammenhalten der Eigenthümlichkeit einzelner Erscheinungen mit den wesentlichsten Bedingungen der Ausbildung einer Wissenschaft; es gibt sichere Haltpunkte in der Geschichte derselben und ihrer Beziehungen zum Leben, die, wenn gleich keine unbedingte, doch eine hinreichende Zuverläßigkeit des Urtheils begründen. Erste Bedingung dieser Zuverläßigkeit aber ist Entäußerung nicht nur jeder vorgefaßten Meinung, sondern selbst jedes Hinneigens zu dieser oder jener besonderen Ansicht.

Einer vorgefaßten Meinung wird den umsichtigen Literator niemand beschuldigen; wohl aber mag man sagen, daß Hr. Dr. Wachler bey Abfassung seiner Schrift nicht von allrr Befangenheit frey geblieben sey, und schärfer die Licht- als die Schattenseite seines Gegenstandes ins Auge gefaßt habe. Seine Schrift, durch die Feyer des funfzigjährigen Jubelfestes eines würdigen Freundes veranlaßt, ist nämlich in einer so gemüthlichen Stimmung geschrieben, daß sie durchaus mehr das Gepräge einer feurigen Lobrede auf die deutsche Literatur, als einer kalt und ruhig prüfenden Untersuchung angenommen hat. Unstreitig gibt dieser warme Eifer für die Ehre der deutschen Literatur dem Verf. Ansprüche auf unsere Achtung, wie auf unsere Liebe; aber nicht leicht kann der Unbefangene dadurch bestimmt werden, der allgemeinen Ansicht desselben unbedingt beyzutreten.

»Der Deutschen Verdienste um Wissenschaft,« sagt der Verf. S. 24, »sind unbestreitbar, und werden auch von eifersüchtigen, oder durch verjährte Vorurtheile lange befangenen und zur Ungerechtigkeit verstimmten Ausländern jetzt anerkannt.« Gern unterschreibt man diese Stelle, und freut sich der Anerkennung, und noch mehr der unbestreitbaren Verdienste. Auch sind diese, wenn selbst nur die ausgezeichnetsten Leistungen, nur die unbestreitbarsten Fortschritte in Rechnung gebracht werden, groß genug, um dem Genie wie dem Fleiße der deutschen Gelehrten gerechte Ansprüche auf den Dank ihrer Nation und auf die Achtung des Auslandes zu geben. Groß ist die Zahl der Arbeiter, nach allen Seiten hin verbreitet sich die Forschung. Nur bleibt dem ungeachtet die Frage übrig, ob, was wir geleistet und vor uns gebracht haben, hinreiche, um das Endresultat des Verfassers, die

Hoffnung eines noch herrlicheren Aufblühens unserer Literatur, zu rechtfertigen: oder ob nicht diese, ob nicht unsere ganze Zeit an Gebrechen leide, die, so lange sie vorhanden sind, es uns durchaus nicht erlauben, jener Hoffnung Raum zu geben, und die hier, wenn ihnen nicht mit kräftiger Anstrengung entgegengearbeitet wird, weit mehr einen rasch fortschreitenden Verfall, als ein glückliches Gedeihen erwarten lassen.

Ein solches Gebrechen aber findet sich in unserer Zeit, wie in unserer Literatur, leider! wirklich, und gibt sich allzu vielfach und allzu offenkundig zu erkennen, als daß es sich verläugnen ließe. Dies Gebrechen ist, um dem Verfasser einen Ausdruck abzuborgen, das schnell wechselnde Gedränge der Stimmführer und Schulen; die Anmaßung, mit welcher die widersprechendsten Ansichten, oft mit genialer Kühnheit aufgegriffen, oft nur von der Oberfläche geschöpft — in unbedingter Allgemeinheit sich geltend zu machen suchen; die Sucht, die widersprechendsten Formen in eine einzige zusammenzukneten, und alle Enden und Endchen zusammen zu fassen, und in eine einzige hohle Formel aufzulösen; endlich die Sucht, überall lieber zu zerstören und wegzuwerfen, als zu sondern und aufzubauen: mit einem Worte, jene Haltungslosigkeit, die nicht als Gegensatz starren Zunftzwanges und lähmender Einseitigkeit, sondern als Gegensatz alles ruhigen Forschens und besonnenen Fortschreitens erscheint; die nicht gesunde Kraft, sondern Zersplitterung der Kräfte ist, und die zuletzt überall mit Erschlaffung und Kraftlosigkeit endet.

Diese Haltungslosigkeit wird sich am Ende in der Literatur eines jeden Volkes finden, wenn die letztere einen gewissen Grad von Ausdehnung gewonnen hat, und mit der Literatur anderer Völker in nahe Berührung gekommen ist: auffallender aber wird sie überall hervortreten, wo die Literatur nicht in den Anfängen und im Fortschreiten ihrer Ausbildung im Volksleben eine sichere Basis gefunden, und auf dieser sich aufgebaut hat. Warum sie aber zu unserer Zeit überhaupt, und warum sie in Deutschland so auffallend hervortrete, davon läßt sich mehr als ein Grund angeben. Denn wie möchte die Literatur anders als haltungslos erscheinen in einer so leidenschaftlich aufgeregten Zeit, wie es die unsrige ist? Welche Einwirkungen hat diese Zeit nicht seit fünf Decennien erfahren? welche Widersprüche hat sie nicht in sich aufgenommen? wie schroff und unversöhnlich stehn sich diese nicht in ihr entgegen? und wie gar wenig ist es ihr darum gelungen, in Betreff ihrer wichtigsten Interessen zu einem sicheren Resultate zu gelangen? Was aber Deutschland insbesondere betrifft, so kommen mehrere Umstände in Berechnung. Hier soll nur gedacht werden des Einflusses der Kritik, die immer selbst

auf zu vielerley und verschiedenartigen Abwegen herumschweifte, um eine sichere Führerin abzugeben; des Einflusses der dem Deutschen vor andern Nationen eigenthümlichen Neigung, das Fremde nicht bloß kennen zu lernen und zu überschätzen, sondern es sich anzueignen, und es, wie der Versuch auch gerathe, entweder mit dem bereits Erworbenen zu verschmelzen, oder das ältere Erworbene für das neuere hinzugeben; der Einfluß der deutschen Hochschulen und Akademien, wenn auch nur die Verschiedenheit äußerer Verhältnisse, z. B. zwischen katholischen und protestantischen Universitäten, berücksichtigt werden soll; die allzugroße Gutmüthigkeit, mit welcher der Deutsche auch das Mittelmäßige und Unbedeutendere gelten läßt, und die allzugeringe Strenge, die er gegen das Schlechte richtet; endlich die schädliche Nachsicht rücksichtlich der Form und Sprache, und zehn andere Einflüsse, deren detaillirtere Anführung die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten würde.

Noch zweyer Umstände muß Erwähnung geschehen, welche solchen Hoffnungen, wie sie der Verfasser vorliegender Schrift für das Gedeihen unserer Literatur ausspricht, wenig günstig zu seyn scheinen. Einer davon ist bereits schon öfters zur Sprache gekommen: nicht so der andere; auf welchen die öffentliche Aufmerksamkeit sich bisher allzuwenig gelenkt hat.

Es wird aber durch Letzteres auf das kecke und anmaßende Vordrängen der mathematischen und physikalischen Wissenschaften im Verhältniß zu den philosophischen, philologischen und historischen hingedeutet. Dieses Mißverhältniß darf inzwischen nicht zunächst aus verkehrten literarischen Tendenzen hergeleitet, und muß nicht ausschließend nach Schulen und Meßkatalogen berechnet werden: es liegt in der Zeit, und fällt am meisten dieser zur Last. Gekommen ist uns die Anregung zu solcher Verkehrtheit von dort her, von woher uns Deutschen des Guten noch so wenig gekommen ist: wie viel dieselbe aber bereits Raum gewonnen, und wie viel Eintrag sie dem rechten Begriffe vom geistigen Leben und von der wahren Kraft eines Volkes bereits gethan habe, zeigt sich am meisten darin, daß man sie nicht als etwas Nachtheiliges, sondern als etwas die Glückseligkeit der Nation Förderndes betrachtet; eine Glückseligkeit, welche die künftigen Generationen etwas theuer bezahlen dürften. Denn wo Geist und Kraft mit entschiedener, wenn gleich anfangs nicht auffallender Präponderanz sich dem äußeren Leben zuwenden, wo das Bestreben, in diesem sich fortzuhelfen, zur wichtigsten Sorge, und die Vervollkommnung der ausschließend auf dieses gerichteten Künste und Vortheile zur wichtigsten Aufgabe wird; da muß das geistige Leben, da muß die sittliche Kraft einer Nation ver-

lieren, was bey solchem Treiben — Einzelne an barem Gelde gewinnen. Mag dann das höhere und bessere Prinzip des Lebens in der Literatur eines Volkes sich auch eine Zeit durch in seiner hehren Würde erhalten: diesem selbst wird es im Ganzen immer fremder, immer mehr zum bloßen Wort ohne lebendigen Begriff, und sein Einfluß auf dasselbe ein immer schwächerer werden; am schwächsten vielleicht gerade dann, wenn es der durch nichts anderes zu ersetzenden Kraft dieses Einflusses am meisten bedürfte. Die Rückwirkung des Lebens auf die Literatur selbst aber ist hier eine so natürliche und unvermeidliche, daß auf diesem Wege, wenn wir erst alle mechanischen, chemischen und technischen Vortheile auf den denkbarsten Grad der Vollkommenheit gebracht haben werden, außer den dieses betreffenden Formeln und Recepten, von Sinn und Kraft für Besitz und Erwerb uns wenig übrig bleiben dürfte

Ueber den schädlichen Einfluß des jetzigen deutschen Buchhandels auf die Literatur durch zahllos vermehrte Befugnisse ist schon mehrmals nachdrückliche Klage erhoben worden. Sonderbar! Man spricht nur immer von Vielschreiberey, aber kaum einmal von Bücherbestellerey durch die Buchhändler. Ein großer Theil der mittelmäßigen, nichtswerthen und schädlichen Schriften, womit Deutschland überschwemmt wird, gehört nur auf das Sündenregister der letzteren. Was dabey irgend einer verkehrten Tendenz der Zeit zusagt, findet am leichtesten Abgang, wird daher am häufigsten bestellt, und am meisten verbreitet. Dieser Posten muß zuerst und vor allen andern angesetzt werden. Mag der Nachtheil, welchen der Buchhandel der deutschen Literatur bringt, auch immerhin zu den minder bedeutenden Einwirkungen gehören, welche ihr schädlich sind; man wird ihn bedeutend genug finden, wenn man die ganze Verzweigung seines Einflusses auf Publikum und Schriftsteller verfolgen will.

* *
*

Kann man nun nach solchen Betrachtungen sich auch nur wenig geneigt finden, den gemüthlichen Hoffnungen, welche der Verf. in Betreff der deutschen Literatur ausspricht, unbedingt beyzupflichten: so wäre es darum nicht weniger thörichte Anmaßung, ihnen unbedingt zu widersprechen. Denn abgerechnet, daß günstige äußere Impulse dem geistigen Leben einen neuen Umschwung geben, und eine neue Gestaltung desselben hervorbringen können: so ist in der edlen deutschen Nation Geist und Kraft genug vorhanden, um in ihrer Literatur eine glückliche Reform zu bewerkstelligen, und jene schöne Hoffnung eines immer reicheren Aufblühens derselben zu verwirklichen. Alles wird nur

eben darauf ankommen, ob wir Entschiedenheit genug besitzen, um, was einer solchen Hoffnung entspricht, fest zu ergreifen, und beharrlich durchzuführen. In dieser Hinsicht erlaube man Ref.'n folgende Bemerkungen.

Es gibt überall nur ein einziges wirksames und vorhaltendes Mittel, dem Schlechten und Verkehrten zu begegnen: dieses, daß man das Bessere an seine Stelle setzt, und es kräftig zu fördern sucht; weil das Schlechte dann von selbst seinen Einfluß verliert, zerfällt und sich auflöst. Dieses Bessere vermag aber in der Literatur nur geschaffen zu werden, durch die vereint und gleichmäßig nach einem Ziele hinstrebende Wirksamkeit der Besten, der durch Einsicht und redlichen Willen berufenen Stimmführer. »Die Aristokratie des Geistes,« sagt der Verf. S. 12, »hat unantastbare Vorrechte.« Er hätte hinzusetzen können: unbestreitbare Vorrechte. Wohl mag manchem Volkstribun der literarischen Republik bey einer solchen Aeußerung die ganze Haut schaudern, die Tiefe seines Gemüthes von bangen Befürchtungen erbeben, und der Mund unwillkürlich weit sich öffnen, um über Zunftzwang, diktatorische Anmaßung und zu befürchtendes Erstarren in lähmender Einseitigkeit zu schreyen. Aber weder von Zunftzwang, noch von Einseitigkeit ist hier die Rede. Die Sache hat noch eine andere Seite.

In jeder Wissenschaft ist Ziel und Grenze der Forschung, so wie, aller denkbaren Verschiedenheit ungeachtet, im Wesentlichen die Form ihrer Behandlung, etwas durch die eigenthümliche Natur derselben Gegebenes. Dieses Gegebene nun — Geist und Kern der Wissenschaft — kennen zu lernen, ist Aufgabe und Streben des Forschers; es erkannt zu haben, sein guter Vollmachtsbrief, das Erkannte geltend zu machen.

Wenn aber eine ersprießliche Behandlung der Wissenschaften, wenn die Herrschaft des Besseren nur auf solche Weise zu erwarten steht: so ist es für sich selbst klar, daß dieses Ziel zunächst ins Auge gefaßt werden muß. Der Weg zu diesem Ziele ist ein bestimmt genug uns angedeuteter. Wenn nämlich Haltungslosigkeit und ungebundene, nach den entgegengesetztesten Richtungen hinstrebende Willkür, wenn Hypothesensucht, wenn die Sucht, alles auf die Spitze zu stellen, wenn die Sucht, jede halbwahre, keck aufgegriffene Ansicht zum allgemeinen Systeme zu stempeln; wenn die Sucht zu blenden, wenn endlich auf diese Weise die Versplitterung der besten Kräfte zu den Hauptübeln unserer Literatur gehören; wenn sie überall Verworrenheit zur nächsten Folge haben, und überall nichts mehr fehlt, als Maß und Begrenzung: so kann es nicht die Frage seyn, ob wir Ursache haden, diese vor allem Anderen zu suchen und zurückzuführen.

Finden wird sie aber die Forschung für jede Wissenschaft auf dem Wege historischer Behandlung, und, nicht in der Literatur allein, sondern überall, mag uns das Heil durch rechte Einsicht nur von dieser Seite kommen. Denn allem aus Mangel an Einsicht, aus Vorurtheil oder Leidenschaft verkehrt Aufgegriffenen, allem Bestandlosen, allem Ueberspannten, allem Phantastischen tritt die geschichtliche Einsicht mit ihren unbestreitbaren Resultaten, wie mit einer versteinerten Aegide, entgegen.

Darum gilt es vor andern, in jeder Wissenschaft ein allgemeines Revisionswerk vorzunehmen; alles zu würdigen, das Alte wie das Neue; zu prüfen, ob das Neue nicht schon als ein Altes vorhanden gewesen, unter welchen Umständen, und welche Früchte es da getragen; dann zu sondern und auszuscheiden; den echten Gewinn bey Seite zu legen, und das Gerümpel wegzuwerfen, dorthin, wo es hin gehört: damit wir endlich einmal wissen mögen, was wir besitzen und was uns abgehe; was wir noch erwerben und was wir aufgeben müssen. Daß eine solche Revision eine kritische seyn müsse, ist für sich selbst klar, und eben so gewiß ist es, daß, sollten auch die ausgezeichnetsten Männer eines Faches zu einer solchen Arbeit, als zu einer für sich bestehenden, sich verbinden, es immer zunächst den kritischen Blättern zufiele, der historischen Behandlung und den Resultaten derselben Eingang und Verbreitung zu verschaffen. Vorzüglich in dieser Hinsicht aber ist es, daß oben auf die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung unserer Kritik hingedeutet, und auf Scheidung der Fächer, und die, nur durch letztere zu erzweckende Vereinigung der Besten und Bewährtesten jedes Faches, gedrungen wurde.

Endlich, wenn das äußere Leben in jeder Rücksicht immer bänglicher wird, wenn die Interessen desselben sich mit jedem Tage mehr verwirren, wenn es jeden Tag schwerer wird, in demselben sich ehrlich fortzuhelfen und fortzudrücken, und deßwegen die Sorge für dieses Fortkommen zur aufgedrungenen wird; wenn die Richtung auf Erwerb und Geldmacherey, im Großen wie im Kleinen, überall als die herrschende hervortritt; wenn die flachste Zerstreuungssucht und das Aufbieten der flachsten, gehaltlosesten Mittel der Zerstreuung den Ernst des Lebens immer mehr verdrängt, und dieser seinerseits wieder, wo er auftritt, sich bald als hohle Form, bald als Grimasse zeigt; wenn dieses alles so ist — und, leider! ist es so: so ist es für die Literatur, wenn sie von solchem Treiben nicht fortgerissen werden, wenn sie in der Rückwirkung desselben nicht endlich verfallen und untergehen soll, die letzte und höchste Aufgabe, an dem höheren Prinzipe des Lebens, d. h. an der Idee einer auf Religion und Sitt-

lichkeit sich gründenden Entwicklung des Menschen, festzuhalten, und als Hüterin und Bewahrerin dieses einzigen Palladiums der Menschheit, diese ihre Bestimmung keinen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Dazu aber will es nicht genügen, daß wir, seit das Unglück etwas unsanft an unser Haus klopfte, der Frivolität die Thüre gewiesen haben, während wir sie in schlechter Vermummung darum nicht minder gerne im Hause behalten; auch der bald gleißende, bald abschreckende Ernst will zu diesem Zwecke nicht genügen; am wenigsten aber das lose Spiel, was vorzüglich auf poetischem Grund und Boden mit dem Heiligen getrieben wird. Wirksam gefördert werden kann jener höchste Zweck aller Literatur nur dadurch, daß sie das höhere Prinzip des Lebens, als ein klar Erkanntes, festzuhalten, und es in seiner einfachen Würde aufrecht zu erhalten strebt; und daß die Besten, durch dieses geistige Band verbunden, demselben im Leben Raum und Anerkennen zu verschaffen suchen. Auf solche Weise allein mag die Literatur im Sonnenscheine einer besseren Zeit gedeihen, den sie, wenn er ihr leuchten soll, selbst heraufführen muß: und auf diese Weise allein mögen sich die Hoffnungen eines immer schöneren und reicheren Aufblühens derselben erfüllen, die sonst für wenig mehr, als für gutgemeinte Träumereyen gelten können. M. Enk.

Art. VII. Geschichte des osmanischen Reichs, großentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven, durch Joseph von Hammer. Sechster Band: Von der Großwesirschaft Mohammed Köprili's bis zum Karlowitzer Frieden, 1656 — 1699. Mit einer Karte. Pesth, Hartleben's Verlag, 1830. gr. 8.

Indem uns die angenehme Pflicht obliegt, den sechsten Band dieser Geschichte anzuzeigen, halten wir es nach den früheren Vorgängen für das Kürzeste und Zweckmäßigste, die Sache selbst für oder wider sich sprechen zu lassen, das Neue und Vortreffliche anzudeuten, hie und da Bemerkungen hinzuzufügen, und den denkenden Leser, der uns durch die ersten fünf Bände theilnehmend gefolgt ist, in den Stand zu setzen, auch über diese neueste Erscheinung — nicht ein gemachtes Urtheil anzunehmen — sondern selbstständig dasselbe sich zu bilden.

Auf eine würdige Weise beginnt das drey und funfzigste Buch, das sich ausschließend mit des ältern Köprili's Thaten beschäftigt, den bisher geglaubten Nachrichten über seine Herkunft zu widersprechen, und nachzuweisen, daß er, der Enkel eines nach Kleinasien ausgewanderten Albanesers, seinen Namen von der Vaterstadt Köpri (d. i. Brücke) erhalten, welche zwölf

Stunden von Amasia und eine kleine Tagreise vom Hafen Bafra entfernt, seit dem Flore der Köprili, um sie von andern gleichnamigen Oertern zu unterscheiden, durch das beygegebene Wort Wesir Köpri ist geadelt worden. Nur im Vorübergehen bemerkt, leider nicht ausgeführt, ist die sinnreiche Zusammenstellung der fünfjährigen Verwaltung Köprili's (Sept. 1656 — Okt. 1661) mit der fünfjährigen Regierung Sixtus des V. Der Greis Köprili, »von den Herren der Feder, den Herren des Säbels und den Herren der Kammer« Anfangs um die Wette verachtet, von den kaiserlichen Gesandtschaftsberichten gar bald geschildert als »ein resoluter, gefährlicher Mann, untersetzt sich großen Impresen, regiert absolute,« besaß die große Kunst, zu belohnen und zu bestrafen, und schritt besonnen, blutig, unbeirrt, im Geiste Machiavell's auf der gewählten Bahn fort, dem innern und äußern Unglück zu steuern, und den alten osmanischen Geist zu wecken und zu nähren. Der Profoß Sulfikar gestand, daß mehr als viertausend Menschen durch seine Hände allein heimlich den Weg ins Meer gefunden, und der Sultan und die Walide, erschreckt durch Köprili's Drohung, das Reichssiegel zurückzugeben, weil sie auf Anschwärzung gehört, genehmigten unverzüglich seine Strafanträge, selbst wenn sie geliebte Schützlinge betrafen, und der Barbar besaß hinreichend weise Schonung für die Ehre seines Sultans, sie zuweilen nach der Genehmigung zu mildern oder zu verschieben. Es ist bey der Würdigung Köprili's nicht zu übersehen, daß er mit den obersten Würdeträgern über die wichtigsten Gegenstände Rath hielt, und durch ihre Zustimmung sicher gestellt und verstärkt, seine Maßregeln im Namen und mit der Kraft der Dienstesaristokratie ausführte. So geht auch hervor, daß er, »der Mann der Rache,« fein berechnend, vorher öffentlich angefragt, wie es mit den rebellischen Sipahi's und Janitscharen, die als Moslimen, nach der Meinung des Volks, schonender sollten behandelt werden, zu halten sey, weil er durch die Anfrage ein neues, scharfes Fetwa gegen sie erlangen konnte; und in der That, List und Gewalt waren nöthig, die reichverzweigten Wurzeln des Aufruhrs auszurotten, denn da der Rebell Abasa gehört, der Sulten zahle an den süßen Wassern seinen treuen Kriegern Sold, sann jener den Plan aus, »daß fünftausend Sipahi unter dem Scheine zurückkehrender Reniger ins Lager des Sultans nach und nach übergehen, sich mit ihren Kameraden vermischen, diese heimlich gewinnen, und bey günstiger Gelegenheit den Großwesir aus dem Wege räumen sollten. Dieser durch seine Kundschafter, die er überall unterhielt, hievon benachrichtigt, machte die Liste von siebentausend aus den Musterrollen gestrichenen Sipahi, welche bey Abasa

Dienst genommen, kund, und tausend dreyhundert derer, die sich bereits ins Lager eingestohlen, wurden ergriffen und geköpft.« »Köprili war in der Kunst, sich zu verstellen, so großer Meister, daß keinem je offenbar wurde, ob seine Freundschaft wahr oder geheuchelt, und er ging von dem gegen einen seiner Vertrauten geäußerten Grundsatze aus, daß Zorn und Schimpfen dem Besitzer der Macht überflüssig und oft gefährlich, daß Wesiren, Gewalthabern unnütze Ereiferung thöricht, und die Einschläferung der Opfer am sichersten zum Zwecke führe.« Unter den vielen Erzählungen vollzogener Hinrichtungen ist es daher sehr angenehm, bey Gelegenheit einer vereitelten der Bemerkung zu begegnen, daß untergeordnete Wesire »sehr oft den Schlachtopfern, zu deren Hinrichtung sie bestimmt, die erste heimliche Kunde geben, und dann Unbekanntheit mit ihrem Aufenthalte vorschützen, was nach des Reichsgeschichtschreibers Naima menschlichem Urtheile an und für sich eine löbliche Sache.« Bey den tragischen Schicksalen des tapfern und schönen Helden Deli Husein erinnert man sich unwillkürlich an die edlen Degen des germanischen Mittelalters. Wenn er in den Straßen Konstantinopels auf eine Schaar Frauen stieß, die herbeyeilten, den Sieger auf Kreta zu schauen, rief er ihnen zu: »Heil euch, ihr Frauen, ihr Basilikonpflanzen aus dem Paradiese, ihr Engel der Erde! ihr gebt uns wackere Jungen zu Gesetzgelehrten und Glaubenskämpen, Gott segne euch, vergeßt unser in eurem Gebete nicht.« Weiber und Männer riefen ihm dann einstimmig aus vollem Herzen und vollen Kehlen zu: Gott schenke dich lange dem Padischah! Gebührt einem Helden die Wesirstelle, so gebührt sie solchem Ehrenmanne. — Die Eroberung von Tenedos und Lemnos brachte den Sieg wieder auf die Seite der Osmanen. Bey der letztern tritt aber der sonderbare Umstand ein, daß türkische Geschichtschreiber von ihrem eigenen Volke einige gräuelvolle Thaten (ἔργα λήμνια) berichten, welche die Venetianer mit tiefem Stillschweigen übergehen. Die Blätter der siebenbürgischen Geschichte sprechen ausführlich von den Trauerbegebenheiten, welche seit dem abenteuerlichen Zuge Rakoczy's II. nach Polen bis zum Vasvárer Frieden sich nur zu reichlich gehäuft haben. Sie sind deßwegen hier kurz behandelt, nur verdient als neu herausgehoben zu werden der Vertrag Köprili's nach der Eroberung (oder Uebergabe?) Jenö's, und der Grund, warum Michne, der Woiwode der Walachey, von den Türken abgefallen, und sich an die verzweifelte Sache Rakoczy's geschlossen. Da der Hr. Verfasser bey jenem Vertrage sich ganz allein auf das Ansehen Naima's stützt, so mögen drey der eingegangenen Punkte hier angeführt werden. 1) »Lugos und

(Karan)sebes, von deren Einkünften funfzehntausend Dukaten jährlich als Almosen nach Mekka und Medina bestimmt, sollen mit allen ihren Dörfern und Unterthanen künftig nicht mehr zu Siebenbürgen gehören; 3) die vormals schon als Lehen und Wakfe (unveräußerliche Religionsgüter) beschriebenen Dörfer Ssolin's (??) bleiben dem Sultan; 4) der Fürst und die drey Nationen Siebenbürgens machen sich verbindlich, Rakoczy aus dem Wege zu räumen.« Die zwey noch fehlenden Punkte sind bekannt und in der Ordnung; allein bey dem ersten hier aufgeführten scheint Naima in offenbarem Irrthum, wenn er glaubt, Lugos und Karansebes könnten »von ihren Einkünften« funfzehntausend Dukaten, d. i. so viel als sonst ganz Siebenbürgen gezahlt, abgeben, und der vierte Punkt erhält erst sein gehöriges Licht, wenn man ihm die würdevolle Antwort entgegenhält, welche der kaiserliche Internuntius gab, als man forderte, der Kaiser möge mit Rakoczy thun, was mit Bajesid der Schah, was mit Dschem Alexander VI. gethan. Er schlug die verrätherische Hinrichtung rund ab, und setzte in Bezug auf den letzteren hinzu: è stato biasimato da tutti gli storici, ch' a punto di ciò la sua memoria debbe esser bastevole a dissuadere ogni principe di simile attentato. Wir machen hier nur noch aufmerksam auf den Streit »der Orthodoxen und Tartüffe« gegen die Andersdenkenden wegen seiner salbungsreichen Ergötzlichkeit, und auf den Kriegszug der Tataren gegen Rußland (Juny 1660), von welchem europäische Quellen nichts wissen, den Naima allein berührt, und bey dessen Wiedererzählung sich russische Patrioten durch genauere Bestimmung der Schlösser und des »einen großen Flusses,« an denen gekämpft wurde, verdient machen können; allein es ist nicht wohl möglich, dieses Kapitel zu schließen, ohne die köstliche Bemerkung anzuführen, welche mit dem Lichte des Blitzes die Art orientalischer Verwaltung erhellt: »Wollen wir aber, der runden Zahl wegen, nur dreyßigtausend annehmen (welche durch Köprili gewaltsamen Todes gestorben), so kommen auf den Monat seiner fünfjährigen Großwesirschaft fünfhundert, was der doppelte Betrag der Köpfe, welche nach einer vom Despotismus der Sklaverey eingebrannten Volkssage der Sultan selbst täglich an Menschenblut unbedenklich verausgaben mag; der Sultan nämlich täglich sieben Köpfe, der Großwesir sechs, und so in absteigender Linie bis zum siebenten Wesir der Kuppel, und jeder andere Wesir täglich einen.«

Vier und funfzigstes Buch. Köprili Ahmed, von seinem Vater Köprili Mohammed, der, obgleich selbst des Lesens und Schreibens unkundig, die Vortheile wissenschaftlicher Bildung zu schätzen wußte, der Laufbahn der Ulema zugewendet, verließ aus Ehrgeiz die Gesetzeswürden, und hatte, mit dem

väterlichen Geiste ausgerüstet, das Glück, seinem Erzeuger als Großwesir zu folgen. Da er aber von der Walide weniger gefürchtet wurde, und der Sultan auf Anstiften einen Schein von Selbstregieren zeigte, der freylich nur darin bestand, das Verbot für Christen, rothe Mützen und gelbe Pantoffeln zu tragen, zu erneuern, durch einige Tage auf die Uebertreter in eigener Person zu spähen, und sie dem Nachrichter zu übergeben: so versuchte Köprili mit Glück den Weg, durch zuvorkommende Huldigung sich die Abgeneigten zu gewinnen. Die ungrischen und siebenbürgischen Angelegenheiten nehmen die wichtigste Stelle dieses Buches ein. Der Augenblick war gekommen, wo die hohe Pforte Siebenbürgen in ein Paschalik verwandeln wollte. Wer sich erinnert, daß Großwardein und die Szathmarer Gespanschaft von Siebenbürgen abgerissen, in der Türken Hände gekommen, daß das unglückliche Fürstenthum patrimonio ereditario degli Imperatori Ottomani geheißen, und doch nach allen Richtungen durchplündert, verbrannt, seiner Einwohner beraubt worden, und daß der König von Ungern eine nur unausgiebige Hülfe gezeigt; wer damit die hier erzählten offenherzigen Aeußerungen Alipaschas von Temesvar vergleicht, der zu einem österreichischen Friedensboten sagte: »man fürchte sich nicht vor dem Kaiser, der Wardein nicht zu vertheidigen gewußt,« und der sonst prahlte: »cosa è Vienna dopo Varadino!« dem muß auch klar werden, wo der Schlüssel zu allen folgenden Begebenheiten zu suchen sey, und daß, je friedlicher Oesterreich sich zeigte, um so ungestümer der Kriegsmuth der Osmanen aufloderte. Der ungrische Krieg wird billiger Weise umständlicher behandelt, als die siebenbürgischen Händel, unter welchen übrigens die Darstellung der Schlacht, in der Kemény gefallen (S. 98), durch ihre vollkräftige Kürze als musterhaft ausgezeichnet zu werden verdient. Die Eroberung von Neuhäusel (Ujvár 1663) durch die Türken, welche die christliche Welt so ungemein auflärmte, jene von Neutra, Lewenz, Novigrad, die unsäglich verheerenden Streifzüge der Tataren in Mähren, die Vergeltung durch Zriny, der, von den Türken gefürchtet, den Ehrennamen »Eisenpfahl« erhielt; die Kämpfe um Serinvár, das, von Zriny in der unvortheilhaftesten Lage erbaut, mehr einem Schafstalle (Ovile) als einer Festung glich, das Treffen von Lewenz und die erneuten Friedensverhandlungen, endlich die gloreiche Schlacht bey St. Gotthard bilden die anziehenden Gegenstände des großen Gemäldes. Vornehmlich die letzte Schlacht erwärmt durch ihre lebendige Darstellung. Der verehrte Hr. Verf. hat den Schauplatz zweymal abgeschritten, wie bey andern Gelegenheiten andere historische Oerter; er eignet dem obersten Befehlshaber entscheidenderen

Antheil an dem glücklichen Erfolge zu, als der letzte Geschichtschreiber Wiens (Bd. IV. Heft 3, S. 117) gethan, der meint, Montecuccoli sey zu seinem einzigen folgenreichen Siege durch der Franzosen ritterlichen Ungestüm gezwungen worden. Den Namen des Duc de la Feuillade und seiner unwiderstehlichen Schaaren verständigten sich die Osmanen durch Fuladi, d. i. der Stählerne; das kräftige Gebet Johanns von Spork (S. 122) muß alle martialischen Seelen ansprechen. Es verdient jedoch auch Erwähnung, daß der Großwesir dem Sultan die beyden Janitscharen vorstellte, welche zuerst die Mauern von Neuhäusel erstiegen hatten. Sie erfreuten sich einer langen, huldvollen Unterredung, entsprechender Ehrenzeichen und Pensionen. Der Friede von Vasvár (1664), die Großbotschaft des Grafen Leslie, welcher der zweyte zu Konstantinopel die Pfeife, Trommel, Trompeten und Pauken der kaiserlichen Heeresmusik erschallen, und die kaiserliche Fahne hoch in den Lüften flattern ließ, und jene Mohammedpascha's nach Wien, welche allen folgenden bis auf den heutigen Tag zur Regel diente, beschließen diesen wichtigen Abschnitt, dem noch anziehende Nachrichten beygegeben sind über den Truppenaufruhr zu Kairo, über Religionsbeschwerden zwischen Katholiken und Griechen auf Cypern und Chios, und über die Hinrichtung eines Freygeistes durch den Richter von Konstantinopel, welcher nach osmanischen Quellen »starken Glaubens, aber schwachen Wissens« sie verordnete, »um die Ehre des Gesetzes und des Glaubens zu vollenden.« Den christlichen Leser wird aber am meisten die Bemerkung ansprechen. daß Holland schon in jenen Tagen den völkerrechtlichen Vorschlag machte, im Verein mit Spanien, Frankreich und England dem Seeräuberthume ein Ende zu machen; es fand aber bey diesen Mächten eben so wenig Eingang, als in unsern Tagen derselbe Vorschlag des Befreyers von Akka, Sir Sidney Smith's, auf dem Monarchenvereine zu Wien.« Nur durch das erklärliche Versehen eines reichen Gedächtnisses ist S. 121 eine Stelle über Pettau aufgenommen worden, welche, nicht zur osmanischen Geschichte gehörig, vielleicht eine Abänderung erleiden dürfte.

Nicht so sehr mit entscheidenden kriegerischen Begebenheiten — wenn man Kandia's Eroberung ausnimmt — unterhält das fünf und funfzigste Buch, sondern indem es den wilden Klang der Janitscharenmusik schweigen heißt, führt es die diplomatischen Verhältnisse auf, und erwähnt friedliche Ereignisse, welche auf die Stellvertreter fremder Mächte, auf den Sultan und auf den Sinn und die Gemüthsart seiner ersten Diener manches neue und überraschende Licht fallen lassen. Der französische Gesandte, La Haye, entrüstet über den schlechten Empfang beym

Großwesir, warf ihm die Kapitulationen vor die Füße. Dieser »schalt ihn einen Juden, der Oberstkämmerer riß ihn vom Stuhle, und schlug mit demselben auf ihn zu; als er den Degen ziehen wollte, gab ihm ein Tschausch eine Ohrfeige. Drey Tage lang blieb er beym Großwesir eingesperrt, der sich mit dem Mufti, mit Wani Efendi und dem Kapudanpascha berieth, worauf man übereinkam, daß Mr. de la Haye eine neue Audienz haben, und diese als die erste angesehen werden sollte. Der Großwesir kam ihm mit freundlichem Gruße entgegen, und sagte mit spöttischem Lächeln: Das, was vorbey, sey vorbey, künftig würden sie gute Freunde seyn.« Das Sonderbare bey der Sache liegt aber darin, daß die französischen Berichte die Daten der verschiedenen Audienzen unrichtig angeben, und die Schläge gänzlich verschweigen, wodurch die Vermuthung des Herrn Verfassers sehr wahrscheinlich wird, der Gemißhandelte, der gern (!) in Konstantinopel verweilte, habe seinem Hofe den üblen Empfang gar nicht gemeldet. Ein russischer Botschafter, der sich nicht tief genug zur Erde gebeugt, wurde von den einführenden Kämmerern niedergerissen, und sammt seinem Sekretäre und Dolmetscher auf des Sultans Befehl vom Kaimakam mit der Faust geschlagen und hinausgestoßen; doch war vor zwey Jahren (1666), wie ein den Erläuterungen beygefügtes Staatsschreiben an den Czar beurkundet, die Bitte, zwey abgesetzte Mönche in ihre vormalige Würde als Patriarchen von Alexandrien und Antiochien wieder einzusetzen, wohlwollend genehmigt worden. Auch der kaiserliche Dolmetsch, Marco Antonio Mämucca della Torre, Ritter des heiligen Grabes, welcher beym polnischen Botschafter Radzieiowsky (1667) den Dienst des Pfortendolmetschers versah, wurde, weil dieser sich nicht tief genug gebeugt, auf die Erde niedergelegt und geprügelt, und doch hütete sich Mamucca, dem kaiserlichen Residenten dieses üble Verfahren zu berichten. Diese Behandlungen werden erklärlich durch das einfache Wort, welches der Kaimakam zu dem venetianischen Friedensboten sprach (1668): »Der Pforte Bestimmung ist Krieg wider die Ungläubigen, nicht Friede.« Die eigenen Worte der Machthaber schreiben den reinsten und schärfsten Abriß der Geschichte, ihre Mittheilung hat eben so viel Reiz als Belehrung, und darin liegt auch eben ein Hauptvorzug des gegenwärtigen Werkes, auf den wir nicht genug aufmerksam machen können. Allein am empörendsten dürfte das Betragen desselben Kaimakam, Kara Mustafa, des nachherigen Belagerers von Wien, gegen Ragusa seyn. Diese Stadt, im J. 1667 durch Erdbeben, Feuer und Sturm heimgesucht, beklagte unter andern, durch die Elemente erschlagenen Opfern auch den holländischen Gesandten, Georg

Crook; Mustafa, den unglücklichen Zufall benützend, berief sich auf das Gesetz, welches die Bewohner eines Ortes für den auf ihrem Gebiete verübten Raub und Mord verantwortlich macht, und forderte von den Ragusäern 150,000 Thaler Blutgeld! Ueber die Persönlichkeit des Herrschers theilt das vorhergehende und das gegenwärtige Buch manches Neue mit, wodurch sich freylich aufklärt, daß nicht alles von dem Sultan ausgegangen ist, was andere Geschichtschreiber, durch den Kanzleystyl irre geleitet, als von ihm ausgegangen verkündigt haben; allein wenn sich in dem Charakter auch viel Schwaches und Fades nicht abläugnen läßt, so muß man auf der andern Seite wieder mehr wohlwollende Gutmüthigkeit und mehr von einer gewissen unentwickelten Liebe für wissenschaftliche Beschäftigungen erkennen, als bis jetzt geschehen ist. »Ist doch alles unseres Bemühens Ziel,« sagte er, »kein anderes, als das, in gutem Andenken fortzuleben.« Selbst der Versuch, seine Brüder zu ermorden, welchen die Sultanin Mutter vereitelte, hat vielmehr in der unseligen Unsicherheit, mit der jeder Sultan den Thron besitzt, als in einem blutgierigen Gemüthe seinen Ursprung. Jedoch ganz falsch ist, was la Croix behauptet, daß Mohammed IV. den ältesten seiner Brüder Orcan (Urchan) nach Kandia's Gewinnung habe vergiften lassen; denn Mohammed hatte, nach den genealogischen Tafeln des Herrn von Hammer, gar keinen Bruder mit Namen Urchan, und der älteste nach ihm hieß Suleiman. Diesem Sultan ganz eigenthümlich war, wie bekannt, seine große Vorliebe für die Jagd, und da die osmanischen Geschichtschreiber die Jagdzüge mit eben so großer Wichtigkeit behandeln, als die Feldzüge, so ist es erklärlich, sie auch hier weitläufiger beschrieben zu finden, wodurch das Bild des Krieges etwas Riesenhaftes erhält. Mohammed liebte diese Beschäftigung so leidenschaftlich, ungeachtet er wegen eines Leibschadens ihr nicht ohne große Beschwerden obliegen konnte, daß nach der Volkssage diese unnatürliche Neigung nur als Wirkung von seines Vaters Fluche zu erklären war, welcher in dem Augenblicke, als ihn der Henker würgte, seinem Sohne unstätes Leben, wie es das wilde Thier auf dem Felde führt, an den Hals geflucht haben soll.« Dreyßigtausend Menschen wurden gewöhnlich aus den umliegenden Gerichtsbarkeiten zu den Treibjagden aufgeboten, und das vom Sultan erlegte Wild jedesmal »in die Jahrbücher seiner Regierung eingetragen, nur die dabey zu Grunde gegangenen Menschen verschwiegen.« — Der Gewinn Kandia's kann hier füglich übergangen werden, weil er eine Begebenheit von hohem historischen Adel ist, bey welcher viele kühne und edle Helden mit gleichem Ruhme das Schwert wie die Feder geführt, und alle spä-

tern Erzähler mit einer Begeisterung erfüllt haben, der wir auch beym Hrn. Verf. freudig begegnen. Seine Darstellung hat das Verdienst, daß sie den örtlichen Umriß der Stadt nach den genauen Berichten schildert, welche der venetianische General Ghiron di Villa, und nach den noch vollständigeren, welche der Siegelbewahrer des Großwesirs, der Verfasser der Juwelen der Geschichte, gegeben; daß der Großwesir, seine Mutter, die kluge Beratherin, und seine Freunde in einem helleren, aber auch natürlicheren Lichte erscheinen, und daß durch Zusammenstellung der Berichte des einen und des andern Volkes mancher Fehler, den Unkenntniß der Sprachen herbeygeführt, sich aufklärt. Le Bret sagt (Geschichte von Venedig, Bd. III. S. 560), der Großwesir habe den Morosini, wenn er Kandia abtrete, zum Fürsten der Walachey und Moldau machen wollen; allein in dem gänzlichen Schweigen des Hrn. von Hammer scheint eine vollständige Verneinung dieses Punktes zu liegen.

Sechs und funfzigstes Buch. In dem widrigen Gemälde, welches die ungrische und siebenbürgische Geschichte bieten, berührt der Hr. Verf. die Ausschweifungen der deutschen Soldaten, die unglückliche Geschäftigkeit der Jesuiten, die dunkeln Umtriebe der Verschwörer, ihre sehnsuchtsvolle Lust nach Unabhängigkeit, und hebt besonders den empörenden Druck hervor, welchen die Osmanen sich erlaubten, und der, ungeachtet der Zeitgenosse Bethlen ihn ergreifend bezeichnet (O nos infelices, quibus ne stabula quidem in territorio proprio facultas erigendi superest), bey andern nicht immer scharf genug ins Auge gefaßt wird. Die Verdienste des Dolmetschers Panajotti Nicusi um das Haus Oesterreich erhalten ihre gerechte und wohlverdiente Würdigung. In die polnischen Feldzüge der Jahre 1672—1674 kommt nun auch osmanisches Leben. Schon der Briefwechsel zwischen beyden Mächten, den der fleißige Wagner (Gesch. v. Polen) mit einem allgemeinen Worte hochmüthig nennt, gibt durch seine wörtliche Mittheilung dem, der an eine historische Nemesis glaubt, einigen Stoff zum Nachdenken. Der Großwesir schrieb bey Gelegenheit, als die Kosaken der Ukraine, von Polen abgefallen, sich unter türkischen Schutz begeben hatten: »Wenn die Bewohner eines Landes, um sich zu befreyen, in den Schatten des Glücks eines mächtigen Padischah flüchten, sey es wohl vernünftig, wider dieselben aufzutreten?« und wenn es geschehe, »so sey aufmerksamen Beobachtern klar, auf welcher Seite der Friedensbruch.« Können wir auch die Schlacht bey Chocim (1673) nicht für so leicht und dramatisch erzählt erklären, als sie bey La Croix vorkommt (*tout à coup* les Voivodes de Valaquie et de Moldavie passent de l'aile gauche des Turcs

à l'aile droite des Polonois), so glauben wir doch in ihrer Darstellung mehr klare Umständlichkeit und Wahrheit gefunden zu haben. Durch einen störenden Druckfehler kommt drey Mal nach einander (S. 294 u. 95) »zweymalhundertzwanzigtausend Dukaten Tribut« vor, da doch bey dem Frieden von Buczacz ganz richtig zwey und zwanzig tausend angegeben sind. — Für die Sitten- und Finanzgeschichte ist nicht unwichtig das erneute und geschärfte Weinverbot. Man zerstörte alle Weinschenken, und hob die Stelle des Einnehmers der Weinsteuer gänzlich auf. Dadurch wurde bewirkt, daß »die Tochter der Rebe und Mutter der Niederträchtigkeiten« wegen erhöhten Reizes heimlich mehr gesucht, und zugleich wegen erniedrigten Preises häufiger genossen wurde; und so lange ihr die Soldaten nachhingen, und Köprili an dem »süßen Weine Homers« (dem von Chios) Behagen fand, konnte das Verbot wohl nicht leicht konsequent durchgeführt werden. — Der französische Botschafter, Herr von Nointel, dem bey der Audienz die einführenden Kämmerer das widerstrebende Haupt so stark zur Erde drückten, daß er niederfiel — ein Umstand, den Flassan, d'Arvieux und Chardin verschweigen, und auf den La Croix vielleicht zielt, wenn er sagt: Mr. de Nointel essuya plusieurs *dégoûts*! — verstand doch neue Begünstigungen für seine Nation zu erhalten, ungeachtet der Großwesir ihm beißend bemerkt hatte: »Die Franzosen sind unsere alten Freunde, wir begegnen ihnen aber überall mit unsern Feinden« (bey St. Gotthard und auf Kandia), eben weil bey diesen Gelegenheiten ihre glänzende Tapferkeit sich furchtbar gemacht hatte. Wir übergehen die Feste bey der Beschneidung des Prinzen und der Vermählung der Prinzessin an den Wesir Günstling, wobey »die christlichen Unterthanen durch Beysteuer zur öffentlichen Freude ins Mitleid gezogen wurden,« und heben nur noch aus, daß bey dieser Gelegenheit durch allgemeine Vorrückung der Pagen ihre Stifte geleert, und von nun an geschlossen wurden, eine Maßregel, welche der genaue Mouradjea d'Ohsson aus Unkenntniß dieses Faktums viel zu früh ansetzt Das Buch schließt mit dem Tode des Großwesirs Köprili, mit der Aufzählung von Dichtern, Gesetzesgelehrten, Ethikern, Geschichtschreibern, die unter ihm geblüht, und der Vergleichung mit einem seiner großen Vorgänger, Sokolli. Die würdige Schilderung Ahmed Köprili's möge hier noch ihren Ort finden: »Von hohem und etwas fettem Wuchse, großen und offenen Augen, weißer Gesichtsfarbe, bescheidenen, würdevollen, einnehmenden Anstandes; kein blutdürstiger Tyrann, wie sein Vater, aber ein Feind der Unterdrückung und der Ungerechtigkeit, über Bestechlichkeit, Geldgier und Eigennutz so sehr erhaben, daß Geschenke statt einer Empfehlung vielmehr bey

ihm ein Hinderniß zur Erreichung der Wünsche. Sein Geist umfassend, eindringend, sein Gedächtniß leicht und glücklich, sein Urtheil sicher und fest, sein gesunder Verstand und gerader Sinn auf der kürzesten Linie die Wahrheit erreichend. Er sprach wenig, aber stets mit Sachkenntniß und reifer Einsicht. Die Wissenschaften, deren Studium er sich zuerst auf der Bahn der Gesetzgelehrten gewidmet, begleiteten ihn ins Lager bis an die Ufer der Raab und des Dniesters, waren seine Gesellschafterinnen im Pulverdampfe von Kandia's Minenschutt. Zu Konstantinopel weihte er denselben einen öffentlichen Büchersaal.« Die Erläuterungen enthalten mehrere schätzenswerthe Urkunden über russische und polnische Geschichte in ihrem Verhältnisse zur osmanischen.

Sieben und funfzigstes Buch. Der Hr. Verfasser erfüllt die traurige Pflicht des Geschichtschreibers, die nie endenden Gelderpressungen sorgfältig aufzuzählen, welche das fiskalische Genie des neuen Großwesirs Kara Mustafa über alle verhängte, die sich ihm nähern mußten, selbst über die Gesandten der größeren Mächte, am meisten aber über die zinspflichtigen Länder: Ragusa, Siebenbürgen, die Moldau und Walachey. Nach dem Abschlusse des Friedens von Zuravno (1676) ergab es sich, daß die polnische und türkische Urkunde in acht Artikeln von einander abwichen: ein Fall, der bey den Verhandlungen mit den Osmanen öfters eintritt, und auf den wir ehedem schon aufmerksam gemacht haben. Der Krieg mit den Russen sicherte diesen Frieden, und brachte den Türken eine Niederlage und die Festung Cehryn. Indessen war die Lust an Eroberungen in Polen und Rußland abgekühlt. Obwohl der Hr. Verf. den historischen Werth von Geropoldi's Bilancio historico-politico dem ungrischen Kriegs*romane* Happelii gleichsetzt, und dies scharfe Urtheil durch auffallende Thatsachen rechtfertigt, so bemerkt er doch wieder von der andern Seite, daß man nirgends als bey Geropoldi ein so genaues Tagebuch der Eroberung Cehryn's findet, wenn gleich überfüllt mit Verfälschungen. Es ist erfreulich, zu bemerken, daß, als der Sultan, nicht blutdürstig, nicht gewaltthätig, aber für sein Heil besorgt, bey den Großen anfragte, ob er seine Brüder, die nun überflüssig wären, da ihm zwey Söhne geboren waren, sollte sterben lassen, alle vom Brudermorde abriethen, der Mufti aus religiösen Gründen am stärksten dagegen sprach, und Mohammed IV. willig von seinem Vorhaben abstand. Im Sinne der Moslimen stellte er sich noch höher als Wiedererbauer der Kaaba, welche durch ungewöhnliche Gießbäche war verwüstet worden. Unter die markigen, schön erzählten Geschichten gehört die That der französischen Kriegs-

schiffe unter Du Quesne, welcher tripolitanische Raubschiffe bis in den Hafen von Chios verfolgte, und über viertausend Kugeln in die Stadt schoß (1681). Noch schöner und würdevoller ist das Betragen des französischen Botschafters von Guilleragues, das selbst bey den Osmanen gerechte Würdigung gefunden. Doch ist dabey zu verwundern, daß dem literarischen Falkenauge des Hrn. Verfassers die berühmte Beschießung Algiers durch eben denselben Du Quesne (30. Aug. 1682) wegen grausamer Behandlung französischer Gefangener, und ihre wirksame Wiederholung und ihr glänzender Erfolg (26. u. 27. Jun. 1683) mit den ungemein rührenden, menschlich schönen Zügen, die sich dabey ereignet, entschlüpft ist. Eben so fehlt, daß Algier (1684) durch einen Gesandten Ludwig XIV. Abbitte that, und zur Strafe für neuen Seeraub mit mehr als tausend Bomben durch den Marschall d'Estrées beschossen wurde (1688), der vordem Tripolis (1685) gezüchtigt hatte (wie S. 463 bemerkt wird), worauf auch Tunis zu einem billigen Frieden sich bequemte. — Der drohende Zug des schwarzen Mustafa nach Wien, die Aufregung Ungerns, die ausdauernde Vertheidigung der bedrängten Stadt, die zahlreiche Unterstützung der Deutschen, die ritterliche Hülfe des polnischen Königs, die glänzende Rettungsschlacht und die gesegneten Erwerbe in Ungern und Siebenbürgen haben noch immer alle warm fühlenden Herzen angezogen, und werden sie auch hier anziehen. Als neu muß herausgehoben werden das türkische Königsdiplom Emerich Tököli's (vom 10. Aug. 1682), von dem der einzige Franç. Petis de la Croix in seinem selten gewordenen Werkchen: Guerres des Turcs avec la Pologne, la Moscovie et la Hongrie, von seinen Nachfolgern hierin unbeachtet übersehen, flüchtig spricht. Der vorgebliche Retter seines Vaterlandes erhält dadurch Mittel-Ungern gegen die jährliche Erlegung von vierzigtausend Piastern und unter der Bedingung, daß er »in dem Gehorsam Meiner (des Sultans) hohen Herrschaft festen Fußes wandle, und treuen Sinnes handle, und den Zustand des Reiches, welcher Bericht erfordert, an den Stufen Meines gerechten Thrones vorzutragen nicht unterlasse.« Bey der Belagerung Wiens hat der Hr. Verf. nicht versäumt, manches Blättchen in dem reichen Kranze dieser Begebenheit als sein Eigenthum dauernd zu bezeichnen, und wir können ihm nur unbedingt beystimmen, wenn er die Niedermetzlung von dreyßigtausend Christen vor dem Beginne der Rettungsschlacht geradezu als Erdichtung verwirft. Wir wünschen, er möge die zweyte Belagerung Wiens in einem besonderen Werke aus allen osmanischen Quellen eben so zusammenstellen, wie er die erste zusammengestellt, und wenn ihm nicht früher Muße dazu würde, möge

er das zweyhundertjährige Gedächtniß derselben durch eine solche Jubelschrift mit ungeschwächter Lebenskraft feyern helfen.

Acht und funfzigstes Buch. Es ist bekannt, daß Kara Mustafa nach der verunglückten Belagerung Wiens sich noch eine Zeit in der Gunst des Sultans erhalten, daß er mit einem juwelenbesetzten Säbel »für die Rettung des Heeres« belohnt worden, und daß er, nachdem der wahre Verlauf der Sachen zur Klarheit gekommen, schnell und voll Ergebung dafür mit seinem Leben gebüßt; allein weniger wird von den nützlichen Stiftungen gesprochen, »welche er als Großwesir in vielen Städten des Reichs errichtete: Moscheen und Fontainen zu Konstantinopel, Adrianopel, Belgrad, Galata und Dschidda; eine Moschee und einen großen Marktplatz in seiner Vaterstadt Mersifun; Moschee, Bad und Medrese zu Indschessu bey Kaißarije, wodurch jener Bezirk den Räuberbanden entrissen, die Bildung gesichert ward.« Eilend brach das Unglück über die Osmanen ein, und wenn sie auch noch da und dort so tapfer fochten, daß, wie der Reichshistoriograph sagt, »sie ihre scharfen Säbel an die Pleias hingen, und daß die Engel, Träger des Thrones Gottes, Bravo! dazu schrien,« so wurde ihr Verfall um so sichtbarer, seit drey Staaten, von ihnen vielfach beleidigt, Oesterreich, Polen und Venedig, in dem heiligen Bunde zusammentraten, dem sich in der Folge auch Rußland anschloß, und sie von verschiedenen Seiten mit Erfolg angriffen. Diese Siege sind, wie es von selbst einleuchtet, von den Christen sorgsamer aufgezeichnet worden, als von den Osmanen, und wer hierüber belehrt werden will, kann der Aufschlüsse bey den Abendländern die Hülle und Fülle antreffen; desto leichter hingegen werden manche Begebenheiten, die sich im Innern zutrugen, übersehen. Reiche Leute, zu Fürsten des Meeres ernannt, mußten auf ihre Kosten Galeeren erbauen; der Befehl, die Felder doppelt zu besäen, und die der Wakfe (frommen Stiftungen), welche unbebaut, andern Anbauern zu überlassen, wurde im ganzen Reiche erneuert; die Freundschaft mit Frankreich enger geknüpft, und dem Botschafter desselben endlich die Ehre des Sofa's gewährt, d. h. die Erlaubniß, seinen Stuhl auf dieselbe Erhöhung zu stellen, auf welcher der Polstersitz des Großwesirs steht. Zu bedauern ist, daß es bey dieser Gelegenheit nicht möglich war, einen tiefern Blick auf das vielfädige Gewebe zu heften, mit welchem damals Frankreich für seinen Vortheil ganz Europa gegen Oesterreich zu umspinnen gedachte. Französische Archive mögen darüber noch manche wichtige Urkunde in ihren verschwiegenen Fächern bewahren. Der Charakter Suleimans, den der Hr. Verf. »den Geschäften der Verwaltung und des Feldes gleich

gewachsen« erkennt, von welchem Lobe er aber später (S. 498) etwas abzuziehen scheint, ertrüge vielleicht eine genauere Würdigung. Er hatte in dem Feldzuge gegen Polen (1684) mit Glück gefochten, und kündigte sich, dafür zum Großwesir ernannt (1685), durch Handlungen als thätig und staatsklug an. Um Ofen zu retten, die zehnte Stadt des Reichs (Konstantinopel, Adrianopel, Brusa, Mekka, Medina, Jerusalem, Kairo, Damaskus, Bagdad), hatte er sich ein Fetwa geben lassen, »daß es Glaubenspflicht sey, Ofen, den Schlüssel des Reichs, mit dem Leben zu vertheidigen.« Die Wackern, befahl der Sultan, sollten als Männer fallen oder das Richtschwert erwarten. In demselben Geiste machte auch Suleiman seine verzweifelten, wiewohl vergeblichen Versuche, die belagerte Stadt zu entsetzen. Allein das überall einbrechende Unglück führte, wie es in despotischen Staaten so gewöhnlich ist, Empörungen herbey, die von Schritt zu Schritt wachsend, die Machthaber, endlich den Sultan selbst verschlangen, wobey aber keineswegs alle Gräuelscenen der früheren Zeit vorfielen, vielleicht weil des vierten Murad's und des alten Köprili's eiserne Hände gleichsam noch gefühlt und gefürchtet wurden. Die Erläuterungen machen aufmerksam auf die orientalischen Schätze, welche aus Ofens Eroberung durch den findigen Grafen Marsigli nach Bologna — nicht für den Kaiser nach Wien gebracht wurden. Ihre verständige Anordnung durch den Beutemacher selbst erklärt die lobenden Beywörter, die ihm im Texte geworden.

Neun und funfzigstes Buch. Die Herrschaft entzügelter Janitscharen und aufrührerischer Sipahi und die gänzliche Unterwürfigkeit der Regierung unter die wilden und widerstreitenden Befehle zusammengelaufenen Pöbels werden die Aufmerksamkeit westlicher Leser mehr in Anspruch nehmen, als die äußeren Kriege, da sich dessen ungeachtet im Innern auf das Ueberraschendste Quellen aufthaten, welche, wären sie von verständigen Männern gefaßt und geleitet worden, zum vollen Strome des allgemeinen Glücks hätten anwachsen können. Diese Mittel sind so klar herausgehoben, daß das neun und funfzigste Buch unter die anziehendsten des ganzen Werks gehört. Abgesehen von der tadelhaften Verschlechterung der Münze, führte man die Trank- und Rauchtabaksteuer ein, erneute die außerordentlichen Steuern des Rudergeldes, Minengeldes, Schaufelgeldes und der Naturallieferungen, durch welches man sich gleichsam von der Frohn der Galeeren, Minen, Pionierarbeiten und der Naturallieferungen loskaufen mußte, verkaufte (1688) im Monat März, dem unabänderlichen Beginn des türkischen Finanzjahres, über dreyßigtausend Aemter. Der Sultan

gab alles überflüssige Silbergeschirr des Marstalls hin, wofür man 545 Beutel löste, d. i. 272,500 Piaster; seit Belgrad, das Haus des heiligen Kriegs, verloren war, sprachen religiöse Gründe dafür, daß jedes Haus der Hauptstadt das Geld zur Ausrüstung zweyer Reiter erlege, ja, wenn dem Sulfikar zu trauen ist, brachte man 1689 in wenig Monaten 18,000 Beutel außerordentliche Kriegssteuer, 20,000 Sipahi, 80,000 Janitscharen zusammen; was aber der Hr. Verf. aus kritischer Scheu nicht in den Text nimmt, sondern bloß in die Noten verweiset: und alle diese Energie in Zeiten, wo Rebellen und Freybeuter die innere Sicherheit störten, und mit Waffengewalt, wie die äußern Feinde, gedämpft werden mußten. Als Köprili (III.) Mustafa, berühmt als frommer und strenger Muselmann, zur Großwesirschaft gelangte (1689), eilten schaarenweise die Osmanen zu seinen wieder siegreichen Fahnen; doch verstand er auch, staatsklug und mild, selbst die Christen an den wankenden Thron zu binden, indem er gegen sie die größte Schonung befahl, so daß nach Kantemir ein griechisches Sprichwort sagt: Köprili habe mehr Kirchen gebaut, als Justinian. Mit andern theilt er den Ruhm, daß er es dahin brachte, daß des Serai's überflüssiges Silber in die Münze gegeben wurde, wohin er auch all das seinige sandte, und sich nur verzinnten Kupfergeschirres bediente; allein es zeigt von schöpferischer Geisteskraft, daß er den Mainoten einen christlichen Fürsten setzte, damit die Griechen nicht, wie die Morlachen und Albaneser den Venetianern, die Servier dem Kaiser, zufallen möchten. »Das schönste Lob, das ihm nach seinem Heldentode die Einheimischen ertheilen, ist, daß er nie ein Verbrechen begangen, nie ein überflüssiges Wort gesprochen« Auch im Unglücke, dem deutschen Kaiser gegenüber, verläugnete sich keineswegs der angeborne, und durch den gewöhnlichen Umgang mit Europäern anerzogene türkische Stolz. Die Friedensanträge und Verhandlungen des Ssulfikar Efendi, der nach Wien geschickt, angeblich die Thronbesteigung Suleimans ankündigen sollte, sind hier nach Originalquellen ausführlich, und gereinigt von den Unrichtigkeiten Kantemirs, mitgetheilt, und müssen — nothwendig von jedem gelesen werden, der eine richtige Vorstellung davon gewinnen will. Es muß jedes österreichische Herz erfreuen, daß die Konferenz, d. h. der von Leopold I. zur Verhandlung des Friedensgeschäftes niedergesetzte Ministerrath, mit altrömischer Konsequenz gegen den Frieden stimmte: »Euer Majestät soll fermo bleiben,« und der Kaiser eigenhändig darunter schrieb »Ich thue dieses Gutachten in allem approbiren.« Die Aeußerung der türkischen Gesandten über Tököli darf nicht übergangen werden: »Tököli ist in der That ein Hund, der auf des Sultans

Befehl liegt oder aufsteht, bellt oder verstummt; aber er ist des Padischahs der Osmanen Hund, welcher auf desselben Geheiß als grimmiger Löwe ausfallen kann.« — Daß das schutzbedürftige Ragusa nach der Eroberung Großwardeins (1692) sowohl dem Kaiser als der Pforte, jedem fünfhundert Dukaten jährlichen Zins zu zahlen sich anbot, ist noch von niemand angemerkt worden. Von der sorgsamen Aufzählung all der Mittel, den äußern Feinden gewachsen zu seyn, von der schnellen Folge von zehn Großwesiren binnen eilf Jahren (1683 — 1695), welche jedesmal ein- oder mehrmal die höchsten Aemter unter sich mit andern Personen, die auch nothwendig gekannt werden müssen, besetzten, und von dem Getümmel des Krieges wird sich der Leser gern zu der kurzen Schilderung friedlicher Dichter wenden, welche durch ein Vierteljahrhundert gesungen, und er wird sich erfreuen an dem herrlichen Verhältniß des abgesetzten Großwesirs Hadschi Ali zu dem neuen, das eben so edel ist, als es von jeher selten zu finden war.

Sechzigstes Buch. Der neue Sultan Mustafa II., welcher den Thron bestieg, ohne daß nach osmanischen Quellen jene Intriguen Statt fanden, welche Kantemir, und auf dessen Glauben Andere erzählen, kündigte in einem kräftigen Handschreiben, das mitgetheilt wird, den festen Entschluß an, selbst in den heiligen Krieg zu ziehen; wobey er zugleich auf eine ungewöhnliche Weise die Lüste und Trägheit seiner zwey unmittelbaren Vorfahren tadelte. Der bessere Geist, seit Köprili (III.) Mustafa im Steuerwesen und bey den Pachten sichtbar, offenbarte sich auch darin, daß die ungeregelten Milizen, welche unter dem Namen von Landwehren nur Straßenräuber waren, aufgehoben, und die Bostandschi, d. i. die Gartenwache des Sultans, uniformirt, dreytausend von ihnen in Regimenter vertheilt, und zu Kriegsdiensten verwendet wurden (1695). Konnte Mustafa nach seinem ersten Feldzuge als Eroberer von Lippa, Lugos und Sebes heimkehren, so wurde die Rüstung für den kommenden mit noch größerem Eifer betrieben, und die Stammhalter großer und reicher Familien (großentheils Nachkömmlinge von Wesiren, denen ihr Amt Reichthum und Ansehen gebracht, wie beydes der hohe Adel des christlichen Europa besitzt) warben auf ihre Kosten Söldner. Die Kriegsgeschichte wird nun immer klarer, theils weil wir jener Zeit näher stehen, theils weil — wie sich mit voller Anerkennung bemerken läßt — die österreichische militärische Zeitschrift viele der fraglichen Begebenheiten aus vaterländischen Quellen beleuchtet hat; deßwegen mag der glänzende Tag bey Zenta, wie manches Andere hier ungerühmt vorübergehen; wir machen bloß noch aufmerksam auf den Großwesir

Husein Köprili (IV.), der seiner hohen Stelle würdig und gewachsen — den Frieden wünschte und suchte. Der Sultan schickte, was bisher unerhört war, einen Friedensvorschlag, eigenhändig geschrieben, mit einem Briefe Köprili's an den König von England, dessen Gesandter Paget seinem Hofe die Ehre der Vermittlung um funfzigtausend Thaler erkauft hatte. Die Geschichte der Verhandlung beginnt der Hr. Verf. mit den Worten: »Die Wichtigkeit des Karlowiczer Friedens, von den Türken mit vier christlichen Mächten (dem Kaiser, Venedig, Polen und Rußland) nach vorausgegangenem Kriege so lange unterhandelt, und für die christlichen Mächte so rühmlich geschlossen, dieses Friedens, durch welchen der Zeitpunkt des Verfalles des osmanischen Reiches völkerrechtlich der Welt verkündigt ward, und welcher nicht nur eine der wichtigsten Perioden dieser Geschichte beschließt, sondern auch zugleich eine neue der Stellung des osmanischen Reiches gegen die europäischen Staaten anhebt, der geschichtlichen Wichtigkeit dieses Friedens entspricht die ausführliche Erzählung seiner Verhandlungen.« Diese ausführliche Darstellung ist das Ende und die Krone des vorliegenden Bandes, und wir enthalten uns eben deßwegen, näher darauf einzugehen, in der festen Ueberzeugung, daß die Geschichtsliebhaber vieler Länder von selbst begierig seyn werden, hier genau alle Verhandlungen kennen zu lernen, durch die man, wie der englische Vermittler klar erkannte, nur auf gut römische Weise, den Krieg in der Rechten, den Frieden in der Linken, zu Stande kommen konnte. Es genüge, den Schluß herzusetzen: »Aus höherem Gesichtspunkte, als dem des Ländererwerbes, betrachtet, ist der Friede von Karlowicz schon darum der merkwürdigste aus allen bisher mit der Türkey von europäischen Mächten geschlossenen, weil durch denselben die Demüthigung der Leistungen in barem Gelde, des siebenbürgischen Tributes, der Pension von Zante, der Abgabe an den Tatarchan geendet, das erste Mal die Dazwischenkunft europäischer Mächte für das gemeinsame Interesse unter der Form von Vermittlung von der Pforte völkerrechtlich anerkannt worden ist.«

»Mit dem Karlowiczer Frieden hebt die nächste Periode der osmanischen Geschichte, als die europäischer, von nun bis heute ununterbrochen steigender Einmischung an.« In diesen Worten liegt die schöne Anerkennung der neuen Pflichten, welche der Hr. Verf. mit dem folgenden Bande übernimmt. Die Klarheit, womit dieß ausgesprochen, deutet auf die Bürgschaft, es zu wollen und es zu können. Wir werden uns freuen, außer den alten entschiedenen Vorzügen jetzt, wo die Sache es verlangt, noch einen neuen anerkennen zu dürfen, und wünschen dem wür-

digen Hrn. Verfasser, der mit einem Janushaupte das Dießseits und Jenseits erschaut, und es in einem warmen Herzen voll Humanität zur Einheit gebracht, bloß die Fortdauer der energischen Liebe, des edlen Feuers und der bewunderungswürdigen, jugendlichen Rastlosigkeit, welchen Tugenden wir das Werk verdanken, das für das Abendland ein Markstein in der Literatur der osmanischen Geschichte geworden.

Karl Adalb. Veith.

Art. VIII. Lehrbuch der mathematischen und physischen Geographie. Von Dr. J. C. Eduard Schmidt, Privatdocenten auf der Universität in Göttingen. Zwey Theile. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1829 — 1830.

Der ehemalige Ehrenname eines Lehrbuchs ist jetzt unter uns verrufen, und nicht mit Unrecht, da jeder Jünger unsers schreibseligen Zeitalters, wenn er sich auch sonst nichts weiter zutrauen sollte, in diesem Felde ohne Anstand als Meister und Muster aufzutreten sich nicht entblödet, ja da sogar in manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes jeder öffentliche Lehrer, wenn er anders noch was gelten will, gleich damit anfangen muß, womit unsere Vorfahren, und zwar die ausgezeichnetsten unter ihnen, ihre Laufbahn erst zu endigen pflegten. Dafür ist aber auch der innere Gehalt dieser Bücher, deren ganzer Zweck nur ist, aus neun und neunzig anderen ein hundertstes zu machen, gewöhnlich so gering, und ihre Dauer so kurz, daß sie in den bessern Büchersammlungen meistens gar nicht weiter aufgenommen, und mit den Romanen und anderen ephemeren Erzeugnissen schon in der Stunde ihrer Geburt der wohlverdienten Vergessenheit übergeben zu werden pflegen.

Wir freuen uns aufrichtig, in dem vorliegenden Lehrbuche eine ehrenvolle Ausnahme von den Erzeugnissen dieser Gattung anführen zu können. Der Verfasser desselben hat sich schon früher durch mehrere sehr gediegene Arbeiten, unter welchen wir hier besonders seine Untersuchungen über die Strahlenbrechung aufführen, vortheilhaft ausgezeichnet, und tritt in dem gegenwärtigen Werke mit einer Kraft und Festigkeit auf, die viel, sehr viel von dem jungen Manne für die Zukunft hoffen läßt. Er hat allerdings das Vorzüglichste seines Gegenstandes, was in tausend Büchern zerstreut ist, sorgfältig gesammelt, und man kann in ihm den gebildeten, und in seinem Fache sehr belesenen, selbst mit den Quellen bekannten Mann nicht verkennen, wie er denn in mancher Beziehung selbst seinen großen Vorgänger in

Königsberg, obschon dieser offenbar nach einem anderen Zwecke gearbeitet hat, hinter sich zurück ließ. Aber sein und seines Werkes Hauptverdienst besteht nicht sowohl in dem, was er seiner Belesenheit, sondern in dem, was er sich selbst verdankt, und vorzüglich in der kräftigen Gewandtheit, mit welcher er den von Kant gänzlich vernachläßigten, eigentlich mathematischen Theil seines Gegenstandes zu behandeln weiß. Den schwierigsten, bisher nur gleichsam den Auserwählten zugänglichen Untersuchungen versteht er eine gemeinnützliche und gemeinverständliche Seite abzugewinnen, und bald durch seinen geschickten Vortrag, bald durch eine treffende Wendung der bisher schon bekannten Theorien, bald durch seine eigenen, klar und lichtvoll dargestellten Ideen ein oft selbst dem Kenner neues Licht über seinen Gegenstand zu verbreiten. Es thut uns leid, daß wir, dem Charakter dieser Jahrbücher gemäß, diesen schönsten und vorzüglichsten Theil des Werkes, nicht umständlich und in der Sprache der Analysis selbst mittheilen können, in welcher sie eigentlich allein mitgetheilt werden soll. Wir werden uns aber demungeachtet bemühen, unsern Lesern auch ohne dieses Mittel von dem Reichthume und der vorzüglichen Behandlung des Werkes Rechenschaft zu geben.

Den Eingang bilden mit Recht diejenigen astronomischen Lehren, welche zur Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde und ihrer veränderlichen Lage im Weltraume nothwendig sind. Die Achtung, welche uns beynahe alle übrigen Theile dieses Werkes abgewonnen haben, wird uns nicht hindern, zu gestehen, daß uns diese astronomische Einleitung, ihrer vielen isolirten Schönheiten ungeachtet, nicht ganz befriedigt hat. Der Verf. scheint über diese Gegenstände, die er gleichsam als bekannt angenommen hat, flüchtig wegzueilen, um sich denjenigen Doktrinen schneller zu nähern, die er mit offenbarer Vorliebe behandelt, und denen zu Gefallen eigentlich wohl das ganze Werk geschrieben worden ist, da jenes nicht mit Unrecht als ein Rahmen (Cadre) angesehen werden kann, welcher jene Doktrinen aufzunehmen und einzufassen bestimmt ist. Er erklärt sich in der Vorrede nicht darüber, aus welchem Standpunkte er sein Werk beurtheilt wissen will, und welche Gattung Leser er voraussetzt. Allein der in dieser Einleitung gewählte Vortrag wird leicht keinem dieser Leser angemessen seyn: nicht dem Anfänger oder dem mit diesen Gegenständen noch Unbekannten, weil er für ihn zu kurz und zu hoch gestellt ist, und nicht dem Unterrichteten, weil er es, als für ihn überflüssig, ganz entbehren kann. Sollte es aber nur gleichsam der Vollständigkeit wegen kursorisch mitgenommen werden, so hätte dieses wenigstens angezeigt werden sollen. End-

lich scheint es angemessener zu seyn, in Werken dieser Art, die offenbar nur für einen höheren Kreis von Lesern bestimmt sind, jene ersten Elementarkenntnisse aus irgend einem anderen, namentlich angezeigten Kompendium vorauszusetzen, als sie unvollständig, oder wegen ihrer Kürze unverständlich, oder endlich, wegen Ersparung von Zeit und Raum, nur flüchtig vortragen zu wollen. In der Astronomie besonders ist dieses Verfahren sehr zweckmäßig, da es kaum möglich seyn wird, ihre Lehren in der strengen Aufeinanderfolge eines wissenschaftlichen Systems, wie etwa die Geometrie, vorzutragen. Auch unser Verf. ist mehr als einmal in dem Laufe seiner Einleitung an diese Klippe gerathen. Er sagt uns z. B. in §. 2, daß die Himmelskugel sich in vier und zwanzig Stunden um ihre Achse drehe. Allein, welche Stunden sind hier gemeint? Die gewöhnlichen bürgerlichen Stunden sollte man glauben, da sie nicht weiter bezeichnet werden. Allein die gewöhnlichen Stunden oder die sogenannte wahre Sonnenzeit ist ungleichförmig, und kann daher hier nicht gemeint seyn, wo von der gleichförmigen Bewegung der Erde die Rede ist. — Also wohl die sogenannten mittleren Sonnenstunden? — Allein die Erde dreht sich bekanntlich nicht in 24 Stunden unserer richtig gehenden Wand- und Taschenuhren, sondern schon in 23 Stunden, 56 Minuten und $4\frac{1}{10}$ Sekunden dieser Uhrzeit um ihre Achse. — Jene 24 Stunden müssen also Sternstunden seyn, und der Begriff einer Sternstunde läßt sich nicht wohl entwickeln, ohne die allgemeine Kenntniß der Bewegung der Sonne als schon gegeben vorauszusetzen, so wie sich wieder umgekehrt diese Bewegung der Sonne nicht gut ohne eine vorläufige Theorie der Zeiten vollständig erklären läßt. — Eine nähere Bestimmung hätte überdieß die Angabe des §. 5 verdient, daß wir immer die Hälfte des Himmels übersehen, was, so ausgedrückt, nicht richtig ist. Nach der in §. 7 gegebenen Erklärung des himmlischen Aequators würde es so viele Aequatoren geben, als Beobachter auf der Oberfläche der Erde sind. Die alte Benennung der Rektascension oder Länge durch die Zeichen des Thierkreises, §. 32, hätte, als bereits ganz veraltet, weggelassen, und die Beweise von der Bewegung der Erde §. 40 und 43 hätten umständlicher gegeben werden sollen, da die Kürze, welche sich der Verf. vorgeschrieben haben mag, in so manchen anderen, mit wenigen Worten vorzutragenden Gegenständen nicht so genau befolgt worden ist, wie §. 25, S. 18 und an andern Orten. Uebrigens erwähnen wir dieser Kleinigkeiten mehr, um unsere eigene Aufmerksamkeit bey der Lesung des Werkes, als um die Mängel desselben zu zeigen, die durch Vorzüge höherer Art mehr als aufgewogen werden.

Unter den Beweisen für die Bewegung der Erde um die Sonne führt Hr. Schmidt einen an, der noch nicht in unsere gewöhnlichen Lehrbücher der Astronomie übergegangen ist, obschon er es sehr verdiente, da er zu den treffendsten gehört, welche man für diese, nun allerdings nicht mehr zu bestreitende Meinung anführen kann. Wenn um die Erde nicht nur, wie Jeder zugibt, der Mond, sondern auch die Sonne sich bewegen soll, so müssen sich diese beyden Körper nach dem bekannten dritten Gesetze Kepler's, oder sie müssen sich so bewegen, daß die Quadrate ihrer Umlaufszeiten sich wie die Würfel der Halbmesser ihrer Bahnen verhalten. Die siderische Umlaufszeit der Sonne ist aber, den Beobachtungen zu Folge, nahe 13mal größer, als die des Mondes, und daraus folgt, daß, dem Kepler'schen Gesetze gemäß, die Sonne 5½mal so weit von uns entfernt seyn würde, als der Mond. Allein nach den Beobachtungen ist die Sonne von der Erde über 400mal weiter entfernt, als der Mond, also ist es unmöglich, daß die Sonne sich um die Erde bewegt, sondern die Erde muß es seyn, welche um die ruhende Sonne geht.

Sehr gut scheint uns der Abschnitt von der Gestalt der Erde im Allgemeinen vorgetragen zu seyn. Nachdem er die Meinungen der Alten kurz berührt, und dabey den Aegyptiern und Chaldäern vielleicht mit Unrecht das Lob ertheilt hat, daß sie den Umfang der Erde ziemlich genau gekannt haben, weil sie sagten, daß ein guter Fußgänger sie in drey Jahren umgehen könne, was wohl nur eine ganz vage, unbestimmte und auf keine Beobachtung gegründete Sage seyn kann, geht er auf die Aeußerungen des Eudox und Aristoteles über, die er gehörig würdigt, und gibt dann einen schönen Beweis für die kreisförmige Gestalt der Meridiane. Mehrere Berichtigungen der bey Nichtastronomen gewöhnlichen irrigen Begriffe werden an den angemessenen Orten eingestreut, z. B. daß zur Bestimmung der Tageslänge die geographische Länge des Beobachters nichts beytrage, und daß an allen Orten, welche auf demselben Parallelkreise liegen, beym Auf- und Untergange der Sonne gleiche Zeit gezählt wird, was aber nicht so zu verstehen sey, als ob diese Erscheinungen für alle auf demselben Parallelkreise liegenden Orte auch in demselben physischen Zeitpunkte geschehen, sondern nur so, daß die vom Aufgange bis zur Kulmination der Sonne, oder die von der Kulmination bis zum Untergange der Sonne verflossene Zeit für alle erwähnten Orte dieselbe ist. Die Lehre von dem Auf- und Untergange der Sonne und der übrigen Gestirne des Himmels, sammt den davon abhängenden Erscheinungen, ist hier vollständiger, als in irgend einem anderen Werke,

vorgetragen, und mit eigenen, sehr schätzbaren Zusätzen des Verfassers bereichert worden. Noch ausführlicher und sorgfältiger wird die Lehre von den geographischen Karten behandelt, die allerdings eine der vorzüglichsten Abtheilungen der mathematischen Geographie ausmacht. Wir erhalten hier das Wichtigste über die orthographische, stereographische und centrale Projektionsart, über die loxodromische Linie, die für die Nautik von besonderer Wichtigkeit ist, über die Projektion Merkator's und die Seekarten, und endlich über diejenige Darstellung der Erdoberfläche in Ebenen, bey welcher sehr kleine Stücke der beyden Flächen sich vollkommen ähnlich sind, welche letzte offenbar die zum Verzeichniß der Karten vortheilhafteste ist, und früher schon von Lambert, Euler und Lagrange untersucht, aber erst in unsern Tagen von Gauß ausgebildet worden ist.

Beynahe der ganze übrige Theil des ersten Bandes, der die eigentlich sogenannte mathematische Geographie enthält, beschäftigt sich mit der genauen Untersuchung der Größe und der Gestalt der Erde, S. 162 bis 438. Wir können von dieser eben so interessanten als lehrreichen Arbeit des Verfassers, da die Sprache der mathematischen Analyse hier keinen Ort findet, nur einige Anzeigen geben, die wenigstens, wie wir hoffen, den Reichthum der Behandlung bezeugen werden. Zuerst wird die älteste uns bekannte Erdmessung des Eratosthenes, 300 Jahre v. Chr., erläutert, und ihre Unvollkommenheit gezeigt. Zweyhundert Jahre später versuchte Posidonius dieselbe Aufgabe zu lösen, wobey er noch weniger glücklich war, als sein Vorgänger. Spät nach ihm, erst unter der Regierung des berühmten Kalifen Al-Mamon, wurde der dritte Versuch gemacht. Die zur Ausführung desselben bestimmten Beobachter theilten sich in zwey Gesellschaften, von welchen die eine von einem in der Wüste Sinjar am arabischen Meerbusen bestimmten Punkte aus gegen Norden, und die andere gegen Süden zog. Die erste fand für die Länge eines Grades 56, die zweyte aber $56^2/_3$ arabische Meilen, und bey einer auf des Kalifen Befehl wiederholten Messung sollen genau dieselben Resultate erhalten worden seyn. Demungeachtet scheint auch diese Messung von keinem Werthe zu seyn; da daraus, wenn anders die arabische Meile zu 6472 rheinl. Fuß richtig angenommen wurde, die Länge des Grades gleich 58710 Toisen, also wenigstens 1700 Toisen zu groß, oder der Umfang der ganzen Erde um 160 geogr. Meilen zu groß folgen würde. Als bald darauf die Nacht der Barbarey sich über Europa lagerte, wurde nicht weiter an Unternehmungen solcher Art gedacht, ja selbst das Andenken an sie und die ganze Kenntniß der runden Gestalt der Erde ging verloren. Erst der Pariser

Arzt Jean Fernel, der im J. 1558 starb, nahm diesen Gegenstand wieder auf, verfuhr aber dabey so wenig genau, daß die von ihm gefundene Länge des Meridiangrades (57070 Toisen) wohl nur durch einen blinden Zufall der Wahrheit so nahe gekommen seyn kann. Er nahm die Polhöhe von Paris aus seinen Beobachtungen um 12 Minuten zu klein, und maß die Distanz zwischen den Endpunkten seiner Linie nur durch die Anzahl der Umdrehungen seiner Wagenräder. Der erste, welcher durch Hülfe einer genau bestimmten Basis und durch eigentliche Triangulirung den Bogen eines Meridians gemessen, und dabey im Allgemeinen die noch jetzt gebräuchliche Methode angewendet hat, ist Snellius. Seine Messungen wurden im J. 1615 vorgenommen und 1622 wiederholt, und daraus die Länge des Meridiangrades 57033 Toisen. Bald darauf, im J. 1634, fand Norwood bey London den Grad 57300 T. Sorgfältiger ausgeführt scheint die Messung Pierre Picard's bey Amiens im J. 1669, die den Grad zu 57060 Toisen gab. Diese Messung wurde später von Lacaille berichtiget, und mit besseren Elementen berechnet, von Lahire aber nördlich bis Dünkirchen, und von Cassini südlich bis Perpignan fortgesetzt. Cassini machte im J. 1718 die Resultate dieser Messungen bekannt, und zog daraus die auffallende Folge, daß die Größe der Meridiangrade vom Aequator nach den Polen zu abnehme. Allein schon früher hatten Newton und Huyghens aus theoretischen Gründen gefunden, daß die Erde an ihren Polen abgeplattet sey, und daß daher die Größe der Grade gegen die Pole zu wachsen müsse. Das Verhältniß der beyden Durchmesser der Erde hatte Huyghens 0.9983 und Newton, der Wahrheit viel näher, gleich 0·9956 gefunden. Da sonach bey einem Gegenstande von so großer Wichtigkeit die Theorie mit der unmittelbaren Erfahrung durch Beobachtungen im Widerspruche stand, und da die meisten Geometer jener Zeit die inneren Gründe der Theorie Newton's nicht nach ihrem ganzen Gewichte zu würdigen wußten, so war eine Wiederholung dieser Messungen im Großen und mit verdoppelter Umsicht als ein beynahe allgemeines Bedürfniß erkannt. Dazu kam noch, daß eine andere Beobachtung von ganz eigener Art den Cassinischen Messungen ebenfalls zu widersprechen, und sich daher der Newton'schen Theorie anzuschließen schien. Schon im J. 1672 nämlich hatte Richer auf der nahe an dem Aequator liegenden Insel Cayenne gefunden, daß seine von Paris mitgebrachte Pendeluhr in Cayenne viel zu langsam ging, so daß er das Pendel derselben um 1 1/4 Linie zu verkürzen gezwungen war. Man wollte diese Erscheinung anfangs der Ausdehnung der Metalle durch die größere Hitze der

Tropenländer zuschreiben, aber man sah bald, daß diese Erklärung unzureichend war, und daß man mit der Annäherung zu dem Aequator der Erde eine Verminderung der Schwere annehmen müsse, die sowohl von der Anschwellung der Erde in dieser Gegend, als auch von der größeren Schwungkraft der Erde an dem Aequator kommen konnte. Der heftige Streit, welcher sich über diesen Gegenstand zwischen den Koryphäen der beyden Parteyen erhob, hatte endlich die Erklärung zur Folge, daß die bisher gemessenen Meridiangrade einander zu nahe liegen, um die Sache zu entscheiden, und daß man daher noch in anderen, weiter entfernten Gegenden ähnliche Versuche anstellen müsse. Die französische Regierung schickte daher, auf Antrieb des Ministers Maurepas, im J. 1735 eine Gesellschaft Geometer, unter denen sich Bouguer, Condamine und Godin befanden, nach Peru, und bald darauf noch eine zweyte, unter welcher Maupertuis, Clairaut und Celsius waren, nach Lappland. Jene fanden unter dem Aequator den Breitegrad gleich 56753, und diese unter der Breite von 66° 20′ gleich 57437 Toisen, wodurch denn also die Abplattung der Erde bewiesen, Newtons Theorie gerechtfertiget, und der lange Streit geschlichtet war. Hr. Schmidt findet aus diesen beyden Messungen die Abplattung gleich $\frac{1}{209}$. Die lappländische Messung mit der von Amiens durch Picard und Cassini verglichen, gibt $\frac{1}{115}$, und die peruanische mit der von Amiens endlich gibt $\frac{1}{314}$. Die großen Verschiedenheiten dieser drey Zahlen scheinen der Unsicherheit jener Messungen zuzuschreiben zu seyn, wie denn auch besonders die lappländische später von Svanberg große Berichtigungen erhielt.

Außer diesen Messungen wurden später noch mehrere andere vorgenommen. Lacaille fand am Vorgebirge der guten Hoffnung den Grad 57040 T. unter der Breite von 33° 18′ 30″; Lemaire und Boscowich in Italien, Liesganig in Oesterreich, Mason und Dixon in Pensylvanien, Mudge in England, Lambton in Ostindien, Delambre und Mechain in Frankreich und Spanien, Gauß in Hannover und Struve in Rußland.

Der Verfasser geht nun zu der Aufsuchung der Ursache der wenigen Uebereinstimmung über, welche zwischen den Resultaten der neuesten und besten Meridianvermessungen bemerkt wird, und findet diese in der verschiedenen Dichte der Erdmasse an den einzelnen Beobachtungsorten, oder, mit andern Worten, in der dadurch erzeugten Ablenkung des Lothes von der wahren Vertikallinie. Da aber diese Fehlerquelle sich jetzt, und wahrscheinlich immer, nicht entfernen läßt, so muß man sich bey der Unter-

suchung über die Gestalt der Erde damit begnügen, ein ideales elliptisches Sphäroid aufzusuchen, welches sich den vorzüglichsten Messungen so genau als möglich anschließt. Weil man überdieß, nach dem Vorhergehenden, die Haupturſache dieser Fehler in den astronomischen Bestimmungen der Amplituden der Messungsbogen suchen muß, so wird man jenes Ellipsoid so bestimmen, daß diese Bogen so genau als möglich den aus den Polhöhen abgeleiteten Werthen derselben entsprechen. Schon der durch seine endlichen unglücklichen Schicksale bekannte Walbeck hat diese Aufgabe in dem hier ausgesprochenen Sinne zu lösen gesucht, aber bloß die Endpunkte der ganzen Messungen und nur die erste Potenz der Abplattung in Betrachtung gezogen. Er fand so für den 360sten Theil des Erdmeridians 57009.758 Toisen, und für die Abplattung $\frac{1}{302.78}$. Unser Verf. hat diese Berechnungen ausführlicher wiederholt, und die Aufgabe so gelöst, daß die Summe der Quadrate der Unterschiede zwischen den berechneten und beobachteten Polhöhen ein Kleinstes ist, und auch das Quadrat der Abplattung dabey berücksichtigt. Er findet auf diese Weise aus der Verbindung der Messungen in Peru, Frankreich, Hannover, England, Schweden und den beyden Messungen in Ostindien, den 360sten Theil des Erdmeridians gleich 57008 662 Toisen und die Abplattung $\frac{1}{298.3186}$ *).

Diese Angaben sind die neuesten und verläßlichsten, welche wir bisher über die Größe und Gestalt unseres Wohnortes erhalten haben, und es ist nicht wahrscheinlich, daß spätere Beobachtungen oder Rechnungen darin noch bedeutende Aenderungen anbringen werden. Um diese Dimensionen auch in anderen Maßen auszudrücken, kann man bemerken, daß der Pariser Fuß oder der sechste Theil der hier gebrauchten Toise gleich ist

Pariser Fuß = 0.324839 Meter oder
1.065764 Londner Fuß,
1.027617 Wiener Fuß,
1.035003 rheinländ. Fuß.

---

*) Als Nachtrag zu diesen schönen und mühevollen Arbeiten wird in der Vorrede noch die von Kapitän Kater gefundene Korrektion der Maßstäbe berücksichtigt, die bey den beyden Messungen von Ostindien gebraucht wurden, und damit als Endresultat gefunden, der 360ste Theil des Erdmeridians gleich 57008.655 Toisen, und die Abplattung $\frac{1}{297.479}$, woraus für die halbe große Achse der Erde 3271852.318, und für die halbe kleine oder für die Rotationsachse derselben 3260853.703 Toisen abgeleitet wird.

Daraus folgt, daß der Meter gleich 0.513074 Toisen beträgt, und so wurde er auch aus der französischen Messung von Formentera bis Dünkirchen angenommen, indem man dem Quadranten des durch diese Messung gefundenen Erdmeridians zehn Millionen Meter beylegte. Nach unseres Verfassers Bestimmung ist aber der Meridianquadrant eigentlich 90mal 57008.662 oder 5130779.58 Toisen, daher die Länge des Erdquadranten auch nicht 10 Millionen, sondern genauer 10 Millionen und 7.71 des alten Meters enthält. Aus denselben Bestimmungen unsers Verfassers folgt der Umfang des Erdäquators gleich 20557561 Toisen. Da aber 15 geographische Meilen auf einen Grad des Aequators gezählt werden, so folgt für die geographische Meile 3806.955 Toisen oder 7421.340 Meter. Endlich ist der Halbmesser des Aequators 3271837.5 und die halbe Erdachse 3260920.3 Toisen.

Bezeichnet man durch φ die geographische Breite irgend eines Ortes der Erde, so hat man für den Krümmungshalbmesser des Meridians dieses Ortes in Toisen ausgedrückt:

$$3266356 - 16451 \text{ Cos. } 2\varphi + 34 \text{ Cos. } 4\varphi.$$

Die Länge des Radius Vectors oder die Entfernung jenes Ortes von dem Mittelpunkte der Erde ist dann in Toisen:

$$3263365 + 5484 \text{ Cos. } 2\varphi - 11 \text{ Cos. } 4\varphi.$$

Der Unterschied der geographischen und der geocentrischen Breite dieses Ortes ist, in Sekunden ausgedrückt:

$$692.4'' \text{Sin. } 2\varphi - 1'' \text{Sin. } 4\varphi.$$

Der körperliche Inhalt der ganzen Erde beträgt 26502 Millionen g. Kubikmeilen, und die Oberfläche derselben 9261176 g. Quadratmeilen, wo nach dem Vorhergehenden die geogr. Meile 3806.955 Toisen hat.

Der Flächeninhalt einer Zone der Erde, die von dem Aequator und demjenigen Parallelkreise, dessen geogr. Breite φ ist, eingeschlossen wird, ist gleich in g. Quadratmeilen:

$$4620257 \text{ Sin. } \varphi - 10354 \text{ Sin. } \varphi \text{ Cos. } 2\varphi + 16 \text{ Cos. } 4\varphi \text{ Sin. } \varphi.$$

Endlich ist die Länge eines Meridiangrades, dessen südlicher Endpunkt die g. Breite φ hat, in Toisen ausgedrückt:

$$57008.662 - 287.116 \text{ Cos. } (2\varphi + 1^\circ) + 0.600 \text{ Cos } (4\varphi + 2^\circ).$$

Der letzte Ausdruck kann auch vortheilhaft gebraucht werden, um die Entfernung zweyer gegebener Orte, z. B. zweyer Städte, auf der Oberfläche der Erde zu finden, wenn beyde Städte in einem und demselben Meridian liegen. Wenn sie aber in verschiedenen Meridianen liegen, so gehört die Aufgabe, ihre Di-

stanz zu finden, zu den schwereren, wenn man nicht etwa, die Sache zu vereinfachen, sich erlauben will, die Erde als eine vollkommene Kugel anzusehen. Jene Distanz könnte man auf folgende Art bestimmen wollen. Man errichte an dem ersten der beyden Orte eine auf die Oberfläche der Erde normale Linie, und lege dann durch diese Normale und durch den Fußpunkt des zweyten Orts eine Ebene, so wird die Lage dieser Ebene vollkommen bestimmt seyn, und die Oberfläche der Erde in einer krummen Linie schneiden, welche man für die gesuchte Distanz jener beyden Orte halten könnte. Allein wenn man dieselbe Operation an dem zweyten Orte vornimmt, oder wenn man durch die in dem zweyten Orte errichtete Normale und durch den Fußpunkt des ersten Orts eine Ebene legt, so wird diese Ebene die Erdoberfläche im Allgemeinen in einer anderen krummen Linie schneiden, als die erste Ebene. Diese krumme Linie kann daher nicht als das Maß der Entfernung der beyden Orte angesehen werden. Diese beyden krummen Linien fallen auf einer Oberfläche, die durch die Rotation einer ebenen Figur um eine Achse entstanden ist, also z. B. bey der sphäroidischen Erde, nur dann zusammen, wenn jene beyden Orte entweder in demselben Parallelkreise oder in demselben Meridian liegen. Die wahre Linie, welche die Distanz der beyden Orte angibt, wird vielmehr diejenige seyn, welche man bey der wirklichen Ausmessung dieser Distanz durch Maßstäbe verfolgt, d. h. mit anderen Worten, diejenige, in welcher je zwey nächste Elemente, zwar nicht in gerader Linie, da die Erde in ihren kleinsten Theilen gekrümmt ist, aber doch in einer Ebene liegen, die zugleich durch die an dem Berührungspunkte beyder Elemente gezogene Normale geht, und diese Linie ist zugleich, wie man leicht zeigen kann, die kürzeste unter allen, welche man zwischen jenen beyden Punkten auf der Oberfläche der Erde ziehen kann. Auf diese Voraussetzungen gründet nun der Verfasser, wie früher schon Laplace u. a., die hieher gehörenden analytischen Entwicklungen, die aber hier unbeachtet bleiben müssen. Nachdem er diesen Gegenstand trefflich dargestellt, und auch am Schlusse desselben auf die Messungen der Längengrade ausgedehnt hat, geht er nun in §. 268 zu den eigentlich theoretischen Untersuchungen über die Gestalt der Erde über, in welchen er nicht nur das Vorzüglichste, was uns die Arbeiten von Lagrange, Laplace, Gauß, Poisson u. a. gegeben haben, in einem lichtvollen und sorgfältig geordneten Vortrage mittheilt, sondern auch seine eigenen Ideen und Ansichten beyfügt, und sich als ein Mann beurkundet, dem das Höchste der Wissenschaft bekannt geworden ist, und der sich wohl

im Stande fühlt, die Fackel derselben auch in die dunkelsten und bisher noch unbekannten Gegenden ihres Gebietes zu tragen.

Von §. 396 bis 453 wird die Theorie des Pendels behandelt, und nach den ersten analytischen Entwicklungen derselben gezeigt, wie die Aenderung der Länge des Sekundenpendels mit der Aenderung der Schwere von dem Aequator zu den Polen zusammenhängt; wie sich aus den gemessenen Pendellängen an zwey Orten der Erde sowohl die Schwere am Aequator, als auch die Abplattung finden läßt, und welches die wahrscheinlichste Größe dieser beyden Resultate aus den sämmtlichen Beobachtungen Sabines, Katers, Freycinets u. a. ist. Der Verf. findet daraus für die Schwere unter dem Aequator 30.10906 Par. Fuß, und für die Abplattung $\frac{1}{288.20}$. Die mittlere Dichte der Erde ist dann 4.785, wenn die des Wassers als Einheit angenommen wird. Dann beschäftigt sich der Verfasser mit den verschiedenen Methoden, durch welche die Länge des Sekundenpendels beobachtet wird, und mit den Korrektionen, welche diese Beobachtungen bedürfen, wegen der Abnahme des Schwingungsbogens, wegen dem Widerstande der Luft, wegen der Ausdehnung des Fadens und wegen der Reduktion auf das Niveau des Meeres. Den Beschluß dieses Gegenstandes macht die nähere Betrachtung des Kater'schen unveränderlichen oder des sogenannten Reversionspendels, von welchem die erste Idee bekanntlich von Bohnenberger mitgetheilt worden ist, so daß eigentlich der letzte als der Erfinder desselben genannt werden soll.

Am Ende des ersten Theiles, der die eigentlich mathematische Geographie enthält, beschäftigt sich der Verf. mit der Bestimmung der geographischen Orte der Erde durch Beobachtungen, wobey er sich besonders auf diejenigen Methoden beschränkt, die für Reisende, welche nur kleinere Instrumente mit sich führen, angemessen sind.

Unter den verschiedenen Zeitbestimmungen wird zuerst die Methode der korrespondirenden Höhen als eine der einfachsten und sichersten angeführt. Es sey uns erlaubt, zu dieser für die praktische Astronomie eben so wichtigen, als einfachen Methode einige Bemerkungen zu machen, da wir hier mit dem Vortrage des Verfassers nicht in allen Punkten übereinstimmen. Zuerst ist es wohl für Reisende mit kleinen Instrumenten, für welche der Aufsatz vorzugsweise bestimmt seyn soll, kaum nothwendig, die Identität der zwey Verfahren §. 458 und 459 so umständlich zu zeigen, und die Rechtmäßigkeit der Weglassung der höheren Potenzen von δD, wie §. 460 geschehen ist, zu beweisen. Hätte man in §. 462 den Fehler der Zeit, der aus einem

gegebenen Fehler der beobachteten Höhe, nicht bloß für die vortheilhafteste Höhe, sondern, wie es angemessener ist, überhaupt gesucht, so würde man den S. 448 gefundenen Ausdruck für d t noch durch den Sinus des Azimuts dividiren müssen, auch hätte, wie dieselbe Gleichung zeigt, vielleicht deutlicher herausgehoben werden können, daß die Zeitbestimmung durch Höhenmessungen bey der Annäherung des Beobachters zu den Polen immer mißlicher wird, und daß man endlich, in geringen Entfernungen von dem Pole, auf andere Mittel bedacht seyn muß. Den §. 463 aufgestellten Unterschied des analytischen Ausdrucks für den Mittag und die Mitternacht kann man ganz übergehen, wenn man die Stundenwinkel von Süd nach West bis 360° zählt. Auch die Bemerkung, wenn die Korrektion d t addirt oder subtrahirt werden soll, kann weggelassen werden, wenn man statt δ D die Differenz der Poldistanzen der Sonne in den beyden äußersten Beobachtungen annimmt, wo sich dann das Zeichen der Korrektion von selbst bestimmt. Die Methode der kleinsten Quadrate oder die Rücksicht auf die zweyten Differenzen bey dem täglichen Gange der Uhren anzuwenden, möchte bey Reisenden mit kleinen Instrumenten wohl selten vorkommen. Was endlich die S 441 gegebene Korrektion wegen dem abweichenden Gange der Uhr von der wahren Zeit betrifft, so halten wir sie für unrichtig, da die ganze Verbesserung, nach unserer Ansicht, eigentlich gar nicht Statt haben soll. Hat man nämlich, mit dem Verfasser, die Größe δ D mit Hülfe der Zwischenzeit der Beobachtungen, in Uhrzeit ausgedrückt, bestimmt, so erhält man, wenn man δ t durch die erste Gleichung der S. 440 sucht, durch die Hinzufügung dieses δ t zur Mitte der Uhrzeit der Beobachtungen auch sofort die Uhrzeit der wirklichen Kulmination der Sonne, und diese Uhrzeit ist es, welche man sucht. Daß in Sin t und Cos. t der wahre Stundenwinkel gebraucht werden soll, ist übrigens für sich klar. Nur in dem Falle, wenn man die Größe δ D nicht für die Zwischenzeit, in Uhrzeit ausgedrückt, sondern z. B. für die Zwischenzeit, in wahrer Sonnenzeit ausgedrückt, bestimmen wollte, müßte man dann auch noch auf die hier in Rede stehende zweyte Korrektion des Verfassers Rücksicht nehmen, um nämlich wieder die gesuchte Uhrzeit der Kulmination zu erhalten. Da man aber in diesem Falle nur durch die Korrektion des Verfassers die anfangs begangenen Fehler, wo man den Werth von δ D für die wahre Zwischenzeit suchte, gleichsam wieder verbessern oder aufheben will, so ist es besser, beyde Korrektionen gänzlich wegzulassen. — Noch schien es wünschenswerth, einiger anderer Zeitbestimmungen erwähnt zu sehen, die sich besonders für Reisende eignen, für welche die korrespondirenden Höhen nicht immer

die bequemsten seyn werden, da sie zu viel Zeit rauben, und zu sehr von der Gunst der Witterung abhängen. Hieher kann gezählt werden die Methode der Zeitbestimmung durch einzelne Höhen, durch Distanzen der Sonne von terrestrischen Objekten, besonders in den höheren Breiten, durch das Verschwinden der Sterne hinter Thürmen an fixen Beobachtungsorten, und endlich der Gebrauch eines kleinen Höhenkreises, der mit einem Azimutalkreise versehen ist, wie ihn Bessel für reisende Beobachter vorgeschlagen hat. Dieses Instrument scheint zu diesen Zwecken eben so viel vorzüglicher, als der Sextant, als dieser wieder die früher gebräuchlichen großen Quadranten an Anwendbarkeit übertrifft, mit welchem letzten sich z. B. die älteren französischen Astronomen in Peru, und erst zu unseren Zeiten Niebuhr in Asien und Aegypten sattsam geplagt haben.

Bey den Breitenbestimmungen würde eine Tafel der Refraktion in Beziehung auf Bequemlichkeit und Sicherheit der Rechnung für Reisende der analytischen Formel, die doch nur bis 20° Höhe gilt, vorzuziehen seyn. In §. 476 scheint uns die Refraktion noch vor der Addition des Sonnenhalbmessers anzubringen, weil man doch die Refraktion für die in der That beobachtete Höhe des gewählten Randes der Sonne nehmen muß. In der Formel für die Cirkummeridianhöhen S. 469 ist der Nenner 2 übersehen worden; auch scheint uns die ältere Gestalt dieser Formel mit der bekannten Tafel Delambre's für den Gebrauch bequemer. Bey Gelegenheit der Methode des Douwes hätte bemerkt werden sollen, daß sie eigentlich bestimmt ist, die Aufgabe aufzulösen, Zeit und Polhöhe zugleich zu finden, und daß sie daher besonders von den Schiffern beachtet werden muß, die sich ihrer so häufig bedienen. Ob, wie S. 483 gesagt wird, die Längenbestimmungen durch Chronometer die genauesten Resultate geben, möchte wohl bezweifelt werden, da diese Uhren bey längeren Reisen, wie die Erfahrung lehrt, nur selten den gewünschten Gang in dem Grade beybehalten, um auf eine solche Auszeichnung Anspruch zu machen. Ob sie übrigens nach mittlerer oder nach Sternzeit gestellt sind, möchte wohl sehr gleichgültig seyn. Wenn aus Mangel korrespondirender Beobachtungen einer Mondesfinsterniß die Erscheinungen derselben für einen zweyten Ort, z. B. für Paris, aus den Tafeln berechnet werden sollen, so wird die auf dieses Verfahren gegründete Längenbestimmung so wenig verläßlich seyn, daß sie gewiß nur in dem äußersten Nothfalle angewendet werden darf. In der Lehre von der Bestimmung der geographischen Länge durch beobachtete Sonnenfinsternisse hätte auf die schöne Theorie, die Lagrange gegeben, und Bessel erst vor Kurzem vervollkommnet hat, Rück-

sicht genommen werden sollen. Bey Mondsdistanzen von der Sonne oder von Fixsternen auf die Abplattung der Erde Rücksicht zu nehmen, möchte für Reisende mit kleineren Instrumenten oder für Seefahrer wohl eine zu weit getriebene Liebe zur Genauigkeit seyn. Auch wäre an manchen Orten die Anzeige anderer Schriften wünschenswerth, in welchen der Leser, besonders der für die Anwendung der vorgetragenen Lehren bestimmte Leser, weitere theoretische und praktische Entwicklungen der einzelnen Gegenstände finden kann, wie denn überhaupt diese letzte Abtheilung in mehreren Beziehungen hinter den meisten übrigen Abhandlungen dieses ersten Bandes zurücksteht.

Der zweyte Band ist der eigentlich sogenannten physischen Geographie gewidmet, und handelt von den Eigenthümlichkeiten der Oberfläche der Erde, von der Atmosphäre derselben, von der Temperatur an der Oberfläche und im Inneren der Erde, von den verschiedenen Bestandtheilen des Erdkörpers, von der mittleren Dichtigkeit, von den Veränderungen der Oberfläche, von den Hypothesen über die Entstehung der Erde und von dem Erdmagnetismus. Den Beschluß des Ganzen macht eine ausführlichere Theorie der Ebbe und Fluth.

Bey der Aufzählung der allmäligen Erweiterung unserer Kenntniß der Erde führt der Verf. in gedrängter Kürze mehrere merkwürdige Data an, die das Resultat einer ausgebreiteten Lektüre und einer sorgfältigen Sammlung zu seyn scheinen, und von welchen wir hier die vorzüglichsten andeuten. Die Entdeckungen der Phönizier, Karthager, der Griechen und Römer übergehend, beginnen wir mit dem ältesten geographischen Werke über den den Alten beynahe gänzlich unbekannten Norden Europa's, oder mit Other, der im J. 888 von König Alfred zur Untersuchung der nördlichsten Küsten dieses Welttheils ausgeschickt wurde, und der durch seine Reisen die Gelegenheit zur späteren Entdeckung Grönlands (920) bot. Die den Alten unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannten kanarischen Inseln, von welchen seit dem sechsten Jahrhunderte alle Kenntniß verloren gegangen war, wurden im dreyzehnten Jahrhunderte wieder gefunden. Im Jahre 1246 reiste Carpini in die Tatarey zum Chan der goldenen Horde, und 1253 Rubruquis nach Mittelasien und in die Hauptstadt Karakorum der Mongolen. Marco-Polo durchzog 1270 den westlichen Theil von China und Indien; Oderich von Portenau im J. 1330 einen großen Theil von Asien; Clavigo ging 1403 als Gesandter nach Samarkand an Timur. Bald darauf gingen die von den Normännern in Grönland angelegten Kolonien durch Seeräuber oder durch das zu strenge Klima verloren, wodurch

alle Kommunikation derselben mit Europa aufhörte, bis sie gegen 1600 wieder entdeckt wurden. Im Jahre 1418 wurden Madera und Porto Santo entdeckt, 1432 die azorischen Inseln, 1447 das grüne Vorgebirge, 1462 Guinea, 1472 die Inseln San Thomas und Annobon, 1484 das Reich Congo, 1486 entdeckte Bartolomeo Diaz das Kap der guten Hoffnung, und 1497 am 20. Nov. umschiffte dasselbe Vasco de Gama, der am 22. May 1498 in Kalkutta landete. Im J. 1492 entdeckte Kolumbus die Inseln Cuba und St. Domingo, im J. 1493 Jamaika, Portorico und die karaibischen Inseln. 1497 fand der Venetianer Cabota Neufoundland, und einige Jahre später Brasilien. Cortereal fand 1501 Kanada und Labrador. In demselben Jahre besuchte der Florentiner Americo Vespucci die Küste von Brasilien, und seine mit Prahlereyen aller Art angefüllte Reisebeschreibung verschaffte ihm die Ehre, den von Kolumbus entdeckten Welttheil nach seinen Namen genannt zu sehen. Im J. 1512 entdeckte Leon Florida, 1513 sah Balboa zuerst das stille Meer auf der Westküste von Amerika. 1520 machte Magelhaens die erste Reise um die Welt, auf welcher er die philippinischen und die marianischen Inseln entdeckte. 1526 entdeckte Pizarro Peru, und 1535 Almagro Chili. Der Engländer Willoughby versucht 1553 die erste nordöstliche Durchfahrt nach China, wobey er in das weiße Meer gelangt, und in Archangel mit den Russen Handel treibt. Hertoog entdeckte im J. 1616 Neuholland und Australien oder den sogenannten fünften Welttheil. Andere nordöstliche Durchfahrten wurden von Frobisher 1567, Davis 1585, Hudson 1607, Baffin 1615 und in den neuesten Zeiten von Parry, Roß, Sabine und Scoresby versucht. Das Innere von Amerika ist uns vorzüglich durch die Bemühungen Humboldt's genauer, als das mittlere Asien, bekannt geworden, und das tiefe Afrika ist uns, troß der Anstrengungen und Opfer, welche Bruce, Mungo Park, Hornemann, Clapperton, Laing und Derham gebracht haben, noch immer unbekannt.

Es sey uns erlaubt, zu diesem Verzeichnisse der vorzüglichsten Entdeckungen noch einige andere hinzuzusetzen:

1502 entdeckte der Portugiese Jean de Nova die Insel St. Helena. Ferner wurde entdeckt:
1506 die Insel Madagascar von Tristan da Cunha;
1511 die molukkischen Inseln von den Portugiesen;
1512 die Maldiven, von einem an diesen Inseln scheiternden Portugiesen;

1515 Peru, von Perez de la Rua, und nicht von Pizarro, wie unser Verf. sagt, der es erst im J. 1526 unterjochte;
1516 Rio Janeiro, von Dias de Solis;
1517 China, das erste Mal von der See gesehen von Ferdinand Perez d'Andrada. In demselben Jahre wurde die Küste von Bengalen durch portugiesische Schiffer entdeckt.
1525 Neuholland, durch die Portugiesen, und nicht, wie der Verf. sagt, 1616 von Hertoog. Dieser große Erdtheil wurde längere Zeit von den Europäern vernachläßigt, aber in den Jahren 1619 und 1644 wieder mehrmals von Holländern besucht. Näher bekannt ist uns dieses schöne Land erst durch die Engländer in den neuesten Zeiten geworden.
1527 Neu-Guinea, von dem Spanier Saavedra.
1541 Labrador, durch den französischen Ingenieur Alphonze. In diesem Jahre schiffte das erste englische Schiff nach Indien, um daselbst die Portugiesen anzugreifen.
1542 Japan, von dem Portugiesen Antonio de Meta und Peyroto.
1577 New Albion, von dem Admiral Drake.
1580 Siberien, von dem Kosakenanführer Jermak Timophejewitsch.
1587 die Davisstraße, von dem Engländer Davis.
1594 die Falklandsinseln, von Hawkins.
1595 die Marquesasinseln, von Mendana.
1607 die Hudsonsbay, von dem berühmten Weltumsegler Hudson auf seiner dritten Reise.
1616 Kap Horn, von Le Maire und Schouten, zwey holländischen Schiffern.
1642 Neuseeland und die Südküste von Van Diemens Land, entdeckt von dem Holländer Tasman.
1673 Louisiana, durch französische Schiffer.
1690 Kamtschatka, durch den Kasaken Morosko.
1699 Neu-Britannien, von Dampier.
1728 die Behringsstraße von dem dänischen Schiffer Behring im russischen Dienst.
1741 die Aleuten, von Behring.
1767 Otaheiti, von Wallis.
1768 Cook's Straße, von Cook.
1774 Neu-Kaledonien, von Cook.
1778 Icy Cape (Eis-Kap), von Cook.
1779 die Sandwichinseln, von Cook.

Die diesen folgenden neueren Entdeckungen sind bereits bekannt genug, um hier nicht weiter erwähnt zu werden.

Besondere Aufmerksamkeit widmet unser Verf. der Reise des Nicolo Zeni, der im J. 1380 in die nördlichen Meere zog, und dort die große Insel Friesland, nebst mehreren anderen kleineren, Estland, Engroveland, Estotiland u. s. entdeckte, von welchen allen jetzt keine Spur mehr übrig ist. Die Beschreibung dieser Reise ist erst 150 Jahre später von dem gleichnamigen Verwandten des Nicolo Zeni herausgegeben worden. Diese Reise hat von jeher unsere Geographen beschäftigt, und Buache, Eggers, Zurla u. a. haben ihre Untersuchungen dieses Gegenstandes in eigenen Schriften bekannt gemacht. Forster (Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten) nimmt unseren Zeni in Schutz, und sucht die ganze Sache durch Vertauschung und Verstümmlung der Namen Shetland, Orkney, Florida u. s. w. zu erklären. Zurla will die Zweifel, welche über die Wahrheit dieser Reiseberichte entstehen, durch ein Erdbeben niederschlagen, welches jene Inseln unter den Spiegel des Meeres versenkte. Unser Verf. hält mit Hoff, Baudrant, Sprengel u. a. die ganze Reisebeschreibung für einen Roman.

Den Flächeninhalt der verschiedenen Welttheile gibt Hr. Schmidt auf folgende Weise an:

Europa	172000	geogr. Quadratmeilen.
Asien	640000	
Afrika	530000	
Amerika	570000	
Neuholland	140000	
Inseln	1000000	

Die Summe dieser Flächen beträgt 3,052,000 Quadratmeilen, und da, nach dem Vorhergehenden, die Oberfläche der Erde 9,261,176 Q. M. hat, so folgt, daß die Oberfläche des Landes sich zu der des Meeres nahe wie 1 zu 2 verhält.

S. 29 gibt der Verfasser das umständliche Verzeichniß der Höhen vieler Orte (über 4400), welches in dem Gehlerschen phys. Lexikon enthalten ist. Es wäre zu wünschen, daß wenigstens die vorzüglichsten dieser Angaben der Wahrheit gemäß seyen, und daß bey jeder derselben die Quelle angezeigt würde, aus welcher man sie geschöpft hat Aber es geht schon seit langem mit diesen, wie mit den Verzeichnissen der geographischen Längen und Breiten der vorzüglichsten Orte der Erde, die z. B. in der Connaissance des tems alle Jahre unverändert bis zum Ueberdrusse wiederholt werden, obschon beynahe jährlich die höchst nöthige Verifikation derselben versprochen wird. So ist es ge-

kommen, daß wir bey vielen selbst sehr ausgezeichneten Orten keine einzige der drey Koordinaten, durch welche die Stelle desselben auf der Oberfläche der Erde bezeichnet wird, genau anzugeben im Stande sind. Die zu einer solchen Sammlung nöthigen Materialien sind in einer ganzen Bibliothek von Büchern zerstreut, und es wäre sehr zu wünschen, daß es einmal einem deutschen Manne gefiele, mit deutschem Fleiße sie zusammenzutragen, und einen in allen seinen Theilen brauchbaren Catalogue raisonné zu geben, der dann eine der schönsten Zierden unserer mathematischen Geographie machen würde.

Eine auffallend richtige Bemerkung ist, daß die größeren Ebenen unserer Erde zugleich, die einen die fruchtbarsten und die andern die unfruchtbarsten Gegenden enthalten. Zu den letzten, unter dem Namen der Wüsten bekannten Flächen, gehört vorzugsweise die Wüste Sahara in Afrika, die einen Raum von 40,000 geogr. Q. M. einnehmen soll. Es ist merkwürdig, daß in derselben so viele Petrifikationen von Konchylien und von Pflanzen gefunden werden, und daß sie ihrer ganzen Breite nach von einer mächtigen Basaltklippe durchschnitten wird. Man schließt daraus, daß diese Gegenden in der Vorzeit große vulkanische Revolutionen erlitten haben. Unter den Oasen dieser Wüste ist die größte Fezzan, die über 1800 geogr. Q. M. in der Fläche halten soll. Die größte Gefahr, welche sie den Reisenden entgegensetzt, ist nebst dem Tode aus Durst, das Ersticken durch feinen Flugsand, der sich in dichten Wolken meilenweit erhebt, und wie ein Schneegestöber im Sturme abwechselnd hohe Berge und eben so vergängliche tiefe Thäler erzeugt. Nach den furchtbaren Erzählungen der Reisenden kann man kaum begreifen, wie es möglich ist, bey einem Durchzuge durch diese Wüste, die vier- bis fünfhundert Stunden dauert, der Verschüttung durch Sand zu entgehen. Bekannt ist die Erzählung, daß das Heer des Kambyses von diesen Sandwolken ganz bedeckt worden ist. Oft werden auch die wenigen Brunnen in den Oasen der Wüste durch diese Sandstürme ganz verschüttet und ausgetrocknet, was dann den unvermeidlichen Tod der Karavanen, welche die Wüste bereisen, zur Folge hat. So fand noch im J. 1805 eine Karavane von 2000 Menschen und 1800 Kamehlen auf dem Wege von Tafilalet nach Tombuctu aus Mangel an Wasser einen qualvollen Tod. — Nicht weniger merkwürdig ist die große Wüste Gobi, die Sibirien von China scheidet, und die man z. B. auf dem Wege von Pecking nach Kiachta (der Handelsgrenzstadt Rußlands mit China) durchschneiden muß. Der östliche Theil ist wegen ihrer großen Höhe über der Meeresfläche der Kälte und den Stürmen sehr ausgesetzt.

Die größte Tiefe des Meeres, so weit sie uns aus Beobachtungen bekannt ist, hat Kapitän Phipps (später unter dem Namen Lord Mulgrave bekannt) gefunden, der im atlantischen Meere mit einem Senkbley von 4680 Fuß den Grund des Meeres noch nicht erreichen konnte. In den größeren Tiefen unter dem Spiegel des Meeres muß das Tageslicht natürlich immer schwächer werden, wie auch die Taucher und Perlenfischer aus Erfahrung wissen. Unter der von Lambert gefundenen Voraussetzung, daß das Licht des Vollmondes nahe 300,000mal schwächer ist, als das Licht der Sonne, findet der Verf., daß das Tageslicht in der Tiefe von 117 Fuß unter der Oberfläche des Meeres nur mehr die Stärke des Vollmondes haben könne.

Den Grund des salzig-bitteren Geschmacks des Meerwassers findet der Verf. in der Auflösung der salz- und schwefelsauren Magnesia am Boden des Meeres. Die so oft angegebene Ursache des salzigen Geschmacks dieses Wassers, daß nämlich dadurch die Fäulniß des Wassers verhindert werden soll, wird als unstatthaft zurückgewiesen, da die Erfahrung zeigt, daß wenig Salz, im Wasser aufgelöst, die Fäulniß desselben nicht nur nicht hindert, sondern sogar befördert. Nach unserem Verf. soll das Meerwasser gleich anfangs bey der Bildung der Erde die noch jetzt vorhandenen Auflösungen von Kochsalz, Bittererde u. s. w. enthalten haben, mit welchen es so innig verbunden ist, daß eine Trennung derselben ohne Verdampfung oder ohne chemische Reagentien nicht möglich ist, so daß also ursprünglich gar kein Wasser ohne die Beymischung der erwähnten Substanzen existirt habe, und daß das süße Wasser erst durch Verdampfung und Verdünstung, bey welchen die Salze zurückbleiben, entstanden ist.

Von dem bekannten Leuchten des Meeres wird ein merkwürdiges Beyspiel angeführt. Forster bemerkte am 29. Okt. 1772 in der Gegend der Tafelbay das ganze Meer, so weit man sehen konnte, mit Feuer bedeckt. Eine jede sich brechende Welle gab an ihrer Spitze einen hellen Glanz von sich, und durch das immerwährende Anschlagen der Wellen an das Schiff erzeugte sich ein feuriger Kranz um dasselbe. Er sah feurige Körper, die wie Fische gestaltet waren, und die sich in und nahe über dem Wasser in verschiedenen Richtungen und mit veränderlicher Geschwindigkeit bewegten. In einem Eimer, den er mit diesem Wasser füllte, fand er eine unzählige Menge kleiner, leuchtender, kugelartiger Körper, die mit großer Schnelle im Wasser hin und wieder schwammen, und die, aus dem Wasser genommen, und mit dem Mikroskope untersucht, die Gestalt einer bräunlichen Gallerte hatten.

Bey Gelegenheit der Lehre von der Ebbe und Fluth des

Meeres wird eine auf die Hauptmomente beschränkte, sorgfältig abgefaßte Theorie dieser Erscheinungen gegeben. Der Verf. behandelt diesen wichtigen Gegenstand noch als zur Hydrostatik gehörend, holt aber am Ende des Werkes noch nach, was er hier der Kürze wegen übergeht. Die bekannten Strömungen des Meeres von Ost nach West, die man besonders zwischen den Wendekreisen bemerkt, leitet der Verf. von einem fortwährenden Zuge der Gewässer des Weltmeeres von den beyden Polen gegen den Aequator ab. Dieser Zug wird von dem immerwährenden Fortrücken der am Pole losgelösten Eismassen, die ebenfalls alle gegen den Aequator gehen, bewirkt, und er entsteht wahrscheinlich aus einer permanenten Störung des Gleichgewichts des Meeres in der heißen Zone, die von der zu starken Verdünstung des Wassers durch die hohe Temperatur jener Gegenden kommen mag. Wenn nun das Wasser auf seinem Zuge von den beyden Polen gegen den Aequator andere Wassertheilchen antrifft, die, wegen der Rotation der Erde von West nach Ost, eine immer größere Geschwindigkeit nach Ost haben, je näher diese letzteren dem Aequator liegen, so müssen die ersteren, mit ihrer kleineren Geschwindigkeit, gegen Westen zurückbleiben, und so eine von Ost gegen West gerichtete Strömung verursachen. Ganz aus einer ähnlichen Ursache lassen sich bekanntlich auch die Strömungen der Luft zwischen den Wendekreisen erklären, die ebenfalls von Ost nach West gerichtet sind. Der Verf. sucht noch eine analytische Bestimmung des Weges zu geben, welches ein Wassertheilchen, auf diese Weise von dem Pole zu den Aequator gehend, auf der Oberfläche der Erde beschreiben würde.

Nach Klaproth's Untersuchungen hat das todte Meer in Palästina unter allen bekannten Meeren den stärksten Salzgehalt, da 1000 Theile Wasser 244 salzsaure Magnesia, 106 salzsaure Kalkerde und 78 Theile salzsaures Natron geben. Das daraus entstehende große spezifische Gewicht des Wassers dieses Meeres macht es an seiner Oberfläche gleichsam träge oder todt, der Bewegung durch Winde weniger empfänglich. Weder Fische noch Gewächse finden sich in demselben, nur Salz, Asphalt und das sogenannte Judenpech wird in ihm erzeugt. Die Umgegenden dieses Meeres zeugen deutlich von großen Verwüstungen, welche daselbst vulkanische Revolutionen in der Vorzeit angestellt haben. Dieses Meer enthält 25 geogr. Q. M. in seiner Oberfläche, während das kaspische Meer 8000 Q. M. hat. — Bekanntlich erhält das Wasser der Ströme, wenn es durch enge Felsenwände sehr eingeengt wird, eine bedeutende Geschwindigkeit. Der Strom Konnektikut in Nordamerika zeigt diese Erscheinung im höchsten Grade bey seiner, etwa zwanzig Meilen

vor seiner Mündung, Statt habenden Einengung, da mehrere Reisende, aber mit offenbarer Uebertreibung, erzählen, daß daselbst große Stücke Bley wie Kork schwimmen, und daß man die Spitze eines Brecheisens nur mit Mühe in das unglaublich schnell fließende Wasser bringen kann.

In der Lehre von unserer Atmosphäre gibt der Verf. einen sinnreichen Beweis des bekannten Mariotte'schen Gesetzes, nach welchem der Druck der Luft auf eine Fläche dem Inhalte dieser Fläche und der Dichtigkeit der Luft proportional ist. Daraus leitet er den Satz ab, daß für die Luft über der Erdoberfläche die Unterschiede der Logarithmen des in verschiedenen Höhen Statt findenden Druckes der Luft, diesen Höhen selbst proportional sind. Für die unter der Oberfläche der Erde bestehende, z. B. für die in tiefen Schachten eingeschlossene Luft wird dieses Gesetz nicht mehr gelten, weil die Schwere innerhalb der Erde ein anderes Gesetz befolgt. Eine S. 183 für verschiedene Höhen und Tiefen berechnete Tafel der Dichte der Luft wird den Physikern sehr willkommen seyn. Es folgt z. B. aus ihr, daß die Dichte der Luft in einer Tiefe von 7 $1/2$ geogr. Meilen schon die des Wassers übertrifft. In der Tiefe von 9 Meilen ist die Dichte der Luft achtmal größer als die des Wassers, also nahe der des Eisens oder Messings, und in der Tiefe von 10 Meilen unter der Oberfläche der Erde ist sie schon größer, als die des Silbers. In dem Mittelpunkte der Erde ist ihre Dichtigkeit bereits ungeheuer, da die Zahl, welche das Verhältniß der Dichte der Luft im Mittelpunkte der Erde zu der Dichte an der Oberfläche der Erde ausdrückt, aus 170 Ziffern besteht, so daß wir sie mit keinem der uns bekannten Körper auch nur von Ferne weiter vergleichen können. Daß aber bey so großem Drucke, so wie in bedeutenden Höhen bey sehr kleinem Drucke der Luft, das Mariotte'sche Gesetz nicht mehr gelten könne, wird umständlich gezeigt. — Von diesen Betrachtungen geht Hr. Schmidt zu den Messungen der Berghöhen durch das Barometer über, deren Theorie hier auf das sorgfältigste diskutirt, und deren Gebrauch durch eine bequeme Tafel sehr erleichtert wird. Die Höhe der Atmosphäre findet er, der Theorie gemäß, ganz von dem Gesetze der Temperatur abhängig, nach welcher die oberen Schichten allmälig kühler werden. Unter etwas willkürlichen Annahmen findet er die Höhe der Atmosphäre unter dem Aequator 175,000, und unter den Polen 132,109 Fuß. Sieht man die Oberfläche der Atmosphäre, wie die der Erde, als ein Sphäroid an, so findet er die Abplattung dieses Sphäroids gleich $\frac{1}{177}$. Allein beyde Elemente, die Höhe sowohl, als die Abplattung der Atmosphäre, ist, auch nur mit einiger Genauigkeit,

äußerst schwer, wo nicht unmöglich zu bestimmen. Daher man denn auch von den vorzüglichsten Physikern so sehr verschiedene Resultate erhalten hat. J. G. Schmidt fand diese Höhe 165,858 Fuß, und derselbe auf einem anderen Wege 209,950 Fuß; Zach findet 180,000, Laplace bestimmt die Grenze, welche diese Höhe nicht übersteigen kann, zu 110 Millionen Fuß. Wollaston hat einen sehr sinnreichen Beweis gegeben, daß die Ausdehnung der Atmosphäre wenigstens nicht, wie einige glaubten, ohne Ende fortgehen könne, weil sich sonst die Sonne und alle Planeten daraus Atmosphären bilden würden, die desto dichter seyn müßten, je stärker die Anziehung dieser Planeten wäre, ein Ereigniß, welches wir besonders bey den Durchgängen der unteren Planeten von der Sonne wahrnehmen müßten, wenn es in der That Statt hätte.

Ueber die Abnahme der Temperatur in größeren Höhen findet auch Hr. Sch. aus den von ihm zu Grunde gelegten Beobachtungen Humboldt's in Amerika wenig Befriedigendes, so daß er am Ende bey der einfachsten Voraussetzung, aus Mangel einer besseren, stehen zu bleiben gezwungen ist, daß die Wärme mit der wachsenden Höhe gleichförmig abnimmt. Die Höhe, welche einem Grade (des Centes. Thermometers) Temperatur entspricht, fand er aus Humboldt's Beobachtungen auf Bergen nahe 600 Par. Fuß; auf sehr ausgebreiteten Ebenen am Aequator aber 772 Fuß; aus Gay-Lussac's Luftfahrt 533 Fuß. Auf den Alpen fand Thamond 538, in England fand Dalton 408 Fuß, so daß also die Wärmeabnahme unter den geographischen Breiten des mittleren Europa bedeutend größer ist, als unter dem Aequator, eine Wahrnehmung, die ohne Zweifel regelmäßig bis zu den beyden Polen der Erde Statt hat.

Ein bestimmtes Gesetz oder eine Formel für die Höhe der Schneegrenze unter den verschiedenen Breiten, die andere Physiker so emsig gesucht haben, hält der Verf. mit Recht für unmöglich, oder wenigstens für praktisch unbrauchbar, da die Einwirkungen der Lokalität hier von der größten Wichtigkeit sind. Dafür sucht er desto sorgfältiger das allgemeine Gesetz der Wärmeabnahme in größeren Höhen: aber er findet über dieses eben so wichtige als schwer zu bestimmende Element nicht ganz befriedigende Resultate. Man sieht aus seiner Theorie, daß die Wärme wohl in arithmetischer Progression abnimmt, aber viel schneller, als die Beobachtungen zeigen, da 170 Par. Fuß Erhöhung für einen Grad Centes. Therm. Abnahme gefunden werden.

Das Barometer, welches früher schon umständlich als Höhenmesser der Berge betrachtet wurde, kömmt auch als der allgemein beliebte Wetterverkündiger zur Sprache. Gewöhnlich

hält man einen hohen Barometerstand für den Vorboten des schönen, und einen niedrigen des schlechten Wetters. Allein ausführliche Beobachtungen haben bereits über allen Zweifel erhoben, daß diese Regel nicht Statt hat, und daß man eben so oft schlechtes Wetter bey hohem, und schönes bey niederem Barometerstande hat. Daß sich demungeachtet die Leute nicht davon abbringen lassen, und daß viele, nicht bloß ungebildete, sondern selbst sehr gelehrte Männer ihr ganzes Leben durch in diesem Glauben festhalten, obschon sie ihn durch die That beynahe täglich widerlegt sehen, ist eine Erscheinung, die aus anderen, anthropologischen Gründen erklärt werden muß. Nur so viel kann man mit unserem Verf. mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß bey einem sehr niedrigen Barometerstande gewöhnlich ein starker Wind entsteht, und diese Erscheinung erklärt sich ganz einfach aus dem Bestreben der Luft, sich rücksichtlich des Druckes ins Gleichgewicht zu setzen, indem die mehr elastische Luft nach der Gegend hin ausströmt, wo sie weniger Elasticität besitzt. So ist das starke, besonders das plötzliche starke Fallen des Barometers für die Schiffer immer ein Zeichen des nahenden Sturmes, so wie das Steigen desselben ihnen das baldige Aufhören desselben verkündet. Diese Erscheinung der Atmosphäre wird also von dem Barometer in der That vorausgesagt, weil sie allein von dem Drucke der Luft abhängt, und das Barometer eigentlich diesen Druck anzugeben bestimmt ist. Alle übrigen Veränderungen unseres Luftkreises aber können vor sich gehen, ohne den Druck zu ändern, und ohne daher von dem Barometer angezeigt zu werden. Es ist daher eine unrichtige Anwendung dieses Instruments, die davon die Vorhersagung der Witterung überhaupt erwartet.

Die täglichen Variationen des Barometers, die besonders zwischen den Wendekreisen so wahrnehmbar sind, hat Humboldt in Amerika eifrig beobachtet. Er fand das Maximum des Barometerstandes zwischen 9 und 10 Uhr des Morgens und gegen 11 Uhr Abends. Die kleinste Höhe aber hat um 4 Uhr Abends und 4 Uhr Morgens Statt. Die Ursachen dieser regelmäßigen Veränderungen sind nicht, wie die der Ebbe und Fluth des Meeres, in der Anziehung der Sonne und des Mondes, sondern vielmehr in der Erwärmung der Erde und der Atmosphäre durch die Sonne zu suchen. Ob der mittlere Barometerstand an der Oberfläche des Meeres überall derselbe ist, wird noch bezweifelt, da uns hinlängliche sichere Beobachtungen fehlen. In den Gegenden um den Aequator fand man dafür 337.8 Par. Linien, in Frankreich 338.7, an der Nordsee 336.6 u. s. f., woraus sich weder über die absolute Größe, noch über die Veränderung derselben durch die verschiedenen Breiten der Beobachtungsörter

ein sicherer Schluß ziehen läßt. Der Theorie zu Folge soll, wenn die Atmosphäre im Gleichgewichte ist, der Druck der Luft an der Oberfläche des Meeres eine konstante Größe seyn. — Den Beschluß dieses Gegenstandes macht eine Theorie der Winde, die bekanntlich zu den schwersten Anwendungen der Analyse auf die Naturwahrnehmungen gehört.

Die mittlere jährliche Temperatur an der Oberfläche der Erde findet der Verf. durch folgende Gleichung ausgedrückt:

$$T = 12.6 + 16.1 \, \mathrm{Cos.} \; 2\varphi$$

wo φ die geographische Breite und T die Temperatur im Centes. Thermometer bezeichnet. Daraus folgt die mittlere Temperatur:

am Aequator	+ 28.7
unter 45° der Breite	+ 13.2
am Pole	— 3.5.

Genauer noch findet er aus vielen anderen Beobachtungen:

$$T = 13.7 + 17.2 \, \mathrm{Cos.} \; 2\varphi$$

und damit die mittlere Temperatur

		°
von	Neapel	16.1
	Rom	15.5
	Paris	11.4
	Wien	11.8
	London	9.8
	Stockholm	5.4
	Nordkap	0.0,

sehr nahe mit den an diesen Orten angestellten Beobachtungen übereinstimmend. Doch muß dabey bemerkt werden, daß die geographische Länge der Orte einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Temperatur ausübt, wie man denn z. B. in der Breite von Kopenhagen eine immer größere Kälte findet, je mehr man auf dem Parallelkreise dieser Stadt gegen Osten fortgeht. Auch ist unter denselben Parallelkreisen in der südlichen Halbkugel die Kälte viel größer, als in der nördlichen. In großen Entfernungen von dem Meere ist es gewöhnlich viel kälter, wie in dem mittleren Rußland, in der Wüste Kobi, in dem Plateau von Quito u. s. f., wahrscheinlich weil diese Gegenden sehr hoch liegen, und weil sich von da allmälig die Erde zu der Tiefe des Meeres herabsenkt, an dessen Ufer immer eine mildere Temperatur angetroffen wird.

Unter der Oberfläche der Erde ist die Temperatur derselben nicht mehr veränderlich, sondern im Allgemeinen, für denselben Ort, durch das ganze Jahr dieselbe. Die täglichen Aenderungen des Thermometers werden schon in einer Tiefe von 8 bis 9 Fuß

unmerklich; die jährlichen Veränderungen verschwinden aber erst bey einer Tiefe von 90 Fuß unter der Oberfläche der Erde, so daß also in den letzten Orten eine immerwährend gleiche Temperatur herrscht. Ueberdieß nimmt die Wärme mit der größeren Tiefe schnell zu, nahe um 1 Grad Cent. Th. für 100 Fuß Vertiefung, so daß also die Wärme im Inneren der Erde viel schneller wächst, als sie über der Erde in der Atmosphäre abnimmt. Die wahrscheinlichste Erklärung dieser Erscheinung ist, daß die Erde sich anfangs in einem Zustande der Schmelzung befunden habe, und daß erst allmälig, durch die Ausstrahlung der Wärme, an ihrer Oberfläche sich eine feste Kruste bildete. Im Mittel aus mehreren Beobachtungen findet der Verf. die Tiefe, für welche in unseren Schachten das Therm. Centigr. um einen Grad zunimmt, gleich 92 Fuß.

Von diesen Betrachtungen geht der Verf. zu der Auseinandersetzung der verschiedenen Bestandtheile der Erde über, zu den verschiedenen Gebirgsarten, den Stein- und Brennkohlenlagern, den fossilen Thieren und Pflanzen, den vulkanischen Erzeugnissen u. s. w. Den Beschluß des ganzen Werkes macht die Untersuchung über die mittlere Dichtigkeit der Erde, über die Laplacesche Hypothese der Entstehung der Erde und der übrigen Planeten, über den Erdmagnetismus und endlich über die schon oben erwähnte genauere Theorie der Ebbe und Fluth.

Die vorhergehende Anzeige wird genügen, die Leser auf die Erscheinung dieses Werkes aufmerksam zu machen. Die physische Geographie war bisher bey uns, wenn man so sagen darf, nur eine einseitige Wissenschaft, und da die Gestalt, welche ihr der große Vorgänger in Königsberg gegeben hat, eben dieses auf unsere Literatur mächtig einwirkenden Mannes wegen, eine bleibende zu werden drohte, so war es allerdings wünschenswerth, auch die andere, und wohl die vorzüglichste Seite derselben in so treffliche Hände kommen, und dadurch die Wissenschaft selbst auf die Höhe gestellt zu sehen, die allein ihrer Würde angemessen ist. Schon haben mehrere andere Doktrinen angefangen, ihr Gebäude auf einer eigentlich mathematischen Basis zu errichten, worin uns das große Nachbarvolk, das wir sonst so gern nachzuahmen pflegen, schon längst mit rühmlichem Eifer vorangegangen ist. Wenn die Astronomie mit Recht als die Königin der Wissenschaften und als der Stolz des menschlichen Geistes betrachtet werden darf, so verdankt sie diesen Vorzug allein jener mathematischen Basis, auf welcher sie, als auf einer unerschütterlichen Grundfeste, ihren großen Bau ausgeführt hat. Copernicus, Kepler und vor allen Newton haben diesen Grund gelegt, und dadurch die Astronomie zu einer eigentlich

rechnenden Wissenschaft gemacht, und seit sie dieses geworden ist, sind ihre Fortschritte der Art, daß keine anderen damit verglichen werden können, während sie z. B. bey den Griechen vor der alexandrinischen Schule nur ein Gegenstand philosophischer Spekulationen war, und daher, so wie ihre Philosophie selbst, sich in breite Deklamationen und in leere Spiele der Einbildungskraft verlor, aus welcher weder sie selbst, noch ihre Anhänger irgend einen reellen Nutzen schöpfen konnten. Die Physik hat bereits in mehreren ihrer Theile angefangen, dieses Bedürfniß einer mathematischen Unterlage zu fühlen, und sie wird sich dieser wesentlichen Aenderung, nicht bloß ihrer äußeren Gestalt, sondern ihres inneren Gehaltes, bald durch die glücklichsten Erfolge erfreuen, und wenn einmal auch die Chemie und andere verwandte Wissenschaften ihre Beobachtungen werden berechnen können, so wird sich eine neue, bisher ungeahnte Welt vor uns eröffnen. Was dem Menschen zu wissen, im strengen Sinne des Wortes, zu wissen gegönnt ist, kann er nur auf diesem Wege erhalten, und alle unsere anderen sogenannten Wissenschaften, welche ihrer Natur nach diesen Weg nicht gehen können, weil ihnen, wie z. B. der Philosophie, eine mathematische Folie unterzulegen unmöglich ist, müssen nothwendig hinter jenen zurückbleiben. Welche Fortschritte hat nur aber diese Physik gemacht, seit sie, wenigstens zum Theil, jene Bahn eingeschlagen hat, gegenüber der Physik der Griechen, die uns mit Recht als eine tändelnde, wortspielende Hypothesenkrämerey erscheint, während im Gegentheile unsere Philosophie, so viel auch in ihr geleistet worden seyn mag, in ihren wesentlichsten Fragen noch um kein Haar breit über die Grenze herausgerückt ist, auf welcher wir sie schon bey denselben Griechen erblicken, und während wir über die wichtigsten Gegenstände derselben nicht minder in einem undurchdringlichen Dunkel sind, als es unsere Vorgänger vor dritthalbtausend Jahren nur immer seyn konnten. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ist es daher eine erfreuliche Erscheinung, auch die, bisher von dieser Seite zu sehr vernachläßigte Geographie in jenes Gebiet herübergebracht zu sehen, auf welchem sie, als in einem ihr angemessenen und fruchtbaren Boden, bald schnelle und glückliche Fortschritte machen wird, wenn ihre Kultur in eben so gute Hände kömmt, als die gewesen sind, die ihre erste Verpflanzung besorgt haben.

Littrow.

Art. IX. Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unserer Zeit. Von Gustav von Gülich. Erster Band. Mit neun Bogen Tabellen. Jena, Friedrich Frommann. 1830. 479 S. gr. 8.

Die Kenntniß des Zustandes der einheimischen Beschäftigung, so wie der Industrie fremder Nationen in dem Gebiete der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels ist zu innig mit dem wohlverstandenen Interesse der öffentlichen Verwaltung so wie jeder größeren industriösen Privatunternehmung verwebt, als daß es sich nicht zu allen Zeiten aufgeklärte Regenten und Staatsmänner, wie auch denkende Oekonomen, Gewerbs- und Handelsleute hätten angelegen seyn lassen, sich eine solche Kenntniß zu erwerben. Allein der gegenwärtige Zustand der Betriebsamkeit eines Volkes ist das Resultat der Vergangenheit. Ursachen, in nahen, oft aber auch in entfernten Veranlassungen und Zeiten begründet, wirken auf das Aufblühen, auf das Fortschreiten wie auf das Zurückbleiben, auf das Zurückschreiten oder auf den Stillstand der Urproduktion oder des Gewerbs- und Handelsfleißes der Nationen. Wir müssen es daher einem Manne Dank wissen, der uns geschichtliche Daten in die Hände gibt, in denen wir die Gründe der erwähnten Erscheinungen, oder wenigstens die Umstände und Verhältnisse wahrnehmen, durch deren richtige Auffassung wir zur Erkennung jener Gründe selbst geführt werden. Der Hr. Verfasser des vorliegenden Werkes hat einen solchen Zweck vor Augen gehabt, und es nicht ohne Glück versucht, seine Aufgabe zu lösen Wenn er jedoch seiner Leistung, wie aus der Vorrede S. VII erhellt, einen höheren Werth beylegt, als manchen Büchern über Staatswirthschaft, von denen er behauptet, daß sie zwar vom Handel, Ackerbau und den Gewerben viel handeln, dieselben aber weniger schildern, wie sie sind, als wie sie seyn müßten, wenn sie so wären, wie die Theorien der Autoren es fordern, so scheint er das Wesen der Staatswirthschaft und ihre Verbindung mit der Nationalökonomie zu mißkennen; er scheint zu übersehen, daß sie eine Erfahrungswissenschaft ist, die eine gründliche Untersuchung der Quellen, aus denen der Nationalreichthum fließt, so wie der Kanäle, aus welchen er seine Zuflüsse erhält, voraussetzt; er scheint nicht zu ahnen, daß sie eben ohne die von ihm erhobene historische und statistische Kenntniß aller der hierauf einwirkenden ökonomischen, Gewerbs- und Handelsverhältnisse diese Untersuchung nicht zu Stande zu bringen vermöchte, und gegen ihren hohen Beruf Gefahr liefe, ihre Anhänger zu Geißeln der Nationen und Staaten zu erziehen, die

es sich nur zum Geschäfte machen würden, die Quellen und Kanäle zu verstopfen oder abzuleiten, aus denen jene ihren Reichthum schöpfen und die Finanzverwaltungen der Mittel zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse zu berauben, der Mittel, welche nur im Wohlstande der Nationen gefunden werden können.

Das Werk des Hrn. Verf. erscheint uns als eine Zusammenstellung der wichtigsten historischen Daten über die Industrie und den Verkehr bedeutender, zum Welthandel berufener Staaten, die er zwar, vorzüglich in Beziehung auf entferntere Perioden, nicht immer aus Quellen, wohl aber aus vielen der besten deutschen, englischen, französischen und italienischen Werke, welche diesen Gegenstand abhandeln, zum Theil auch aus römischen Klassikern entlehnt, und mit eigenen, auf Reisen gemachten Erfahrungen und gesammelten Notizen bereichert hat. Ein Verzeichniß der erwähnten Werke ist dem vorliegenden ersten Bande beygedruckt.

Das Werk des Hrn. Verf. ist daher keine Detailgeschichte, es stellt vielmehr in allgemeinen größeren Umrissen ein Gemälde dar, in welchem wir die bedeutenderen Arten der Beschäftigung und des Verkehrs einzelner Nationen in älterer und neuerer Zeit erblicken. Der Hr. Verf. hat sich vorzüglich solche Staaten in Europa, die Kolonien besitzen, und außer Europa jene Länder zum Augenmerke gemacht, die einen regelmäßigen Verkehr mit Europa unterhalten. Sein Werk soll zwey Bände umfassen. Der vorliegende erste Band hat Großbritannien und Irland, Portugall, Spanien, Frankreich, die Niederlande, Rußland, Schweden mit Norwegen und Dänemark zum Gegenstande. Auch Polen wird von ihm berührt. Die beygefügten Tabellen enthalten sehr schätzbare Uebersichten des Handels und mehrerer Industriezweige von Großbritannien, Frankreich, Rußland, Portugall und zum Theil von Schweden und Dänemark aus so viel möglich authentischen Quellen. Von den Niederlanden und Spanien fehlen diese Uebersichten, die der Hr. Verf., wie er bemerkt, uns darum nicht mittheilen konnte, weil in den gedachten Staaten die Ein- und Ausfuhren mit minderer Genauigkeit verzeichnet werden, und in Spanien weniger zur allgemeinen Kenntniß kommen. In den vorhandenen Tabellen verdanken wir ihm Aufschlüsse, die ein neues Licht über die Handelsthätigkeit der erwähnten Staaten, insbesondere aber von Großbritannien, verbreiten, und uns auch in die innere Oekonomie derselben in so ferne einen Blick gestatten, als es erlaubt ist, aus dem Absatze auf den Umfang und die Verhältnisse der Erzeugung zu schließen. Die Idee des Hrn. Verf.'s, den erzählenden Theil von dem Zahlenwerke zu trennen, und jenen durch dieses zu erläutern,

scheint uns glücklich; auch scheint uns die von ihm beliebte tabellarische Form gelungen und geeignet, einen Ueberblick über jene Daten zu gewähren, auf die er uns vorzüglich aufmerksam machen wollte.

Bevor der Hr. Verf. zur Darstellung der einzelnen Staaten übergeht, gibt er uns in der Einleitung eine gedrängte Uebersicht der Geschichte der Agrikultur, der Industrie so wie des Handels, seiner Richtung und seiner Fortschritte überhaupt seit der ältesten bis auf die neueste Zeit. Die Kreuzzüge, so wie die Entdeckung von Amerika und die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung mußten eben so auf den politischen und auf den Kulturzustand, wie auf den Gang des Welthandels der Nationen und auf die ganz veränderte Richtung desselben den ausgezeichnetsten Einfluß äußern. Mit Recht stellt der Hr. Verf. diese Begebenheiten vor allem als Epoche machend dar. Eine, wenn gleich mindere, aber doch auffallende Veränderung in der Gewerbs- und merkantilischen Thätigkeit großer Nationen bewirkte der Krieg zwischen den Spaniern und den Niederländern zu Ende des sechzehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der im Jahre 1776 ausgebrochene und im Jahre 1783 beendete amerikanische Krieg, die Revolution in Frankreich, die mit dem Jahre 1806 eingetretene Kontinentalsperre, die Aufhebung derselben im Jahre 1814 und die Anerkennung der neuen Staaten in dem spanischen Amerika von Seite Großbritanniens. Auch diese Ereignisse hebt der Hr. Verf. hervor, und wir entnehmen aus seiner Darstellung, wie dieselben auf die verminderte oder erhöhte Regsamkeit der darin verflochtenen Staaten in den verschiedenen Zweigen ihrer Beschäftigung eingewirkt haben.

Nach dieser vorläufigen Uebersicht geht der Hr. Verf. auf Großbritannien und Irland über, welches er am ausführlichsten behandelt.

Wir erkennen in Britannien einen Staat, in welchem der Landbau, die meisten Gewerbe und Künste, der Handel so wie die Schiffahrt auf einer hohen Stufe der Ausbildung stehen. Der Landbau hat sich daselbst schon in frühen Zeiten entwickelt, und wird gegenwärtig in einer Vollkommenheit betrieben, in welcher ihm kein Staat in Europa, wenn wir etwa die Niederlande ausnehmen, gleich kömmt. Indessen behauptet England allein den Vorzug einer in dem erwähnten Maße ausgezeichneten ländlichen Oekonomie; denn Schottland, mehr aber noch Irland, hält nicht gleichen Schritt mit dem Mutterlande. Der bedeutendste Zweig der Landwirthschaft Englands war in früherer Zeit bis ins sechzehnte Jahrhundert die Schafzucht, sie übertraf die spanische. In neuerer Zeit wurde sie von der Regierung weniger

begünstigt; sie mußte daher eingeschränkt, und durch andere landwirthschaftliche Beschäftigungen ersetzt werden.

Wenn wir die vom Hrn Verf. angeführten Daten ins Auge fassen, so finden wir, daß sich viele und mannigfaltige Verhältnisse vereinigt haben, aus welchen der gegenwärtige Flor der Agrikultur Englands hervorgegangen ist. Dankbarkeit der Scholle und Leichtigkeit des Absatzes sind Grundbedingungen eines erweiterten Landbaues; sie treten in England in hohem Grade ein. Die Fruchtbarkeit dieses Landes war bereits zu Zeiten des Tacitus bekannt: es lieferte schon damals alle Erzeugnisse des gewöhnlichen Landbaues im Ueberflusse. Der Absatz wird in den Ufergegenden durch die See, im Inneren des Landes durch treffliche Landstraßen, Kanäle und Kommunikationswege aller Art vermittelt. Eine fernere Bedingung zur Vollkommenheit des Landbaues ist eine mit dem Ackerbaue im Verhältnisse stehende Rindviehzucht. Auch diese wird durch die starke Fleischkonsumtion in England begünstigt, welche Mastungen nothwendig macht. Diese Verhältnisse allein würden aber den Landbau des erwähnten Landes nicht auf die bemerkte hohe Stufe gehoben haben, wenn nicht noch andere Umstände zur Begründung der glücklichen Lage des englischen Landbauers und zur Verwendung der Kapitalien auf den Landbau beygetragen hätten, die theils in der Gesetzgebung, theils in besonderen Zufällen und Begebenheiten ihren Ursprung finden.

Seit den Zeiten Wilhelm des Eroberers hatte die große, beynahe ungebundene Macht des Adels und der Geistlichkeit in ihren Besitzungen aufgehört. Durch die Beschränkung der Frohndienste unter der Regierung Heinrichs des Siebenten und Jakobs des Ersten ward das Loos des Landmanns noch mehr verbessert. Die dem Adel unter diesen Regierungen ertheilte Bewilligung, seine Güter an Käufer aus dem dritten Stande zu veräußern, hatte auch die Theilnahme dieses Standes an dem Landbaue zur Folge. Schon unter der Regierung Eduards I. war durch die Bestimmungen der Akte der todten Hand auf den erwähnten Zweck hingewirkt worden, da die gedachte Akte jedem Unterthan verbot, seine Güter ohne Erlaubniß der Krone an nie aussterbende Korporationen zu vermachen.

Durch die unter Heinrich dem Achten veranlaßte Aufhebung der Klöster erhielt der dritte Stand noch mehr Gelegenheit, Güter anzukaufen. Mit dem Interesse des dritten Standes für die Landwirthschaft erwachte aber auch die Neigung des Adels für das Landleben und die ländlichen Beschäftigungen. Einen noch größeren Antheil an den Fortschritten der englischen Landwirth-

schaft hatte endlich das System der lebenslänglichen Pachtungen, welches eigentlich mehr von dem Schutze gelten dürfte, welchen die Gesetzgebung in England den Pachtern ertheilt. Selbst reichere Personen fanden es entsprechend, ihre Kapitalien dem Landbaue zu widmen. Zu diesen für die Agrikultur günstigen Konjunkturen kamen noch: die gleichmäßiger als in anderen Staaten Statt gefundene Vertheilung der öffentlichen Abgaben auf alle Klassen des Volkes, welche erst in der neuesten Zeit gestört wurde; die mit der Erweiterung der Gewerbe, des Handels und der Schiffahrt zunehmende Bevölkerung, die zu Ende des funfzehnten und im sechzehnten Jahrhunderte eingetretene, dann die seit Wilhelms IV. Regierung fortwährende Ruhe im Inneren des Landes, während Kriege außerhalb desselben von Zeit zu Zeit die Nachfrage nach Getreide vermehrten, folglich auch seinen Preis erhöhten. Die Prämie, welche durch die Parlamentsakte vom Jahre 1689 der Ausfuhr des Weizens, des Roggens und der Gerste gewährt wurde, so wie das Korngesetz vom Jahre 1815, welches nach Beendigung des amerikanischen Krieges erschienen war, einen Normalpreis festsetzte und bestimmte, daß Getreide aus dem Auslande nur dann eingeführt werden sollte, wenn die Getreidepreise auf den Märkten des Landes höher ständen, als der Normalpreis, mußten dem Landbaue unstreitig zur Aufmunterung dienen, obgleich es sich nicht verkennen läßt, daß dergleichen Begünstigungen eine Anomalie darstellen, welche keiner Regierung zur Nachahmung empfohlen werden dürfte. Aus den Mittheilungen des Hrn. Verfassers über die Wirkungen der Kornbill vom Jahre 1815 ersehen wir, daß dieses Gesetz bey Handelsleuten, Manufakturisten und allen Klassen, die ihr Interesse theilten, einen lebhaften Widerspruch fand, weil sie in den ausgesprochenen Bestimmungen über den Normalpreis des Getreides die Festsetzung einer Taxe, einer Prämie erblickten, die der größere Theil der Bevölkerung dem kleineren entrichten mußte, und daß das erwähnte Gesetz hauptsächlich nur durch den Druck der Gemeinde-Auflagen, ganz besonders aber der Armentaxen hervorgerufen wurde, die in England auf dem Ackerbau treibenden mehr, als auf den übrigen Klassen lasten. Es mußte darum aufgegeben werden, und im Jahre 1828 einem neuen Korngesetze weichen, in welchem der Grundsatz durchgeführt wurde, daß die Abgabe von dem eingeführten Korne in dem Maße steigt, in welchem die Marktpreise in England fallen, und in eben dem Maße vermindert wird, in welchem sich die Marktpreise heben.

Die Gewerbe und Manufakturen Britanniens blieben hinter den Fortschritten der Landwirthschaft nicht zurück. Die Erzeu-

gung der Tücher und Wollwaaren faßte bereits im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte festen Fuß in England, und verbreitete sich später im sechzehnten und siebzehnten noch mehr im Lande. Noch früher war Britannien schon durch Hervorbringung gesuchter Artikel, namentlich von Bley und Zinn, welche ihm seine Bergwerke lieferten, und durch die Ledererzeugung bekannt. Gegen das Ende des siebzehnten und noch mehr im achtzehnten Jahrhunderte hoben sich auch die Seiden-, manche Woll-, die Hut-, die Leinenmanufakturen, die Glas-, Papier-, die Zucker-, einige Metallfabriken, darunter besonders jene in Stahl, Kupfer und Messing, und mit dem Bergbaue überhaupt auch die Steinkohlenbergwerke. Die Lederfabrikation erhielt eine größere Ausdehnung. Im neunzehnten Jahrhunderte kamen noch die Steingut- und Seifenfabriken in Aufnahme. Kein Artikel wurde jedoch im achtzehnten Jahrhunderte und in der neuesten Zeit so wichtig für die Industrie Englands, als die Erzeugung der Baumwollgarne und der Baumwollzeuge.

Unter den Ursachen, welchen die Gewerbe und Manufakturen dieses Staates ihren Aufschwung verdanken, räumt der Hr. Verf. dem Prohibitivsysteme einen ausgezeichneten Rang ein. Wir finden es hier nicht am Orte, ein System zu beleuchten, welches seit der Erscheinung des Werkes von Adam Smith über die Natur und Ursachen des Nationalreichthums von großen Staatsmännern und den scharfsinnigsten Schriftstellern, die über Staatswirthschaft geschrieben haben, bestritten, und dennoch von keinem größeren europäischen Staate ganz verlassen wurde. Wir bescheiden uns, daß ein System im Staate, welches allen ausländischen Gewerbs- und Manufakturerzeugnissen den Eingang verwehrt, oder dieselben mit hohen, dem Einfuhrsverbote gleich kommenden Zöllen belegt, und die Ausfuhr roher, zur weiteren Verarbeitung bestimmter Stoffe verbietet, nothwendig die Nation auf ihre eigene Thätigkeit verweisen, und Gewerbe ins Leben rufen müsse, deren sie nach dem Verhältnisse ihres Kulturzustandes nicht entbehren kann. Allein eben so wahr ist es, daß die Gewerbsthätigkeit einer Nation sich durch Prohibitive nicht auf jene Stufe zu schwingen vermag, die sie zur Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der Einwirkung der Industrie fremder, mit ihr konkurrirender Staaten erhebt, die ihren Erzeugnissen Nachfrage und einen weit verbreiteten Absatz im Auslande verschafft, und die selbst politische Stürme und Katastrophen überdauert, welchen oft eine kühn aufstrebende Industrie unterliegt. Es ist einleuchtend, daß eine dergestalt gewurzelte Industrie, wie wir sie bey vielen brittischen Gewerben und Manufakturen, am auffallendsten aber bey den Baumwollgarn- und Baumwoll-

zeug-Manufakturen gewahren, in ganz anderen Verhältnissen, als in dem Einfuhrverbote fremder Erzeugnisse ihre Entstehung, ihre Begründung nnd Fortdauer findet. Die vom Hrn. Verf. dargelegten Umstände, unter welchen sich die Industrie in dem brittischen Staate entwickelt hat, lassen uns mehrere solche Ursachen erkennen. Die Prämien, welche für die Ausfuhr einiger Waaren Statt hatten, und in Rückzöllen bestanden, die man bey der Ausfuhr von Fabrikaten bewilligte, für deren rohen Stoff ein Zoll bey der Einfuhr entrichtet worden war, können in die Reihe dieser Ursachen nicht gezählt werden. Sie bezweckten vorzüglich die Aufnahme der Seidenmanufakturen und Zuckerraffinerien, sie waren nur vorübergehend, und hatten den gehofften Erfolg nicht.

Bemerkenswerther scheinen uns: die Fortschritte der Landwirthschaft und Urproduktion, die vielen Gewerben entweder den Urstoff (Wolle, Häute, Metalle ꝛc.) oder die Mittel zur Erzeugung (z. B. Steinkohlen) in Menge, in ausgezeichneter Qualität und im Lande selbst liefern; die Erleichterung des Absatzes durch vortreffliche Land- und Wasserstraßen, der Besitz von Kolonien in allen Welttheilen, welche den englischen Gewerben und Manufakturen theils Gelegenheit verschaffen, sich kostbare Urstoffe, unter fremden Zonen erzeugt, leichter, wohlfeiler und in vorzüglicherer Güte, als andere europäische Nationen, anzueignen, theils ihnen neue Absatzwege öffnen, indem sie die bedeutendsten Abnehmer englischer Manufakturwaaren sind; ein durch die größte Merkantilflotte vermittelter Welthandel, der den Inselstaat mit allen Nationen des Erdbodens in Verbindung bringt, von allen Urstoffe für ihn eintauscht, und allen die Kenntniß so wie das Bedürfniß englischer Manufakturartikel mittheilt; endlich die politische Toleranz in Religionssachen *), welche zum Staatsgrundgesetze erhoben, allen Glaubensgenossen eine unbeschränkte Gewissensfreyheit gestattet, und seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts so vielen in den Kontinentalstaaten aus blindem Religions- und Bekehrungseifer verfolgten Gewerbsleuten, Manufakturisten und Kapitalisten ein sicheres Asyl gewährte. Sie hatte bereits unter der Regierung der Königin

*) Wir unterscheiden die politische Toleranz in Religionssachen von der religiosen, die nicht bestehen kann Die religiöse Intoleranz gründet sich auf feste innere Ueberzeugung von der Wahrheit des Glaubens einer einzigen Religion; sie schließt aber eine vollkommene Gewissensfreyheit im Staate, die Duldung der anders Denkenden und Glaubenden nicht aus; sie kennt keinen anderen Weg zur Bekehrung, als jenen des Beyspiels, der Sanftmuth, der allumfassenden Menschenliebe und der unaufgedrungenen Belehrung.

Elisabeth durch Aufnahme der aus den Niederlanden ausgewanderten protestantischen Gewerbsleute in England die Tuch- und Wollmanufakturen gegründet.

Die vielen Kriege, in welche Britannien verwickelt worden war, trugen bey, die Gewerbsthätigkeit zu erhöhen. Zur Führung der Kriege mußte es eine große Land- und Seemacht unterhalten, welche hinwieder die Beschäftigung vieler Gewerbe in Anspruch nahm. In der Ausrüstung der zahlreichen Flotte, die England noch sowohl im Mutterstaate, als in den Kolonien unterhält, finden diese Gewerbe auch jetzt ihre Nahrung.

Der wichtigste und entschiedenste Vortheil aber, der den Manufakturen Englands den Vorsprung vor jenen des Festlandes sichert, sind seine Kapitalien. Die Vermehrung der Kapitalien trat in England, wie überall, mit der Vermehrung der edlen Metalle und der Tauschmittel nach der Entdeckung von Amerika ein, und wurde dort theils durch Erbeutung, theils durch Erwerbung einer großen Masse dieser Mittel im Wege des Handels und ihre weitere produktive Verwendung, so wie durch Zahlung der Zinsen von einer ungeheuern Staatsschuld gesteigert. Diese rasche Zunahme der Kapitalien drückte den Kapitalgewinn herab, machte eine größere Theilung der Arbeiten und die erweiterte Einführung der Maschinen bey den wichtigsten Gewerben möglich; sie brachte den Vortheil, Menschenhände so wie die Bezahlung eines vorzüglich in England bedeutend hohen Arbeitslohnes zu ersparen, und die Manufakturerzeugnisse wohlfeiler, als in den Kontinentalländern, darzustellen.

Der Handel, so wie die Schiffahrt Englands, konnten sich in den früheren Jahrhunderten nicht so entwickeln, als es die Lage des von der See umspülten Inselstaates geboten hätte. Der Handel war bis ins eilfte, zwölfte und dreyzehnte Jahrhundert größtentheils in den Händen fremder Kaufleute und der Juden, welche letztere die Geldgeschäfte betrieben. Nach der Vertreibung der Juden unter der Regierung Eduards I. übergingen diese auf die Italiener, welche unter dem Namen Lombarden bekannt waren. Die englischen Kaufleute hatten sich größtentheils in Gesellschaften vereinigt, unter welchen sich zuerst die Gesellschaft des heiligen Thomas Becket, später unter dem Namen der Adventurers bekannt, dann aber auch jene der Stappler vorzugsweise bemerkbar machte. Unter mehreren Regierungen, selbst noch unter jener Eduards III., war der Handel der fremden Kaufleute mehr als jener der einheimischen begünstigt, und der Verkehr mit Wolle, so wie mit gewissen anderen Waaren, die man Stapelwaaren nannte, auf wenige Städte beschränkt worden. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts begann sich

der Handel zuerst zu heben. Unter der Regierung der Königin Elisabeth verloren die fremden Kaufleute fast alle ihre Privilegien, indessen wurden auch noch unter dieser Regierung der freyen Entwicklung des Handels dadurch Hindernisse gesetzt, daß beynahe für alle Zweige des auswärtigen und selbst für mehrere des innern Verkehrs Handelskompagnien privilegirt wurden. So entstand die türkische oder levantinische, die afrikanische, die ostländische und die ostindische Kompagnie. Noch gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts war Holland dem Inselstaate im Handel und in der Schiffahrt, die mit jenem gleichen Schritt hielt, überlegen. Erst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte erweiterte sich der Handel so wie die Schiffahrt der Engländer in so unglaublichem Maße, daß sie die Holländer immer mehr verdrängten, und nicht nur diese, sondern alle anderen Nationen weit zurückließen. Die meisten Ursachen, welche wirksam waren, um den Flor der Landwirthschaft und der Gewerbe zu begründen, mußten auch den Handel und die Schiffahrt heben, wie denn auch die Einwirkung jeder dieser Beschäftigungen auf die andere wechselseitig ist. Eine vor allem ausgezeichnete Einwirkung auf die Handels- und Schiffahrtsthätigkeit Englands nehmen wir jedoch, der Darstellung des Hrn. Verfassers zu Folge, in einigen besonderen Umständen wahr. Diese bieten sich zunächst in der Gesetzgebung, und zwar in der bereits im Jahre 1651 unter der Herrschaft Cromwells erlassenen, unter Karl II. im Jahre 1660 bestätigten und noch näher bestimmten, wie auch unter den nachfolgenden Regierungen in ihren wesentlichsten Bestimmungen aufrecht erhaltenen Schiffahrtsakte dar. Ueber die Art und Weise, wie diese Akte zu dem Aufblühen des brittischen Handels und Seewesens beytrug, läßt uns der Hr. Verf. nicht ganz klar sehen. Es ist heutiges Tages keinem Zweifel mehr unterworfen, und selbst in England von den einsichtsvollsten Staatsmännern erkannt und behauptet worden, daß die erwähnte Akte dem auswärtigen Handel nicht günstig ist, und den Gewinn der Nation bey diesem Handel schmälert. Sie wurde daher in älterer und neuerer Zeit vielfältig, vorzüglich in Beziehung auf die Theilnahme fremder Nationen und Schiffe an dem Kolonialhandel, von dem sie entweder gänzlich ausgeschlossen oder sehr beschränkt worden waren, modifizirt. Nur unter den besonderen Umständen, unter welchen sie erlassen worden, konnte sie die unerwartet großen, durch Jahrhunderte fortdauernden Resultate herbeyführen, die Europa in Erstaunen setzen. Die vollständig erreichte Absicht, die Seeleute der großen englischen Marine im Lande selbst zu rekrutiren, die Seemacht der Holländer durch eine ihr entgegengesetzte stärkere Kriegsflotte zu

brechen, und ihren Handel mit England und den englischen Kolonien zu vernichten, war die nächste Folge dieser merkwürdigen Akte. Die weitere war die Ueberlegenheit Britanniens zur See, die ihr von keiner Seemacht mehr streitig gemacht werden konnte. Es bildete eine Kriegsflotte, die nun an Größe und Furchtbarkeit jene aller übrigen Seestaaten bey weitem übertrifft. Die Seekriege, in welchen sich die brittischen Flotten immer siegreich zeigten, waren mit Erwerbung neuer Kolonien verbunden, selbst der nordamerikanische Krieg, und in Folge dessen die Anerkennung der nordamerikanischen Freystaaten im Jahre 1783 hatte keine der von England befürchteten nachtheiligen Folgen, und zog von einer anderen Seite neue Erwerbungen nach sich. In allen Kriegen, die England in letzterer Zeit führte, bot keine Flagge der kriegführenden Mächte eine größere Sicherheit als die englische dar. Auch jetzt wird keine Flagge mehr als die englische respektirt. England errang mit Hülfe der Schiffahrtsakte die Sicherheit und Selbstständigkeit seiner Schiffahrt, seine Herrschaft zur See, während es bey seinem auswärtigen Handel den Gewinn opferte, welcher durch Entrichtung des möglich geringsten Frachtlohnes entsteht, und nur durch die dem Kaufmanne freygelassene Wahl des Schiffes, ohne Rücksicht auf die Nationalität des Schiffseigenthümers und der Schiffsmannschaft erreicht werden kann. Die beschränkenden Bestimmungen der Schiffahrtsakte in der letzteren Beziehung würden England eben so, wie anderen Nationen, die ohne Anschauung des großen, nur für England erreichbaren Zweckes der Akte dem Beyspiele dieses Staates folgten, wichtige Nachtheile bey dem auswärtigen Handel gebracht haben, wenn nicht die Vermehrung der Kapitalien, so wie der mäßige Kapitalgewinn in England auch zur Herabsetzung des Frachtlohnes für die zur See versendeten Waaren beygetragen hätte.

Von minderem vorübergehenden, aber dennoch bedeutendem Einflusse auf den Handel und die Schiffahrt Englands waren die zu verschiedenen Zeiten geschlossenen Handelsverträge. Die bekanntesten sind der mit Portugall im Jahre 1703 geschlossene Methuentraktat, der Assientovertrag mit Spanien vom J. 1713, so wie der Handelstraktat mit Frankreich vom Jahre 1786. Sie waren, besonders die zwey ersten, mit überwiegenden Vortheilen für England verbunden. Die Wirkungen dieser Verträge zeigen, wie selten der Vortheil für die vertragmachenden Theile gleich ist, und wie sehr es bey der Eingehung derselben mehr auf eine Ueberlistung des einen Staates, als auf die Erreichung eines für beyde Theile gleich vortheilhaften, das Band zwischen Nationen fester schlingenden Tauschhandels abgesehen war. In der neuesten

Zeit wußte sich England in manchen Staaten, namentlich in Portugall und Brasilien, Begünstigungen zu verschaffen, die seinem Verkehre daselbst vor jenem anderer Staaten wichtige Vortheile gewähren.

Die Erweiterung der Schiffahrt hatte für Britannien auch eine größere Theilnahme an dem Fischfange zur Folge, und in eben dem Verhältnisse, in welchem die Marine dieses Staates eine größere Ausdehnung gewann, konnte er auch in diesem Erwerbe nicht zurückbleiben, und mußte nach und nach die Holländer, welche die Fischerey in der größten Ausdehnung betrieben hatten, verscheuchen.

Die Geschichte von Portugall und Spanien, die der Hr. Verf. jener von Britannien folgen läßt, stellt uns das Bild zweyer, bey allen Hülfsmitteln, welche ein üppiger Boden, die Lage an der See, ein gemäßigter Himmelsstrich und der Besitz an edeln Metallen und seltenen Naturschätzen reicher Kolonien gewähren können, verarmender Staaten dar. Nur ein ganz besonderes unglückliches Zusammentreffen von widrigen Verhältnissen, nur eine unglaubliche Indolenz der Bewohner, welche durch Fehler in der Verwaltung aller Art Nahrung erhielt, konnte diese einst mächtigen Staaten in den Zustand einer gegenwärtig beklagenswerthen Armuth versetzen. Der Hr. Verf. gibt die Verhältnisse, welche den Fortschritten des Ackerbaues in Portugall hinderlich waren und es noch sind, S. 266 und 267 an. Die vom Hrn. Verf. angeführte Beschränkung der Weinkultur zu Gunsten des Feldbaues, so wie die Bildung der Kompagnie des Oberdouro unter der Ministerialverwaltung des Marquis Pombal änderte den Zustand des portugiesischen Landbaues nicht. Mit Recht kann behauptet werden, daß die Bemühungen dieses übrigens thätigen Ministers in der erwähnten Beziehung mehr geeignet waren, die Weinkultur eines einzigen kleinen Landstriches durch Privilegien und monopolistische Begünstigungen zu heben, als der Landwirthschaft im Ganzen, welche der Last drückender Fesseln unterlag, aufzuhelfen. Welche Hindernisse dem Landbau in Spanien in den Weg treten, zeigt der Hr. Verf. S. 288 und 289. Wir übergehen die Ereignisse so wie die Fehler in der Zollgesetzgebung und Verwaltung, die in älterer und neuerer Zeit den Geist der Industrie beyder Staaten gelähmt, die die Entwicklung ihres Handels und ihrer Schiffahrtsthätigkeit zurückgehalten haben. Sie bieten uns kein anziehendes Gemälde und eben so wenig Stoff zu lehrreichen Betrachtungen dar. Die Schilderung des Hrn. Verf. von dem Zustande, in welchem sich Spanien seit der Einsetzung des Königs in seine vorigen Rechte im Jahre 1823 befand, scheint uns jedoch eben so grell

und gehässig, als der Vorwurf der Schuld ungerecht, die er der wiedereingesetzten rechtmäßigen Regierung an dem Unglücke des Landes zur Last legt. Dieses ging vielmehr aus der inneren Zerrüttung, in welche es Gesetzlosigkeit und der Kampf wüthender Parteyen versetzt hatten, hervor.

Erhebender und lehrreicher ist die Industriegeschichte von Frankreich. Der Landbau unterlag daselbst durch Jahrhunderte einem harten Drucke. Wenn sich derselbe gleich noch immer nicht von den Nachwehen des erst seit Decennien gehobenen Druckes erholen konnte, wenn gleich der Landbau in Frankreich noch immer jenem in England, in den Niederlanden und selbst in einem großen Theile von Deutschland nachsteht, so sind dessen Fortschritte doch unverkennbar, und zeugen von den kräftigen Maßregeln der Regierung, ihm aufzuhelfen. Eben so hat für den Handel und die Schiffahrt Frankreichs seit der Einführung der neuen Ordnung der Dinge unter seinem alten Regentenstamme, ungeachtet des Verlustes bedeutender Kolonien, eine neue Epoche begonnen. In keinem Zweige der Industrie trat jedoch eine glanzvollere Epoche für Frankreich, als in jenem der Gewerbe, ein. So wie England den Vorzug in den Gewerben behauptet, zu deren vollkommenen Einrichtung und Betreibung ein großer Aufwand an Kapital erforderlich ist, eben so übertrifft Frankreichs Industrie jene von England in allen den Beschäftigungen, die eine besondere Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit, eine tiefere Kenntniß der Naturwissenschaften erheischen. Die überraschenden Fortschritte der Gewerbe in Frankreich würden uns aus den vom Hrn. Verf. angeführten Daten nicht erklärbar seyn. Weder die Aufrechthaltung des Prohibitivsystemes, noch die Einführung der Kontinentalsperre konnten die Entwicklung des Gewerbs- und Kunstfleißes in Frankreich in dem wahrgenommenen Maße bewirken. Das Prohibitivsystem besteht nicht minder in anderen europäischen Staaten, wo die Gewerbe sich kaum über den Zustand der Kindheit zu erheben vermochten. Die Kontinentalsperre ward im Jahre 1814 plötzlich gehoben. Die Herstellung des Verkehrs der Kontinentalländer mit England brachte jedoch den Gewerben in Frankreich nicht so fühlbare Nachtheile, wie in anderen Staaten, wo sie unter der Aegide der Sperre entstanden waren. Die Zunahme des Wohllebens so wie des Luxus in Frankreich, die erweiterte Anwendung der Chemie, der Mechanik, der Mathematik, so wie der Naturwissenschaften auf die Gewerbe überhaupt, der Aufenthalt reicher, genußliebender Fremden, namentlich der Engländer, in Frankreich, und ihre Vorliebe für dieses Land, erscheint offenbar nicht als Ursache, sondern nur als Wirkung

der hohen Bildungsstufe der Gewerbe in Frankreich. Ein Umstand jedoch, den der Hr. Verf. überging, scheint uns den vorzüglichsten Grund jener gleichsam magischen Erscheinung darzubieten. Es ist die durch den Sturm der Revolution herbeygeführte und unter der monarchischen Regierung immer mehr befestigte und wohlthätiger wirkende vollkommene Freyheit der Gewerbe. Die Resultate derselben überbieten überall, wo sie besteht, die Erwartungen ihrer Verfechter *). Sie regt selbst bey einem indolenten Volke den Hang zur Industrie auf. An die Stelle des Zunftgeistes, der die Erlernung eines Gewerbes theils zu verzögern, theils zu erschweren, der die Vermehrung der Gewerbsgenossen zu hindern, die Neigung für das Herkömmliche und Handwerksmäßige zu erhalten, und den Konsumenten durch den möglich höchsten Preis der Erzeugnisse zu drücken sucht, weckt die Gewerbsfreyheit den Sinn für die kunstmäßige Betreibung der Gewerbe. Sie spornt den Lehrling zum Selbstunterrichte, um bald zu erwerben; den Meister zu einer höheren Ausbildung in seinem Gewerbe, um nicht vom Jünger übertroffen zu werden; sie erregt einen allgemeinen Wetteifer, ein allgemeines Interesse, die Gewerbserzeugnisse so wohlfeil, so kunstmäßig und vollendet, als nur immer möglich, darzustellen, indem sie Wohlfeilheit des Preises und Vollkommenheit des Produktes als Bedingungen setzt, unter welchen der Gewerbsmann allein bestehen kann. Durch den leichten Uebertritt von einem Gewerbe zu dem andern macht sie Versuche in mehreren Gewerbsfächern möglich, und bewirkt am Ende, daß jeder dasjenige Gewerbe ergreift, welches seinen Anlagen und Fähigkeiten am besten zusagt, und ihm den meisten Gewinn abwirft. Sie erhebt nur jenen zum Meister oder selbstständigen Unternehmer, der sich durch Kenntnisse, durch besondere Kunstfertigkeit auszeichnet, und setzt den Routinisten in die Klasse der Hülfsarbeiter, unter welchen er bey der Theilung der Arbeiten, die sie vorzüglich begünstigt, seinen Platz gut ausfüllt. Da sie beyden Geschlechtern Gelegenheit zu einem erlaubten Erwerbe verschafft, die Eingehung der Ehen er-

*) Im lomb. venetianischen Königreiche, wo die Gewerbsfreyheit durch längere Zeit wirkt, zeigt sie gleich wohlthätige Folgen. Auf einem Flächenraume von 851 Quadratmeilen hilft sie den Wohlstand von mehr als 4,300,000 Einwohnern begründen. Die österreichische Regierung, welche mit bedächtigen, vorsichtigen Schritten vorgeht, sobald es sich um Aufhebung von verjährten Gewerbsrechten handelt, wenn sie auch auf keinen andern Rechtsgrund, als jenen des Herkommens, gestützt wären, fand sie bey der Erwerbung dieses Königreichs sehr willkommen, und behielt dieselbe gerne bey.

leichtert, die Nation vom Müßiggange abzieht, und dieselbe zu einem häuslichen, arbeitsamen Leben gewöhnt, befördert sie die Moralität, und wehrt zugleich der Nahrungslosigkeit. Wir gehen nicht zu weit, wenn wir behaupten, daß ohne die Einführung der Gewerbsfreyheit in Frankreich sich das seit wenigen Jahrzehenden bemerkte Streben zu einer höheren Kultur der Gewerbe nicht geoffenbart, daß Frankreich sich den Vorzug der Vollendung seiner Kunsterzeugnisse bey annehmbaren Preisen nicht angeeignet haben würde, welcher eine so allgemeine Nachfrage nach ihnen bewirkt.

Indem wir mit dem Hrn. Verf. auf die Niederlande übergehen, finden wir als integrirenden Theil derselben eine von Natur sumpfige, und wegen ihrer niedrigen Lage an der See Holland genannte Provinz von mäßigem Umfange, die ihren Boden größtentheils der See mühsam abringen, die, der inneren Hülfsquellen beraubt, ihr Heil in den Gewerben, im Handel, in der Schiffahrt, so wie in der Fischerey suchen mußte, und die sich dennoch zu dem gewerbfleißigsten, zu dem reichsten und mächtigsten Seestaate emporzuschwingen, wie auch darin beynahe durch zwey Jahrhunderte zu erhalten vermochte. Den Mittheilungen des Hrn. Verf's zu Folge dürfte der Anfang des sichtbarsten Aufblühens Hollands in das Jahr 1579, in welchem es sich mit sechs anderen Provinzen der spanischen Niederlande zu einem selbstständigen Körper vereinigte, und die Zeit, in welcher die Macht der Holländer ihre größte Höhe erreichte, in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gesetzt werden. Sie waren — sagt der Hr. Verf. — damals in fast ausschließlichem Besitze des ostindischen Handels, des Verkehrs zwischen dem nordöstlichen und südwestlichen Europa; ihre Fischereyen, ihr Seewesen, ihre Manufakturen übertrafen die jedes andern Landes, und die Kapitalien der Republik waren vielleicht bedeutender, als die des übrigen Europa zusammengenommen. Die Untersuchung, durch welche Mittel den Holländern die Erreichung solcher Resultate gelang, und durch welche Begebenheiten und Konjunkturen Holland von seiner Größe herabsank, bildet einen interessanten Theil der Kulturgeschichte der Staaten. Die Stärke der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande, von denen Holland der Hauptstamm war, bestand, wie der Hr. Verf. S 366 bemerkt, in der Ausdauer des Volkes, in der natürlichen Beschaffenheit des Landes, welche dem Vordringen feindlicher Heere große Schwierigkeiten entgegenstellte, in der Seemacht dieser Provinzen und besonders in der hier herrschenden Duldung von Personen allen Glaubens. Diese trug sehr bey, die Einwanderung vieler gewerbfleißigen Hände aus mehreren Ländern, zumal den belgischen

Niederlanden, zu fördern, und die Kapitalien des Landes von dieser Seite zu häufen. Nach der ferneren Darstellung des Hrn. Verfassers half der Unternehmungsgeist der Holländer, die Erwerbung von Niederlassungen in Ostindien, wo sie beynahe alle Besitzungen der Portugiesen an sich rissen, und sich zu Herrn des indischen Handels machten, so wie der eröffnete Verkehr mit Westindien ihre Reichthümer vermehren. Der letztere Verkehr jedoch bewirkte dieses weniger durch Eingehung von Handelsverbindungen, als vielmehr dadurch, daß die Holländer Gelegenheit bekamen, die aus den spanisch-amerikanischen Kolonien nach dem Mutterlande gesendeten Baarschaften, wie auch kostbare Waaren aus den portugiesischen Kolonien zu kapern. Wir glauben noch beyfügen zu müssen, daß die Holländer unter allen Nationen der freythätigen Entwicklung der Gewerbe, so wie der beliebigen Verwendung der Kapitale die wenigsten Hindernisse in den Weg legten, daß sie den Handel und die Schiffahrt nicht Prohibitiven und anderen lästigen Beschränkungen unterwarfen, obschon auch sie den Handel nach Ostindien der im Jahre 1602 errichteten holländischen Kompagnie ausschließlich überließen.

Holland sank von seiner Größe, als die Eifersucht großer reicher Nationen, namentlich der Engländer und Franzosen, seinen Erzeugnissen den Eingang verwehrte, oder ihn durch übermäßig hohe Zölle erschwerte, als sie den holländischen Schiffen die Häfen entweder schloß, oder ihnen den Zutritt nur gegen lästige Bedingungen gestattete, als die Gewerbe der beyden genannten Nationen solche Fortschritte machten, daß sie in den Staaten, wo holländische Gewerbs- und Manufakturerzeugnisse noch Absatz fanden, mit diesen glücklich konkurriren konnten.

Nachdem Holland seine Kapitalien nicht mehr auf die gewohnte Weise im auswärtigen Handel, auf welchen es angewiesen war, verwenden konnte, nachdem es zu seiner Erhaltung die Staatsschuld vermehren, die öffentlichen Abgaben zum Nachtheile der arbeitenden Klasse erhöhen, dagegen aber die Beschäftigung seiner Gewerbe theils wegen des mangelnden Absatzes, theils wegen der durch einen hohen Arbeitslohn vertheuerten Erzeugung einschränken mußte, ward seine Lebenskraft gelähmt. Es konnte in den vielen Kriegen, in die es mit mächtigen Staaten verwickelt wurde, denselben nicht mehr widerstehen, und mußte ihnen zur Beute werden.

Indessen konnte auch der Zusammenfluß der widrigsten Ereignisse Hollands Wohlstand so lange nicht ganz erschüttern, so lange es der Gewerbs- und Handelspolitik folgen durfte, die ihn gegründet und befestigt hatte. Holland bildet nun mit mehreren von der Natur gesegneten Provinzen einen mächtigen, durch

den vollkommensten Landbau, durch herrliche Anlagen zur Gewerbsindustrie, zum Handel und zur Schiffahrt ausgezeichneten, von einer Regierung beherrschten Staat, welche die Lösung des schweren Problemes übernommen hat, die mannigfaltigen, sogar entgegengesetzten Interessen ihrer Provinzen zu verschmelzen. Die Bemühungen der niederländischen Regierung waren in der neuesten Zeit dahin gerichtet, die Hindernisse des innern Verkehrs durch Anlegung von Kanälen, Herstellung der Landstraßen, so wie durch Regelung des Münzwesens, der Maße und Gewichte zu beseitigen. Zur Belebung des auswärtigen Handels ward eine Handelsgesellschaft (Matschaapii) gegründet, die aber eben so, wie es die Geschichte der Schicksale der meisten unter dem Einflusse von Regierungen entstandenen und privilegirten Gesellschaften zeigt, ihren Zweck verfehlte. In Absicht auf das Zollwesen traf man solche Bestimmungen, daß die Einfuhr fremder Kunstprodukte zwar durch einen bedeutend hohen Zoll erschwert, aber dennoch nicht ausgeschlossen wurde. Welche Wirkung dieses Zollsystem auf die Gewerbe und den Handel äußern, ob es die Interessen der nördlichen und südlichen Provinzen vollkommen vereinigen wird, kann uns nur eine längere Erfahrung lehren. Der hohe Grad der Vollkommenheit des Landbaues im Königreiche der Niederlande dürfte der näheren geschichtlichen Nachweisung der politischen Verhältnisse, unter deren Einwirkung er ihn erreicht hat, ein besonderes Interesse gewährt haben, und wir können nur bedauern, daß der Hr. Verf bey dem unverkennbaren Fleiße, den er bey der Sammlung geschichtlicher Daten verwendet hat, nicht auch auf diesen Theil der Aufgabe verfallen ist. Rußland, Polen, Schweden, Norwegen und Dänemark werden von dem Hrn Verf. kurz behandelt, er macht jedoch die Zweige der landwirthschaftlichen und Gewerbsproduktion, so wie die Richtung des Handels in verschiedenen Zeiträumen, worin jeder dieser Staaten sich auszeichnet, bemerkbar.

Wir sehen mit gespannter Erwartung dem zweyten Bande des vorliegenden Werkes entgegen, in welchem der Hr. Verf. Ost- und Westindien, das vormals spanische und portugiesische Amerika, die vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschland folgen zu lassen, und mit einer Betrachtung der Vermehrung der in den Handel kommenden Waaren, und der Tauschmittel, des Geld- und Wechselhandels und der Veränderungen zu schließen gedenkt, die sich in den Preisen der Waaren ergeben haben.

Art. X. Collectio selecta S. S. Ecclesiae Patrum, complectens exquisitissima opera tum dogmatica et moralia, tum apologetica et oratoria, accurantibus D. A. B. Caillau, Missionum gallicorum Presbytero, nonnullisque Cleri Gallicani Presbyteris, una cum D. M. N. S. Guillon, in facultate theologiae Parisiensi eloquentiae sacrae professore, predicatore regio etc. Tom. I — XVI. Lipsiae, ap. Fred. Fleischer, Parisiis et Bruxellis ap. Méquignon-Harard, editorem. MDCCCXXIX. 8.

Der Nutzen eines eifrigen und treuen Studiums der Schriften der Kirchenväter ist so auffallend und so bekannt, daß wir der Mühe, ihn umständlich aus einander zu setzen, überhoben sind. Dem Katholiken macht der Glaubensinhalt und die Nothwendigkeit, in zweifelhaften Fällen auf patristische Auslegungen zurückzugehen, jenes Studium zur unerläßlichsten Pflicht. Für den Protestanten ist es in geschichtlicher Hinsicht und in Rücksicht der Eloquenz von der entschiedensten Wichtigkeit. Das Studium der Schriften der Kirchenväter hat den Nutzen jedes Quellenstudiums überhaupt, und den der Wichtigkeit und Heiligkeit des Inhalts insbesondere. Diese Bedeutenheit ist auch in früheren Zeiten nicht übersehen worden. Nicht nur einzelne Männer, sondern ganze Vereine haben Zeit, Mühe und fast beyspiellose Kosten nicht gescheut, die Schriften eines einzigen Kirchenvaters mit der möglichsten Genauigkeit und Vollständigkeit ans Licht zu bringen. Das gegenwärtige Unternehmen, die vorzüglichsten Werke aller Kirchenväter erscheinen zu lassen, verdient demnach in Rücksicht der Wichtigkeit und der Großartigkeit die vollste Anerkennung, besonders in einer Zeit, wie die unsrige, in welcher es vorzugsweise Noth thut, die durch die kleinlichen Interessen der Tagesliteratur verweichlichten, abgestumpften und zersplitterten Kräfte durch bedeutende und ernste Unternehmungen und durch eine Hinführung zum Gewichtigen und zum Erhabenen zu erkräftigen und zu beleben.

Wir haben demnach gegenwärtig nur auf die Eigenheiten, Vorzüge und allenfallsigen Mängel der vorliegenden Sammlung aufmerksam zu machen. Was den Plan derselben betrifft, so ist er folgender. Die Sammlung theilt die bedeutendsten Werke der lateinischen und griechischen Kirchenväter, erstere im Original, letztere in getreuen lateinischen Uebersetzungen mit. Die Zeitordnung, welche dabey befolgt wird, ist nachstehende:

Erstes und zweytes Jahrhundert nach Christus.

D. Barnabas.	D. Ignatius.
Hermas.	D. Polycarpus.
D. Clemens, papa.	D. Justinus.

Athenagoras.
Tatianus.
D. Theophilus.
D. Dionysius Corinthius.

Drittes Jahrhundert.

D. Irenaeus.
Minutius Felix.
D. Clemens Alexandrinus.
Tertullianus.
D. Hippolytus.
D. Dionysius Alexandrinus.
Origenes.
Julius Africanus.
D. Cyprianus.
D. Gregorius Neocaesariensis.
D. Archelaus.

Viertes Jahrhundert.

Julius Firmicus Maternus.
Arnobius.
Lactantius.
D. Ephraem.
D. Zeno Veronensis.
D. Optatus Milevitanus.
D. Pamphilus.
Eusebius.
D, Jacobus Nisibenus.
D. Hilarius Pictaviensis.
Victorinus.
Lucifer Caralitanus.
D. Eusebius Vercellensis.
D. Athanasius.
D. Basilius Caesariensis.
D. Cyrillus Hierosolymitanus.
Macarii (tres).
D. Gregorius Nazianzenus.
E. Pacianus.
D. Amphilochus.
Didymus Caecus.
D. Ambrosius.

Fünftes Jahrhundert.

D. Gregorius Nyssenus.
D. Epiphanius Salaminensis.
D. Johannes Chrysostomus.
D. Gaudentius Brixiensis.
Ruffinus.
Prudentius.
Sulpitius Severus.
D. Hieronymus
D. Augustinus.
D. Paulinus Nolanus.
Marius Mercator.
D. Isidorus Pelasiota.
Cassianus.
D. Cyrillus Alexandrinus.
D. Proclus Constantinopolitanus.
D. Vincentius Licinensis.
D. Hilarius Arelatensis.
Synesius.
D. Eucherus.
D. Petrus Chrysologus.
D. Basilius Seleuciensis.
Aeneas Gazensis.
D. Nilus.
Theodoretus.
D. Leo.
D. Prosperus Aquitanensis.
Salvianus.
D. Sidonius Apollinaris.
D. Victor Vitensis.
Julianus Pomerus.

Sechstes Jahrhundert.

Alcimus Avitus.
D. Fulgentius.
D. Caesarius Arelatensis.
D. Dorotheus.
D. Leander Hispalensis.
D. Gregorius Turonensis.

Siebentes Jahrhundert.

D. Johannes Climax.
D. Gregorius Magnus.
D. Columbanus.
D. Isodorus Hispalensis.
D. Maximus Taurinensis.
D. Ildefonsius Toletanus.

Achtes Jahrhundert.

Venerabilis Beda.
D. Johannes Damascenus.

Zwölftes und dreyzehntes Jahrhundert.

D. Bernardus.
D. Thomas Aquinas.
D. Bonaventura.

Von späteren Zeiträumen werden Platz finden:

Arnolo.
Walafridus Strabo.
Rabanus Maurus.
Paschasius Ratbertus.
Ratramnus.
Hincmarus Remensis.
D. Fulbertus.
Petrus Damianus.
Lanfrancus.
D. Anselmus.
D. Yvo Carnutensis.
Petrus venerabilis.
Petrus Cellensis.
Johannes Sarisburiensis.
Petrus Blesensis.
Gulielmus Clivernus.
D. Laurentius Justinianus.
Gerso.
Clemangis.
D. Franciscus a Borgia.
D. Carolus Borromaeus.
Benedictus XIV. etc. etc.

Die Betrachtung von dem, was in den bisher erschienenen sechzehn Bänden mitgetheilt worden, wird die Art der Erreichung des festgesetzten Planes und den Umfang des ganzen Werkes erkennen lassen. Im ersten Bande kommen vor die Schriften der kirchlichen Väter Barnabas, Hermas, Dionysius Areopagita, Klemens Romanus, Ignatius, Polykarpus, Justinus, zum Schlusse Acta Martyrum Lugdunensium. Was die Schriften des Dionysius Areopagita betrifft, so gehören sie erst in das sechste Jahrhundert, deßwegen kommen auch hier nur die Titel derselben vor. Den Briefen des Ignatius ist auch das Martyrium Ignatii beygegeben, ferner die Relation des Tiberianus von Trajan, der Bericht des jüngeren Plinius an denselben, und das Reskript an Trajan. Den größten Theil des Bandes füllt Justin.

Der zweyte Band enthält auszugsweise Schriften von Tatianus, Athenagoras (von diesem unter andern sein ausgezeichneter Aufsatz: de resurrectione mortuorum), Theophilus von Antiochien, Hermas (Philosophorum irrisio) und Irenäus. Der dritte Band enthält das fünfte Buch des Irenäus und die Fragmente, dann folgen Minutius Fe-

lir, Klemens Alexandrinus mit drey Bücher Paedagogus, dem Hymnus Christi Servatoris und quis dives salvetur. Der vierte Band umfaßt des Klemens Alexandrinus Stromata, sieben Bücher, und Hippolytus. Der fünfte und sechste Band enthalten von den Schriften des Tertullianus, der fünfte: Apologeticus, ad nationes, libri duo, de Testimonio Animae, ad Scapulam, de Spectaculis, de Idololatria, de Pallio, de Poenitentia, de Oratione, ad Martyres, de Patientia, de Cultu Foeminarum, libri duo, ad uxorem, libri duo, Adversus Judaeos, de Praescriptione Haereticorum, de Baptismo, Adversus Hermogenem, Adversus Valentinianos, Scorpiace; der sechste: de Corona, de Virginibus Velandis, de Carne Christi, de Resurrectione Carnis, Adversus Marcionem, libri quinque, Adversus Praxeam, de anima, de Fuga in Persecutione, de Jejuniis, de Exhortatione Castitatis, de Monogamia, de Pudicitia.

Im siebenten Bande kommen Julius Africanus und Origenes vor; von ersterem der Brief an den Aristides, von letztem de Principiis, vier Bücher; de Oratione und die herrliche Exhortatio ad Martyrium. Die folgenden Bände bis zum vierzehnten enthalten Fortsetzungen der Schriften des Origenes. Der achte: Contra Celsum, acht Bücher; der neunte: die Kommentarien in Genesim, in Exodum, in Leviticum und Homiliae in Numeros. Der zehnte: die Homilien in Librum Jesum Nave, in librum Judicum, in librum Regnorum, in Psalmos, in Canticum Canticorum, und in Visiones Jesaiae. Der eilfte: die Homilien in Jeremiam, in Ezechielem und die Kommentarien in Matthaeum. Der zwölfte Band: die Kommentarien in Matthaeum, in Lucam und in Evangelium Johannis. Der dreyzehnte: die Kommentarien in Epistolam Sancti Pauli ad Romanos, zehn Bücher.

Der vierzehnte Band enthält 83 Briefe des heiligen Cyprianus und kleinere Werke von ihm im Auszuge, worunter die drey Bücher Testimoniorum adversus Judaeos; der funfzehnte Band: vierzehn Briefe Dionysius Alexandrinus, das Fragment de Promissionibus contra Nepotem, und kleinere Schriften von Gregorius Thaumaturgus, Archelaus, Arnobius, Pamphilus und Rufinus. Der sechzehnte Band: das Convivium Virginum des heiligen Methodus und die Fragmente De Resurrectione, de Creatis und de Libero Arbitrio, dann die drey Bücher des Firminianus Lactantius de Opificio Dei, de Ira Dei, und de Mortibus Persecutorum.

Den Schriften jedes Kirchenvaters ist ein biographischer und

bibliographischer Bericht vorausgeschickt, welcher sehr sachdienlich, aber nur manchmal zu kurz erscheint. Am Ende jedes Bandes sind erläuternde, zweckgemäße Anmerkungen zu finden.

Wenn wir nun nach dem, was uns vorliegt, und nach dem kundgemachten Plane des Werkes, über dessen Beschaffenheit und Brauchbarkeit urtheilen sollen, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß es zu jenen Erscheinungen gehöre, welche dem menschlichen Unternehmungsgeiste Anerkennen verschaffen und Ehre bringen. Schon die Ueberwindung so bedeutender Schwierigkeiten, als sich den Herausgebern hier geboten haben, darf darauf Anspruch machen. Mehr aber noch darf es die zweckmäßige Wahl des Mitgetheilten, die große Genauigkeit im Abdrucke der gelieferten lateinischen Urtexte und die Musterhaftigkeit der Uebersetzungen griechischer Kirchenväter. Daß diese Sammlung sich bloß auf Mittheilung der ausgesuchtesten Werke der Kirchenväter beschränkt, muß, bey Betrachtung der lobenswerthen Beschaffenheit der Wahl der Herausgeber, und bey dem Umstande, daß die Mittheilung aller Schriften der Kirchenväter nur die ohnedieß sehr gehäuften Schwierigkeiten vermehrt, das Werk, ohne ihm irgend einen Vortheil mehr zu verschaffen, über die Gebühr ausgedehnt, und die Kosten bedeutend vergrößert haben würde, lobenswerth erscheinen. Bey Werken solcher Art, wie das vorliegende, scheint eine Auswahl des Besten, mit welcher wir uns, wenn es die Werke eines Schriftstellers betrifft, nie befreunden können, sehr an ihrem Platze. Nur ist es nothwendig, daß die Wähler die nöthigen Eigenschaften zu einer richtigen Wahl besitzen. Daß dieses hier der Fall sey, ergibt sich durchgehends, besonders aber bey der Betrachtung der mitgetheilten Werke des Origenes.

Das Einzige, was an dieser Sammlung gerügt werden dürfte, ist der Umstand, daß die griechischen Kirchenväter nicht im Urtexte, sondern in lateinischen Uebersetzungen mitgetheilt werden, wodurch jene Genauigkeit verloren geht, welche bey Werken dieser Art so nothwendig ist, und die selbst durch die musterhafteste Uebersetzung nicht ganz erreicht werden kann.

Was die typographische Ausstattung betrifft, so gehört auch in dieser Beziehung das vorliegende Werk zu den erfreulichsten Erscheinungen der neueren Zeit. Es ist auf herrlichem Papier, mit scharf bestimmten Lettern, ausgezeichnet korrekt und sehr splendid gedruckt.

Wir behalten uns vor, nach der Erscheinung der künftigen Bände auch die Beschaffenheit derselben anzuzeigen und zu würdigen, und sind der Hoffnung, daß sie in keiner Beziehung den bereits erschienenen zurückstehen werden. P.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LI.

Ode latine sur Carlsbad, composée vers la fin du quinzième siècle par le Baron Bohuslas Hassenstein de Lobkowitz, avec une traduction polyglotte, une notice biographique sur ce poète, des observations sur l'ode et sur l'antiquité de ces thermes, par le Chevalier Jean de Carro, docteur en médecine etc., avec le portrait de Lobkowitz et une vue des ruines de Hassenstein. Prague 1829. 8. 66 Seiten.

Herr Ritter de Carro, welcher sich als ausübender Arzt zu Karlsbad um den Heilquell und dessen Gäste vielfaches Verdienst erworben, verpflichtet durch diese polyglotte Uebersetzung des Lehrgedichtes eines der frühesten lyrischen Dichter Böhmens, des Freyherrn Bohuslas Hassenstein von Lobkowitz, nicht nur die Besucher Karlsbads und die Böhmen, sondern überhaupt Historiker und Philologen zu Danke. Die Freunde vaterländischer Geschichte müssen ihm Dank wissen für die mit Wärme und Interesse geschriebene kurze Biographie des edlen Böhmen, der schon zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts Kleinasien, Syrien und Aegypten durchreiste, die berühmte Raudnitzer Handschrift des Plato um zweytausend Dukaten zu Mailand kaufte, und sein Geld nicht besser, als im Ankaufe kostbarer Handschriften, wie die des Suidas, Ptolemäus und Plutarch, anwenden zu können glaubte; ein Stern erster Größe in der Sternengruppe des hochherzigen Fürstengeschlechtes der Lobkowitze, deren dermaligem Stammhalter, dem Fürsten Ferdinand, die Schrift zugeeignet ist. Möge bald eine neue Ausgabe der lateinischen Gedichte Bohuslas, des Nebenbuhlers Sarbiewsky's in klassischem Latein, zu Tage gefördert werden, damit in der zweyten, mit neuen Uebersetzungen vermehrten Ausgabe von Herrn de Carro, welche der Herausgeber verspricht, die folgende Stelle als unnütz weggelassen werden könne: Nous serions tentés de dire non aux professurs, non aux étudians de notre temps, mais aux mécènes et aux sociétés savantes du pays qui donna le jour à Bohuslas: »Pourquoi les oeuvres d'un tel poëte, dont vous devez être fiers, »ne se trouvent-elles plus que comme de précieuses reliques »dans un petit nombre de bibliothèques! Pourquoi de nouvelles »éditions ne les mettent-elles pas à la portée des gens de gout »et de la jeunesse auxquels vous ne sauriez offrir un plus beau »modèle de latinité et d'émulation. Cette entreprise ne rafraichis»soit-elle pas le souvenir du *grand Bohème* émule des anciens, »qui contribua si puissamment à la renaissance des lettres dans votre »patrie et dans toute l'Allemagne.«

Uebersetzungen des achtzehnzeiligen lateinischen Gedichtes sind dreyzehn, aber nur in acht Sprachen, nämlich zwey französische, zwey deutsche, eine böhmische (warum nicht auch zwey?), zwey ungrische,

zwey hebräische, eine italienische, eine englische und eine altgriechische; die letzte bey weitem die vorzüglichste von allen, weil sie, klassischen Hauch athmend, dem lateinischen Originale näher verwandt, als alle übrigen, auch die Reinheit des Sylbenmaßes wieder gibt, welches in den beyden deutschen, dasselbe nachbildenden Uebersetzun-
— ◡ ◡ — ◡ ◡
gen durch Daktylen, wie nachbarlich und Rundes sind, ungebührlich hart verletzt wird.

Die französischen haben beyde die Verse des Originals, die zweyte um vier, die erste gar um sechs, überschritten. Trotz dieser größeren Umschreibung scheint uns die erste von Alexandre Dumas de Paris bey weitem treuer, als die zweyte von H. Chodowiecki. Der erste muß jedoch in dem Verse:

Redde seni validas vires, pavidaeque puellae
Formosam confer faciem —

pallidae gelesen haben, weil er übersetzt:

Qu'à la vierge *palie* ils rendent la beauté
Au debile vieillard sa force renaissante.

Der zweyte besser:

Du vieillard qui s'éteint restaure la vigueur
De la vierge *pudique* anime la langueur.

Nebst der altgriechischen und den beyden deutschen ringt auch die böhmische im Sylbenmaße mit dem Originale, und ist, so wie die erste deutsche und zweyte ungrische, um einen Vers, die erste ungrische gar um zwey Verse kürzer, als das Original; dafür ist die englische um zwey, und die italienische gar um acht Verse, das ist mehr als um die Hälfte länger, als das Original, welches nur achtzehn Verse hat.

Diese farbigen Karlsbadersinter hat der Herausgeber mit einem Kommentare und einem kurzen Anhange sur l'antiquité de Carlsbad eingefaßt, welche den Werth desselben historisch erhöhen.

A. Erzherzog Ferdinand von Tyrol ertheilt im Namen Philipps II. von Spanien dem Kaiser Rudolph II., den Erzherzogen Ernest und Karl, Wilhelmen von Rosenberg und Leonharden von Harrach zu Prag, und dem Herzoge Wilhelm V. von Bayern zu Landshut im Jahre 1585 feyerlich den Orden des goldenen Vließes.

Aus der k. k. Ambrasersammlung.

B. Frauen des durchlauchtigsten Erzhauses mit den Insignien des goldenen Vließes auf bildlichen Denkmälern.

Von Joseph Bergmann, Kustos der k. k. Ambrasersammlung.

Vor vier Jahrhunderten — 1430, 10. Jänner — ward zu Brügge von Philipp dem Gutigen, Herzoge von Burgund, der Orden des goldenen Vließes (la toison d'or, oder schlechtweg la toison) *) bey Ge-

*) Toison st. tonson, aus tonsio, Schur, abgeschorne Wolle, ein Fell in der Heraldik.

legenheit des feyerlichen Beylagers [1]) mit der dritten Gemahlin Isabella, Tochter Königs Johann I. von Portugal, gestiftet.

Die Veranlassung liegt am Wahrscheinlichsten im Rittergeiste des burgundischen Hofes, der seinen Adel aufmuntern wollte, den in der Schlacht von Nikopoli gefangenen Herzog Johann an den Türken zu rächen. Es wäre wohl möglich, daß der Orden auch Beziehung auf die flandrische Wolle oder Belgiens Reichthum überhaupt gehabt hätte. Jason selbst holte in Kolchis etwas Aehnliches; denn außer Gold gab es andere bereichernde Handelsartikel, besonders Leinwand (Herod. II. 105). Einige fabeln vom Widderfelle Gideons und den fleckigen Lämmern des Erzvaters Jakob (vgl. Kap. VI. V. 36 im Buche der Richter und Mosis Genesis XXX. 32 rc.); ein anderes Geschichtchen erzählt Bayle in seinem Diktionnäre: Bourgogne (Philippe Duc de), und Barante VI. S. 61 [2]).

Wenigstens war dieses Vließ, was auch immer die Veranlassung desselben seyn mochte, ein Preis hoher Geburt, großer Anstrengungen und Verdienste, bewährter Rechtschaffenheit und makelloser Glaubens- und Sittenreinheit, wie schon die Devise: »Pretium non vile laboris,« andeutet.

Als Philipps aus dieser Ehe entsprossener Sohn, Karl der Kühne, nach der unglücklichen Schlacht bey Nancy den 5. Jänner 1477 durch Campobasso's Verrath gefallen war, erkor sich Maria, dessen einzige, reiche und schöne zwanzigjährige Tochter, vor allen Bewerbern um ihre Hand und ihr Erbe den ritterlichen Erzherzog Maximilian zum Gemahl. Sie übertrug, kraft des LXV. Artikels der Statuten vom 27. November 1431: »daß nämlich nach dem Erlöschen des Mannsstammes des burgundischen Herzogsgeschlechtes der Gemahl der Erbtochter das Oberhaupt des Ordens seyn solle,« denselben sammt dem burgundischen Erbe an das Haus Habsburg.

Philipps des Gütigen und seines Sohnes, des kühnen Karls, Porträte, mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, bewahrt die k. k. Ambrasersammlung unter ihren Schätzen.

Auf dem großen Medaillon der Vermählung Maximilians mit Maria, zu Gent den 20. Aug. 1477 vollzogen, erscheint auf der Hauptseite zum ersten Male um den österreichisch-burgundischen Wappenschild die Ordenskette des goldenen Vließes. Oben die Jahreszahl 1477; die Umschrift: MAXImilianus Z (et) MARIA. DEI. GRA.tia DVX. Z (et). DVCISSa AVSTRIE. BurGundiae LOT.haringiae BRabantiae Z (i. e. cetera). Die Kehrseite stellt den gothischen Altar zu Gent vor, wo die Vermählung vollzogen wurde; die Madonna steht mit dem Kinde auf dem rechten Arme zwischen den heiligen

---

1) Histoire des Ducs de Bourgogne, par M. de *Barante*. Paris, 1826. Tome VI. p. 58—65.

2) Ausführlich handelt über die Stiftung, Statuten, Privilegien und Zahl der Ritter, die Kapitel und die vier Aemter dieses hohen Ordens der Jesuite Sebastian Inspruggerin: Vellus aureum Burgundo-Austriacum, s. ordinis torquatorum aurei velleris equitum relatio, Viennae 1728. Fol. Dieses Werk hat Wippel in seinen Ritterorden, Berl. 1824, II. Bde. 4., wo er Bd. I. S. 66—71 die ganze reiche Literatur des Ordens mit aufführt, übersehen. — Gottschalck's Almanach der Ritterorden, Leipzig 1817, I. Abth. S. 21—28. Das Titelkupfer stellt einen Ritter des kaiserl. österreichischen Ordens des goldenen Vließes im Festkleide vor.

Andreas (des Ordens Patron) und Sebastian. Umschrift: TOTA. PVLCRA. ES. AMICA. MEA. ET. MACVLA. NON. EST. IN. TE (hohe Lied Salomo's IV. 7). S. Herrgott's Numotheca I. Tab. X, Nr. 4. Heräus Bildnisse der regierenden Fürsten. Fol. Wien, 1828. Tab. XIV. 3.

Erst im folgenden Jahre 1478 erklärte sich Erzherzog Maximilian in dem dreyzehnten zu Brügge gehaltenen Ordenskapitel zum Souverän und Beschützer desselben. Nebst sieben niederländischen Herren wurde des Erzherzogs Obersthofmeister Bartholomä von Liechtenstein, der erste Deutsche, als Ordensritter aufgenommen. Ein großer, dicker Medaillon von Bronze im k. k. Münzkabinette verewigt dieses Ereigniß. Vorderseite: MAXIMILIANVS DVX AVSTRIE BVRGVND. Das links gerichtete Haupt Maximilians ist mit einem doppelten Kranze umwunden. Die Rückseite hat die Devise: IE LAY EMPRINT MCCCCLXXVIII. Das goldene Vließ hängt an einem Feuerstahle, das Feld ist mit Feuersteinen und flammensprühenden Kieseln verziert. S. Herrgott I. Tab. X. 9, S. 21.

In des Ordens vierzehntem Kapitel im J. 1491 überließ Maximilian die Großmeisterwürde seinem Sohne Philipp, der dem Kaiser Friedrich IV., seinem 76jährigen Großvater (vielleicht der einzige Fall!) in dem zu Mecheln gehaltenen funfzehnten Kapitel den Orden verlieh.

Von Philipp kam dieselbe an die ältere spanische Linie, bey der sie bis zu deren Erlöschen blieb.

Nach Karls II. von Spanien Tode (1700, 1. Nov.) erklärte sich Karl III. (VI.) als das einzige rechtmäßige Oberhaupt des Erbordens, und nahm, als er Spanien verließ, das Ordensarchiv mit. Das neue bourbonische Regentenhaus protestirte. Im J. 1712 den 6. Jänner ernannte er zu Frankfurt 22 Ritter des goldenen Vließes, hielt am heiligen Ostertage Nachmittags in der kaiserlichen Burg zu Wien das erste Ordenskapitel, schlug am Osterdinstage (29. März) 14 der neu ernannten Ritter zu wirklichen Rittern, und hängte ihnen selbst die Ordenskette um. Am 30. Nov. (desselben Jahres), dem Festtage des Apostels und Ordenspatrons Andreas, erneute der Kaiser die seitdem jährlich begangene Feyer des hohen Ritterordens mit großer Pracht. Zum ewigen Gedächtnisse ward folgender, in Gold und Silber vorhandener Medaillon geprägt. Vorderseite: CAES: AVG: CAROL: VI: PLVR: VTR: ORB: PROVIN: REX.. Des Kaisers Brustbild mit dem Vließorden ist links gekehrt, die herabwallenden Locken des unbedeckten Hauptes kränzt der Lorbeer. Revers: AVITI. ORDINIS. EQVITUM. | TORQVATOR: AUR:VELL: | SOLEMNIA RESTITUTA. | VINDOB:1712 | 30.NOV. — oben: MORIBVS ANTIQVIS. Der Kaiser reitet im vollen Ordensornate rechts hin, die Rechte ist, wie bey Münzen römischer Imperatoren, ausgestreckt, die Linke hält des schreitenden Pferdes Zügel *). Nach Karls VI. Tode (1740) übertrug Maria Theresia, wie ihre burgundische Ahnfrau, des Ordens Souveränität ihrem Gemahl Franz Stephan, wogegen König Philipp V. von Spanien neuerdings protestirte. Zuletzt, nachdem der Hauptstreit über Spanien selbst schon lange geendet war, wurde der Orden noch Gegenstand der Aachner Friedens-Präliminarien (1748), aber bey den vielen Protestationen und Reprote-

*) S. *Heraci* Inscript. et Symbola, Norimb. 1721, p. 31. *Insprugger*, Numi Augg. Caroli VI. et Elisabethae Christinae Viennae cusi. Viennae 1728. p. 32 seqq. S. Köhler's Münzbelust. XXII. S. 329. Heräus Bildnisse. Wien, 1828. Tab. XXI. 14.

stationen — nichts ausgemacht. Es war ein burgundischer Orden, folglich dem Hause Oesterreich allein gehörig, das die Erbschaft des Landes noch zur Blutsverwandtschaft erhielt [1]). Beyde Höfe blieben im Besitze der Ordenswürde; seitdem wurden und werden zu Madrid wie in Wien Ritter des goldenen Vließes ernannt.

So haben Se. Majestät unser Kaiser, des Ordens vierzehnter Großmeister, den 22. May dieses Jahres die vierte Sekularfeyer durch Ernennung von dreyzehn Rittern, worunter zwey zarte Prinzen des kaiserlichen Hauses sind, und eine großherzige Stiftung für zwölf unverschuldet verarmte Edelleute würdig und wohlthätig begangen.

So viel im Allgemeinen. Außer Maximilian I. und Karl V. bis Karl VI. war kein Kaiser Ordens=Souverän, sondern sie waren nur Ordensglieder. Anfangs wurden von dem versammelten Kapitel neue Ritter erwählt; später verliehen die Großmeister, vermöge eines vom Papste Gregor XIII. an Philipp II. von Spanien im J. 1572 erlassenen Breve, aus eigener Machtvollkommenheit den Orden. Demzufolge übersendet dieser König im J. 1585 durch den außerordentlichen Botschafter Assonleville dem Aeltesten des gesammten habsburgischen Hauses, dem Erzherzoge Ferdinand von Tyrol, welcher schon seit 1556 Vließritter war, sechs Insignien des Ordens, um sie in seinem Namen an die nachbenannten höchsten und hohen Personen zu verleihen, was ein in der k. k. Ambrasersammlung aufbewahrtes, und die bey der Verleihung dieses Ordens üblichen Ceremonien veranschaulichendes Denkmal mit Versen, dessen ausführliche Beschreibung ich hier mittheile, vollgültig bestätigt.

Diese Feyerlichkeit fand nach Burglechner [2]) und den unten folgenden Versen (I. 13 u. XI. 7) des Denkmals selbst zu Prag, der damaligen kais. Residenz, im May, und zu Landshut im Juny 1585 Statt [3]). Die sechs Insignien waren zu vertheilen: An Kaiser Rudolph II. (geb. 1552, † 1612), und seinen Bruder Erzherzog Ernest, damaligen Regenten von Niederösterreich (geb. 1553, † 1595); an Erzherzog Karl, den Stifter der steyermärkischen Linie (geb. 1540, † 1590); an Wilhelm Ursini von Rosenberg, Regierer des Hauses Rosenberg, obersten Burggrafen in Böhmen, der durch drey Gemahlinnen mit den Häusern Braunschweig, Brandenburg und Baden verschwägert war (geb. 1535, † 1592); an Leonhard IV., ersten Freyherrn von Harrach, kais. Obersthofmeister und Oberstkämmerer (geb. 1514, † 1590); und letztens an Wilhelm V., Herzog von Bayern, zu Landshut (geb. 1548, † 1626).

---

1) In Bezug auf diesen Rechtsstreit sehe man *G. H. Ayreri* (!) magnum Magisterium equestris ordinis aurei velleris Burgundo-Austriacum feminino-masculinum. Gotting. 1748. 4. Diese Schrift, die nach dem Vorgange Adelung's im fortgesetzten Jöcher'schen Gelehrten=Lexikon von Meusel, Wippel u. a. dem Hofrathe und Professor Ayrer zugeschrieben wird, ist als eine unter Ayrer's Vorsitz gehaltene juridische Inaugural=Dissertation dem Lübecker Joh. Joach. Carstens zu vindiciren.

2) Vgl. Alois Primisser's meisterhafte Beschreibung der k. k. Ambraser=sammlung. Wien, 1819. S. 188.

3) Die Münzen und Medaillen dieser Vließritter (L. von Harrach ausgenommen, welche Familie nie das Münzrecht hatte) haben nur vom J. 1585 an auf den Bildnissen und um den Wappenschild der Kehrseite des Ordens Insignien; die ohne Jahreszahl tragen hiemit ein Merkmal zur nähern Zeitangabe in sich. Man vgl. nebst der andern durchlauchtigsten Fürsten Münzen auch W. von Rosenbergs Reichensteinische Dukaten von 1584 und den folgenden Jahren.

Dieses bildliche Denkmal ist eine, um der besseren Erhaltung willen nun aufgezogene, 18 3/4 Schuh lange und 13 Zoll hohe, in dreyzehn längliche Vierecke abgetheilte Papierrolle. Jedes Viereck, mit buntfarbigen Verzierungen und Arabesken umschlossen, theilt sich wieder in drey wagrechte Felder, deren oberes von zwey Zoll Höhe den Titel eines feyerlichen Aktes oder eines Festes in schöner, großer Frakturschrift mit schwarzen, vergoldeten Buchstaben enthält. Das zweyte, fast 6 Zoll hohe Feld gibt das Wichtigste, die bildliche Vorstellung. Die Figuren sind 2 3/4 bis 3 1/2 Zoll hoch, von kunstgeübter Hand korrekt gezeichnet, und mit Wasserfarben nett gemalt. Das untere dritte Feld von 2 Zoll füllen die in zwey gleichzeilige Kolumnen getheilten Verse. Die untersten Felder trennen abermals personifizirte Vorstellungen der vier Elemente und abstrakter Begriffe, als der Gerechtigkeit, Stärke u. dgl., mit Wappen, Guirlanden und Arabesken verziert.

I. Das Ritterschlagen [1]).

Ein einfach gezierter Saal, rechts eine roth überzogene Tafel, darauf ein geschlossenes Buch und ein Tintenfaß; in der Mitte Erzherzog Ferdinand, in schwarzer (sammtener), mit Gold bordürter, spanischer Festkleidung, von seinem schwarzen, hochgestülpten Hute nickt eine Pfauenfeder mit ihrem Farbenspiele, und im Ornate des goldenen Vließes. Er ertheilt dem in gleichem Anzuge vor ihm auf dem rechten Fuße knieenden unbedeckten Erzherzoge Ernst mit dem bloßen flachen Degen auf die linke Schulter den Ritterschlag (accolade); hinter demselben kniet in derselben Kleidung und Stellung Erzherzog Karl, des Ritterschlages gewärtig. Auf beyden Seiten des Hintergrundes stehen Hof= und Kammerherren, 28 an der Zahl, theils in schwarzem, theils in buntfarbigem, den Erzherzogen ähnlichem Kostüme jener Zeit.

Nun folgen zwey Kolumnen gereimter vierfüßiger Jamben, als:

Alß vnnser Zeiten in Deutschland,
Man gar sehr wenig Ritter fand,
Des Edlen Ordens, so man guet
Des gulden Flüsses [2]) nennen thuet,
Da nam im [3]) khünig Philip für,
Den dermal zu erweitern schier,
Erwehlt im deßhalb etlich hern,
Die würdig waren solcher Ehrn,
Alß Kaysern Ruedolff dieses Namns,
Den andern, darzue seines Stamns,
Ertzhertzogen Carl und Ernst mit Preiß,
Rosinberg vnd Harrach zgleicher weiß,
Derwegen zu Prag gehalten war,
Der Act desselben wie offenbar,
Vnd wurden Erstlich Ritter g'schlagn,
Die zwen, wie diß gemähl thuet sagn.

Mitten zwischen dem dritten Felde des ersten und zweyten Quadrates hängt ein runder Wappenschild mit dem rothen tyrolischen Adler,

---

1) Die mit erweiterter Schrift gedruckten Namen sind mit kleiner, goldener, lat. Kursivschrift unter den Figürchen deutlich geschrieben.

2) Flüsses statt Vließes, aus vellus nach Auslassung des e.

3) im = ihm, st. sich.

rechts sitzt in weiblicher Gestalt die Erde (oben lat. TERRA), mit dem Aehrenkranze um das Haupt und einem Blumenstrauße in der Linken, die Rechte ruht auf einem Fruchtgefäße; links die Luft (oben AER), mit vom Hauche backiger Windgötterchen aufgewirbelten Haaren.

II. Der Kirchen Gang.

Voran gehen zwey Hofdiener und zwey Stäbelmeister in schwarzer Galla; dann der Ehrenhold (Herold) im Amtsgewande, mit den spanischen und österreichischen Wappen [1]), besonders dem gekrönten Reichsadler und dem neuern österreichischen Wappen auf der Brust. Darauf werden die drey Ketten sammt dem anhängenden Vließe auf Sammtkissen einhergetragen; darnach Monsr. Assonleville, der außerordentliche spanische Botschafter. Hierauf Erzherzog Ferdinand in der vorher beschriebenen Galla, Kayser Rudolph allein, die Erzherzoge Karl und Ernst mit einander (letztere vier bedeckten Hauptes), ihnen folgen der bäpstliche, hispanische venedigische und florentinische Potschaffter, den Schluß machen des Kaysers und der 3 Erzherzoge obriste Camerer.

Nach dem thet man gehn [2]) Khirchen gehn,
In ordnung, wie hiebei thuet stehn,
Zwen Stäbelmaister mach Ich khundt,
Auf Sy der Ehrnhold aus Burgundt,
Darnach wurden getragen daar,
Die drey Flüß Khetten zierlich zwaar,
Den nachgeuolgt der Spannisch Gsandt,
Vnd bald darauf Fürst Ferdinandt,
Alßdann der Kayser vnd die zwen,
Herr Carl vnd Ernst Ertzhertzogen,
Mit sambt den frembden Bodtschaffter,
(Vermög diß Gmähls) vnd Camerer.

Zwischen dem untern Felde des zweyten und dritten Quadrates ist in der Mitte der mit dem Erzherzogshute geschmückte alt= und neu=österreichische Wappenschild; rechts die ruhende Stärke, die Rechte auf einen falben Löwen gelegt, die Linke hält ein Säulenstück (oben: FORTITVDO); links die Gerechtigkeit, auf dem Haupte die Zackenkrone, mit in beyden Händen emporgehaltener Wage und Schwert (oben: IVSTICIA).

III. Das Gebet.

In der schön geschmückten Kirche prangt vorne der Altar, das Altarblatt stellt die h. Maria mit dem Jesuskinde in ganzer Figur auf der Rechten, in der Linken das Zepter, von Lichtstrahlen umflossen, zwischen zweyen Aposteln vor. Auf der grün belegten Altarplatte stehen neben dem gekreuzigten Heilande seine Mutter und Johannes, der Lieblingsjünger; auf jeder Seite brennen nur zwey Kerzen, vorne liegt ein Kruzifix, links ein geschlossenes Buch (Statutenbuch?), rechts auf einem

1) Die Wappen der Vließritter sind beschrieben in: Jean Jacques Chifflet, Insignia gentilitia Equitum ord. Vell. aurei, Antw. 1632. 4. Des Kaisers u. Erzh. Ferdinands von Tyrol S. 122; der Erzh. Karl u. Ernest und Herzogs W. v. Bayern S. 145; der beyden Freyherrn v. Rosenberg und Harrach S. 157 u. 158.

2) gehn = gen, gegen, zu; vgl. gen Himmel.

rothsammtenen Kissen die Vließkette, links neben dem Altare kniet der Erzbischoff (damals zu Prag Martin Medeck, † 1590) sammt der Priesterschafft. Mitten auf der zweyten Stufe des Altares kniet entblößten Hauptes der Kayser, rechts Erzherzog Ferdinand, hinter beyden die benannten zwey Erzherzoge in des Erstern andächtiger Stellung. Ihnen zur Rechten kniet der spanische Botschafter; an ihn schließen sich in grünem Festkleide zwey Herrn, die goldenen Vließe auf Kissen haltend, dazwischen der Ehrenhold im Wappenrock, oben auf der Brust der rothe tyrolische Adler, daneben andere Wappen; hierauf zwey Stäbelmeister, an der rechten Seite hinab Hof= und Kammerherrn nebst andern Zuschauern. Im gewölbten Eingange erblickt man Hellebarten, oben auf dem vorderen Oratorium Damen, das mittlere ist leer, und das dritte füllen Musici mit Blasinstrumenten und einer Pauke.

Alß man nun in die khirchen kham,
Vnd das aufblasn ein ende nam,
Wurde des Kaysers Khetten daar,
Gelegt alßbald auf den Altaar,
Vnd khnüeten nider Dfürsten all,
Wie dann zugleich in grosser Zall,
Das Volckh so [1]) mit vnd bei gestandn,
Inmitlst wurden in den handn,
Die andern Khetten zwue [2]) gehaltn,
Biß das der Act zu end thet waltn,
Mit Ir Maystet so gar allein,
Beschach, wies dann hat sollen sein.

Das untere Feld zwischen dem dritten und vierten Quadrate sondert nach der Rechten hin die Göttin des Feuers (oben: IGNIS) mit einem Flammennimbus, ihre Linke mit Brennstoff und dem Zackenblitz gegen ein flammendes Gefäß; nach der Linken die Wassergöttin (oben: AQVA), die aus einer Urne Wasser gießt; um sie herum stehen Pflanzen; in der Mitte ruht ein Pelikan, der seinen Jungen die nährende Brust öffnet.

IV. Der Fürtrag (Vortrag, Anrede).

Altar und Geistlichkeit wie im vorhergehenden Mittelfelde, nur daß der Erzbischof steht, und vor sich ein offenes Buch hält. Mitten auf des Altares oberster Stufe steht der Erzherzog Ferdinand in der Geberde eines Redenden, vor ihm der Kaiser, hinter ihm die beyden Erzherzoge, alle unbedeckten Hauptes; die übrige Umgebung wie vorher.

Drauf trat Ertzhertzog Ferdinand,
Auf des Altars Stafflen zu hand,
Fieng an dem Kayser zu erzehle,
Warumb der Khüng in thet erwehle,
Zu disem hochberüembten Ordn,
Darein vil stattlich gnommen wordn,
Khaysr vnd Künig vnd Potentatn,
So es für ein rhuem gehaltn hatn,
Nemblich sein thugend vnd verstandt,

1) so = unabänderliches Fürwort von allen drey Geschlechtern und beyden Zahlen, hier statt welches.

2) zwue = zwo, zwey.

Drinn Er der gantzen Welt bekhandt,
Sambt freündtschafft vnd dergleichen mehr,
Des sich der Kayser bdancket sehr.

Die Mittelverzierung der untern Felder gleicht der zwischen I. u. II.

V. Das Jurament.

Altar und Geistlichkeit wie vorher; der Erzbischof kniet vor dem Altare, und hält ein offenes Buch, auf dessen Blatt Christus am Kreuze und Maria sichtbar sind. Vor ihm kniet auf den Stufen des Altars der Kayser, und schwört mit drey Fingern seiner Rechten auf das Kreuz, wodurch er die dritte Figur im Buche, wahrscheinlich den heil. Johannes verdeckt. Zur Rechten steht Erzherzog Ferdinand, neben ihm die zwey Träger der beyden Vließe, der spanische Gesandte und der Ehrenhold; hinter dem Kaiser stehen die beyden Erzherzoge. Die Umgebung wie vorher.

Demnach solt Khayser schweren ebn,
Ein Aid zu Gott in seinem lebn,
Dem Orden hold vnd trew zu sein,
Vnd nemen wahr seinr wolfart fein,
Zuhalten auch desselben stuckhe,
Vermög seiner Regel vnd Artickhl,
Das bschach, vnd hat derhalb also,
Der Khayser geschworen gleich aldo
Wie ims der Gsandt hat vorgelesen,
Vnd sonsten altzeit breüchig gwesn,
Ins Buech so der Ertzbischoff hat,
Vorghalten Irer Majestat.

Die Verzierung zwischen den zwey untern Feldern wie zwischen II. und III.

VI. Die Ueberantwortung des Flüß.

Altar und Priesterschafft wie vorher; der Erzbischof steht mit dem Rücken an der Ecke des Altars, gegen die hohe Versammlung gewendet, und hält das geschlossene Buch in der Linken. Der Erzherzog Ferdinand hängt dem Kaiser die Ordenskette um; das Uebrige dem vorhergehenden Quadrate ähnlich, nur findet sich auf der rechten Seite eine dichtere Menge Zuschauer; oben im vordern Oratorium Damen, im andern die Musici.

Wie nun das Jurament beschehn,
Vnd Ir herr Ferdinand thet Jhehn *),
Das es nun Zeit wer zu volbringe,
Des Khünigs willen aller dinge,
Legt Er Jr drauf die Khetten schon,
Des Flüß an halß ganz wol gethon,
Mit wünschung von Gott alles hailß,
Vnd was Er wünschen khün seins thails,
Da sagt der Kayser, Amen, das sey,
Bald ward alda zur selben Zeit,
Bey nenigclich sehr grosse freüdt.

---

*) Jhehn = reden, sprechen.

Den Raum zwischen diesem und dem folgenden Felde füllet, wie gewöhnlich, eine sinnvolle Vorstellung. Hier in der Mitte schwingt sich eine weibliche Arabeske, in zwey Flügel endend; rechts hält eine Mutter ihr Kind in der Rechten, in der ausgestreckten Linken einen Blumenstrauß, (oben: CARITAS); links eine weibliche Figur, die Rechte auf die Brust legend, die gesenkte Linke berührt ein Lamm (oben: PACIENCIA).

VII. Das Opffer.

Altar und Priester wie vorher; der Erzbischof lieset in einem Buche. Erzherzog Ferdinand opfert knieend ein Goldstück in eine Schale; hinter demselben mit dem Orden geschmückt der Keyser, die Erzherzoge Karl und Ernst; links stehen der Ehrenhold und Mons. Assonleville; rechts und der Hintergrund nebst den Oratorien wie vorher.

Darnach stuend Khayser auf ein seit,
Da dratten dar die zwen bereit,
Ertzhertzogn Carl vnd Ernest gros,
Mit den man den Act auch beschlos,
Wie mit dem Kayser Jetzt gemelt,
Drauf sich ins Oratori gstelt,
Vnd hörten zue dem Gottesdienst schon,
Getziert mit trefflichm Musicthon,
Biß Zeit war bei dem Opffer zstehn,
Da sach mans nach einander gehn,
Vnd Opffern in der Ordnung fein,
Wie diß gemähl gibt claren schein.

Die bildliche Vorstellung zwischen den zwey untern Feldern gleicht der obigen zwischen III. und IV.

VIII. Das Kayserliche Panquet.

Mitten in einem großen Saale steht eine reich besetzte Tafel. Oben an sitzt Se. Majestät der Kayser; hinter demselben stehen Hof- und Kammerherrn nebst Trabanten mit Hellebarten; zur Rechten Erzherzog Ferdinand, neben ihm in der Reihe herab seine (zweyte) Gemahlin Anna Katharina, geb. Herzogin von Mantua (geb. 1566, † 1621), Erzherzog Karl mit der Erzherzogin Maria, Gemahlin Herzogs Wilh. von Jülich (geb. 1531, † 1592), hernach Erzherzog Ernst und Erzherzogin Anna, Witwe Herzogs Albrechts V. von Bayern (geb. 1528, † 1590), unten dem Kaiser gegenüber, Marggraf Karl von Burgau, Erzh. Ferdinands und Philippinens zweyter Sohn (geb. 1560, † 1618); die andere Seite der Tafel herauf schließen in weiterem Zwischenraume S. Guil. de Sto. Clemente mit dem Botschafter Mr. Assonleville. Um die Tafel sind Truchsesse, Mundschenken und Diener, wie um den im Hintergrunde stehenden vollen Kredenztisch; auf demselben prangen auch mehrere Pokale von mannigfacher Form, worunter ein Schiff mit Mast, Segel und Tau (ein ähnliches findet sich unter den Trinkgefäßen der k. k. Ambrasersammlung); unten in der Ecke stehen Lauten- und Violinspieler, und einer spielt eine Art Klavier. Hellebarten.

Alßdann diß alls ein ende nam,
Vnd man Khirchen haimbwarts kham,
Da ward alßbald ein Kayserlich
Panquet berait, herrlich costlich,

Vnd assen bei einander zgleich,
Der Kayser sambt den Fürsten reich,
In ordnung wie Ich main hiebei,
Aus disem Gmähl zu sehen sey,
Von Schawessen vnd anderm mehr,
Getziert vber die massen sehr,
Dartzue in Music trefflich schen,
In Summa da muest nichts abgehn.

Vorstellung der Erde und Luft wie zwischen I. und II.

Wilhelm von Rosenberg und Leonhard Freyherr von Harrach er- das goldene Bließ.

IX. Der Gang von Kirchen.

Nach der (nicht vorgestellten) Ertheilung des goldenen Bließes an W. v. Rosenberg und L. v. Harrach gehen paarweise:
a. Herzog Georg zuer lignitz und Herzog Carl zue Münsterberg;
b. Marggraf Carl zue Burgaw und Herzog ott Hainrich zu Braunschweig;
c. Der Kunigklich Ernhold im Ornat und Mons. Assonleville.

Nun folgen die drey Paare Bließritter:
d. Herr W(ilhelm) uon Rosemberg und Herr uon Harrach Freyherr (beyde im schwarzen, letzterer allein in langem, Festgewande);
e. Erzherzog Carl und Erzherzog Ernst;
f. Erzherzog Ferdinand und röm. Kayser (die letzten zwey Paare bedeckten Hauptes).

Den Zug schließen die oben II. genannten vier Botschafter, mit des Kaysers und der drey Erzherzogen obr. Camerer.

Noch selben Abendts ward gehaltn,
Ein Ringel Rennen das muest waltn,
Darauf des andern Morgens ebn,
Solt man die gulden Fluß auch geben,
Von Rosmberg herrn Wilhalbm zart,
Vnd von Harrach herrn Leonhardt,
Das bschach, doch vnndterschidenlich,
Wie dann das wolt gebüren sich,
Darnach man aus der Khirch thet gehn,
In ordnung wie hie gemalt thuet stehn,
Vnd das Ir Sechs diß Ordens Leüt,
Beysamen gwesen das machte freüdt.

Die symbolische Vorstellung der Stärke und Gerechtigkeit, wie zwischen II. und III.

X. Ertzhertzogs Ferdinand's Schießen.

Umschränkte Schießstätte mit drey Schießhütten; außerhalb derselben ein großes Zelt, alle mit rothen, blauen und weißen Streifen bezogen. Die Herren sind theils mit Gewehrladen, Schießen auf einen

galoppirenden Reiter u. dgl. beschäftigt; rück- und seitwärts männliche Zuschauer Im Hintergrunde Trabanten mit Hellebarten, röthlich gekleidete Trompeter und ein Paukenschläger.

Nach bschechner Maltzeit thet man haltn
Ein schön Turnier von Jung vnd altn,
Darum aufftzogen Jr sehr vil,
Mit grossem Pomp und Ritterspil,
Dabey dann Marggraf Carl guet,
Sein bestes that mit bhertztem muet,
Zuletzt auch etlich Schiessen frey,
Hielten die Ertzhertzogen Drey,
Vnd sonnderlich ain's herr Ferdinand,
Wie dus sichst gmalt zu diser hand,
So schön vnd lustig das Ich sag,
Deßgleichen nit gsehen hab mein tag.

Die Abbildung der Caritas und Patientia wie zwischen VI. u. VII.

XI. Der Bayrisch Kirchengang.

Voran gehen vier Paar:

a. Zwey Stäbelmeister;
b. der Ehrenhold mit des Reiches Doppeladler, rund herum das österreichische, burgundische und bayerische Wappen auf seinem Heroldsgewande, und der Träger der Insignien des goldenen Vließes auf einem rothen Kissen.
   Dann folgt der spanische Gesandte.
c. Erzherzog Ferdinand mit dem Orden geschmückt mit Herzog Wilhelm in Bayern;
d. Herzog Ferdinand in Bayern und Marggraf Carl (alle vier in schwarzer Galla und bedeckt).
   Den Schluß machen vier Kammerherrn.

Darnach zog Jederman von daar,
Begabt vom Kayser stattlich zwaar,
Fridlich vnd frelich gieng es ab,
Dartzue Gott glickh vnd segen gab,
Biß Jr Durchleücht der Ferdinand,
Ertzhertzog kham ins Bayrisch Land,
Gehn Landtßhuet da der Act solt sein,
Mit Hertzog Wilhelbm gar allein,
Wie dann beschehen vnd man gangen
Jn Khirchen mit statlichem brangn,
Jn ordnung vnd von solchen Leütn,
Wie dir das gmähl zum thail thuet deütn.

Die Vorstellung des Feuers und Wassers wie zwischen III. u IV.

XII. Der Bayrisch Khirchenornat.

Das Innere einer Kirche. Auf dem Altarblatte erscheint Christus am Kreuze auf blauem, gestirnten Grunde, rechts die Mutter, links der heilige Johannes, zwey Lichter, der Kelch in der Mitte des Altars. Neben dem das Staffelgebet betenden Priester knieen zwey messedienende Priester, auf beyden Seiten die Geistlichkeit. Rechts etwas zurück knieen

der Erzherzog Ferdinand im Ornate des Vließes, wie auch Herzog Wilhelm; hinter denselben ist Assonleville und drey stehende Herrn; in der Bank gegenüber knieen Herzog Ferdinand (von Bayern) und Marggraf Carl; unterhalb derselben zehn schwarz gekleidete Sänger, deren einer mit einem Stäbchen in ein offenes Buch weiset; links im Oratorium sind fünf Damen, in dem gegenüber liegenden mehrere Musici mit Blasinstrumenten sichtbar.

Die Khirchen war gantz wol berait,
Mit reicher zier vnd costlikhait,
Inmassen dus alhie zusehn,
Fürwar mit warhait mag Ichs Jehn,
Das Ich nit wisst [1]) wie es sein solln,
Da mans hett schener machen wolln,
Vnd ward der Act zugleich erstat,
Wie mit des Khaysers Majestat,
Zierlich vnd schen nach Fürstlichr art,
Darauf das Ambt gsungen wardt.

Zwischen den untern Feldern der zwey letzten Quadrate sind drey weibliche Arabesken mit Blumengewinden.

XIII. Das Bayrisch Feurwerkh.

Das schön gemalte gekrönte österreichisch=spanische Wappen in vier Haupt= und einigen Nebenfeldern von der Vließkette umgeben; oben von zwey geflügelten Genien gehalten; unten stehen auf jeder Seite zwey weibliche Figuren, zwischen denen eine am Schlusse der Kette auf der Erdkugel sitzend ruht. Ihr (der Erdkugel) zur Rechten die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage; zur Linken eine weibliche Figur mit gesenkter Fackel und einem Blumenstrauße (die Liebe?). Das Ganze schwimmt in Wolken, aus denen Raketen emporfahren. Unten Gruppen von Zuschauern; zur Seite der herzogliche Pallast, aus dessen erstem Stockwerke die durchlauchtigsten Herrn, aus dem zweyten die Damen zusehen. Die Fenster und platten Dächer der Nebengebäude füllen Herren und Frauen.

Zuletzt nach andern khurtzweiln vil,
Panquet vnd anders Ich gschweigen wil,
Thet entlich Hertzog Wilhelm haltn,
Ein gar schön Fewrwerckh dz [2]) muest waltn,
Bey eitler Nacht gantz khünstlich gmacht,
In khurtzweil end frewden volbracht.

* * *

B. Frauen des durchlauchtigsten Erzhauses mit den Insignien des goldenen Vließes auf bildlichen Denkmälern.

Nie trug meines Wissens irgend eine erlauchte Frau — selbst weder Maria von Burgund noch Maria Theresia — den hohen Schmuck des goldenen Vließes, denen er doch vor allen gebührt hätte.

---

1) wisst = wüßte.
2) dz = das.

Kein schriftliches Dokument *) nennt nur Ein Beyspiel; hingegen finden sich bildliche Denkmäler, welche mit unbestreitbarer Deutlichkeit hohe Frauen mit dem Vließorden vorstellen. Bey dieser Gelegenheit will ich die mir bekannten, ob sie gleich ohne Zweifel Werke der Unwissenheit und gedankenloser Nachahmung sind, indem spätere Künstler den früheren blindlings folgten, in ihrer Zeitfolge zusammengestellt mittheilen.

Maria von Burgund trägt nach einer in Herrgotts großartiger Pinacotheca (I. Theil, Tab. XIII) aufgenommenen Abbildung des von Johann Stabius, Max I. Historiographen und Dekan zu St. Stephan, verfaßten Stammbaumes den Orden ihres Hauses, wo sie zwischen ihrem Gemahle Maximilian — ohne Orden — und Blanka Maria, dessen zweyter Gemahlin, in Halbfigur abgebildet ist.

Außerdem daß ihre schöne und geistreiche Tochter Margaretha (geb. 1480, † 1530) auf ihren Medaillen zur Rechten um das gekrönte burgundische oder Andreaskreuz den Feuerstahl (des Vließordens) bald mit, bald ohne sprühende Funken hat (s. Herrgott's Numoth. I. Tab. XVII, Nr. 78, 80; 79, 82), erblickt man auf der Vorderseite des großen Bronze=Medaillons, der bey Gelegenheit des Hinscheidens ihres zweyten Gemahles, Philiberts von Savoyen, gegossen wurde, das Brustbild der Erzherzogin im Witwenschleyer und mit dem Toison (s. Herrg., Tab. XVII. Nr. 82, Text S. 60; bey Heräus, Tab. XXIV. 11, ist das Vließ in der Zeichnung weggeblieben). MARGVAR.etha MAX.imiliani IMP.eratoris FIL.ia D.ucissa SAB.audiae VID.ua)(SPOLIAT MORS MVNERA NOSTRA. Der Blitz fährt aus den Wolken in einen Palmbaum, rechts die funkensprühenden Feuersteine. — Auf dem Bronze=Medaillon des k. k. Münzkabinettes läßt sich aus der flüchtigen Behandlung dieses untern Theiles der Kette nicht klar entnehmen, ob das Vließ oder ein anderes Kleinod angehängt ist. Ich wage keine Entscheidung.

Ferner sind drey Frauen des Erzhauses deutscher Linie, Namens Anna, mit dem Vließe geschmückt.

I. Anna's von Ungern, Ferdinand's I. Gemahlin (geb. 1503, † 1547), Brustbild erscheint mehrmal mit dem goldenen Vließe neben ihrem Gemahle (protomae jugatae): a) auf einem Goldstücke von vier Dukaten, beyde gekrönt und links sehend)(FERDINANDVS. ET. ANNA. ROM.anorum HVNG.ariae BOHEmiae REX. E. REGINA. ARCHID.uces AVST.riae DVC.es BVRG.undiae. ZCE. (et cetera), in sieben Zeilen. Dasselbe Stück findet sich, nur von etwas größerer Form, aber sehr ähnlichem Stämpel, auch in Silber; nach dem Jahre 1531 geprägt, wo Ferdinand I. römischer König wurde (s. Herrg. II. Tab. I. 12). b) FERDINAND.us ET. ANNA, RO.manorum VNG.ariae BO.emiae REX. E. RE.gina; die beyden Brustbilder wie a), oben 1536 mit arabischen Ziffern)(INF.ans HISPA.niae ARCHIDVX. AVST.riae DVX. BVRGVND.iae SLESI.ae MARCH.io M.oraviae. †. Der einfache Reichsadler (den die römischen Könige, wie die Kaiser den doppelten, führten) mit ausgebreiteten Flügeln und vierfach getheiltem Herzschilde. Im kais. Kabinette zweymal vorhanden (s. Herrg. II. Tab. II. 16). c) Auf einer einseitigen ikonischen Medaille, beyde rechts sehend und mit dem Toison geschmückt; die Gemahlin, mit einer ungrischen Haube (vittata hungarico more), trägt das Vließ

*) Pater Sebastian Inspruggger im angeführten Werke; *Moreri*, Grand Dictionnaire historique, unter dem Artikel »Toison,« welche beyde die Ritter bis ins achtzehnte Jahrhundert herab aufführen.

nicht an einem Bande, sondern an des Ordens Kette mit Feuersteinen (s. Herrg. Tab. III. 33).

II. Die Erzherzogin Anna, Erzherzogs Karl von Steyermark älteste Tochter (geb. 1573, † 1598), auf einem einseitigen Medaillon neben ihrem Gemahle Sigmund III., Könige von Polen und Schweden, wo aber deutlich genug der König ohne Bließ ist, indem er dessen Insignien erst drey Jahre nach dem Tode dieser seiner ersten Gemahlin 1601 durch König Philipp III. von Spanien erhielt. SIG ismundus III. et ANNA. D.ei G.ratia POL.oniae et. SVE.ciae REX. REG.ina. Die beyden Brustbilder sehen rechts (s. Herrg. II. Tab. XX. 2; vgl. Heräus, Tab. XX. 2).

Köhler theilt in seinen historischen Münzbelustigungen, Bd. XII. S. 425 (und nach ihm Herrgott in der Supplementtabelle, XL, Nr. 26 des zweyten Bandes) einen Medaillon dieser königlichen Personen mit den hinter einander gestellten Brustbildern in rechtssehendem Profile vom J. 1596 mit, und sagt: »wobey das sonderbahrste, daß der »Stempel-Schneider auch der Erfinder dieser Medaille, »aus lächerlichem Unverstand, die Königinn mit der »Ordenskette des goldnen Blüsses bezieret hat, wel»ches man sonst nirgends antreffen wird;« was sich somit auch auf die etlichen angeführten ikonischen Medaillen ausdehnen läßt. SIG.ismundus III et ANNA. D.ei G.ratia POLO.niae et SVET.iae REX. REGI.na 15—96. Die beyden hinter einander gestellten Profile sehen rechts; nur die Königin-Erzherzogin hat das goldene Bließ; der König ist geharnischt.)(CRESCIT. GEMINATIS. GLORIA. CVRIS; die schwedischen, polnischen und lithauischen Wappenschilde im Dreyecke, darüber das österreichische Wappen ganz klein, und oben schwebt zwischen 15 — 96 die Königskrone, unten rechts Thetis, links Ceres, zu unterst ein Röschen, des Münzmeisters Zeichen, zwischen H — R.

III. Schließlich erscheint des Kaisers Matthias Gemahlin Anna, des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol ältere Tochter aus der zweyten Ehe (geb. 1585, † 1618), mit dem goldenen Bließe auf einer im k. k. Münzkabinette befindlichen silbernen und vergoldeten Krönungsmedaille vom 24. Juny 1612 auf der Rückseite: ANNA. MATTHIAE. CAE.saris S.erenissima CONIVNX. I n REGI.nam ROM.anorum CORON.ata 26. IVN. Die Kaiserin in vollstem Schmucke mit der Krone und dem goldenen Bließe sieht rechts. Am Ende des Armes 1612 und L. S, die Anfangsbuchstaben des Künstlers. Vorderseite: MATTIAS. II. D.ei G.ratia H.ungariae B.oemiae REX. CORON.atus IN. REG.em ROM.anorum 24. IVN. 1612, links sehend, das Haupt bekränzt, mit einer Halskrause und dem goldenen Bließe, unten L. S., wie auf dem Revers (s. auch Herrg. II. Tab. XVI. Nr. 33, S. 125).

Aus späterer Zeit ist mir kein derley Denkmal bekannt. Maria Theresia, die Stamm-Mutter des erneuerten Hauses Oesterreich, erscheint auf allen Medaillons des kaiserlichen Münzkabinettes, die ich in dieser Beziehung genau durchgesehen habe, nie, wohl aber ihr Gemahl Franz Stephan und Sohn Joseph allein und neben der Kaiserin-Gemahlin und Mutter stets mit den Insignien des souveränen Ordens.

Verzeichniß persischer, mit germanischen, namentlich in der gothischen, dänischen, holländischen, schwedischen, englischen, griechischen, lateinischen, deutschen Sprache, und aus den Mundarten der letzten, in der alemanischen und österreichischen, verwandter Wörter.

(Fortsetzung.)

Tschim.

1091. Tscharmertschare, sapiens, e. charm; Ferh. Sch. I. 343.
1092. Tschascht, prandium, Gast, Gastmahl.
1093. Tschasch oder Schasch, crepitus inutilis, österr. Schas.
1094. Tschartak, excubitorium, Tschartak.
1095. Tschagh, tempus, Zeit, das schweizerische tschagen für zeitweilen; siehe Stalters Idiotikon.
1096. Tschak, fisura, laceratio, gezackt.
1097. Tschal, bicolor, schillernd.
1098. Tschal, nidus avium, Schale.
1099. Tschane, mentum, e. jaw.
1100. Tschausch, aparitor, Τζιαους, e. usher.
1101. Tschawid, strepitus avium, Gezwitscher.
1102. Tschai, planta notissima sub nomine, Thee.
1103. Tschep, sinistra, ist das gothische zesuun, wiewohl dieses umgekehrt die rechte und nicht die linke Hand bedeutet.
1104. Tscheptschab, onomatopöisch, sonus, scheppern; fehlt im Meninski, steht aber im Ferh. Sch. Bl. 329 mit einem Versbeyspiele, worin auch das Gluglu der Flasche vorkömmt.
1105. Tschepsiden, gypso obducere, gypsen.
1106. Tschepside, gypso obductus, gegypst.
1107. Tschepsin, gypseus, gypsern.
1108. Tschepras, fimbria, tegumenti, Schabrake.
1109. Tschepel, turpis, surdidus, Tschappel.
1110. Tschetr, tentorium, Zelt.
1111. Tschebtschele, lubrica glacie incedere, schleifen, Schlitte; fehlt im Meninski, steht aber im Ferh. Sch. Bl. 343, 1. S., letzte Zeile.
1112. Tschetschu, mamma, Zize. Burh. katii S. 287, Z. 11.
1113. Tschechiden, certare, contendere, zanken.
1114. Tschedr, remedium, obsidium, Zetter.
1115. Tscherb, pinguis, derb.
1116. Tscherbek, panis cum melle et saccharo confectus, Zwieback.
1117. Tscharch, rota, circulus, Zirkel.
1118. Tscherd, niger, schwarz, s. suart.
1119. Tscherde, subniger, schwärzlich, s. swaert.
1120. Tscherek, vulnus, Schrick.
1121. Tscherge, tentorium circulare, Zirkel.
1122. Tscherende, animal repens, kriechend, g. chrestendiu.
1123. Tscherende, pascens, e. cheering.
1124. Tscheschper, vestigium, Spur. Siebenm. II. 42.
1125. Tschust, angustus, quadrans, e. just.
1126. Tschost, agilis, promtus, e. to *just*, *jouter*.

1127. Tschistan, aenigma, e. jest.
1128. Tschistan, talis, ein solcher, der und der, e. just.
1129. Tscheschiden, gustare, kosten.
1130. Tscheschide, gustatus, gekostet.
1131. Tscheschid, gustat, er kostet.
1132. Tschugh, jugum, Joch.
1133. Tschaghane, crotalum, Kastagnette.
1134. Tschaghrende, timens, metuens, zagend.
1135. Tschaghride, terrefactus, verzagt.
1136. Tschuft, columna, Schaft.
1137. Tschefte, caput vervecis, Schafskopf.
1138. Tschefsiden, conjungere, compingere, heften.
1139. Tschefside, compactus, geheftet.
1140. Tschaghaf, scortum, das österr. Schickfel, fehlt im Meninski, steht aber im Ferh. Sch. B. 333.
1141. Tschakatschak, sonus gladii vibrati, Zikzak und auch das Zücken des Degens.
1142. Tschek, sonus gladii, Zücken des Degens.
1143. Tschek, trahe, ziehe (Siebenm. II. S. 51).
1144. Tschekatschek, Tschektschak, Tschektschek und Tschekatschak, wie das vorige Zücken und Zickzak.
1145. Tschekad, vertex, Scheitel.
1146. Tschegal, scopus, Ziel.
1147. Tschekes, cucullus, cartaceus, Dütte, österr. Starnitz; fehlt im Meninski, steht aber im Ferh. Sch. Bl. 334
1148. Tschekiden, trahere, wie Keschiden, ziehen.
1149. Tschelatschel, tintinnabula, Schellen, Tschinellen.
1150. Tschalak, vafer, Schalk.
1151. Tscholpole, agitatus, das österr. Zolpel.
1152. Tschelwis, nebulo, schelmisch.
1153. Tschem, bene ordinatus, zahm. Diese, so wie mehrere andere der zwölf im Ferh. Sch. I. Bl. 339 angeführten Bedeutungen fehlen im Meninski.
1154. Tschumtsche, cochleare despumatorium, Schaumkelle; fehlt im Meninski, steht aber im Ferh. Sch. I. Bl. 353.
1155. Tschinach, crumena duplex in forma scaphi, öst. Tschinakel.
1156. Tschenber, circulus dolii, g. gizimbri (Otfrid Matth. 24).
1157. Tschenbiden, saltare, e. to jump.
1158. Tschend, so viel als End, aliquot, etliche.
1159. Tschenk, curvus, Zange, auch cymbalum, Zinke.
1160. Tschengel, uncus, Zange.
1161. Tschengel, sylva, desertum, umzingeln.
1162. Tschungal, scopus, Ziel.
1163. Tschengi, Zingari, Zigeuner.
1164. Tschop, baculus, e. chop, Zopf.
1165. Tschopan, pastor, Zupanus, Zupan, Ban, slavisch.
1166. Tschusche, pullus avium, das österr. Zuserl.
1167. Tschewkan, malleus militaris, Czakan, als reinpersisch unbedenklich im Deutschen zu gebrauchen.
1168. Tschehre, vultus, e. cheer.
1169. Tschoka, pannus, Tuch, g. tuocha; siehe Schilter.
1170. Tschun, quia, propterea, g. bithiu; s. Schilter.
1171. Tschit, tela picta, Zitz.

1172. Tschiden, colligere, geuden.
1173. Tschiden, scindere, σχίζω, σχιδω.
1174. Tschich, sordes oculi, schiech für häßlich.
1175. Tschiden, inglutire, e. to chaw, kauen.
1176. Tschischu, echinus sagittans, pfeilschießender Igel.
1177. Tschir, strenuus, cordatus, e. cheer'd.
1178. Tschepesch, capra, Ziege.
1179. Tschislis, res nihili, parumper, lützel, e. little.
1180. Tschin, carpens, colligens, Zaun, auch das gothische zeina oder zeinna, Korb (s. Schilters Glossarium).
1181. Tschine, granarium avis, Kinn.

H a.

1182. Habesa, euge, hopsasa.
1183. Harmel, Harmala, Harmel.
1184. Harem, sanctuarium domus, scheint ursprünglich arabisch; schweizerisch Erm für Hausflur; siehe Stalder.
1185. Haif, exclamatio dolentis, g. haifjan; Ulphylas.
1186. Hiß, concha balnei calidi, Hitze.
1187. Huri, nympha paradisi, scheint arabisch, Hure.
1188. Hafraki, deformis, Afrikaner.
1189. Hawli, aula, Halle.
Da es von allen anderen im H vorkommenden Wörtern zweifelhaft, ob dieselben nicht arabischen Ursprungs, mögen diese acht zur Bestätigung dieses Zweifels als Probe genügen.

C h a.

1190. Chadsch, idolum, crux, Götze.
1191. Chariden, scavere, scharren, χαραττειν.
1192. Chak, pulvis, Häckerling.
1193. Chak, ovum, das engl. egg.
1194. Chal, naevus, Maal.
1195. Chami, quod crudum, vom Wein im österr. kamig.
1196. Chan, domus, Haus, Chan.
1197. Changhard, domus horti, Gartenhaus, franz. hangar.
1198. Chaneman, familia, gleichsam Hausmann.
1199. Chajek, locusta, Heuschrecke.
1200. Chajeste, masticatus, gekäut.
1201. Chajiden, masticare, käuen.
1202. Chaje, ovum, Ey.
1203. Chab, turbo nivis, das österr. kabicht, fehlt in dieser Bedeutung im Meninski, steht aber im Ferh. Sch. Bl. 358.
1204. Chatwane, vestis trita, Kutte.
1205. Chidschaliden, amplecti, verhadscheln.
1206. Chatschkul, mendicus, e. catchpenny.
1207. Choda, Deus, Gott.
1208. Chudek, ganz das Lateinische judex.
1209. Chidiw, Dominus, g. kindins, der Statthalter beym Ulphilas.
1210. Charachar, stertere, schnarchen.
1211. Chirasch, lacerans, kratzend.
1212. Chiraschiden, lacerare, scabere, kratzen, χαραττειν.
1213. Charanbar, concursus, perturbatio, Carambol.

1214. Charbuse, melo, Arbuse.
1215. Churt, foramen, Hort.
1216. Churd, brevis, kurz, g. im Otfrid, IV. Buch, Kap. 7 kurzit.
1217. Chard, coenum viscosum, χεραδος.
1218. Chartschenk, cancer, in den Sendbüchern heißen die Insekten Charfester, woraus das deutsche Käfer zusammengezogen ist.
1219. Charglah, tabernaculum, Kirche, e. church.
1220. Churuhe, illex avis, Korn, ankörnen.
1221. Chiriden, emere, e. to hire.
1222. Chirid, emit, e. he hires.
1223. Churuscheb, crocitat, kreischet.
1224. Chasar, Chasarus, Chasare, Ketzer.
1225. Chasine, gaza, Schatz.
1226. Chas, vilis, vestuca, häßlich.
1227. Chasten, rumpi, χαζω χαινω.
1228. Chasch, cursitatio vehemens, e. hush.
1229. Chuschk, siccus, aridus, e. husk.
1230. Chuschkefras, particulae aridae a cibis deciduae, das östrr. Gfras, eigentlich trockenes Gewürz.
1231. Chatai, China septentrionalis, daher der Zeug Kittai.
1232. Chaftan, indumentum militare, Chaftan.
1233. Chaften, tussire, e. cough.
1234. Chafenden, tussire, e. to cough, österr. kahkazen.
1235. Chafe, tussis, e. cough.
1236. Chul, foramen anus, hohl, im Dialekte Kilan's.
1237. Chilaat oder Chalaat, vestis honoris, Gala-Kleid, wird zwar insgemein als arabisch angegeben, scheint aber altmedisch zu seyn, wie die Sitte selbst der Ehrenkleider nach Herodot und Xenophon.
1238. Chilm, mucus narium, e. film.
1239. Chilmiden, emungere nasum, qualmen.
1240. Cham, hamus, e. ham, hamen.
1241. Cham, curvus, krumm.
1242. Chum, vas ampli ventris, Humpe.
1243. Chamiden, incurvare, krümmen.
1244. Chamide, curvatus, gekrümmt, e. humpbacked.
1245. Chumar, gravamen capitis post crapulam, Kummer.
1246. Chamaniden, imitari, nachahmen.
1247. Chamiase, oscitari, das österr. gamazen.
1248. Chunb, vas in quo vinum servatur, Humpe.
1249. Chanab, scamnum a terra elevatum, Kanape. Dieses Wort kommt, wie so viele andere, aus dem Germanischen ins Französische, und nicht erst aus dem Französischen ins Deutsche, so auch die Wörter Soffa, Diwan, Kasaken (Hausrock) u. a.
1250. Chunbere, vas figulinum minus, Humpchen.
1251. Chanbaniden, actiones aut verba alterius ludibrio habere, das englische to humbug, welches also weder von der Wanze (bug), noch von der Stadt Hamburg, sondern rein und ursprünglich aus dem Persischen herkommt.
1252. Chunbiden, saltare, e. to jump.
1253. Chandsch, utilitas, ganz.
1254. Chandschar, ruvio, e. hanger.
1255. Chand, ridet, er höhnt.

1256. Chanden, ridere, höhnen.
1257. Chandan, ridens, höhnend.
1258. Chandistan, irrisio, Verhöhnung.
1259. Chandide, irrisus, verhöhnt.
1260. Chandak, fossa, χαραξ, Graben.
1261. Chuniden, sonare, tönen.
1262. Chunia, musica, Getöne.
1263. Chuniager, musicus, Tongeber.
1264. Chunkiar, rex, König, das altdeutsche Chunig.
1265. Chua, herba, ramus arboris, Holz.
1266. Chuab, somnus, Schlaf.
1267. Chuabiden, dormire, schlafen.
1268. Chuabnusch, dormiens, schlafend.
1269. Chodscha, Dominus, doctor, g. gudja, für Priester, daher der Oberpriester Ufar gudja, Marc. X. 33.
1270. Chuar, regio alpina, schweizerisch Kar, Kare, Felse; siehe Stalders Idiotikon, daher hieß der Alte vom Berge Chuarschah.
1271. Chuasten, quaerere inhiare rei, χαζειν.
1272. Chual, cuneus, Keil.
1273. Chual, fuligo, Kohle.
1274. Chuali, culina, Küche.
1275. Chualiger, coquus, Koch.
1276. Chuan, recitans, laudans, Hahn, der am frühesten Morgen das Gebet ausruft, derselbe sowohl als die Nachtigall heißen auf persisch Murghi Sahrchuan, d. i. der den Morgen kündende Vogel; diese zwey Worte sind eben so deutsch als persisch, nur in übertragener Bedeutung. Das persische Murgh ward zum deutschen Morgen, und der Kündende (Chuan) zum Hahn.
1277. Chuanden oder Chunden, legere, recitare, künden, beym Notker chundida.
1278. Chuan, patina, Kanne.
1279. Chuande, vocatus, recitatus, gekündet, g. chnuad. S. Schilter.
1280. Chuanende, lector recitans, Kündender.
1281. Chuansalar, praefectus mensae, Kanzler, alt Kanzellar.
1282. Chuai, gustus, Kost, daher das persische Chuan, mensa, eigentlich Kostort bedeutet.
1283. Chub, pulcer, elegans, hübsch.
1284. Chuble, stolidus, e. gobler.
1285. Chotschiden, oculos ob imbecillitatem difficulter videre, gucken, gutzen.
1286. Chud, cassis ferrea, Hut, Huth.
1287. Chuden, ambulare *cutere*.
1288. Churd, parvus, subtiliis, kurz.
1289. Churdebin, minutiarum scrutator, myops, kurzsichtig.
1290. Churdepes, coquus, wörtlich Kostbatzer.
1291. Choran, saltus, χωρη, deutsch Chor.
1292. Chorden, comedere, gustare, gothisch, beym Netker chorunt unde sehent, d. i. kostet und seht, Ps. XXXIII. 9
1293. Chorsar, populus rapax persicus, Korsar.
1294. Chawernak, Schabernak. Siehe Vaters Sprachstrahlen.
1295. Chused, sugit, sauget.

1296. Chuse, terriculum, e. Huzza.
1297. Chosch, bonus, sanus, gut, keusch, g. kusgi und chusgi bey Schilter.
1298. Choschmenisch, bonae indolis, guter Mensch; Ferh. Sch. I. 396.
1299. Choschpusi, basium, keusches Busserl; Siebenm. II. 154.
1300. Chug, porcus, e. hog.
1301. Chawek, servus bajulus, Höcker (Ferh. Sch. I. Bl. 371, vorl. Z.).
1302. Chawle, pharetra, Köcher.
1303. Chun, sanguis, kühn, daher
1304. Chunkar, occisor, König, Kunich.
1305. Chui, natura, daher im Kero chutlicho, natürlich.
1306. Che, irrisio, Haha!
1307. Che, hem! ha!
1308. Chehi, applausus, hei! heisa! juchcien. Siebenm. II. 154.

Dal.

1309. Dada, ancilla garrula, e. tittle tattle.
1310. Dadwend, dominus, dominator, Thatenwender.
1311. Dadik, judex justus, Δικαιος.
1312. Dachul, aula regis, Dach, Dachel.
1313. Dad, vindicta, That.
1314. Dad, dat.
1315. Daden, dare, διδιομι.
1316. Dadem, dedi, διδωμι.
1317. Dader, dator.
1318. Darba, necessarie, violenter, derb.
1319. Darogha, praefectus pagi, das goth. drubtin.
1320. Dase, ligna columbarii, Vogel-Dese oder Tese.
1321. Dastar, proxeneta, e. dastard.
1322. Daschale oder Dasghale, falx, mit weggew. d des Art. die Sichel.
1323. Dalab, fossa ubi aqua confluit, thalab.
1324. Dalan, vestibulum, Saal, Dahlen (Steine).
1325. Dam, animal non rapax, zahm, e. tame.
1326. Damad, gener, Eidam.
1327. Damen, lacinia vestis, Saum, östert. Sam.
1328. Dameni, velamen muliebre, Damenflor.
1329. Damiar, venator cervi, Damhirschjäger. Jar, eigentlich Freund, ist das deutsche Jäger, welches landschaftlich noch Jager lautet. Wer denkt hier nicht an Xenophons Seelenjagd der Freunde?
1330. Dan, scias, dann.
1331. Dana, intelligens, doctor, Däne.
1332. Danisten, scire, denken. Danem, ich denke; Daned, er denkt; Danend, sie denken.
1333. Dah, vallis, Thal.
1334. Dai, patruus, διος, g. thino.
1335. Daje, nutrix, Aja, das also nicht italienisch, sondern germanisch ist.
1336. Dib, fundum, Tiefe.
1337. Doch, sagitta ignea, Docht (Siebenmeer II. S. 123).

1338. Duchan, fumus, schweizerisch Diegen, geräuchertes Fleisch. Siehe Stalder.
1339. Dochter, filia, θυγατηρ, Tochter, Dochterichum, Humpendochter, d. i. Wein.
1340. Ded, animal rapax, tödtend, daher dam und ded, zahme und tödtende, d. i. reißende, Thiere.
1341. Dede, animal ferum, tödtendes (Thier).
1342. Der, porta, θυρη, Thür, Thor, g. dauro, turri, daher
1343. Derban, custos portae, Trabant.
1344. Der, particula, zer, also derameden, procidere in faciem, das österr. derkäma, derustaden, zerfallen.
1345. Der, particula, fer, derbachten, ludere, verspielen.
1346. Der, particula, her, derdih, gib her.
1347. Dirajiden, vociferare, schreyen.
1348. Dirajende, vociferans, schreyend.
1349. Diracht, arbor, e. tree, s. traed.
1350. Derd, dolor, Schmerz.
1351. Dürd, faex, e. dreggs.
1352. Derduchten, confabulari, nugari, erdichten.
1353. Derducht, confabulatio, nugae, Erdichtung.
1354. Dürüst, integer, perfectus, Trost, e. trust, g. trado, und thuruhthigan folc, das vollkommene Volk (Tatian, Kap. II. 7).
1355. Dürüscht, asper, ferox, dreist, durus.
1356. Dürüschti, impetus, vehementia, Dreistigkeit.
1357. Dergh, repagulum aquae, Trog.
1358. Dark, scutum, γεῤῥα, Dartsche.
1359. Darka, scutum, Tartsche.
1360. Derende, rapas, ferox, e. tearing.
1361. Direng, moeror, afflictio, Drang, Bedrängniß.
1362 Direngadireng, strepitus tympani, Gedröhne.
1363. Direngiden, morari, im Gedränge.
1364. Dirne, gladius, die Durindana Roland's und Körner's Schwertdirne.
1365. Durud, salutatio, hymnus, daher die Sänger göttlichen Lobes, die Druiden, bisher von der Eichel δρυς abgeleitet.
1366. Durugh, mendacium, Trug.
1367. Derwend statt Derbend, clissura, eigentlich Thorwand oder Thurband, woraus das deutsche Dorf so wie das slawische derevna entstanden zu seyn scheint.
1368. Dirhem, drachma, Drachme.
1369. Deriak statt Teriak, theriaca, Theriak.
1370. Derin, intus, darin.
1371. Derjabar, maris portus, wie das persische Derja Eins mit dem deutschen Meer sey, wird weiter unten gezeigt werden, die zweyte Hälfte bar ist port.
1372. Dirigh, remora, tregua, e. truce.
1373. Deriden, lacerare, e. to tear.
1374. Deride, laceratus, e. torn, zerrissen.
1375. Dest, manus, Tatze, Taste.
1376. Destaran, donum, quod datur ante praestitam operam, Hand darangeld.
1377. Destan, manus, Tatzen, Tasten.
1378. Destbend, armilla, Tatzen (Handband).

1379. Destware, res manu praehensibilis, handbar.
1380. Destek, sonus ex complosione manuum, Tatzenschlag.
1381. Destekfen, moderator musicae, das sen ist Sänger.
1382. Deschst, desertum, Wüste.
1383. Duschmen, inimicus, δυσμενής.
1384. Düschwar, gravis, difficilis, schwer, landsch. schwar, beym Otfrid suari, sonst auch swaer, δυσχερής.
1385. Dua, precatio, gilt zwar für ursprünglich arabisch, findet sich aber im Sendavesta und im Notker als digi, Cf. CXL. 1.
1386. Dighdigha, titillatio, e. to tickle.
1387. Def, tympanum simplex, Deffe.
1388. Defter, liber expensi, διφθέρα
1389. Dek, praedestinatio infortunium, Tücke.
1390. Degel, pedibus male olens, Ekel, mit weggew. d des Artikels.
1391. Dilb, flos platani, Tulpe.
1392. Dülbend, involucrum capitis, Turban. Da dieses aus Dul oder Dil und bend zusammengesetzt ist, und folglich mit Dilb oder Dulb, d. i. der Tulpe, nichts gemein hat, so erhellt daraus der Irrthum derjenigen, welche, wie weiland Hr. v. Diez, den Turban von der Form der Tulpe ableiten wollen.
1393. Delf oder vielmehr Abudelf, nomen stupidi cujusdam viri ex fabulis arabicis noti, im Gothischen dellf. S. Schilters Gloss.
1394. Dem, tempus, e. time.
1395. Dem, halitus, spiritus, Odem, g. atum, ατμος.
1396. Düm, extremum rei, diluculum, Dämmerung.
1397. Deman, fortis, robustus, δαιμον, Daimon.
1398. Demdeme, aheno tympanum, e. tomtom, auch das landschaftliche es timelt und tamelt in meinem Herzkammerl.
1399. Dimen, türk. Demin, damals.
1400. Demek, ductor gregis, e. ram.
1401. Demiden, apparere auroram, dämmern.
1402. Demiden, respirare, athmen.
1403. Demid, lucescit, es dämmert.
1404. Den, tumultus clangor, e. *din* of war.
1405. Denbere, species citharae, Tambur.
1406. Dend, homo simplex, stollidus, österr. Dinderl, dandiner.
1407. Dendan, dens, Zahn, und wie im Deutschen Dendan numuden, die Zähne zeigen, aber im umgekehrten Sinne für fürchten.
1408. Dendanaprisch, dentifricium, Zahnbürste.
1409. Dendane, dentes propugnaculi, Zinnen.
1410. Dendiden, indignari, zahnen, österr. für weinen.
1411. Deneke, species lolliginis, Dunkel.
1412. Denq, stollidus, stupidus, Dünkel.
1413. Denk, mercium fasces sarcina, Ding.
1414. Dengadeng, aequilibrare, tangeln der Sense. S. Stalder.
1415. Dunja, mundus inferior, e. down.
1416. Dendamend, quod prandio subjungitur, Zahmuus.
1417. Deniden, murmurare, tönen.
1418. Denende, murmurans, tönend.
1419. Du, duo, zwey.
1420. Docht, filia, Tochter.
1421. Docht, virtus, Tugend.
1422. Dochtere, filia, Tochter.

1423. Duchten, incrustare, illinire, dichten.
1424. Dudaheng, fumarium, Rauchfang.
1425. Dudu, sonus, vox fistulae, dudeln.
1426. Dur, remotus, theuer.
1427. Dusach, infernus, g. dusii. Die Gespenster und Dämonen (s. Wachters Glossar.). Schon aus dem Sendavesta her. So stammt von Dewserani, crassus, magnus, Herodot's Δουζαρης, her.
1428. Dost, amicus, das e. toast, älter als die Geschichte der Brotkrume, vermuthlich auch von daher das österr. Dostel.
1429. Duchise, virgo, e. umgekehrt dowager.
1430. Dugh, lac acidum agitatum, Topfen, e. dough.
1431. Duk, fusus muliebris, Rocken.
1432. Dul, maleficus, e. dull.
1433. Doliman, vas ex corio vestis, fehlt im Meninski, steht aber im Burhani katii S. 313, das ursprünglich ungrisch geglaubte Doliman.
1434. Dewiden, currere, θέω, δεύω.
1435. Deh, decem, zehen, sächsisch dechend und decher (Fulda's Idiotik.). Das Zehend wie das Dutzend auf persisch.
1436 Duwasdeh, duodecim, Dutzend, zusammengesetzt aus deh und
1437. Du, duo, zwey.
1438. Deh, decem, zehn.
1439. Dehpendschi, moneta adulterata, e. tenpence.
1440. Dehkan, decimator, Zehendeinnehmer.
1441. Dihkan, Decanus, Dechant.
1442. Dehüm, decimus, g. dehisto (Schilters Glossarium).
1443. Dehjuped, praeceptum, Gebot (Siebenm. II. 171).
1444. Dib, fundus, Tiefe.
1445. Deidin, mediastinus, Diener, g. theowdon.
1446. Dirende, perennis, dauernde.
1447. Dis, sicut, instar, wie dieß.
1448. Dise, sicut, instar, wie diese (fehlt im Meninski; Siebenm. II. 234).
1449. Diw, daemon, Teufel.
1450. Diwbend, daemones domans, Tiefebändiger.
1451. Diwan, senatus, Diwan, auch Soffa.
1452. Dei, decembris, Dezember. Man hat schon oben aus dem goth. dehisto gesehen, daß die Verwandtschaft nicht erst lateinisch.
1453. Din, hic, dieser.
1454. Din, fides, Gedinge.
1455. Din, judicium extremum, Ding für Gericht. Din kömmt schon im altpersischen Kalender als ein dem Genius der Treue und des Gottesdienstes geweihter Tag vor.
1456. Dinar, nummus aureus, Denar.

R e.

1457. Ra, rex, das celtische rhi (Wachters Gloss. S. 1261), zugleich das ägyptische Ri und das indische Rischi.
1458. Radscha, rex regens, g. ragineis im Ulphilas.
1459. Rach, moeror, lassitudo, das österr. rach, d. i. müde seyn vom Gehen.
1460. Rad, intelligens, sapiens, Rath.
1461. Rad, strenuus, e. ready.

1462. Raſ, secretum, Räthſel.
1463. Radmenſch, beneficus, vir consilii, Rathmenſch.
1464. Ras, via, Straße.
1465. Raſt, rectus, gerade.
1466. Raſta, via recta, fehlt im Meninski, im Siebenm. III. S. 3 Raſte für Meile und Raſt, im Ulphilas rasta.
1467. Raſtkiar, recte agens, rechtlich.
1468. Raſtan, recti, probi, die Geraden, die Gerechten.
1469. Ragh, pratum, Wieſenrand.
1470. Raf, tabulae parietti affixae, öſterr. und ſchweizeriſch Raf.
1471. Rafe, nomen herbae edulis, Rettig.
1472. Ram, hilaritas, alacritas, e. toroam
1473. Ramiſch, jubilatio, cantatio, e. roaming, fr. ramage.
1474. Ramiar, pastor, e. who roam's, Siebenmeer III. S. 13.
1475. Rana, malum punicum, Granate, ſteht nur im Burh. 395.
1476. Rawend, rhabarbarum, Rhabarbar.
1477. Rah, regula, Regel.
1478. Rahdar, publicanus, g. rehter, für gerecht.
1479. Rahſen, cantor, Regelſänger.
1480. Rane, herba, arundo, e. reed.
1481. Rai, opinio, consilium, Recht.
1482. Rub, succus fructuum inspissatus, Robbe.
1483. Ruſturub, nicht Reſtenrub, wie es irrig im neuen Meninski ſteht, reliquiae, quae everruntur, e. rubbish.
1484. Ruba, rapiens, raubend, von
1485. Rubuden, rapere, rauben, daher
1486. Rubai, rapiens, raubend, und
1487. Rubude, raptus, geraubt.
1488. Roch oder Ruch, heros athleta, Recke im Schahname iſt der Kampf ber zwölf Recken (Duwasdeh Roch), eine der berühmteſten Epiſoden.
1489. Ruch, gena, buca, Rücken.
1490. Ruch, nomen avis fabulosi, der Vogel Roch, das goth. Rouche, der Narr (Notker's Pſalmenüberſetzung LVII. 11) ſcheint dasſelbe.
1491. Racht, equus, Pferd, ſo wie das folgende
1492. Rachſch, equus Rustemi, Roß, e. horse, und nicht Recke, wie es irgendwo ein Halbwiſſer aus Unkenntniß des Wortes Roch geſagt hat.
1493. Rachiden, anhelare, röcheln.
1494. Rachende, anhelans, röchelnd.
1495. Red, gnarus peritus, e. ready, Rede, redlich.
1496. Redan, intelligentes, docti, die Redlichen, Beredten.
1497. Rida, vestis exterior, e. riding coat, franz. redingote.
1498. Rede, series, ordo, Reihe, Rhede.
1499. Ref, vitis, Rebe, daher Dochteri ref, die Tochter der Rebe, d. i. der Wein, auch das deutſche Reiſer.
1500. Reſd, helluo, der frißt.
1501. Reſch, excandescens, reſch, riſch.
1502. Rüs, helluo, Freſſer.
1503. Res, collare muliebrum, landſchaftlich Kreß für Kragen, fraise fehlt im Meninski, ſteht aber im Siebenm. III. S. 17.
1504. Rüſt, cordatus, animosus, rüſtig.

1505. Restak, surculus arboris, Reiser, Reisig.
1506. Rasten, salvare, retten.
1507. Restkiar, salvator, Retter.
1508. Resteni, salvatio, Rettung.
1509. Reste, salvatus, gerettet.
1510. Residen, pervenire, reisen.
1511. Rischte, genus pulmendi, Gericht.
1512. Reschasche, strepitus aquae, rauschen, Burh. katii, S. 402.
1513. Reschtak, surculus arboris, Reisig, Stecken.
1514. Resten, pergere ire, ῥένειν.
1515. Ritl oder Rotl, cyathus vini, pondus, Rotl als Gewicht.
1516. Raana, gracilis, landschaftlich rahne für schlank.
1517. Rugh, ructus, Rülpser, auch Arugh, mit weggeworfenem a des Artikels a-rugh, ein Rülpser.
1518. Rakare, meretrix, Racker, im Burh. katii 394.
1519. Reghan, submisse loquens, regend.
1520. Rugu, cento, e. ragg, im Ferh. Sch. II. B. 25.
1521. Regiden, submisse loqui, regen.
1522. Remiden, prae terrore fugere, e. to roam, rammeln, daher der Rammler, vom Zeitworte oder vom folgenden Hauptworte
1523. Reme, grex, e. ram,
1524. Rendsch, molesta, Kränke, von
1525. Rendschiden, affligere, kränken, daher auch
1526. Rendschide, afflictus, gekränkt.
1527. Rind, schidia, quae decidunt de ligno cum dolatur, Rinde, die beym Hobeln abfällt.
1528. Rend, verbum, sich einen Rand nehmen, landschaftlich; fehlt im Meninski, steht im Ferh. Sch. II. B. 4.
1529. Rind, vir astutus, totus ac teres, rund.
1530. Rindan, ebrii, potatores, die Trinker.
1531. Rende, quod runcina abraditur, Rinde.
1532. Rendschisch, offensio, Kränkung.
1533. Reng, fraus, dolus, Ränke.
1534. Reng, color, potentia, vires, Rang.
1535. Rub, scopa, verre, e. rubb.
1536. Rubah, vulpes, Räuber.
1537. Rupije, nummus notus, Rupie.
1538. Rud, fluvius, Thalweg, e. road.
1539. Rud, nervus seu corda, Ried.
1540. Rud, musica, voluptas, e. rout, daher
1541. Rudsaf, musicus, Routsänger.
1542. Ruden, ruber, roth.
1543. Ruf, potentia, robur, d. 'roes.
1544. Rusen, fenestra per quam dies intrat, rosen-farb.
1545. Rustaji, rusticus, Rüstiger; das persische Stammwort Rusta entspricht ganz dem lateinischen rus, so im Schall als Gehalt.
1546. Rusieh, niger, russig.
1547 Rughan, pinguedo, adeps, Rogen.
1548. Rusten, verrere, e. to rubb (Siebenm. III. S. 33).
1549. Ruste, scopis mundatus, Ruthe.
1550. Runas, rubia tinctorum, so heißen im Oesterreichischen, namentlich in Steyermark, die rothen Ruben, Ronen oder Ranen.
1551. Ruwenden, stilare, ῥαίνειν.

1552. Ruhen, chalybis species, Rohstahl, Roheisen.
1553. Rujin, aeneus, röthlich, Rost.
1554. Reh, regula, Regel.
1555. Rehiden, liberare, retten.
1556. Rehende, liberans, rettend.
1557. Rehide, liberatus, gerettet.
1558. Rei, nomen principis, altfränkisch für König und Kaiser. Siehe Fulda.
1559. Ribal, nomen leonis a forore, e. ribaldry, steht im Ferh. Schuuri, II. Bd. Bl. 18, als persisch, wiewohl es sonst für arabisch gilt.
1560. Ribas, planta Ribbes, Ribeßln landschaftlich.
1561. Ritschar, genus cibi, österr. Ritschat.
1562. Ritschal, genus cibi, österr. Ritschat.
1563. Rihan, herba odorata Geranium, Geranium.
1564. Richar, species Bezoaris (odorantis), Riecher.
1565. Richten, in minutas partes diffringere, zurichten.
1566. Richte, fusus conditus, zugerichtet,
1567. Richen, ventrem valde purgare, riechen.
1568. Ridek, puer, adolescens, Rüdiger.
1569. Rididen, effundi, evanescere, e. get *rid* of.
1570. Risiden, fundi, dispargi, rieseln, Reisen des Nebels.
1571. Risende, effundens, fluens, rieselnd, reisender Nebel.
1572. Rised, effundit, diffluit, es rieselt, reiset Nebel.
1573. Rise, mica, Brosame.
1574. Risin, res minutissima, Brosame.
1575. Ris, delineatio, Riß.
1576. Ris, pulmentum cum lacte, Gries.
1577. Ris, vehementia, ira, Riß, fehlt in dieser Bedeutung im Meninski, steht aber im Burhani katii S. 415.
1578. Risiden, gemere, lamentari, raunzen.
1579. Risan, gemens, lamentans, raunzend.
1580. Risch, vulnus, Riß.
1581. Risch, folium palmae, Rusch, daher über Rusch und Busch.
1582. Righ, odium, hostilitas, Krieg.
1583. Rig, fortuna, divitiae, reich, g. rihi, d. rige, e. rich, sowohl Reich, regnum, als reich, dives.
1584. Rika, amasia, Rikchen (also nicht bloß aus Friederike zusammengezogen), Siebenmeer III. S. 5.
1585. Rim, faeces, sordes, pruina, e. rime (frimat).
1586. Rihe, rex, altfränkisch rei; siehe Fulda.

S e.

1587. Satsche, neonatus, Erzeugter. von dem unten vorkommenden Sajiden, zeugen; daher
1588. Saden, serere, säen.
1589. Sade, genitus. Erzeugter, holländ. versaaden.
1590. Sar, gemitus, planctus, Zähre, von sariden, gemere, lamentari, gleichsam zähren statt weinen.
1591. Sar, tener animi status, zart.
1592. Sari, gemitus, planctus, e. sore, sorry.
1593. Sariden, lamentari, e. to be sorry.

1594. Safel, colum foraminibus pertusum per quod liquores mundandi transmittuntur, Seiger.
1595. Sal, decrepitus senex, sehr alt.
1596. Sal, nomen herois celeberrimi, Seele.
1597. Saw, sutor (fehlt im Meninski und Siebenmeer), steht im Burh. katii S. 421 in der zweyten Bedeutung des Wortes, wonach das franz. savetier und das italien. giabattino germanischen Ursprungs sind.
1598. Sio, propterea, gemeindeutsch zwegn, vom goth. ziu (Notker Ps. II.).
1599. Sawer, cataracta oculi, Staar (Siebenm. III. Thl. 56 ausführlich).
1600. Sajiden, nasci, gignere, zeugen.
1601. Sajende, nascens, gignens, zeugend.
1602. Sajide, natus, progenitus, Erzeugter.
1603. Saisch, productio, Zeugung, fehlt im Meninski, im Siebenm. III. 61.
1604. Sebad, Zibetum, Zibet.
1605. Suban, lingua, Zunge, in einer altdeutschen Mundart Schabo.
1606. Sebib, uva passa, Zibebe.
1607. Sawers, Hesperus, eigentlich Zephyrus, Zephyr, Ferh. Sch. II. B. 32.
1608. Seden, verberare, σείω.
1609. Sirafe, Camelopardalis, Giraffe.
1610. Serah, woraus hernach Derja geworden, mare, See, e. sea. Dieses merkwürdige Stammwort steht bloß im Siebenm. I. S. 80, Zeile 1.
1611. Sirh, lorica, altdeutsch Serk. Siehe Radloff's Urgeschichte, S. 483.
1612. Serd, flavus, crocius, zart.
1613. Sernidsch, arsenicum, Arsenik.
1614. Sesch, quid, was?
1615. Susch, ros, Sauce.
1616. Sescht, videre, sehen (Ferh. Sch. II. B. 29, S. 2, Z. 1).
1617. Sughal, carbo, Kohle, e. coal; das s im Anfang ist der unbestimmte Artikel das, den die deutsche Sprache getrennt hat, wie wir schon bey A (das engl. a) und T (das engl. the, oder der, die, das) gesehen.
1618. Saghand, vox ferarum rapacium, sagend.
1619. Seft und Sift, orassus, pix, Saft.
1620. Saafran, Safranum, Safran.
1621. Sefresiden, multum comedere, landsch. safern.
1622. Silach, lignum cui Cosaci et Calmuci pueros imponunt et per glaciem trahunt, Ferh. II. B. 42, Schlitte.
1623. Sulf, cirrus, altdeutsch Zulp.
1624. Selifen, timere, schliefen.
1625. Selif, metus, timor, schliefen.
1626. Sulibia, species dulciarii, e. Sillabub.
1627. Semtschek, insectum volatile, Schmetterling.
1628. Semseme, mussitatio Magorum, Gesumme.
1629. Semin, terra, das slaw. zempla, der Ortsname Semlin.
1630. Semtschi, cauda, Schwanz.

1631. Sen, mulier, schön, vielleicht auch Sohn, slav. zona.
1632. Sonar, zingulum, Zone.
1633. Senbil, Simpulum, österr. Simperl, Backsimperl.
1634. Senbur, vespa, landschaftlich Sumber, tympanum.
1635. Sindsch, instrumentum musicum, Zinke.
1636. Sendsch, ludibrium, Scherz.
1637. Sindscherf, cinabaris, Zinnober.
1638. Send, igniarium, Zunder, beym Notker Zanderon, für glühende Kohlen; Ps. CXIX. 4. mit storenten zanderon.
1639. Send, anima, vita praeditus, seyend (Burh. katii, S. 434).
1640. Sinde, pauper, miserabilis, Sünder, Burh. k. S. 436.
1641. Sindegi, vita, das Seyn.
1642. Sendisch, salus, Sendung (Siebenm. III. S. 26).
1643. Sindik, impius, atheus, Sünder.
1644. Sinischt, visio, das Sehen (Siebenm. III. 56).
1645. Sengele, tintinnabulum, Tschinelle.
1646. Senubiden, ulutare canem, schnauben.
1647. Suwa, levamen panis. Sauerteig.
1648. Suwan, lingua, Zunge.
1649. Sor, violentia, vis, g. ser Seragema muate, schmerzlicher Muth, und seriichero auorto, mit schmerzlichen Worten, in Otfrid's Evang. III. C. XXIV. 20.
1650. Sogh, via fluvii, Zug, fehlt im Meninski (Siebenm. III. S. 62).
1651. Sewel, solea cameli, Sohle; Ferh. Sch. II. B. 35, S. 2, Z. 2.
1652. Seh, sperma, Samen, von
1653. Sehiden, seminare, säen; daher
1654. Sehdan, matrix, Samenort, landsch. Sachort.
1655. Seh, corda arcus, Sehne.
1656. Sehi oder eigentlich Si hei, euge, bene, heysa.
1657. Si, vive, ζῶν, ζῆν.
1658. Sib, ornamentum, Zierde.
1659. Siba, ornamentum, Zierde.
1660. Siban, pulcer, elegans, zierlich.
1661. Sibad, Zibetum, Zibet.
1662. Sidsch, tabulae astronomicae, Zeichen.
1663. Sidsch, amussis architecti, Richtscheit.
1664. Sirfun, species arboris sysyphi, im Oesterreichischen heißt noch heut zu Tage eine Art von zarten Weinbeeren Zirifanler.
1665. Sirufar, mussitatio tristis, Gesurre. Burh. k. S. 443.
1666. Sis, tractus, latus, Seite.
1667. Sisten, vivere, erziehen, g. zihen (s. Schilters Gloss.).
1668. Sigh, tranquillitas animi, Sieg.
1669. Sif, immoratus, schief.
1670. Seimle, cophinus fructuum, qui a jumento portatur, Saumlast, Siebenm. III. 80.
1671. Sin und Sein, ornamentum, im Goth. zeino für zeichne, so beym Otfrid V. 3, 21: thanne iha in mir iz zeino.
1672. Siwer, ornamentum, Zierde.

Sche, lind auszusprechen, wie das franz. j.

1673. Schasch, verbum inutile, im Oesterr. crepitus ventris.
1674. Schaschchai, turpia proferrens, Jucheyer.

1675. Schale, uter vento inflatus. Schale.
1676. Scherf, profundus, altus, schroff, scharf, Schurf.
1677. Schaghschagh, sonus nucum avellanarum aut amygdalorum concussorum, e. shake.
1678. Schaghal, carbo, Kohle, statt Sekal, von welchem das hier in sch verwandelte s als Artikel weggeworfen worden ist.
1679. Schuft, avarus, Schuft, fehlt im Men., Ferh. Sch. II. B. 52, Z. 5.
1680. Schek, commotio animi, e. shake, shock.
1681. Schukiden, secum murmurare ex ira, e. shock.
1682. Schukide, secum ex ira loquens, e. who is shockd.
1683. Schen, deformis, schändlich, scharf ausgesprochen mit einem Schin statt mit einem Sche, heißt es schön, das unten vorkommt.
1684. Schend, vestis lacera, Schande.
1685. Schende, vetustus, lacerus, schändlich, Schande, geschändet.
1686. Schenk, tintinnabula, Zinken.
1687. Schune, idolum, Sonne, als der erste Gegenstand der Verehrung des Naturmenschen, Burh. k. S. 445, Z. 15.
1688. Schuschiden, stillando emanare, landsch. zuseln.
1689. Schejan, formidabilis, zu Scheuender.
1690. Schiisch, sordes, e. shait.

Sin.

1691. Sat, dormire, schlafen (Siebenm. III. 97).
1692. Sachten, facere, machen die Sache.
1693. Sachte, factus, gemacht. Die ganze Form des persischen Wortes hat sich noch in dem deutschen sachte erhalten, wofür auch gemach gebraucht wird, dem nur der letzte Buchstabe von gemacht fehlt.
1694. Sad, porcus, Sau.
1695. Sade, campus planus, Saatfeld.
1696. Sar, afflictus, e. sore.
1697. Sar, so viel als Ser, caput, das e. Sir.
1698. Sarban, ductor camelorum, Sarabande.
1699. Saru, sturnus, der Staar.
1700. Sarek, sturnus parvus, Staarchen.
1701. Sarich, species armorum nempe baculus ex quo catenae pendent quarum cuilibet globus ferreus affixus, fehlt im Meninski und in den anderen Wörterbuchern, im Siebenm. III. S. 104, und scheint das deutsche Sarras zu seyn, wiewohl dieses nur für Schwert gebraucht, und von den Saracenen abgeleitet wird.
1702. Saf, sonus, concordatio vocum, Saus.
1703. Saf, concinnans, efficiens, Setzer.
1704. Saf, utilitas, lucrum, Satz.
1705. Saf, fac, setze.
1706. Safed, concinnat, er setzet.
1707. Safende, musicus, Tonsetzer.
1708. Safubaf, funambulus, Saus und Braus; Siebenm. III. 123.
1709. Safdari, apte disponens rem, Setzer, wörtlich Satzhalter, so wie

1710. Saskiar, actor, Satzmacher.
1711. Sasiden, concinnare, setzen.
1712. Sas, nomen familiae antiquissimae Persarum, die Sassen, Sachsen.
1713. Sagh, later coctus, Ziegel, fehlt im Men., Ferh. Sch. II. B. 65.
1714. Sak, grus, Schenkel, e. shank.
1715. Saki, pincerna, Schenke, kam aus dem Persischen ins Arabische, denn Σακας heißt schon beym Xenophon der assyrische Schenke.
1716. Sal, annus seu numerus dierum revolutionis solari, Zahl.
1717. Salar, princeps, dux populi, Zähler.
1718. Saliane, stipendium anuum salarium, Salar, das sich also nicht als französisch oder lateinisch unter deutschen Worten zu schämen hat.
1719. Salber, arbor alternis annis fructus ferens, Salbader.
1720. Salem, nomen herois antiquissimi persici, Salm.
1721. Sam, similis idem, e. same, g. samo: dine huffelon sint samo der bruch des roten apfeles, Willeram IV. 3, gleichsam.
1722. Saman, familia, supellex, was beysammen.
1723. Samender, Salamandra, Salamander.
1724. San, aequalis, similis, lebt noch im lobesan.
1725. Saw, vectigal, Zoll.
1726. Sawahen, lima ferri, Sagspäne, fehlt im Men., Ferh. Sch. II. 71, vorl. Z.
1727. Sawiden, intelligere sapere.
1728. Sawis, bonae indolis, sapiens, e. sage.
1729. Sawis, dasselbe im Burh. katii S. 451 Weiser.
1730. Saje, umbra, Schatten.
1731. Sajiden, gliscere, fricare, schleifen.
1732. Subade, smyris, Spath.
1733. Sipar, supellex, Sparren.
1734. Sipasiden, laudare, plaudere, landsch. paschen statt klatschen.
1735. Sipaschiden, dispergere, verpaschen.
1736. Sipanadsch, Spinachium, Spinat.
1737. Sipanach, Spinachium, Spinat.
1738. Sebedsch, lapis ocularis, Spath? (im Siebenm. III. 101).
1739. Siperigh, spica tritici, botrus, e. sprig, Prügel.
1740. Siperlus, regum domus, mit weggeworfenem S, als den unbestimmten Artikel s, Verließ
1741. Sipsar, pararius, Sensal (Siebenm. III. 112).
1742. Sipes, post, e. passd.
1743. Süpüst, trifolium, Esparcette.
1744. Süpüst, odor foetidus, s'ist Pest.
1745. Sipendar, lumen, candela, beym Otfrid V. 7, 70: themo uuizod spendare, d. i. dem Spender der Weisheit.
1746. Sipendsch, locus herbis et aqua abundans, Penzing.
1747. Sipendan, semen sinapii, Senf.
1748. Sepus, pulmentum ex farina, Speise.
1749. Sipeh, militia, Speer.
1750. Sipehbud, magister equitum, Spähergebieter.
1751. Sipehr, sphaera, Sphäre.
1752. Sipehr eßir, sphaera aetherea, Aethersphäre.
1753. Sepidab, genus cibi, Speise.

1754. Sipidba, genus cibi, Speise.
1755. Sitach, ramus arboris, Stecken.
1756. Sitaden statt Istaden, stare, stehen.
1757. Sitare, stella, astrum, e. star, Stern.
1758. Sitagh, pullus cui nullus insedit, e. stagh.
1759. Stan, nomen loci, Stand, wahrscheinlich auch Stein, das in der oberdeutschen Volkssprache noch Stan ausgesprochen wird, e. ston.
1760. Sitebr, crassus, crossus, s. stoor, d. stor, plattd. stuur.
1761. Sitachr, nomen urbis a stagno nominatae, s'ist Teich.
1762. Setürk oder Sitürg, magnus, contumax, stark.
1763. Setrenk, Mandragora, mulier mala, streng.
1764. Sitel, lacus, das lat. situla.
1765. Sitem, oppressio, stämmen.
1766. Sitihiden, pervicacem esse, e. to teeze.
1767. Setti, chalybs, Stahl.
1768. Setich, res longa et recta, Steig.
1769. Sitised, contendit, rixatur, e. he is teezing.
1770. Sitis, vis, violentia, pervicatia, e. teezing.
1771. Sitisiden, contendere, rixari, e. to teeze.
1772. Sitihisch, contentio, rixatio, e. s'is teezing.
1773. Sitim, ulcus, pus, e. steam, Apostem.
1774. Sitihiden, contendere, cum clamore rixari, exclamare uti ovium pastores, das stschihi und stoho der Fuhrleute.
1775. Sedschiden, eligere, schätzen. Diese im Ferh. Sch. angegebene Bedeutung fehlt im Meninski.
1776. Sedschide, electus, das Geschätzte, Segest.
1777. Sach, res, Sache.
1778. Sachtian, corium ex pelle caprina, Saffian.
1779. Suchan, verbum, dictio, sagen, Sage, auch das altdeutsche sachen als prozessiren.
1780. Sedr, citrus, cetrat (Siebenm. III. 114).
1781. Sidret, arbor paradisii, Paradieses-Ceder.
1782. Ser, caput, e. Sir.
1783. Serai, palatium, Serail.
1784. Serai, canta, schrey.
1785. Seraisch, clamor, Geschrey.
1786. Seraijende, cantans, clamans, schreyend. Alles von
1787. Serajiden, clamare, cantare, schreyen.
1788. Serischir, spuma *serum* lactis.
1789. Serischir, serum lactis, Obers, wörtlich das Obere der Milch (Ferh. Sch. II. B 60). Im lat serum, der Schall, im Deutschen der Gehelt des Wortes.
1790. Serghut, opes, abundantia, sehr gut.
1791. Serlad, caput muri, Ladenhaupt, aus Lad, Laden, und Ser (e. Sir), Haupt, zusammengesetzt.
1792. Sirischt, subactio farinae, Säuerung.
1793. Sirischten, aqua farinam subigere, säuern.
1794. Sürüschkengübün, oximel, Sauerhonig. Engübün als Honig oder Henikbiene ist schon unter Elif vorgekommen.
1795. Sürf, tussis, sirfeln.
1796. Surna, lituus, tuba, daher das franz. sornettes.
1797. Sirkengübin, oxymel, Sauerhonig.

1798. Serw, cupressus, sorbus, Zirbelbaum.
1799. Surusch, angelus salutator, nuntius gaudiorum, Gabriel, Gruß, Grüßer.
1800. Süst, mollis, tener, das franz. zest.
1801. Sagh, quod oblongum et non latum, Sack.
1802. Saghri, corium concinnatum, Schagrain, welches nicht aus dem Französischen, sondern aus dem Persischen eingewandert ist.
1803. Sifal, vas fictile, Schale.
1804. Sifale, vas fictile, Schale
1805. Sift, grossus, crassus, Saft.
1806. Seft, firmus, Schaft.
1807. Siften, firmum reddere, schaften.
1808. Sifte, firme redditum, geschaftet.
1809. Süften, perforare, e. to shift.
1810. Süfte, perforatus, e. shifted.
1811. Sifliden, sibilum edere, das franz. siffler, pfeifen.
1812. Sifsad, proxeneta, pararius, Sensal.
1813. Sakarlat, pannus coccineus, Scharlach.
1814. Saklat, pannus purpureus, e. sackcloth.
1815. Sakarlat, pannus coccineus, Scharlach.
1816. Saklatun, pannus coccineus, e. sackcloth.
1817, Saksin, nomen Saxoniae orientalis in poëmate Sciahname, Sachsen.
1818. Suk, moeror, Zecke, Zeche.
1819. Sikise, inimicitia, e. to squeeze.
1820. Seg, canis, Zache, Zauche, Zecke, Hündin; s. Radloffs' Urgeschichte, S. 56.
1821. Sik, acetum, Essig.
1822. Sek, clavus, Soch, für Pflugschare.
1823. Suksuk, inaequaliter incedens, Zikzak.
1824. Sigichane, taberna, Schenke.
1825. Segenbin, oxymel, Zachenhenik, d. i. Hundshonig.
1826. Sügündsch, foetor oris, Gestank, e. stench.
1827. Sigi, acetum, Essig.
1828. Sikend, coitus, Skandal.
1829. Sugusсhak, fulmen, Zikzak.
1830. Sikke, typus monetarius, ital. zecca, Zechin.
1831. Sikis, assiliens, contumax, e. squeezing.
1832. Sikise, citatus cursus, e. squeezing.
1833. Sikisiden, assilire, e. hosqueez.
1834. Selisch, pravus, malus, schlecht; im Send nach dem Burhkatii, S. 484.
1835. Süm, ungula, pes, Saum.
1836. Sumak, sumach.
1837. Semer, ephippium, Saumsattel.
1838. Semarugh, fungus, Schwamm.
1839. Semsar, proxeneta, Sensal.
1840. Semsem oder Susam, sesamum.
1841. Semender, salamandra, Salamander.
1842. Semen, jasminum, Jasmin.
1843. Semend, equus. Saumroß.
1844. Semun, cibus ex offa in particulas longas dissecta, Semmelnudel.

1845. Semidun, suavis odor, schmecken.
1846. Semid, panis similaginius, Semmel.
1847. Sime, color subviridis aquae stagnantis, mucor, Schimmel.
1848. Sina, senna, Sennesblätter.
1849. Sunar, nurus, Schnur (Schwiegertochter).
1850. Sünbadedsch, smyris, Spath.
1851. Sünbade, smyris, Spath.
1852. Sinabiden, natare, schwimmen.
1853. Sünbül, spica (virginis in zodiaco), Sibylle (s. Hyde).
1854. Sindsch, tintinnabula, Tschinellen.
1855. Sind, spurius, projectitius, Sünde, Sünder.
1856. Sind, ignoto patre et matre, Gesinde.
1857. Senderos, sandaracha, Sandrach.
1858. Sendel, sandalium, calceus, Sandale.
1859. Sendel statt Ssandal, ligni genus, Sandelholz.
1860. Sendele, calceus, Sandale.
1861. Sendere, sandaracha, Sandrach.
1862. Sendelek, calceus, sandalium, Sandale.
1863. Sende, incus, Sonde.
1864. Sensan, sermo inelegans, Singsang (Ferh Sch. II. B. 74).
1865. Senk, pondus, senken, Sank in der Schiffersprache, d. saenk.
1866. Senknak, lapidosus, steinicht, das landschaftliche steinnacht.
1867. Senk fesan, cos, Wetzstein.
1868. Sune, nurus, gleichsam die Söhnin, von Sohn.
1869. Sunhar, nurus, die Schnur.
1870. Snis oder Sünis, nigella, anisetum, s'ist Aneis.
1871. Sub, aqua, Suppe, im Dialekte von Chiwa, d. i. im Kowaresmischen, in welchem das Wort Pekend (backend, das phrygische βεκος), Brot heißt.
1872. Suchtegi, ardor, Sucht, wie in Sehnsucht.
1873. Suchte, inflammatus, ardens, süchtig. Suchte heißen die Studenten, so viel als die Wißsüchtigen.
1874. Suden, atterere, illinere, incrustare, besauen, versauen, sudeln.
1875. Sude, detritus, fricatus, besaut, besudelt.
1876. Sus, Glycyrrhiza, Süßholz.
1877. Susam, sesamum, Sesam.
1878. Susen, lilium, Susanna.
1879. Suchten, urere, Socher. Das Deutsche der Socher und der Pocher liegt in den persischen Wörtern suchten und puchten.
1880. Sufar, vasa testacea, Töpfergeschirr.
1881. Sugarif, respiraculum putei, Zugloch.
1882. Sul, planta pedis, Sohle.
1883. Suman, parum quid, e. some.
1884. Sume, scopus, meta, Summe.
1885. Sun, instar, sicut, e. soon.
1886. Sewis, ignorantia, Nichtwissen, Unwissenheit.
1887. Sewist, ignorantia, Unwissenheit. Das Persische hat hier eine ausschließende Bedeutung, wie das lateinische ex, gleichsam Erwissen statt Nichtwissen.

1888. Suja, niger, Soja, eine Art Zeugs.
1889. Sirum, lorum molle, Riem.
1890. Sich, veru, Sech, das Eisen der Pflugschar.
1891. Sichul, erinaceus, Igel, gleichsam s'ist Igel.
1892. Sidschiden, parare, e. to beseech.
1893. Sirnas, avis maritima vocem edens canoram, Sirene.
1894. Sirenk, avis fabulosa, Sirene.
1895. Siresch, tela tenuissima, e. serge.
1896. Sist, dolor, passio, e. being seiz'd.
1897. Sig, acetum, Essig.
1898. Sigh, cos militum, pulcer, bonus, purus, Sieg.
1899. Seighud, humilitas, sey gut (Siebenm. III. 110).
1900. Sighur, gloria, genius heroicus, Sigurd der Schlangentödter.
1901. Sim, argentum, Silber; σῆμα, σημεῖον.
1902. Simur, pannus sericeus, e. simar.
1903. Sine, sinus, pectus, Sinn.
1904. Sine, ludibrium, irrisio, Schimpf (Siebenm. III. 180).
1905. Sieh, afflictus, siech, e. sick.
1906. Siehtscherde, subniger, schwärzlich. Die zweyte Hälfte des persischen Wortes, dessen erste und zweyte Hälfte schwarz bedeutet also gleichsam schwarzschwarz.

Bey Gelegenheit des Wortes Sieh mag bemerkt werden, daß im Persischen die Folge des Vokales e auf i die häufigere ist, und die des i auf e die seltenere, und im Arabischen umgekehrt. Wenn man die Worte von 1890 bis 1905 durchgeht, so bemerkt man, außer dem Uebereintreffen der Wurzelbuchstaben, noch das der Vokalenfolge, wie bey seighud, sey gut, sieh, siech; eine merkwürdige Versetzung bietet jedoch die Partikel weih, das deutsche wie, dar, in welchem der Perser das e vor dem i, der Deutsche das i vor dem e lauten läßt. Diese Partikel, worin Franzosen das deutsche i nicht erkennt haben, ist es, deren richtige Aussprache als weih, so oft sie als Bildungsylbe vorkommt, nicht zu bezweifeln ist, also richtig Sibweih, d. i. wie ein Apfel (nicht Sibowaih); aber nicht immer stellt Waw je he die Sylbe Weih vor, und daher sind dieselben Buchstaben Uje zu lesen in Buje, Schiruje und anderen eigenen Namen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

چ

١٠٩١ چادرچاره ١٠٩٢ چاشت ١٠٩٣ چاژ ١٠٩٤ چهارطاق ١٠٩٥ چاغ

١٠٩٦ چاک ١٠٩٧ چال ١٠٩٨ چال ١٠٩٩ چانه ١١٠٠ چاوش ١١٠١ چاوید

١١٠٢ چاي ١١٠٣ چپ ١١٠٤ چپچاب ١١٠٥ چپسیدن ١١٠٦ چپسیده

١١٠٧ چپسین ١١٠٨ چپراز ١١٠٩ چپل ١١١٠ چتر ١١١١ چپچله ١١١٢ چجو

١١١٣ چخیدن ١١١٤ چدر ١١١٥ چرب ١١١٦ چربک ١١١٧ چرخ ١١١٨ چرد

١١١٩ چرده ١١٢٠ چرک ١١٢١ چرکه ١١٢٢ چرنده ١١٢٣ چرنده ١١٢٤ چسبر

١١٢٥ چست ١١٢٦ چست ١١٢٧ چستان ١١٢٨ چستان ١١٢٩ چشیدن

١١٣٠ چشیده ١١٣١ چشیر ١١٣٢ چغ ١١٣٣ چغانه ١١٣٤ چغرنده ١١٣٥ چغریده

١١٣٦ چفت ١١٣٧ چفتر ١١٣٨ چقسیدن ١١٣٩ چفسیده ١١٤٠ چغاز

١١٤١ چقچقاق ١١٤٢ چک ١١٤٣ چکاچک ١١٤٤ چکچاک چکچک

چکلیاک ١١٤٥ چکاد ١١٤٦ چگال ١١٤٧ چکس ١١٤٨ چکیدن ١١٤٩ چلاچل

١١٥٠ چلاک ١١٥١ چلپوله ١١٥٢ چلویز ١١٥٣ چم ١١٥٤ چمچه ١١٥٥ چناخ

١١٥٦ چنبر ١١٥٧ چنبیدن ١١٥٨ چند ١١٥٩ چنک ١١٦٠ چنگل ١١٦١ چنگل

١١٦٢ چنگال ١١٦٣ چنگي ١١٦٤ چوپ ١١٦٥ چوپان ١١٦٦ چوزه ١١٦٧ چوکان

١١٦٨ چهره ١١٦٩ چوق ١١٧٠ چون ١١٧١ چیت ١١٧٢ چیدن ١١٧٣ چیدن

١١٧٤ چیچ ١١٧٥ چیدن ١١٧٦ چیرو ١١٧٧ چیز ١١٧٨ چیش ١١٧٩ چیزلیز

١١٨٠ چین ١١٨١ چینه

ح

١١٨٢ حبذا ١١٨٣ حرمل ١١٨٤ حرم ١١٨٥ حيف ١١٨٦ حيز ١١٨٧ حوري

١١٨٨ حفرتي ١١٨٩ حولي

خ

١١٩٠ خاج ١١٩١ خاربدن ١١٩٢ خاك ١١٩٣ ١١٩٤ خال ١١٩٥ خامی

١١٩٦ خان ١١٩٧ خانغرد ١١٩٨ خانمان ١١٩٩ خايك ١٢٠٠ خايسة

١٢٠١ خاييدن ١٢٠٢ خايه ١٢٠٣ خب ١٢٠٤ ختوانه ١٢٠٥ خجاليدن ١٢٠٦ خچكول

١٢٠٧ خدا ١٢٠٨ خودك ١٢٠٩ خديو ١٢١٠ خراخر ١٢١١ خراش

١٢١٢ خراشيدن ١٢١٣ خربار ١٢١٤ خربوزه ١٢١٥ خرت ١٢١٦ خرد ١٢١٧ خرد

١٢١٨ خرچنك ١٢١٩ خرگاه ١٢٢٠ خرمهره ١٢٢١ خريدن ١٢٢٢ خريد ١٢٢٣ خروشد

١٢٢٤ خزر ١٢٢٥ خزينه ١٢٢٦ خس ١٢٢٧ خستن ١٢٢٨ خش ١٢٢٩ خشك

١٢٣٠ خشك افراز ١٢٣١ ختاي ١٢٣٢ خفتان ١٢٣٣ خفتن ١٢٣٤ خفدن

١٢٣٥ خفه ١٢٣٦ خل ١٢٣٧ خلعت ١٢٣٨ خلم ١٢٣٩ خلميدن ١٢٤٠ خم

١٢٤١ خم ١٢٤٢ خم ١٢٤٣ خميدن ١٢٤٤ خميده ١٢٤٥ خمار ١٢٤٦ خمانيدن

١٢٤٧ خميازه ١٢٤٨ خنب ١٢٤٩ خنب ١٢٥٠ خنبره ١٢٥١ خنبانيدن

١٢٥٢ خنبيدن ١٢٥٣ خنج ١٢٥٤ خنجر ١٢٥٥ خند ١٢٥٦ خندن ١٢٥٧ خندان

١٢٥٨ خندستان ١٢٥٩ خنديده ١٢٦٠ خندق ١٢٦١ خنيدن ١٢٦٢ خنيا

١٢٦٣ خنياگر ١٢٦٤ خنكار ١٢٦٥ خوا ١٢٦٦ خواب ١٢٦٧ خوانيدن

١٢٦٨ خوابنوش ١٢٦٩ خواجه ١٢٧٠ خوار ١٢٧١ خواستن ١٢٧٢ خوال

١٢٧٣ خوال ١٢٧٤ خوالي ١٢٧٥ خواليگر ١٢٧٦ خوان [illegible]

١٢٧٨ خوان ١٢٧٩ خوانده ١٢٨٠ خواننده ١٢٨١ خوان‌سالار [illegible]

١٢٨٣ خوب ١٢٨٤ خوبله ١٢٨٥ خوچيدن ١٢٨٦ خود [illegible]

١٢٨٨ خرد ١٢٨٩ خردبين ١٢٩٠ خورده‌پز ١٢٩١ خوران ١٢٩٢ [illegible]

١٢٩٣ خورسار ١٢٩٤ خورنق ١٢٩٥ خوزه ١٢٩٦ خوسه ١٢٩٧ خوش

١٢٩٨ خوش‌منش ١٢٩٩ خوشپوزي ١٣٠٠ خوشك ١٣٠١ خوك ١٤٠٢ خوله

١٣٠٣ خون ١٣٠٤ خونكار ١٣٠٥ خوي ١٣٠٦ خه ١٣٠٧ خه ١٣٠٨ خهي

د

١٣٠٩ دادا ١٣١٠ دادوند ١٣١١ داديك ١٣١٢ داخل ١٣١٣ داد ١٣١٤ داو

١٣١٥ دادن ١٣١٦ دادم ١٣١٧ دادار ١٣١٨ داربا ١٣١٩ داروغا

١٣٢٠ دازه ١٣٢١ داستار ١٣٢٢ دستخاله ١٣٢٣ دالاب ١٣٢٤ دالان

١٣٢٥ دام ١٣٢٦ داماد ١٣٢٧ دامن ١٣٢٨ دامني ١٣٢٩ داميار

١٣٣٠ دان ١٣٣١ دانا ١٣٣٢ دانستن ١٣٣٣ داه ١٣٣٤ داي

١٣٣٥ دايه ١٣٣٦ ديب ١٣٣٧ دخ ١٣٣٨ دخان ١٣٣٩ دختر

١٣٤٠ دد ١٣٤١ دده ١٣٤٢ در ١٣٤٣ دربان ١٣٤٤ در ١٣٤٥ در

١٣٤٦ در ١٣٤٧ درابيدن ١٣٤٨ درابينده ١٣٤٩ درخت ١٣٥٠ درد

١٣٥١ درد ١٣٥٢ دردوختن ١٣٥٣ دردوخت ١٣٥٤ درست ١٣٥٥ درشت

١٣٥٦ درشتي ١٣٥٧ درغ ١٣٥٨ درق ١٣٥٩ درقه ١٣٦٠ درند

١٣٦١ درنگ ١٣٦٢ درنگادرنگ ١٣٦٣ درنگيدن ١٣٦٤ درنه ١٣٦٥ درود

١٣٦٦ دروغ ١٣٦٧ دروند ١٣٦٨ درهم ١٣٦٩ درياك ١٣٧٠ درين

١٣٧١ دريابار ١٣٧٢ دريغ ١٣٧٣ دريدن ١٣٧٤ دريده ١٣٧٥ دست

١٣٧٦ دستاران ١٣٧٧ دستان ١٣٧٨ دستبند ١٣٧٩ دستوره ١٣٨٠ دستك

١٣٨١ دستكزن ١٣٨٢ دشت ١٣٨٣ دشمن ١٣٨٤ دشوار ١٣٨٥ دعا

١٣٨٦ دغدغه ١٣٨٧ دف ١٣٨٨ دفتر ١٣٨٩ دك ١٣٩٠ دكل

١٣٩١ دلب ١٣٩٢ دلبند ١٣٩٣ دلف ١٣٩٤ دم ١٣٩٥ دم ١٣٩٦ دم

١٣٩٧ دمان ١٣٩٨ دمدمه ١٣٩٩ دمن ١٤٠٠ دمك ١٤٠١ دميدن

١٤٠٢ دميدن ١٤٠٣ دمير ١٤٠٤ دن ١٤٠٥ دنبره ١٤٠٦ دند ١٤٠٧ دندان

١٤٠٨ دندانابريش ١٤٠٩ دندانه ١٤١٠ دنديدن ١٤١١ دنكه ١٤١٢ دنگ

١٤١٣ دنك ١٤١٤ دنگادنگ ١٤١٥ دنيا ١٤١٦ دنداند ١٤١٧ دنيدن

١٤١٨ دنده ١٤١٩ دو ١٤٢٠ دوخت ١٤٢١ دوخت ١٤٢٢ دوختره

١٤٢٣ دوختن ١٤٢٤ دوداهنگ ١٤٢٥ دودو ١٤٢٦ دور ١٤٢٧ دوزخ

١٤٢٨ دوست ١٤٢٩ دوشيره ١٤٣٠ دوغ ١٤٣١ دوك ١٤٣٢ دول

١٤٣٣ دوليمان ١٤٣٤ دويدن ١٤٣٥ ده ١٤٣٦ دوازده ١٤٣٧ دو

١٤٣٨ ده ١٤٣٩ دهبيجي ١٤٤٠ دهقان ١٤٤١ دهقان ١٤٤٢ دهم ١٤٤٣ دهوبد

١٤٤٤ ديب ١٤٤٥ ديدين ١٤٤٦ ديرنده ١٤٤٧ ديس ١٤٤٨ ديسه

١٤٤٩ ديو ١٤٥٠ ديوبند ١٤٥١ ديوان ١٤٥٢ دي ١٤٥٣ دين ١٤٥٤ دين

١٤٥٥ دين ١٤٥٦ دينار

ر

١٤٥٧ را ١٤٥٨ راجا ١٤٥٩ راخ ١٤٦٠ راد ١٤٦١ راو ١٤٦٢ راز

١٤٦٣ رادمنش ١٤٦٤ راس ١٤٦٥ راست ١٤٦٦ راسته ١٤٦٧ راستگار

١٤٦٨ راستان ١٤٦٩ راغ ١٤٧٠ راف ١٤٧١ رافه ١٤٧٢ رام ١٤٧٣ رامش

١٤٧٤ رايار ١٤٧٥ رانا ١٤٧٦ راوند ١٤٧٧ راه ١٤٧٨ راهدار ١٤٧٩ راهزن

١٤٨٠ رانه ١٤٨١ راي ١٤٨٢ رب ١٤٨٣ رفت وروب ١٤٨٤ ربا

١٤٨٥ ربودن ١٤٨٦ رباي ١٤٨٧ ربوده ١٤٨٨ روخ ١٤٨٩ رخ ١٤٩٠ رخ

١٤٩١ رخت ١٤٩٢ رخش ١٤٩٣ رخيدن ١٤٩٤ رخنده ١٤٩٥ رد

١٤٩٦ روان ١٤٩٧ ردا ١٤٩٨ رده ١٤٩٩ رز ١٥٠٠ رزد ١٥٠١ رژ ١٥٠٢ رس

١٥٠٣ رس ١٥٠٤ رست ١٥٠٥ رساك ١٥٠٦ رستن ١٥٠٧ رستگار

١٥٠٨ رستني ١٥٠٩ رسته ١٥١٠ رسيدن ١٥١١ ريشته ١٥١٢ رشاشه

١٥١٣ رستاق ١٥١٤ رفتن ١٥١٥ رطل ١٥١٦ رعنا ١٥١٧ روغ ١٥١٨ رگاره

١٥١٩ رگان ١٥٢٠ رگو ١٥٢١ رشگيدن ١٥٢٢ رميدن ١٥٢٣ رمه ١٥٢٤ رنج

١٥٢٥ رنجيدن ١٥٢٦ رنجيده ١٥٢٧ رند ١٥٢٨ رند ١٥٢٩ رند ١٥٣٠ رندان

١٥٣١ رنده ١٥٣٢ رنجش ١٥٣٣ رنگ ١٥٣٤ رشنگ ١٥٣٥ روب

١٥٣٦ روباه ١٥٣٧ روبيه ١٥٣٨ رود ١٥٣٩ رود ١٥٤٠ رود ١٥٤١ رودساز

١٥٤٢ رودن ١٥٤٣ روز ١٥٤٤ روزن ١٥٤٥ روستاي ١٥٤٦ روسيه

١٥٤٧ روغن ١٥٤٨ روفتن ١٥٤٩ روفته ١٥٥٠ روناس ١٥٥١ روندن

۱۰۰۲ روهن ۱۰۰۳ رويين ۱۰۰٤ ره ۱۰۰۰ رميدن ۱۰۰٦ رهنده ۱۰۰۷ رميدن
۱۰۰۸ ري ۱۰۰۹ ريبال ۱۰٦۰ ريباس ۱۰٦۱ ريچار ۱۰٦۲ ريچال ۱۰٦۳ ريحان
۱۰٦٤ ريخار ۱۰٦٥ ريختن ۱۰٦٦ ريخته ۱۰٦۷ ريخن ۱۰٦۸ ريدك
۱۰٦۹ ريديدن ۱۰۷۰ ريزيدن ۱۰۷۱ ريزنده ۱۰۷۲ ريزو ۱۰۷۳ ريزه
۱۰۷٤ ريزين ۱۰۷٥ ريس ۱۰۷٦ ريس ۱۰۷۷ ريس ۱۰۷۸ ريسيدن
۱۰۷۹ رسان ۱۰۸۰ ريش ۱۰۸۱ ريش ۱۰۸۲ ريغ ۱۰۸۳ ريك
۱۰۸٤ ريگا ۱۰۸٥ ريم ۱۰۸٦ ريه

ز

۱۰۸۷ زاج ۱۰۸۸ زادن ۱۰۸۹ زاده ۱۰۹۰ زار ۱۰۹۱ زار ۱۰۹۲ زاري
۱۰۹۳ زاريدن ۱۰۹٤ زازل ۱۰۹٥ زال ۱۰۹٦ زال ۱۰۹۷ زاو ۱۰۹۸ زو
۱۰۹۹ زاور ۱٦۰۰ زاييدن ۱٦۰۱ زاينده ۱٦۰۲ زايده ۱٦۰۳ زايش ۱٦۰٤ زباد
۱٦۰٥ زبان ۱٦۰٦ زبيب ۱٦۰۷ زاورس ۱٦۰۸ زدن ۱٦۰۹ زراو ۱٦۱۰ زراه
۱٦۱۱ زره ۱٦۱۲ زرد ۱٦۱۳ زرنبج ۱٦۱٤ زش ۱٦۱٥ زش ۱٦۱٦ زشت
۱٦۱۷ زغال ۱٦۱۸ زغند ۱٦۱۹ زفت ۱٦۲۰ زعفران ۱٦۲۱ زفرفيدن
۱٦۲۲ زلنج ۱٦۲۳ زلف ۱٦۲٤ زليفن ۱٦۲٥ زليف ۱٦۲٦ زليبا ۱٦۲۷ زمچك
۱٦۲۸ زمزمه ۱٦۲۹ زمين ۱٦۳۰ زمچي ۱٦۳۱ زن ۱٦۳۲ زنار ۱٦۳۳ زنبل
۱٦۳٤ زنبور ۱٦۳٥ زنج ۱٦۳٦ زنج ۱٦۳۷ زنجرف ۱٦۳۸ زند ۱٦۳۹ زند
۱٦٤۰ زنده ۱٦٤۱ زندگي ۱٦٤۲ زنديش ۱٦٤۳ زنديك ۱٦٤٤ زنشت

١٦٤٥ زنگله ١٦٤٦ زنوبيدن ١٦٤٧ زوا ١٦٤٨ زوان ١٦٤٩ زور ١٦٥٠ زوغ

١٦٥١ زول ١٦٥٢ زه ١٦٥٣ زهيدن ١٦٥٤ زمدان ١٦٥٥ زه ١٦٥٦ زهي

١٦٥٧ زي ١٦٥٨ زيب ١٦٥٩ زيبا ١٦٦٠ زيبان ١٦٦١ زيباد ١٦٦٢ زيج

١٦٦٣ زيج ١٦٦٤ زيرفون ١٦٦٥ زيروزار ١٦٦٦ زيس ١٦٦٧ زيستن

١٦٦٨ زيغ ١٦٦٩ زيف ١٦٧٠ زيمله ١٦٧١ زين ١٦٧٢ زيور

ژ

١٦٧٣ ژاژ ١٦٧٤ ژاژخاي ١٦٧٥ ژاله ١٦٧٦ ژرف ١٦٧٧ ژغ ژغ

١٦٧٨ ژغال ١٦٧٩ ژفت ١٦٨٠ ژك ١٦٨١ ژكيدن ١٦٨٢ ژكيده

١٦٨٣ ژن ١٦٨٤ ژند ١٦٨٥ ژنده ١٦٨٦ ژنك ١٦٨٧ ژون ١٦٨٨ ژوشيدن

١٦٨٩ ژيان ١٦٩٠ ژيژ

س

١٦٩١ سات ١٦٩٢ ساختن ١٦٩٣ ساخته ١٦٩٤ ساد ١٦٩٥ ساده

١٦٩٦ سار ١٦٩٧ سار ١٦٩٨ ساربان ١٦٩٩ سارو ١٧٠٠ سارك

١٧٠١ سارخ ١٧٠٢ ساز ١٧٠٣ ساز ١٧٠٤ ساز ١٧٠٥ ساز

١٧٠٦ سازد ١٧٠٧ سازنده ١٧٠٨ سازوباز ١٧٠٩ سازداري ١٧١٠ سازكار

١٧١١ سازيدن ١٧١٢ ساز ١٧١٣ ساغ ١٧١٤ ساق ١٧١٥ ساقي

١٧١٦ سال ١٧١٧ سالار ١٧١٨ ساليانه ١٧١٩ سالبر ١٧٢٠ سالم

١٧٢١ سام ١٧٢٢ سامان ١٧٢٣ ساندر ١٧٢٤ سان ١٧٢٥ ساو

١٧٢٦ ساواهن ١٧٢٧ ساويدن ١٧٢٨ ساويز ١٧٢٩ ساويس

١٧٣٠ سايه ١٧٣١ ساييدن ١٧٣٢ سباده ١٧٣٣ سپار ١٧٣٤ سپاسيدن

١٧٣٥ سپاشيدن ١٧٣٦ سپاناج ١٧٣٧ سپاناخ ١٧٣٨ سپنج ١٧٣٩ سپرغ

١٧٤٠ سپرلوس ١٧٤١ سپسار ١٧٤٢ سپس ١٧٤٣ سپست

١٧٤٤ سپست ١٧٤٥ سپندار ١٧٤٦ سپنج ١٧٤٧ سپندان ١٧٤٨ سپوس

١٧٤٩ سپه ١٧٥٠ سپهبد ١٧٥١ سپهر ١٧٥٢ سپهراثر ١٧٥٣ سپيداب

١٧٥٤ سپيدبا ١٧٥٥ ستاخ ١٧٥٦ ستادن ١٧٥٧ ستاره ١٧٥٨ ستاغ

١٧٥٩ ستان ١٧٦٠ ستبر ١٧٦١ ستخر ١٧٦٢ سترگ ١٧٦٣ سترنگ

١٧٦٤ ستل ١٧٦٥ ستم ١٧٦٦ ستهيدن ١٧٦٧ ستي ١٧٦٨ ستيخ

١٧٦٩ ستيرد ١٧٧٠ ستير ١٧٧١ ستيزيدن ١٧٧٢ ستيهش ١٧٧٣ ستيم

١٧٧٤ ستهيدن ١٧٧٥ سجيدن ١٧٧٦ سجيده ١٧٧٧ سخ ١٧٧٨ سختيان

١٧٧٩ سخن ١٧٨٠ سدر ١٧٨١ سدرة ١٧٨٢ سر ١٧٨٣ سراي

١٧٨٤ سراي ١٧٨٥ سرايش ١٧٨٦ سراينده ١٧٨٧ سرايدن ١٧٨٨ سرشير

١٧٨٩ سرشير ١٧٩٠ سرغوت ١٧٩١ سرلاو ١٧٩٢ سرشت ١٨٩٣ سرشتن

١٧٩٤ سرشكنابين ١٧٩٥ سرف ١٧٩٦ سرنا ١٧٩٧ سركنگبين ١٧٩٨ سرو

١٧٩٩ سروش ١٨٠٠ سست ١٨٠١ سغ ١٨٠٢ سغري ١٧٠٣ سفال

١٨٠٤ سفاله ١٨٠٥ سفت ١٨٠٦ سفت ١٨٠٧ سفتن ١٨٠٨ سفته

١٨٠٩ سفتن ١٨١٠ سفته ١٨١١ سفليدن ١٨١٢ سفساد ١٨١٣ سقرلات

١٨١٤ سقلاط ١٨١٥ سقرلات ١٨١٦ سقلاطون ١٨١٧ سقسين ١٨١٨ سك

١٨١٩ سكيزه ١٨٢٠ شك ١٨٢١ سك ١٨٢٢ سك ١٨٢٣ سكسك

١٨٢٤ سكيخانه ١٨٢٥ شكنبين ١٨٢٦ شكنج ١٨٢٧ شكي ١٨٢٨ سكند

١٨٢٩ شكوشاك ١٨٣٠ سكّه ١٨٣١ سكيز ١٨٣٢ سكيزه ١٨٣٣ سكزيدن

١٨٣٤ سليش ١٨٣٥ سم ١٨٣٦ سماق ١٨٣٧ سمر ١٨٣٨ ساروغ

١٨٣٩ سمسار ١٨٤٠ سمسم ١٨٤١ سمندر ١٨٤٢ سمن ١٨٤٣ سمند

١٨٤٤ سمون ١٨٤٥ سميدون ١٨٤٦ سميد ١٨٤٧ سمه ١٨٤٨ سنا

١٨٤٩ سنار ١٨٥٠ سنبادج ١٨٥١ سنباده ١٨٥٢ سنابيدن ١٨٥٣ سنبل

١٨٥٤ سنج ١٨٥٥ سند ١٨٥٦ سند ١٨٥٧ سندروش ١٨٥٨ سندل

١٨٥٩ سندل ١٨٦٠ سندله ١٨٦١ سندره ١٨٦٢ سندلك ١٨٦٣ سنده

١٨٦٤ سنسان ١٨٦٥ سنك ١٨٦٦ سنك ناك ١٨٦٧ سنك فشان

١٨٦٨ سنه ١٨٦٩ سنهار ١٨٧٠ سويز ١٨٧١ سوب ١٨٧٢ سوختكي

١٨٧٣ سوخته ١٨٧٤ سودن ١٨٧٥ سوده ١٨٧٦ سوس ١٨٧٧ سوسام

١٨٧٨ سوسن ١٨٧٩ سوختن ١٨٨٠ سوفار ١٨٨١ سوگاريز ١٨٨٢ سول

١٨٨٣ سومان ١٨٨٤ سومه ١٨٨٥ سون ١٨٨٦ سويس ١٨٨٧ سويست

١٨٨٨ سهويا ١٨٨٩ سيروم ١٨٩٠ سنخ ١٨٩١ سنخول ١٨٩٢ سجيدن

١٨٩٣ سيرناس ١٨٩٤ سيرنك ١٨٩٥ سيرش ١٨٩٦ سيزي ١٨٩٧ شك

١٨٩٨ سيغ ١٨٩٩ سيغود ١٩٠٠ سيغ ١٩٠١ سيم ١٩٠٢ سمور ١٩٠٣ سينه

١٩٠٤ سينه ١٩٠٥ سيه ١٩٠٦ سيه‌چرده

Alterthümer in der österreichischen Monarchie.

(Fortsetzung. 1)

Illyrisches Gubernium.

Ort Freßnitz im Bezirke Spital.

310.

Breite 1 1/2 Sch., Höhe 1 1/2 Sch.

INGENVO. OPTATO. ET. EXIMIAE. PARentibus
OPTATVS. ET. SIBI ET. CELEBERIMAE (sic)
CONIVGI. Vivus. FECIT.

Eingemauert im Pfarrhofe neben der Kirchhofmauer. Gefunden am östlichen Bergabhange des sogenannten Holzerwaldls bey Gelegenheit der Bestellung eines Ackers.

St. Donat bey St. Veit, ganz in der Nähe von Klagenfurt 2).

311.

Höhe 1 Sch., Breite 1 1/2 Sch.

Die Inschrift bey Grut. DLXV. 9, aber mit etwas verschiedener Eintheilung; dann fehlt bey Grut. der Anfang D. M., und statt VI. FEC. ist zu lesen VIvus FEcit. Ferner fehlt die Angabe, daß ein männliches und ein weibliches Brustbild über der Inschrift in halberhabener Arbeit erscheint. Ist eingemauert an der Südseite der Kirche.

312.

Höhe 4 Sch., Breite 4 Sch.

D. M. AVRelia PRIMVLA. IVL. CAIO. CONjugi.
KARissimo. BENEMERENTi. VÏVÄ̈. FECIT.

Ueber der Inschrift ein männliches Brustbild in halberhobener Arbeit. Gleichfalls an der Südseite eingemauert.

---

1) Berichtigungen und Beysätze zu den bereits abgedruckten Inschriften:
Zu Nr. 41: statt GRIBONS zu lesen CRIBONIS, und N und I in einem Buchstaben vereinigt.
Zu Nr. 75: Im J. 1817 entdeckte der Bauer Joseph Thomas Ertlbaur in Freßnitz an dem Bergabhange des sogenannten Holzerwaldls einen steinernen Sarg, 2 1/4 Sch. lang und 1 1/2 Sch. breit, worin sich noch der Unterkinnbacken eines Menschen vorfand. Den Deckel dieses Sarkophags bildete der unter Nr. 75 angeführte Stein, welcher sich nun bey dem Pfarrer in Holz in der Umfangsmauer des Pfarrhofes eingemauert befindet.
Zu Nr. 174: in der vierten Zeile zu lesen (sic) statt (huic), nämlich wegen des offenbar unrichtigen HEC. in der Steinschrift.

2) Erwähnung dieses, durch die grosse Anzahl römischer Denkmäler, höchst merkwürdigen Ortes geschah schon in den früheren Mittheilungen XLVI. Bd. S. 42 nach Nr. 58. Bey näherer Untersuchung zeigt sich, daß fast die ganze Kirche daselbst aus solchen Römersteinen aufgebaut ist, weil, wo immer sich der äußere Kalkanwurf ablöst, die Seiten= oder Rücktheile solcher Steine zum Vorscheine kommen. Unter den schon jetzt sichtbaren, übrigens keine weiteren Inschriften enthaltenden Steinen, sind die meisten Grabdenkmäler, wo entweder die Büsten der Verstorbenen oder die Figuren der männlichen und weiblichen Hausgenossen und Dienerschaft erscheinen, welche die Lieblingsgeräthschaften, Schmuckkästchen, Spiegel u. dgl. nachtragen.

Niederösterreichisches Gubernium.

Stiftsherrschaft Göttweig.

313.

Höhe 3 Sch. 7 Z., Breite 1 Sch. 2 Z.

D. M.
ARACINTHO 1)
PETRONI. PRIS
CI. TRIB. LATI
CLAVI. SERVO
COLLEGIA
HERCVLIS
ET. DIANAE 2)
FECERVNT.

Zeit und Ort der Auffindung unbekannt: eingemauert an der Nordseite des Stiftgebäudes.

Traismaur.

314.

Höhe 3 ½ Sch., Breite 2 Sch. 4 ½ Z., Dicke 19 Z.

C. IVLIO
AGRICOLE (sic)
VETerano. EX. ARMorum.
CVSTodi. ALae. I. AVG.tHracum
AN. XXXXV.
T. AELius. QVARTIO
VET. AL. EIVSDem
Heres. Fecit.

Auf den beyden Seiten zwey stehende Figuren in halberhabener Arbeit. In dem Schlosse zu Traismauer, der Sage nach bey dem Dorfe Gemeinlebarn, ungefähr eine Stunde von Traismauer, ausgegraben.

315.

Länge 3½ Sch., Breite 31 Z.

In dem Schlosse zu Traismauer, gerade oberhalb der Einfahrt eingemauert, der Inschriftstein, wovon Murat. CCXXXVII. 4 schon den Abdruck gibt, und der sich gleichfalls auf die ala prima Augusta Thracum, und zwar auf irgend ein, von derselben, dem Kaiser Antoninus Pius gesetztes Weihedenkmal, bezieht.

Herrschaft Peillenstein.

316.

Der für Oesterreichs Topographie unter den Römern so höchst merkwürdige Inschriftstein, mit der deutlichen Erwähnung eines Aedilis municipii Aelii Cetii, bey Gruter DXVII. 6; CDLXIX. 8. Murat. DCCCLIV. 3. Fabretti, p. 212.

---

1) TH in einem Buchstaben vereinigt. 2) AE eben so.

Oehling, drey Stunden vom Stifte Seitenstetten.

317.

Höhe 3 Sch. 3 ½ Z., Breite 3 Sch. 2 Z., Dicke 7 Z.

. . . .
VIBIVS
T. . C. . N. . S.
. . . .
. . . .

Oben zwey Delphine und in der Mitte Legionsadler.

318.

Höhe 2 Sch., Breite 1 Sch.

. . . TE. . ME. . I. . A. . . . . .
. . . MNIE. VER. F.
. . . T. AELIO. EVTICI. . .
. . . VS. AVRELIVS. . . .
. . . MVNIS. LEG. SS. . .
. . . PRA. CONIVX. . . .
. . . VM. CVRA . . . .
. . . VS. LIBELIVS

An der rechten Seite eine stehende Figur in halberhabener Arbeit. Beyde Inschriftsteine von Sandstein, und seit dem J. 1788 nach dem Stifte Seitenstetten gebracht.

Stadt Hainburg.

319.

. . . .
>. FL. MAG. . .
. . . . STIP. X. . . . .
. . . PONS. . . . . .
. . . .

320.

SILVANO. C.
DOMESTICO
SACRVm. SHV
VENATOR. V.
IOT. V. S. l. ME.

321.

SILVANO
DOMESTI
CO. SAC. P.
TAVRINVS
OPTIO. L. . .
. . . . . . F. . .
. . . . N. . . O. . .
. V. S. . . . .

322.

PRO. . A. V. E (salute.)
aVGG.
. . . . AFI. . .

VIONIR. . . . .
. . EO. LR. . DIVS
A. . . N. . D. . VX. . .
. . SIMA. H. . E. .
V. . . . M. . . . F.

323.

SILVA
DOME
. . . . .
. . . . .

324.

. . . .
. . . .
APOL. . . . A. . . . .
STIP. XVII.
M. TENATIUS. L. F. PVB. . .
HERES. DE. SVO
FECIT.

Der merkwürdige Marmor-Cippus mit der von Hrn. Labus in Mailand so trefflich erläuterten Inschrift: Ara antica scoperta in Hainburgo publicata del Dott. Gio. Labus. Milano 1820. Mit Ausnahme dieses letzten Steines, der sich in dem Rathszimmer der Stadt Hainburg befindet, sind alle die andern an der Gassenseite des Gebäudes der k. k. Tabakfabrik daselbst eingemauert.

Stadt Baden.

325.

Mehrere römische Mauerziegeln mit der Bezeichnung der X. und XIIII. Legion; als: LEG. X. G. P. F. — LEG. XIIII. G. M. V. S. Miscellen über Baden, 1819, erstes Heft, von dem dortigen Bürgermeister Hrn. Meier.

Stadt Wiener-Neustadt.

S. Ferd. Karl Böheim Chronik derselben. Wien 1830. I. Thl. S. XV, XVI.

Küstenländisches Gubernium.

S. Canciano.

326.

Höhe 6 Sch., Breite 2 ½ Sch.

L. CANTIO. L. F.
VERO. PATRI
PIENTISSIMO. V. F.
CANTIA. L. F. VERA.

Darüber in halberhabener Arbeit ein Maskenkopf zwischen zwey Delphinen. Gefunden im Monate Oktober 1829 auf dem Friedhofe von S. Canciano, und zwar so, daß die Inschrift gegen unten gekehrt war, und der Stein als Deckel eines aus Ziegelsteinen gebildeten Grabes diente, in welchem man das menschliche Gerippe mit einem kleinen Glas-

I

II

gefäßchen (einem der fälschlich sogenannten Thränenfläschchen) zwischen den Füßen vorfand *).

Erklärung der Kupferplatte.

Höhe des Steines 2 Sch. 9 Z., Breite 1 Sch. 11 Z., Dicke 9 Z. Höhe der Figur 2 Sch. 5½ Z.

I. Ein römisches Denkmal, eingemauert an der ehemaligen Friedhofmauer zu Kematen (in Oberösterreich im Traunkreise), zunächst der Abgangsstiege in das Dorf. In Sandstein in halberhabener Arbeit ausgehauen die jugendliche Figur einer Jahreszeit, und zwar des Winters, in der gewöhnlichen Vorstellung mit einem Hasen und einer Sumpfente, als Anspielung auf die Ergebnisse der da am thätigsten betriebenen Jagd.

II. Ueberreste einer ehemaligen römischen Brücke über den Isonzo. S. die untenstehende Anmerkung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug aus Nr. 112 (Aprilheft 1830) der zu Florenz bey Luigi Pezzati erscheinenden Antologia, Giornale di Scienze, Lettere e Arti.

Geographische und statistische Andeutungen über die Regentschaft von Algier.

§. 1. Chorographie oder beschreibende Statistik.

I. Geographische Lage. Die perigraphischen Grenzen der Regentschaft sind: gegen Abend Moghrib-el-Acsa, oder das Reich Ma-

*) Wir fügen hier, mit Beziehung auf das im XLVIII. Bande S. 90 dieser Jahrbücher von den Ueberresten einer römischen Brücke in der Nähe von Ronchi di Monfalcone Gesagte, folgende weitere Mittheilung des P. Leonardo Brumati in letztgenanntem Orte bey. »Ho fatto rappresentare qui dietro« (s. die Aufnahmszeichnung II. auf beyliegender Kupferplatte) »à piedi della collinetta a. situata tra le campagne dietro la chiesa parrocchiale di Ronchi, la testa *cccc* del ponte anticamente fatto costruire dai primi imperatori romani, come dice Erodiano, nel modo che fù la prossima passata primavera (1829) messa intieramente a scoperto. Questa testa è formata per intiero di grosse pietre riquadrate, per la maggiore parte della lunghezza di oltre à sei piedi, e di circa tre di grossezza, le quali indicano la magnificenza del ponte gia annunziata dal predetto storico, e corrispondono esattamente alle gia scavate, che ne formavano i piloni. *Dovevano quelle essere state fatte con un dato divisamento, poiche le lettere in h erano impresse, una per ciascuna, sopra alcune di esse.*« (Wir machen auf diesen merkwürdigen Umstand besonders aufmerksam.) »A levante della detta collina, come in *dd*, *ee*, si rappresenta l'Isonzo, che un tempo scorreva tra essa e l'altra *g*, formante il principio della catena dei monti sovrastanti alla lunghissima vallata, che si stende da qui sino a Prevald ai piedi del Nanas. *bb* indicano la strada che veniva da Aquileia al ponte, di cui si vedono ancora le traccie in più luoghi del villaggio di Ronchi, e che scopertasi presso la testa del ponte, si trova costrutta à strattificazioni diverse, per appunto come il Milizia descrive le strade romane. L'altra testa che doveva essere in *f*. più non si osserva, non è però molto, che se ne vedevano le traccie, ne vi si riscontrano tutt'ora dei ruderi. Le quali cose unite al fatto delle tante pietre state scavate in diversi tempi in questa rimarcabile situazione, non lasciano più alcun dubbio sul passaggio dell' Isonzo e sull' esistenza del più nominato ponte in quel luogo.«

rokko, gegen Mitternacht das mittelländische Meer, gegen Morgen die Regentschaft Tunis und gegen Mittag Sahhara oder die große Wüste. Die Abendgrenze am Meere befindet sich im Orte Twunt, ungefähr vierzig Meilen östlich vom großen Flusse Mulvia oder Malva, von wo bis zu der Mündung des Flusses Zaine, der die Grenze von Tunis bildet, die Entfernung 495 italienische Seemeilen beträgt. Die Breite vom Meere bis zur großen Wüste überschreitet, nach Doktor Shaw, nicht 60 italienische Meilen; allein da wir wissen, daß das Gebiet der Regentschaft sich wenigstens bis zum zwey und dreyßigsten, vielleicht auch bis zum acht und zwanzigsten Parallelkreise erstreckt, so kann ihr Flächeninhalt in keinem Falle weniger als 68,000 italienische Meilen ins Gevierte, sechzig auf jeden Grad der Erde gerechnet, betragen.

Eintheilung des Gebiets. Gewöhnlich wird die Regentschaft Algier in fünf Regierungsbezirke oder Provinzen eingetheilt, nämlich Konstantina gegen Morgen, Titteri im Mittelpunkte, Gezair auf der Nordseite am Meere, Maskara gegen Abend und Biled=ul=gerid gegen Mittag an den Grenzen der Wüste Sahhara. Die letzte Provinz wird untergetheilt in den Bezirk von Badreaz und Zab. Der Fluß Mazafran gegen Abend und der Bubrak gegen Morgen trennen die Provinzen Konstantina und Maskara von dem übrigen Theile der Regentschaft, und der Rücken des Atlas trennt Zab und Biled=ul=gerid oder das Land der Palmenzweige.

Neben dieser Eintheilung in Provinzen zählen die Türken in der Regentschaft noch 27 Departements oder Distrikte, nämlich: Bona, Konstantina, Gigeri, Bugeja, Algier, Sargel, Mostagan, Buhran, Haresgol, Humanbar, Tebessa, Tenez, Labez, Kouko, Miliana, Beni=Araschid, Angued, Tremecen, Tegorarin, Malaska, Biskara, Badreag, Gordika, Berigan, Bargala, Engussa und Nadrama. Alle haben Hauptforte gleiches Namens, ausgenommen Labez, welches Testi, Angued, das Guagida, und Bad=reag, welches Tuggurt zur Hauptstadt hat. Die drey Distrikte, welche diesem letzten vorgehen, und an der Mittagsseite des Atlas liegen, und die fünf letzten, welche das Land der Mozabi bilden, können als ganz unabhängig von der Regentschaft betrachtet werden. Die wahre Zahl der Departements würde sich daher bloß auf zwanzig, Zab und Badreag mit eingeschlossen, zurückführen lassen.

Seeküsten und Häfen. Die Küsten der Regentschaft von Algier erschweren von allen Seiten das Anlanden sehr, und sind während des größten Theiles des Jahres unzugänglich. Der Grund davon liegt nicht so sehr in den Untiefen und Sandbänken, die sich davor befinden, als vielmehr in den unbeständigen und stürmischen Winden, die sie ohne Unterlaß durch viele Monate des Jahres bestreichen. Sie haben aber mehrere ziemlich bequeme und sichere Häfen. Diese Häfen sind in der Richtung von Abend am Kap Falkone gegen die Hauptstadt: der Hafen von Marsal=kibir, oder der große Hafen, der Hafen von Buhran oder Oran, der zweyte in der Regentschaft, und die Hafen von Arzeo, Mostagannim und Sargel oder Sarceli. An der Abendseite der Hauptstadt befindet sich ferner Bugeia, gegenwärtig der beste Hafen auf jenem Theile der Küste, Gigeri, Collo, Storo mit einer sehr schönen Bucht, der Genueser Hafen, gegenwärtig sehr verfallen, Nabe oder Bona mit einem bequemen, aber wenig geachteten Hafen, und Kalle.

Dieses ganze Gestade ist im Allgemeinen hoch, felsig, nur selten niedrig und sandig, an vielen Orten ein eingestürzter Fels, und gänzlich zu Häfen ungeeignet. Wo dieses letztere Statt findet, hat das gegenüberstehende Meer immer viel Tiefe, und bedeckt Klippen bis unter die Felsen, die es benetzt. Die europäischen Seeleute fürchten gewöhnlich diese Ufer, und um so mehr, da sich an vielen Orten Brandungen oder Klippen ganz mit Wasser bedeckt befinden, die sich bey heiterem und ruhigem Wetter kaum unterscheiden lassen, aber auch dann nicht eher, als bis man davor steht, gesehen werden, wenn sich widrige oder stürmische Nordwinde erheben, die dort die gefährlichsten sind, indem sie zugleich mit einer starken Strömung begleitet, die Schiffe mit Heftigkeit gegen das Ufer treiben. Diese Strömung entsteht immer in der Richtung von Abend gegen Morgen längs der ganzen Küste, so weit sie sich erstreckt, von der Meerenge zu Gibraltar angefangen bis zu dem Golf von Sidra in der Regentschaft Tripolis. Von einer Ebbe und Fluth findet man an den Küsten von Algier keine Spur.

Die Bucht der Hauptstadt ist sehr geräumig; sie dehnt sich von der Spitze Temetfus oder Matifu zum Kap Akkomatter oder Kaschine in einer Länge von beyläufig 18 Seemeilen aus, und mündet ins Land 5 bis 6 Meilen weit in einer sandigen Gegend ein, die sich sanft gegen das Meer neigt, und in welcher der kleine Fluß El=Harash oder der Arasche herabfließt. Noch tiefer beginnt das Land sich nach und nach zu den Gebirgen Megata und Haruna und der schönen Ebene von Mitigia zu erheben.

Das Kap Matifu, welches die äußerste Spitze der Bucht gegen Morgen bildet, ist niedrig, und mit vielen sichtbaren Klippen umgeben, zu denen man nicht ohne Gefahr gelangen kann. Demungeachtet findet man an der Abendseite bey den Ruinen von Rupisir in einer Tiefe von sieben, acht bis zehn Ellen innerhalb einer Kanonenschußweite vom Ufer Ankergrund; die Schiffe sind daselbst zwar vor dem Morgen= und Nordwinde geschützt, jedoch den Abendwinden und dem Maestro (Nordwestwinde) ausgesetzt, welche beyde Winde zuweilen eine sehr hohl gehende See verursachen. In der Nähe der Spitze dieses Kap befinden sich zwey gefährliche Klippen, und vier oder fünf Miglien von der erwähnten Spitze werden zwey Inseln gesehen, deren eine ungefähr eine Miglie von der Küste entfernt, eine merkwürdige Höhe hat, und als Zeichen des Landes gelten kann, wenn man von der Morgenseite kömmt.

Die ganze Umgebung der Bucht ist mit Batterien und mit mehr oder weniger furchtbaren Fortinen besetzt, besonders an dem Punkte, wo die Spanier im Jahre 1775 gelandet hatten, etwas gegen die Abendseite der Mündung des Flusses Arasche.

Die Stadt Algier liegt gegen die äußerste Spitze an der Abendseite auf dem Abhange eines hohen Berges in der Gestalt eines Amphitheaters, welches von weitem wegen der vielen Mauern, wegen der großen Menge von Häusern und Festungswerken, die alle seit Kurzem übertüncht worden sind, sehr weiß aussieht. Vor der Stadt erblickt man eine kleine Insel, seit mehreren Jahrhunderten mit dem Festlande mittelst eines Steindammes oder einer Erhöhung verbunden, welche mit zahlreichen Gebäuden und Magazinen bedeckt ist. Diese Insel, in Verbindung mit den schon gedachten Inselchen am Kap Matifu, bewog die Araber, die Eroberer des Landes, der Bucht und später der Stadt den Namen Al=gezair zu geben, welches so viel als die Inseln bedeutet. Nebst den erwähnten Gebäuden, die gegen die heftigen Nordwinde einen Damm bilden, steht noch am äußersten mitternächtlichen Ende der Insel ein

großer, runder Thurm mit einer Leuchte, welcher auf einigen mit dem Wasser gleich hohen Felsen erbaut ist. Die Insel bildet eine weite Batterie, welcher der Name Molo oder Marina, wegen der zu ihrer Sicherung auf der innern oder der Abendseite und in einer Wassertiefe von sechs Ellen aufgeführten festen Mauer, gegeben wurde. Diese Mauer bildet solchergestalt eine Darsena oder einen sehr sichern innern Hafen, welcher, obschon das Einlaufen in denselben etwas schwierig ist, wenigstens funfzig Kriegsschiffen jeder Größe Schutz gewähren kann. Nordlich von der oben bemerkten Erhöhung befindet sich ein anderer Hafen, welcher aber, da er zu sehr dem Nordost- oder Nordwinde ausgesetzt ist, weniger Sicherheit darbietet.

Die Stadt Algier sieht, von der Sudseite aus in einer gewissen Entfernung betrachtet, dem Mastsegel eines Fahrzeuges nicht unähnlich, welches über eine grünende Flur gespannt ist, und gewährt mit den nahe liegenden, gut angebauten Feldern, niedlichen Hügeln und zahlreichen, oft prächtigen Gebäuden, wenn man sich ihr naht, eine der schönsten Ansichten. Das Vorgebirge von Kaschine, welches hier das äußere Ende der Bucht bildet, und in dessen Nähe Quellen des besten Wassers entspringen, erhebt sich ungefähr sechshundert Fuß über die Fläche des Meeres, und bildet in Verbindung mit andern Höhen den Berg Bugerera. Dieser läuft um die Stadt gleichsam zirkelförmig, und endigt drey Miglien an der Morgenseite derselben bey der Mündung des Flusses El-Arasche, der von diesem Berge herabkömmt, und am Rande der weiten, ungemein fruchtbaren Ebene von Mitigia dahinfließt. Von der Abendseite ist das Vorgebirge viel steiler, indem es sich schräge gegen die schöne und geräumige Berglehne von Sidi Faragi, oft auch Torretta Cica genannt, herabneigt, wo im Jahre 1541 das Heer Karls des Fünften ausgeschifft wurde, und wo der Ankerplatz eben so gut, wie in der Bucht von Algier, und die Küste vielleicht noch geeigneter zur Bewerkstelligung einer Ausschiffung ist. Dort befindet sich in geringer Entfernung vom Ufer ein unermeßlicher Brunnen des besten Wassers an der Morgenseite eines Marabuds oder des Kirchleins Sidi Farusche oder Faragi, mit einem kleinen aber hübsch aussehenden Kastelle.

Von der Spitze des Kap Kaschine und über die Spitze genannt del Pesce führt eine Straße dicht am Meere am Fuße des Gebirges. Die Küste ist dort brüchig, voller Felsen und Klippen. Nicht weit von der Stadt sieht man eine Art Paß, der ins Innere führt, bedeckt mit Villen und den herrlichsten Landhäusern, unter welchen sich vorzüglich jene der Konsule von Großbrittanien und der vereinigten Staaten von Nordamerika bemerkbar machen. In der Niederung am Meeresufer bey der Mündung des Flusses El-Vadi zeichnet sich ein schönes Landhaus des Dej zwischen zwey Forts aus, deren eines Fort der Engländer und das andere Fort von vier und zwanzig Stunden heißt. Von der Stadtseite führt zum Flusse El-Arasche eine eben so schöne Straße längs der Küste, die dort eben und sandig ist. Zur Rechten von derselben, wenn man aus der Stadt kömmt, öffnet sich eine sehr fruchtbare und reich bevölkerte Ebene, die sich nach und nach gegen das Meer neigt, und die Stadt im Ueberflusse mit Grünzeug und Gartenfrüchten versieht. Auf derselben nehmen sich herrliche Gärten mit schönen Gebäuden aus, die verschiedenen europäischen Konsuln, namentlich jenen von Frankreich, Schweden, den Niederlanden und Dänemark gehören. Vom Flusse El-Arasche bis zum Kap Matifu sind beyläufig neun Miglien, mit welchen der Umkreis der Bucht zurückgelegt wird. In der Bucht kann überall

auf gut haltbarem Grunde geankert werden; allein der Ankerplatz auf der südöstlichen Seite der Stadt in einer Entfernung von einer und einer halben Miglie ist vorzuziehen. Demungeachtet sind Schiffe zu gewissen Zeiten daselbst nicht gut geborgen, da sie dem Anfalle aller Winde vom Maestro bis zum Greco (vom Nordwestwinde bis zum Nordostwinde) ausgesetzt bleiben, welche die Fluth furchtbar in Bewegung setzen, und ein höchst unbequemes Hin= und Herschwanken verursachen.

Gebirge und Thäler. Der Berg Atlas durchzieht die ganze Regentschaft in der Richtung von Abend gegen Morgen, und gestaltet sich zu drey Ketten, die parallel laufend weit ausgedehnte Wälle bilden. Die südlichste dieser Ketten wird im Lande El-Tell oder auch At=telá genannt. Sie trennt das bebaute und urbare Gebiet von der Wüste Sahhara. In derselben werden einige Bergkuppen angetroffen, die, wie jene von Ammer, von Lovat oder Zekkar, sich bis in die Region des immerwährenden Schnees erheben. Weniger bemerkenswerth, aber immer noch sehr hoch, sind der Vanuschiri, der Felizia, der Vannuga, der Auras und der Trara. Die andern Gebirgsketten, welche mehr gegen Mitternacht laufen, sind viel weniger hoch, und heißen darum der kleine oder Seeatlas. In demselben scheint der Giurgiura zwischen Konstantina und Algier die höchste Kuppe zu seyn.

Diese Gebirge sind beynahe überall mit Wäldern bedeckt, und von den Kabilen oder dem Stamme der Amazigen, den Ureinwohnern des Landes, bewohnt, die dort reiche Triften zur Unterhaltung ihres Viehes und am Fuße des Berges sehr gute, zu jeder Art der Kultur geeignete Felder finden. Von dieser Kette dehnen sich einige Arme gegen das Meer aus, wo sie Vorgebirge bilden, deren viele, wie jene von Hone, Fegalo, Tenez und Bagaron, schon zu Zeiten der Römer berühmt waren, und andere, wie jene von Falkon, Ferrat, Mostagan, Gilet, Albatel, Tedeles, Carbone, Ferra, della Guardia und Capo Rosso (das rothe Kap), den Schiffern in neuer Zeit als Zeichen dienen, um jene unwirthbare und gefährliche Küste zu erkennen.

Flüsse und Seen. Von den erwähnten Bergen kommen in großer Zahl sowohl gegen das Meer, als gegen Biled=ul-gerid und gegen die Sahhara Flüsse und Bäche herab. Sie durchlaufen aber keine großen Strecken. Der bedeutendste ist der Scheliffe, der im Zekkar, einem Berge des großen Atlas, in einem Orte Seba un jun, oder siebenzig Quellen genannt, entspringt, zuerst gegen Nord, dann aber gegen Abend gleichsam parallel mit dem Meere fließt, wohin er dreyßig Miglien westlich vom Kap Tenez einmündet. In der obern Strecke seines Laufes bildet er den See Titteri, und in der Regenzeit überschwemmt er einen weiten Strich des ringsum gelegenen Landes in dem Maße, daß er nicht selten die Verbindungen zwischen Algier und Oran zu Lande unterbricht. Es ist wahrscheinlich, daß er in einer bedeutenden Entfernung von seiner Mündung schiffbar ist; die Strecke, die er durchläuft, muß wenigstens dreyhundert Miglien betragen. Ein anderer bemerkenswerther, aber bisher sehr wenig gekannter Fluß ist der Vad=el-gedid, oder der neue Fluß, welcher im Berge Lovat entspringt, zuerst gegen Morgen und dann gegen Mittag fließt, die Provinz Zab durchfließt und befruchtet, und sich im See Melgig an den Grenzen von Biled=ul=gerid und der Sahhara verliert. Von minderer Bedeutung sind die Flüsse Mazafran, Seibus, Zouan und der Rumel oder Vad=el=kebir oder der große Fluß, der Ampsaga der Alten, der durch Konstantina fließt, und von

dort bis ins Meer schiffbar ist. Der Megerda, der alte Bagradas, entquillt im Staate Algier, und wird dort Mischiana und Wad=es=seraf genannt. Er tritt bald in die Regentschaft Tunis.

In der Mitte der Verzweigungen des Berges Atlas werden verschiedene Seen mit Salzwasser angetroffen, unter welchen jener von Mailah oder der El=Shot in geringer Entfernung vom Berge Auras der bedeutendste ist, da er den Tribut von fünf kleinen Flüssen in seinen Schooß aufnimmt. Bey jenem von Marks mehr gegen Morgen trifft man auf ein Gebirge, welches beynahe ganz aus Steinsalz zusammengesetzt ist. Man kennt in der Regentschaft viele Mineralwässer, und im Distrikte von Wad=reag, welcher sonst an Quellen und Flüssen Mangel leidet, wird, wie im Modenesischen, überall klares, hervorsprudelndes Wasser gefunden, sobald in die Erde tief genug gegraben wird. Dieses findet auch in der Nähe des Meeres Statt, wo man auf Wasser kömmt, wenn man die verschiedenen Lagen des Erdreichs durchgräbt, die es bedecken.

Die berühmtesten warmen Mineralbäder sind jene von Merega, von den Alten Aquae calidae Coloniae genannt, wo im Winter eine große Zahl Menschen zusammenkömmt, die dort Hülfe gegen Rheumatismen, gegen die Gelbsucht und veraltete Hautkrankheiten suchen.

II. Klima und Boden. Der bewohnte Theil dieser Regentschaft, welcher sich vom 34. bis zum 37. Grade der nördlichen Breite erstreckt, erfreut sich eines sehr gesunden Klima und einer eben so milden Temperatur. Während des Sommers ist die Hitze daselbst beynahe nie unerträglich, und der Winter ist sehr selten empfindlich kalt. Dessen ungeachtet steigt der Thermometer nach Reaumur zuweilen, wenn sich der Wind Khamsin erhebt, der von der Wüste kömmt, bis auf 33 und 34 Grade; allein diese Hitze währt nicht lange, und überdauert selten mehr als vier bis fünf nach einander folgende Tage. Vom Monate April bis zum September wehen die Winde beynahe fortwährend von Osten; das Wetter ist dann gewöhnlich feucht, aber nicht regnerisch. Während der übrigen Zeit im Jahre kommen die herrschenden Winde größtentheils von Westen. Die Regenzeit beginnt im November, und endigt im April. Der Regen kömmt im November und Dezember zuweilen im Uebermaße, aber im Jänner und Februar ist das Wetter gewöhnlich sehr schön. Bereits im Jänner fangen die Wiesen an, sich mit Grün zu bekleiden, und im April und May gleicht das ganze Land einem weiten Parket, mit dem lieblichsten Schmelz von Farben und duftenden Blumen durchwebt. Diese Herrlichkeit dauert aber nicht lange; denn vom Julius bis zum Oktober hat die Sonne jede Pflanze, jeden Grashalm, mit Ausnahme des Oleander, der nie aufhört, das Land mit lachendem Grün zu schmücken, verbrannt. Der Scirokkowind, der dort, wie in der ganzen Barbarey, von der Sahhara weht, und Khamsin heißt, was so viel als funfzig bedeutet, wird besonders gegen die Zeit der Sommer=Sonnenwende empfunden, und erzeugt dann eine unmäßige Hitze, zuweilen von heftigen Windstößen begleitet, welche die Luft mit einem so feinen Sande erfüllen, daß er bis in das Innere der Häuser dringt, wenn sie auch mit der möglich größten Sorgfalt verschlossen wären. Dieser Wind dauert nie kürzer als funfzig Stunden und auch nicht länger als fünf Tage; allein wenn er gleich genug lästig für denjenigen ist, der ihn nie empfunden hat, so ist er doch auf keine Weise der Gesundheit nachtheilig; im Gegentheil scheint er, da er immer trocken und gedrückt ist, vielen Konstitutionen sehr, insbesondere aber noch mehr Personen, die am Po=

dagra leiden, die Rheumatismen oder sonst arthritischen, katarrhalischen und ähnlichen Krankheiten unterworfen sind, heilbringend zu seyn. Im Reste des Jahres ist das Klima sehr gemäßigt, vor allem aber an der Seeseite, wo im Verlaufe des Sommers regelmäßig der Tramontona und der Levante (der Nord= und Ostwind) die Luft am Tage erfrischen, und häufiger Thau bey Nacht das Leben in der Natur wieder hervorruft, welches in der Hitze des Tages oder aus Mangel an Regen erstorben ist. Dieser Thau ist jedoch höchst ungesund und schädlich, besonders jenem, der mit zu vieler Unvorsichtigkeit sich ihm aussetzt, indem er in freyer Luft der Ruhe sich überläßt oder schläft. Die Wassermenge, welche in einem Jahre aus der Atmosphäre auf die Erde fällt, kann dort auf 15 bis 28 französische Zolle angeschlagen werden. Im Allgemeinen hält man dafür, daß die starke und überaus helle Luft daselbst einem schwachen Auge und einer zarten Brust nicht zuträglich ist. Uebrigens herrschen im Lande wenig Krankheiten, die Pest stellt sich dort nie, außer nur dann ein, wenn sie von Konstantinopel oder aus Aegypten dahin verpflanzt wird. Sie macht darum höchstens alle fünf und zwanzig oder dreyßig Jahre Fortschritte, und sie würde ganz vermieden werden können, wenn ähnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen würden, wie in Europa, und wie solche auch der Vicekönig in Aegypten, der Pascha von Tripolis und selbst der Sultan von Marokko in ihren respektiven Staaten angeordnet haben.

Die alte Fruchtbarkeit des Bodens scheint sich dort immer gleich zu erhalten, insbesondere da, wo Flüsse und Bäche in geringer Entfernung vom Meere Thäler oder Ebenen bewässern. An sehr vielen Orten ist die Erdscholle schwarz, an andern mehr oder weniger röthlich und mit Natron oder Salz imprägnirt; allein immer und überall ist sie höchst ertragfähig. Im Allgemeinen ist sie weniger mit Sand gemengt, und weit fruchtbarer und üppiger, als in der Regentschaft Tunis; denn in Algier sind die Gebirge mehr verzweigt, der Regen ausgiebiger, die Quellen und Bäche häufiger und die Vegetation überaus thätig und mannigfaltig. Die Berge ziehen überdieß die Nebel, welche vom Norden kommen, an, verdichten sie zu Schnee, welcher ihre Häupter bedeckt, und verursachen Niederschläge, die mittelst des Regens und Thaues zu Boden fallen. Daher kömmt es, daß die feuchte Wärme, welche immer in der Atmosphäre herrscht, auf der Erde eine Vegetation hervorbringt, deren Thätigkeit in keinem Theile unseres Europa ein Beyspiel hat. Daher gibt es im Ueberflusse Triften, die an vielen Orten zu allen Zeiten des Jahres üppig grünen. In wenig Theilen der Welt wird sich eine Ebene finden, die hinsichtlich ihrer Schönheit, ihrer Fruchtbarkeit und ihres Anbaues mit jener von Mitigia, nicht weit von den unmittelbaren Umgebungen der Stadt Algier, verglichen werden könnte. Sie bildet ein vollkommenes Tafelland in einem Umfange von tausend Miglien ins Gevierte; sie ist im Ueberflusse bewässert, und in Folge eines sehr fleißigen Anbaues zu einem Landstriche umgestaltet, den die Phantasie sich in reicherer Fülle blühend nicht vorstellen kann. Die Prunksucht der reichen Bewohner von Algier, die sich darin gefällt, ein oder zwey Landgüter zu haben, hat dort zahlreiche schöne Gebäude und herrliche Gärten geschaffen, und wenn man auch mit vielen Schriftstellern die Zahl dieser Landgüter nicht auf zwanzigtausend erheben kann, so dürfte es deren doch wenigstens acht bis neuntausend geben.

Nicht weit von diesem gewissermaßen irdischen Paradiese, welches größtentheils der Schweiß der Christensklaven hervorgebracht, und durch

eine lange Zeit im Jahre befeuchtet hat, erhebt sich der Berg Bugerea bis zu einer Höhe von hundert und zwey und achtzig Ellen, oder beyläufig dreyßig Florentiner Ellen über die Fläche des Meeres. Er beherrscht die Hauptstadt, und an seinen anmuthigen Lehnen besitzen die reichsten Mauren und Juden des Landes gleichfalls Gärten und Landhäuser. Alle diese Gärten werden durch Quellen, die aus dem Boden hervorkommen, oder durch Brunnen bewässert, aus welchen das Wasser mittelst Rädern gezogen wird, zu deren Bewegung man sich der Kamehle, elender Pferde oder der Esel bedient.

III. Produkte und Physiographie. Da man bis jetzt das Innere des Landes nur ziemlich oberflächlich kennt, so kann Weniges über seine Oryktognosie oder über die Stoffe gesagt werden, aus welchen die verschiedenen Theile seiner Oberfläche bestehen. Es ist gewiß, daß die Gebirge im Allgemeinen aus kalk-, kreide- und konchilienhaltigen Lagern gebildet sind. Sie bringen aber dennoch viele Arten von Mineralien hervor, namentlich Eisen und Bley, die einzigen Metalle, welche die Algierer zu Tage zu fördern und zu benutzen wissen — Antimonium, Vermillon, Bergkrystall, Gyps, Kalkstein, verschiedene Arten Marmor, Jaspis und Porphyr, Walkerde, Natron und Schwefel. Das Produkt, welches vor allem in Ueberfluß vorkommt, ist Salz, welches aus Quellen, Gräben oder Reservoirs, wie auch aus dem Meere und den Gebirgen gezogen wird. Aus verschiedenen Arten des Thons, welcher in den westlichen Gegenden der Regentschaft im Ueberflusse vorhanden ist, werden Steingut- und Majolikgeschirre sowohl zum Verbrauche des Landes, als auch für den auswärtigen Verkehr erzeugt.

Die alten Autoren beschrieben immer Afrika so, als ob es keine Gebüsche und Forste hätte. Im Allgemeinen kann dieses auch heut zu Tage behauptet werden; denn an sehr wenigen Orten, wenigstens in der Regentschaft Algier und insbesondere in den Ebenen, findet man hochstämmige Bäume. Indessen wird vom Bugeia doch viel Bauholz nach der Hauptstadt gebracht, welches zwar von mittelmäßiger Beschaffenheit, aber nicht ohne Werth ist. Der Johannisbrot- und Olivenbaum, namentlich der mit grasartiger Rinde und der bruchige, sind im Lande einheimisch, und wachsen und vervielfältigen sich, ohne daß man sie pflanzt. Die Nuß- und Kastanienbäume kommen überall, so weit die Regentschaft reicht, fort. Der indische Feigenbaum, Opunzia, und von den Arabern Chermus-en-ssara oder christlicher Feigenbaum genannt, welcher mit vieler Leichtigkeit gezogen wird, und den Mauren ein angenehmes und erfrischendes Nahrungsmittel gewährt — bildet dort Zäune und undurchdringliche Hecken, und schützt so die Gärten wie die Weinberge. Der Weinstock dehnt daselbst nicht minder seine Arme und in den Ebenen seine Ranken von Baum zu Baum aus. Sein Stamm erreicht nicht selten die Dicke eines Birnbaumes. Die Granatapfelbäume werden dreymal so dick, als in Italien. Die Citronen, die süßen Pomeranzen oder Apfelsinen, die Cedraten und Bergamotten (Arten wohlriechender Citronen) und die Arancini (kleine Pomeranzen), sind dort überall im Ueberflusse, und werden für die besten der Welt gehalten. Die Palmen sind daselbst gleichfalls im Ueberflusse, vor allem die peitschenförmigen, welche auf der Küste, so weit sie reicht, getroffen werden; und von Biled-ul-gerid kommen die köstlichsten aller bekannten Dattelarten. Uebrigens kommen dort alle Früchte in Menge fort, die den gemäßigten oder vielmehr warmen Klimaten eigen sind; allein sie sind im Allgemeinen, mit Ausnahme der Feigen, der Pomeranzen, der Granatäpfel und

der Weintrauben, von schlechter Beschaffenheit. Melonen, Gurken, Sauerkohl, alle Arten von Salat und Gartengewächsen werden auf dem Lande gebaut; der Karfiol ist einheimisch, und wird an allen Orten wild gefunden. Die eicheltragende Eiche, der pyramidenartige Cypressenbaum, der Lebensbaum, der Wachholderbaum, Arar genannt, die Ceder, der Mandelbaum, der weiße Maulbeerbaum, die Indigo fera glauca oder die Indigopflanze der Barbarey und andere nützliche oder laubtragende Bäume bedecken die Gipfel, die Abhänge und den Fuß der Berge; der Thymian, die Rosmarinstaude, wie auch andere duftende Sträuche bekleiden die Hügel, athmen Wohlgerüche in die Atmosphäre aus, und geben mit den gedachten Bäumen einen ausreichenden Vorrath von Brenn= und Bündelholz. Allein das schönste Produkt dieser Gattung ist der Nessristock, der die weißen Rosen trägt, aus welchem die kostbare Essenz Rosen=Attar und schlechtweg auch Nessri, nach dem Namen der Pflanze genannt, erzeugt wird. Diese Rosen geben doppelt so viel, als jene in Europa, und die Mauren haben eine ganz besondere Methode und Geschicklichkeit und eine bewundernswerthe Geduld bey dem Ausziehen und Destilliren der theuern Flüssigkeit aus den geruchreichsten Blättern dieser Blume. Das Zuckerrohr treibt und kommt in der ganzen Gegend fort; eine Art desselben, Soleiman geheißen, erreicht eine bedeutende Größe, und enthält weit mehr Zucker, als jede andere bekannte Abart.

Die Getreidearten, welche in der Regentschaft Algier am meisten gebaut werden, sind der Weizen und die Gerste. Unter den Feldfrüchten geringerer Art erntet man bedeutend viel Hirse, wälsche Hirse, im Lande Dura genannt, Reiß und türkischen Weizen. Die Zisererbsen, welche Garavanzi heißen, kommen in der größten Menge vor; allein Hafer wird auf den Feldern der Barbarey gar nicht gebaut

Das Meer von Algier hat Ueberfluß an allen Arten von Fischen, die an den Küsten des mittelländischen Meeres gemein sind, und besonders ungemein köstliche Bonnetfische, Ombern und Seebarben. Allein die Trägheit der Bewohner und ihre Unerfahrenheit in der Kunst der Fischerey, welche die Grundlage der Industrie anderer Völker bildet, sind Ursache, daß sie nicht den geringsten Gewinn daraus ziehen.

Die Ostküste ist berühmt wegen der Menge der feinsten Korallen, die sie in den Handel bringt, ein Artikel, welcher eine unerschöpfliche Quelle der Industrie und des Nationalreichthums werden könnte. Dieser einträgliche Zweig des Einkommens wurde von der Regierung von Algier seit beynahe drey Jahrhunderten den Franzosen in Pacht gegeben, und brachte der Regentschaft keinen oder nur geringen Gewinn. Die Korallenfischerey wird gegenwärtig von Kalle bis zum Kap Rosso betrieben.

An Jagdthieren und Wild hat das ganze Land ebenfalls den reichsten Ueberfluß. Vor allem sind dort die Wildschweine zahlreich; allein sie dienen den wilden Thieren zur Speise, wenn irgend ein Christ es sich nicht zum Vergnügen macht, sie zu jagen. Sie unterscheiden sich von den unsrigen, haben einen dickeren Kopf und zwey nach oben gebogene Hauer, die zwey ausgespannten Ohren gleichen Außerdem gibt es dort viele Stachelschweine, wenige und kleine Hasen und sehr kleine Kaninchen; im Ueberflusse befinden sich dort die Büffelochsen, die Antilopen, die Gazellen und die wilden Ziegen. Unter die sonderbaren vierfußigen Thiere werden der Fadh, eine Art wilder Stiere, der Gat, eine Art Leopard, und der Hallak, eine Art Ziege mit Ohren von einem Tapir mit weißem Bauche und gelbem Felle gezählt. Repphühner, Schnepfen,

Sumpf=Feigendrosseln und andere als Leckerbissen bekannte Vögel trifft man gleichfalls in einer unendlichen Menge an. Unter den Raubthieren werden vorzugsweise der Löwe, der Panther, die Hiäne, die Unze, die wilde Katze und der Schakal oder Goldwolf gefunden. Der numidische Löwe hat noch immer seinen alten Charakter nicht verläugnet; er ist der furchtbarste, und nach der Sage der Araber, die ihn mehr als wir kennen, der großmüthigste seiner Art. Der Strauß ist in der Regentschaft Algier nicht sehr gemein, allein desto häufiger an den Grenzen von Marokko in der Wüste Angad und noch mehr an dem Fuße des Atlas, wo er sich zuweilen in sehr zahlreichen Haufen vorfindet. Dagegen gibt es überall eine furchtbare Menge von Reptilien, von Skorpionen und Heuschrecken, welche letztere die größte Landplage der afrikanischen Provinzen sind, aber an vielen Orten, vorzüglich an den Mittagsseiten der Berge, den Bewohnern zum Lebensmittel dienen, denen aus diesem Grunde seit Alters her der Name der Akridophagen oder Heuschreckenesser beygelegt wurde. Da jene Bewohner, so wie die Stämme der Amazigen, Araber und Mauren, welche die innern Theile der Regentschaft inne haben, größtentheils Hirtenvölker sind, so besteht ihr vorzüglicher Reichthum in Heerden und Waffen. Da ferner dort in allen Provinzen Triften von einer staunenswerthen Ueppigkeit und einem ungeheuren Umfange sich befinden so wimmelt es überall von Hausthieren jeder Art, wie von Pferden, Ochsen, Kamehlen, Eseln, Maulthieren, Schaf= und Ziegenvieh u. s. w. Die Pferde der Barbarey stehen in großem Rufe, und kommen den arabischen an Schönheit, Behendigkeit und Kraft gleich, und übertreffen vielleicht noch dieselben. Nur pflegen sie die nachlässigen Mauren nicht so, wie sie es nöthig haben. Darum sind die schönen Rassen sehr selten. Das Rindvieh ist klein, und die Kühe geben im Vergleiche mit den europäischen weniger Milch; auch verlieren sie diese wenige Milch, sobald man ihnen das Kalb nimmt. Die Merinoschafe haben dort und im Kaiserreiche Marokko ihr eigentliches Vaterland. Jene mit breitem und dickem Schweife werden in diesem Lande in größerer Zahl, als in andern Regentschaften der Barbarey getroffen. Die Esel von Algier sind groß und schön, wie jene von Marka, und es darf daher keine Verwunderung erregen, wenn von so guter Pferd= und eben so guter Esselsrasse Maulthiere gezogen werden, die ihres Gleichen nicht haben, und oft höher als Pferde geschätzt werden, weil sie große Lasten tragen, größere Mühseligkeiten ertragen und einen unausgesetzten, weit ausgreifenden Schritt halten, den man sie machen lehrt, indem man ihnen die vordern Beine durch einige Zeit gebunden hält, oder ein Gewicht an die Spannriemen der hintern Beine bindet.

IV. **Wohnungen und Munizipien.** Wir haben bereits oben die chorographische Eintheilung des Gebietes von Algier in fünf Provinzen angeführt, die in den Registern der Türken sieben und zwanzig Departements oder Distrikte umfassen. Die Hauptstadt ausgenommen, sind die Städte der Regentschaft im Allgemeinen von geringer Bedeutung. Die vorzüglichsten, welche eine besondere Erwähnung verdienen, sind, von Osten und den Grenzen von Tunis angefangen, folgende:

1) In der Provinz Konstantina.

1) **Kalle** am Meere, eine kleine Handelsstadt, auf dem Gipfel eines Felsen gelegen, und von drey Seiten von der See umgeben, wo die Franzosen ihre vorzüglichste Niederlassung unterhielten, die sie schon im Jahre 1450 daselbst gegründet hatten. Die französische Bastey,

wohin sie im Jahre 1561 eine Garnison legten, liegt an der Abendseite in einer Entfernung von neun Miglien. Noch weiter gegen das Kap Bagaron liegt Kollo, die zweyte Niederlassung der Franzosen, von wo ein bedeutender Handel mit Weizen und Gerste, mit Wolle, Häuten und Wachs getrieben wurde.

2) Bona, in der Gegend und aus den Trümmern des alten Hippo erbaut, und gegenwärtig von den Bewohnern des Landes Nabo genannt, am Meere mit einem ziemlich guten Hafen und einer schönen Bucht vor der Mündung des Flusses Seibus; eine mittelmäßige, aber feste Stadt von ungefähr viertausend Einwohnern, die ihr zuweilen den Namen Biled=ul=giunid, oder Land der Brustbeeren, wegen des Ueberflusses an dieser Frucht in ihren unmittelbaren Umgebungen beylegen. Diese letzteren bilden den fruchtbarsten Distrikt der ganzen Provinz. Vor der französischen Revolution war diese Stadt ein bedeutenderer Markt als Algier, weil sich dort der Mittelpunkt des Handels der französisch=afrikanischen Kompagnie befand, die das Monopol der Korallenfischerey an der Küste hatte, und mehrere andere Vortheile genoß. Der erwähnte Handel ward nach der Wiederherstellung des alten Zustandes der Dinge ein wenig belebt. Dieser Umstand hatte jedoch keine günstigere Wirkung auf das Heil der Stadt Bona. Die Stadt könnte sich zu einem bedeutenden Flore erheben, wenn der Landbau so wie Handelsunternehmungen daselbst aufgemuntert würden, und ihr Hafen so wie ihre Rhede geräumt würde. Der Genueser Hafen, zwey und eine halbe Meile von Bona entfernt, dient ihr gegenwärtig als ein sicherer Ort zur Entfrachtung und Wiederbefrachtung der Schiffe.

3) Gigeri, oder vielleicht besser Gigeli, eine weitere bedeutende Seestadt mit einem kleinen Hafen und einer Citadelle. Ihre Bewohner waren immer die grausamsten, gierigsten und treulosesten Seeräuber an der ganzen Küste der Barbarey, und erfreuten sich bis jetzt noch in der ganzen Regentschaft vieler ihnen von dem berüchtigten Barbarossa zugestandenen Vorrechte, unter andern auch des Vorrechtes, Lustdirnen öffentlich zu besuchen.

4) Bugia, oder besser Bugeia, muthmaßlich das Salda des Strabo, am Abhange des Hügels und am Meeresufer bey der Mündung des Flusses Zouah, mit dem besten Hafen an der ganzen Küste, eine große, feste, reiche, aber wenig, kaum von fünftausend Seelen bevölkerte Stadt. Im Mittelalter war sie der vornehmste Handelsplatz in der ganzen Barbarey; die Bewohner von Marseille und Genua trieben dort einen sehr bedeutenden Verkehr. Noch vor wenigen Jahren war in Bugeia die vorzüglichste Niederlage der algierischen Marine. Die Gegend umher ist gebirgig, mit einer Unzahl von Olivengärten bedeckt, und treibt einen beträchtlichen Handel mit Oel, wie auch mit Wachs und kurzen Waaren. In vergangener Zeit war diese Stadt die Hauptstadt der Vandalenkönige, der Eroberer und Herrn des mitternächtlichen Afrika.

5) Konstantina, von den Einwohnern Kostinah und Kosentina genannt, eine schöne und feste Stadt. Sie liegt sehr vortheilhaft an dem linken Ufer des Flusses Rumel, auch Vad=el=kebir geheißen, der dort einen schönen Fall von einer Höhe von vierhundert Fuß bildet, und von da bis ins Meer schiffbar ist, wohin er in der Nähe von Gigeri einmündet. Konstantina liegt bey den Ruinen des alten Cirta, der vormaligen Residenz der Könige von Numidien, bevor es unter die Botmäßigkeit der Römer gerieth. Dort residirt gegenwärtig der Bej

oder der Statthalter der Provinz. Geeignet, dem Angriffe selbst eines mächtigen Feindes zu widerstehen, hat die Stadt doch eine schwache Seite im Nordwesten, wo noch immer viele bedeutende Ueberreste römischer Alterthümer angetroffen werden. Unter denselben machen sich die Cisternen, die Trümmer eines Kastells und eines Triumphbogens von großer Schönheit bemerkbar. Die Bevölkerung von Konstantina kann nicht weniger als 25,000 Seelen betragen.

6) Setif, das alte Sitifi, die ehemalige Hauptstadt von Mauritanien, Sitifer Antheiles, eine in jener Zeit sehr wichtige Stadt, die sich später durch ihren hartnäckigen und kräftigen Widerstand im Kampfe mit den Sarazenen auszeichnete, als diese Numidien und die mauritanischen Provinzen anfielen. Obwohl sie eine anmuthige Lage und einen ergiebigen Boden hat, so befindet sie sich doch in mißlichen Umständen, und ist beynahe von Einwohnern entblößt. Mit Mühe erhält sie wenige Fragmente von Mauern und römischen Säulen. Nur einige auch jetzt sehr gut erhaltene Cisternen und Brunnen von ausgezeichneter Schönheit wird man dort gewahr.

7) Gellah, eine gut befestigte, an der Spitze eines steilen, beynahe kegelförmigen Berges gelegene Stadt, in welche man nur auf einem beschwerlichen Fußwege gelangen kann, umgeben von einer fruchtbaren und gut bewässerten Ebene, auf welcher man viele alte Ruinen nicht weit von Bad-es-Seraf oder dem Flusse Megerda erblickt. Diese Stadt wäre ein unüberwindliches Bollwerk der Regentschaft von der Seite von Tunis, wenn sie nicht seit undenklicher Zeit der Zufluchtsort einer Rotte von Verbannten und Rebellen beyder Nachbarstaaten geworden wäre, die zur Unterwerfung nicht anders, als durch Ueberfall oder Hunger gezwungen werden kann. Diese Verbrecher, welche mit Freuden jeden aufnehmen, der sich bey ihnen verbirgt, zahlten nie jemanden einen Tribut, und sahen auch bisher ihren Mauern keinen bewaffneten Krieger nahen.

2) In Biled-ul-gerid.

8) Tezzute, in der Mitte der Gebirge des Gebietes von Zab am Flusse Abiad oder dem weißen Flusse, der sich im Bad-el-gedid verliert, welchem die Römer den Namen Zabus gaben. Sie ist allem Anscheine nach das alte Lambese, wovon noch großartige Ueberreste, namentlich von Thoren, von einem herrlichen Amphitheater und einem schönen, dem Aeskulap gewidmeten Tempel vorhanden sind.

9) Biskara oder Beskara, die Hauptstadt des Gebietes von Zab, an einem Flüßchen, das sich in den Bad-el-gedid an dem mittägigen Fuße des Atlas ergießt; eine Stadt, die angeblich sehr bevölkert und Handel treibend ist, ein auf römischer Grundlage erbautes Kastell hat, und von sechs Artilleriestücken vertheidigt wird. Ihre Einwohner zeichnen sich durch ihre Humanität und einen gewissen Grad von Gesittung aus, der überrascht.

10) Tuggurt oder Togerte, das alte Tisidis, im Gebiete von Bad-reagh und im Distrikte gleiches Namens, an einem kleinen Flusse, der unmittelbar in den See von Melgig einmündet, eine bedeutende Stadt, die beträchtlichen Handel mit Nigrizien treibt.

11) Vargala oder Quargala, mehr gegen Südwest im Lande der Beni-Mozak, einem großen, beynahe unabhängigen Stamme an den Grenzen der großen Wüste, bloß eine Handelsstadt, und in der ganzen Regentschaft am weitesten von dem mittelländischen Meere entfernt;

denn Nadrama, ein wenig mehr gegen Mittag, da, wo die große Wüste anfängt, ist im Grunde nicht mehr als ein großes Dorf.

12) Tegorarin, nordwestwärts von Bargala und gegen die Grenze von Marokko, Hauptort des Distrikts, der den gleichen Namen führt, und wie jener von Zebid mehr gegen Süden von dem Bej von Telmsan abhängig zu seyn scheint. Der Sage nach sind beyde Distrikte schöne Länder, mit vielen Flecken und Dörfern besäet Die Einwohner sind umherziehende Araber, die von Datteln, Fleisch und Kamehlmilch leben. In Tegorarin treffen die Karavanen zusammen, welche die Wüste Sahhara durchziehen wollen, um nach Tombuktu- oder Nigritien zu gelangen.

3) In der Provinz Maskara.

13) Telmsan oder Telemsan, korrekt Tremezen, das alte Tenissa, die Hauptstadt der Provinz, eine große, reiche, schöne, wichtige, wenigstens von zweytausend Einwohnern bevölkerte und sehr vortheilhaft in einer schönen fruchtbaren Ebene gelegene Stadt gegen die Grenze von Marokko, ungefähr gleich weit vom Meere und von der Sahhara entfernt. Ehemals war sie die Hauptstadt eines blühenden Reiches, welches nicht früher als im Jahre 1670 von den Algierern erobert wurde. Es werden dort Tapeten und Wolldecken erzeugt, die einen guten Ruf haben. Die ganze Provinz ist ein schönes Land, abwechselnd aus Hügeln, Anhöhen und Ebenen bestehend, von Flüssen und Bächen gut bewässert, und überflüssig mit Getreide, Früchten, großem und kleinem Viehe versehen.

14) Marsa=l=kibir, oder der große Hafen an der Mittagsseite von Telmsan am Meere, mit einem der besten und schönsten Häfen von ganz Afrika, eine feste, alte und noch vor Kurzem bedeutende Handelsstadt, nun aber etwas verfallen, mit viertausend Einwohnern. Vor dem Jahre 1792 war sie eine Niederlassung der Spanier auf dieser Küste.

15) Oran, von den Einwohnern Wuhran geheißen, eine Stadt mit einer Bevölkerung von etwa zwölftausend Seelen, und gegenwärtig die Residenz des Bej der Provinz, mit einem bey gewöhnlichem Wetter hinlänglich guten Hafen an der südwestlichen Seite, nicht weit von der schönen Bucht von Arzeo entfernt. In einer fruchtbaren Gegend zwischen zwey schönen Meerbusen, und vor allem in der Nähe von Gibraltar und Spanien gelegen, würde sich diese Stadt sehr leicht zur zweyten in der Regentschaft emporschwingen können. Sie gehörte vom Jahre 1509 bis 1792 den Spaniern.

16) Arzeo, eine andere Seestadt, das Arsenaria der Alten, eine gut gelegene, allein gegenwärtig wegen des Wassermangels von Einwohnern beynahe entblößte Stadt, an einem der schönsten und geräumigsten Meerbusen der ganzen Küste, die wegen der sehr ergiebigen Salinen in ihrer Nähe unter einer andern Regierung sich zu einer bedeutenden Wichtigkeit würde erheben können. Es werden dort schöne Ueberreste des Alterthums und der Größe der römischen Zeit gefunden.

17) Mustaganim, am Abhange eines Gebirges am Meeresufer, nicht weit von den Trümmern des alten Kartenna und bey der Mündung des Schellife, mit einem ziemlich guten Hafen, eine schöne, alte, feste Stadt, eine der bedeutendsten der Provinz, von Natur begünstigt, und in einer der anmuthigsten Gegenden gelegen. Ihre Umgebungen sind von befruchtenden Wässern benetzt, und reichlich mit Gärten,

Weinbergen und schönen Landhäusern geschmückt. Die Stadt wird von drey auf der Spitze eben so vieler Anhöhen gelegenen Kastellen vertheidigt, die bestimmt sind, die zusammengerotteten Haufen der Araber aus den Gebirgen im Zaume zu halten, welche dort sehr unruhig sind, und es oft versuchen, die Stadt zu überfallen, um sie zu plündern. Die Bevölkerung von Mustaganim beträgt wenigstens fünf- bis sechstausend Seelen.

18) Tenez, gleichfalls am Meere auf einer Erdzunge, die sich dort neben der Mündung eines schlammigen, in Windungen fließenden Flusses ausdehnt, in dessen Mitte eine kleine Insel befindlich ist; eine Stadt, sowohl durch ihre Lage als durch Kunst befestigt, die, bevor sie von den Türken erobert wurde, die Hauptstadt eines kleinen Reiches war. Von hier wurde vor Zeiten eine große Menge Weizen nach Europa eingeschifft; allein wegen der schlechten Beschaffenheit des Hafens und der Rhede wurde dieser Stapelort ganz verlassen.

19) Sargel oder vielleicht besser Scherscheli, eine andere Seestadt mit einem sehr guten Hafen an der Mündung des kleinen Flusses Aschem, in einer eingeschlossenen Lage, jedoch gut bevölkert, nicht ohne Handel, und berühmt wegen ihrer Stahl- und Majolikfabriken. Sie liegt nahe bey den Ruinen des alten Jol, nachmals Cäsarea genannt, wo die Könige von Mauritanien residirten. Man sieht daselbst noch herrliche Ueberreste, die von ihrem alten Glanze zeugen.

20) Maskara, das alte Viktoria, vormals die Hauptstadt der Provinz, allein gegenwärtig sehr verfallen, obschon gut gelegen, zwanzig Miglien vom Meere entfernt, mit guten Mauern umgeben, von zwey festen Thürmen vertheidigt, und von sechs- bis siebentausend Einwohnern bevölkert.

4) In der Provinz Titteri.

21) Media, die Residenz des Bej, an dem Abhange eines Berges, im fruchtbarsten und am besten angebauten Distrikte der Regentschaft, unter einem Himmelsstriche gelegen, dem an Schönheit und Anmuth keiner gleich kömmt; eine schöne Stadt mit zehn- bis zwölftausend Einwohnern, umgeben von weiten und blühenden Gärten. Man erblickt dort noch viele von den Römern erbaute Wasserleitungen, die bis jetzt sich sehr gut erhalten haben.

22) Blida oder Belidah, die zweyte schöne und volkreiche Stadt, mehr gegen Norden und in der Nähe der berühmten Ebene von Mitigia, 24 Miglien von Algier entfernt, in dem fruchtbarsten und üppigsten Striche jener Gegend gelegen, wo der Ackerbau sich großentheils wegen der Nachbarschaft der Hauptstadt in einem blühenden Zustande befindet. Die Bevölkerung von Belida beträgt gewiß neun- bis zehntausend Seelen.

5) Im unmittelbaren Distrikte von Algier.

23) Koleah, eine kleine aber blühende Stadt in einer schönen und fruchtbaren Ebene, die nicht weit vom Meere sich sanft bergan erhebt, an der Stelle der Casae Calventi der Römer. Sie trennt nur ein kurzer Weg von zwölf Miglien von der Hauptstadt.

24) Algier oder besser Algezair, auch Al-ghazzi, d. h. die Kriegerin, genannt, ist der Centralpunkt aller Reichthümer und aller Kräfte der Regentschaft. Hier sind Zeughäuser, reich mit jeder Art von Kriegs- und Schiffsmunition und mit allem versehen, was sowohl zum Angriffe als zur Vertheidigung dienlich seyn kann, Werke, aus den

Subsidien und Steuern der dem Despoten dieses Landes tributären Staaten von Europa hervorgegangen. Hier residiren die Agenten und Generalkonsule der auswärtigen Mächte, so wie der Nationen, zu deren Repräsentirung sie gekommen waren. Diese haben nur in den Häfen Bona und Oran Vicekonsule oder untergeordnete Handelsagenten.

Diese berühmte Stadt ist ohne Zweifel auf den Trümmern des alten Jomnium, und nicht auf jenen von Jkosium, wie Doktor Shaw beweisen wollte, noch an der Stelle von Ruskurium oder Rusuturru, dem ehemaligen Sitze des Königs Juba, erbaut, welches sich mehr gegen Abend zwischen dem Thurme Cika und dem Meerbusen befand, der heut zu Tage Marsa=l=Ghanib oder Beutehafen heißt. Die Gestalt von Algier weicht nicht viel von jener eines sphärischen Dreyecks ab. Ihre Wälle oder Ringmauern haben beynahe vierzig Fuß Höhe, und sind von jeder Seite mit Bastionen, Bollwerken und Kortinen flankirt. Sie sind mit Gräben ohne Wasser versehen. Diese Mauern sind ohne Schanzen, und folglich wenig zur Errichtung von Vertheidigungs=Batterien geeignet. Als die Spanier im Jahre 1775 vor dem Platze erschienen, fanden sich die Algierer bemüßigt, einen Theil dieser Mauern abzutragen, um nur zwey Kanonen in die Batterie zu stellen Obwohl die Mauern von Algier sonst eine ausgiebige Wehre bildeten, so sind sie doch gegenwärtig wenig geeignet, der Artillerie bey einer regelmäßigen Belagerung zu widerstehen. Allein nach dem Angriffe des Lord Exmouth im Jahre 1816 sind die Vertheidigungspunkte von der Seeseite mehr befestigt worden. Bereits vor diesem Jahre bestanden Forts, Batterien, Redouten und Bollwerke rings um die Stadt, mit zahlreichen Kanonen besetzt, deren Feuer gegen alle Gegenden, woher der Angriff besorgt wurde, gerichtet war. Die bedeutenderen hatten Benennungen erhalten, als: das Fort der Engländer, das Fort von 24 Stunden, die Löwenbatterie, die Batterie des Leuchtthurmes, die levantinische oder östliche, das Fort der Fischhälter, das Sternfort oder Fort dei Tagarini, der Sultan=Kalats und Kala=at=es=Sultan, d. h. Fort des Kaisers, und das Renegatenfort, auch Bas=ez=Zun geheißen, nach einem Thore, welches ein Baumeister mit Namen Zun erbaute. Nach dem Jahre 1816 wurden noch verschiedene Batterien erbaut, unter andern eine an der Spitze des Molo. Seit diesem Jahre waren die Festungswerke von Algier wenigstens mit zwölfhundert Feuerschlünden besetzt.

An dem Abhange eines steilen Berges gelegen, der sich mit einem Male aus dem Bette des Meeres erhebt, dehnt sich die Stadt über einen ansehnlich breiten Grund aus, und hat einen Umfang von ungefähr zwey Miglien. Sie schließt gegenwärtig nicht viel weniger als zehntausend Häuser ein, die so nahe an einander stehen, daß die Sonnenstrahlen fast nie in die Straßen dringen. Aus der Stadt führen vier Thore, nämlich gegen Mitternacht Bab=el=Bad, d. h. das Flußthor, oder vielleicht besser Bal=el=Uatt, Thal= oder Paßthor; gegen Morgen Bal=el=Marsa oder Bab=es=Zera, das Thor der Marine im innern Hafen; gegen Abend Bab=es=Kasba oder das Citadellthor, zuweilen auch das neue Thor genannt, durch welches man in das Schloß gelangt, und gegen Mittag Bab=es=Zun oder das Thor des Architekten Zun, beynahe am Ufer des Meeres. Ein Aushülfsthor wird für das Bedürfniß der Citadelle gegen den hintern Theil des Berges geöffnet, von wo eine alte römische Straße zum kaiserlichen Fort und über Sidi Benedi unter dem Berge Bugerea bis zum Thore Cika führt. Vor den zwey Thoren gegen Mitternacht und Mittag liegen zwey kleine Vorstädte.

Die Spitze des Berges wird von der oben gedachten Citadelle, im Arabischen Kaßba oder Al-Kaßaba genannt, bekrönt, welche die ganze Stadt, die Batterien und die Seeseite beherrscht.

Das Schloß Sultan-Kalaats, welches die Stadt überragt, aber wieder von zwey oder drey hohen Punkten überragt wird, liegt in der Entfernung einer Miglie von der Citadelle, und bildet ein irreguläres Viereck von 450 Metern im Umkreise. Von diesem Fort bis zur Bucht von Sidi Farasche beträgt der Weg in gerader Linie neun Miglien. Er geht über eine sich neigende fruchtbare, und für Artilleriekarren so wie jede Art von leichtem Fuhrwerk — eine sehr kleine, unmittelbar an die oben erwähnte Bucht grenzende Strecke ausgenommen — fahrbare Ebene. Nicht weit vom kaiserlichen Fort zwischen dem Sternfort und dem Meere befindet sich ein befestigtes Pulvermagazin mit einigen kleinen Redouten, welche die Laufgräben vertheidigen.

Die Stadt Algier ist, wenn gleich gut bevölkert, da sie wenigstens siebzigtausend Einwohner enthält, dennoch von geringem Umfange; sie hat hohe Häuser und ungemein enge Gassen, dergestalt, daß die vorzüglichste nur zwölf Fuß breit ist. Diese Gasse ist über zwölfhundert Fuß lang, und besteht aus Häusern der reichsten Einwohner, aus Magazinen und Buden der vorzüglichsten Kaufleute. Die Häuser, alle nach einem Modelle erbaut, bilden einen geschlossenen, großentheils viereckigen Hof, in dessen Innerem die langen, engen, und ohne die geringste Bequemlichkeit angelegten Wohnungsbestandtheile gewöhnlich in zwey Stockwerken sich befinden. Sie sind mit flachen Dächern in der Form von Terrassen gedeckt, damit die Einwohner sich derselben zu Gartenanlagen und Spaziergängen bedienen, und dort die frische Luft, wie auch die Aussicht auf das Meer genießen können, welches wegen der staffelförmigen Lage, in welcher sich Algier erhebt, beynahe von jedem Hause überblickt werden kann. Dem Seewinde ausgesetzt seyn ist hier, so wie überall in der Barbarey, wegen der Lage dieses Landes in der warmen Zone eine Sache von hoher Wichtigkeit. Da alle Jahre sowohl die Terrassen als die äußern Mauern der Häuser und anderer öffentlicher und Privatgebäude vor und nach der Regenzeit übertüncht werden, so wird dadurch ein blendendes Weiß und eine Einförmigkeit hervorgebracht, die dem Auge unausstehlich ist. Nie sieht man Fenster auf der Gassenseite, diejenigen, welche den Wohnungstheilen und Gallerien Licht geben, sind alle gegen den Hof angebracht.

In Algier zählt man zehn große und mehr als sechzig kleine Moscheen, sechs Kollegien und viele Schulen für Muselmänner, eine katholische Kirche, eine große Judensynagoge, dann zwölf große und sechzig kleine, zum öffentlichen Gebrauche bestimmte Badeanstalten. Unter den siebzigtausend Einwohnern, welche die Bevölkerung von Algier ausmachen, dürften sich 55,000 Mahometaner, sieben= bis achttausend Hebräer befinden, und der Rest Christen seyn. Diese Bevölkerung läßt sich approximativ auf folgende Art vertheilen: Ursprüngliche Mauren 23.000, Kaloulen 17,000, freye Neger und Sklaven 11,500, Hebräer des Landes und Franken 7,500 Türken, Otsmanli 4,500, Kabilen oder Bereberen 3,000, Biskarinen und Mozabi 1,900, Christen europäische 1,150, reine Araber 400, christliche Renegaten 50; zusammen 70,000.

§. 2. Ethnographie oder positive Statistik.

V. Bevölkerung. Es ist unmöglich, die Zahl der Einwohner in einem Lande genau zu bestimmen, in welchem nichts, was einer

Zählung gliche, besteht, und in welchem keine Geburts-, Trauungs- und Sterberegister geführt werden. Nach der verhältnißmäßigen Bevölkerung der Nachbarstaaten Tunis und Marokko, verglichen mit jener von Spanien und der europäischen Türkey, kann aber die Bevölkerung der Regentschaft Algier im Ganzen auf nicht weniger als 1,800,000 Einwohner angenommen werden, welche Zahl für eine Oberfläche von 78,000 Miglien ins Gevierte ungefähr 27 Köpfe auf die Miglie gibt. Von dieser Bevölkeruug sind muthmaßlich: Bereberen oder Amazirgen 850,000; gemischte Araber oder Mauren 600,000; reine Araber Beduinen 200,000; Neger sudanischer Abkunft 70,000; Ismaeliten, Hebräer 45,000; Osmanli, Türken und Koloulen (Kuloghli, d. i. Sklavensöhne) 33,500; Europäer, Christen 1,300; Renegaten 200; zusammen 1,800,000.

Die Bereberen, oder wie sie sich selbst nennen, Amazirgen oder Mazirgen, stammen von den ersten Einwohnern des Landes ab; ein von allen nördlichen Afrikanern bezeugtes und vom Grafen Castiglioni außer Zweifel gesetztes historisches Datum, der aus dem Zeugnisse mehrerer Autoren bewies, daß der Name Gezair Beni Mazghanen, oder Inseln der Söhne des Amzirg oder Mazigh, welcher von vielen alten arabischen Schriftstellern der Stadt Algier gegeben wird, von jenem abgeleitet ist, den sich die Bereberen selbst geben, und den nach Ammian Marzellin bey den Römern die Insel des Leuchtthurmes geführt hat, da diese Insula Mazucana hieß. Der Name Mazigh oder Amazigh findet sich auch beym Herodot, Strabo, Silius Italicus, Stephan von Byzanz, Aethikus, Korippus und andern alten Autoren vor. Im Allgemeinen heißen die Bereberen in Algier Kabilen oder Kabailen, d. h. in Stämme vertheilte Völker, oder auch Dschebailen, d h. Gebirgsleute. Sie wurden weder von den Karthaginensern, noch von den Arabern, noch endlich von den Algierern vollkommen unterworfen. Sie halten immer die Höhen und Abhänge des Berges Atlas besetzt, und ihre verschiedenen Stämme erhalten auch verschiedene Namen nach ihrem Ursprunge und den Gebirgen, wo sie ihre Wohnungen haben. Die bekanntesten sind die Moghrava, die Zauava, die Heneischia, die Hauvara, die Viliaghal, die Zauagha, die Mazulen, die Zenata und die Nefzaua, die alle im Mittelalter berühmt in der afrikanischen Geschichte waren, und die auch jetzt noch einen großen Theil der Bevölkerung der Regentschaft Algier bilden. Der Name Berebern oder Berbern, den man ihnen allgemein gibt, den sie aber nicht kennen, und auch nicht würden aussprechen können, da sie in ihrer Sprache den Buchstaben b nicht haben, ist ungewissen Ursprungs, aber sehr alt, und von diesem Namen wird jener der Barbarey oder Berberey abgeleitet, welchen man dem ganzen atlantischen Lande von Afrika gibt. Die Amazigen sind weiße, von Natur mittelmäßig große, starke, thätige und im Allgemeinen nicht schwerfällige Leute. Ihr Benehmen zeigt Lebhaftigkeit und Geist, sie haben eine ins Weiße fallende Haut, und häufig blonde Haare, dergestalt, daß man sie mehr für Landleute aus dem nördlichen Europa, als für Einwohner von Afrika halten würde. Sie sind ein Volk, das bleibenden Wohnungen hat, und von dem Ertrage der Herden lebt. Sie wohnen größtentheils in Daskaren oder Dörfern, die aus niedrigen Hütten, Gurbien genannt, bestehen, welche sie aus schlammiger Erde oder aus den von alten Ruinen genommenen Steinen herstellen, und mit Stroh auf einer Lage von Zweigen decken. Sie haben jedoch einige Häuser aus Stein und Kalk, die sie Tadschimi nennen. Diese sind mit einem oder zwey Thürmen beschützt, um sich gegen die Feinde zu

vertheidigen. Sie drücken sich in einer ganz eigenen Mundart aus, die ein Dialekt der Amazirgensprache, dort Skiovia genannt, eine der ältesten Sprachen ist. Sie ist über die atlantischen Länder von den kanarischen Inseln und Moghrib=el=akßa bis zur Oasis des Jupiter Ammon an den Grenzen von Aegypten verbreitet, und hat einige Verwandtschaft mit jener der Tauariken, die das Innere der großen Wüste beunruhigen, und wahrscheinlich dem nämlichen Volksstamme angehören. Die Kabilen sind bloß dem Namen nach Mahometaner, und sie bekennen im Grunde keine der bekannten Religionssekten.

Die Mozabi, welche eine Unterabtheilung der Amazigen bilden, und unter die ältesten Völker der atlantischen Länder gezählt werden müssen, verdienen eine eigene Erwähnung. Sie bilden an den Grenzen der Ssahhara, zwanzig Tagreisen von dem Wege der Karavanen südlich von Algier und fünf Tagreisen wenigstens von den Grenzen der Regentschaft, eine Republik. Jeder ihrer fünf Stämme wird unabhängig von einem aus zwölf angesehenen Männern bestehenden Rathe regiert. Die Glieder dieses Rathes werden durch das Loos aus dem Volke gewählt. Die gedachten Stämme unterhalten in Algier einen Emin, oder Konsul, zur Wahrnehmung ihres merkantilischen Interesse, welcher in dieser Eigenschaft von der türkischen Regierung anerkannt wurde. Ihre Volkszahl beträgt kaum 200,000 Seelen. Ihr Land ist nordwärts von hohen, unfruchtbaren Gebirgen umgürtet, und es regnet dort sehr selten. Um Wasser zu erhalten, müssen sie dasselbe in den Eingeweiden der Erde suchen, und die verschiedenen Lagen des Erdreichs, die es bedecken, durchwühlen. Dessen ungeachtet bauen sie doch etwas Gerste an; allein die Datteln bilden ihr vorzüglichstes Nahrungsmittel. In den Gebirgen befinden sich Goldminen, die man für sehr reichhaltig hält. Sie haben Kenntniß von der Existenz von Tombuktu, allein sie stehen mit Sudan bloß mittelst Tafilette und Ghadames in Verbindung. Uebrigens sind sie weiße Leute, und dem äußeren Aussehen nach den Arabern ähnlich. Sie bekennen die Religion der Moslimen, aber sie sind, wie man glaubt, Anhänger einer Sekte, die verschieden ist von jener der Algierer, nämlich der Sekte Alis, eines Schwiegersohnes des Mohammed. Sie sprechen in der Mundart der Kabilen, und sind von friedlicher Gemüthsart. Sie sind industriös und erfinderisch zu ihrem Vortheile, sie beschäftigen sich viel mit dem Handel, und sind in der Stadt und in den Vorstädten von Algier Besitzer von Mühlen und Bädern. Sie genießen dort wichtige Privilegien, während sie in ihrem Lande ganz unabhängig von der Regentschaft sind.

Die Biskarinen bilden gleichsam einen Ring in der Kette unter den Amazigen und Arabern oder Mauren. Sie wohnen in den mittägigen Theilen der Regentschaft an der Grenze der großen Wüste und an der Südseite der Moräste oder der Salzebene von Schiot. Ihre Farbe fällt ins Schwarze, sie haben einen milden, frey hervortretenden und ernsten Charakter, und machen ein feststehendes Volk aus, welches sich augenscheinlich von den Arabern und andern afrikanischen Stämmen sowohl durch seine Physiognomie im Aeußern, als durch seine moralischen Eigenschaften und Sitten unterscheidet. Da sie einen verdorbenen arabischen Dialekt sprechen, und gute Moslimen sind, so scheinen sie Abkömmlinge dieser Nation zu seyn, die, nachdem sie ein sitzendes und thätiges Leben erwählt, und sich mit afrikanischen Stämmen vermengt hatten, ihre Gebräuche und Sitten bedeutend ändern mußten. Dessen ungeachtet sind sie Unterthanen der Regentschaft von Algier, die ruhiger

sind und besser gehorchen, als alle übrigen. Sie haben in ihrem Lande eine türkische Garnison; sie genießen aber doch noch das Vorrecht, unter der Gerichtsbarkeit eines eigenen Oberhauptes zu leben, der in der Stadt Biskara residirt, und auch sie halten in der Hauptstadt einen Emin, d. h. Konsul, oder einen von der Regierung der Regentschaft anerkannten Richter. Die Biskarinen werden in Algier theils wegen ihrer Gelehrigkeit, theils wegen ihres Sinnes für Rechtlichkeit vorzugsweise zu Verrichtungen der Diener und Faktoren verwendet. Sie haben überdieß das Monopol des Brotverschleißes; sie sind die einzigen Knechte und Arbeiter in den öffentlichen Anstalten. Der Verkehr zwischen Ghadames und Algier ist ganz in ihren Händen.

Die Araber, hier wie auch an andern Orten Beduinen, von dem arabischen Stammworte Bedaua oder Bedua, genannt, welches so viel, als auf dem Lande oder in Feldfluren und Einöden wohnen heißt, wohnen oder lagern vielmehr auf den Ebenen der Regentschaft Algier. Sie leben in Zelten, und rotten sich in fliegenden Lagern zusammen, die sie Duari, d h. Dörfchen, nennen. Sie wechseln oft ihren Aufenthalt, je nach der Jahreszeit und nach der Ergiebigkeit der Weiden. Ihre Art zu leben kömmt vollkommen mit jener der Hirtenvölker überein. Sie besitzen die nämlichen Tugenden und die nämlichen Fehler ihrer asiatischen Stammältern und Brüder. Es wäre aber schwer zu bestimmen, in welchem Maße sich dieses eingewanderte Volk mit den alten Einwohnern vermischte, die es bey seiner Ankunft in Numidien und Mauritanien fanden. Sie reden mehr oder weniger rein arabisch, sind Mahometaner von der Sekte des Malek, und sind in allem und überall den asiatischen Arabern ähnlich, von denen abzustammen sie sich rühmen. Sie sind alle der Regentschaft Algier tributär; aber sie leben in jeder Rücksicht in einer beynahe unbedingten Unabhängigkeit, und regieren sich mittelst ihrer Scheiks und Oberältesten selbst nach eigenen Gesetzen. Wenn sie den Despotismus der Türken unerträglich finden, brechen sie ihre Zelte ab, und begeben sich in ein anderes Gebiet oder in einen andern Staat, nicht selten ziehen sie sich auch in die Wüste Sahhara zurück. In Folge einer solchen Auswanderung verschwanden mit einem Male die Einwohner der fruchtbaren Ebenen in der Nähe von Bona und Konstantina, und gingen in das Gebiet der Regentschaft Tunis über. Die vorzüglichsten und mächtigsten arabischen Stämme, welche sich innerhalb der Grenzen des Staates von Algier aufhalten, sind die Beni Ammer in der Nachbarschaft von Telemsan, die Beni Terischi in den Ebenen von Titteri, die Beni Abbas und die Kouchi in den Umgebungen von Bugeia.

Die Mauren bilden eine gemischte, aber sehr alte Rasse, die aus der Vermischung der alten Afrikaner mit den aus Asien angekommenen oder aus Spanien vertriebenen Arabern, und mit den Schwarzen von Sudan entstanden ist. Diese Rasse hört nicht auf, sich noch immer mit jener der Türken, der christlichen Renegaten und mit den verschiedenen numidischen Stämmen zu vermischen, deren einzelne Individuen mit der Niederlassung in der Stadt neue Gebräuche, neue Sitten annehmen, sich ehelich mit andern maurischen Familien verbinden, und solchergestalt nach und nach ihren ursprünglichen Charakter verlieren. Sie sprechen alle den moghrebinischen, d. h. den abendländischen Dialekt der arabischen Sprache, sie sind alle Musulmanen, und obwohl sie gemischten Ursprungs sind, machen sie nichts desto weniger ein eigenes, sich unterscheidendes Volk, ganz so, wie die Engländer in Europa aus, die,

wie die Mauren, Voraltern verschiedenen Ursprungs und verschiedener Abkunft hatten. Den Mauren fehlt es weder an Verstand, noch an Geistesfähigkeiten, und sie haben eine starke und leicht auffassende Einbildungskraft. Gut geleitet und aufgemuntert wären sie ohne Zweifel fähig, sich zu einem hohen Grade von sittlicher Bildung zu erheben. Auf ihrer gegenwärtigen Kulturstufe haben sie alle Fehler der Araber, ohne irgend eine ihrer guten Eigenschaften zu besitzen. Der blinde Aberglaube der Schwarzen und die Habsucht der Sarazenen fließen in ihrem Charakter zusammen.

Beynahe alle Schwarzen, die in der Regentschaft Algier getroffen werden, sind in dem Zustande einer gewissen Sklaverey. Der größte Theil von ihnen rührt von den Exkursionen her, welche einige durch das Herkommen berechtigte und von Gewinnsucht angetriebene Räuber in das Innere von Afrika unternehmen, um in den Tropengegenden Jagd auf freye und friedliche Menschen zu machen. Eine andere große Zahl kömmt aus den Händen touarikischer und maurischer Kaufleute, die sie nach Vargala an der Grenze der Wüste zum Verkaufe bringen. Vier- bis fünftausend wenigstens kamen jährlich allein in der Regentschaft Algier an, wovon die Hälfte in die Hauptstadt geführt wurde, wo diese Menschen auf dem Bazar ausgeboten, und von den Käufern mit eben so vieler Indezenz als grausamer Rohheit untersucht worden waren, bevor sie aus den Händen des Verkäufers kamen, um theils im Dienste reicher Algierer zu bleiben, theils in die Levante und nach Aegypten geführt, und wieder verkauft zu werden. Diese Schwarzen, die alle aussagen, daß sie aus dem Lande Ofnu, ein Name, der mit dem Arabischen Sudan gleich viel bedeutet, und in der lateinischen Geographie Nigritia heißt, kommen, sind im Allgemeinen von guter Gemüthsart, treu, heiter und fröhlich, im Gegensatze zu den schweigsamen und finstern Mauren.

Die Hebräer scheinen bereits vor entfernten Jahrhunderten sich im Gebiete der Regentschaft niedergelassen zu haben, und es ist beynahe bewiesen, daß die Amazigen oder die Ureinwohner des Landes sich zur Zeit, als die Araber nach Gründung des Islamismus ins Land fielen, zum Judenthume bekannten. Es schein, überdieß eine ausgemachte Sache zu seyn, daß es unter den Kabilen einen Stamm von Menschen gibt, die sich selbst den Namen Pilistin geben, und glauben, daß ihre Voraltern aus Palästina gekommen sind. Jene Hebräer aber, die jetzt zwischen den Mauren und Arabern angesiedelt sind, und mehr noch jene, die in den Seestädten leben, kamen dahin, nachdem sie aus verschiedenen Theilen von Europa, wie aus Italien im Jahre 1342, aus den Niederlanden im Jahre 1350, aus Frankreich im Jahre 1403, aus England im Jahre 1422, aus Spanien im Jahre 1494, aus Portugall endlich im Jahre 1496 waren vertrieben worden. Mit Ausnahme der fränkischen Hebräer, die größtentheils aus Livorno und Genua sind, und frey kommen und gehen, werden diese unglücklichen Abkömmlinge des Abraham, Isaak und Jakob mit vieler Grausamkeit behandelt, und erfahren jede Art von Unbill und Mißhandlung. Die Juden henken die verurtheilten Verbrecher und begraben die Leichname derselben, sie tragen jene, die auf den Küsten sich ausschiffen, auf den Schultern, und hüten das Vieh innerhalb des Serails. Die Jungen höhnen sie, das Volk schlägt sie; wenn sie zu ihrer Vertheidigung eine Hand heben, so wird sie ihnen abgehauen, und weh ihnen, wenn sie es wagen, Klagen laut werden zu lassen. Allein mit der Geduld der Stoiker ertragen sie alles, weil doch viele von ihnen, ob sie gleich arm zu seyn scheinen,

reich werden, und es jenen, die es in diesem Ziele weiter bringen, gelingt, sich durch Industrie und Kenntnisse zu Herrn und Leitern des Handels, der Manufakturen und Münzwerkstätten emporzuschwingen. Sie sind die Einnehmer der öffentlichen Abgaben, die Pachter der reichsten Ländereyen; sie leisten als Dolmetscher und Sekretäre Dienste, obschon es ihnen verboten ist, das Arabische zu studieren und zu schreiben, weil sie nicht für würdig gehalten werden, den göttlichen Koran zu verstehen. Bey allem dem sind sie oft in Angelegenheiten, die die zarteste Behandlung erfordern, die Räthe und Agenten. Wegen ihres Geldes und bey der Schmiegsamkeit ihres Charakters übten sie den größten Einfluß im Divan und Pallaste des Dei aus. Deßwegen hatte einer aus ihnen Grund, dem guten Pananti, als er von diesem gefragt wurde, wie er in einem Lande leben könne, wo er so viele Unbilden erlitte, zu antworten: Es ist wahr, man leidet viel, aber man gewinnt auch viel.

Die Türken sind die Eroberer, und folglich die Herrn von Algier. Ihre Zahl überstieg in letzter Zeit nicht fünftausend. Sie kamen als auswärtiges Kriegsvolk, um das Land zu vertheidigen, und es unter dem Schutze und Obereigenthume des Großherrn als Kalifen so wie als Nachfolger des Mahomet zu erhalten. Da dieses verwegene Kriegsvolk die Macht in Händen hatte, weigerte es sich zu gehorchen, und schwang sich zum Herrn auf. Jedes zweyte Jahr schickte die Regentschaft Schiffe nnd Kommissäre in die Levante, um durch neue Rekruten die Lücke zu ergänzen, welche bey den Truppen durch Kriege, Sterbefälle oder Strafen entstanden war. Sie wurden aus der Hefe des Volkes in den Straßen von Konstantinopel und aus den größten Uebelthätern der Türkey zusammengerafft, und waren in der öffentlichen Meinung so herabgewürdigt, daß sich kein türkisches Weib fand, welches mit ihnen in die Barbarey hätte ziehen wollen. In Afrika kaum angekommen, betrugen sie sich gleich höchst übermüthig, und schämten sich, gestützt auf ihre Macht, ihrer niedrigen und verworfenen Abkunft nicht. Im Allgemeinen erlaubte die Regierung von Algier nur wenigen aus ihnen, maurische oder arabische Weiber zu ehelichen; da jedoch die Liebe stärker als jede andere Herrschaft ist, und das schöne Geschlecht überall den Schutz des Starken sucht, so nahmen doch viele Türken Töchter des Landes zum Weibe, und von diesen wie von den schwarzen Sklavinnen ist ein neuer gemischter Stamm hervorgegangen, dem man den Namen Kologhli oder Koloulen gegeben hat, die gegenwärtig eine Bevölkerung von 27 bis 28,000 Seelen bilden. Von der Lokalregierung mit Eifersucht bewacht, erreichten sie nie höhere Posten, und konnten nur bey der Miliz, bey der Flotte und als Agenten und Diener in den Handelshäusern angestellt werden, wo sie gewöhnlich wegen ihrer Einsicht und Treue gelobt werden. Wenn gleich aus türkischem Geblüte erzeugt, haben sie doch eine Vorliebe für die mütterliche Rasse.

Die Sklaverey der Christen wurde vom Visconte Exmouth im August 1816 aufgehoben. Man muß aber nicht glauben, daß alles, was über das furchtbare Loos der Sklaven in der Barbarey gesagt und geschrieben wurde, buchstäblich wahr ist. Seit funfzig Jahren wurden bisher die von algierischen Seeräubern gefangen genommenen Europäer unmittelbar Sklaven der Regierung, die sie immer gegen die Beleidigungen des Volkes in Schutz nahm, und die Gerechtigkeit fordert, zu bekennen, daß ihre Lage im Allgemeinen weniger unglücklich, als jene der Kriegsgefangenen in vielen christlichen Ländern war. Die zu Sklavinnen gemachten Weiber wurden jederzeit mit allen ihrem Geschlechte

und ihren Talenten gebührenden Rücksichten behandelt. Eine von ihnen, eine geborne Schwedin, kam erst unlängst, nachdem sie in Algier eine, mit allen Annehmlichkeiten des Lebens und eines hohen Standes verbundene Existenz gefunden hatte, nach Konstantinopel, wo sie noch jetzt die Favoritsultanin des Großherrn, und wahrscheinlich die Mutter seines Sohnes und Thronerben ist. Ueberhaupt genommen ist die Sklaverey in den mohammedanischen Ländern ein Zustand der häuslichen Unterjochung, die nur darum schwer fällt, weil sie nicht freywillig ist. Die christlichen Sklaven in Algier bekleideten oft ehrenvolle, mit bedeutendem Gewinne verbundene Aemter, und viele von ihnen wurden reich. Jene, die Anstellungen im Pallaste des Dej hatten, und den größeren Beamten des Staates beygegeben wurden, erfuhren eine sehr milde Behandlung, und alle jene, die im Besitze irgend eines Erwerbszweiges waren, fanden leicht Gelegenheit, ihr Schicksal zu verbessern. Mit einem Worte, viele Christensklaven verließen ungern die Stadt Algier, und trugen ansehnliche Kapitalien, die sie dort gewonnen hatten, von hinnen. Nicht wenige kehrten zurück, indem sie den Aufenthalt daselbst jenem in dem gesitteten Europa vorzogen, wo sie keine so gute Subsistenz gefunden hatten.

Die Renegaten sind größtentheils Spanier oder andere, aus Ceuta, Alhucema und Melilla, den Hauptniederlassungen jener Nation an der Küste von Marokko, geflüchtete Europäer. Nur wenige gibt es unter ihnen, die entweder aus Verzweiflung in einem Zustande voll Leiden oder aus blinder Leidenschaft für irgend ein maurisches Weib sich bestimmt fanden, die Religion des Mahomet anzunehmen. Sie traten in Sold wie die Türken bey der Miliz ein, und konnten zu allen Aemtern, jenes des Dej, wie man Beyspiele hat, nicht ausgenommen, gelangen. Seit einiger Zeit ist ihnen aber die Erreichung eines solchen Glückes schwerer geworden, nicht bloß darum, weil die Proselytenmacherey bey den Algierern von jeher wenig im Schwange war, sondern auch deßwegen, weil die Türken nicht glauben, daß jemand, der ein Ungläubiger und ein treuloser Christ war, ein guter Musulman werden könne. Wo aber solche Elende zu Staatsämtern erhoben werden, da wird gefordert, daß sie keine mohammedanischen Weiber ehelichen; sie werden für Vergehungen doppelt gestraft, die Kabale umgibt sie, und der Neid hat immer offene Augen, sie zu verderben.

Nebst diesen Klassen der Einwohner der Regentschaft müssen wir auch eines Stammes von Menschen in einigen entfernten Thälern des Atlas, und namentlich in Giurgiura und Millia, gedenken, von denen man annimmt, daß sie unmittelbar von den Vandalen abstammen. Der schottische Reisende Bruce und andere Autoren beschrieben sie als weiße Menschen mit himmelblauen Augen und blonden Haaren, die ihre Voreltern erkennen ließen, welche aus den Morgen= und Mittelländern Europa's gekommen waren.

VI. Ackerbau. Nach Pananti ist es unmöglich, ein fruchtbareres Land in der Welt, und ein Land zu finden, wo der Ackerbau sorgloser betrieben würde, als Algier. Drey Viertheile der Ländereyen sind wegen Mangel an Einwohnern, arbeitenden Händen und Industrie unbebaut, und in dem übrigen Theil ist kaum eine Spur wahrzunehmen, daß die Erde gefurcht wird. Die Wiesen und Weideplätze sind gut bewässert, allein auf das Schaf= und Rindvieh wird nicht die nöthige Sorgfalt verwendet. Die Gärten sind voll von Fruchtbäumen, die aber ohne Geschmack, ohne Regel und Symmetrie dastehen. Selten werden

in der Regentschaft andere Getreidearten als Gerste und Weizen angebaut. Ungeachtet der geringen Fortschritte des Ackerbaues wird nie weniger als zehn= oder zwölfmal, zuweilen aber auch siebzig= und achtzigmal so viel, als das Samenkorn beträgt, geerntet. Der Weizen ist von einer sehr harten Gattung, das daraus erzeugte Mehl ist einem feinen Sande ähnlich, und läßt sich schwer zum Teige anmachen. Dessen ungeachtet wird daraus ein gutes Brot gebacken. Die Gerste ist jedoch vortrefflich, nur stumpft die Säure, die sich in derselben in gewissem Maße vorfindet, die Zähne der Pferde etwas ab, denen sie als Futter wegen des Mangels an Haber vorgelegt wird, da man diese Getreidegattung im Lande nicht anbaut, obschon sie an vielen Orten natürlich wächst, und sich fortpflanzt. Der türkische Weizen, die Hirse, die wälsche Hirse, die Zisererben einer eigenen Art und anderes ähnliches Gemüse wird häufig geerntet, und Reiß von ausgezeichneter Güte wird besonders in der Nähe des Flusses Scheliffe, und in den unermeßlichen, von ihm bewässerten Ebenen durch den größten Theil des Jahres angebaut. Die Gerste und die wälsche Hirse, im Lande Dura genannt, bilden in der ganzen Regentschaft das vorzüglichste Nahrungsmittel der Bewohner auf dem Lande. In den mitternächtlichen Theilen der Regentschaft wird eine große Menge Oel erzeugt, welches aber von schlechter Beschaffenheit ist, weil die Einwohner die Art, wie man bey der Erzeugung verfährt, nicht kennen. Der Wein, den die Juden und Christen erzeugen, ist so gut, wie jener im nördlichen Spanien, allein er verliert bald seinen Geist und seinen Geschmack, und hält sich nur wenige Monate. Die Mauren und Beduinen erzeugen die Butter, indem sie den Rahm in ein Bocksfell mit den Haaren nach Innen bringen, dasselbe mittelst zweyer Nägel aufhängen, und von zwey Seiten unter Beobachtung einer regelmäßigen Bewegung schlagen, wodurch die Butter einen abscheulichen Geschmack erhält, und mit Haaren angefüllt wird. Sie zermalmen den Weizen in Mühlen, die durch Kamehle, Maulthiere oder Esel in Bewegung gesetzt werden. Sie verstehen die Kunst des Düngens nicht, und geben das Stroh und die Stoppeln dem Feuer zum Raube. Sie brennen dann die Felder in der Fläche und an dem Fuße der Berge ab, wodurch die Luft mit Feuer angefüllt wird. Solche Brände dauern zuweilen einen oder zwey Monate. Indem sie sich oft weiter ausbreiten, als man es wünscht, bieten sie, zumal in der Nacht, ein erhabenes, wohl aber auch Furcht erregendes Schauspiel dar. Außer den oben unter den Produkten des Landes beschriebenen Pflanzen und Bäumen verdient der Lotusbaum eine besondere und eigene Erwähnung. Es scheint nicht bewiesen, daß der Baum, der in Afrika diesen Namen führt, und bey den Arabern Sidra heißt, wahrhaft die von den Alten Lotus genannte Pflanze ist, welche in Aegypten und Cyrenaika gemein war; wo sie dem großen Syrte, allgemein Golf von Sidra geheißen, den arabischen Namen gegeben hat. Der Lotus der Barbarey, Zizyphus lotus, ist mehr unserem Brustbeerbaum ähnlich; allein seine saffrangelben Früchte sind weniger dick, fleischiger und rund. Die Einwohner auf dem Lande essen sie. Sie dienen ihnen jedoch nicht mehr zu dem vorzüglichsten Nahrungsmittel, wie dieses bey den alten Lotophagen, welche die nämlichen Gegenden bewohnten, der Fall zu seyn scheint. Die Schwarzen nennen sie Tomberong, und erzeugen daraus eine Art Mehl, indem sie ihren mehligen Schleim an der Luft trocknen, und das Getrocknete in einem Mörser so lange stoßen, bis der saure Theil sich ganz ausgeschieden hat. Aus diesem sauren Theile, mit Wasser übergossen, bereiten sie ein säuerliches, angenehmes Getränk,

und indem sie dasselbe mit ein wenig Mehl vermischen, bringen sie eine schmackhafte, substanziöse Farinade hervor.

VII. Industrie und Handel. Wie in allen andern Ländern der Barbarey, so sind die Gewerbe und Künste auch in Algier nur unbedeutend, und größtentheils in den Händen der Hebräer und weniger Mauren und Koloulen. In den Städten, und namentlich in der Hauptstadt, befindet sich eine gewisse Zahl von unternehmenden Leuten, die beynahe ausschließend Verbrauchgegenstände für Türken und Mauren hervorbringen oder verkaufen. Es gibt dort besonders Sticker, Goldarbeiter und Juweliere in großer Zahl. Die beyden Vorstädte Bal-el-Uatt und Bab-ez-Zun wimmeln von Steinmetzen und Bildhauern des Landes, von Schar- und Hufschmieden und Schlossern. Man darf aber keine zu große Meinung von den Erzeugnissen dieser Gewerbsleute hegen. Die einfachsten Gegenstände sind ohne gefälliges Aussehen, ohne Kunst und Solidität gearbeitet. Die Mauren, die jetzt und überhaupt nie empfänglich für das Auffassen eines Begriffes von Zeichnung oder Malerey sind, sehen in einem Gemälde nichts als die Mannigfaltigkeit der Farben. Pananti erzählt: der Marineminister habe, als er eines Tages von dem Maler Terrini aus Livorno, der zum Sklaven gemacht worden war, sprach, sich mit den Worten gegen ihn geäußert: »Dieser (Terrini) ist für uns eine kostbare Acquisition; wir wissen, daß er ein großer Maler ist, er wird unsere Schiffe anstreichen können.« Doch haben die Afrikaner in Algier von der Baukunst mehr Kenntniß; sie sehen aber weniger auf die Verzierung als auf die Festigkeit, und bauen mit der Dauerhaftigkeit der Alten. Ihr Mörtel ist aus zwey Theilen Holzasche, drey Theilen Kalk und einem Theile Sand zusammengesetzt. Dieser Zusammensetzung geben sie den Namen Tabbi. Sie mischen alles zusammen, schütten eine Quantität Oel hinein, und schlagen das Ganze durch drey Tage ohne Unterbrechung, bis der Mörtel den gehörigen Grad von Konsistenz erlangt hat. In der Anwendung bey dem Baue erlangt er die Härte des Marmors, er wird vom Wasser undurchdringlich, und widersteht der Einwirkung von Elementen und Jahrhunderten. Pananti glaubt, daß die Völker Numidiens und Mauritaniens diese Zusammensetzung von den Römern erlernt haben. Vielleicht birgt sie das Geheimniß der festen Bauart der Alten. Auch die Mauren bilden einen festen Kitt, der von der Feuchtigkeit nicht angegriffen wird. Um ihn zu erzeugen, bereiten sie Käse, gießen die milchigen Theile ab, und vermischen sie mit sehr feinem Kalke. Obwohl beynahe die ganze Regentschaft Ueberfluß an vortrefflichem Salpeter hat, so wissen die Einwohner doch kein gutes Schießpulver hervorzubringen, selbst nachdem viele Europäer auf Anordnung ihrer Regierungen die Unwissenden in der Kunst, die Erzeugung zu vervollkommnen, unterrichtet hatten Die geschätztesten Gewerbe sind bey ihnen jene der Schuhmacher, der Spezereyhändler, der Hafner, der Juweliere und vor allen das Gewerbe der Käppchenfabrikanten. Es werden dort rothe Käppchen in außerordentlicher Menge erzeugt, die vorzüglich in der Levante abgesetzt werden. Jedes Gewerbe hat sein Oberhaupt, Amin geheißen, welches die kleinen Streitigkeiten schlichtet. Die Metalle werden gewöhnlich kalt geschlagen, damit ihnen eine größere Festigkeit gegeben werde, wie dieses auch bey der Erzeugung der berühmten Damaszener-Klingen geschehen soll. Im Innern der Regentschaft und in einigen Seehäfen bestehen Stahl- und Fabriken irdener Geschirre; die Wollwaaren in der Regentschaft nehmen sehr gut alle Farben an; aus dem Kamehlhaare werden gute Shawls

verfertigt, und die seidenen Gürtel aus Algier genießen eines großen Rufes. Ueberdieß werden dort gute Tapeten, Ihram genannt, erzeugt, aus den Blättern der Palme werden Handkörbchen und Tragkörbe geflochten, die aus Seide gemacht zu seyn scheinen; und aus den seltenen Binsen von Labez, einer sumpfigen Gegend an dem Fuße eines Berges gegen Mittag, und Bugeia werden schöne Matten zusammengesetzt.

Der Handel der Algierer mit den Centralländern von Afrika ist von geringer oder gar keiner Wichtigkeit. Durch mehr als drey Jahrhunderte gewöhnt, ihren Reichthum im Seeraube zu finden, bekümmerte sich ihre Regierung wenig um die Ausbildung des Verkehrs, der ihr weit weniger gewinnbringend schien. Der einzige unmittelbare Kanal, auf welchem in dieser Beziehung einige Spekulationen unternommen werden, ist eine kleine Karavane, die zwischen Oran und Tombuktu geht, und auf dem Wege über Tafilette kommt, während von einer anderen Seite die Biskarinen und die Mozabi noch immer die mittelbaren Agenten eines ähnlichen Verkehres sind, der direkt über Agabli oder auf dem Wege von Ghadames getrieben wird. Die Artikel, welche auf dem Wege dieses unbedeutenden Verkehres in die Regentschaft eingeführt werden, sind vorzüglich Straußfedern, Goldstaub, Datteln, Kamehle und schwarze Sklaven. Es läßt sich mit Recht behaupten, daß rücksichtlich dieses Handelszweiges der Staat von Algier die wenigsten Geschäfte unter allen drey Regentschaften der Barbarey macht. Der gänzliche Mangel aller leichten Verbindungswege vermehrt noch die Hindernisse des Fortschreitens des Ackerbaues und des Handels. Es gibt weder Straßen noch Brücken, und die zahlreichen und verwickelten Fußwege werden entweder nicht unterhalten, oder durchkreuzen sich, und laufen so in einander, daß es schwer ist, den rechten Weg nicht zu verfehlen. Die Entfernungen sind außerdem nicht bestimmt, die Länge des Weges wird nach Tagreisen berechnet, und die Zeit zum Maße des Raumes gemacht. Die Waaren und Artikel, die gewöhnlich aus den Stapelplätzen in Algier ausgeführt werden, und in fremde Staaten, vorzüglich nach Italien und Frankreich, gehen, sind: Wolle, Leder, Weizen, Gerste, Erbsen, Bohnen, türkischer Weizen, Spiegelstein, großes und kleines Vieh, Wachs, Oel, Löwen= und Tiegerfelle, viele Spezereywaaren, Rosenessenz, Datteln, getrocknete Feigen, Straußfedern, Kupfer, Vermillon, wollene Decken, Tapeten, gestickte Schnupf= und Halstücher, Reiß, Gummi, Korallen, Sklavinnen ꝛc. Das Monopoliensystem und das Verbot, diese Landesprodukte auszuführen, haben den Handel gelähmt, und den Ackerbau der Regentschaft beynahe zu Grunde gerichtet. Die Korallenfischerey, so wie der Ausfuhrhandel mit Wolle, mit gegerbten Häuten, mit Wachs und ungefähr 16,000 Metzen Getreide, war den Franzosen zu Bona für die jährliche Zahlung von 30,000 harten spanischen Thalern in Pacht gegeben, und der Bei von Telemsan zahlte 15,000 in dieser Münze für das ausschließende Recht der Ausfuhr aus dem Hafen von Oran. Ueberdieß war der Verkehr mit Häuten, Wachs, Wolle, Salz und Oel auf allen Plätzen ein Gegenstand von Monopolien, die an den Meistbietenden verkauft worden waren. Der Weizen ist wohlfeil im Preise, dessen Ausfuhr war jedoch verboten, und ausnahmsweise nur denjenigen erlaubt, die eine besondere Lizenz theuer erkauften. Diese hieß Teskeré, und war ein Blatt, dem der Dej sein Siegel beygedrückt hatte. Das Oel durfte nur in die musulmanischen Länder ausgeführt werden, und ging allgemein nach Aegypten. Es bedurfte einer besondern Bewilligung, um eine Ziege, ein Schaf, einen

Esel auszuführen, und Hühner konnten nur todt ausgeführt werden. Von der andern Seite schreckten drückende Steuern, die Ungewißheit der Zahlung, der Mangel der Rückfracht für Schiffe und die gewöhnlich außerordentlichen Erpressungen auswärtige Kaufleute zurück, auch am meisten gesuchte Waaren dahin zu senden. Diese Waaren sind vorzüglich Kanonen, Flinten, Pistolen, Säbel, Pulver, Bley, Kanonenkugeln, Messer, Scheren und andere Stahl=, Eisen= und Messingwaaren, Tücher und andere tuchartige Stoffe aus Wolle, Linnen, Karten, Tabak, Zucker, Kaffee, Wein, Branntwein, Rhum, Pfeffer, Muskatnüsse, Zimmet und andere Spezereywaaren, Gold=, Silber= und Seidenstoffe, Zinn, Quecksilber, Alaun, Seife, Galläpfel, Grünspan u. s. w. Die vor allen Gewinn bringenden aber waren und sind vielleicht noch die Silberpiaster, wegen der Leichtigkeit, sie bey dem raubsüchtigen Gesindel durchzubringen, und ehedem wegen des Vortheils, sie mit großem Profit zu verwenden, so oft die Prisen reichlich waren. Der Zoll für die Einfuhr des Geldes betrug immer fünf von hundert; alle Gattungen Wein und Branntwein zahlten ohne Unterschied vier Piaster Kourant für jedes Faß. Die Wirkung dieses widersinnigen Prohibitivsystemes und der Alleinkäufe war, daß in dem fruchtbarsten Lande der bekannten Welt nie ein Ueberfluß an Weizen und Oel herrschte; es zeigte sich auch zuweilen ein gänzlicher Mangel daran. Im Jahre 1819 trat in der Regentschaft eine solche Noth ein, daß über 50,000 Säcke Weizen nur zur Verzehrung in die Hauptstadt aus dem Auslande eingeführt wurden.

Die Zölle von der Einfuhr ausländischer Waaren sind vermöge eines besonderen Tarifs auf fünf von hundert vom Schätzungswerthe und auf das Doppelte festgesetzt worden, wenn die Einfuhr von Juden und Fremden geschieht, die keinen Friedens= und Handelsvertrag mit der Regentschaft geschlossen haben. Im Laufe des Jahres 1816, als die Regentschaft im Frieden mit Frankreich und dem größeren Theile der Handelsnationen der Christenheit lebte, betrug nach beynahe autentischen Quellen der Werth der ausgeführten Artikel 519,000 Skudi, jener der eingeführten aber 1,215,000 Skudi; nach Abzug der Ausfuhren ergab sich daher ein Nachtheil in der Bilanz, oder ein Betrag, der im Gelde ausgeglichen werden mußte, mit 694,000 Skudi.

Die europäischen Mächte mußten von Zeit zu Zeit ihre Verträge mit der Regentschaft erneuern, und den Frieden mit werthvollen Geschenken erkaufen. Davon waren Oesterreich und Rußland ausgenommen, die kraft ihrer mit der ottomannischen Pforte geschlossenen Verträge und in Folge der Garantie, welcher sich diese unterworfen hatte, ihrer Schiffahrt so wie ihrem Seehandel Freyheit und Sicherheit zu verschaffen wußten. Die übrigen europäischen und christlichen Staaten, welche dort Generalkonsule haben, sind nach der alphabetischen Ordnung: Brasilien, Dänemark, Frankreich, England, die Niederlande, Portugall, Sardinien, die beyden Sizilien, Schweden, Toskana und die vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Königreich Hannover, die freye Stadt Bremen und die Herrschaft Kniphausen werden dort vom brittischen Konsul repräsentirt. Sowohl die großen als die kleinen Kauffahrteyschiffe zahlen für das Einlaufen in den Hafen von Algier zehn Piaster Ankergeld.

Um zu rechnen, bedienen sich die Algierer der Pezzette von acht Musune oder Mezune, einer kleinen Silbermünze, wovon sechzig einen harten spanischen Thaler geben. Die Mezuna wird wieder in 29 Aspri eingetheilt, einer andern kleinen Münze von sehr schlechter Legirung, die

dem Zinn ähnlich sieht. Die gebräuchlichen Silbermünzen sind: die Pezzetta von 8 Musune, jene von 6, die Patakka von 24 und der Buggio von 48. Die Goldmünzen sind: die Zechine oder die Sultanina zu 108 Musune, die halbe Zechine und der Mahbub von 72 Musunen. Die Doppelgoldmünzen und die Silberstücke aus Spanien kursiren beynahe allgemein mit einem mehr oder weniger höheren Agio. Der Schilling bey dem Verkaufe und bey der Verpachtung der Häuser und Ländereyen wird in idealischen Zechinen zu 72 Musunen bestimmt, die jedoch vom Mahbub vorgestellt werden.

Das Pfund in Algier besteht aus 16 Probunzen, deren jede in 16 Theile oder halbe Drachmen eingetheilt wird, welche wieder in 20 Skrupeln oder Grane untergetheilt werden. Mittelst dieses Gewichtes werden edle Metalle, Perlen, Edelsteine, Bisam, Korallen, Thee, Opium und jede Sorte des Räucherwerks umgetauscht und verkauft. In Algier gibt es drey Arten von Quintalen oder Zentnern. Die erste derselben besteht aus hundert Probpfunden, und entspricht genau dem englischen Zentner zu 112 Pfunden. Mit diesem Zentner werden alle oben nicht aufgezählte Waaren verkauft. Der Rotolo, d. h. der hundertste Theil dieses Zentners, wiegt 540,243 französische Milligramme, und hundert dieser Rotoli geben in Livorno 157 Pfund und 26 Centesimi Der zweyte Zentner besteht aus 150 Probpfunden, und mit diesem wird das Eisen und Baumwollgespinnst verkauft. Der dritte endlich wird aus 110 Probpfunden gebildet, und mit diesem wird die rohe Baumwolle verkauft. Seife, Honig, Feigen, Zibeben, Datteln und Butter werden mittelst Pfunden zu 27 Probunzen verkauft. Die rohe Seide wird mit Pfunden von 16 Unzen verkauft, allein es wird dabey eine Tara von einer halben Unze bey dem Pfunde zugestanden, und diese Waare ist die einzige bekannte, welche der Tara unterliegt.

Das Längenmaß wird Pikka genannt, und ist zweyfach, wovon jedes in acht gleiche Theile getheilt wird, die Robi oder Tomnie, d. h. Achttheile, heißen. Die Pikka der Mauren, deren man sich bey den Seiden=, Silber= und Goldbrokaten, so wie bey Musselinen, Spitzen und Borten bedient, hat 467 Millimeter Länge, und 43 Piche geben 34 Ellen in Livorno. Die Pikka der Türken, deren man sich bey Linnen, Wollstoffen und Baumwollmanufakten bedient, hat 623 Millimeter Länge, und 108 Piche geben 100 Ellen in Livorno.

Der Weizen und andere trockene Produkte werden mit dem Sahh gemessen, welcher in Livorno zwey Metzen (Staja) oder vielmehr genau 257 Bossolen, und in Frankreich 47.566 Millilitern entspricht.

Das Oelmaß heißt Kolla, und ist ein Krug oder irdenes Gefäß, welches 900 Kubikzoll oder 15.156 Milliliter in Frankreich hält. Der Gehalt kommt in Livorno dem Gewichte von 54 Pfunden und 9 Centesimi, wie auch 7 Bouteillen und 5 Vierteln gleich.

Die Fallirten unterlagen in Algier der Todesstrafe, die nur dadurch abgewendet werden konnte, daß der Fallirte sich und seine Effekten der Großmuth der Gläubiger überließ. Bey den Christen waren die Konsule und ihre Nationen verbunden, das Fehlende zu ergänzen.

VIII. Sittliche Bildung. Es ist wahrlich eine beklagenswerthe Erscheinung, die aber nicht in Abrede gestellt werden kann, daß in der Regentschaft Algier, wie überhaupt in dem übrigen Theile von Afrika, der Islamismus, zu welchem sich die Türken bekennen, die von ihnen im Zustande der Unkultur und Rohheit angetroffenen Völkerschaften noch mehr verwildert hat. Nur Handelsverbindungen und die Reich=

thümer des Grundes und Bodens konnten viele Städte an der Küste zum Daseyn oder zur Wiedergeburt hervorrufen, deren Einwohner eine Mischung verschiedener Völker sind, die nach und nach ins Land fielen. Diese Mischung stellt einen durch Gefälligkeit der Formen, vor allem aber durch die Lieblichkeit der Frauen ausgezeichneten Schlag von Menschen dar. Seit den entferntesten Zeiten war dieses Volk wegen seiner Unbeständigkeit und Treulosigkeit berüchtigt. Die angenommene Meinung ist großentheils noch gegründet; allein man muß bekennen, daß die Algierer nicht mehr jene entartete, gleich wilden Thieren reißende Ungeheuer sind, welche schon die Nennung ihres Namens anzudeuten schien. Sie bilden im Gegentheile ein geschäftiges, geschmeidiges, gewissermaßen einschmeichelndes Volk, welches bey den gewöhnlichen Vorfallenheiten des Lebens sich immer geschliffen, höflich und nicht selten artig zeigt. Es ist gewiß, daß troß der Unterjochung der Türken, welche sicher in dem allgemeinen Charakter der Mauren, der Abkömmlinge der alten Numidier, keine vortheilhafte Veränderung hervorgebracht hat, die Gemüthsanlagen und Sitten der Algierer seit funfzig Jahren eine Verbesserung wahrnehmen lassen, die demjenigen unmoglich scheinen würde, der lange Zeit nicht im Lande gelebt hat. Unter andern Ursachen trug dazu ohne Zweifel der Handel, und vielleicht noch mehr der Umstand bey, daß seit einem halben Jahrhunderte viele Algierer Reisen in verschiedene Länder der gesitteten Welt unternahmen. Dessen ungeachtet kann von Studium und Wissenschaft keine Rede in einem Lande seyn, wo beyde ganz ungekannt oder vernachläßigt, wenn nicht werthlos sind. Es lebt dort auch nicht ein Arzt, der geneigt wäre, von andern Mitteln, als Zaubersprüchen und Amuletten, Gebrauch zu machen. Jene, die lesen können, studiren höchstens die arabische Uebersetzung des Dioskorides und die Werke von Razis und andern afrikanischen Lehrern. Auf verwundete Theile legen sie frische Butter, für den Rheumatismus bedienen sie sich des Tupfens mit einer Lanzette, offene Wunden bringen sie dem Feuer nahe, bey Entzündungen wenden sie gewisse Blätter an, und auf Wunden von Schlangen= und Skorpionenbissen legen sie gekauten Lauch und Zwiebel u. s. w. Seit mehreren Jahrhunderten beschränken sich die Wissenschaften, denen sie einige Aufmerksamkeit schenken, auf die Arithmetik und auf die Anfangsgründe der Astronomie und Nautik dergestalt, daß es die Reis oder Korsarenkapitäne zuweilen dahin bringen, die Breite im hohen Meere durch Beobachtung des Sonnenstandes am Mittage bestimmen, und eine Art Tagebuch mittelst Tafeln führen zu können, die aus irgend einer europäischen Sprache in ihr Idiom übersetzt worden sind. Der Bücherdruck ist bey den Barbaresken unbekannt. Das Besorgniß, einer großen Zahl Kopisten Beschäftigung und Lebensunterhalt zu rauben, hat dort immer die Einführung desselben verhindert. Das Studium bleibt daher auch bey den gelehrtesten Mauren innerhalb der Grenzen des Korans. In Algier so wie beynahe in allen Städten und Flecken der Regentschaft gibt es aber zahlreiche Elementarschulen, wo Knaben von fünf Jahren und darüber um ein Geringes lesen und schreiben lernen. Die Art des Unterrichts ist jener des Bell und Lancaster ähnlich. Sie war wahrscheinlich die Urmethode, und ist im Lande so alt, als die Geschichte reicht. Es gibt auch Schulen für Mädchen, wo diese von Matronen im Lesen und Schreiben, wie auch in den nothwendigsten häuslichen Frauen= und Handarbeiten Unterricht erhalten.

Die Vergnügungen eines Volkes, welches keine Literatur, keine schöne Kunst und kein theatralisches Schauspiel kennt, müssen nothwendig sehr begrenzt seyn. Die Männer unterhalten sich gewöhnlich in den Kaffee= und Barbierbuden, in den Verkaufgewölben der Handels= und Gewerbsleute oder mit dem Anbau der Ländereyen und Gärten. Zuweilen sieht man sie auf feurigen Rossen durch das Land rennen, und seit einiger Zeit haben sie eine Leidenschaft für die Jagd, vorzüglich für die des Geflügels, gefaßt. In den Häusern und in den Buden ziehen sie Dame, spielen im Königsbrette oder Schach. Im Uebrigen liebt der Maure, zumal der wohlhabendere, weder die Gesellschaft, noch lärmende und öffentliche Gelage. Die Frauen vergnügen sich bloß bey ihren Zusammenkünften in den öffentlichen Bädern und in ihren Häusern in der Stadt oder auf dem Lande, bey Gelegenheit der Verlobungs= und Beschneidungsfeste und anderer Feyerlichkeiten. Man hält dafür, daß die Mauren ein angebornes und originelles Talent für Musik haben, sie spielen auch auf vielen von ihnen selbst erfundenen Instrumenten; allein sie wenden dabey die Grundregeln der Kunst nie an. Die Musik ist aber aus den Moscheen durchaus verbannt, und die Imame oder Religionsdiener schleuderten die Blitze der Exkommunikation gegen jeden, der es sich zum Vergnügen machen sollte, harmonische Töne anzuhören. Pananti behauptet, daß ihre Musik angenehm zu hören ist, und viel der charakteristischen Melodie der Schotten und des Landes Wallis ähnlich ist.

Pananti beschreibt in seinem Werke: Die Christen und Barbaresken, die Sitten, die Sprache, die Religion, die Gebräuche und andere Eigenheiten aller auf dem Gebiete der Regentschaft zerstreuten Völker in moralischer und bürgerlicher Hinsicht ausführlich. Er beurtheilt diese Völker weniger strenge, als andere Schriftsteller und Reisende, und versichert, daß unter ihnen gefällige Sitte, Frugalität, Ehrfurcht der Kinder für Aeltern, Achtung der Gräber, Muth und Gastfreundschaft weder unbekannte noch seltene Tugenden sind.

§. 3. Monographie oder angewandte Statistik.

Die Aufgabe dieses Theils der Statistik kann so lange nicht befriedigend gelöst werden, als das Schicksal der Regentschaft Algier nicht definitiv entschieden ist. Die folgende Darstellung dürfte aber immerhin ein bleibendes historisches Interesse gewähren.

IX. Regierung und Gesetzgebung. Die Regierung von Algier war eine militärische Republik mit einem despotischen Oberhaupte und Präsidenten einer Regentschaft, die aus dem Diwan und einem großen Rathe bestand, in welchen alle großen Militärkommandanten eintraten, deren Zahl nicht bestimmt war. Diese Regentschaft ernannte den Dej, und berieth sich mit ihm über alle Geschäfte, die dieser ihr mitzutheilen fand. Der Titel Dej, welcher in der türkischen Sprache Oheim bedeutet, und in Algier beynahe gar nicht gekannt ist, wurde nur von Fremden dem Oberhaupte der Regentschaft beygelegt. In den öffentlichen Verhandlungen führte er den Titel Effendi oder Excellenz, und diesen Titel gaben ihm seine alten Kriegsgefährten. Von den Mauren wurde er Baba, d. h. Vater, oder Emir=al=mumenin, was so viel als Herrscher der Gläubigen sagen will, genannt. Die Europäer, welche sich in Algier niedergelassen hatten, hießen ihn großer Patron. Das Wort Dej in seiner gegenwärtigen Bedeutung ist vielleicht arabischen Ursprungs, und stammt von dem verdorbenen Bei oder Bai, welches

ruhmwürdig, erhaben, hervorragender als die übrigen oder auch von Beig ab, welches einen Räuber bedeutet. Wir indessen glauben, daß das Wort bloß von Daj oder Dej abstammt, das einen Fremden, aus der Fremde berufenen, zuweilen einen Usurpator, oder einen Menschen, der sich die Regierung anmaßt, nach dem arabischen Stammworte D a a bedeutet, welches nebst der Bedeutung des Rufens, Berufens, Ernennens, Einladens, Bewegens, Forderns u. s. w. zugleich den Begriff des Anmaßens, Zueignens, Usurpirens u. s. w. in sich schließt. Der zuletzt regierende Dej hieß Husein, ein Name, der einen Schönen und Zierlichen bedeutet. Er war mehrere Jahre Minister des Innern, und folgte dem Dej Ali, der an der Pest starb, am 1. März 1818 in dieser Würde nach. Er ist nicht viel weniger als 56 Jahre alt, und man sagt von ihm, daß er ein Mann von schönem Aussehen, kräftig, scharfsichtig, liebreich, unerschrocken und in seinen Beschlüssen unbeugsam ist. Die Regentschaft war bloß ein Name. Alle Autorität vereinigte sich in dem Dej, der gleich unmittelbar nach seiner Erwählung alle Souveränitätsrechte ausübte. Er gelangte zu seinem Posten immer aus der Mitte des türkischen Soldatenkorps durch die Wahl seiner Gefährten, mithin nicht durch gesetzliche Nachfolge oder Erbschaft. Allein obschon seine Wahl in den Formen und in dem Geist rein demokratischer Republiken vor sich ging, so übte er doch die Macht des ersten Despoten auf der Erde. Die solenne Einführung in den Besitz seiner Gewalt erfolgte jedoch nicht früher, als bis er den Firman des Großherrn, gewöhnlich begleitet mit der Verleihung des Kaftans, erhalten hatte. Der Kaftan besteht aus einer Art türkischen Kleides und einem Ehrensäbel, welcher von einem Kavidschi baschi oder Kämmerer der hohen Pforte gebracht wird. In Zeiten der zunehmenden Wohlhabenheit wurde vom Dej in Algier einmal in drey Jahren dem Sultan ein Geschenk gemacht, welches ein Gesandter gewöhnlich in einem seltenen Gefäße überreichte. Dieses Geschenk erreichte manchmal den Werth von mehr als drey und einer halben Million Franken. Obwohl die Wahl des Dej nicht regelmäßig war, wenn sie sich nicht als das Resultat der Deliberationen des Diwan darstellte, so war sie dennoch beynahe immer nur die Wirkung der Intrigue der herrschenden Partey in der türkischen Miliz, und artete mehrere Male in Trauerscenen aus. Ein Dej wurde oft gemordet, um einem glücklicheren Abenteurer zu weichen, und seine Freunde und Anhänger gingen mit ihm unter, oder wurden beraubt und aus dem Lande verbannt. Diese Revolutionen folgten sich mit einer so reißenden Schnelligkeit, daß sich niemand einen Begriff davon machen kann, der nicht in der Mitte jenes Räubergesindels gelebt hat, und nicht den Charakter und die Barbareyen der Türken gründlich kennt.

Nachdem der Dej auf den Thron erhoben worden war, ernannte er seine Minister. Diese waren: 1) der C h a s n e d s c h i, oder der Minister der Finanzen und des Innern; 2) der K a h j a, oder der Portier des Dej, dessen Stelle er vertrat, eine Art Justizminister; 3) der A g h a, oder Kommandant en Chef und Kriegsminister; 4) der W e k i l c h a r d s c h, von P a n a n t i Michelacci genannt, Kommandant der Flotte, und größtentheils Minister der auswärtigen Angelegenheiten; 5) der C h o d s c h a C a v a l l o, dirigirender Minister und Kommandant der Kavallerie, der Adjudant des Dej und Intendent der Nationalgüter; und 6) der B e i t - e l - m a l d s c h i, Schatzmeister der Hausrenten und Richter in Erbschaftsangelegenheiten, dessen Amt sich sehr wichtig zeigte, da er der Einnehmer der besten Einkünfte des Regenten war. Sein Titel dem

reinen arabischen Worte nach bedeutet einen Schatzmeister, oder vielmehr wörtlich einen Kassier des Schatzes. Nebst diesen Ministern bestanden noch vier Chodscha, Staatssekretäre des ersten Ranges, und acht Untergeordnete, deren jeder eigene Obliegenheiten hatte. Unter den übrigen Staatsämtern waren die wichtigsten: der Dewletlu, oder Chef der Justiz, der den Verträgen das Siegel beydrückte; der Agha des Stockes, der die Bastonaden anordnete und in Vollzug setzte; der Meschwar, der Minister der guten Regierung, Aufseher über die sittenlosen Dirnen und über die Scharfrichter; der Scheich-el-beled, Gouverneur oder Panierträger der Hauptstadt, der in seinem Hause die maurischen Weiber züchtigen ließ; der Dragoman des ersten Ranges, oder der erste Dolmetscher des Pallastes; und endlich der Reis-el-marsa, oder Hafenkapitän. Die Minister und andere Regierungsbeamte erhielten keinen andern Gehalt, als ihren Sold als Soldaten der Miliz; allein sie entschädigten sich in vollem Maße durch Erpressungen und Plackereyen aller Art.

Unter den Barbaresken gilt kein anderes bürgerliches Gesetzbuch als der Koran und die Reihe von Kommentarien, die demselben von Malek-Ben-Anes, von Chalil-Ben-Ishak-el-Maleki und Abu-l-Hasan-el-Eschaari beygefügt worden ist. Die Gewohnheit hat überdieß in diesen Ländern Gesetzeskraft. Da keine Aenderung eintritt, so währen alle Mißbräuche fort, und es wird kein Schritt zu einem vollkommenern Zustande gemacht. Die bürgerliche Gerechtigkeit wird von den Kadi, d. i. türkischen und maurischen Richtern, verwaltet, die alle Tage, mit Ausnahme des Freytags, zu Gericht sitzen. Ihre Macht ist sehr eingeschränkt, allein ihr Verfahren ist sehr einfach, fördernd und vor allem wenig kostspielig. Jeder vertheidigt sich selbst, es werden nur einige Beweise und wenige Zeugnisse gefordert. In einer Viertelstunde wird der Schuldige vor Gericht gestellt, verhört, abgeurtheilt, beraubt, gezüchtigt oder aufgeknüpft. Die Kriminaljustiz ist beynahe ganz in den Händen des Dej und seiner Minister, unter welchen besonders der Agha des Stockes eine fast unumschränkte Gewalt hat. Die Folgen dieser Gerechtigkeitspflege sind unausweichlich, und treten schnell ein. Die gemeinsten Verbrechen, als Todschläge, Diebstähle, Münzverfälschungen, Raub, betrügerische Fallimente, Verrath, Verschwörungen, Sodomie und Ehebruch werden alle mit dem Tode bestraft; selten kommt der Schuldige ungestraft davon. Die Räuber und insbesondere die Straßenräuber werden mit abgehauener Hand, die ihnen hinten an den Schultern hängt, auf einen Esel gesetzt. Wenn ein Christ oder ein Hebräer sich mit einem muselmännischen Weibe vergangen hat, wird er unvermeidlich mit dem Tode bestraft; allein er muß auf der That ertappt worden seyn; denn sonst erhält er, wenn nicht eine Volksbewegung Statt gefunden hat, eine tüchtige Tracht Schläge. Das schuldige Weib wird beynahe nackt auf einen Esel, den Kopf gegen den Schweif gekehrt, mit verhülltem Angesichte, gesetzt, ringsum durch das Land geführt, und dann in einen Sack gesteckt und im Wasser ertränkt oder im Kothe erstickt. Der Vermittler der Liebesintrigue wird eben so wie der Sünder bestraft. Für Verfälschungen von Schlüsseln oder Schriften wird die rechte Hand abgehauen; aus Gnade wird diese mit der linken verwechselt. Meuterer, Verschworne und Hochverräther werden erdrosselt. Die Gemeinden sind verbunden, für jeden Diebstahl, der in ihrem Gebiete begangen wird, Schadenersatz zu leisten. Gewöhnlich war der Dej bey Führung von Kriminalprozessen und bey Fällung der

Urtheile hierüber anwesend. Wenn die Verbrecher Türken sind, so werden sie erdrosselt; sonst werden die Eingebornen aufgehängt, geköpft, verstümmelt oder auch über eine Mauer auf spitziges Eisen geworfen und gepfählt, und bleiben so durch mehrere Tage haften, wo sie ein blutiges, schreckenvolles Schauspiel darbieten. Die Hebräer werden manchmal aufgeknüpft, zuweilen wird ihnen der Hals abgeschnitten, aber größtentheils werden sie lebendig verbrannt. Wenn gleich die Gerechtigkeit wachsam, schnell und unerbittlich ist, so fehlen ihr dagegen doch ihre schönen Begleiter: die Milde und die Barmherzigkeit. Alle Strafen sind daher zu strenge, und die Bastonade ohne Rücksicht und Maß. Gewöhnlich werden die Stockstreiche oder die Streiche mit der Sehne — die zuweilen die Zahl von neunhundert übersteigen, — auf die Fußsohlen, auf die Schenkel oder auf den hintern Theil, aber nicht selten sogar auf den Bauch und auf das Dickbein gegeben. Auch die Weiber unterliegen der Bastonade. Gewöhnlich werden sie von starken Personen ihres Geschlechts mit einer Ruthe oder Peitsche auf die Theile von den Schultern bis zu den Waden, je zuweilen auch mit Streichen auf Brust und Schooß gezüchtigt. Im Allgemeinen ist es ein beliebter Grundsatz der Algierer, daß es besser ist, einen Unschuldigen zu bestrafen, als einen Schuldigen entkommen zu lassen.

X. Verwaltung und Polizey. Die drey Provinzen Konstantina, Titteri und Maskara werden von Bejs beherrscht, die der Souverän ernannte, dessen Statthalter sie waren. Sie kommandiren die Heere in ihren respektiven Provinzen, über welche sie eine souveräne Gewalt üben. Ein Kiatib, oder ein vom Dej persönlich ernannter Intendent begleitete immer diese Gouverneure, und war mit der Civilverwaltung beauftragt; allein die Völkerschaften gehorchten ihm selbst in der Nähe der Stadt, wo er residirte, und der von türkischen Soldaten besetzten Verschanzungen nur wenig. Die Gebirge sind überhaupt von fast ganz unabhängigen Stämmen bewohnt, die nach Art der alten Völker unter patriarchalischer Regierung leben, und so zu sagen immerwährenden Krieg mit der Regentschaft führen. Jede Provinz wurde geschätzt, und hatte alle sechs Monate eine bestimmte Summe in den öffentlichen Schatz zu entrichten. Um diese Taxe einzuheben, waren die Bejs immer beschäftigt, mit gewaffneter Hand in die Landschaften jener Stämme einzufallen, und wenn sie viele Abgaben eingehoben, viele Räubereyen sich erlaubt, und ganz besonders neue Ländereyen dem Reiche zugeschlagen hatten, wurden sie von den Türken gefeyert, und mit großer Auszeichnung behandelt. Die Reichthümer dieser Gouverneure sind ungemein beträchtlich, weil sie in letzter Auflösung nichts als öffentliche Abgaben einzutreiben hatten. Nur alle drey Mondenjahre mußten sie sich in die Hauptstadt verfügen, um über ihre Verwaltung Rechenschaft zu geben. Solche Besuche kosteten ihnen viel, zuweilen über eine und eine halbe Million Franken; denn sie mußten dem Dej so wie den Gliedern des Diwans ansehnliche Geschenke geben, um ihre Anstellungen, wie auch in einigen Fällen das Leben zu erhalten. Oft fanden sie verschiedene Vorwände und Gründe, nicht dahin zu gehen, retteten sich mit ihren Schätzen, und zogen in die Gebirge von Kouko oder sonst an einen Ort, wo sie ein angenehmes Leben führten. Mit der Zeit gelang es ihnen, mit dem Opfer eines Theiles ihres Geldes den übrigbleibenden Theil zu erhalten. Wenn auch die Afrikaner zu Zeiten einem öffentlichen Diener, der unverschämt Abgaben eintreibt, oder einem betrügerischen Minister den Prozeß machen, so wird doch im Ganzen mehr auf den

Vortheil des Schatzes, als auf das öffentliche Wohl gesehen. Wenn Beschwerden gegen einen Bej vorkamen, ward dieser abgesetzt, und der Dej konfiszirte dessen Güter, die er seinem eigenen Schatze zuwendete. Unter den Bejs stehen die Kaide oder Gouverneure der Städte und Flecken, die ihre Posten kaufen und alles verkaufen. Wer nicht von der Tyranney der Bejs gedrückt wird, leidet unter dem Drucke der Kaidi.

Die Tschausche waren Abgesandte des Staats, oder vielmehr unerbittliche Vollzieher des absoluten Willens des Dej, und sind es noch bey den Gouverneuren in den Provinzen, die immer deren vier ihrem Ministerium zugetheilt haben. Einige dieser Tschausche sind Türken, um ihre Landsleute, die schuldig oder verdächtig sind, zu arretiren; andere sind Mauren, und von einem weniger ausgezeichneten Range, um die maurischen Unterthanen zu verhaften. Sie sind alle Leute von außerordentlicher Stärke und Größe, sie sind grün gekleidet, ihr Turban geht in die Spitze, und sie tragen eine rothe Schärpe schräg über den Körper.

Die Polizey oder die gute Regierung war in Algier das Werk einer tief gegründeten Tyranney und eines ungeheuern Schreckens, den eine Regierung, bewaffnet mit List und Rachsucht, einem verworfenen, herabgewürdigten Volke einflößte. Wie in allen Orten der Barbarey, so wird auch vorzüglich in der Hauptstadt und in den andern Städten eine vortreffliche Polizey sowohl im Allgemeinen, als im Besonderen wahrgenommen. Eine Wache macht die ganze Nacht hindurch die Runde; andere Wächter stehen bey den Thüren der Magazine und der Buden, und sind verantwortlich für die Diebstähle, die sich dort ereignen, wofür sie sich mit einer geringen Erkenntlichkeit begnügen. Die Soldaten streichen an den Marktagen über den Platz, und der Beamte Meschuar ist die ganze Nacht in der Bewegung, indem er bey jedem Geräusche herbeyspringt, und die Lustdirnen, die die vorzüglichste Ursache alles nächtlichen Lärmens sind, so wie die Schankhäuser überwacht, wo die Müßiggänger und Unruhstifter sich versammeln. Jeden Morgen hatte er dem Dej Bericht zu erstatten, welcher über alles bis ins Kleinste unterrichtet werden mußte.

XI. Staatswirthschaft, Oekonomistik. Bey ungebildeten Nationen gründen sich die Reichthümer des Staates auf die vorhandene Masse der beweglichen und unbeweglichen Güter der Einwohner und Gemeinden. In der Barbarey kennt man keine Berechnung und Theorie der öffentlichen Oekonomie. Wenn das Oberhaupt der Regentschaft Geld bedarf, oder ein Gelüste darnach hat, läßt es zwey oder drey Gouverneure der Provinz erdrosseln, konfiscirt die Güter irgend eines reichen Großen, welches den Schwamm ausdrücken heißt, und ordnet einen Einfall der Türken in die Länderenen der Beduinen oder unabhängigen Kabilen an. Bis in die neueste Zeit war das Oberhaupt einer Regentschaft in der Barbarey bey Geldnöthen nicht verlegen. Es kündigte oft plötzlich den Krieg irgend einem christlichen Staate an, und ließ Jagd auf seine Schiffe machen, wenn es nicht unmittelbar mit einem großen Geschenke oder Tribute versöhnt oder besänftigt wurde.

Die ordentlichen Einkünfte der Regentschaft wurden gebildet: 1) aus den Tributen der beyden Bejs oder Gouverneure von Konstantina und Oran; 2) aus dem Zehent von allen Ernten in Natur, zu dessen Erhebung eigene Kunstverständige an Ort und Stelle kamen; 3) aus der auf die Wohnungen der Beduinen und der Kabilen gesetzten Taxe; 4) aus der Substanz des Vermögens derjenigen, die ohne Erben sterben; 5) aus den auf alle Waaren, die im Hafen ankommen, und daraus

geführt werden, gelegten Zollgebühren; 6) aus der Ankergebühr, die jedes Schiff entrichten muß; 7) aus den Teskerè genannten Lizenzen, die für Einkäufe und Ausfuhren ausgestellt wurden; 8) aus dem Verkaufe des Salzes und anderer Monopolien; 9) aus den Konfiskationen und andern Erpressungen; 10) aus dem Seeraube; endlich 11) aus den von den christlichen Fürsten gezahlten Subsidien oder gemachten Geschenken, die von ihnen das Uebliche genannt wurden. Der Dej hatte das absolute Eigenthum dessen, was in andern Staaten der Staatsschatz ist. Sein Schatz war ungemein reich. Man schätzte ihn in der letzten Zeit auf wenigstens 45 Millionen harte Silberthaler. Es bleibt unläugbar, daß es wenig Länder in der Welt gibt, wo das bare Geld, und vor allem Juwelen in so großem Ueberflusse vorhanden wären, als in Algier. Nach Shaler betrugen im Jahre 1822 die ordentlichen Einnahmen der Regentschaft 514,800 Thaler, die Auslagen des Chasne oder des Schatzes der Regentschaft aber 859,000 Thaler; es blieb sohin eine Lücke im Budget von 334,200 Thaler, welche Summe, in Verbindung mit dem Verluste, der bey Vergleichung des oben erwähnten Aktiv- und Passivhandels hervorkömmt, ein Deficit von mehr als einer Million darstellt, das durch Erpressungen, Konfiskationen und den Seeraub gedeckt werden mußte. Die Regierung von Algier konnte daher ohne einen immerwährenden innern und äußern Krieg, vorzüglich mit christlichen Seemächten, nicht bestehen.

Wenn die Amazigen, die den größten Theil der Bevölkerung bilden, fähig gewesen wären, sich zu einigen, würden sie in kurzer Zeit Herrn der Regentschaft geworden seyn; allein da sie in tausend kleine patriarchalische Republiken getheilt sind, bekriegen sie sich wechselseitig, und die Regierung von Algier, dieß benützend, war bemüht, das Feuer der Zwietracht unter ihnen zu nähren, und solche Kriege zu erregen, um dem Geiste der Unruhe zu ihrem Vortheile eine Richtung zu geben, und sie getheilt unter der Ruthe des Despotismus zu erhalten. Dessen ungeachtet ließ sich ihre Unabhängigkeit noch nicht heben, und man hat kein Beyspiel in der Geschichte von Algier, daß ein Stamm der Amazigen oder Berebern je vollkommen wäre unterworfen worden. Sie halten den Krieg bis auf das Aeußerste aus, und wenn sie einmal geschlagen worden sind, so zerstreuen sie sich, und gesellen sich zu andern verwandten kriegerischen und unabhängigen Stämmen. Die mächtigsten und stärksten dieser Stämme bevölkern die Gebirge der Provinz Konstantina, und namentlich die Gipfel und Abhänge der Berge Auras und Giurgiura.

Die ordentliche Kriegsmacht der Regentschaft bestand in beyläufig zwanzigtausend Mann Türken, Koloulen, Araber oder Mauren. Die ersten und zweyten bildeten die Infanterie, die Araber und Mauren aber die Kavallerie. Dieses Soldatenvolk war in Garnisonen und fliegenden Lagern vertheilt. Die Türken wurden jährlich gewechselt. Da ein großer Theil der erwähnten Truppen, die Türken und Koloulen nämlich, bloß in der Rolle eingeschrieben war, und den Dienst abwechselnd versah, so war unter denselben von einem Reglement oder einer Disciplin keine Rede. Die Armee wurde in Regimenter oder vielmehr in Banden, Oda oder Orta genannt, eingetheilt, zu welchen nur Türken zugelassen werden konnten. Die Mauren und Araber bildeten das Korps der Soua oder Sovavi, und hatten türkische Offiziere. Der Feldaga kommandirte die Heere im Kriege. Unter ihm kommandirten die Bulukbaschi, oder Hauptleute der Kompagnien und Kommandanten der Festungen. Sie hatten unter sich die Oda-baschi oder Lieutenante und

die Wekil=chardsch, die Kriegskommissäre und zugleich Verpfleger der Kompagnien sind. Man konnte nur durch den Dienst und nach dem Dienstalter befördert werden. Die ledigen Soldaten hatten Privilegien und Emolumente, die den verheirateten nicht zugestanden wurden. Sie wurden alle gut und pünktlich bezahlt. Das Korps der Kuloghli und Sovavi verstärkte das Heer von fünf= auf sechstausend, und die Beduinen eilten auf den Ruf des Dej mit einer zahlreichen Kavallerie herbey. Die Beduinen werden von Emiren und Scheichen befehligt, und tragen als Waffe einen Dscherid, oder Zweig der Dattelpalme, welcher eine Art knotiger und elastischer Lanze mit einem scharf zugespitzten Eisen an dessen Ende bildet. Diese Halbbarbaren greifen an, verwunden, wenden und fliehen ganz so, wie ihre Vorfahren, die alten Numidier. In der Expedition gegen Tunis brachte die Regentschaft über funfzigtausend Streiter auf die Beine. In der letzten Zeit bildete der Dej neue Korps aus Eingebornen und schwarzen Sklaven aus dem Innersten von Afrika, die sich aber nicht furchtbar zeigten.

Die Horden der Völkerschaften, aus welchen die türkische Miliz in Algier ihre Verstärkung erhielt, wanken, wenn sie nach dem ersten Anfalle Widerstand finden, und wenn sie mit unvermutheten, schnellen und besonderen Evolutionen überrascht werden, verwirren sie sich, und vermögen sich, einmal in Unordnung gesetzt, nicht wieder zu ordnen. Es fehlt ihnen an einer gut geleiteten Artillerie; sie führen immer Zelte, viel Gepäcke, ja sogar Weiber, Söhne und zahlreiche Herden mit sich, die sie auf dem Marsche in große Verlegenheit setzen, und bey widrigen Ereignissen eine Verwicklung hervorbringen, die sich nicht mehr entwirren läßt. Sie verstehen ferner nicht die Kunst, sich zu verproviantiren; mit dem Eintritte der schlechten vor allem der Regenzeit, wollen sie zu ihren Wohnstätten zurückkehren, sie zerstreuen sich mit Ungestüm, werden undankbar, stürmisch und blutgierig, und bringen unglückliche Generale um. Ihre Art, sich zu schlagen, ist die des Anfalls und der Stärke; sie sind geschickt im Ueberfalle und in Vermeidung des Ueberfalles; wenn sie den Vortheil des ersten Angriffes haben, sind sie furchtbar genug; allein wenn sie zurückgeworfen und geschlagen worden sind, tritt die Muthlosigkeit bey ihnen ein, weil sie Soldaten sind, die wohl Muth haben können, aber im Unglücke ein widriges, unabwendbares Schicksal zu sehen glauben.

Die Mauren können ohne Krieg nicht leben, und da sie diesen für ehrenvoll gehaltenen Erwerb zu Lande sich nicht immer verschaffen konnten, wurde der Seeraub, so zu sagen, der Grundpfeiler der Regentschaft. Um diese Seeräuber zu Feindseligkeiten zu veranlassen, bedurfte es nur eines nichtigen Vorwandes.

Die Seemacht von Algier bestand sonst in einer großen Zahl Galeeren, Schebecken und Kanonenböten. In neuerer Zeit wurden diese Fahrzeuge nach dem Maße der Fortschritte gemodelt, die Europa in der Schiffbaukunst und Seetaktik gemacht hatte. Vor dem Jahre 1815 bestand die Flotte von Algier aus vierzig größeren und kleineren, mit vierhundert Feuerschlünden bewaffneten Fahrzeugen. Im Jahre 1816 wurde sie von den kombinirten brittischen und niederländischen Geschwadern beynahe ganz vernichtet. In wenigen Monaten darauf rüstete die Regentschaft jedoch mit Beyhülfe der Geschenke des Großherrn, des Sultan von Marokko und des Pascha von Tripolis eine neue Flotte aus. Bey dem Ausbruche der Feindseligkeiten mit Frankreich im Jahre 1827 besaß Algier vier Fregatten zu 62, 50, 40 und 36 Kanonen, zwey Korvetten

zu 26 und 24, drey Briggs zu 20, 18, 16, acht Goeletten zu 16 bis 12. eine Polacke zu 20, eine Schebecke zu 10 Kanonen, und ungefähr 35 Kanonierschaluppen und Mörserböte, im Ganzen 54 größere und kleinere Fahrzeuge mit 470 Kanonen.

Das Seearsenal war immer reich mit Bauholz und allem Nöthigen zum Baue, zur Ausrüstung, Bemannung und Verdopplung der Schiffe jeden Ranges versehen. Die Regentschaft unterhielt in ihrem Dienste fortwährend ein Korps von dreytausend Seeleuten, welches im Nothfalle in kurzer Zeit bis auf sechstausend gebracht werden konnte. Die Seeleute so wie ihre Offiziere hatten aber weder Kenntnisse, noch sonst eine hinlängliche Gewandtheit. Ihre an Verzweiflung grenzende Unerschrockenheit war bloß die Ausgeburt des Geistes der Intrigue und einer ungezähmten Habgier; sie war ganz ohne Frucht und haltbare Grundlage. Ihre Thätigkeit aber, ein Geschwader zu schaffen, welches in die See stechen sollte, hatte vielleicht in keinem Lande der Welt ihres Gleichen. In einer Fregatte des ersten Ranges wurden meistens fünfhundert Mann eingeschifft, von denen hundert Türken waren, welche die Offiziere und Seesoldaten bildeten; der Ueberrest war das Schiffsvolk, zusammengesetzt aus Kolouleu, Mauren und Sklaven. Im Stapel und so lange eine Flotte ihre Segel dem Winde nicht Preis gab, stand dieselbe ganz unter den Befehlen des Wekilchardsch und des Reis-el-marsa oder Hafenkapitäns; allein sobald sie in die See stach, hatte sie dem obersten Befehle eines vom Dej für die Expedition ernannten Admirals zu gehorchen, der nicht immer der älteste im Dienste, sondern ein Mann war, welcher für den tüchtigsten und erfahrendsten gehalten wurde. Unter ihm kommandirten ein Viceadmiral, die Rais oder Kapitäne der verschiedenen Fahrzeuge, die Unterrais oder Lieutenants, die Oberkanoniere und die Boots- oder Steuermänner.

XII. Diplomatie. Die algierischen Seeräuber scheinen durch Beweise von Ehrerbietung, mit welchen sie von zwey der größten europäischen Seemächte in ihrer anmaßenden Mißachtung des Völkerrechtes bisher bestärkt worden waren, nur darum als Staaten erhoben oder vielmehr absichtlich aufgestellt worden zu seyn, um den Handel so wie die Schiffahrt der Staaten des zweyten und noch geringeren Ranges zu beirren und zu vernichten, und sohin den ersten das ausschließende Vorrecht dieser beyden Zweige der allgemeinen Industrie zu sichern.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß Großbrittanien, Frankreich, die vereinigten Staaten von Nordamerika, Sardinien und die Niederlande in verschiedenen Zeiten gegen die anmaßenden Forderungen der Regentschaft sich gesichert hatten, und daß ihre Verhältnisse mit denselben durch feyerliche und unabhängige Verträge geregelt worden sind, in Folge deren sie keinen Tribut oder bestimmte Subsidien zahlten. Spanien war in neuerer Zeit in demselben Falle, allein in der neuesten stand es in einem Verhältnisse mit Algier, das von dem Kriegszustande nicht viel verschieden war. Die Regierungen von Oesterreich und Rußland betrachteten Algier als eine Provinz des osmanischen Reiches, und verpflichteten die Pforte, für den Schaden einzustehen, den ihre Unterthanen von den Algierern erleiden dürften. Allein diese Vermittlung war immer sehr unzureichend, und Pananti versichert, daß er dort Sklaven geboren aus Triest und Odessa gesehen habe, so wie in neuester Zeit daselbst noch Individuen aus Riga und Fiume gesehen wurden. Dänemark, Portugall, Skandinavien und beyde Sizilien zahlten eine jährliche vertragsmäßige Subsidie, der Kirchenstaat wurde von Frankreich in

Schuß genommen; Toskana erlangte erst vor Kurzem für eine, ein für allemal ausgelegte, mäßige Summe einen fortdauernden Frieden. Mit allen übrigen Nationen lebten die Algierer in immerwährendem, nicht abzuwendendem Kriege. Jene Nationen, die mit ihnen Friedenstraktate geschlossen hatten, unterhalten in Algier diplomatische Agenten, die den Titel von Generalkonsulen führen. Diese genießen gewöhnlich alle Rechte, Privilegien und Immunitäten, welche die ottomanische Pforte den Gesandten und andern in Konstantinopel residirenden auswärtigen Ministern zuerkennt, mit Ausnahme des Asylrechtes, das in Algier nie anerkannt wurde, oder wenigstens zweifelhaft blieb.

Einem sehr alten orientalischen Gebrauche gemäß mußte jeder in Algier ankommende Konsul gleich Anfangs dem Dej ein Geschenk machen, welches mit der Zeit ein wahrer Tribut wurde, und nach dem Herkommen beyläufig von dem Werthe von eilftausend harten spanischen Thalern seyn mußte. Da diese neue Art Geld zu erwerben die Habgier einer afrikanischen Regierung reizen mußte, so nahm jene von Algier keinen Anstand, zu fordern, daß alle zwey Jahre wenigstens ihr ein neuer Konsul gesendet, oder daß in diesem Zeitraume das Geschenk erneuert werde. Die tributären Mächte scheuten sich nicht, in diese Forderung zu willigen. Großbrittanien und die vereinigten Staaten von Nordamerika waren immer sehr behutsam und auch wohl sparsam in der Anerkennung solcher Kontributionen, allein Frankreich und Spanien vervierfachten zuweilen unter dem Scheine einer königlichen Freygebigkeit die gewöhnliche Summe der geforderten Geschenke. Die Lage der Konsule war unter jenen Barbaren gefahrvoll, und geeignet, Furcht zu erregen. Wenn ihrem Staate der Krieg erklärt worden, wurden sie verhaftet, und ihnen Eisen angelegt. Wenn sie wegen ihres thatkräftigen Charakters mißfielen, wurde ihre Abrufung gefordert. oder sie wurden auf ein Fahrzeug gesetzt und verjagt, oder man steckte arglistig ein muselmännisches Weib in ihr Haus oder in ihre Gärten, erregte einen Tumult des fanatischen Pöbels, und der Konsul mußte sich dann glücklich schätzen, wenn er sich durch die Flucht retten konnte. Wie oben bereits erwähnt wurde, unterhalten die Biskarinen und Mozabi in Algier eine Art Konsule, die E m i n heißen, die vom Dej und dem Diwan anerkannt waren, und eine unbeschränkte Gerichtsbarkeit über ihre in der Hauptstadt wohnenden Nationalen ausübten. Diese letzteren bilden den ruhigsten Theil der Einwohner, und sind unter ihnen die rechtlichsten.

Algier lebte zuletzt mit allen Mächten der Barbarey im Frieden. Wenn auch mit P a n a n t i vorausgesetzt werden könnte, daß diese Mächte, sobald sie unter sich im Frieden leben, gegen ein christliches Heer sich wechselseitig Hülfe leisten, so traf diese Voraussetzung doch bey dem letzten Angriffe auf Algier nicht ein, der mit der Einnahme dieser Stadt schloß, weil der Dej von Algier unter den Beherrschern der Regentschaften der dritte im Range, durch seine Kriegs= und Geldmacht, so wie durch seinen Uebermuth seit langer Zeit der Gegenstand des Neides und des Hasses sowohl des Scheriffs von Marokko, als des Bej von Tunis und des Pascha von Tripolis war.

Obwohl übrigens die osmanische Pforte immer die Algierer zu ihren Unterthanen oder wenigstens zu ihren Vasallen zählte, und die Algierer auch von der türkischen Regierung als wahre Unterthanen behandelt worden sind, so beschränkte sich diese Abhängigkeit doch immer nur auf die Bekleidung des Dej mit dem Titel eines Beglerbej und Pascha von zwey Roßschweifen, so wie auf die Verbindlichkeit, in einem Kriege

der Pforte, wenn es gefordert würde, mit Soldaten, Schiffen und Geld beyzustehen. Indessen wurden die Münzen in Algier immer mit dem Namen des Großherrn geschlagen, und in den Moscheen, so wie in der Türkey, feyerliche Gebete für den Sultan als Kalifen und Nachfolger des Mahomet gehalten. Die öffentlichen Verordnungen der Regentschaft begannen jedoch immer mit folgendem Eingange: Wir großen und kleinen Glieder der mächtigen und unbesiegten Miliz von Algier und des ganzen Reiches haben beschlossen und beschließen ꝛc.

* * *

Inbegriff der Geschichte von Algier als eines Raubstaates.

Dieses Land hatte größtentheils die Schicksale mit den anderen Ländern der Barbarey gemein, als Jusuf Seiri, ein arabischer Fürst, im Jahre 935 die Stadt Algier erbaute, die zwey Jahrhunderte später mit ihrem Gebiete unter die Botmäßigkeit verschiedener, nach einander folgender Herrn gelangte, bis sie im funfzehnten Jahrhunderte sich zu einer Republik oder unabhängigen Regierung gestaltete, welche im immerwährenden Kriege mit ihren Nachbarn, und beynahe mit allen christlichen Nationen lebte. Die Epoche des ersten Anfangs der Seeräubereyen der Algierer kann in die Zeit gesetzt werden, in welcher die Mauren nach ihrer gänzlichen Vertreibung aus Spanien sich im Jahre 1492 zu ihren Religionsbrüdern auf den Küsten von Afrika begaben. Ein Theil dieser vertriebenen Flüchtlinge setzte sich in Oran und in Algier fest, wo er faktisch den Seeraub gegen die spanischen Schiffe, und bald darauf gegen die Schiffe aller Nationen zu üben begann.

Seit dem Jahre 1509 ließ Ferdinand der Katholische, nachdem er die Stadt Oran genommen und wieder verloren hatte, ein Fort auf der kleinen vor dem Hafen zu Algier gelegenen Insel erbauen. Die Algierer riefen in jener Zeit zu ihrer Hülfe den berüchtigten Seeräuber Orusdch herbey, von seinem Schiffsvolke Baba=Orudsch, d. i. der Baba oder Vater Orudsch genannt, woraus die Geschichtschreiber jener Zeit den Namen Barbarossa bildeten. Nachdem er zu Gigeri angelangt war, setzte er sich bald darauf in den Besitz der Souveränität, und ließ den Selim Eutemi, König von Algier, durch Verrath erdrosseln. Inzwischen hatten die Spanier, befehligt von Peter von Navarra, im Jahre 1510 Oran wieder genommen und sich von Bugeia bemeistert. Im Jahre 1517 griffen sie unter Diego di Verra fruchtlos die Stadt Algier an, allein im folgenden Jahre verlor der unbesiegte Barbarossa, nachdem er sich von Telemsan gerettet hatte, welches er erobern wollte, und nachdem er auf einem Punkte von den Spaniern und Arabern angegriffen worden war, im Gefechte sein Reich und Leben. Sein Bruder Chair=ed=din oder Chereddin folgte ihm in der Herrschaft über Algier nach; um allen seinen sowohl auswärtigen als innern Feinden zu widerstehen, begab er sich im Jahre 1520 unter den hohen Schutz des Großherrn der Türken, Selim I., und machte sich bald darauf zum Herrn des erwähnten, von den Spaniern erbauten Forts, welches im Jahre 1530 mittelst des Dammes oder der Erhöhung, die heute noch besteht, mit dem Festlande in Verbindung gebracht wurde. Er bedeckte dann das mittelländische Meer mit mehr als zwanzig Galeotten und eben so vielen Brigantinen, landete oft an den Küsten von Spanien und Sizilien, und spielte dem Handel aller Nationen übel mit. Unter seinem Nachfolger Assan (Hasan), einem sar=

dinischen Renegaten, wurden die unerwarteten und beklagenswerthen Räubereyen an den Küsten von Spanien noch häufiger. Karl V. entschloß sich daher, ihnen Einhalt zu thun. Dieses war der Grund seiner großen Expedition im Jahre 1541, die aber keinen glücklicheren Ausgang als die vorhergehenden hatte. Ein furchtbarer Sturm brachte neunzig Schiffen und Galeeren mit ihrer Bemannung und Munition den Untergang. Die Algierer wagten es nun, ihre Seeräubereyen bis über den unermeßlichen Ocean zu verbreiten. Murad Reis, ihr Admiral, griff im Jahre 1617 die Insel Madera und die Hauptstadt der Kanaren an, und plünderte sie. In den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts waren die Räuber von Algier, Tunis und Tripolis bereits so mächtig, daß Cottington, englischer Minister in Spanien, dem Herzoge von Buckingham schrieb: ihre Flotte sey aus mehr als vierzig großen Schiffen zu fünfhundert Tonnen bestanden. Wenn auf den Zustand, in welchem sich damals die Marine der christlichen Fürsten in Europa befand, Bedacht genommen wird, so war diese Kriegsmacht gewiß hinreichend, Schrecken einzuflößen. Im Laufe von dreyzehn Monaten allein nahmen die Algierer 173 holländische Schiffe, deren Ladungen auf mehr als dreyßig Millionen Franken geschätzt wurden, eine in jener Epoche ungeheure Summe. Spanien, unfähig, so furchtbaren Feinden die Spitze zu bieten, suchte bey England Hülfe. Der Graf Condemar, spanischer Gesandter zu London, bewog den König Jakob im Jahre 1621 zu einer Expedition gegen Algier; die aber gleich den anderen früheren unglücklich ausfiel. Seitdem wurden die Algierer Feinde von England, und beraubten alle Schiffe, die sich von ihnen erblicken ließen. Im Jahre 1631 landeten sie in Irland; allein noch mehr erregt es Verwunderung, daß sie sieben Jahre darauf bis nach Island kamen, und von dort eine große Zahl Sklaven fortführten. Ihre Kräfte zur See erlangten damals den Gipfel der Macht, und obschon die Venetianer im Jahre 1628 sechzehn ihrer Galeeren in einem türkischen Hafen verbrannten, besaßen sie doch noch im Jahre 1641, 122 Schiffe, darunter 65 mit hohem Bord, eine große Zahl von Galeeren und Galeotten ungezählt. Diese Flotte war mit wenigstens 25,000 Christensklaven bemannt, deren viele im Jahre 1635 von dem englischen Admiral Blake befreyt wurden, der die Barbaren zwang, sieben Jahre darauf den ersten Friedensvertrag mit England, und im folgenden Jahre mit den vereinigten Provinzen der Niederlande Frieden zu schließen. Allein diese Verträge hatten nach wie vor nur eine kurze Dauer. Im Jahre 1664 und in den ersten Jahren der freyen Regierung Ludwig's XIV. war dieser große König, beseelt von einem glorwürdigen Wunsche bedacht, den verbrecherischen Unternehmungen der Algierer mittelst einer Niederlassung in irgend einem Hafen in der Nähe der Hauptstadt Grenzen zu setzen. Im Jahre 1681 wurde die Stadt Gigeri erobert, allein die Uneinigkeit der Generäle zwang die Franzosen, sich wieder einzuschiffen, und die Eroberung aufzugeben. Der König verlor aber sein früheres Vorhaben nicht aus dem Auge. Er faßte im Jahre 1682 den lange gehegten Vorsatz wieder auf, den Fels der Piraten anzugreifen. Der Jüngling Bernard Renaud d'Eliçagaray, geboren aus Bearn, dem Vaterlande so vieler großer Männer, erfand die Bombardier=Galeotten, von denen damals bey dem Bombardement von Algier der erste Gebrauch gemacht wurde. Ein Theil dieser Stadt wurde durch die Bomben in Trümmer gelegt; allein die Flotte Ludwigs hatte im Jahre 1683 kaum die Gewässer von Afrika verlassen, als die Algierer das Haupt erhebend ihre Stadt

wieder erbauten, und mit dem Seeraube mehr als zuvor sich zu befassen begannen. Im Jahre 1688 fand daher ein neues Bombardement Statt, welches die Stadt beynahe in einen Steinhaufen verwandelte. In dem Kriege des Jahres 1686, den diese Seeräuber mit den Holländern führten, erröthete Jakob II., König von England, nicht, die ersteren in Schutz zu nehmen, und ihnen den Eintritt in seine Häfen zum Verkaufe ihrer Beute zu gestatten. Im Zeitraume von sechs Monaten nahmen diese Räuber den Kaufleuten der vereinigten Provinzen dreyßig reiche Kauffahrteyschiffe im Kanale von Manika. Allein die berühmten Admiräle Ruyter und Tromp zwangen sie kurz darauf, Frieden zu schließen.

Seit dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts sank die Seemacht der Algierer bedeutend. Doktor Shaw schrieb, daß sie im Jahre 1730 nur sechs Schiffe von 36 bis 50 Kanonen hatten. Die Holländer und Dänen bombardirten mehrere Male, insbesondere die letzteren in den Jahren 1770 und 1772 Algier fruchtlos, und die Spanier landeten im Jahre 1775 unter dem General Oreilly und dem Admiral Kastejon mit vielem Geräusche. Diese Landung war jedoch nicht glücklicher als alle früheren, obschon die Kriegsmacht aus 344 Transportschiffen bestand, die 22,160 Krieger führten, und mit sechs Schiffen jedes zu zwey Brücken, 14 Fregatten, 7 Schebecken, 4 Bombardiergaleotten, 4 Kaper= und 2 Jagdschiffen, im Ganzen mit 44 Kriegsfahrzeugen versehen war. In den Jahren 1783 und 1784 unternahmen sie neuerdings eine Landung, und beunruhigten die Stadt. Sie wurden dabey von einer Flotte, die aus vier toskanischen Kriegsschiffen unter den Befehlen des berühmten Baronets, nachmals Generalen und Ministers, Akton, begleitet. Sie wurden aber mit großem Verluste zurückgeschlagen, und ohne den toskanischen Kommandanten, ohne das fortgesetzte und gut gerichtete Feuer seiner Schiffe würde nicht ein spanischer Matrose oder Soldat gerettet worden seyn. Dem edlen Viscount Exmouth war es vorbehalten, der staunenden dankbaren Welt zu zeigen, daß der unerträgliche Hochmuth jener Räuber gebeugt, und das Ziel erlangt werden könne, ihnen in ihren eigenen Mauern Gesetze vorzuschreiben. Durch das Bombardement des Jahres 1816 wurde die Macht Algiers zuerst gebrochen, und in der letzten Zeit endlich durch die französische Expedition unter dem General Bourmont gänzlich vernichtet.

Anmerkung. Die eigenen Namen der Oerter sind, wie im Original, nach italienischer Lesart geschrieben, die Namen der Personen und Aemter nach der deutschen Aussprache berichtigt; auch ist zu berichtigen, was S. 77 vom Worte Dei und Bei gesagt wird; jenes ist keineswegs arabisch, sondern rein türkisch, und Bei heißt nicht Räuber, sondern Fürst.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Zwey und funfzigster Band.

1830.

Oktober. November. Dezember.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des zwey und funfzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LII.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1830.

Art. I. Consolations in travels or the last days of a Philosopher by Sir Humphry Davy, Baronet late President of the royal Society. London, 1830. 281 S. 12.

Wer kennt nicht den größten der jüngst lebenden Chemiker Englands, Sir Humphy Davy, dessen Verlust fast zugleich mit dem des größten jüngst lebender Maler Englands, Sir Thomas Lawrence, von der Wissenschaft und von der Kunst, von Europa und Britannien in allen Erdtheilen beweint wird. In dem vorliegenden vortrefflichen Büchlein hat derselbe sich ein immer dauerndes Denkmal gesetzt, das ein schönes Ergebniß der Phantasie und der Wissenschaft, der Reflexion und der Redekunst, dem Verfasser nicht bloß unter den Naturforschern, sondern auch unter den Literatoren einen unsterblichen Namen sichert; auch unter den Philosophen, in so weit als alle Naturforscher, denen die wissenschaftliche Erforschung des letzten Grundes der Erscheinungen in der Natur zum Zwecke gesetzt ist, diesen Namen verdienen, und weit eher noch unter den Theologen, indem durch das Ganze nicht nur ein rein religiöser Geist haucht, sondern auch die wichtigsten Fragen natürlicher und positiver Theologie, Gott und die Unsterblichkeit, auf eine geist- und herzerhebende Weise im Schmucke schöner Rede beantwortet sind. Der Verfasser philosophirt darüber auf eine Weise, deren Resultat den Zweifel aufregt, ob er nicht als Katholik gestorben; in jeder Hinsicht war Davy der toleranteste Chemiker und Protestanten einer, wenn auch vielleicht nicht Philosoph im strengsten Sinne des Worts; ein religiöser und vorurtheilsfreyer, ein wissenschaftlicher und gemüthlicher Reisender zugleich. Diese Tröstungen auf der Reise sind das Seitenstück zur Salmonia des Verfassers, welche bey der Wiedergenesung nach einer langen und gefährlichen Krankheit geschrieben ward; gleich darauf schrieb er das vorliegende Werk unter eben so schmerzlichen und ungünstigen äußeren Umständen seiner Gesundheit, und der Wunsch seiner am 21. Februar zu Rom unterzeichneten kurzen Vorrede, daß diese Tröstungen eines Kranken auch vollkommen Gesunden nicht unnütz seyn möchten, ist durch die von seiner hinterlassenen Gemahlin besorgte Herausgabe dieses posthumen Werkes ihres Gemahls ganz gewiß erfüllt. Es sind sechs Gespräche, aus deren Form und Geist der der akademischen des Plato haucht.

Nebst diesem klassischen Musterbilde, welches dem Verfasser unverkennbar vor Augen geschwebt, erinnert sein Werk noch an zwey berühmte französischer und englischer Literatur. Durch die vorgenommenen Gegenstände und den Schauplatz der Ruinen altrömischer Größe und vergangener Herrlichkeit, wohin er die Scene seiner ersten Gespräche verlegt, erinnert sein Werk an die gerade im entgegengesetzten Geiste philosophirten Ruinen des Volney, durch die Schönheit der Einkleidung an den Epicurean Moore's. Wer beyde oder auch nur eines dieser beyden Werke mit Vergnügen gelesen, darf desjenigen, welches ihm die Lesung dieser mehr dichterischen als philosophischen Reisetröstungen gewähren wird, gewiß seyn; die äußere Form und der Umfang des Büchleins ist der eleganter Almanache und Taschenbücher, das innere Gewicht desselben aber schnellt alle französischen, englischen und deutschen Almanache mitsammen in die Luft; freylich wird der ernste Geist desselben der Mehrzahl der Leser, und besonders den Frauen, weniger behagen, als der frivole der meisten Almanache und Taschenbücher; solchen Liebhabern und den Damen überhaupt dürfte die Lesung also das versprochene Vergnügen nicht gewähren, es sey denn solchen, welche, von einiger Liebe für ernste Forschungen beseelt, den Fortschritten der Physik und Chemie nicht fremd geblieben sind, oder nicht gänzlich fremd zu bleiben wünschen.

Die drey ersten Zwischenredner der Gespräche sind Ambrosio, Onufrio und Philalethes, zu welchen in der Folge noch zwey andere, der Unbekannte und Eupothes, kommen. Den Geist und die Denkungsart der beyden ersten schildert der Verfasser (welcher Philalethes) gleich Eingangs des ersten Gespräches folgendermaßen:

»Einen von meinen beyden Landsleuten« (mit welchem er sich zu Rom zusammenfand) »will ich Ambrosio nennen. Es war ein Mann von hochgebildetem Geschmacke, großer klassischer Gelehrsamkeit und genauer geschichtlicher Kenntniß, seiner Religion nach ein Katholik, aber von der freysinnigsten Schule, der zu einer anderen Zeit Ganganelli's Sekretär gewesen seyn möchte. Seine Ansichten über Gegenstände der Politik und Religion waren großartig, aber sein Hang zog ihn mehr zur Macht einer einzigen Obrigkeit, als zu demokratischer oder oligarchischer Autorität hin; der andere Freund, den ich Onufrio nennen will, war ein Mann von ganz verschiedenem Charakter. Zur englischen Aristokratie gehörig, war er von einigen Vorurtheilen, die gewöhnlich an Geburt und Rang haften, nicht frey; aber seine Manieren waren artig, sein Naturell gut, seine Stimmung liebenswürdig. Da er in einer nördlichen Universität Britanniens (Edinburgh) erzogen worden, hatte er in der Religion Ansichten, welche über Duldung hinaus an der Grenzscheide des Scepticismus lagen. Für einen Patricier war er in seinen politischen Ansichten sehr liberal; seine Einbildungskraft war poe-

tisch und gesprächig, sein Geschmack gut und sein feiner Takt so ausgesucht, daß derselbe manchmal kränklicher Empfindsamkeit nahte, ihm leichte Mängel zum Ekel, und ihn für kleine Vollkommenheiten, gegen welche gemeine Gemüther gleichgültig gewesen wären, so empfänglicher machten.«

Ohne daß sich der Verfasser deutlicher erklärt, sieht man, daß Ambrosio, der katholische Aristokrat, ein Irländer, der sceptische Lord ein Schottländer und der Wahrheit forschende Philosoph (nämlich der Verfasser selbst) ein Engländer ist, welcher, mit reinem Sinne nach Wahrheit forschend, der inneren Welt der Träume und Ahnungen nicht fremd, zwischen dem positiven Monarchismus des ersten und dem republikanischen Scepticismus des zweyten die Mittelbahn gemäßigter Ansicht durchführen will, oder sich entschieden zu dem ersten vorneigt.

Diese drey Freunde finden sich im Colosseum zusammen, über dessen Ruinen Ambrosio und Onufrio in ihrem Sinne bis in die sinkende Nacht philosophiren, wo Philalethes, von ihnen allein zurückgelassen, in Schlaf versinkt, und, von einem Genius im Traume in höhere Regionen geführt, mit einer Erscheinung beglückt wird, in welcher alle Epochen der Kulturgeschichte vor seinen Augen offen liegen. Der Zustand des rohen Naturmenschen, die Pyramiden Aegyptens, Griechenlands Tempel und Schulen, die Römerherrschaft, die Völkerwanderung, das Mittelalter, die Erfindung der Druckerey und des Pulvers bis zu den neuesten wissenschaftlichen Entdeckungen herunter werden vorübergeführt.

»Wo immer du deine Blicke in der neuen Zeit hinwirfst« (spricht der Genius), »findest du Spuren von Ueberlegenheit und Verbesserung, und ich wünsche dich zu überzeugen, daß die Ergebnisse von vernünftiger Arbeit oder wissenschaftlichem Genius bleibend und unverwüstbar sind. Fürsten ändern ihre Pläne, Regierungen ihre Zwecke, Flotten oder Heere führen dieselben durch, und verschwinden alsdann; aber ein vom Magnet berührtes Stück Stahl behält für immer seinen Charakter, und sichert dem Menschen die Herrschaft des spurlosen Weltmeers. Ein neuer gesellschaftlicher Zeitraum mag Heere von den Gestaden des baltischen Meeres an die des schwarzen senden, das Reich des Islams mag durch ein nördliches Volk zertrümmert werden, und die Herrschaft der Britten in Indien mag das Loos der Herrschaft Timurs und Dschengischans theilen; aber das Dampfboot, das den Delaware oder St. Lorenzstrom hinaufsegelt, wird fortwährend im Gebrauche seyn, und die Bildung eines gebesserten Volkes in die Wüsten Nordamerika's und in die Wildnisse Canada's bringen. In der gemeinen Weltgeschichte, wie sie von ihren Verfassern insgemein kompilirt wird, werden gewöhnlich alle großen Veränderungen der Nationen mit denen der Dynastien vermengt, und Begebenheiten werden Fürsten, Helden, Feldherrn oder ihren Heeren zugeschrieben, welche aus ganz anderen intellektuellen oder moralischen Ursachen entspringen.

Der Genius entwickelt hierauf vor Philalethes einige Grundgesetze der Natur und der Gesellschaft, und seine Ansicht geistiger Wesen.

»Ich will nun deine Aufmerksamkeit auf einige merkwürdige, der Geschichte der Gesellschaft angehörige Gesetze leiten, aus deren Betrachtung du stufenweise die höheren Grundsätze des Seyns zu entwickeln im Stande seyn wirst. Nichts scheint zufälliger, als das Geschlecht eines Kindes; nimm aber was immer für eine große Stadt oder Landschaft, und du wirst finden, daß das Verhältniß der Knaben und Mädchen unveränderlich. Wieder: ein Theil der reinen Luft der Atmosphäre wird beständig verzehrt in Verbrennung und Einathmung: lebende Pflanzen hauchen diesen Grundbestandtheil während ihres Wachsthums aus. Nichts scheint mehr zufällig, als das Verhältniß des Pflanzenlebens zum thierischen auf der Oberfläche der Erde, und doch sind beyde vollkommen von gleichem Ergebniß, und die Bildung der Geschlechter wie die Konstitution der Atmosphäre hängt von den Grundsätzen untrüglicher Intelligenz ab. Du hast bey dem Verfalle des römischen Reichs ein Volk gesehen, geschwächt durch Weichlichkeit, erschöpft durch Ausschweifungen, überrennt von rohen Kriegern; du sahst die Riesen des Nordens und des Ostens sich mit den Zwergen des Südens und Westens vermischen. Ein Reich ward zerstört, aber der Samen moralischer und physischer Verbesserung in der neuen Rasse war ausgesät; die neue, aus der Verbindung der Männer des Nordens mit den Weibern des Südens entspringende Bevölkerung war stärker, mit größerer physischer Macht ausgerüstet, und intellecktuellen Kraftaufwandes fähiger, als ihre scheinbar schlecht betheilten Erzeuger, und die sittlichen Anlagen oder Endursachen der Wanderung von Rassen, die Pläne von Eroberung und Ehrgeiz, welche zu Revolutionen und Veränderungen von Königreichen führten, und von Menschen zu so verschiedenen Zwecken entworfen worden, waren dieselben in ihren letzten Resultaten — nämlich der Verbesserung durch Vermischung der verschiedenen Familien des Menschengeschlechtes. Ein Alarich oder Attila, der mit Legionen von Barbaren in der groben Absicht von Plünderung oder Ehrgeiz heranzieht, ist nur ein Werkzeug göttlicher Allmacht zur Erwirkung eines Zweckes, dessen er gänzlich unbewußt — er führt ein starkes Geschlecht zur Verbesserung eines schwachen, um in geschwächte Bevölkerung Energie zu gießen; die Wüsten, die er auf seinen Zügen hervorbringt, werden in einem anderen Zeitalter bebaute Felder seyn, und auf die Verödung wird eine mächtige und gesunde Bevölkerung folgen. Die Ergebnisse dieser Begebenheiten in der moralischen und politischen Welt können mit denen verglichen werden, welche in dem Pflanzenreiche durch die Stürme der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche (der Zeit der Bildung des Samens) Statt haben. Der Samenstaub einer Blüthe wird auf die Staubfäden einer anderen geworfen, und so die Kreuzung der Pflanzenvarietäten, welche zur Vollkommenheit der Pflanzenwelt so wesentlich, hervorgebracht. Im Menschen wirken moralische und physische Ursachen wechselseitig auf einander ein, die Ueberlieferung erblicher Eigenschaften auf Nachkommenschaft springt in der Thierwelt hervor, und liegt im Falle der Empfänglichkeit für Krankheiten im menschlichen Wesen klar zu Tage; aber es ist auch ein allgemeiner Grundsatz, daß Kräfte und Gewohnheiten, welche durch Kultur erworben worden, dem nächsten Geschlechte überliefert und erhöht

oder verewigt werden; die Geschichte der einzelnen Menschenrasse gewährt hievon die deutlichsten Beweise. Der kaukasische Stamm hat allgemein seine Ueberlegenheit erhalten, während der Negerstamm mit plattgedrückter Nase immer durch Mangel intellektueller Macht und Fähigkeit für die Künste des Lebens ausgezeichnet war. Diese letzte Rasse war in der That nie gebildet, und hundert in ihrer Folge verbesserte Geschlechtsfolgen würden erforderlich seyn, um denselben auf den Punkt zu bringen, auf welchem sich der kaukasische Stamm zur Zeit der Bildung der griechischen Republiken befand. Das Prinzip der Verbesserung des Charakters von Rassen durch die Ueberlieferung erblicher Eigenschaften ist den Beobachtungen der Gesetzgeber aller Völker nicht entgangen; durch das göttliche Gesetz des Moses war den Israeliten anbefohlen, die Reinheit ihres Blutes zu erhalten, und es gab kein größeres Verbrechen als das, mit den sie umgebenden heidnischen Völkern Verbindungen einzugehen. Die Brahmanen Hindostans haben auf denselben Grundsatz das Kastengesetz gefußt, wodurch gewisse Gewerbe erblich. In diesem warmen Himmelsstriche, wo Arbeit so drückend, schien es wesentlich, die angeborne Kraft durch die mittels erblicher Ueberlieferung erworbene Macht zu verstärken, um die Vollkommenheit in einer Reihe von Kraftäußerungen zu versichern. Es wird dir vielleicht auffallen, daß die Mischung von Rassen in geradem Gegensatze mit dem Grundsatze der Vervollkommnung, aber hier muß ich dich ersuchen, eine Pause zu machen, und die Natur der Eigenschaften zu betrachten, welche zum menschlichen Wesen gehörig. Ueberschuß einer besonderen Kraft, welche in sich selbst eine Vollkommenheit, wird Mangel; die Organe des Tastsinnes können so verfeinert seyn, daß sie eine kränkliche Empfindsamkeit zeigen; das Ohr kann so außerordentlich fühlbar seyn, daß dasselbe mehr empfänglich für den unangenehmen Eindruck der Mißlaute, als für das Vergnügen der Harmonie. In den seit lange civilisirten Nationen sind die Mängel insgemein solche, welche von einem Ueberschusse der Empfindsamkeit abhängen, Gebrechen, welche in der nächsten Geschlechtsfolge durch die Stärke und die Kraft eines rohen Stammes geheilt werden. Der Rückblick auf die Erscheinungen der älteren Geschichte wird dir zeigen, daß es nie eine beträchtlichere Wanderung irgend einer Rasse, als der kaukasischen, gegeben, und daß alle gewöhnlich vom Norden zum Süden gingen. Die Negerrasse wird immer vor diesen Welteroberern hergetrieben, und die rothen Menschen, die ursprünglichen Eingebornen Amerika's, vermindern sich immer an Zahl, und es ist wahrscheinlich, daß in einigen Jahrhunderten ihr reines Blut gänzlich erloschen seyn wird. In der Bevölkerung der Welt ist der große Zweck augenscheinlich, organisirte Gestalten hervorzubringen, die des glücklichen und vernünftigen Lebensgenusses, und den Menschen über den bloß thierischen Zustand zu erheben am fähigsten. Um dem Vortheile der Civilisation Dauer zu gewähren, werden die dieser Vortheile fähigeren Rassen erhalten und ausgebreitet, und keine beträchtliche Verbesserung irgend eines Individuums ist für die Gesellschaft verloren; du siehst lebende Formen in der Reihe von Zeitaltern fortdauern, und scheinbar die Menge des Lebens vermehrt. Bey dem Vergleiche der gegenwärtigen Bevölkerung der Erde mit der vor einigen Jahrhunderten wirst du dieselbe beträchtlich größer finden, und wenn die Menge des Lebens vermehrt worden, ist die Menge von Glück, besonders des aus der Ausübung intellektueller Kraft entspringenden, in noch größerem Verhältnisse vermehrt. Nun wirst du fragen: Wird das Gemüth

erzeugt, ist geistige Kraft erschaffen? oder hängen die Resultate von der Organisation der Materie, von neuen Vervollkommnungen des Maschinenwerkes des Gedankens und der Bewegung ab? Ich verkünde dir, sprach der Genius, seine Stimme von ihrem niederen und sußen Tone zu unaussprechlicher Majestät erhebend, ich verkünde dir: keine dieser beyden Meinungen ist wahr. Horche auf, während ich dir die Mysterien geistiger Naturen offenbare; aber ich fürchte fast, daß bey dem dich einhüllenden sterblichen Schleyer deiner Sinne diese Geheimnisse dir nie vollkommen verständlich gemacht werden können. Geistige Naturen sind ewig und untheilbar, aber ihre Weisen sind eben so unendlich mannigfaltig gestaltet, als die Formen des Stoffes. Sie stehen in keinem Verhältnisse zum Raume, und in ihren Uebergängen in keiner Abhängigkeit von Zeit, so daß sie durch Gesetze, die ganz von ihrer Bewegung unabhängig, und von einem Theile des Weltalls in einen anderen sich verfügen können. Die Menge oder Zahl geistiger Wesenheiten wie die Menge oder Zahl der Atome der materiellen Welt sind immer dieselben, aber ihre Verbindungen, wie die des Stoffes, zu deren Leitung und Beherrschung sie bestimmt, sind unendlich verschieden, sie sind in der That mehr oder weniger niedere Theile des unendlichen Geistes, und sind in den Planetensystemen, zu deren einem der von dir bewohnte Erdball gehört, in einem Zustande der Prüfung, stets höher strebend und in der Regel zu einem höheren Grade der Existenz sich erhebend. Wäre es mir erlaubt, deine Erscheinung auf das Schicksal einzelner Existenzen auszudehnen, könnte ich dir denselben Geist zeigen, der in der Gestalt des Sokrates die Grundfeste sittlicher und gesellschaftlicher Tugend entwickelte, der in Czar Peter die höchste Kraft besaß, und des erhöhten Glückes, ein rohes Volk zu bilden, genoß. Ich könnte dir den Geist zeigen, der mit den Organen eines Newton fast übermenschliche Intelligenz entfaltete, jetzt in einem höheren und besseren planetarischen Daseyn intellektuelles Licht aus reiner Quelle trinkt, und sich mehr dem unendlichen göttlichen Geiste nahet; aber bereite dich vor, und du sollst wenigstens einen Schimmer des Zustandes sehen, dessen die höchsten Verstandeswesen, welche je der Erde angehört, nach ihrem Tode und in ihrem Uebergange zu neuen und höheren Naturen genießen.«

Der Genius führt ihn nun durch das ganze Planetensystem in den Saturnus, dessen Bewohner von anderer als menschlicher Gestalt und höherer Vervollkommnung auf einem weit höher vorgerückten Grade intellektueller Bildung stehen, denen die Bahnen der Kometen vollkommen bekannt, in deren Ephemeriden die Plätze der Kometen eben so genau bezeichnet sind, als in unsern Almanachen die des Jupiters und der Venus, welchen die Parallaxe der nächsten Fixsterne eben so bekannt, als die ihrer eigenen Sonne, denen das System der Bildung der Luftsteine klar, und in deren Geschichte die Fortschritte der Entwicklung der Sternennebel zu Sternensystemen aufgezeichnet sind, deren astronomische Geschichte nicht erst mit den Beobachtungen des Hipparchus beginnt, und deren bürgerliche Geschichte eben so genau als ihre astronomische; dort sind keine Kriege, und die Gegenstände ihres Ehrgeizes sind einzig und allein die intellek-

tueller Größe. So sind alle Sterne mit Geschöpfen verschiedener Organisation bevölkert, deren mehr oder minder vollkommenes intellektuelles Leben durch den Einfluß des Lichtes bedingt ist. Das Weltall ist überall voll von Leben, aber die Arten des Lebens sind unendlich mannigfaltig; doch muß jede Form von jeder geistigen Natur gekannt und durchgegangen werden vor dem Ende aller Dinge. Der Genius führt ihn dann durch ein Kometensystem, und Philalethes erwacht wieder im Kolosseum von diesem sinnreichen metaphysisch-poetischen Traume.

Das zweyte Gespräch geht von diesem Traume auf die Offenbarung und positive Religion des alten und neuen Testamentes über, dessen göttliche Wahrheit Ambrosio wider Onufrio vertheidigt. Im vierten Gespräche gesellt sich den drey Zwischenrednern der vierte bey, ein Unbekannter, den sie zwischen den Ruinen von Pästum finden, und der, ein Philosoph und Chemiker, denselben die unbekannten Ursachen von Naturerscheinungen nach seiner Ansicht (des Verfassers) erklärt; um seinen Hals trug er ein Fläschchen von Chlorine, welches er in seinen Wanderungen durch die pontinischen Sümpfe als ein allen kontagiösen Stoff zerstörendes, die Wirkungen der Malaria abwehrendes Mittel während langjährigem Aufenthalte in Italien erprobt zu haben vorgibt. Die Grenzlinie der Malaria über die pontinischen Moräste ist Morgens und Abends durch dicken Nebel bezeichnet, und die meisten der alten römischen Städte waren auf Anhöhen gelegen, zu denen sich dieser Nebel nicht erhebt Der Unbekannte (der Verfasser wie der Recensent und andere Reisende in Italien) haben die Malaria nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang eines heißen Sommertages wirklich gerochen, und dieß zu Rom, wo man in der neuesten Zeit die Existenz der Malaria abstreiten will. Die Massen des Travertino (Marmor tiburtinum), aus welchem die cyklopischen Mauern und die Tempel Pästums gebaut waren, sind unbezweifelt Niederschlag des Silaro, an dessen Ufern das Schilfrohr noch heute mit Kalkwake (calcarious tufa) überzogen ist, und von wo die Steine zu Pästums Bau geholt wurden. Der schnelle Niederschlag entsteht aus der Verdampfung der vielen Kohlensäure, welche der Silaro so wie andere Wässer der Apenninen mit sich führen, und diese große Menge von Kohlensäure dankt ihr Daseyn wahrscheinlich einem großen unterirdischen Vulkane in Süd-Italien, dessen auf die Kalkfelsen der Apenninen wirkendes Feuer beständig Kohlensäure erzeugt, welche, zur Höhe der Quellen steigend, dieselben schwängert, und zur Auflösung von Kalkstoffen eignet. Selbst Rom steht auf den Kesseln ausgebrannter Vulkane, und dem Mythos des Phaeton liegt nach

allem Anscheine die geschichtliche Thatsache eines großen vulkanischen Ausbruches zum Grunde, der sich über ganz Italien erstreckte, und nahe am Po am Fuße der Alpen aufhörte. Der Wasserfall von Terni setzt mitten in seinem donnernden Falle Marmor ab, so der Anio oder Teverone und der lacus Albula, der sich in den Fluß unter Tivoli ergießt; dort ist ein zweyter warmer See, dessen Ufer im Winter an den wärmsten Stellen über achtzig Grad Fahrenheit mehr Kohlensäure, als sein eigeuer Umfang mit einer geringen Menge geschwefelten Hydrogens enthält, welchem die alte Heilkraft desselben in der Heilung von Hautausschlägen zuzuschreiben. Die kleinen schwimmenden Eilande dieses Sees, von welchen Kircher in seinem mundus subterraneus so viel fabelt, sind ein Geflechte aus dunkelgrüner Conferva oder purpurnem und gelben Lichen, deren schnelle Vegetation in der Dekomposition der Kohlensäure ihren Grund hat.

»Nirgends glaube ich in der Welt ist ein auffallenderes Beyspiel des Gegensatzes der Gesetze belebter und unbelebter Natur, der Kräfte unorganischer chemischer Verwandtschaft und lebendiger Kraft. Pflanzen, in solcher Temperatur und überall mit Nahrungsstoff umgeben, werden mit wunderbarer Schnelligkeit erzeugt, und sie sind nicht so bald erzeugt, als sie auch schon wieder mitsammen zerstört werden. Ungeachtet der schwefelichten Ausdünstungen des Sees ist derselbe durch die Menge des darin erzeugten Pflanzenstoffes und seiner Hitze der Aufenthalt von unendlichen mannigfaltigen Insektenfamilien; selbst in den kältesten Wintertagen sind die Pflanzen der fluthenden Eilande mit Fliegen bedeckt, und eine Menge ihrer Larven sind mit Kalkrinde überzogen oder gänzlich davon zerstört, was oft mit den Insekten selbst oder mit verschiedenen Muschelarten der Fall ist, welche man zwischen den Pflanzen findet, die an diesen Travertinufern wachsen und zerstört werden. Schnepfen, Enten und verschiedene Wasservögel besuchen häufig diese Seen, durch die Wärme und den Ueberfluß der Nahrung angezogen; aber sie halten sich nur an den Ufern auf, weil die entbundene Kohlensäure denselben tödtlich seyn würde, wenn sie sich auf dem ruhigen Wasser zu schwimmen wagten. — Wie wunderbar sind die Gesetze der Natur, wodurch der innigste Typus organischer Existenz, wiewohl mitten unter den Quellen der Zerstörung erzeugt, aufbewahrt wird, und wodurch den fluthenden Geschlechtern eine Art von Unsterblichkeit gewährt wird, gleich verschwindenden Blasen auf einem aus den tiefsten Hohlen der Erde hervorbrechenden Strome, welcher augenblicklich seinen Geist in der Atmosphäre aushaucht.«

Aus diesen geologischen Thatsachen reflektiren der Unbekannte und Philalethes auf die Einseitigkeit geologischer Systeme, welche dem Wasser oder Feuer nur zerstörende Kraft zuschreiben, während sowohl dieses als jenes eben so erzeugt als zerstört, Wasser festes Land ab- und zuschwemmt, Feuer in vulkanischen Ausbrüchen Berge verschlingt und erhebt. Der Unbekannte gibt hierauf seine geologischen Ansichten über die Bildung der Erde.

»Astronomische Deduktionen und Triangulirungen beweisen, daß der Erdball eine längliche, an den Polen platt gedruckte Sphäroide, und diese Gestalt ist, wie wir durch strenge mathematische Beweise wissen, gerade dieselbe, welche ein flüssiger Körper, der, sich rund um seine Achse drehend, in einen festen übergeht, bey der langsamen Verdünstung der Hitze annehmen würde. Ich nehme daher an, daß der Erdball in seinem ersten Zustande, in welchem sich denselben die Einbildung vorstellen kann, als eine flüssige Masse mit einer unermeßlichen Atmosphäre sich um die Sonne bewegte, und daß durch Abkühlung ein Theil seiner Atmosphäre in Wasser verdichtet ward, welches einen Theil der Oberfläche des Erdballs einnahm. In diesem Zustande konnte dieselbe von keinen lebenden Gestalten, dergleichen jetzt zu unserem Systeme gehören, bewohnt werden, und ich nehme an, daß die Krystallfelsen, oder, wie sie von den Geologen genannt werden, die Urfelsen, welche keine Spuren einer früheren Ordnung der Dinge enthalten, die Resultate der ersten Verdichtung auf der Oberfläche des Erdballs sind. Bey weiterer Auskühlung zog sich das Wasser, welches den Erdball mehr oder weniger bedeckt hatte, zusammen, Niederschlag hatte Statt, Muscheln und Koralleninsekten der ersten Schöpfung begannen ihre Arbeiten, und Eilande erschienen in der Mitte des Oceans durch die erzeugende Energie von Millionen Zoophyten aus der Tiefe erhoben. Diese Eilande bedeckten sich mit Pflanzen, welche eine hohe Temperatur ertragen können, als Palmen und verschiedene Arten von Pflanzen, denen ähnlich, welche nur in den heißesten Welttheilen bestehen. Die unterfluthigen Felsen und Ufer dieser neuen Landbildungen bedeckten sich mit Wasserpflanzen, auf welchen verschiedene Arten von Muscheln und gemeinen Fischen ihre Nahrung fanden. Die auskühlenden Flüssigkeiten des Erdballs setzten eine große Menge der aufgelösten Stoffe ab, und indem dieser Niederschlag den Sand zusammenkittete, entstand aus den unermeßlichen Massen der Korallenfelsen und aus dem Ueberbleibsel der Muscheln und Fische, welche an den Ufern des Urlandes angetroffen werden, die erste Ordnung der Felsen der zweyten Bildung. Als die Temperatur des Erdballes sank, wurden Arten eylegender kriechender Thiere erschaffen, denselben zu bewohnen: die Schildkröte, das Krokodil und verschiedene riesenartige Thiere von der Eidechsenart scheinen die Buchten und Wasser der Urlande bewohnt zu haben. Aber in diesem Zustande der Dinge war noch keine Ordnung der Begebenheiten der heutigen gleich. — Die Rinde des Erdballs war außerordentlich dünn, und der Feuerquell in einer geringen Entfernung von der Oberfläche der Erde. Durch Folge der Zusammenziehung eines Theiles der Masse öffneten sich Höhlen, wodurch das Wasser eindrang, und es erfolgten unermeßliche vulkanische Entladungen, welche auf der einen Seite die Oberfläche emporhoben, auf der anderen niederdrückten, Berge und neuen ausgedehnten Niederschlag der Ursee hervorbrachten. Aenderungen dieser Art mußten häufig seyn in den frühen Epochen der Natur, und die einzigen Ueberbleibsel lebender Formen, welche als Denkmale dieser Veränderungen übrig, sind die von Pflanzen, Fischen, Vögel- und eyerzeugenden kriechenden Thieren, welche am geeignetsten scheinen, in einem solchen Kampfe der Elemente bestehen zu können. Als diese Umwälzungen seltener Statt fanden, der Erdball noch mehr auskühlte, und die Ungleichheiten der Temperatur durch die Gebirgsketten erhalten wurden, bewohnten den Erdball vollkommene Thiere, von denen viele, wie der Mammuth, Megalonyx, Megatherium und die Riesenhyäne, nun gänzlich erloschen sind. In dieser Periode

scheint der Ocean nicht viel höher gewesen zu seyn als heute, und die durch gelegenheitliche Ausbrüche hervorgebrachten Veränderungen ließen keine konsolidirten Felsen zurück; doch scheint einer dieser Ausbrüche von großer Ausdehnung und einiger Dauer, und die Ursache gewesen zu seyn dieser unermeßlichen Menge von wassergeglätteten Steinen, Kies und Sand, welche gewöhnlich diluvische Ueberbleibsel heißen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Wirkung mit der Emporhebung eines neuen festen Landes in der südlichen Hemisphäre durch vulkanisches Feuer verbunden war Als das System der Dinge so bleibend ward, daß die schrecklichen Revolutionen, welche von der Zerstörung des Gleichgewichts zwischen erhitzenden und auslüftenden Hebeln (agencies) abhängen, nicht länger zu fürchten waren, hatte die Schöpfung des Menschen Statt, und seit dieser Periode hat nur wenige Abänderung in den physischen Umständen unseres Erdballs Statt gefunden. Vulkane verursachen manchmal die Entstehung neuer Inseln, Theile der alten Festlande werden beständig durch Flüsse in die See geschwemmt; aber diese Veränderungen sind zu unbedeutend, um auf die Schicksale der Menschen oder auf die Natur der physischen Umstände der Dinge einzuwirken. Bey dieser von mir angenommenen Voraussetzung aber erinnere man sich, daß die gegenwärtige Oberfläche des Erdballs nur eine dünne Rinde ist, welche einen Kern flüssigen, feurigen Stoffes umgibt, und daß wir uns also schwerlich vor der Gefahr einer Katastrophe durch Feuer sicher denken können.«

Ambrosio bringt diese geognostische Hypothese mit den heiligen Schriften in Uebereinstimmung, indem er, was die Philosophen Naturepochen nennen, als die Schöpfungstage betrachtet, denn »ein Tag vor dem Allmächtigen ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre sind wie ein Tag.« Alles übrige, was noch über Geologie folgt, macht dieses Gespräch, nach unserem Urtheile, zum fruchtbarsten Kern des Werkes. In dem folgenden, was der Proteus oder Unsterblichkeit betitelt ist, erzählt der Unbekannte seine Reise durch Oesterreich, und beschreibt die Naturwunder des Zirknitzer Sees und des Proteus anguinus. Wir freuen uns der Gerechtigkeit, die der Verfasser unsern schönen Alpenländern und ihren gutmüthigen Bewohnern in der folgenden Stelle widerfahren läßt (S. 171).

»Ich kenne keine schönere Gegend, als Oesterreichs Alpenland, welches die Alpen des südlichen Tyrols, die Illyriens, die norischen und julischen Alpen, die Steyermarks und Salzburgs einschließt. Die Mannigfaltigkeit der Scene, die Grüne der Wiesen und Bäume, die Tiefe der Thäler, die Höhe der Berge, die Klarheit und Größe der Flüsse und Seen geben demselben, denke ich, entschiedenen Vorrang vor der Schweiz, und die Bewohner sind bey weitem angenehmer, von den mannigfaltigsten Trachten und Sitten; Illyrier, Italiener, Deutsche haben sie alle dieselbe Einfachheit des Charakters, und sind alle ausgezeichnet durch die Liebe ihres Vaterlandes, ihre Ergebenheit für ihren Fürsten, die Wärme und Reinheit ihres Glaubens, ihre Ehrlichkeit und (mit wenigen Ausnahmen) durch ihre Höflichkeit und Artigkeit gegen Fremde. Wir kamen ins österreichische Alpenland zu Linz an der Donau,

und folgten dem Laufe der Traun hinauf nach Gmunden nach dem Traunsee, wo wir uns einige Tage aufhielten. Wäre ich gestimmt, mich in geringfügige malerische Schilderungen einzulassen, so möchte ich Stunden mit dem Detail der mannigfaltigen Charaktere der bezaubernden Landschaftsscenen in dieser Nachbarschaft füllen. Die Thäler haben die pastorale Schönheit und beständige Grüne, mit welcher wir in England so vertraut sind, mit ähnlichen Einfassungen und Zaunreihen, und Frucht- und Waldbäumen. Oberhalb sind edle Hügel, mit Birken und Eichen bepflanzt, Berge begrenzen die Aussicht, hier mit Fichten und Lärchbäumen bedeckt, dort ihren mit ewigem Schnee behaubten Marmorkamm über die Wolken erhebend. Der untere Theil des Traunsees ist selbst in der regnerischsten Jahreszeit vollkommen durchsichtig, und die Traun ergießt sich aus demselben über Felsenblöcke als ein breiter und herrlicher Strom in der schönsten Klarheit und mit der reinsten Tinte des Berylls. Der Traunfall, zehn Meilen ober (unter) Gmunden, war einer unserer liebsten Besuche. Ein Wasserfall, der, wenn der Fluß voll, fast mit dem von Schafhausen an Größe verglichen werden mag, und dieselben eigenen Merkmale von Größe besitzt in dem jähen Sturze seines hehren (awful) und überwältigenden Wassers, in der Schönheit der Tinten seiner Strömungen und seines Schaumes, in den Schattirungen der Felsen, über welche er herabstürzt, und die Klippen und Gehölze, von denen derselbe überhangen ist« (S. 176). — »Wir besuchten zuerst die romantischen Seen von Hallstadt, Aussee und den Töplitzsee, welcher den geschmolzenen Schnee der steyrischen Alpen sammelt, um die nie des Wassers ermangelnden Quellen der Traun damit zu versehen. Wir besuchten die hohe Gebirgsregion Tyrols, welche den Kamm des Pusterlandes bildet, und wo dieselben Ketten der Gletscher Ströme zur Drau und Etsch in das schwarze Meer und ins asiatische niedersenden. Wir blieben zwey Tage an diesen zwey herrlichen Orten, welche die Quellen der Save nähren, wo dieser rühmliche und überschwellende Fluß wie aus dem Busen der Schönheit entspringt, von den unterirdischen Behältern in den Schneebergen von Terglu und Manhardt in donnernden Katarakten zwischen Klippen und Wäldern in die reinen und tiefblauen Seen von Wochein und Wurzen sich ergießend, und seinen Lauf zwischen Hirtengefilden verfolgend, welche mit Pflanzen und Blumen als der Lieblingsgarten der Natur ausgestattet sind. Der untere Boden dieses Theiles Illyriens ist voll von unterirdischen Höhlen, so daß bey jedem Abhange weite, trichterförmige Höhlungen, gleich den Kesseln der Vulkane, zu sehen, worein die aus der Atmosphäre niedergeschlagenen Wasser fallen, und fast jeder See und Fluß hat eine unterirdische Quelle und häufig einen unterirdischen Ausweg. Der Fluß von Laibach quillt zweymal aus dem Kalkstein, und wird zweymal wieder verschlungen, bevor derselbe zum letzten Male erscheint, und sich in der Save verliert. Der Zirknitzer See ist eine ganz durch unterirdische Quellen gefüllte und wieder ausgeleerte Masse Wassers, und seine Naturgeschichte hat, wiewohl sonderbar, doch nichts vom Geheimnißvollen oder Wunderbaren an sich. Die Magdalenengrotte zu Adlersberg beschäftigte unsere Aufmerksamkeit mehr als der Zirknitzer See. — Diese Grotte hatte die Mitteltemperatur der Atmosphäre, welches der Fall mit allen unterirdischen, von dem Einflusse des Sonnenlichtes und der Hitze entfernten Höhlungen, und in den heißesten Tagen des Augusts kenne ich keine angenehmere und heilsamere Weise, ein kaltes Luftbad zu nehmen, als in einem

Theile der Atmosphäre niederzusteigen, welche dem Einflusse der Ursachen, welche höhere Temperatur bewirken, entzogen ist. — Hier ist der Proteus anguinus ein bey weitem größeres Naturwunder, als alle die, welche Freyherr Valvasor vor anderthalb Jahrhunderten der königlichen Gesellschaft als krainerische Naturwunder mit einer für einen Philosophen viel zu romantischen Miene vortrug. (S. 184.)

Hierauf wird die herrliche Grotte und das wunderbare Thier beschrieben. von welchem, da es meistens nach häufigem Regen erscheint, der Unbekannte glaubt, daß sein natürlicher Wohnsitz in einem großen unterirdischen See, aus welchem dasselbe manchmal schaarenweise durch die Spalten der Felsen an der Stelle, wo man dieselben findet, herausgedrängt wird, und es scheint ihm nicht unmöglich, daß derselbe große unterirdische See die Exemplare abgibt, welche zu Adlersberg und Sittah gefunden worden. Die Meinung, daß dies Thier nur die Larve eines großen, unbekannten, diese Kalkhöhle bewohnenden Thieres sey, weil die Füße desselben nicht in Harmonie mit seiner übrigen Organisation, und weil es ohne dieselben ganz Fisch wäre, theilt der Unbekannte nicht, weil in der Natur kein Beyspiel eines Ueberganges von vollkommenem zu minder vollkommenem Thiere; er hält den proteus anguinus für ein vollkommenes Thier besonderer Gattung.

»Dieselbe unendliche Allmacht und Weisheit, welche das Kamehl und den Strauß für die Wüsten von Afrika ausgerüstet, die Schwalbe, welche ihr Nest verbirgt, der Höhle von Java angeeignet, den Wallfisch für die Polarmeere, das Seepferd und den weißen Bären für das arktische Eis erschaffen, hat auch den Proteus den tiefen und finsteren unterirdischen Seen Illyriens gegeben, ein Thier, welchem die Gegenwart des Lichtes nicht wesentlich, und welches in Luft und Wasser, auf der Oberfläche des Felsens oder in der Tiefe des Schlammes gleich fortlebt.«

Ohne die anatomischen Untersuchungen von Schreibers und Configliachi über den Proteus zu wiederholen, gibt der Unbekannte seine Beobachtungen über das Athemholen derselben, und dann seine Ansicht des Respirationsprozesses überhaupt (S. 196).

»Meine Idee ist, daß die eingeathmete gemeine Luft in das Venenblut ganz eindringt mit dem feinen, ätherischen Theile, welcher in gewöhnlichen Fällen chemischer Veränderung verloren geht, und daß in dem Kreislaufe der ätherische Bestandtheil sowohl, als der wägbare der Luft Veränderungen untergeht, welche Gesetzen angehören, die nicht als chemisch betrachtet werden können, indem der ätherische Theil wahrscheinlich thierische Hitze und andere Wirkungen hervorbringt, der wägbare Theil zur Bildung der Kohlensäure und zu anderen Wirkungen beyträgt. Das Arterienblut ist zu allen Verrichtungen des Lebens nothwendig, und steht in nicht minderer Verbindung mit der Reizbarkeit der Muskeln und der Empfindsamkeit der Nerven, als mit der Vollziehung aller Absonderungen« (S. 197).

Von der Untersuchung des belebenden Prinzips der Respiration und des Nervensystems geht das Gespräch zu der Idee von Unsterblichkeit über, und schließt mit der folgenden Betrachtung über Religion:

»Religion hat immer wohlthätigen Einfluß auf das Gemüth. In Jugend, Gesundheit und Glück erweckt sie die Gefühle von Dankbarkeit und erhabener Liebe, und reinigt zugleich indem sie erhebt; aber in Unglück, Krankheit und Alter werden ihre Wirkungen am wahrsten und wohlthätigsten gefühlt. Wenn Ergebung in Glauben und wohlthätiges Vertrauen in den göttlichen Willen aus Pflichten zu Vergnügen und unversiegbaren Quellen des Trostes werden, dann erzeugt sie Kräfte, welche für erloschen gehalten werden, und gibt dem Gemüthe eine Frische, welche für immer verschwunden zu seyn schien, welche sich aber mit unsterblicher Hoffnung erneuert, dann ist sie der Leuchtthurm, welcher den wogengepeitschten Seemann zu seiner Heimat leitet; sie erscheint dann, wie die stillen und schönen Seen vor ruhigen Hainen, und hirtliche Fluren umgeben den norwegischen Steuermann, der einem schweren Sturme der Nordsee entflieht, oder wie ein grüner und thauiger Rosenfleck mit sprudelnden Quellen dem erschöpften und durstigen Reisenden in der Mitte der Wüste. Ihr Einfluß überlebt alle irdischen Genüsse, und wird desto stärker, je mehr die Organe verfallen und die Form sich auflöst; sie erscheint als der lichte Abendstern am Gesichtskreis des Lebens, welcher wie dieser gewiß in einer anderen Jahreszeit zum Morgenstern wird, und sie wirft ihre Strahlen durch das Dunkel und die Schatten des Todes.«

Das fünfte Gespräch ertheilt aus dem Munde des Unbekannten das schönste Lob der Chemie, ihren Fortschritten und Aussichten, und das sechste, Pola oder die Zeit betitelt, untersucht auf ben Ruinen von Pola die Ursachen des Verfalls der Denkmale der Baukunst und die zur Erhaltung derselben anzuwendenden Mittel, und schließt dann mit den folgenden Betrachtungen über die Zeit, zu welchen die Ruinen von Pola eben so sehr, als die des Kolosseums aufrufen:

»Zeit ist nur ein menschliches Wort und Wechsel ein rein menschlicher Begriff; in dem Systeme der Natur soll man nicht von Wechsel, sondern von Fortschritt sprechen. Die Sonne scheint in den Ocean der Finsterniß zu sinken, aber sie geht in einer anderen Hemisphäre auf. Die Ruinen einer Stadt fallen, werden aber oft zu noch herrlicheren Bauten verwendet, wie zu Rom; aber selbst wenn sie so zerstört sind, daß sie nur Staub geben, behauptet die Natur ihre Herrschaft über dieselben; die Pflanzenwelt steigt in beständiger Jugend auf, und eine Periode von Jahresfolgen erhebt sich durch die Arbeiten des Menschen, der Nahrung sucht, Leben und Schönheit auf der Stelle der Denkmale, welche einst zu Zwecken des Ruhms errichtet, jetzt zu Gegenständen des Nutzens verwendet sind.

Diese Auszüge bewähren, wie sehr das treffliche Werk seinem Titel von Trostgründen auf der Reise (des Lebens) entspricht.

Art. II. 1) Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von Dr. Friedrich Wilken, k. Oberbibliothekar und Professor der Universität zu Berlin, Historiographen des preußischen Staates, R. d. R. A. O. Mitglied der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften, so wie der asiatischen Gesellschaft zu Paris, Korrespondenten der k. französischen Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Ehrenmitgliede der märkischen ökonomischen Gesellschaft und des Vereins für nassauische Alterthumskunde u. s. w. Fünfter Theil: Der Kreuzzug des Kaisers Heinrich VI. und die Eroberung von Konstantinopel. Leipzig, 1829. 398 S. 8.

2) Extraits des historiens arabes relatifs aux guerres des croisades, ouvrage formant d'après les écrivains musulmans un récit suivi des guerres saintes. Nouvelle édition entièrement refondue et considérablement augmentée par Mr. *Reinaud*, Employé au Cabinet des manuscrits de la bibliothèque du Roi, membre du Conseil de la société asiatique de Paris, Correspondant de la société asiatique de la Grande Bretagne et d'Irlande, membre des académies d'Aix, de Marseille etc. Imprimé par autorisation du Roi à l'Imprimerie Royale, 1829. 8. 582 Seiten.

Die Geschichte der Kreuzzüge der Herren Wilken und Michaud, welche fast gleichzeitig in Deutschland und Frankreich ans Licht getreten, sind längst in den Händen aller Leser, denen das Studium der Geschichte und insbesondere das des Mittelalters und der Kreuzzüge am Herzen liegt. Beyde diese trefflichen Werke haben sich dem Genius des Volkes, welchem die Verfasser angehören, durch das Eigenthümliche von dessen Schriftstellern in Wort und Schrift, beyde durch die Neuheit der Benützung morgenländischer Quellen empfohlen. Beyde haben ihren geschichtlichen Mundvorrath aus dem großen Magazine orientalischer Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris geholt, nur mit dem Unterschiede, daß Wilken als Orientalist aus den arabischen Quellen selbst geschöpft, Michaud sich mit den Uebersetzungen französischer Orientalisten behelfen mußte. Der Franzose hat dem Deutschen nicht nur an schnellerer Herausgabe des Ganzen den Vorsprung abgewonnen, indem von Michaud schon die zweyte Auflage mit dem vorliegenden Bande zu Ende gediehen, während von Wilken erst der fünfte Theil erschienen, und noch zwey zu erscheinen haben, womit das Werk beschlossen seyn wird, sondern auch an größerer Reichhaltigkeit orientalischer Quellen für die Kreuzzüge des eilften und zwölften Jahrhunderts. Michaud hat der zweyten Ausgabe seiner Geschichte der Kreuzzüge in sechs Bänden noch vier Bände einer bibliothèque des Croisades beygegeben, welche bloß Auszüge

aus den Quellenschriftstellern enthält. Die drey ersten Bände enthalten die Auszüge aus den abendländischen, der obige vierte die aus den morgenländischen Quellenschriftstellern vom Anfange bis zum Ende der Kreuzzüge, d. i. von der Eroberung Antiochiens durch die Kreuzfahrer im J. 1099 bis zu der Akka's durch den Sohn Kelauns im J 1291; des deutschen Geschichtschreibers fünfter Band umfaßt bloß die Geschichte von acht Jahren, von der Fahrt Kaiser Heinrichs VI. bis zu der Eroberung Konstantinopels durch die Venetianer und Franzosen, einen Zeitraum, worüber die morgenländischen Quellen nur sehr Weniges geben, da die Eroberung Konstantinopels dem Schauplatze der Begebenheiten in Syrien und Aegypten zu ferne lag; doch für den Kreuzzug der Deutschen in den Jahren 1196 bis 1198 konnte Herr Professor Wilken eine Fortsetzung der arabischen Geschichte (die beyden Gärten) Abu Schama's (von diesem selbst verfaßt) benützen, welche sich nur auf der bodleianischen Bibliothek und nicht auf der königlichen zu Paris befindet, und welche die Geschichte der Nachfolger Saladins bis zum Jahre d. H. 665 (1266) enthält. Die Fortsetzung dieser Geschichte Abu Schama's kannte Reinaud (p. 471) nur aus den vom angeblichen Jafii daraus gegebenen Auszügen; von der Geschichte (die beyden Gärten) verfertigte Hr. Silvestre de Sacy in seiner Jugend eine Uebersetzung, welche sich, nach Reinauds Angabe, so wie die von S. de Sacy verfertigte Uebersetzung der Geschichte Kemaleddins, in den Händen Hrn. Wilkens befindet. Wie Freyherr S. de Sacy Hrn. Wilken, so hat Hrn. Reinaud der Benediktiner aus der Kongregation des heiligen Maurus, Don Berthereau, vorgearbeitet, über dessen Arbeiten Hr. S. de Sacy im Magasin encyclopédique (année VII. T. II. p. 145) Bericht erstattet, und welche Hr. Reinaud der seinigen zum Grunde gelegt, und laut der Vorrede gesichtet, abgekürzt, geordnet und berichtigt hat.

»Nous avons refait toutes les traductions, nous avons également rétabli les faits importans qui avaient échappé à Don Berthereau ou qui n'ont été découverts depuis. Ce travail achevé nous avons rapproché les extraits les uns des autres et nous les avons disposé dans un ordre chronologique. A l'occasion de chaque fait nous avons mis à part les récits originaux, ceux qui étaient les plus voisins des événemens et les plus complets; nous avons placé à la suite les circonstances mentionnées dans les autres récits qui ne se trouvaient pas dans les premiers, enfin nous avons éloigné tout le reste; il n'a été conservé que les reflexions particulières à certains écrivains, et qui pouvaient donner une idée de la manière de voir et de s'exprimer des orientaux.

Par ce moyen l'ancienne édition a été réduite de plus de moitié et cependant graces à l'abondance des faits que paroissent ici pour la première fois, cette édition est beaucoup plus considérable que la première. Chaque écrivain d'ailleurs a conservé son ton particulier, sa manière de juger. On les entend raconter tour à tour ce qu'ils on senti, ce qu'ils ont pensé et l'on assiste en quelque sorte au grand drame des guerres saintes.«

Auf diese Art geordnet und gesichtet, ist das geschichtliche Material, welches Hr. Reinaud hier aus arabischen Quellen zu Tage fördert, ganz gewiß die für die arabische Geschichte fruchtbarste und verdienstvollste historische Uebersetzungsarbeit eines Orientalisten, welche seit der Uebersetzung Abulfeda's durch Reiske erschienen, und läßt nur Weniges zu wünschen übrig. Der Geschichten, welchen die Auszüge entnommen worden, sind nicht weniger als vier und zwanzig, lauter Geschichten von gleichzeitigen Verfassern, und von dem größten Werthe zur Kenntniß der Gegner der Kreuzfahrer, über welche deren europäische Geschichtschreiber bisher so unverläßlich und ungenügend. Diese 24 Geschichtschreiber sind: 1) Ibn el-eßir (R. schreibt Ibn Alatir), geb. 1160, Verfasser der Geschichte der Atabegen und einer Universalgeschichte (Kamil), d. i. die vollkommene der Geschichten bis ins Jahr 1231. 2) Bohaeddin (gest. 1145), Verfasser eines Werkes über den heiligen Krieg und der von Schultens übersetzten Geschichte Saladins. 3) Amadeddin, der Sekretär Saladins (geb. 1125), Verfasser des Berkeschschami, d. i. des syrischen Blitzes (die Geschichte der Eroberungen Saladins in Syrien und die Geschichte der Eroberung Jerusalems unter dem Titel: Kossische Eröffnung hierosolymitanischer Eroberung[1]). 4) Kemaleddin (gest. zu Kairo 1261), Verfasser zweyer Geschichten Halebs: Ziel des Begehrens in der Geschichte Halebs[2]), und Sahne der Geschichte Halebs[3]). 5) Abuschame (aus dem dreyzehnten Jahrhunderte), Verfasser der zwey Gärten, d. i. der Geschichte der Regierungen Nureddin's und Ssalaheddin's, und der Fortsetzung dieses Werkes. 6) Abdollatif, der Verfasser der von Hrn. Silv. de Sacy

---

[1]) Dieß ist die wörtliche Uebersetzung des aus vier Wörtern bestehenden Titels: Feth al-kosi fi feth il kudsi, welche R. in zwölfen umschreibt: Modèle de l'éloquence de kos relativement à la conquête de Jérusalem.

[2]) Bughietol-taleb fi tarichil-Haleb.

[3]) Subdetol-haleb fi tarichil-Haleb.

übersetzten Denkwürdigkeiten Aegyptens. 7) Die Geschichte der Patriarchen Alexandria's bis in die Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, woraus Renaudot den besten Theil seiner historia patriarcharum genommen. 8) Ibn Dschusi (gest. 1258), Verfasser der Weltgeschichte: Der Weltspiegel [1]). 9) Ibn Mujeser; 10) Ibn Solak; beyde Verfasser einer Geschichte Aegyptens. 11) Ibn Challikan (gest. 1282), der arabische Plutarch. 12) Dschemaleddin (geb. 1207), der Lehrer Abulfeda's, Gesandter des Sultan Bibars, an Manfred, den natürlichen Sohn Friedrichs II., mit dem er mehrere Jahre in Sicilien lebte, Verfasser einer Weltgeschichte, einer Geschichte S. Melek Ssalih's, der zur Zeit des ersten Kreuzzuges des heiligen Ludwigs in Aegypten regierte, und einer Geschichte der Ejubiden unter dem Titel: Erheiterer der Trübsale [2]); das von R. benützte Bruchstück scheint der letzten Geschichte Dschemaleddins anzugehören. 13) Abulfeda. 14) Abulfaradsch oder richtiger Abulferedsch (aus derselben Ursache, warum man Feda und nicht Fada, Sehebi und nicht Sahabi spricht). 15) Elmekin (Elmacinus); Abulfeda, Abulferedsch und Elmekin sind bekannt durch die Uebersetzungen Pococke's, Reiske's und Erpenius. 16) Die Geschichte des S. Bibars durch seinen Sekretär Mohieddin Abdullah, der ums Jahr 1315 schrieb; er ist vermuthlich auch der Verfasser der Geschichte S. Kalauns, deren Verfasser in dem Kodex der Pariser Bibliothek nicht genannt ist. 17) Nowairi (gest. 1332), Verfasser des Ultimatum des Verstandes in der Philologie [3]), wovon Auszüge in Rosarii's rerum arabicarum collectio. 18) Sehebi (gest. 1347), Verfasser der Geschichte des Islams. 19) Makrisi (gest. 1442); Makrisis beyde großen historischen Werke sind, das Buch der Wanderschaft [4]) und das Buch der Ermahnungen und Betrachtungen [5]), das letzte ein selbst von den französischen Orientalisten noch nicht erschöpfter Schatz historischer, geographischer, statistischer Kunden über Aegypten. 20) Abulmahasin, schrieb wie Makrisi im funfzehnten Jahrhunderte, Verfasser der glänzenden Sterne, über die Könige Aegyptens und Kairo's [6]).

---

[1]) Miretes-seman.

[2]) Mufridschol-kurub.

[3]) Nihajetol-ereb fi fununil-edeb,

[4]) Kitabes-suluk li marrifeti düwwelil-muluk.

[5]) Kitabol-mewaidh wel-itibar fi sikril-chittat wel-aßar.

[6]) Kitabon-nudschum es-sahire fi muluki Mißr wel-Kahire.

21) Sojuti, der größte Polygraph der Araber und vielleicht aller Literaturen, hier nur seine Geschichte Kairo's benützt. 22) Mudschireddin, Verfasser der Geschichte Jerusalems und Hebrons, wovon Auszüge in den Fundgruben des Orients. Den Ibn Forat und angeblichen Jafii nennen wir hier geflissentlich zuletzt, um die vielfältigen Irrthümer, in welche der Verfasser bey beyden verfallen, unter Einem zu berichtigen. 23) Ibn Forat. Mit Recht sagt der Verfasser, daß dieses Werk eines der schätzbarsten der arabischen Geschichten der Kreuzzüge, und daß die daraus von Jourdain gemachten Auszüge unter die interessantesten dieses Bandes gehören: et l'on verra que ce n'est pas la partie la moins curieuse du volume *). Wenn aber Hr. R. sagt: Cette compilation est peut-être le recueil historique le plus considérable et le plus complet qui existe en Orient; so ist dieses durchaus falsch, denn die Geschichte Ibn Dschusi's hat allein vierzig, die Geschichte Bagdads von Ibn Chalib sechzig, die Damasks von Ibn Asakir achtzig Bände. Der zweyte große Irrthum, in welchem Hr. R. befangen, ist, daß das Werk zehn Bände habe, indem es deren nur neun hat; und endlich der dritte, daß diese neun Bände nur ein Theil und nicht das ganze Werk Ibn Forat's seyen: Il en existe dix volumes dans la bibliothêque impériale de Vienne et ces volumes ne contiennent qu'une petite partie de l'ouvrage. Daß das Werk nur neun Bände habe, hätte aus dem in den Fundgruben und besonders abgedruckten Kataloge der orient. Handschriften der k. k. Bibliothek unter Nr. 443 — 451 (Historia τυ Ibn Forat novem tomi) ersehen werden können, der neunte Band endet mit dem Jahre 799, und da, nach dem Zeugnisse Sachawi's, des Fortsetzers Sehebi's, Ibnol Forat, der übrigens schon im J. 807 d. H. starb, nur die Geschichte der sieben ersten Jahrhunderte des Islams beschrieben, so enthalten die neun dicken Quartbände der kaiserl. Bibliothek (einige Lücken ausgenommen) wohl die ganze Geschichte Ibnol Forat's; wenn also Sachawi sagt, daß dieselbe zwanzig Bände stark, so ist dieß von Bänden, die halb so stark als die der kaiserl. Bibliothek, zu verstehen. In noch weit größerem Irrthume, als über Ibn Forat, ist Hr. R. über Jafii befangen, indem derselbe, durch die Ueberschrift der Handschrift der kaiserl. Bibliothek irre geleitet, für Jafii gibt, was gar keiner ist. Er hätte sich aus Hadschi

*) Schon in dem Catalogus cod. arab. pers. turc. Bibliothecae Palatinae Vind. ist gesagt worden: Opus cujus usus omnibus qui aevi medii ac praecipue expeditionum cruce signatarum historiam persequuntur maximopere commendandus est, et non solummodo Epitomatorem imo translatorem meretur.

Chalfa's bibliographischem Wörterbuche, wo Jafiis Geschichte zuerst unter den Tarich und dann unter dem besonderen Titel Miret abermal aufgeführt ist, über den wahren Namen sowohl des Verfassers, als den Titel seines Werkes belehren können. Sobald die für die Geschichte Friedrichs II. so merkwürdigen Auszüge Hrn. Reinauds bekannt geworden, verschrieben Se. E. Hr. Graf von Dietrichstein, unter dessen Präfektur die kais. Bibliothek mit sehr kostbaren orientalischen Handschriften bereichert worden, und bereichert zu werden fortfährt, die Geschichte Jafiis, welche dermalen auf der kaiserl. Bibliothek zu Wien, so dem Titel als Anfang und Inhalt nach ganz dem von Hadschi Chalfa angegebenen entspricht. Erstens ist der Eingangs des Werkes gegebene Name Jafii's, Ebu Mohammed Ben Esaad Ben Ali, und nicht Hasan Ben Ibrahim, wie der Verfasser des angeblichen Jafii Hrn. R.'s sich nennt; zweytens lautet der Titel nicht: Dschamiet-tewarich el mißrijet, d. i. Sammler ägyptischer Kunden, sondern: Spiegel des Paradieses, und Quelle der Wachsamkeit in der Erkenntniß des Achtbarsten von den Begebenheiten der Zeit und den Revolutionen des Zustandes des Menschen *); drittens enthält die Geschichte Jafii's, welcher (nach Taschköprisade's Encyklopädie) im J. 767 starb, eine Gelehrtengeschichte (welche, wie schon Hadschi Chalfa bemerkt, vorzüglich die Ssofi berücksichtigt) der ersten achthalb Jahrhunderte der Hidschret bis ins Jahr 750 (also siebzehn Jahre vor dem Tode des Verfassers), und dieß ist der Inhalt des Werkes der kaiserl. Bibliothek genau bis ins genannte Jahr. Hrn. R.'s angeblicher Jafii, welcher ums J. d. H. 680 schrieb, ist also eben so wenig ein Jafii, als Ouseley's angeblicher Ibn Haukal oder Okley's Wakidi ein wirklicher; indessen ist dieser Pseudo-Jafii für die Geschichte der Kreuzzüge und besonders Friedrichs II. ein nicht minder schätzbares Werk, als der Pseudo-Haukal für die Geographie des Morgenlandes. Von diesen 24 Werken haben also sechs ihren Beynamen vom Glauben: 1) die Vollkommenheit (Kemal), 2) die Schönheit (Dschemal), 3) der sich Flüchtende (Modschir), 4) der Glanz (Boha), 5) der Beleber (Mohij), 6) die Stütze (Amad) des Glaubens (Din); fünf Söhne (Ibn): Eßir, Dschusi, Challikan, Mojeser, Forat; vier Väter (Abu): Feda,

*) مرآة الجنان وعين اليقظان في معرفة ما يعتبر من حوادث الزمان وتقلب احوال الانسان

Feredsch, Mahasin, Schame, d. i. Vater des Opfers, der Freude, der Tugenden, des Muttermals.

Wir begleiten nun die Auszüge Hrn. Rainauds nach der chronologischen Ordnung der sieben großen Kreuzzüge mit einigen Bemerkungen:

Erster Kreuzzug, Eroberung von Antiochien und Jerusalem unter Gottfried von Bouillon. Das Datum der Erstürmung Antiochiens: On était alors dans la nuit du jeudi 1 de Régeb (commencement de juin); die Nacht des 24. Redscheb beginnt mit Sonnenuntergang des 26. Junius, es muß also heißen: à la fin de Juin, und nicht au commencement. Aehnliche Bemerkungen werden mehr als einmal wiederkehren, da die Daten entweder gar nicht, oder irrig ausgerechnet worden sind. Damals herrschten zu Tripolis die Beni Ammar, d. i. die Söhne des Hochgebildeten, welche diesen Namen wohl durch ihre Liebe zu den Wissenschaften, wovon der Geschichtschreiber Nowairi Kunde gibt, verdienten. Die hunderttausend Bände starke Bibliothek von Tripolis uud die Benennung der Stadt, welche die Stadt der Gelehrten hieß, wie später bey den Türken Athen die Stadt der Philosophen, rechtfertigen den Namen der Beni Ammar von Tripolis in Syrien, welche nicht zu verwechseln sind mit der gleichnamigen Dynastie der Beni Ammar im afrikanischen Tripolis, von denen dort sieben Fürsten drey Jahrhunderte später, v. J. d. H. 724 (1324) bis 802 (1379), herrschten. Aatarb (p. 39) ist Jtrib, und Schaizar (p. 43) richtiger Scheiser zu lesen; es ist eben so wenig Ursache vorhanden, hier das Feth als A auszusprechen, als wenn man Kamal statt Kemal, Dschamal statt Dschemal sagen wollte. Hinsichtlich des Dschim befolgt Hr. R. die weiche (verderbte) ägyptische Aussprache, und schreibt Sarug statt Surudsch, Manbeg statt Menbedsch, und doch wieder Régeb richtig als Redscheb. A Alep il est d'usage d'abandonner les chevaux dans la campagne pendant une partie de l'année (p. N. 48). Dieser Gebrauch herrscht in ganz Vorderasien; am Tage Chisr (24. April a. St.) werden alljährlich die Pferde des Sultans zu Konstantinopel ins Grüne geführt. Chisr ist bekanntlich der Hüter des Lebensquells und des Frühlings, welcher die Wasser entfesselt, die Bäume und Fluren begrünt. Sengi, welchen die Chroniken der Kreuzfahrer Sanguinus heißen, ist der moslimische Held des ersten Kreuzzuges, so wie sein Sohn Nureddin der des zweyten. Die Erzählung ihrer Thaten ist eine der fruchtbarsten Fluren des Gebietes arabischer Geschichte in Syrien; das Verderben Edessa's, der Stadt Abgar's, des Freundes des Messias; nach Abulferedsch, und das

Porträt Sengi's, historisch wichtiger als das bekannte Abgar's, schließt den ersten Kreuzzug.

Zweyter Kreuzzug unter Kaiser Konrad und Ludwig VII. von Frankreich. Belagerung von Damaskus 1148, und Eroberung Askalons, Damaskus und ganz Syriens durch Nureddin. Schirkuh, der ägyptische Feldherr, vertheidigt Aegypten wider die Franken. Hr. R. schreibt Schircou mit Weglassung des h, welches doch am Ende dieses Wortes wirklich lautet, und also eben so nothwendig geschrieben werden muß, als dasselbe in Abou Schamah oder Schahnameh, wo es nicht lautet, überflüssig ist. Der Vogt (p. 126) heißt Schohne nicht Schahna, und das Chalifat Chilafet nicht Khelafé. Schircou arriva au Caire le 7 de Rebi second (4 Janvier 1169); der 7. Rebiulachir 564 ist der achte Jänner und nicht der vierte. Suivant Ibnalatir Noureddin établit cette année (1171) dans ses états une poste aux pigeons; ce n'est pas qu'on ne connut longtems auparavant l'usage des pigeons pour transmettre les nouvelles, mais aucun Prince n'avait songé à rendre cet établissement régulier et approprié à un vaste système de défense. Nach dem Ewail (die ersten Erfindungen) schreibt sich die Taubenpost schon von früher her. Nureddins Charaktergemälde ist eines der schönsten der morgenländischen Geschichte, und leuchtet in derselben mit demselben Glanze von Frömmigkeit und Wissenschaftsliebe, wie in der englischen Alfred der Große. Noureddin est le premier qui ait institué une Cour de justice; jamais homme ne monta à cheval avec autant de grâce que lui, on eut dit qu'il ne faisait qu'un avec le cheval; il était très fort au jeu de mail. Il fonda le premier un collège où l'on enseignait la science des traditions. *Le milieu entre toutes choses* voilà qu'elle étoit sa devise. Hr. R. spricht und schreibt irrig Hafez statt Hafif und Senan statt Sinan, d. i. die Lanze, oder Synonyme des Namens Jusuf, dessen Schönheit wie Lanzen in die Augen stach, und noch unrichtiger Nouba statt Nobet, d. i. die Heermusik, welche fünfmal des Tages vor dem Zelte des Königs aufspielt; es ist dasselbe Wort, welches p. 236 als Noubi vorkömmt, denn Babon-nobet war das Thor, vor welchem die Heermusik spielte. Die Joanesritter heißen in den arabischen Schriftstellern Ispatarie (vom Spital), die Templer *Devié* ou *Davié*, mots dont l'origine est inconnue; das Wort scheint von Dewa, Arzney, herzuleiten seyn, und auf ihre erste Bestimmung der Krankenwartung hinzudeuten; es ist aber auch möglich, daß es statt Davidi oder Davidije auf Davids Tempel hindeute. Schlacht von Hettin oder Tiberias Samedi le 25 Rebi

second (4 Juillet 1187) ist vollkommen richtig, was hier bloß bemerkt wird, um aus dieser richtigen Zusammenstimmung des Datums bey den arabischen und fränkischen Geschichtschreibern die fehlerhafte Berechnung folgender Daten in so helleres Licht zu setzen. Ueber das Gemetzel der gefangenen Joanniter und Templer vor Tiberias durch Saladin bemerkt der Geschichtschreiber Amadeddin als Augenzeuge: que pendant le massacre des chevaliers Saladin était assis le visage riant; il n'était pas rare de rencontrer dans les rues des têtes de Chrétiens exposées en melons (p. 200). Mit dem größten Interesse folgt der Leser dem großen Saladin in der Belagerung und Eroberung Askalon's, Ramla's, Hebrons, Ghasa's, Darrum's und endlich Jerusalems. On était alors au milieu de Régeb ou 21 Sept.; der 21. September ist der 16. Redscheb, was auch noch in so weit richtig, als der 16te noch immer für le milieu genommen werden kann; aber vier Seiten später (p. 209): On était alors au Vendredi 24 de Régeb (commencement d'Octobre 1187), wenn der milieu de Régeb vier Seiten vorher der 21. September, wie kann der 24ste auf einmal in den Anfang Oktober fallen? Der 24. Redscheb ist der 29. September (Sonntagsbuchstabe D), ein Dienstag und kein Freytag; der Fehler ist also hier ein doppelter, erstens der Berechnung Hrn. R.'s und dann des arabischen Geschichtschreibers; da das Jahr d. H. 583 mit einem Freytag begann, konnte der 24. Redscheb kein Freytag seyn, sondern war ein Dienstag, wie der demselben entsprechende 29. September. Auf die falsche Berechnung gründet sich dann der folgende Irrthum der Note Hrn. R.'s: Il résulte de là que Jérusalem fut prise en quatre jours; on ne peut s'expliquer un fait si singulier — vom 15. Redscheb aber, wo Saladin vor Jerusalem erschien (p. 205), bis zum 24sten sind neun Tage, und nicht vier, so daß das Wunderbare nicht so groß. Die Details über die Einnahme Jerusalems und die Einweihung Sachra's, des Opferfelsens auf Moria, höchst interessant. Saladins Lieblingsfarbe war die gelbe, und war die der Kleidung seiner Mamluken und seiner Fahnen (p. 224). Die Kreuzfahrer waren nur noch im Besitze von T y r u s, T r i p o l i s, A n t i o c h i e n, S s a f e d, K e r e k, S c h e w b e k und K e w k e b (Sefed, Carac, Schaubec et Kauka), gerade verkehrt: S e f e d statt S s a f e d gelesen, da doch das Feth nach S s a d als a lauten muß, und e nach K i a f. Die Einnahme Jerusalems bewegte Europa zum dritten Kreuzzuge.

D r i t t e r K r e u z z u g u n t e r F r i e d r i c h B a r b a r o s s a, R i c h a r d v o n E n g l a n d, P h i l i p p A u g u s t v o n F r a n k r e i c h, L e o p o l d v o n O e s t e r r e i c h 1189. Die Daten Bo-

haeddins sind nach den Wochentagen nicht weniger irrig, als Hrn. R.'s Berechnungen. L'attaque (de Ptolémais) fut fixée au vendredi 1 de Schaaban. Da das Jahr 585 d. H. mit einem Sonntag (19 Fév.) begann, fiel der 1. Schaaban an einem Donnerstag und nicht an einem Freytag; es muß also entweder Donnerstag der 1. Schaaban oder Freytag der 2te heißen. P. 249 wird die in den Wörterbüchern nicht vorkommende Phrase li tauli bikiarihim mit par ennui de cette guerre übersetzt. Dieses persische Wort Bikiar oder Peikiar inmitten der arabischen ist wirklich eine höchst sonderbare Erscheinung; im ersten Falle ist zu übersetzen: par longueur de leur désoeuvrement, im zweyten par longueur de leurs combats. Bohaeddin, Augenzeuge der Schlacht vor Akka, sagt: Mercredi le 21 Schaaban, was ganz richtig; wenn aber der 21. Schaaban ein Mitwoch, mußte der erste nothwendig ein Donnerstag, und konnte kein Freytag seyn, was dem Abschreiber Bohaeddins eben sowohl, als Hrn. R. hätte auffallen sollen. P. 255 eine Erklärung des Wortes Senberek als eine Art Pfeiles des Quadrellus oder Carellus des Ducange, was eher zugegeben werden mag, als daß Senberek und das griechische Τζάγγρα eines sey; dieses scheint das persische Tschengele [1]) zu seyn. Bey der berühmten Belagerung von Ptolemäi's befanden sich nicht nur der Richter Bohaeddin, der Geschichtschreiber Saladins, sondern auch der arabische Arzt Abdollatif, dessen ägyptische Denkwürdigkeiten de Sacy herausgegeben. Die arabischen Geschichtschreiber nennen den Kaiser Friedrich Barbarossa in der Regel nicht anders als Melik, d. i. König. Aussi ils disent le Malek des Allemands, le malek de Constantinople. Malek statt Melik ist unrichtige Aussprache, Melik heißt der König, Malik der Besitzer [2]). La tribu de Turcomans Ougs (p. 272) sind die der Oghusen, deren Namen die Araber sonst gewöhnlich in Ghus verstümmeln. Den Fluß,

---

[1]) چنگال. Ferheng, B. 346.

[2]) ملك, der König; مالك, der Besitzer. Ohne diese vulgäre irrige Aussprache des Feth als A statt E auf weichen Buchstaben hätte der kürzlich zwischen Hrn. S. de Sacy und Hrn. Jomard im Journal asiatique, Déc. 1829 et Février 1830, über den Namen der großen Moschee zu Kairo geführte Streit gar keinen Gegenstand gehabt; Jomard sagte, sie heiße Ashar, d. i. die Blumen; S. de Sacy Ashar la brillante; hieße sie die der Blumen, so müßte sie Eshar gesprochen werden, denn sie wird ازهار geschrieben, sie heißt aber ازهر, Esher, d. i. die Blühendste.

in welchem Barbarossa badete, nennt Kemaleddin Fatir, die Christen Salef. Kemaleddin fait observer que ce fleuve avait son embouchure à Tharse en Cilicie ce qui suppose que c'est le même où Alexandre pensa jadis trouver la mort (p. 273). Nach Neschri und Dschenabi badete Friedrich im Dschihan, d. i. Pyramus, Alexander aber bekanntermaßen im Cydnus, und nicht im Calycadnus, welcher der Salef, d. i. der Fluß von Seleucia (s. Raumer's Hohenstauffen). Ces Allemands, sagt der armenische Patriarch Bar. Gregorius in seinem bey Bohaeddin erhaltenen Berichte an Saladin über den Zug der Deutschen: sont des hommes extraordinaires, des êtres d'une espèce particulière; ils ont une volonté décidée, un but déterminé; ils s'assujettissent à une discipline sévère; chez eux il ne reste pas de faut impunie; c'est au point que pour le moindre délit, on les immole comme des moutons. — Ce qu'il y a de singulier c'est que les Allemands s'interdisent tout plaisir. Malheur à celui qui se permettrait quelque volupté, ses compagnons le repousseraient aussitôt et l'accableraient d'outrages. Tout cela vient de la tristesse où ils sont d'avoir perdu Jérusalem. Plusieurs d'entre eux se sont fait pendant longtems scrupule de ce vétir comme de coutume; ils se sont interdit les étoffes les plus grossières, et n'ont voulu être habillés que de fer; il a fallu que les chefs missent un frein à ce zèle. Pour ce qui est de leur patience dans les fatiques et l'adversité c'est une chose qui passe toute croyance (p. 279). Eines der ehrenvollsten und unverdächtigsten Zeugnisse deutscher Kriegszucht im Mittelalter. Eben so merkwürdig ist das von Bohaeddin erhaltene Schreiben Saladins an den Chalifen von Bagdad, um seinen erschlafften Eifer wieder zu beseelen. Voilà que le pape des Francs (Dieu le maudisse lui et tous les siens) a défendu aux Chrétiens des choses qui avaient toujours passé pour indifférentes; il leur a extorqué de l'argent qu'ils avaient amassé par les dîmes, qu'il a imposées; il leur ôte l'entrée des églises, il se revêt de deuil et les oblige de faire de même, il leur fait faire pénitence jusqu'à l'entière délivrance du tombeau de leur dieu (p. 284). In der Beschreibung der Belagerungsmaschinen kommt die Testudo vor, welche im Arabischen Debabe heißt *) oder Kebsch, d. i. der

*) P. 291 دبابة Hr. R. übersetzt von den in Wörterbüchern nicht vorkommenden Wörtern طارقة als Küraß (Θωρακιον), جوبات

Widder. Das Datum S. 267, 20. Dschemasies-sani 586 = 25 Julius 1190 Mitwochs ist richtig ausgerechnet, aber S. 294 der 11. Schewwal desselben Jahres schon wieder unrichtig 12. November, während es der 11. November ist; so auch das Datum S. 313, 8 Dschemasies-sani 2 juillet, welches der 3. Julius ist; p. 315, dans la nuit du Samedi 11 du mois, der 11. Dschemasies-sani ist der 6. Julius, ganz richtig ein Sonnabend, im J. 1191 (Sonntagsbuchst. F); hingegen p. 318 der 18 Régeb nicht le 10 Août, sondern der 11. August; p. 324, le 1 Chaaban (fin d'Août) ist der 24ste; und p. 332, 5. Ramadhan (fin de Septembre) der 26. Sept., also in so weit richtig; aber p. 342, le jeudi 19 de Gioumadi second (2 Juillet) unrichtig, denn der 19. Dschemasiul II. 588 ist der 3. Julius Donnerstag, folglich Commencement de Juillet und nicht fin de Juin; p. 353, Saladin parut donc tout à coup à la vue de Jafa un jeudi 24 Régeb; der 24. Redscheb des J. 588 d. H., welcher dem 5. August entspricht, war ein Mitwoch und kein Donnerstag; das Jahr d. H. begann an einem Sonnabend, folglich konnte der 24. Redscheb nicht Donnerstag, sondern mußte Mitwoch seyn. Gleich darauf S. 355: on était alors au vendredi 17 Schaaban; der 17. Schaaban war richtig Freytag; wenn aber der 24. Redscheb (welcher dreyßig Tage hat) ein Donnerstag gewesen wäre, wie hätte der 17te des folgenden Monats ein Freytag seyn können; auf diesen inneren Widerspruch sich selbst zerstörender Angaben hat Hr. R. keine Rücksicht genommen. P. 361: Le vendredi 15 Safer 589 (21 Fév. 1193); der 15. Ssafer war weder der 21. Februar noch ein Freytag, sondern der 20. Februar ein Sonnabend; der 21. Febr. des J. 1193 (Sonntagsbuchstabe C) war ein Sonntag. Enfin il expira le lendemain matin mercredi 27 de Safer, 5 de Mars; der 27. Ssafer war der 4 März, ein Donnerstag, der 5. März des J. 1193 (Sonntagsbuchstabe C) war gar ein Freytag, also um zwey Wochentage gefehlt. Die Berichtigung dieser Daten ist so wichtiger, als es sich um den Tod Saladins handelt, welchem Hr. R. in dem journal asiatique eine besondere Monographie gewidmet hat.

---

als Schilde, und قپو Schiffsverdeck; قاپ heißt auf türkisch richtig eine Decke, vielleicht ist es aber nur das türkische Wort Kapu, Thor, welches auch im Persischen als ein fremdes, in den Wörterbüchern nicht befindliches vorkömmt; so heißt es in dem 1827 zu Kalkutta gedruckten Auszuge des Seir Motechirin S. 4 zweymal امراي قاپو باز, die Fürsten, die zum Hofe gehörten.

Der vierte Kreuzzug, nämlich die Eroberung Konstantinopels unter Dandolo, geht, wie schon gesagt worden, hier leer aus, da die arabischen Geschichtschreiber von demselben keine Kunde genommen; dafür aber erhalten wieder die folgenden Kreuzzüge Beleuchtung.

Der fünfte Kreuzzug im J. 1217, die Landung der Kreuzfahrer in Aegypten. Der Todestag Melik Aadils (Malek Adel) p. 392 ist ebenfalls unrichtig angegeben. Il mourut un jeudi 7 de Gioumadi second (commencement de Septembre); doppelter Irrthum, sowohl des arabischen Geschichtschreibers, als des französischen Uebersetzers; da das Jahr d. H. 615 mit einem Freytage begann, war der 27. Dsch. II. auch ein Freytag, und kein Donnerstag, und derselbe entspricht dem 31. August de la fin d'Août, und nicht commencement de Septembre; richtig ist p. 406 der 24. Schaaban 616 (4 Novembre), aber p. 416 wieder unrichtig le 7 Régeb 618 (25 Août), es war der 27ste.

Der sechste Kreuzzug enthält höchst merkwürdige Auszüge aus dem angeblichen Jafii (die schon im journal asiatique bekannt gemacht worden) über das Verhältniß Friedrichs II. zu den Saracenen, und seinen Besuch zu Jerusalem, wodurch die bekannten Beschuldigungen der freysinnigen Denkungsart Friedrichs in Religionssachen gar sehr bestätigt werden: der Kaiser war vom Richter von Tripolis, Schemseddin, begleitet, welcher, nicht minder tolerant gegen die Christen, als der Kaiser gegen die Saracenen, vergessen hatte, den Gebetausrufern zu Jerusalem zu verbieten, während des Aufenthaltes des Kaisers Unbilden über die christliche Religion von den Minareten auszuschreyen p. 431). Le premier jour le Cadi oublia de donner les ordres nécessaires, aussi les moezzins ou crieurs des mosquées s'acquittèrent de leurs fonctions comme à l'ordinaire; un d'entre eux même affecta de réciter à haute voix les passages de l'Alcoran dirigés contre les Chrétiens, entre autres celui ci: *Comment serait-il possible que Dieu eût pour fils Jésus fils de Marie.* Or l'Empereur était logé chez le Cadi à côté même du Minaret, il dut entendre ces paroles. Le Cadi très affligé se hâta d'appeller le Moezzin pour lui faire des reproches, et il défendit la nuit suivante qu'aucun cri ne se fit entendre; mais le lendemain l'Empereur fit venir le Cadi et lui dit: *Qu'est donc devenu celui qu'il y a deux jours a fait entendre du haut du minaret telle et telle chose?* Le Cadi s'excusa disant: qu'on avait craint de déplaire à l'Empereur. Le Prince repliqua: *Vous avez eu tort; pourquoi manquer ainsi à cause de moi à votre devoir,*

à votre loi, à votre religion? Ah par Dieu! si vous veniez avec moi dans mes états. . . Gerade in dieser höchst interessanten Stelle ist, wie Hr. R. bemerkt, der arabische Text verstümmelt: Le texte arabe est ici mutilé; on aperçoit seulement en marge quelques mots isolés qui semblent dire qu'au fond Frédéric méprisait la religion dans laquelle il était né et que s'il n'avait pas craint de soulever ses sujets il aurait manifesté ses véritables sentimens. Dieser Umstand macht Deutschen doppelt wünschenswerth, daß ein vollständiges Exemplar dieses nach dem Namen ihres Verfassers in Europa noch unbekannten Geschichtschreibers bald aus dem Morgenlande seinen Weg in eine europäische öffentliche Bibliothek finden möge. P. 488: Mardi 5 de Doulcada (Silkide) 8 Février; der 5. Silkide des J. 647 ist der 9te und nicht der 8. Februar, der 24ste (p. 460) der 28ste und nicht der 27. Febr. S. 462 wird Hr. R. durch einen Rechnungsfehler des arabischen Schriftstellers zu der folgenden, ganz und gar irrigen Bemerkung verleitet: Ces sortes de contradictions dans les dates sont fort communes dans l'histoire orientale (nicht gemeiner, als in den occidentalischen Geschichten), le plus souvent, c'est la faute de musulmans eux-mêmes (nicht minder oft der Fehler der Uebersetzer, wie die gegebenen Beyspiele gezeigt), car au lieu de suivre comme nous une méthode invariable et à l'abri des intemperies de l'atmosphère, ils attendent pour commencer leur mois et par conséquent leur années, l'apparition de la nouvelle lune, d'où il suit que si cet astre est caché une où deux nuits de suite, l'ordre du calendrier est interverti, d'autrefois au contraire et par une conséquence bizarre ils anticipent sur l'époque vraie des mois et années. Diese Bemerkung ist nur für den Beginn und das Ende des Fastenmondes wahr, weil nach dem Buchstaben des Korans der Beginn und das Ende des Fastenmondes von der wirklichen Sichtbarkeit des Mondes abhängt; aber diese Beobachtung nach der Faste, welche bald um ein Paar Tage verlängert, bald verkürzt wird, hat keinen Einfluß auf den Anfang des Jahres, welcher im voraus richtig berechnet, und in den Ephemeriden (Rusname) seit ein Paar Jahren gar in gedruckten Kalendern zu Konstantinopel ganz richtig ausgerechnet ist. Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, unsere Verwunderung auszudrücken, wie Orientalisten noch nach den um einen Tag falsch ausgerechneten Tafeln von Deguigne, und nicht nach den richtigen der Art de vérifier des dates, die Daten d. H. berechnen mögen, da doch die allbekannten Daten der osmanischen Geschichte sowohl, als der arabischen, namentlich der Kreuzzüge (wie das Datum der

Belagerung von Ptolemais), wenn nach den Tafeln der Art de vérifier des dates und Lenglet's ausgerechnet, übereinstimmen, und also die Richtigkeit derselben beweisen. Oft liegt aber die Irrung auch nur darin, daß man vergißt, daß die Morgenländer ihren Tag von Sonnenuntergang des vorigen (unsrigen Tages) beginnen, und daß der Widerspruch oft nur scheinbar; wenn es also p. 465 heißt: tout à coup le lundi commencement de cette heureuse année (648), und die Tafeln Lenglet's den 1. Moharrem, Dienstag den 5. April angeben, so ist hierin kein Widerspruch, weil der 1. Moharrem wirklich Montags den 4ten mit Sonnenuntergang beginnt. Hingegen ist der Fehler sowohl im arabischen Schriftsteller, als bey Hrn. R., wenn es p. 468 heißt: Lundi 29 Moharaem (1. May), der 29. Moharrem des J. 648 war ein Dienstag, der 3. May; wäre es aber auch der 1. May gewesen, wie Hr R. ausrechnet, so konnte dieser 1. May kein Montag gewesen seyn im J. 1250, wo der Sonntagsbuchstabe B war, sondern ein Sonntag. S. 473: Vendredi 3 Safar (5. May), soll heißen Sonnabend den 7. May; p. 480: on était alors au Vendredi 25 de Ramadan (Septembre), der 25. Ramasan des J 648, welches an einem Dienstage begann, war ein Mitwoch, der 21. Dezember, also volle drey Monate zu früh. P. 491: on était alors au jeudi 9 de Gioumandi premier (26 Février); da das Jahr 663 an einem Freytage begann, mußte der 9. Dschemesiulewwel auch ein Freytag seyn, und kein Dinstag, und der 27. Februar, welcher der 9. Dschemasiulewwel, war ein Freytag (Sonntagsbuchstabe D). P. 495: le siége commença au lundi 8 de Ramadan 664; da dieses Jahr an einem Dienstage begann, war der 8 Ramasan ein Sonntag (13. Junius) und kein Montag. P. 548: Mercredi 10 Safar 684 (17 Avril), der 10. Ssafer dieses Jahres entsprach wirklich dem 17. April, wie Hr. R. ausgerechnet; aber er bemerkte nicht, daß der 17. April des J. 1285 (Sonntagsbuchstabe G) ein Dienstag und kein Mitwoch war, und folglich der Wochentag des Arabers gefehlt ist. P. 549: Le feu fut mis un Mercredi 17 Rebi I. 684 (25 de Mai); der 17. Rebiulewwel ist der 23. May, und Hr. R. fällt hier mit seiner eigenen Berechnung des letzten Datums in Widerspruch, denn vom 10. Ssafer bis 17. Rebi I. sind 37 Tage, 20 im Ssafer (der 29 hat) und 17 im Rebiul I. Die 37 Tage vom 17. April angefangen geben den 23. May, welcher im J. 1285 (Sonntagsbuchstabe G) richtig ein Mittwoch, während der von Hrn. R. angegebene 25ste ein Freytag. P. 561: La ville (de Tripoli) fut prise un Mardi 4 de Rebi second (fin d'Avril); der 4. Reb. II. des J. 686, welches mit einem Sonntage begann, war ein Montag

und kein Dienstag, dieß ist der Fehler des Arabers, der 4. Neb. II. entspricht aber dem 19. May, der aber 19 Tage über das Ende des Aprils hinausliegt. Die Berechnung der Daten, ein Haupterforderniß aller Geschichte, ist ein so größeres, wenn es sich um arabische Chroniken handelt, deren Namen selbst Tarich schon durch den Wurzelbegriff ereche (er hat das Datum festgesetzt) die höchste Aufmerksamkeit auf die Chronologie gebeut. Trotz dieser Berechnungsfehler, von denen übrigens alle bisherigen Geschichtswerke europäischer Orientalisten wimmeln, so daß alle, besonders S. W. Jones Geschichte Nadirschahs und Reiske's Abulfeda, vor dem Gebrauche sorgfältiger Revision unterworfen werden müssen, sind nur ein kleiner Flecken in dem höchst schätzbaren Werke Hrn. Reinauds.

Keine chronologischen Fehler der gerügten Art verunstalten den vorliegenden fünften Band von Hrn. Professor Wilken's Kreuzzügen, da derselbe die Geschichte des vierten Kreuzzuges umfaßt, über welchen die morgenländischen Quellen schweigen, und Villehardouin und Nicetas als verläßliche Augenzeugen sprechen; aus dem letzten ist auch größtentheils die Erzählung der Zerstörung der Kunstwerke Konstantinopels genommen, welche der Verfasser aus einer Handschrift der bodlejanischen Bibliothek im griechischen Texte und Uebersetzung mittheilt; eine nicht minder schätzbare Zugabe für die Kunstgeschichte, als für die byzantinische Geographie, der zwar schon aus Muratori bekannte Theilungsvertrag der Länder des byzantinischen Reichs zwischen den Venetianern, dem Kaiser und den Fremden (anderen Kreuzfahrern), mit Varianten der Abschriften dieses Vertrages aus den venetianischen Urkundensammlungen liber albus und libro dei patti (sieben Foliobände) im k. k. Hausarchive zu Wien. Diese Varianten erleichtern hie und da die Ausmittlung des gemeinten Ortes; aber bey alledem und trotz der vom Verfasser verstümmelt beygegebenen alten Ortsnamen ist die vollständige Ausmittlung aller hier genannten Oerter noch immer ein großes Desideratum der Geographie des Mittelalters, welche bisher hierüber nur im Finsteren getappt, eine Arbeit, die schwerlich aus den bisher bekannten Quellen, sondern nur von einem künftigen Reisenden, welcher sich diesen Zweck vorstecken würde, ganz ins Reine gebracht werden kann. Als Beytrag liefern wir hiezu die folgenden Berichtigungen von einigen Wörtern, denen Hr. W. keine beygeschaltet hat: 1) de parte terrarum d. ducis et communis Venetiarum, civitas *Yraclee* (Heraclea, heute Eregli), Rodosto (*Paideros*, auf türkisch Tekfurtaghi), Muntumanis, vermuthlich Menmen bey Smyrna, so wie Sigopotamo am sigäischen Vorgebirge; 2) de parte secunda d. ducis et

com. Ven. Achrida, auf türkisch Ochri, Coripho, Korfu; 3) Zurlo, heute Tschorli, Vizoi, heute Wise; 4) de secunda parte D. Imperatoris; cum pertinentia Sampson, ist nicht Lampsacus, was mit einem Fragezeichen beygeschaltet ist, sondern Ssamssun am schwarzen Meere; 5) de prima parte peregrinorum Macri (eingeschaltet Micra) dürfte ursprünglich wohl eher μακρη als μικρη geheißen haben, ist aber das heutige türkische Megri in der Bai von Macri, gegenüber von Rhodos. Kipsalis ist Ipßala oder wie die Türken, um einen Sinn hinein zu legen, es verstümmelt haben, Ilkssala (erstes Gebet), Didymochium, Demitoka; 6) de secunda parte peregrinorum Castoria, heute Kesrije; 7) pertinentia Imperatricis. Dieser Antheil liegt noch ganz im Argen, indem von sechzehn Oertern auch dem Recensenten, wie dem Verfasser, nur das einzige Fersala (Pharsala) und der Hafen Athens erkennbar. Diese Theilung und die in den Traktaten, welche Marin (Storia del commercio Veneto) kund gemacht, vorkommenden Ortsnamen des byzantinischen Reichs, sind noch eine nicht leicht aufzuknackende Nuß der Geographie des Mittelalters. Die Stadt Mosynopolis scheint wirklich das heutige Misyni zu seyn, worüber (S. 349) die betreffende Stelle aus Meletios beygebracht wird. Kypsolla ist das schon oben vorgekommene Ipßala, Selembria ist das heutige Siliwri, so wie Mesembria Misiwri. Leichter als die wahren Ortsnamen aus diesen Verstümmlungen ist der orientalische des Murtsuflos zu erkennen, welchen aber bisher weder du Cange noch irgend Jemand anderer erklärt hat. Derselbe ist das noch heute in der Türkey von schwarzlockigen Jungen übliche Morsülflu [1]), d. i. der mit dunklen Locken Begabte; Mor ist veilchenfarb oder überhaupt dunkel, Sülf heißt Locke, Sülflu Baltadschi, d. i. lockige Holzhauer, heißen noch heute im Serai die weißen Verschnittenen, welche ihre Locken wachsen lassen dürfen [2]).

Den vorliegenden fünften Band füllt das sechste Buch der ganzen Geschichte in eilf Kapiteln, deren jedes schicklicher ein Buch genennet würde, nach dem Maßstabe der Bücher des Livius. Das erste beginnt mit dem Kreuzzuge Kaiser Heinrichs im J. 1196, das letzte endet mit der Gefangenschaft Kaiser Balduins im J. 1605, die Ueberschriften der Kapitel werden eben so, wie der Randinhalt der einzelnen Abschnitte vermißt. In

---

1) مور زلفلو

2) Hammer's Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osm. Reichs, II. S. 29, 49, 435.

der Liste der Druckfehler (hanc veniam petimusque damusque vicissim) fehlen manche, so z. B. S. 59 die Randzahl 1189 statt 1198; der erste berichtigte Azis statt Asis soll Asis heißen, weil das erste wie das letzte ein lindes S, und der Deutsche das s immer scharf ausspricht, daher umgekehrt Abulmahasen, was jeder Deutsche mit einem linden s lesen wird, richtiger Abulmehasin geschrieben wäre, wie Melik Aadil statt Malek Adel. Eben so gefehlt ist die Schreibart Assasinen statt Assassinen, denn abgesehen von dem französischen Assassins, so erfordert der Ursprung des Wortes Haschisch in gleiche Substitution des ss statt sch. Die Kehrseite des Lobes deutscher Mannszucht, welcher das von Bohaeddin erhaltene oben angeführte Schreiben des Patriarchen Bar. Gregorius so großes Lob ertheilt, enthält die folgende, aus den occidentalischen gleichzeitigen Geschichtschreibern der Kreuzzüge geschöpfte Stelle:

»Im Morgenlande fanden die deutschen Kreuzfahrer nicht die Aufnahme, welche sie erwartet hatten; diese Täuschung ihrer Erwartung veranlaßten sie aber selbst durch ihr unbeständiges Benehmen. Obwohl ihre Tapferkeit und treue Ergebenheit gegen ihre Anführer alles Lob verdiente, und ihr Anstand sie den Einwohnern von Syrien angenehm machen konnte, so erregten gleichwohl ihr Trotz und Eigensinn, indem sie ihren Willen als Gesetz geltend machen wollten, ihr Mißtrauen gegen Jeden, welcher nicht Deutscher war, und ihre Härte und Grausamkeit die heftigste Unzufriedenheit. Den abendländischen Fürsten in Syrien war ohnehin die Ankunft eines so zahlreichen, bloß aus deutschen Kreuzfahrern bestehenden Heeres nicht angenehm, weil sie fürchteten, in eine ihnen lästige Abhängigkeit vom deutschen Kaiser zu gerathen« (S. 22).

So wie vor dem Thore von Joppe nur deutsche Wallfahrter erschlagen wurden, so waren es innerhalb der Stadt meistens deutsche Pilger, welche das Schwert der Türken traf, und dadurch wurde sowohl unter den damaligen Pilgern, als auch in Deutschland der Verdacht gestärkt, als ob die englischen und italienischen Pilger, welche zu Joppe waren, das Unglück angestiftet hätten, welches doch nur durch die eigene Unbesonnenheit der deutschen Pilger war veranlaßt worden (S. 24).

»Außer einigen Reliquien, womit einer oder der andere der rückkehrenden Pilger seine heimatliche Kirche schmückte, gewann Deutschland von dieser Wallfahrt eines großen Theiles seiner tapfersten und edelsten Ritterschaft nichts anders, als neue Bestätigung der Wahrnehmung, daß im gelobten Lande weder Vortheil noch Ehre zu gewinnen, was in den syrischen Horden, den sogenannten Pullanen, die Störung des Friedens mit den Ungläubigen, welchen sie ihrerseits durch jede Nachgiebigkeit nnd Unterwerfung zu erhalten suchten, durch die Ankunft eines kampflustigen Pilgerheeres nichts weniger als erwünscht war. Daß aber der Widerwille der Pullanen gegen fremde Pilger noch heftiger wurde als zuvor, war die nothwendige Folge der Unbesonnenheit, Fahrlosigkeit und Unbeständigkeit, welche die deutschen Pilger auf dieser Kreuzfahrt

bewiesen hatten; und je weniger es den damaligen deutschen Pilgern gelang, im gelobten Lande sich ihren Glaubensgenossen angenehm, und den Ungläubigen furchtbar zu machen, um so mehr mußten manche anmaßliche Verfügungen ihrer Fürsten, welche, weil die Gewalt in ihren Händen war, als Herren des Landes schalten zu dürfen glaubten, die Unzufriedenheit und Gegenwirkungen derer erwecken, welche durch früheren Besitz ein begründeteres Recht zu haben glaubten. Unter diesen Umständen würde der Herzog Heinrich von Brabant seiner zuversichtlichen Zusage, welche er nach der Eroberung von Berytus in einem Schreiben an den Erzbischof zu Köln gab, daß er im Stande wäre, im gelobten Lande viele reichlich zu versorgen, nicht leicht haben entsprechen können, und die armen Deutschen, welche, dadurch verleitet, es hätten unternehmen wollen, in einem Lande, wo Franzosen und Italiener die Oberhand hatten, wenn kein deutsches Heer anwesend wäre, ihr Unterkommen zu suchen, würden sicherlich bald Ursache gefunden haben, ihre Leichtgläubigkeit zu bereuen. Es scheint aber auch jene Zusicherung des Herzogs von keiner erheblichen Wirkung in Deutschland gewesen zu seyn, denn es wird uns von einer Wanderung deutscher Ansiedler nach Syrien nichts berichtet« (S. 56 und 57).

Die Gräuel der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer übertrafen die der letzten Eroberung durch die Türken, in so weit, als die Entweihung des Heiligsten nicht von Ungläubigen, sondern von Christen, die sich mit dem Kreuze heiligem Kampfe geweiht, wider Christen verübt ward.

»Die Kreuzfahrer übten Plünderung so wie Gewaltthätigkeit und Ruchlosigkeit mancher Art, nicht bloß in den Häusern und Pallästen der eroberten Stadt, sondern ungeachtet des strengen Verbotes der Grafen und Baronen des Pilgerheeres, wurden auch die Kirchen geplündert, und durch Frevel und Muthwillen entweiht. In der Sophienkirche wurde nicht nur der kostbare und wegen kunstvoller Zusammensetzung allgemein bewunderte Opfertisch zertrümmert, sondern auch von dem prächtigen Redestuhle« (warum nicht Kanzel?) »das Silber, womit derselbe geschmückt war, abgerissen, und der auf solche Weise gewonnene Raub getheilt. Maulthiere und Rosse wurden in diese herrliche Kirche geführt, um die geraubten heiligen Gefäße wegzuschleppen, und als sie auf dem glatten Boden niederfielen, durch Schwertstreiche zum Aufstehen gezwungen, so daß sie mit ihrem Blute eben so als auf andere Weise den heiligen Tempel verunreinigten. Ein freches Weib bestieg den Sitz des Patriarchen, erhob einen schreyenden Gesang, und begann hierauf einen lüsternen und unanständigen Tanz. Andere Pilger führten in dem Heiligthume der Kirche muthwillige und unzüchtige Reden; andere warfen den Leib und das Blut Christi auf den Boden; andere beraubten die Bilder Christi und der Heiligen ihres Geschmuckes von edlen Metallen oder Edelsteinen, und die geraubten heiligen Geräthe wurden entweder zertrümmert, oder bey den rauschenden Gelagen, womit die Kreuzfahrer ihren Sieg feyerten, gemißbraucht und entweiht. — Während die meisten Krieger in den Kirchen nach Gold, Silber und Edelsteinen forschten, waren fromme Pilger, und besonders die christlichen, welche das Pilgerheer begleiteten, damit beschäftigt, heilige Reliquien, deren eine große Zahl in den Kirchen von Konstantinopel aufbewahrt werden (ward), sich anzueignen, um damit, wenn sie in ihre Heimat zurückkämen, ihre

Kirchen zu schmücken, und eine große Menge von Ueberbleibseln der Heiligen, zum Theil mit ihren kostbaren und künstlich gearbeiteten Behältnissen, wurden von den damaligen Pilgern aus Konstantinopel in verschiedene Kirchen des Abendlandes gebracht. Der Abt Martin des Klosters Paris im Wasgau gewann in der Kirche, wo das Grab der Kaiserin Helene, der Gemahlin des Kaisers Manuel des Komnenen, sich befand, eine treffliche Beute von Reliquien, welche er vor den übrigen Kreuzfahrern sorgfältig verbarg, und späterhin in sein Kloster brachte. Während solcher schonungslosen Plünderung verwundeten die Kreuzfahrer die Gemüther der unglücklichen Einwohner der eroberten Stadt auch durch mancherley Hohn und Verspottung Sie zogen, angethan mit geraubten Amtskleidungen der hohen Beamten des griechischen Kaiserthums, durch die Straßen der Stadt, und suchten dadurch Lachen zu erregen; sie trugen die Schreibröhre, Tintenfässer und Schriften, welche sie in den Kanzleyen gefunden hatten, zur Schau umher, und reichten denen, welche sie antrafen, solche Schriften hin zur Unterschrift, die Griechen als ein Volk von bloßen Schreibern verspottend; sie hingen an die Köpfe ihrer Pferde, auf welchen sie die Stadt durchzogen, leinene Mützen, wie die byzantinischen Männer sie trugen, und die Streifen von weißer Leinwand, welche auf den Rücken der griechischen Männer herabzuhängen pflegten, oder befestigten an dem Geschirre ihrer Rosse die flachen Hüte, welche die gewöhnlichen Kopfzierden der Byzantinerinnen waren, und künstliche Locken von weißen und krausen Haaren, womit die Frauen von Byzanz sich schmückten. Andere führten mit sich auf ihren Rossen Buhlerinnen, welche die weiten Gewänder byzantinischer Matronen trugen, und wie diese ihre Haare auf dem Rücken in einen Knopf zusammengebunden hatten. — Wenn auch die Schilderung des Nicetas von den Leiden, welche er selbst und seine Mitbürger in diesen für Konstantinopel so unglücklichen Tagen erduldeten, nicht frey seyn mag von rednerischer Uebertreibung, so lassen sich doch die von ihm angeführten Thatsachen nicht bezweifeln. Mit dem heftigsten Unwillen berichtet Nicetas, daß die Fremdlinge, alle Pflichten der Menschlichkeit verläugnend, die ausgeplünderten Einwohner von Konstantinopel, von welchen sie niemals eine Beleidigung erfahren hatten, dem schrecklichsten Hunger preis gaben, der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens beraubten, wie Verpestete von jeder Gemeinschaft mit sich ferne hielten, und jeden Griechen, welcher, durch die dringendste Noth gezwungen, es versuchte, ihr Mitleiden in Anspruch zu nehmen, mit Härte, Hohn und Verachtung von sich stießen, während sie selbst im Ueberflusse schwelgten, manche mit ausgesuchten und vielen Speisen sich labten, wider ihre gewohnten und derben Lieblingsspeisen, das Fleisch von den Rücken der Ochsen, welches in Kesseln gesotten wurde, gesalzenes Schweinefleisch mit einem Brey von gemahlenen Bohnen und Brühen von Knoblauch, und andere Gerüchte von scharfem Geschmacke im Ueberflusse genossen. Nichts als Härte, Unfreundlichkeit und Gewaltthätigkeiten, sagt eben dieser Schriftsteller; der eherne Nacken der Kreuzfahrer, ihr prahlender Sinn, ihre emporstrebenden Augenbrauen, immer glatten und jugendlich scheinenden Wangen, blutdürstigen Hände, zornigen Nasen, hoffärtigen Augen, unersättlichen Backen, lieblosen Gemüther, und ihre hastige, fast auf den Lippen tanzende Sprache.«

Wir haben diese Stelle als die anziehendste Beschreibung des ganzen Bandes ausgehoben, um zugleich von der Treue,

womit der Verfasser seine Quellen benützt hat, als von der zweifelsohne vorsetzlichen Breite seines Styles ein Muster zu geben. »Die leinenen Mützen, wie die byzantinischen Männer sie tru»gen, die Streifen von weißer Leinwand, welche auf den Rücken »der griechischen Männer herabzuhängen pflegten, die flachen »Hüte, welche die gewöhnliche Kopfzierde der Byzantinerinnen »waren, und künstliche Locken, womit die Frauen von Byzanz »sich schmückten,« sind rednerische Weitschweifigkeit des Nicetas, welche weit kürzer mit »leinenen Mützen und Leinwandstreifen »der Männer, den Hüten und Locken der Frauen« ausgedrückt gewesen wären, die der Verfasser aber, historischer Treue willen, beybehalten, so wie die sonderbare Rüge des Nicetas, daß die Soldaten Schweinefleisch und Knoblauch essen, worüber sich Josephus Flavius bey der Beschreibung der Eroberung Jerusalems nicht mehr hätte entsetzen können. Nicetas spricht als verweichlichter und durch sein eigenes Schicksal erbitterter Grieche über die Ausschweifungen der Eroberer, und weiß nichts von der Mißbilligung, welche Innocenz III. über die zu Konstantinopel getroffene Theilung der Kirchengüter zu erkennen gab, und die von ihm zur Wiederherstellung der Studien in Griechenland auffordernden Kreisschreiben an die französische Klerisey.

»Allein obwohl der Papst die Meister und Lehrlinge zu Paris ermahnte, zu bedenken, wie viele Mühe und Anstrengung es ihren Vorfahren gekostet hätte, die Kenntnisse zu erlangen, welche dagegen ihnen selbst mit aller Bequemlichkeit dargeboten würden, und zugleich ihnen die Zusage gab, daß ihnen als Belohnung für die Unterweisung der Griechen in jenen Kenntnissen nicht bloß himmlischer und ewiger Gewinn, sondern auch Vortheile aller Art in einem Lande erwarteten, welches mit Gold, Silber und Edelsteinen angefüllt, mit Getreide, Wein und Oel zum Ueberflusse versehen, und überhaupt mit allen zeitlichen Gütern gesegnet wäre; so scheint jene päpstliche Aufforderung und Ermahnung doch auf der hohen Schule von Paris nicht von großer Wirkung gewesen zu seyn. Dagegen stiftete der König Philipp August von Frankreich damals zu Paris ein konstantinopolitanisches Kollegium, in welchem junge Griechen nach französischer Weise erzogen, und besonders in der lateinischen Sprache unterrichtet werden sollten, damit sie, wenn sie in ihr Vaterland zurückkehrten, als Vermittler zwischen ihren Landsleuten und ihren lateinischen Lehnsherrn dienen, und ein friedliches und vertrauliches Verhältniß derselben befördern möchten. Die Absicht aber, in welcher der König diese Anstalt stiftete, wurde durch das Betragen der französischen Ritter in Konstantinopel vereitelt« (S. 343).

Diese Stiftung eines griechischen Kollegiums zu Paris war wenigstens der Absicht nach die Vorläuferin des später an der Propaganda zur Erziehung junger Griechen gestifteten, wovon der englische Botschafter, Sir Thomas Roe, in der Geschichte seiner konstantinopolitanischen Botschaft meldet. In dem, dem

Griechen Canachio Rossi, welcher im Kollegium zu Rom erzogen worden, zum Versuche einer Vereinigung der katholischen und griechischen Kirche gegebenen Verhaltungsbefehl heißt es (p. 470): La chiesa Romana ha sempre desiderata l'unione e pace con tutte le chiese, e specialmente con l'orientale, tanto per altri tempi bene merita della chiesa Catolica, et non solo nei tempi antichi, ma ultimamente ancora nel tempo del patriarca Hieremia, ha fatto quel che ha potuto per ajutarla et reunirsela, non perdonando in ciò nè a spese, nè a fatiche. Anzi per questo stesso fine ha fondato e mantiene il collegio di giovani Greci con le sue rendite, acciò quella nazione si nobile et ingegnosa ritorni a fiorire in pietà ed in lettere, come altre volte ha fiorito.

Die zwey noch versprochenen Bücher und Bände, womit das Werk Hrn. W.'s geschlossen seyn wird, werden die Kreuzzüge des dreyzehnten Jahrhunderts bis zum Ende desselben enthalten, bis wohin auch die Geschichte Michaud's und die Auszüge Reinaud's reichen. Wenn der Franzose dem Deutschen in Vollendung seines Werkes den Vortritt abgewonnen, so standen diesem hingegen zu Wien zwey vortreffliche Quellen offen, die jener nicht benützen konnte, nämlich die sieben Bände der venetianischen Verträge im k. k. Hausarchiv, welche das ganze dreyzehnte Jahrhundert hindurch bis ins vierzehnte herunter reichen, und das Werk Ibn Forat's, dessen zweyte Hälfte die Begebenheiten vom J. 600 — 799 d. H., das ist des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, umfaßt.

J. v. Hammer.

Art. III. Ulysse-Homère, ou du véritable auteur de l'Iliade et de l'Odyssée, par Constantin Coliades, professeur de l'université ïonienne. Paris, chez De Bure frères, 1829. Im größten Folio, 102 Seiten.

Ein Prachtwerk, auf dem weißesten, größten, schönsten Velin, mit zwanzig Karten und Zeichnungen in Steindruck, deren erste das Porträt des pseudonymen Verfassers, angeblichen Professors auf der Universität der jonischen Inseln. Nach dem Inhaltsverzeichnisse sollte eine griechische Zueignung das Werk eröffnen, wovon aber wenigstens in dem uns vorliegenden Exemplare nichts zu finden, indem es mit einer französischen Zueignung an den verstorbenen edlen Lord Guilford beginnt. Das avertissement de l'éditeur unterrichtet hierauf von der Eintheilung des Werkes in zwey Hälften, deren erste eine Lebensbeschreibung des Ulysses aus der Ilias und Odyssee, und den, einem kalabrischen Dichter zugeschriebenen Bruchstücken gezogen,

die zweyte ein Kommentar zum Leben des Ulysses, oder vielmehr ein Reisebericht, dessen Zweck die Untersuchung des wahren Urhebers der Ilias und Odyssee, welcher (hear! hear!) Homeros nicht ist, sondern, wie es die gleich darauf folgende Vorrede des Verfassers ausspricht, kein anderer als Ulysses seyn soll!

A l'époque terrible où l'Europe et l'Asie furent embrasées par cette guerre aussi fatale aux vainqueurs qu'aux vaincus, tous les souvenirs furent effacés, parceque le moyen de les perpétuer était alors inconu. Parmi les monumens ensevelis, dans l'abime des révolutions effrenées qui suivirent cette guerre, le grand nom de l'auteur disparut du moment où l'antiquité en perdit la trace, la postérité dut l'ignorer et (je ne crains pas de le prédire) elle l'ignorera éternellement, si elle persiste à ne pas reconnaître que l'auteur des poèmes sur la guerre de Troie en serait plus étonnant que le héros. Si l'on observe d'ailleurs que ce grand Roi vivait à une époque où tant de rois à la fois poètes et guerriers, tels que Moïse, David, Salomon etc., assis sur les trônes de l'Orient chantaient le dénombrement de leurs peuples et les guerres où ils avaient combattu; s'il est vrai, comme l'antiquité l'assure, que l'un des héros de l'armée d'Agamemnon, Palamède, fils de Nauplius, ait fait un poème sur la guerre de Troie, qu'y aurait-il d'étonnant quand Ulysse, fils de Laërte, aurait aussi chanté cette guerre et ses propres malheurs pour en transmettre le souvenir à la postérité.

Hierin ist nicht nur die neue, bisher unerhörte Hypothese des Verfassers, sondern auch fast alles, was er zur sinnreichen Vertheidigung derselben beyzubringen im Stande, ausgesprochen. Der Engländer Brydone hat die Existenz von Troja, der Deutsche Wolf die Homers als des einzigen Verfassers der Ilias und Odyssee bestritten: nun tritt ein Franzose auf, der als Reisebeschreiber nicht minderen Namen hat, als die Philologen Brydone und Wolf, welchen wir aber aus Recensentendiskretion eben, weil er nicht genannt seyn will, auch nicht nennen wollen, und dieser Ungenannte, aber nicht Unbekannte, behauptet zwar von Neuem die Einheit des Sängers der Ilias und Odyssee als eines Individuums, stürzt aber den göttlichen Sänger Homeros vom Altare, welchem seit Jahrtausenden sein Name eingeschrieben ist, und erhebt auf denselben den Mann, den göttergleichen Odysseus, als den Childe Harold des griechischen Alterthums.

Ob der gelehrte und geistreiche Verfasser wohl geglaubt, daß irgend ein Leser durch die glänzende Rüstung, in welcher er auftritt, unter derselben ihn wirklich für einen griechischen Kämpen der jonischen Universität halten werde, wir können es nicht

sagen; ob unter der Unzahl von Recensenten, deren Schwärme heute die Gefilde der Literatur decken, nicht irgend einer an den Köder gebissen, und den witzigen Scherz des Verfassers für philosophischen Ernst genommen, wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß es leichter ist, den Anfangsbuchstaben des Namens des Verfassers in dem des Koliades, als den Verfasser der Ilias im Könige von Ithaka herauszufinden, und so viel können wir sagen, daß auf die paradoxe Behauptung, welche hier inmitten des abgeschlossenen Gynaikeions klassischer Philologie als Jungfrau in so glänzendem Gewande auftritt, der horazische Vers angewendet werden mag:

Splendide mendax et in omne virgo
nobilis aevum.

Die Ausstattung dieser Jungfrau ist aber wohl zum Theil auf Leser berechnet, welche Bilderchen begehren, his nam plebecula gaudet; nur solchen können die noch dazu schlecht ausgefallenen Steindrücke, Philoctète dans l'isle de Lemnos, Philostrate au camp des grecs, Jardins de Laërte, Plan du palais d'Ulysse, Vergnügen gewähren; mehr werden topographische Leser dem Verfasser für die Steindrücke der Quelle Arethusa und der sogenannten Schule Homers auf Ithaka, der Mündung des Hellespontes, der kalten und warmen Quellen des Skamanders, der Quelle Hyperia und des stymphalischen Sees, des Pallastempels auf Sunium, des Jupitertempels auf Aegina, der Ruinen von Trözene und Orchomenos, des Hafens von Ithaka und des Löwenthors von Mykene, am meisten aber die Philologen für die fünf Karten: die der wider Ilion verbündeten Griechen, der Verbündeten Ilions, der Reisen Ulysses, der Ebene von Troja und der Insel Ithaka, und die Abzeichnung der zu Aito in den Ruinen des Pallastes von Ulysses gefundenen Medaillen verbunden seyn. Was den Verfasser auf die Idee der poetischen Einkleidung dieser seiner gelehrten Arbeit gebracht haben mag, läßt sich am besten folgendermaßen erklären. Seit vierzig Jahren mit den Studien der Ilias und Odyssee und allen sich darauf beziehenden Schriften, und mit dem Schauplatze der Ilias aus Selbstansicht bekannt, wünschte er seine gesammelten Materialien in gefälliger und anziehender Einkleidung in ein Ganzes zu verarbeiten, und so entstand Ulysse-Homère (der Deutsche würde Odysseus-Homeros geschrieben haben), beyläufig wie das voyage du jeune Anacharsis, als ein glänzender, anziehender Rahmen philologischer Gelehrsamkeit. Da Odysseus, der Hauptheld der Odyssee, auch in alle entscheidende Begebenheiten der Ilias verflochten, so mußte seine Lebensbeschreibung alle Saiten anklingen, welche das Studium der Ilias und

Odyssee gespannt, noch mehr aber gab der zweyte Theil des Werkes, der Reisebericht zum Behufe der Entdeckung des wahren Verfassers der Ilias und Odyssee dem wahren Verfasser des Ulysse-Homère Gelegenheit, die früheren topographischen Entdeckungen seiner Reisen, welche seit dreyßig Jahren so vielfältig angefochten, dennoch in der Hauptsache durch die gründlichsten Reisenden, nämlich durch Leake, Gell und Morrit, mit Beseitigung alles Nationalvorurtheils als gegründet anerkannt worden sind, neuerdings zu entwickeln, und durch die seitdem laut gewordenen Zeugnisse glaubwürdiger Reisenden zu bestätigen. Die Neuheit des Titels sowohl, als der Name des Koliades, welcher dem Titelblatte gegenüber in altgriechischer Tracht auf einer Säule gelehnt, abgebildet ist, möchten, so wie die glänzende Ausstattung des Druckes, weit mehr Liebhaber und Leser anziehen, als ein unscheinbares Buch in Oktav unter dem alltäglichen Titel von Untersuchungen oder Erinnerungen angezogen haben würde, und so trat denn der Ulysse-Homère des Coliades-LC ans Licht, den wir auf seinem Gange mit einigen Bemerkungen als Zugabe zu denen des Verfassers begleiten wollen.

In der Lebensbeschreibung des Ulysses wird zum Behufe des aufgestellten Paradoxes zuerst auf die Beschreibung des Brautbettes in der Odyssee vorzügliches Gewicht gelegt: La description de ce lit nuptial est composée de détails intéressans sans doute, mais tellement minutieux qu'il est évidemment impossible de le supposer décrit par un autre que celui qui l'avait construit. Dieses sonderbare Argument, auf das der Verfasser sogar später zurückkommt, genügt wohl, däucht uns, zu beweisen, daß das Ganze im Scherze und nicht im Ernste gemeint sey, dies Argument kann mit größerer Wahrheit auf das vorliegende Werk und seinen Verfasser, als auf die Gedichte Homers angewendet werden. Das ganze vorliegende Werk enthält über die Topographie der Ebene von Troja sehr interessante Details zweifelsohne, aber so umständlich und ins Kleine gehend, daß es augenscheinlich unmöglich ist, dasselbe einem anderen Verfasser, als einem in der Topographie der Ebene von Troja wohlbewanderten berühmten Beschreiber derselben zuzuschreiben. — Helena's Raub wird in Parallele gestellt mit Dervorghal's, der Tochter Dermot's, des Königs von Leister, einer berühmten irländischen Schönheit, für deren Zurückgabe nicht nur ihr Gemahl, sondern auch Heinrich II. und der König von Connaught die Waffen ergriffen (p. 6). Die Leidenschaftlichkeit, womit Philostratos den homerischen Helden Odysseus, seinen Landsmann, verschwärzt, kann sich nur, bemerkt der Verfasser, aus einer niedrigen Gefälligkeit für die herrschende Abneigung der

Römer wider die Griechen erklären: car on ne peut se dissimuler que Virgile, Ovide et tant d'autres poètes latins n'aient prodigué les injures et les calomnies contre les Grecs dont ils copiaient mot à mot les ouvrages. Etait-ce donc ainsi une mode obligée à la cour des empereurs romains de maltraiter ces malheureux Grecs après les avoir asservis? (p. 18).

In dem neunten, für die Geographie Griechenlands fruchtbarsten Kapitel wird die Ordnung und der Plan aus einander gesetzt, welchen Nestor und Odysseus in der Truppenwerbung Griechenlands nach der damaligen Eintheilung desselben befolgten, und in der Note bemerkt, daß das von Ophorius, Hecatäus, Palaiphatos, Menekrates, Apollodoros und selbst Strabo nicht aufgelöste geographische Problem des Landes, welches die Chalyber und Halyzonier bewohnten, erst durch Amedée Jaubert in seiner interessanten Reise durch Armenien und Persien aufgelöst worden. Dieses Problem war schon vor Jauberts Reise durch Mannert's Geographie der Römer und Griechen gelöst, welche der Verfasser nicht zu kennen scheint. Weil bey der ersten Landung der Griechen am sigäischen Vorgebirge Odysseus nicht, wie Agamemnon die Chriseis und Nestor die Agameda, raubt, zieht der Verfasser in der Note zu Gunsten seiner luftigen und lustigen Hypothese das folgende sonderbare negative Argument, welches dem obigen, von den Details des Brautbettes hergenommenen an logischer Stärke zur Seite steht: Ulysse, le seul Ulysse ne se montre nulle part dans cette guerre de pillage et de dévastation, et il ne se souille de l'enlèvement d'aucune captive; il sembleroit que Pénélope est toujours présente à sa mémoire. Qu'y aurait-il donc d'étonnant quand ce héros vertueux serait l'auteur d'un poème où il joue constamment un si beau rôle? Auf diese Weise könnte nach ein Paar Jahrtausenden ein künftiger Koliades ungefähr so schließen. »In Barthelemy's Napoléon en Egypte erscheint von »diesem nirgends ein Liebesabenteuer, es scheint, daß Josephine im»mer seinem Gedächtnisse gegenwärtig gewesen war. Was wäre »es denn bestaunenswerthes, wenn dieser tugendhafte Held selbst »der Verfasser dieses Gedichtes wäre, in welchem er immerwäh»rend eine so schöne Rolle spielt?« — Eher ließe sich der vom Verfasser aus der Genauigkeit der Schlachtbeschreibung im dreyzehnten Buche der Ilias hergenommene Schluß, daß der Sänger der Ilias Augenzeuge gewesen seyn müsse, geltend machen, wiewohl dieser Schluß nichts für die Persönlichkeit des Sängers der Ilias, ob er Homer oder Odysseus gewesen, entscheiden würde: Cette disposition des vaisseaux et la grande bataille qui se donne au treizieme chant de l'Iliade présente une

telle exactitude, une telle apparence de vérité aux yeux des voyageurs, et surtout des militaires qu'aucun d'eux ne doute qu'elle n'ait été décrite par un témoin oculaire, hieße richtiger: par quelqu'un qui a été sur les lieux. Der Verfasser verfolgt die Lebensbeschreibung seines Helden über die Grenzen der Ilias und Odyssee, für deren Sänger er ihn anerkannt wissen will, hinaus, und schließt mit seinen, nach der Rückkehr auf Ithaka unternommenen Reisen, und den Städten, welche er (nach den vom Plutarch, Tacitus, Strabo, Pomponius Mela und Solinus erhaltenen Stellen) in Italien und Sicilien, in Iberien und in Gallien, in Schottland und in Deutschland gegründet haben soll; hierüber ist der Verfasser doch nicht ganz und gar so positiv, als in seiner Behauptung, daß Odysseus mit Homer ein und dieselbe Person, denn er endet den ersten Theil seines Werkes nur hypothetisch: S'il était vrai que les peuples d'Albion fussent ceux-là même que Tirésias dépeignait à Ulysse comme ignorant *alors l'art de naviguer et de saler leur viandes;* s'il était vrai qu'Ulysse *planta sa rame* sur leurs rivages, et qu'ils commencèrent dès-lors à couvrir l'océan de leurs vaisseaux et l'univers entier de leurs admirables colonies, s'il était vrai enfin qu'après plus de trente siècles ces mêmes peuples d'accord avec les Français et les autres nations de l'Europe viennent tendre une main secourable à la Grèce malheureuse et lui rendre la religion divine et tous les sciences humaines qu'ils ont reçues d'elle, combien de grâces ne faudrait-il pas rendre à Dieu pour leur avoir inspiré une si généreuse reconnaissance. Wenn die Engländer aus Dankbarkeit für das angebliche, von Ulysses auf der Küste Albions aufgepflanzte Ruder als Beschützer Griechenlands aufgetreten, rührt auch vermuthlich die Theilnahme, welche der König von Bayern dem Schicksale der Griechen bewiesen, von der Dankbarkeit für die von Ulysses an den Ufern des Rheins gestiftete Stadt Asciburgium her. Jene Dankbarkeit der Engländer hat eben so guten historischen Grund, als die Identität Asciburgiums mit Augsburg, die sich aus der Entzifferung eines französischen Numismaten beweisen ließe, welcher unlängst eine Münze der Stadt Augsburg als Augusti spurgata gelesen hat *).

In der zweyten Hälfte des Werkes: Commentaire sur la vie d'Ulysse, ou journal des voyages consacrés à la recherche du véritable auteur de l'Iliade et de l'Odyssée,

*) Bulletin universel, août 1829, und Appels Berichtigung im Archive für Geschichte und Geographie, Nr. 21, Jahrg. 1830.

gibt gleich Eingangs der angebliche Koliades seine Abstammung von der Familie Koliades auf Ithaka, welche vom göttlichen Schweinhirten Eumöos abzustammen behauptet, so wie die Familie der Bukolos von Philoetios, und beginnt mit der Topographie Ithaka's, seines angeblichen Vaterlandes (nach Strabo und Sir William Gell); der beygegebene Plan des Pallastes des Ulysses erläutert die Beschreibung desselben, und bey der Beschreibung des Schlafgemachs heißt es abermal in der Note: Il faut convenir que si le tableau du lit nuptial fait reconnaître Ulysse comme le mari de Pénélope, ce même tableau joint à celui du palais le fait aussi reconnaître pour l'auteur du poëme (p. 61). Den Tholos des Ulysses hält der Verfasser für einen Badesaal, wie man deren viele in Griechenland sieht, oder für eine Schatzkammer, wie die des Atreus zu Mykene und des Mynias zu Archomene (Orchomenos), und bemerkt dabey, daß die türkischen Statthalter noch heute derley Gebäude in ihren Wohnungen haben, daß Kara Osmanoglu, einer der letzten Statthalter Magnesia's, eine solche bey seinem Pallaste zu Kirkagatsch aufgeführt. Die in den Ruinen des Pallastes des Ulysses gefundenen Medaillen sind in Kupfer gestochen, Dodwell hält sie um einige Jahrhunderte jünger, als die Könige von Ithaka; Mionnet glaubt, sie seyen in den letzten Zeiten der römischen Republik oder in der ersten des Kaiserreichs geschlagen; die Insel Asteris zwischen Samos und Ithaka heißt heute Didaskalo; die Stelle des Hauses des alten König Laertes wird ebenfalls nach S. W. Gell bestimmt; die Beschreibung desselben in der Odyssee entspricht dem Bau der heutigen griechischen Oekonomiegehöfte (μετόχια); das O i k o s, wo der Herr des Hauses wohnte, entspricht dem heutigen P y r g o s; die Schule des Homer auf Ithaka (welche an die von Chios erinnert) hält S. W. Gell für ein Denkmal der Verehrung Homers, demselben von den Familien Bukolos und Koliades, welche noch zur Zeit Plutarchs auf Ithaka bestanden, errichtet. — Der angebliche junge Koliades, durch den Besuch dieser Oerter auf Ithaka überzeugt, daß Ulysses existirt habe, daß er König auf Ithaka, daß diese Insel der Schauplatz der interessantesten Scenen der Odyssee gewesen, geht nun in seines Vaters Meinung von der Identität des Odysseus und Homers hauptsächlich aus dem Grunde der Ungewißheit ein, worin Thukydides, Plato, Aristoteles, Strabo, Plutarch, Pausanias, Cicero über das Vaterland und die Zeit, wo Homer gelebt, dann von den Neueren: Consultons en Angleterre les Pope, les Pococke, les Wood etc., en Allemagne les Heyne, les Stollberg, les Wolf etc., en Italie les Maffei, les Martorelli, les Salcini, les Cesarotti

etc., en Espagne les Gravina, les Garofalo, les Vergas etc., eu Hollande les Wiselius, les Sgravenaer etc., en France les Barthélemy, les Dacier, les Rochefort, les Larcher etc., partout nous trouvons la plus incomplète incertitude sur la personne et le siècle d'Homère (p. 69).

Ein Hauptargument des Verfassers, das uns daher länger aufhalten soll, ist das aus der bekannten Stelle Plutarchs hergenommene, wo dieser sagt, daß es unnütz sey, über die Familie und das Vaterland Homers Untersuchungen anzustellen, weil dieser die Bescheidenheit so weit getrieben, seinen wahren Namen zu verschweigen. Er gibt dann die fünf griechischen Etymologien, nach welchen *Ομηρος* entweder einen Geißel bedeuten soll, weil er als solcher in einem Kriege zwischen Chios und Smyrna ausgeliefert worden sey; oder von *Ο-μη-ρον* hergeleitet, einen Blinden bedeuten, oder von *Ομως-ηρειν*, das ist zugleich öffentlich sprechen, oder von einem Muttermale am Schenkel *Ο-μηρως*, oder endlich von *ομο-ηρως*, d. i. zugleich ein Held herkommen soll. Man sieht auf den ersten Blick, daß die letzte dieser Etymologien der Hypothese des Pseudo-Koliades am günstigsten, indem er dieselbe so auslegt, als ob Homeros zugleich Dichter und Held gewesen; dem Einwurfe, daß Homeros dann mit einem *Ω* wie *ηρως* geschrieben seyn müßte, sucht der Verfasser mit der bekannten grammatischen Ueberlieferung, daß erst Simonides das *Ω* ins griechische Alphabet eingeführt habe, und mit der Bemerkung Heyne's (?) über die älteste Schreibweise zu begegnen. »Wäre er alt, so müßte Omeros oder vielmehr Homeros geschrieben seyn.« Recensent erinnert sich dieser Stelle Heyne's nicht, wohl aber einer sechsten Etymologie, nach welcher Homeros als *Ο-μη-ρος*, d. i. als der kein Russe, erklärt ward, und diese Etymologie ist wirklich um nichts schlimmer, als die anderen fünf. Indem Rec. keiner von diesen sechs in philologischem Ernste oder Scherze gemeinten Etymologien seine Zustimmung geben kann, bringt er hier eine andere, siebente, so viel ihm bekannt ist das erste Mal zur Sprache. Homeros oder *Ομηρος*, wie der Name auf den ältesten Inschriften lautet, ist, wie so viele andere griechische (trotz aller Protestationen griechischer Pfahlbürgerschaft), ein morgenländischer Name, dessen Wurzel عمر sowohl Leben als Kultur bedeutet; es ist der noch im Arabischen lebende Name Omar, oder wie die Türken aussprechen Omer *), und wirklich schreiben

---

*) Als Belege, daß auch die Türken Omar statt Omer sprechen,

sowohl Mirchond als andere arabische und persische Geschichtschreiber, welche den Sänger der Ilias kennen, seinen Namen nicht anders als Omer oder Omar. Um sich zu überzeugen, daß das griechische *O* die Stelle des arabischen ع vertrete, stelle man die beyden Alphabete, das griechische, d. i. das phönizische, und hebräische oder älteste arabische, gegeneinander, und man wird sich überzeugen, daß das *O* an der Stelle des ع stehet. Wir nehmen das arabische nach der ältesten Folge, die noch heute die des hebräischen: **Ebdsched hewes huti kelemen sâfas kareschet**, das ist ا = *Α*, ب = *Β*, ج = *Γ*, د = *Δ*, ه = *Ε*. Den W-Laut schreiben die Griechen noch heute mit *β*; im Zahlensystem steht statt desselben ϛ; ز = *Ζ*, ح = *Η*, ط = *Θ*, ي = *Ι*, ك = *Κ*, ل = *Λ*, م = *Μ*, ن = *Ν*, س = *Ξ*, ع = *Ο* u. s. w. Man sieht aus dieser Folge des griechischen Alphabets und des ältesten arabischen oder phönizischen, daß das *O* dem arabischen ع entspricht, und daß das Wort Homeros, als morgenländischen Ursprungs, natürlich in der ältesten Zeit und ehe noch das *Ω* eingeführt war, mit einem *O* geschrieben seyn mußte. Der Name Omer also, d. i. Homeros, dessen Wurzel sowohl die Begriffe des Lebens (Omr) als der Kultur (Amran) in sich trägt, war ein bedeutungs- und geheimnißvoller, sey es, daß derselbe wirklich einem einzigen Sänger der Ilias angehörte, sey es, daß derselbe als der Kollektivname der Rhapsoden zu betrachten ist; in dem Sinne, in welchem (wie noch jüngst Cuvier in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Naturwissenschaften vermuthet hat) selbst Orpheus und Chiron keine Einzelnamen, sondern nur eine dichterische Bezeichnung der ersten Versuche in den Künsten des

---

dient der folgende auf türkischen Siegeln, deren Besitzer Omer heißen, vorkommende Vers:

Wen in Gnaden angeblickt der Herr,
Dessen edler Name ist Omer.

هر كيمه حضرت حق ايلسه نظر * ايدر البتّه اسم شريفين عمر

Das Reimwort der ersten Zeile ist Nasar, der Blick, worauf Omar reimt.

Lebens gewesen seyn mögen. Wirklich hat diese Vermuthung in der zunächst liegenden Ableitung derselben aus morgenländischen Wurzeln guten etymologischen Halt. Chiron (sonst von der Hand abgeleitet) ist das arabische Chairon, nämlich alles Gute, und Orpheus ist Urfi, welches in der doppelten Bedeutung des gesetzlichen Herkommens und des Erkennenden noch heute im Morgenlande fortlebt; Urf heißt noch heute in Arabien so wie in der Türkey das willkürliche Gesetz des Herrschers [1]), und Urfi ist ein berühmter persischer Dichter [2]) aus Schiras, welchen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im J. d. H. 1170 (1717) der Derwisch Omer mit einem türkischen Kommentare herausgab. Urf ist die Erkenntniß, und vorzüglich die mystische, auf welche der tiefe Sinn des arabischen Spruches zu beziehen ist: Wer seine Seele erkennt, erkennt seinen Herrn [3]). In diesem Grundprinzip der Soffi berührt sich die morgenländische Mystik unmittelbar mit der griechischen Philosophie, indem das pythagoräische Γνωθι σεαυτον nur die erste Hälfte dieses Arioms, die andere darauf folgende verschweigt, und wie die zweyte Hälfte dieses Spruches aus der ersten fließt, so fließt aus dieser der biblische und arabische Sprnch: Die Furcht Gottes ist aller Weisheit Anfang [4]), welcher nur anders ausgedrückt ist in dem häufig in Moscheen oder Kanzeln geschriebenen Worte des Korans: Es fürchten Gott aus seinen Dienern die Wissenden [5]). Wie also Orpheus das arabische Urf (die Erkenntniß und der Herrscherwille), so ist Homeros das arabische Omer (das Leben und die Kultur), und jene Begriffe sind nicht so enge verwandt, als diese; denn wie von der Kultur des Bodens das Land belebt wird, so von der geistigen der Mensch. Omr [6]) heißt das Leben, Amran [7]) die Kultur und Ammar [8]) ein Hoch- und Feingebildeter, welcher sanft und wohlberedt spricht, und an Wohlgerüchen sich ergötzt; wem könnten diese Wurzelbegriffe würdiger an-

---

1) Daher Tekalifi Urfije, willkürliche Auflagen. 2) Hammer's Geschichte der persischen Redekünste, S. 304. Der Diwan Urfi's befindet sich unter den während der Präfektur Sr. Exc. des Hrn. Grafen Dietrichstein angeschafften orientalischen Handschriften auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien. 3) Men aarife nefsehu aarife rebbehu.

4) رأس الحكمة مخافة الله 5) انما يخشى الله من عباده العلما, Sur. XXXV. 27. V.

6) عمر 7) عمران, Ibn Chaldun. 8) عمار, Kamus.

geeignet werden, als den göttlichen Gedichten der Ilias und der Odyssee, der duftendsten Blüthe geistigen Lebens und griechischer Kultur? Selbst die hellenischen Cockneys werden eingestehen müssen, daß sie eher Sinn für sich habe, als die Ableitung vom Geißel, vom Blinden oder vom Schenkel. Auf Homer oder die göttlichen Sänger der Ilias und Odyssee kann wohl in der vollsten Bedeutung die bekannte Ueberlieferung Mohammeds zum Lobe Omer's angewendet werden: Die Wahrheit redet durch die Zunge Omer's [1]). Es ist möglich, daß diese Worte nicht erst Mohammeds, sondern schon älter im Arabischen da gewesen, von diesem nur auf Omer, weil er diesen Namen trug, angewendet worden. Ein Spruch, der vorzüglich den *Διγλωσσοις* oder Dolmetschen zu empfehlen, von denen einer als ein Führer der Fremden oder Mihmandar zur Zeit Alexanders den Namen *Ωμαρης* trug [2]). Die bloß auf Griechenland beschränkten hellenischen Etymologen werden freylich Zetter schreyen über diese Zusammenstellung von *Ομηρος* und *Ωμαρης*, allein für den Kenner morgenländischer Sprachen hat dieselbe nichts befremdendes; selbst in griechischen Inschriften wird *O* und *Ω*, in den Dialekten *ε* und *α* häufig verwechselt, und Omer und Omar ist im Morgenlande noch heute eben so alles Eins, als in der ältesten Zeit, wo Omer oder Omar als *Ομηρος* und *Ωμαρης* nach Griechenland eingewandert sind. Nach dieser unserer Ansicht können wir der koliadischen Etymologie von *ομο-ηρως* eben so wenig, als den anderen bisher versuchten Beyfall geben.

Hören wir nun die anderen Gründe des alten Koliades, womit er seinem Sohne, dem Professor, seine wichtige neue Entdeckung von der Dichterweihe des Odysseus als Sänger der Ilias und Odyssee unterstützt: N'oublions pas d'ailleurs qu'Ulysse a contribué plus qu'aucun autre des héros à la prise de Troie; que ses aventures après la guerre, telles qu'il les raconte ont tous les caractères de l'histoire et que Strabon écrivait il y a vingt siècles, »que ceux qui se refusaient »à croire les aventures d'Ulysse depouillées des ornemens »mythologiques, ceux qui nièrent le retour d'Ulysse dans »son palais et la punition des usurpateurs de son trône, calomnient le poète et ne *méritent pas plus d'etre réfutés* que ceux »qui ajoutent foi à l'hospitalité des déesses aux métamor-

---

1) الحق ينطق على لسان عمر, eine nicht minder gewöhnliche Inschrift auf arabischen Siegeln, als die obige auf türkischen.

2) ὁ των ξενων ἡγεμων Ωμαρης. Arrian. Arab. L. XVI.

»phoses, à la haute taille des cyclopes et des Lestrigons, »a la monstruosité de Scylla, et aux boeufs du soleil.«

Maintenant si les aventures d'Ulysse sont véritables, je demande encore une fois ici qui peut les avoir racontées. Un des compagnons d'Ulysse? Mais tous ont péri dans la tempête, victimes de leur impiété. Un Phéacien qui aurait entendu le héros lui-même en faire le récit? Mais dans ce récit même on nous apprend que les Phéaciens habitent loin des peuples ingénieux.

Εχας μεροπων ανθροπων.

Et certes on ne saurait attribuer l'Odyssée à un homme sans génie.

Mais Ulysse n'aurait-il pas raconté ses aventures après son retour à Ithaque? Oui sans doute il a du les raconter a Pénélope et à Télémaque, mais très rapidement, car son voyage à la campagne de Laërte, son action contre les prétendans, sa victoire et le bannissement en Italie qui la suivirent, ne lui laissèrent pas le temps de faire un long récit.

Ulysse est donc certainement l'auteur de l'Odysée, et comme aux yeux de tous les hommes de goût, tant anciens que modernes, l'Odyssée et l'Iliade sont de la même main, c'est au Roi d'Ithaque que nous sommes redevables des deux poèmes les plus magnifiques qui soient sortis de la main des hommes. Voilà mon cher fils l'importante découverte que j'avais à te confier. Je t'en déclare ici le défenseur à condition que tu ne négligeras aucun sacrifice pour la confirmer et la perfectionner.

Nach dieser Art zu schließen, wäre es ganz ausgemacht, daß Robinson Crusoe der Verfasser des die Reiseabenteuer desselben ins Poetische beschreibenden Daniel de Foe. Hätte er etwa seine Reiseabenteuer nicht bey seiner Rückkehr erzählt; zweifelsohne! und wer hätte sie denn beschreiben können, als er selbst!

Solche Schlüsse, die nicht ernsthaft gemeint seyn können, verdienen auch nicht ernsthaft widerlegt zu werden. Die Entdeckung, welche der Verfasser nicht jetzt, sondern vor mehr als dreyßig Jahren wirklich gemacht, und zu deren Vertheidigung und Befestigung er kein Opfer von Kosten und Mühe gescheut, ist keine historische, sondern eine topographische, es ist die seitdem von den sachkundigsten Reisenden aller Nationen bestätigte Entdeckung der wahren Lage Ilions und seiner Flüsse, des Simois im Menderes, des Skamanders in den warmen und kalten Quellen von Bunarbaschi, Pergama's in der Höhe hinter Bunar-

baschi, und die Benennung der verschiedenen Grabhügel nach den Helden, denen sie die Ilias zuschreibt.

Die ganzen letzten 25 Blätter sind rein topographisch, und widerlegen alles wider Le Chevallier's erste Entdeckung von Reisenden wie Clarke vorgebrachten topographischen oder philologischen Einwürfe, indem er diesen Einwürfen die Stimme Heyne's (daß das περι beym letzten Laufe Hektor's nicht um, sondern vor der Stadt zu verstehen), Leake's, Gell's entgegensetzt.

Comment un aveugle a-t-il fait pour décrire tant de pays avec tant d'exactitude? Celui qui a *déguisé en mendiant le héros de l'Odyssée lorsqu'il va combattre les amans de Pénélope, ne semble-t-il pas d'être caché sous le masque d'Ulysse pour tracer son histoire.*

Je soumets cette idée hardie, mais neuve, aux lumières de l'homme de goût qui tient dans sa main la renommée des hommes et de leurs ouvrages.

Wir maßen uns als Recensent keineswegs an, den Spendern des Ruhms der Menschen und ihrer Werke beygezählt zu werden, nehmen uns aber die Freyheit, auf das Obige zu antworten, daß Homeros ja eben so wenig als Milton von Geburt aus blind gewesen seyn muß, und daß er den Kriegsschauplatz, den er so getreu beschrieben, wohl früher wirklich gesehen haben mag; daß es eben so wenig nothwendig, daß der Sänger der Ilias durchaus in dem Heere Agamemnons gestritten haben müsse: Il est donc indubitable et *rigoureusement prouvé* (!) que l'auteur des poèmes sur la guerre de Troie ait fait partie de l'armée d'Agamemnon. Weil in der Ilias die Oertlichkeit des Kriegsschauplatzes von Troja, in der Odyssee die der Insel Ithaka genau beschrieben sind, schließt der Verfasser, kann der Verfasser des einen und anderen kein anderer gewesen seyn, als Ulysses; dasselbe schließt er aus der chronologischen Genauigkeit der Regionen, des Verzeichnisses der Schiffe: Cet immortel ouvrage serait, je le répète, a jamais inexplicable s'il n'était pas l'ouvrage d'un ambassadeur illustre accrédité par le Roi des Rois auprès de tous les Souverains de la Grèce.

Koliades reiset nun, um dem Sänger der Odyssee Schritt auf Schritt zu folgen, nach dem Vorgebirge Sunium, nach Trözene, Aegina, Orchomenos, Tempe zum hyperischen Quelle und stymphalitischen See, zur Kyklopengallerie von Tirynes, zum Löwenthore von Mykene bis zum Uebergange des Alpheus und auf die Inseln der Lotophagen (Gerbi), Kyklopen und des Aeolus (Lipari), und bis Ithaka, ohne daß seine topographische Beschreibung durch die schlechten Steindrücke an Deut-

lichkeit etwas gewänne. Er begleitet ihn zu den Lestrigonen, auf das Eiland der Kirke (Monte Circello), wo noch das Allium Moly wächst, welches Hermes dem Odysseus gab, sich damit wider Kirke's Zauberey zu verwahren: à force d'étudier et d'approfonder la marche d'Ulysse, je finis par découvrir qu'il était aussi rigoureusement exact dans la topographie des enfers que dans celles de l'Iliade, de l'Odyssée et de toutes les régions du catalogue. Die kimmerischen Höhlen hat schon Strabo in denen um Kime (Cuma) und im durchgeschlagenen Felsenwege, der von Dicearchia (Puzzoli) nach Neapel führt, erkannt; aber schon er wußte über die Insel der Sirenen nicht gehörigen Bescheid, und die vermuthlich das heutige Ustica. Ob die Insel der Kalypso Malta oder Gozzo, ist noch unentschieden. Koliades besuchte auch die Ruinen von Temes auf dem Wege nach Otranto, um die topographische Wahrheit aller geographischen Punkte der Ilias und Odyssee durch Selbstansicht zu bestätigen, und läßt sich vom Bibliothekar zu Askoli überreden, daß auch die Paralipomenen des Quintus, eine Ergänzung der Ilias und der Odyssee, wirklich größtentheils die Werke Homers, d. i. nach Koliades des Ulysses seyen. Auf Korfu besuchte Koliades die Stätte des Pallastes und der Gärten des Alkinous, den Quell der Nausikae, wirft hier eine wohlverdiente Blume auf das Grab des Gründers der jonischen Universität, des edlen Lord Guilford, und schließt mit dem Entwurfe eines am Hafen Bathy auf Ithaka aus einem kyklopischen Felsen des Pallastes von Aito zu errichtenden Denkmale des Brustbildes Homers mit den in den Ruinen von Aito gefundenen Medaillen umgeben, und der Inschrift: *ΟΔΥΣΣΥΣ ΟΜ-ΗΡΟΣ.* Dieses Denkmal ist bis aus Stein unterdessen vom Koliades im Steindrucke ausgeführt. Mit aller Ehrfurcht für das heilige Wort Om in dem Munde der Inder, lesen wir es in dieser Trennung, wo es das griechische ὁμὸς oder persische Hem *) (zugleich) vorstellen soll, zum Schlußwort dieser Anzeige bloß Hm! können aber nicht umhin, dem geehrten Verfasser für die Mühe zu danken, die er sich gegeben, die Biographie seines Helden auf eine so sinnreiche und nutzanwendende Weise durchzuführen:

Utile proposuit nobis exemplar Ulyssen.

J. v. Hammer.

---

*) هم

Art. IV. Erziehungslehre, von Fr. H. Chr. Schwarz, Doktor der Theologie und Philosophie, großherz. Badenscher geheimen Kirchenrath und ord. Professor der Theologie zu Heidelberg. In drey Bänden. Zweyte, verbesserte Auflage. Leipzig, 1829, in Oktav. I. Band: Geschichte der Erziehung, erste Abtheilung, 538 Seiten; zweyte Abtheilung, 520 Seiten; II. Band: System der Erziehung, 604 Seiten; III. Band: Unterricht der Erziehung, 422 Seiten.

Der würdige Verfasser, der fast seit einem halben Jahrhundert beynahe alle Zweige und Arten des Erziehungsgeschäftes bey jungen Leuten jedes Alters sowohl durch eigene Uebung, als durch Aufsicht mit Liebe kennen gelernt hat, und durch ein halbes Dutzend pädagogischer Werke als Erziehungsschriftsteller unter den ersten der Deutschen steht, hat mit diesem Werke das Resultat seiner früheren geordnet und in ein Ganzes gebracht, welches in zwey Hälften zerfällt, die Geschichte der Erziehung, und die Erziehungslehre selbst; jene in die der alten und neuen Völker, oder vor und in dem Christenthume, diese in das System der Erziehung und in den Unterricht derselben. Die einzig wahre Ansicht, daß alle Erziehung, welche das Göttliche im Menschen entwickeln soll, nur von Gott ausgehen könne, und alle Erziehung, welche die Vernachläßigung der Religion, bloß Verstandeskultur bezweckt, eine verderbte sey, durchdringt das ganze Werk, und der Verfasser spricht die Grundsätze, die seine Feder geleitet, klar und deutlich, besonders in der Einleitung, folgendermaßen aus. Schon im Jahre 1813 schrieb der Verfasser:

»Es war in der Vorzeit Grundsatz der Erziehung, »vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und das Alter sollst du ehren.« Die moderne Zeit kehrt es um, setzt die Jünglinge auf den Stuhl, und macht sie sobald wie möglich zu Richtern ihrer Aeltern.«

Der Verfasser vereint die zwey Grundansichten in der Geschichte der Menschheit, deren eine bloß das Alte, die andere bloß das Neue lobt, indem er sagt:

»Wer annimmt, daß Gott dem Menschengeschlechte von Anbeginn ein gewisses Licht der Vollkommenheit mitgegeben hat, aus welchem es herausgefallen, muß auch annehmen, daß Gott wieder einen Lichtstrahl herniedergelassen, wodurch es zu seiner Bestimmung zurück erhoben wird. Und wer umgekehrt annimmt, daß die Menschen durch Bildung ihrer Kräfte von Jugend auf erst das werden müssen, was sie noch sind, muß auch annehmen, daß sie in einem Zustande sich befinden, welcher nicht mehr der ursprünglich gute ist, von dem sie doch noch etwas in sich tragen. Nur so sind beyde Ansichten religiös, auf einander hindeutend, wie Vorbild und Nachbild; ein goldenes Zeitalter rückwärts, und ein goldenes Zeitalter vorwärts. Der Vater steht im Namen der Gottheit über dem Sohne, aber um auch den Sohn der Gottheit zuzuführen; der Sohn gewinnt unter dieser Leitung mehr Kräfte, als sein Vater besaß,

aber um in der mit ihm weiter entwickelten Menschheit den ewigen Geist, der aus dem Alten in das Neue herüberspricht, für sich und seine Nachkommen wirksam zu erhalten.«

Indem er (S. 21) von dem göttlichen Ansehen, in welchem Priester und Regenten in der alten Welt über dem Volke standen, und ihrer zur inneren Ruhe und äußerem Ansehen des Staates nothwendigen Vereinigung spricht, äußert er sich:

»Man sieht dermalen die Priester gern von der schlimmen Seite an, durch das trübe Glas der modernen Zeit; nur dadurch läßt sich die Einseitigkeit und Ungerechtigkeit solchen Urtheils begreifen; denn wie wäre es sonst möglich, alles Böse der bildenden und regierenden Klasse beyzulegen, als wären gerade nur sie die Schlechten gewesen, die anderen aber die Edlen!«

Wenn im Alterthume Religion die innere Kraft der Bindung in der bürgerlichen Gesellschaft, und das erste und tiefste Mittel der Bildung war (S. 23), so ist es in der neueren Geschichte das Christenthum, welches den Geist und das Leben für alle Völker der Erde aufgeschlossen hat.

»Das Menschengeschlecht hat das göttliche Ebenbild schon im Anfange durch die Sünde entstellt, Christus, der Weltversöhner, stellt es wieder her, und sein Geist bildet nun fort und fort die Menschen zu Kindern Gottes in der Gottähnlichkeit. Das ist das vollständige und herrliche Ziel aller Bildung. Ja, erst durch das Christenthum ist es geoffenbaret und vorgesteckt worden. Diese Religion bewirkt Selbstverläugnung, Herzensreinigung, Seelenruhe, Geisteslicht, Einklang und Gottseligkeit; sie schlägt im Herzen des Menschengeschlechtes an, und bewegt alle Kräfte zur unermüdeten Thätigkeit im Reiche Gottes; durch Glaube, Liebe, Hoffnung erhebt und verklärt sie die Menschheit, und bildet die Welt in eine verherrlichte um. Das Gute aus alter Zeit wird durch sie in die neue herübergeführt, aber auch verbessert; daher hat auch der Christ die fromme Liebe zu dem Alten wie zu dem Neuen, und erkennt in der Geschichte der Menschheit die göttliche Vorsehung, welche im Großen erzieht, und uns zu unserer Bestimmung dadurch hinleitet, daß das Göttliche im Menschen sich aus sich selbst entwickeln soll. Das Christenthum durchdringt und heiligt mit dem Gottesgeiste die Menschennatur, es schafft hiermit in dem Einzelnen und in den Staaten das wahre Leben zu fortdauernder Blüthe. Auf solche Art ist mit demselben eine neue und höhere Kraft in die Menschenwelt eingetreten, die wahrhaft, die göttlich und menschlich bildende, und darum müssen wir die Erziehungsgeschichte bestimmt eintheilen, in die der a l t e n, und in die der n e u e n W e l t. Jene, die vorchristliche, kann im Ganzen genommen als die der geschlossenen Bildung bezeichnet werden, weil erst die das christliche und das geistige Leben völlig frey macht.« — »Den Menschen erziehen heißt ihn bilden; es heißt in seine Kraft ihrer Natur und Bestimmung gemäß so einwirken, daß sie zu ihrer Vollkommenheit gelangt, und ihr Urbild in ihrer völligen Entfaltung darstelle.« — »Der Erziehende muß dieses vorerst erschauen, wenn er es entwickeln soll.« — »Damit es nicht bloß Kultur, nicht bloß Kunst und Wissenschaft, sondern wahre Bildung sey, so soll nicht der Mensch nach seinem Ebenbilde, son-

dern nach göttlicher Bestimmung den Menschen erziehen wollen. So muß denn der wahre Bildner durch diese Erkenntniß der Gottähnlichkeit, ja er muß durch Gottes Geist dazu geweiht seyn.«

In der Geschichte deutscher Bildung erscheinen überall Fleiß, Frömmigkeit und Gehorsam als die Grundtugenden des deutschen Gemüthes, und mit Recht bemerkt der Verfasser in der Note (I. Bd. S. 142):

»Die Erziehung des Deutschen, soll sie anders sein wahres Leben entwickeln, muß von jenen Grundtugenden ausgehen. Die Verirrung der neuesten Zeit, welche gerade von einem sogenannten Deutschthume unterstützt wurde, ist eine der heillosesten für die deutsche Jugend, und würde das für unsere Nation geworden seyn, was jene Verordnung Julians gegen die klassische Bildung der Christen drohte.«

Und (S. 299):

»Sie lassen das beste und herrliche Mittel der Bildung aus der Hand, wie aus dem Herzen, und begeben sich in das Nichts. Das ist das Urtheil vieler neuen Volks- und Gelehrtenschulen. Die Verstandesaufklärung für sich und das klassische Studium an sich, so trefflich und nöthig es ist, hilft nichts ohne das Evangelium.«

Eben so geht im Unterrichte alles von der Religion aus (III. Bd. S. 271):

»So wie nun eben dieser Geist der wahren Religion als das erziehende Prinzip in allen Gegenständen des Jugendunterrichtes erkannt wird, so vereinigt er auch die Zeitfolge hindurch alles, was erlernt wird, zu einem Ganzen der harmonischen Bildung. Und das ist ja doch sein Ziel. Es mag wohl auch ohne dieses Prinzip viel gelernt, und mancher Jüngling bis zum Gelehrten gebildet werden; aber sehen wir auf den inneren Menschen, auf die Vernunftherrschaft und Seelenreinheit, so werden wir auf dieser Höhe keinen erblicken, der in Selbstsucht oder auch in einer Begeisterung, deren Säugamme eine Leidenschaft war, seine Wissenschaft oder Kunst errungen hat; oder wollen wir einen Gorgias einem Sokrates, einen Muhammed einem Pythagoras vorziehen? wollt ihr — um aus der Fabelwelt statt aus der wirklichen umher, wo das alles jedem in die Augen fällt, zu reden, — in eurer Tochter lieber eine Penelope, oder eine ihrer Mägde, in eurem Sohne einen der Freyer oder einen Telemachos erziehen? — Wo jenes göttliche Prinzip die Bildung durchdringt und gestaltet, ist weder Ueberbildung noch Verbildung zu erwarten, denn es weiset jedem seine Bestimmung an, die ihm Gott in seiner Lage und seinen Verhältnissen gegeben hat, und macht Kinder und Aeltern zufrieden damit, aber auch eifrig, alles zu lernen, was zu derselben gehört. Es macht also innerlich und äußerlich frey, allseitig und trefflich, und darin erkennen wir überall die wahre Bildung. So wird jene Seelenharmonie und Selbstbeherrschung, wohin die Griechen zu führen suchten, nicht nur gewonnen, sondern übertroffen.«

Nur wenn der Unterricht durch Gedächtniß, Verstand, Gefühl und Phantasie den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne gehörig entwickelt hat, nur dann war der Unterricht gut, denn er half zur wahren Bildung:

»Spricht sich das Christenthum in derselben aus, so krönt das Ende wie der Anfang das Werk« (III. S. 278).

Die Geschichte der Erziehung spricht den Begriff derselben aus: Die Erziehung ist die sich entwickelnde Menschheit. Sie ist: 1) das Werk der göttlichen Vorsehung, 2) die Entwicklung des Göttlichen im Menschen, 3) eine aus sich selbst hervorgehende Entwicklung, 4) die Entwicklung der Menschheit; sie ist: die durch ihre Individuen hindurch aus sich selbst ihr Göttliches unter Gottes Waltung entwickelnde Menschheit (II. S. 4). Der Verfasser geht die einseitigen Erziehungsweisen und Erziehungssysteme (das pietistische, humanistische, philantropistische) durch, und theilt dann sein Erziehungssystem in die Lehre der Entwicklung, der Bildung und des Unterrichts, indem er alle Stufen der Geburt bis zum herangereiften Jüngling und Mädchen, alle Grade körperlicher und geistiger Bildung mit Berücksichtigung ihrer Störungen und Verbesserungen abhandelt; er erhebt sich mit Recht wider das System des Zeitgeistes, des Egoismus, der kein Gefühl der Abhängigkeit von etwas anderem, als dem eigenen Selbst, aufkommen läßt, und kein andere Autorität bey dem Kinde gelten läßt, selbst das Gehorchen des Kindes in ein Gebieten desselben über sich selbst und in ein freyes Handeln nach eigenem Gutdünken verkehren will (II. S. 388).

»Dieses System verbindet sich entweder mit dem sogenannten gesunden Menschenverstande, d. i. dem ideelosen und folglich unvernünftigen, und findet also Beyfall nicht nur bey der Demagogie, sondern auch im Gebiete des Lehrwesens, oder auch mit einer spekulativen Philosophie, welche vor lauter abstrakten Begriffen das Leben nicht begreift.«

Die letzte Abtheilung der Erziehungslehre behandelt die Erziehung im Ganzen, deren wahrer Geist wieder im evangelischen Sinne als die Führung des Menschen von seiner leiblichen Geburt bis zur geistigen Wiedergeburt erklärt wird (II. S. 484).

»Denn der Geist der wahren Erziehung kann doch kein anderer als der seyn, welcher über die Kinder das Segenswort gesprochen: solcher ist das Gottesreich. Für dieses soll jedes erzogen werden; so wie es auf die Welt geboren ist, sollen es die Menschen als ein Gott geheiligtes Kind ansehen, und es so in das Leben hereinführen, daß es zur Gottähnlichkeit gelange. Nur das ist es, was wir unter Bilden zu verstehen haben, nur das gibt dem Menschen sein Urbild, nur das zeigt dem Erzieher den Weg vor, und gibt ihm die rechte Kraft, den rechten Verstand und die rechte Freude in seinem wahrhaft göttlichen Geschäfte.«

In der Geschichte der Erziehung, welche dem Systeme vorausgeschickt ist, hat der Verfasser in der alten Geschichte vorzüglich das Morgenland berücksichtigt. Er durchgeht die Bildung und Erziehung der Inder, Chinesen, Japanesen, Babylonier, Perser, Phönizier, Aethiopier, Aegypter, dann folgt das Volk

der Offenbarung, die Israeliten, deren Erziehung von dem Grundsatze ausging, daß die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang; dann die klassischen Völker der Griechen und Römer; nicht die sieben bekannten Weisen, sondern die sieben großen Geister, auf welche die griechische Erziehungsgeschichte bestimmt hinweiset, werden in eben so vielen Abschnitten gewürdiget, nämlich: 1) Homerus, 2) Lykurgus, 3) Pythagoras, 4) Solon, 5) Sokrates, 6) Platon, 7) Aristoteles; und die Musik erscheint als Mittel der höchsten Bildung der alten Welt. In der christlichen beginnt die Geschichte der Erziehung von der Katechetenschule zu Alexandrien, geht dann die arabische Bildung, die der Kaiserschulen und Universitäten, den häuslichen und kirchlichen Jugendunterricht, die Volksbildung unter den Ost- und Westgothen, in Deutschland und Frankreich, das Schulwesen, die pädagogische Literatur und Methode, die italienische und niederländische Bildungsschule, die Epoche der Reformation, die der Methodiker, der Pietisten, der Philologen, der Philanthropiner mit der größten Unparteylichkeit durch; der Verf. erkennt so das Verdienst der Protestanten als der Katholiken, die Verbesserung der Erziehung und der Volksschulen an, so wie das der Normalschulen in Oesterreich unter Felbiger, der in Böhmen unter dem Dechant Kindermann (I. S. 497). Der Anhang des dritten Bandes enthält Belege zur Erziehungs- und Unterrichtslehre. Wer sich mit dieser beschäftigt, wird dieses treffliche Buch nicht ungelesen, er wird dem Verdienste desselben Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Art. V. Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. Von Friedrich Thiersch. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit drey lithographirten Tafeln. München, in der literarisch-artistischen Anstalt, 1829. XIV und 460 S. in gr. 8.

In der Vorrede, die einen wohlthätigen Eindruck durch die Klarheit und Sicherheit macht, womit der Verfasser seine Aufgabe gefaßt, werden mit einem Rückblick auf Winkelmann die Förderungen und Hemmungen der Archäologie seit dem Tode dieses großen Mannes bis auf den heutigen Tag überschaut, woraus die doppelte Absicht dieses Buchs hervorgeht, einmal das zähe Anhängen an überlieferten Meinungen, z. B. am Winkelmannischen System, zu erschüttern, und den schon von Lessing behaupteten Satz eines Fortbestehens der griechischen Kunst unter den Römern fester zu begründen. Ueber des Verfassers Stellung Andersdenkenden gegenüber wollen wir ihn selbst hören. Er sagt p. XII f.: »Ihr (dieser Schrift) Verfasser, was er auch

von Auffindung, Stellung und Lösung der wichtigen Aufgaben, welche sie behandelt, als sein Eigenthum in Anspruch nimmt, erscheint im Ganzen nur als der Dolmetsch dessen, was seit Winkelmann geworden, und was einem Jeden wahrzunehmen vorliegt; und täuscht ihn sein unbefangenstes Gefühl nicht, so ist die ihr zu Grunde liegende Ansicht eben so einfach und einleuchtend wie übereinstimmend mit dem Geiste des Alterthums und den Schicksalen seiner Bildung. Da aber ungeachtet einer im Ganzen wohlwollenden und aufmunternden Aufnahme unter uns sie doch, weil die archäologischen Bewegungen des Auslandes uns fremd blieben, auf eine große Zähigkeit der überlieferten Meinungen gestoßen ist, als ob die Verehrung großer Namen uns bestimmen müßte, die mit ihnen verknüpften Irrthümer zu hegen, und da auf der andern Seite Beschränktheit, Mißverstand und Vorurtheil der Ausbreitung der hier aufgestellten Lehren und Ansichten in den Weg getreten sind, so habe ich, um ihnen Raum zu machen, mich veranlaßt gefunden, jetzo, wo sie dem Oeffentlichen wieder übergeben werden, zugleich für sie die Waffen zu ergreifen. Gegen wen? und wie? mag die Schrift selbst lehren. Manche werden, gewohnt, die Wehr des Kampfes nur mit seidenem Handschuhe anzugreifen, oder nur Schaugefechten beyzuwohnen, die Angriffe zu rauh finden; doch bin ich mir bewußt, auch hier der gleichvertheilenden Gerechtigkeit eingedenk geblieben zu seyn, und einem Jeden gegeben zu haben, was und wie es ihm gebührt.«

Da diese Abhandlungen nun schon seit mehreren Jahren im deutschen Publikum bekannt sind, so glaube ich bey diesem Berichte über diese zweyte Ausgabe nicht sowohl dem Gange derselben im Einzelnen folgen, als vielmehr die Hauptsätze derselben in Erinnerung bringen, und sodann das Wesentliche aus den Bereicherungen, die diese neue Bearbeitung erhalten, hervorheben zu müssen. Wie und wo es mir nöthig scheint, werde ich daneben meine eigenen Bemerkungen niederlegen.

Erste Abtheilung, die Einleitung und die Epoche des heiligen Styls enthaltend, 1816 (in welchem Jahre nämlich diese Abhandlung zuerst erschienen ist). — S. 1: Bey dem vom Verfasser bemerkten Stillschweigen der Geschichtschreiber über die Werke der Kunst erinnere ich, als charakteristisch für die römische Ansicht, an die Aeußerung des Tacitus (Annal. XIII. 31): »Nerone secundum, L. Pisone Consulibus pauca memoria digna evenere: nisi cui libeat, laudandis fundamentis et trabibus, quis molem amphitheatri apud Campum Martis Caesaro exstruxerat, volumina implere: *cum ex dignitate populi Romani repertum sit res illustres annalibns: talia diur-*

nis actis mandare.« Der fast gänzliche Untergang dieser Acta diurnae ist daher als ein großer Verlust für die Geschichte der Kunst zu beklagen

S. 2: Gänzlicher Verfall der Kunst erst zwischen Septimius Severus und Gallienus. Die numismatische Bestätigung dieser Thatsache ist sehr gut bemerkt in einer kleinen lesenswerthen Schrift (des Herrn Ponce in Toulon), betitelt: Essai sur le classement chronologique des médailles grecques. Toulon 1826. p. 40: L'art n'existait déjà plus chez les Grecs avant qu'ils eussent perdu le droit de faire frapper la monnaie destinée à leur usage: ils cessèrent d'en jouir après le regne de *Gallien*, et c'est-là que finit l'histoire de la numismatique grecque.«

S. 5 ff.: »Die Winkelmannischen Ansichten sind gerade in der ältesten Epoche, wo sie am unstatthaftesten sind, am wenigsten angefochten worden.« Es werden Heyne's, Böttiger's, Heinr. Meyer's einzelne Berichtigungen erwähnt, und sodann das Verdienst von Quatremère de Quincy, der zuerst die gewöhnlichen Vorstellungen vom Gange der alten Kunst im Ganzen verlassen, hervorgehoben. »Der Grundirrthum aber in Behandlung der Sache lag darin, daß man den Anfang griechischer Kunst allein in Griechenland selbst gesucht, sie bey ihrem Beginnen sogleich in Bewegung nach dem Besseren gesetzt, und ihr eigentliches Entstehen zu tief herabgerückt hat, um sie nicht ein Jahrtausend lang fortschreiten, und doch zu keinem Erfolg gelangen zu lassen.« — S. 7: Von gehämmerten Werken (σφυρήλατα, worüber in den Commentt. Herodot. p. 302 von Ref. Einiges bemerkt ist) — verschiedene Metalle zu Einer Masse geschmolzen, und mit dem Hammer ausgetrieben — sey kein Griechisches erhalten worden, sondern ein Aegyptisches, jetzt in England befindlich. — Zu S 8, Anmerk. 7: In der Dresdner Pallas alten Styls (Augusteum, Nro. IX u. X) will Hirt in den **Kunstbemerkungen auf einer Reise**, Berlin 1830, S. 139 eine **Nachahmung** der äginetischen Werke erkennen, weil die Figuren am Streifen des Peplus nicht äginetisch seyen.

Nachdem der Verfasser darauf in den ältesten Denkmälern griechischer Poesie, den homerischen und hesiodeischen Gesängen, eine in ihrer Art bereits vollendete Kunst der Bildnerey nachgewiesen, und, von den bekannten Beschreibungen des achilleischen und des herakleischen Schildes ausgehend, die selbst epische Anordnungsweise der ältesten hellenischen Toreutik mit dem gleich epischen Charakter der ägyptischen Bildnerey in Thebaitischen Tempeln und Grabstätten nach Form und Inhalt verglichen, Aegypten als das Stammland griechischer Kunst anerkannt, benützt er

die gelehrten Erörterungen von Hrn. K. O. Müller im XXXVI. Bande dieser Jahrbücher, um von den sogenannten Schatzhäusern (Thesauren) von Mycena, Amyklä, Orchamenos anschauliche Vorstellungen zu geben. — Wenn aber nun dieser Gelehrte (S. 16, Anmerk. 9) seinem Systeme gemäß Will. Gell's Vergleichung dieser Gebäude mit ägyptischen unstatthaft findet, und überhaupt die Ableitung hellenischer Architektur aus pharaonischer abläugnet, so hätte Ref. erwartet, der Verfasser dieser Epochen wäre auch hier etwas näher in diese Streitfrage eingegangen. Es wird deßwegen nicht unzweckmäßig seyn, Einiges zu berühren, was seit Erscheinung der ersten Ausgabe dieser Schrift in diesem Bezug von ausländischen Reisenden und Archäologen ist beobachtet worden. Zuvörderst bemerkt Hr. Letronne, den doch Niemand der Morgenländerey, wie Hr. Müller wohl zu sagen beliebt, bezichtigen wird, im Bericht über Hawkin's Beschreibung eines uralten Tempels auf der Insel Euböa (im Journal des Savans, 1820, p. 644 seq.): »Un jeune et savant voyageur anglais, M. Wyse nous a assurés avoir vu à Paulitza près de Thigalie, une porte, dont la construction est précisement de même genre, que celle de ce toit (nämlich seines euböischen Tempels. Man vergleiche die Zeichnung daselbst). L'identité entre les deux constructions est complète; on ne trouve d'exemple analogue *qu'en Egypte*, et par exemple au souterrain de la grande pyramide (Voyage de Denon, pl. XX, fig. 6.) — Dem Referenten ist immer auch die große Aehnlichkeit aufgefallen, wenn er die innere Durchsicht der großen Pyramide mit der bey Will. Gell. in der Argolis pl. 16 gelieferten Durchsicht der von Gell genannten Cyclopian Gallery (von Tirynth verglich). Ce n'est pas au reste le seul point de ressemblance de cet édifice avec ceux de l'Egypte. A la vue du dessin il est difficile de ne pas se figurer d'abord qu'on a devant soi la porte d'un édifice *égyptien*, ou celle d'un singulier édifice de Mycènes connu sous le nom du Trésor d'Atrée (man s. W. Gell's Argolis, pl. 5) et *qui conserve tant de traces de l'architecture égyptienne.*« — Hr. Müller verweigert hartnäckig den Namen ägyptisch auszusprechen, und obschon diese neueren Forschungen ihm nicht unbekannt seyn konnten, gedenkt er ihrer doch auch jetzt in seinem Handbuche der Archäologie der Kunst 1830 mit keinem Worte, wo er p. 27 die »meist pyramidalischen Thore« von Mykenä und Argos, »die giebelförmigen Gänge« von Tiryns erwähnt. Referent war schon vor mehreren Jahren seinem Freunde, dem Herrn Landbaumeister Hübsch, jetzt in Karlsruhe, sehr dankbar, als dieser ihm aus Griechenland eine Zeichnung des französischen

Konsuls, Hrn. Fauvel, von einem dieser Mycenischen Thore mitbrachte; und ersuchte seinen andern Freund, den Herrn Edgar Quinet, als dieser uns verließ, um sich an den Verein französischer Gelehrten bey der Expedition nach Morea anzuschließen, ohne vorgefaßte Meinung ihm getreulich darüber Bericht zu erstatten. Jetzt bey seiner Rückkehr zu uns theilte er mir freundlichst folgendes Ergebniß schriftlich mit, das ich mit seinen eigenen Worten hier beyfügen will: »En comparant sur les lieux les murs cyclopéens avec les terrains dont ils sont construits, deux choses sont à considérer: le caractère de leurs substructions et la forme pyramidale de leurs ouvertures. Partout les rochers, sur lesquelles ils reposent, sont calcaires, et forment naturellement de leurs superpositions des espèces de murs cyclopéens; en sorte que cette construction a d'évidents rapports avec la géologie de la Grèce. Mais il en est tout autrement de la forme pyramidale de leurs ouvertures. Cette forme ne se trouve pas dans sa plus grande pureté dans le tombeau (ou trésor) d'Atrée qui donne plutôt une section conique. Elle n'est nulle part mieux tracée que dans les voûtes rectilignes de Tirynthe et les niches de Mycènes. Or d'un côté leur ressemblance avec la coupe pyramidale des monuments de l'Egypte est frappante. De l'autre la vue des terrains démontre d'elle-même: 1° que des couches calcaires, partout horizontales ne se sont prêtées que par un effort extraordinaire à cette composition anguleuse, que loin de la produire d'elle-même, elles l'excluent. 2° que ce mode de construction n'a pu être naturel, c'est-à-dire indigène que dans un sol granitique, où les roches se découpent elles-mêmes en pics, tel que dans la haute Egypte ou les plateaux de l'Asie centrale. Il faut bien que ce type pyramidal soit originairement contraire à la nature de la Grèce, puisque tout le développement de l'art n'y sert qu'à l'abolir. De ceci je n'ai vu qu'une exception. Dans les enceintes peu visités de Messène, j'ai trouvé une porte à l'angle aiguë dans un gymnase d'une belle époque d'architecture. Mais la grandeur et l'épaisseur inusitées des murs et des pierres prouvaient que ce monument n'est autre qu'une savante imitation des murs cyclopéens de l'Argolide.« — Aber nicht bloß diese pelasgisch-heroischen Baudenkmale griechischer Lande lenken unsern Blick auf Aegypten hin, auch die ausgebildete hellenische Baukunst hat dorther ein und anderes entlehnt, z. B. das korinthische Säulenkapitäl. Nur daß die Griechen, statt der Lotus, Palmen oder andere morgenländische Gewächse, das

Blätterwerk aus der Flora ihres eigenen Landes, den Acanthus mollis oder den echten Bärenklau, wählten (s. Gwilt in Stuart's und Revett's Alterthümern von Athen, deutsche Uebersetzung I. p. 169, mit dem Zusatz des Ref. p. 537 f.). Damit soll aber keineswegs die griechische Baukunst in ihren ferneren selbstständigen Entwicklungen mit der ägyptischen verglichen werden. So wie der griechische Götterdienst allmälich einen mehr und mehr eigenthümlichen Charakter annahm, mußten auch die Oertlichkeiten, in denen er geübt wurde, die Tempel, das orientalische Gepräge ablegen, und immer entschiedener hellenisch werden. Die hieratische Architektur, oder die Tempelbaukunst, in ihrer Vollendung betrachtet, möchte überhaupt drey wesentlich verschiedene Charaktere darstellen, von drey verschiedenen Prinzipien ausgehend, die ich kürzlich hier im Umrisse andeuten will: der Orientalismus, wenn ich diese Art so nennen darf, oder auch Hylozoismus und Pantheismus der hieratischen Baukunst, hat die Materie zum Prinzip. — So wie der Kultus des alten Morgenlandes die Natur im Ganzen verkörpert, oder so zu sagen zu einem Götterleibe umgestaltet, so ist auch die Architektur schrankenlos und doch beschränkt, und mithin wunderlich in ihrem Bestreben, auf nichts anderes gerichtet, als die materielle Welt räumlich und zeitlich zu verkörpern. In diesem Sinne wurden jene indischen Grottentempel ausgehöhlt und ausgemeißelt. Am deutlichsten zeigt dieß aber die Bauart der Aegyptier in ihren Nekropolen und Tempeln: unter der Erde die Wohnungen der Todten und der sie beherrschenden Gottheiten; oberhalb das Firmament mit allen heiligen Sternthieren; den Säulenfuß umspielen in Zickzacklinien die Fluten des göttlichen Landesstromes, und den Kopf der Säule verziert ein Lotus oder eine Palmenkrone — und der seltsam ausgedehnte Körper der Isis längs den obern Tempelwänden bezeichnet in ganz materieller Weise die, alle Dinge im Himmel und auf Erden umfassende Natur. Diesem Hylozoismus mit seinem blinden, ungenügsamen Triebe und mit seinem überladenen Wesen steht die besonnene Selbstbeschränkung des Hellenismus entgegen. Wie dorten die Materie, so ist hier die Form vorherrschend. Wie die Religion der Griechen in ihrer volksthümlichen Gestalt ganz vermenschlicht geworden, die wichtigsten Wahrheiten, die den Geist beschäftigen und befriedigen, in ein mysteriöses Dunkel zurückgetreten waren, der Kultus ganz äußerlich geworden, und wie er die Volksgemeinde an den Opferfesten vom Innern der Tempel in die Vorhöfe und Haine verwies, so waren auch die griechischen Tempel klein, enge, gedrückt und dunkelnd im Inneren. Desto mehr ward auf die äußerliche Herrlichkeit verwendet, und die Architektur,

würdigen und reinen Formen nachstrebend, ward von der Skulptur unterstützt, um durch Bildwerke aller Art in Thon, Marmor und Erz eine Wohnung hinzustellen, die dem Hinzutretenden würdig schien, den menschlich gedachten Göttern zum Aufenthalte zu dienen. Die griechische Tempelbaukunst in ihrer Höhe hatte sich in dem edelsten Formalismus entfaltet. — Als endlich die Form der zu heidnischen Zwecken eingerichteten Basiliken verlassen war, da vollendete sich das christliche Prinzip heiliger Baukunst im Dome oder Münster, und dieser Christianismus der Architektur verkündigte sich als ein ganz neues, höheres Streben des menschlichen Geistes, und als eine andere Sehnsucht der von neuen Empfindungen bewegten Seele. Sie erhob sich mit den strebenden Säulen und hohen Spitzgewölben himmelwärts; und die ganze christliche Gemeine, hell und klar in neugewonnener Erkenntniß und Zuversicht, versammelte sich in den weiten Räumen des Tempels; der in seiner ganzen Architektur von innen und von außen, in Bildwerken und Malereyen an Säulen, Fenstern und Altären das große Werk der Vorsehung in der ganzen Menschengeschichte, von der Schöpfung und vom Sündenfalle bis zum jüngsten Gerichte, vor Augen stellte.

Wir kehren zu unserem Verfasser zurück. S. 17, Anm. 11, wo, nach Pindar beym Pausanias (X. 5. 5.), in einem alten Tempel zu Delphi erwähnt werden: »goldene Besänftigerinnen (κηληδόνες), die von dem Gewölbe herabgesungen,« hätte derselbe eine neue Bestätigung für seine Annahme vom Ursprunge der griechischen Kunst aus der ägyptischen gewinnen können, wenn er die thebaitische Papyrusrolle in der Description de l'Egypte, Antiquité II. pl. 83. Fig. 1 verglichen hätte. Dort sehen wir vier vogelartige Gestalten mit Jungfrauenköpfen über dem Haupte des sitzenden Gottes oben an der Decke schweben, wie dorten die vier Jyngen im Königspallaste zu Babylon (Philostrati Vit. Apollonii I. 25; vgl. Commentatt. Herodott. p. 350 seqq.); woraus Böckh zu Pindars Fragmenten p. 569 zu ergänzen ist; dessen Anmerkung am Schlusse unseres Verfassers Vermuthung über die Inschrift auf einem altgriechischen Gefäße vollkommen bestätigt.

S. 17 ff. An die Erwähnungen der ältesten Bau- und Bildwerke beym Homer und andern Schriftstellern knüpft der Verfasser fruchtbare Untersuchungen über Dädalus und Hephästus: »Die Urheber dieser und ähnlicher Bilder waren schon früh verschollen, oder unter allgemeinen Namen begriffen. Entweder war es der Künstler in Holz, Dädalus, oder der Arbeiter in Erz, Hephästos, dem sie zugeschrieben wurden, je nachdem sie aus diesem oder jenem Stoffe gemacht waren.«

Hierauf wird nun die Beziehung des ägyptisch-attischen Mythus, daß Hephästus mit Athene Polias den Apollo erzeugt, neben der attischen Genealogie der Dädaliden, auf die beyden alten Kunstwerkstätten der Hephästiaden und der Dädaliden, die bis hundert Jahre vor Phidias die altattische Schule der Metall- und Holzarbeiter darstellen, nachgewiesen. (Ein solcher Apollo-Patrous möchte auf einer alt-attischen Tetradrachme bey Sestini descriz. d'alcune Medaglie, Firenze 1821, tav. II. Nro. 6 in dem ganz ägyptisch kostumirten Bilde des Gottes, der drey Grazien in der einen, einen Bogen in der andern Hand hält, woneben der Kopf der Minerva und die Eule, nach des Referenten Meinung, leicht zu erkennen seyn.)

Um nun das System, dem gemäß sich Hr. Thiersch den Ursprung der griechischen Kunst erklärt, zugleich mit den Gegensätzen deutlich zu machen, verbinden wir folgende zwey Stellen (S. 19, Anm. 14; und S. 35, Anm 27): Nach Anführung mehrerer Zeugnisse der Alten über die Verehrung roher Steine und Balken, fährt er fort: »Erschienen nun statt jener Steine und Balken in späterer Zeit volle Bildsäulen, so würde sich annehmen lassen (was nämlich, bemerkt Ref., Winkelmann und seine Anhänger annehmen), daß sie aus ihnen sich allmälich hervorgebildet, im Fall erstlich das Land ohne fremden Einfluß geblieben, und sodann ein Verwandeln jener alten Göttersymbole, ein allmäliches Umbilden derselben erweislich, oder auch nur mit den Begriffen des ältesten Kultus vereinbar wäre. Nun kommt aber statt dem Allen der Zug von Pflanzern aus einem kunstübenden Lande; sie bringen neuen Kultus, und die Sage knüpft Götterbilder an ihren Eintritt. Noch mehr: beyde Völker erkennen die nahe Verwandtschaft ihrer ursprünglichen Kunst, das, von dem sie kommt, und das andere, zu dem sie kommt. Es verliert also jene Herleitung der Bildsäulen aus den Säulen dadurch ihre geschichtliche Grundlage.« — »Bey dieser Uebereinstimmung beyder Völker, der Griechen und der Aegyptier (der Verfasser hatte nämlich unmittelbar vorher diese Zeugnisse, nach Herodot II. 50, 58; Diodor I. p. 109 u. IV. p. 319, angeführt), über die, auf gemeinsamen Kultus gegründete, unmittelbare Verwandtschaft der ältesten Kunst, kann der Ursprung der jüngeren aus der älteren wohl nicht mehr zweifelhaft seyn. Es wird vielmehr eine Aufgabe, nachzuweisen, wie man je dahin kommen konnte, eine so offen liegende Sache zu übersehen, und da Nacht zu machen, wo das Alterthum schon hellen Tag hatte. Da findet sich dann, daß dem Ganzen eine falsche Meinung Winkelmanns zum Grunde liegt. Dieser hatte sich eingebildet, die griechische Mythologie sey unabhängig, und die Verwandtschaft mit der ägyptischen »»sey erst durch die Priester daselbst —

nach Alexander herausgebracht worden (Kunstgesch. Bd. I. B. 1). So wenig waren ihm die hier nöthigen Dinge gegenwärtig, daß er selbst vergessen konnte, wie doch wenigstens Herodot älter als Alexander gewesen. — Nun aber ist jener Uebergang ägyptischer Lehre nach Griechenland in unsern Tagen bis in die fernsten Beziehungen enthüllt. Es trifft demnach ein, was Winkelmanns großer Verstand als eine Folge davon schon gleichsam vorausgesagt und ausgesprochen hat, a. a. O. §. 14: »Wenn dieses als erwiesen angenommen wird, würde aus der mitgetheilten Lehre können gefolgert werden, daß die Griechen also auch die Form ihrer Götter selbst und ihre Figur von daher überkommen hätten.«

Zu S. 22 f. bemerken wir: »Den alten Dioskuren zu Sparta, zwey Balken durch ein Querholz verbunden (δόκανα), gibt schon Plutarch in der angeführten Stelle (De fraterno amore zu Anfang) eine sinnbildliche Bedeutung. Daß aber seine Erklärung, wo nicht unrichtig, doch nicht erschöpfend ist, beweisen die Stellen des Suidas I. p. 613 (vgl Hesych. I. p. 1017 Alberti), des Etymolog. M. p. 282 Heidelb. p. 255 Lips. mit der besonderen Nachricht von lacedämonischen Gräbern, wo alle Auskunftsmittel der Kritiker und Interpreten an der Dunkelheit einer Sache scheitern, deren Aufhellung Ref. einer anderen Gelegenheit vorbehalten muß. — Es folgt der Beweis, daß Aegypten hauptsächlich, wo nicht die wirkliche Mutter, so doch die älteste und wirksamste Pflegerin der altgriechischen Kunst gewesen, belegt durch eine ganze Menge von Thatsachen und Zeugnissen, von S. 21 bis 36; wobey mehrere Verbesserungen in den Texten der alten Schriftsteller gemacht werden. Unter vielem Andern weiset Referent hiebey auf die Spuren einer vorhomerischen Verbindung der Griechen mit Aegypten, auf den beständigen Hinblick der Sage nach diesem Lande hin; auf die Sage von der Verwandtschaft der Spartaner mit den Ebräern (worüber in den Comment. Herodot. und in Palmers Abhandlung ein Mehreres zu lesen ist) auf den Gang der Züge ägyptischer Pflanzer längs Asiens Küsten nach Griechenland (S. 29: »Und so ließe sich neben der Werkstätte in Athen, deren Wirksamkeit für das eigentliche Griechenland entscheidend wurde, auch der Ursprung der zweyten, welche sich früher ausbreitend auf den Inseln bey Asien, besonders auf Chios und Samos, schon in alter Zeit herrliche Früchte trug, an jene merkwürdige Wanderung aus Sais anknüpfen, nach einem Zeugnisse, das so alt und sicher ist, als in solchen Dingen kaum erwartet werden kann (Pindar. Olymp. VII. 50 — 90); auf ägyptisch-phönizischen Grundton mancher Sagen und Feste; vorzüglich endlich auf das ägyptische Gepräge

der älteren Tempelbilder an verschiedenen Hauptorten Griechenlands; wobey auf die Bildsäule des amykläischen Apollo und auf die Gesichtsbildung, so wie auf die Attribute der attischen Athena, z. B. die Sphinx, aufmerksam gemacht wird. Was der Verf. über die auffallende Aehnlichkeit der Isisköpfe auf Mumienkasten mit den Pallasköpfen auf den ältesten Tetradrachmen Athens nachweiset, davon hat sich Ref. durch eigene Vergleichung zum Oefteren überzeugt. Wie dann anjetzt einem Jeden die ganz ägyptisirende Gesichtsbildung und Gestaltung der Pallas mit dem langen Streif am Kleide auf dem athenischen Preisgefäß (bey Millingen Ancient unedited Monum. und bey Inghirami Monum. Etrusc. Ser. V. tav. 33) von selbst ins Gedächtniß kommen wird. Auch scheinen die griechisch-römischen Kaisermünzen von Sais, worauf die behelmte Pallas mit der Eule auf der Hand (Vaillant Aegyptus numismatica, p. 214; und Zoega Numi Aegyptior. Imperator. p. 115) die Allgemeinheit einer Meinung bis ins römische Zeitalter herab zu beweisen, die schon zu Plato's Zeit der große Geschichtschreiber Theopompus behauptet hatte (s. jetzt Theopompi Fragm. d. Wichers, Nro. 172, p. 223 seq.), daß nämlich Athen eine Kolonie der Saïter sey; welches auch ein anderer Historiker, Charax behauptet hatte, und zwar auf eine Weise, auf die wir den Verf. dieser Epochen, als vorzüglich in diese Untersuchungen gehörig, aufmerksam machen. Charax hatte nämlich darauf hingewiesen, daß Pallas auf der Burg zu Athen auf einem Krokodill sitzend, als vom Nile herstammend, abgebildet gewesen (s. Scholiast. Aristidis p. 9 ed. Frommel).

Bey der Frage, ob der ägyptische Einfluß auf die erste Ausbildung der griechischen Kunst vorherrschend gewesen, oder der phönizische, wird aus Gründen für jenen entschieden, und (S. 42, Anm. 2) zum Schlusse bemerkt: »Ein Volk aber (das phönizische nämlich), das Säulen, Balken und Steine der Verehrung heiligt, ist dem Aufkommen der bildenden Kunst, die nur in Tempeln erzogen wird, durchaus widerstrebend, so werkfertig es auch in Hervorbringung schöner Geräthe und Zeuge seyn mag« — Diese ganze Erörterung über Säulen und Bildsäulen im Kultus der alten Völker ist, nach des Referenten Dafürhalten, noch einer weiteren Untersuchung benöthigt, wobey vorerst auch auf den Doppelsinn des phönizisch-ebräischen מַצֵּבָה (מַצֵּבֶת, auch auf phönizischen Inschriften vorkommend), so wie das griechische στήλη, welche Wörter eben sowohl eine Säule als die Bildsäule eines Götzen bedeuten, Aufmerksamkeit zu wenden wäre. Auf diese Zweydeutigkeit hat schon der gelehrte Huet in seiner

Demonstratio Evangelica, p. 196 sqq. hingewiesen, und zwar in einer lesenswerthen Zusammenstellung der Nachrichten von den Säulen in den Tempeln der Ebräer, Phönizier und anderer alten Völker. — »Was die Phönizier,« fährt unser Verf. fort, »unter solchen Umständen beytrugen, wird darauf zurückgehen, daß sie von ihrer großen Erfahrenheit in Behandlung der Stoffe und Metalle den Griechen mittheilten, und ihnen dadurch die Besiegung des vielfachen Materiales erleichterten, dessen sich dieselben für ihre Kunstwerke früh bemächtigten.«

Nachdem der Verf. (Anm. 33) nach Pausanias und besonders nach der Hauptstelle (VII. 5) in den älteren Zeiten der Griechen drey Kunstgepräge, das rein-ägyptische, das ägyptisch-ähnliche und dädalische, oder alt-attische, und das äginetische unterschieden, gibt er im Texte (S. 47 ff.) das Resultat seiner Erörterungen (wozu er vorher wie nachher in gelehrten Anmerkungen die nöthigen Beweise geliefert) mit folgenden Worten: — »und der Name des Dädalus erscheint, wie andere zusammenfassende des Orpheus, Hesiodus, Homerus, Epimenides, als Träger seiner Gattung und derjenigen Zeit, in welcher jene Gattung ausschließend bestand. Es würde demnach das Alterthum selbst die Angabe unter einem sehr leichten Schleyer enthalten, daß das Bildwerk aus der Urzeit bis ins sechste Jahrhundert herab von gleichem Gepräge, wie in Geist und Art eines einzigen Meisters sey verfertigt worden, und die Behauptung, daß die Kunst, obwohl reicher geworden an Mitteln und gelenker durch Fertigkeit, dennoch im Wesentlichen dieselbe, das heißt, ihrem ägyptisch-attischen oder dädalischen Style und Typus treu geblieben sey, bekömmt dadurch ihre geschichtliche Grundlage.«

Für dieses Beharren der griechischen Kunst beym Aegyptisch-ähnlichen in Gepräge und Stellung wird (S. 53 ff.) mit Recht auf des Pausanias Beschreibung (VIII. 40. 1. — nicht 49) der Bildsäule des phigalischen Faustkämpfers Arrhachion ein großes Gewicht gelegt; einmal weil hier von der ikonischen Darstellung eines Menschen die Rede ist, und also der Einwand wegfällt, man sey nur bey Gottheiten aus religiöser Scheu beym alten priesterlichen Typus geblieben; sodann weil diese Thatsache in die 53. Olympiade, d. h. 560 vor Chr. Geb., und also nur hundert Jahre vor Phidias fällt; und zugleich werden die unstatthaften Erklärungen dieser Stelle siegreich bekämpft; auch die bronzene Statue mit dem Namen Polykrates damit verglichen (die sehr lebendige Beschreibung jenes Faustkampfs gibt Philo-

stratus in den Gemälden II. 6; wo der umgekommene Kämpfer Arrhichion heißt. Man vergl. Jacobs daselbst p. 431 ff. In dieser neuen Ausgabe hätte vom Verf. bemerkt werden sollen, daß schon Hr. Schorn über die Studien der griechischen Künstler S. 184, ohne an jenen unrichtigen Erklärungen Antheil zu nehmen, die Aehnlichkeit jener Bildsäulen mit den ägyptischen Werken anerkannt hatte. Die Bildsäule, Polykrates unterschrieben, war schon von Paciaudi in den Monum. Pelopon. II. 50 mitgetheilt worden. Andere Werke, wo ihrer gedacht ist, weiset Böckh im Corp. Conscript. p. 19 nach; wo aber unrichtig behauptet wird, jene Bronze sey im Museo Nani nicht mehr vorhanden. Sie war wenigstens noch ganz vor Kurzem dort — hätte aber ihren rechten Platz in der Glyptothek zu München. — S. 55 ff folgen sodann die Erklärungen jener festgestellten Thatsache der Beharrlichkeit griechischer Kunst in alten Zeiten: »Durch diese Gemeinschaft des Wesens, in welche die epische und musikalische Kunst zu der bildenden tritt, verschwindet gänzlich das Ueberraschende und Widerstrebende, was die Erscheinung eines langen Zeitalters jener Beharrlichkeit der griechischen Plastik in überlieferten Formen beym ersten Anblick haben mochte, und ihre Stätigkeit, anstatt dem griechischen Geiste zu widersprechen, erscheint in jener Ausdehnung auf alle Erzeugnisse der redenden und musikalischen Kunst als die Grundeigenschaft des früheren griechischen Alterthums. Sein Wesen aber, in den drey Schwesterkünsten ausgeprägt, ist nicht unähnlich dem des alten Orients u. s. w.« Jene fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunst geheiligt war, erstreckte sich auch auf die griechischen Dialekte, wie Jacobs (vermischte Schriften, III. p. 399) bemerkt, der so fortfährt: »Ferne war von den Griechen die Unsitte, immer das Neueste dem Neuen und das Neue dem Alten vorzuziehen. Formen, welche einmal glücklich geschaffen und vollendet standen, waren für ewige Zeiten bestimmt.«

Den Grund dieser Beharrlichkeit der Kunst weiset darauf der Verf. in der Abhängigkeit der Kunst von der ihrem Wesen nach selbst durchaus beharrlichen Religion der alten Griechen nach. Hierauf deutet er vorläufig den Gegenstand der nachfolgenden Abhandlungen in der Weise an, daß nämlich mit Phidias und seiner Schule an die Stelle jenes tausendjährigen Beharrens der griechischen Kunst bey einem religiösen Typus ein anderes fünfhundertjähriges Beharren (von Phidias bis auf Hadrian), auf dem höchsten Typus endlich gefundener und erreichter Schönheit, Wahrheit (Vortrefflichkeit) gefolgt sey. Obschon nun dieser letzte Satz erst in der dritten Abhandlung abgehandelt wird, will Ref. doch hier sogleich die neueste

Einrede dagegen anführen. Hr. K. O. Müller sagt in seinem Handbuche der Archäologie der Kunst S. 130: »Die Viscontische Lehre von dem langen Bestande der griechischen Kunst in gleicher Trefflichkeit sechs Jahrhunderte hindurch, — welche in Frankreich und nun auch einigermaßen in Deutschland Eingang gefunden, halte ich mit Köhler (Böttigers Archäologie u. Kunst, I. S. 16) für eine Verkehrtheit.« — »Und nun auch — in Deutschland?« Als wenn nicht schon Lessing jenen Satz aufgestellt hätte. — Doch Referent will den Betrachtungen, die Hr. Thiersch im Verfolg anstellt, nicht vorgreifen.

Es folgt von S. 64 bis 108 ein gehaltreicher Nachtrag zur ersten Abtheilung, den der Verf. (S. 64) mit folgenden Worten einleitet: »Es stand zu erwarten, daß die in dieser Abhandlung dargelegten Ansichten über Ursprung und älteste Gestaltung der griechischen Kunst, über ihr langes Beharren in überlieferter Form, und über die Gründe dieser auffallenden Erscheinung von Seite der alten Schule unserer Archäologen wenig Beachtung, und von Seite der neuern, welche mit Griechenland in Griechenland selber gleich am Anfange fertig werden, eben so wie von jenen Widerspruch erfahren würden, denen bequem scheint, auf den Winkelmannischen Pfaden fortzuwandeln. Mit Recht würde demnach der Verfasser getadelt werden, wenn er jetzt, zwölf Jahre nach der ersten Erscheinung seiner Arbeit, nachdem er Einiges mehr gelernt hat, als er damals wußte, und Einiges besser erwogen hat, als er damals zu thun im Stande war, nicht sich theils im Allgemeinen darüber erklärte, in wiefern spätere Beobachtung und Erfahrung seine früheren Behauptungen bestätigt, oder beschränkt, oder aufgehoben haben, theils auch auf das Verhältniß seiner Ansichten zu den Lehren der Gleichgiltigen und der Gegner aufmerksam machte. Nur dadurch kann der Standpunkt bezeichnet, und es deutlich werden, auf welchem der Verfasser sich mit der Sache findet, die er zu führen übernommen hat.« — Worte, die Ref. allen Alterthumsforschern und Archäologen zur besonderen Beachtung empfehlen zu müssen glaubt, wenn er gleich, was das Folgende betrifft, gewünscht hätte, der Verfasser möchte seine gute Sache mit weniger Lebhaftigkeit und mit etwas mehr Mäßigung im Ausdrucke vertheidigt haben. Der erste Gegner, mit dem es Hr. Thiersch aufnimmt, ist Hr. Heinrich Meyer, »welcher in seiner Geschichte der bildenden Kunst bey den Griechen der alten Ansicht von Winkelmann und dem Ansehn dieses seines Lehrers treu geblieben ist, nicht so, daß er die entgegenstehende der Widerlegung werth, sondern daß er sie von seinem Kreise ganz entfernt gehalten hat. Wir werden also mit ihm zunächst

auf seinem Gebiete zu thun haben, von dem er auf das unsrige kaum einen mißgünstigen Seitenblick geworfen hat.« Mag dieses Letztere nun durch den Ton der Replik entschuldigen, so hätte ich doch gewünscht, es wären die eigenthümlichen Verdienste der Meyerischen Kunstgeschichte gewürdigt worden, z. B. daß in ihr, mehr als in der Winkelmannischen, die Numismatik, besonders aus dem Gebiete der griechischen Städte- und Königsmünzen, wenn auch durchweg fast nur nach Abgüssen, zur Erläuterung des Ganges der griechischen Kunst benützt; ingleichen daß darin versucht worden, das Eigenthümliche der berühmtesten antiken Bildwerke in einer sehr gehaltenen und edlen Sprache verständlich zu machen, obwohl eben darin ein gewisses Maßgeben verspürt werden möchte, oder die Intention, daß es mit solchen Aussprüchen nun auch für immer sein Bewenden haben solle. Hierin aber sehe ich heut zu Tage keine so große Gefahr mehr. Ein Anderes war es damals, als Bruchstücke des Meyerschen Werks in Schillers Horen mitgetheilt wurden. Damals konnte befürchtet werden, Weimar möchte das innappellable Richteramt in Kunstsachen an sich reißen. Seitdem sind aber in Dresden, Berlin, Wien, München, Bonn, Göttingen und an einigen andern deutschen Universitäten und Gymnasien Männer aufgetreten, die auch mitsprechen wollen und mitsprechen können; und die edleren Weimarer Kunstfreunde werden ja, eben weil sie edel und weil sie Freunde der Kunst, und nicht bloß ihrer Stadt oder ihrer Innung sind, gewiß nicht scheel dazu sehen, daß viele Städte unseres deutschen Vaterlandes sich in mehr oder minder reichem Maße archäologische Mittel erworben, und daß die Lehrer der Archäologie selbst auf kleinen Universitäten sich durch eigenes Anschauen der antiken Originalwerke ein unabhängiges Urtheil zu bilden und zu erhalten suchen. — Aber eben wegen dieses Abstrahirens von den Ergebnissen neuer und neuester Forschungen konnte unser Verf. über Hrn. Meyers Ansichten vom Ursprung und Gange der griechischen Kunst sich ganz kurz fassen. Eben so wenig fand er nöthig, über die Vorstellung des Hrn. Hirt ausführlich zu seyn; wonach unter den Griechen bis zur Zeit des ägyptischen Königs Psammetichus nichts von Bedeutung sey gebildet worden, sodann, daß, nachdem dieser König Aegypten den Griechen geöffnet, und weil er es gethan, sich überall ein reges Leben in der griechischen Kunst gezeigt, indem sie nun von den ägyptischen Vorbildern und daher überlieferten Erfindungen und Geschicklichkeiten in Bewegung gesetzt, und vorwärts gebracht worden sey (S. 84) — weil nämlich diese Ansichten bereits von Hrn. K. O. Müller in diesen Jahrbüchern Bd. XXXVI. S. 180 ff. waren beleuchtet worden.

Um so ausführlicher und sorgfältiger mußte aber das System geprüft werden, das Hr. Müller sich selbst über Entstehung und Fortbildung der bildenden Kunst bey den Griechen entworfen hat. Diese Epikrise unsers Verfassers will ganz gelesen seyn; ein Auszug würde sie ihrer Kraft berauben. Hier nur dieß: Bekanntlich suchte Hr. Müller die Autorität des Herodotus und derjenigen übrigen Schriftsteller, woraus Diodorus und Andere geschöpft, umzustoßen, und die ursprüngliche Entstehung griechischer Kunst aus und von Aegypten als unstatthaft darzustellen, und sie so zu sagen aus sich selbst, aus den pelasgischen und hellenischen Elementen abzuleiten. Da ihm nun aber, neben jenen homerischen Angaben und Beschreibungen von uralten griechischen Arbeiten in Gold, Silber, Erz, Elfenbein, Ebenholz u. dgl. einerseits, jene Beharrlichkeit bey einem alten steifen Typus bis hundert Jahre vor Phidias nicht entgehen konnte, so hat er sich genöthigt gesehen, dieses Letztere aus einer handwerksmäßigen Hartnäckigkeit oder, wie er auch wohl sagt, aus einer Starrsucht derjenigen Arbeiter zu erklären, die, getrennt von jenen frey wirkenden Künstlern, bloß die Bedürfnisse des Kultus zu befriedigen bedacht gewesen, d. h. derer, die Idole (Götzen) und andere zum Tempeldienst nöthige Gegenstände, mehrentheils aus Thon geformt oder aus Holz geschnitzt haben. Die Sätze hängen mit der allgemeinen Methode zusammen, nach welcher Hr. Müller die ganze hellenische Völker- und Kulturgeschichte zu erklären unternommen. Es ist der Alterthumswissenschaft gewiß in hohem Grade förderlich, daß eine so durchgeführte Antithese an Hrn. Müller einen so geschickten Sachwalter gefunden, und ich glaube mir selbst einiges Verdienst beylegen zu müssen, einen so gelehrten Widerspruch gegen das, was ich für wahr und beglaubigt hielt, und noch halte, zum Theil durch meine Schriften hervorgerufen zu haben. Ich muß es aber einem andern Orte, und besonders der dritten Ausgabe der Symbolik und Mythologie, vorbehalten, was Hr. Müller und einige andere deutsche Gelehrte, während ich, mit andern Arbeiten beschäftigt, jene Streitpunkte auf sich beruhen ließ, gegen den von ihnen so verschrieenen Orientalismus die Erklärung des Ursprungs griechischer Religionen und Künste vorgebracht haben, nach allen Seiten zu beleuchten. Hier will ich nur das Urtheil des Hrn. Thiersch (der, wie der Leser bemerken wird, jenen Orientalismus mit mir behauptet, und dafür von seinem Standpunkte viele Beweise geliefert) über die Müllerschen Ansichten mit zwey Stellen bezeichnen, und dann einige τεκμήρια, mit Thucydides zu sprechen, oder faktische Beweisthümer, hervorheben, die in dieser zweyten Ausgabe dem Hrn. Müller entgegengestellt werden (S. 76):

»Wenn aber der Verfasser mit seinem Verfahren, welches den engen und vielverschlungenen Verkehr der Völker auflöst, um jedes einzuhegen, und für sich groß zu ziehen, aus diesem Kreise ausgeschlossen ist, so mag er nur zurücknehmen, daß, unserer Ueberzeugung nach, seine Art und Weise »»der geschichtlichen Erfahrung schnurstracks widerspricht,«« und wohl erwägen, ob, was ihm eine organische und natürliche Entwicklung scheint, nicht sehr einer Schöpfung aus Nichts gleich sieht, die das Vorliegende, überall Gebotene, Natürliche übersieht, um selbsterzeugten Luftgebilden nachzugehen.« S. 99 f.: »Jemand also, der die Handwerker für das Bedürfniß des Kultus und die Handwerker für den Schmuck der Gebäude, Kleider und Geräthe trennen, jenen Starrsucht, diesen eine Kunstkultur beylegen wollte, würde nicht nur etwas ganz und gar Imaginäres einsetzen, sondern auch nicht einmal die Genugthuung haben, mit solch einer Hypothesis irgend etwas erklären zu können. Oder entspricht etwa das Zeugniß des früheren Alterthums seiner Ansicht?« u. s. w.

Was nun das Einzelne oder jene faktischen Beweise betrifft, so weiset Hr. Thiersch zuvörderst die Forderung des Gegners, ägyptische Bildwerke auf griechischem Urgrunde aufzuzeigen, sehr richtig mit der Einrede ab, daß wir diejenigen Denkmäler nicht kennen, welche Pausanias noch in den Tempeln der Griechen als ägyptische und ägyptisch-ähnliche bezeichnet (von der letzteren Gattung ließen sich nach meinem Dafürhalten doch noch einige wenige nachweisen). — Sodann wird bemerkt (S. 80): »Allerdings haben auch die ältesten griechischen Figuren ihre bestimmten nationalen Eigenthümlichkeiten, und es ist offenbar, daß ihnen, einzelne Fälle, wie z. B. die Tetradrachmen von Attika, ausgenommen, das menschliche Antlitz hellenischen Geschlechts eben so zum Grunde liegt, wie den ägyptischen das äthiopische; aber so groß ist der Unterschied nicht, wie sich der Verf. einbildet. Die Uebereinstimmung in Zeichnung der Augen, die auch im Profil so angelegt sind, als sähe man sie von vorn, und ihre Ausdehnung nach der Länge erkennt der Verf. selbst an, und sie ist für die ursprüngliche Gemeinschaft von großer Bedeutung.« (Von dieser Gemeinschaft überzeugt sich Ref. jedesmal aufs Neue, so oft er seinen Zuhörern eine Suite von griechischen Münzen mit Pallasköpfen vorlegt; und man kann in ihnen, von den ältesten attischen Tetradrachmen ausgehend, vom ägyptisch-ähnlichen Typus bis zur immer mehr verfeinerten hellenischen Gesichtsform in den Stücken aus Alexanders Periode, den Gang der griechischen Kunst fast Schritt vor Schritt verfolgen. Gegen das, was Hr. Th. (S. 78 f.) aus Veranlassung einiger Münzen

mit der Aufschrift *Λεταιου* gegen Hrn. Müller vorgebracht, hat sich Letzterer seitdem in einer Nachbemerkung zu seinem Handbuche der Archäologie der Kunst S. 611 ff. lebhaft vertheidigt. Dem Referenten waren Eckhels Bemerkungen darüber (in den Addend. Doctr. N. V. p. 31) sehr interessant, obwohl sie zu keinem bestimmten Ergebnisse führten. Desto mehr merkte er auf Mionnets Supplément II. p. 545, mit dem Vorworte p. I. IV, und auf Hrn. v. Steinbüchels Urtheil im Abriß der Alterthumskunde, S. 120. — Bey der andern Münzgattung der Insel Tharsos spielt Hr. Th. ohne Zweifel auf Ilias V. 395 ff. an; ich möchte aber bezweifeln, ob jener auf einem Knie ruhende und pfeilschießende Herkules aus der Homerischen Stelle entnommen ist. Die unter dem Bogen auf einem vor mir liegenden Exemplare sichtbare Lyra, oder an deren Stelle der böotische Schild, oder die Traube auf andern (s. Mionnet Supplém. II. pl. VIII. Nro. 4. 6) leiten ungezweifelt auf astronomische und physische Sätze, die man damit versinnlichen wollte. Es ist derselbe Naturgott Herakles, der, auf der Kehrseite von andern Münzen derselben Insel stehend, mit drey Aepfeln in der Hand abgebildet ist. Auch kann jener Bogenschütze Herakles nicht zu den rohen Geprägen gerechnet werden. Muskulatur und Bekleidung ist schon genau behandelt. Letztere bildet eine auch über den Kopf des Gottes gezogene Löwenhaut, und auf vorzüglichen Exemplaren, wie das bey Mionnet (Suppl. II. pl. VIII.), erkennt man auch deutlich die über die Brust herabhängenden Löwentatzen.

»Wenn sich aber,« erinnert Hr. Th. (S. 81) gegen Hrn. M. weiter, »die Attribute der ägyptischen Götter »» nicht in altgriechischen Bildwerken finden«« (oben sind bey der Pallas auf der athenischen Burg, bemerkt Ref., Sphinx und Krokodil nachgewiesen worden), so findet sich dagegen — der Thyrsus nebst dem Weinlaub und den Weintrauben auf den echten und alten ägyptischen Osirisbildern des prachtvollen Münchner Sarkophages, desgleichen das Pantherfell, mit dem drr Thyrsusstab des Gottes selbst und die geweihten Frauen geschmückt sind« u. s. w. — »Ist aber Dionysos ägyptisch (Herodot II. 42), sey es, daß seinem Kultus der des ägyptischen Gottes vereinigt wurde, oder daß vor dessen Ankunft kein Dionysoskult war, so sind es auch die darauf gegründeten Mysterien, und wie nach Herrn von Hammer auf einem Sarkophagbret in Wien, wird man auch bey uns die heiligen Schleyer, die Gürtel, die Opferschalen, die Granatäpfel, die Brote und Opferkörbe, die aus den Vorstellungen griechischer Mysterien besonders auf Vasen bekannt sind, wieder finden.« — Mit Recht hebt unser Verf. weiter (S. 82 f.) auch das Aegyptisch-ähnliche in der Kleidung, die fal-

tenlosen, eng anschließenden, bunten Frauengewänder auf griechischen Gefäßen ältesten Styls, den ägyptischen Streif vorn herab (auf diesen ägyptischen Streif hat schon Hr. Böttiger bey der Dresdner Pallas alten Styls aufmerksam gemacht); die auf den ältesten Basreliefs nach Art der Kalantika angelegte Masse der Haare und der Kopfbedeckung; das gerade Ausschreiten der Füße (Diodor I. 98), das Zurückschieben und Geradhalten des Kopfes und das Anziehen der Schultern als Uebereinstimmungen griechischer mit ägyptischer Bildnerey hervor, und schließt mit folgenden Bemerkungen: »Es ist bekannt, daß die ältesten griechischen und etrurischen Steine sämmtlich auf dem Rücken die Form der von den Aegyptern heilig gehaltenen Käfer haben, und in der vorderen Fläche die Bilder, auch daß sie gleich den ägyptischen zum Tragen durchbohrt sind. Sie sind demnach ganz nach Art der ägyptischen Skarabäen eingerichtet. Wird diese treue, sogar das altnubische Symbol beybehaltende Wiederholung einer bestimmten Klasse ägyptischer Werke in der ältesten griechischen Zeit etwa auch höchst natürlich seyn, »»daß es die Griechen wahrhaftig nicht erst von den Aegyptiern zu lernen brauchten,«« oder wird es der Verf. abweisen, weil mit dem Skarabäus nicht auch »»die Geißel oder Dreschflegel, die Zepter mit Thierköpfen, die Nilschlüssel und Lotusblumen herübergenommen wurden?«« — Nun die Lotusblumen (setzt Referent hinzu) dürften sich unschwer auf griechischen Münzen finden lassen (s. von Steinbüchel: Abriß der Alterthumskunde, S. 134) — und was er neulich in den Originalzeichnungen etrurischer Bildwerke und, einem kleinen Theile nach, auch schon in den neuesten Schriften des Herrn Dorow gesehen, ist ja mitunter so orientalisch und selbst ägyptisch, daß jeder Unbefangene es anerkennen wird. Man müßte denn etwa auch behaupten wollen, die alten Bewohner Etruriens hätten, unabhängig von den Aegyptiern, auch Kanoben geformt, wie man sie in den Gräbern von Chiusi gefunden hat (s. Dorow: Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie, Paris 1830, pl. V et VI). — Ueberhaupt aber glaubt Referent am Schlusse dieser Erörterungen eine Beobachtung niederlegen zu müssen, die er schon seit mehreren Jahren gemacht: Wie kommt es doch, daß, während manche deutsche Alterthumsforscher, in ihren Bücherkammern eingeschlossen, sich fort und fort hartnäckig gegen das Anerkennen morgenländischer Einflüsse auf griechische Religion, Kultus, Mythus und Künste sträuben; englische, französische und italienische Reisende, und darunter Gelehrte, wie mehrere Mitglieder der ägyptischen Expedition, wie W. Gell, Dodwell und Andere, größtentheils ganz unbekannt mit den Meinungen jener allein kritischen Alterthumsforscher, wie sie sich

nennen, aber desto bekannter mit den griechischen Dichtern, Mythologen und Geschichtschreibern, durch den Eindruck, den Orient und Griechenland auf ihren Sinn und Geist machen, und durch den Anblick der Bau- und Bildwerke an Ort und Stelle wie von selber fortgezogen, gar kein Arg dabey haben, wenn sie bey manchen altgriechischen Mythen, wie z. B. den vom Apollo, vom Python, vom Typhöus, vom Charon und vom Hades, aus ägyptischen oder andern morgenländischen Religionen Ableitungen machen, und wenn sie altgriechische und etrurische Bilder, Symbole und Attribute den ägyptischen, phönicischen, persischen und selbst zuweilen indischen ähnlich finden? und wie kommt es, daß in den oft ausführlichen Excerpten mancher deutscher gelehrten Blätter aus jenen ausländischen Reiseberichten solche Stellen entweder mit einem Fragezeichen oder mit einem ironischen Zwischenworte abgefertigt — noch öfter aber gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden? Ref. hat sich in solchen Reisewerken manche Stellen dieser Art angezeichnet, und wenn er auch hier keinen dieser Auszugmacher nennen will, so kann er doch diese letzte Frage nicht unterdrücken: ob dieß ein Verhalten von Richtern sey, die vor dem Spruche beyden Theilen Gehör geben, oder welche das heut zu Tage so hoch gepriesene öffentliche Rechtsverfahren lieben, oder ob diese Verfahrungsart in einem unheimlichen Gefühle der Schwäche ihrer eigenen Sache ihren Grund haben möchte?

Zweyte Abtheilung: Die Epoche der Kunstentwicklung (S. 109 ff.). Aus dem Reichthume der hier mitgetheilten Untersuchungen will Ref., um nicht zu weitläuftig zu werden, nur einzelne Hauptmomente, die in den Zusätzen zu dieser neuen Ausgabe hinzugekommen, herausheben, hauptsächlich in der Absicht, um auf die Ergebnisse derselben das gebildete Publikum (denn Archäologen müssen doch das Einzelne prüfen) aufmerksam zu machen. Hier bemerken wir zuerst die Rechtfertigung des Pausanias (I. 28) bey der Nachricht, daß die kolossale eherne Bildsäule der Pallas auf Athens Burg mit dem Zehnten der marathonischen Beute gefertigt worden, und in die daran geknüpfte Betrachtung über die damalige Lage der Griechen, insbesondere der Athener, und die lesenswerthen Erinnerungen gegen Hrn. K. O. Müller über das Zeitalter, die Lebensumstände und Kunstthätigkeit des Phidias (S. 114—123); wobey auch dem Pausanias ausgezeichnete Kunstkenntniß gegen Hrn. Hirt beygelegt, und die Unsicherheit und öftere Akrisie in den Künstlergeschichten des Plinius ausgestellt wird. (Ref. hätte hier gewünscht, die gehaltreichen Erörterungen des kunsterfahrnen Hrn. Emeric David über Phidias

und seine Werke, in der Biographie universelle, T. XXXIV. p. 27 — 40, von unserm Verfasser gewürdigt zu sehen). — S. 120 f.: »Das ganze Alterthum knüpft an den Namen des Phidias die Vollendung der Kunst, und es ist kein Grund zu zweifeln, daß bereits an den Werken seiner früheren Jahre sein Styl und der Aufschwung seines Geistes über die alte Form sichtbar gewesen sey. Demnach fällt die Entwicklung der bildenden Kunst zwischen die 50. und 72. Olympiade, ihren Gang von den letzten Dädaliden bis auf das erste kolossale Werk des Phidias in 27 Olympiaden oder 108 Jahren vollendend.«

Die gelehrte Ausführung (S. 128 f. Anm. 16) über *Κριτίας ὁ νησιώτης* wird vermuthlich in dieser neuen Gestalt dem Hrn. Sillig noch besser gefallen, der in dem Catalog. Artificum p. 163 schon der früheren Darlegung des Verfassers beygetreten war. Dagegen wollte derselbe (Catalog. Artif. p. 226) von der Identität der Person bey den Namen Hegias und Hegesias nichts wissen, wenn ihn nicht jetzt die von unserm Verf. gemachten Einschränkungen auf andere Gedanken bringen. Bey der kritischen Behandlung der Stelle des Plinius (XXXIV. 8, 19, §. 16), wo die Pollinger Handschrift der Münchner Bibliothek Agesiae stat Hegesiae hat, sagt unser Verf.: »Hierdurch gewinnen wir den Namen des großen Künstlers, der den borghesischen Fechter gemacht hat (denn Agesias ist Agasias).« Dagegen hatte aber Hr. K. O. Müller in einer grammatischen Anmerkung über diese Namensklasse Einwendungen gemacht, und Hr. Thiersch (ob er gleich weiterhin S. 366 den Meister des borghesischen Fechters, wenn dieß nicht ein Druckfehler ist, wieder Agesias nennt) hat mit edler Anerkennung seine Behauptung zurückgenommen. — Ich besorge, dießmal zu nachgiebig. Sillig (Catalog. Artif. p. 224 sq.) sagt: »Hoc certum est *Agasiam* neminem esse alium quam *Hegesiam* dorice scriptum;« wünscht aber von jemand die Dialektsschwierigkeit aufgelöset zu sehen, daß zwey Ephesier, also beyde Jonier, sich dorisch Agasias schreiben. Hr. Müller sagt unter Anderm. Dieser Meister (des borghesischen Fechters) war ein Jonier von Ephesus, und schreibt seinen Namen gewiß nicht dorisch; in welchem Falle er auch immer nur *Ἀγησίας* lauten konnte; man muß ihn daher von *ἄγαμαι* herleiten, wie *Ἀγασικλῆς*, *Ἀγασισθένης* bey Pausanias. Agesias und Agasias sind also ganz verschiedene Namen.« (Man vergleiche Buttmann zum Quintilian. XII. 19, p. 609 Spalding.) Schweighäuser zum Herodot, Tom. V. 2, p. 75: »Quem Hegesiclem Herodotus (I. 65) nominat, is Spartanis Agesicles.« Und wirklich haben Suidas und Photius in *σκαφηφόροι* die Form: *Ἀγησικλέους*. Dagegen wird derselbe Spartanerkönig, der beym

Herodot Ἡρησικλῆς heißt, beym Pausanias III 6., 7 (vergl. II. 10, 3) und beym Plutarch Apophth. Lacon. init. p. 829 Wittenb. ohne alle Varianten Ἀγασικλῆς genannt. Dieselbe Form kommt auch beym Harpokration und beym Suidas so wie beym Lexikographen in Benneri Anecdot. Gr. I. p. 329) vor. Auf keinem Fall ist also hierbey an ἄγαμαι zu denken. Man hat auch Grund zu vermuthen, daß bey manchen Namen dieser Klasse eine doppelte Form üblich gewesen. — Auf zwey peloponnesischen Inschriften, die man kürzlich entdeckt, auf der einen von Tegea steht: *ΑΓΗΣΙΣΤΡΑΤΕ*, und auf einer andern, gleichfalls ganz neulich in Sparta gefundenen: *ΑΓΗΤΟΡΙ*. Die Stelle des Harpokration hilft uns auch vielleicht zur Auflösung der von Hrn. Sillig erhobenen Schwierigkeit. Dort hatte der Fremde Agasikles bey den Athenern das Bürgerrecht erhalten, und seinen dorischen Namen beybehalten. Wie nun, wenn jene beyden vielleicht geborne Dorier Agasias, oder ihre Väter, in Ephesus das Bürgerrecht erhalten hätten? — Gegen des Verfassers Meinung, der borghesische Kämpfer sey Achilles gegen Penthesilea streitend, hat sich neulich, und mich dünkt mit guten Gründen, Hr. Welcker in der Beschreibung das akad. Kunstmuseum zu Bonn p. 17 erklärt; dem sich auch Hr. Raoul-Rochette in der Achilléide p. 102 seq. angeschlossen hat. Mit Recht wird aber vom Verf. die Erklärung des borghesischen Helden, als Ballspieler, in dieser neuen Ausgabe kurz und gut abgewiesen.

Aus Anmerk. 18 (S. 134 f.) ist jetzt folgenden neuer Zusatz auszuzeichnen: »Uebrigens leidet die Angabe im Texte, daß der altattischen Schule, das Münzgepräg ausgenommen, keines der übriggebliebenen Werke mit Sicherheit zugewiesen werden könne, jetzo eine Beschränkung, indem, wie ich im ersten Theil meiner Reise nach Italien nachgewiesen habe, die beyden jetzt in der Bibliothek von S. Marko aufgestellten alterthümlichen Museen der Komödie und Tragödie durch die Venezianer unter Morosini aus Attika eingeführt wurden, und höchst wahrscheinlich vom attischen Theater stammen; diese aber haben wieder zu dem Apollo Musagetes der Glyptothek ein so nahes Verhältniß, daß auch dieser derselben Schule kann zugewiesen werden, wiewohl er den Werken des Phidias näher steht, während jene Musen noch eine Einförmigkeit zeigen, wie sie wohl den Werken des Hegias und Kritias eigen seyn konnte. Es gehört zu den wesentlichen Bereicherungen der Archäologie, daß in diesen drey höchst merkwürdigen Standbildern drey echte Urkunden jener berühmten Schule nun vorliegen, und die Vergleichungen zwischen altatti-

schem und äginetischem Styl sofort möglich wird.« Es wird darauf der Zweifel an dem attischen Ursprunge jener zwey Musen aufs Befriedigendste widerlegt; und weiterhin (S. 362) verspricht uns der Verf. über jene Musen eine eigene Schrift mit Abbildungen.

Anmerk. 22 (S. 137) wird über die symbolischen Künstlernamen Δαίδαλος, Εὐπάλαμος, κτλ. bemerkt: »Man ist geneigt, hier nicht nur bey Dädalus, sondern auch bey andern die Personen selbst nur symbolisch zu nehmen. Bey Dädalus selbst ist deßhalb kein Zweifel; doch sind die andern Namen offenbar nur ein Zeichen, daß man auf Geschlechter mit forterbender Kunst gestoßen ist, in denen es natürlich, daß der zum Bildhauer oder Bildformier von der Geburt an bestimmte Knabe unter Aeltern, Vettern, Sippen, die in denselben Geschäften sind, mit einem Namen guter Vorbedeutung genannt wurde.« — Darauf werden die berühmtesten alten Kunstschulen und Kunstorte, Athen, Kreta, Sicyon, Argos u. s. w. durchgegangen. — Wenn der Verf. Anmerk. 27 (S. 141) die beyden Meldungen vom Ursprunge des Menschen (Hesiod. Ἐργ. 60—70 und Theogon. 527 ff.) aus der sicyonischen Sage in Bezug auf Bildformerey herleitet, so möchten Andere, bey der großen Aehnlichkeit mit der Sage in der mosaischen Genesis, mehr etwas Kananitisch-Ebräisches, als Sicyonisches darin erkennen wollen.

In den gehaltreichen Nachträgen (S. 144—152) sind besonders zu bemerken: die Unterscheidung der zwey Künstler Kanachus, wovon des ältern Kunstthätigkeit zwischen Olymp. 60—68 gesetzt wird, der andere aber, vermuthlich dessen Enkel, in die 90ger Olympiaden; sodann die Nachweisung der symbolischen Bedeutung der Tripoden, oder der Dreyfüße, welche eherne Becken mit ehernem Gestelle waren, als Sinnbilder der im Weltall aufgehängten halben oder ganzen Himmelskugel; — endlich eine Fülle von kritischen und exegetischen Bemerkungen über die Texte alter Schriftsteller. — S. 160—163: Gelehrte Rechtfertigung der Unterscheidung von zwey Künstlern Ageladas, des Argivers von Olymp. 66 an, und des jüngeren Sicyoniers, Olymp. 81—87, mit Hinsicht auf neuere Einwürfe.

Bey Betrachtung der Künste in Korinth (Anm. 65, S. 165) werden sehr richtige Grundsätze über die Kunstverdienste der Etrusker ausgesprochen, und, nachdem bemerkt worden, daß italienische Gelehrte, und namentlich Luigi Lanzi selbst das Meiste dazu beygetragen haben, die Etrusker um ihren Kunstruhm zu bringen, wird so fortgefahren: »so daß die Bahn gebrochen war, auf der fortgehend nur Heinrich Meyer (man vergleiche dessen Geschichte der Kunst I. S. 13) dahin gekommen,

den Hetruriern auch ihre Paterä (die eine neue, ganz haltlose Hypothesis Specchi mistici auch unsere nachsprechende Archäologie zu nennen anleitet) und Skarabäen zu entreißen.« Wenn auch das Prädikat mistici auf diese ganze Gattung runder, eherner, mit eingegrabenen Bildern und oft Schrift bedeckten etrurischen Anticaglie nicht ausgedehnt werden sollte, so liegen doch wohl überwiegende Gründe vor, sie für Spiegel zu halten, wofür sie nicht bloß Inghirami, Wilh. Rink, A. de Jorio (im Stuttg. Kunstblatt, 1826, p. 203), Raoul-Rochette und Andere, die deren viele unter den Augen gehabt, sondern auch Gerhard halten, welcher letztere (im Kunstbl. 1827, p. 27) darauf aufmerksam macht, daß ihre oft sehr glatte Rückseite sie mit größerer Wahrscheinlichkeit als Spiegel charakterisirt, denn als Pateren; welcher Meinung auch ihre geringe Vertiefung nicht günstig sey. — Wenn nun aber bey den Schriftstellern viel von einem dionysischen Spiegel die Rede ist, und wenn in mysteriösen Scenen auf griechischen Vasen die theilnehmenden Personen sich so darin beschauen, daß sogar hin und wieder das Bild des Gesichts in der Spiegelfläche sichtbar wird, dann gewinnt die Vermuthung Wahrscheinlichkeit, daß es auch zum Theil mystische Spiegel sind. Jedenfalls ist die Vorsicht zu loben, mit der sich Hr. v. Steinbüchel im Abriß der Alterthumskunde S. 71 über diese ehernen Platten der Etrusker erklärt. — Bey der korinthischen Kunst werden denn auch über den Kasten des Kypselus, über die berberinische oder Portland-Vase, so wie über die herrliche Bronze des Hrn. Hawkins nachträgliche Bemerkungen (S. 168—170) gemacht. (In der Erklärung dieser letzteren ist unserem Verf. Hr. Millingen in den Ancient unedit. Monuments, Part. II. p. 22 seq. zuvorgekommen, und Inghirami in der Galleria Omer. Fasc. XXXVI. p. 141 seq., ohne von ihm zu wissen, nachgefolgt. Beyde beziehen dieses unvergleichliche Bildwerk ebenfalls auf das Beylager der Venus mit dem Anchises.) — In einem neuen Zusatze zum Artikel über die Künstler und Kunstwerke in Lacedämon (S. 171 ff.) sucht unser Verf. gegen Hrn. Hirt auch seine früher vorgetragene Deutung des berühmten ehernen Adorans in Berlin, daß es vielmehr ein βωμονίκας, d. h. ein unter der Geißelung am Dianenaltare standhaft ausdauernder Knabe sey, zu rechtfertigen. Ref. zieht die gewöhnliche Erklärung, es sey ein betender Ephebos, noch immer vor; zumal nach den Erläuterungen, die neuerlich Hr. Welcker in der Beschreibung des Bonner Kunstmuseums S. 47 über die Stellung dieses Knabenbildes gegeben hat. — Dagegen wird jeder Archäolog die neue Erörterung über das samische Künstlergeschlecht und über die gewiß mit Grund angenommenen

zwey Theodore, den Sohn des Rhökos und den des Telekles, nebst der Erklärung des Begriffs der plastice (S. 183 — 191) mit Dank aufnehmen, auch wenn er den Ton dieser Polemik gemildert wünschte. — Bey Chios erhalten wir kritische Bemerkungen über Anthermos und dessen Söhne Bupalos und Athenis (Anm. 97, S. 191 f.).

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die neuen fruchtbaren Untersuchungen über die vier Polyklete, und namentlich über die zwey älteren, denn die beyden jüngeren, der zweyte Argirer und der Thasier, kommen hier nicht in Betracht, deren Ergebniß in der Zusatzanmerkung (S. 205 — 210) nun folgendes ist: Der eine von den beyden älteren Polykleten, der Sicyonier, Zeitgenosse des Darius, habe die Erfindung gemacht, daß die Standbilder: uno crure insisterent, d. h. er habe die gerade und steife Stellung ruhig stehender Bildsäulen aufgelöset, ohne noch die Einförmigkeit aufzuheben, welches erst Myron gethan, der ihnen Mannigfaltigkeit und Symmetrie verliehen; — der zweyte aber, der Argiver, im Zeitalter des peloponnesischen Krieges, habe den Kanon und alle übrigen hochberühmten Werke und auch das große toreutische Sitzbild der argivischen Juno verfertigt. (Es ist auffallend, daß Hr. Sinbelis zu der Hauptstelle des Pausanias (VI. 6, 1; p. 24) jener Unterscheidungen nach der älteren Ausgabe dieser Epochen gar nicht gedacht hat. Andererseits hätte man erwartet, von Hrn. Thiersch die Versuche des Hrn. Sillig (Catal. Artif. p. 362 — 364) jene chronologische Schwierigkeiten zu lösen, berücksichtigt zu sehen. Auch wäre zu wünschen, daß Archäologen und Künstler beachten möchten, was Wyttenbach zu der Stelle Plutarchs: De sent. profect. in virtut. (p. 86, A. p. 611 seq. der Anmerk.), über einen Ausspruch Polyklets und über ὄνυξ, ὀνυχίζω, ἐξονυχίζω, zum Theil sehr abweichend von Winkelmann (Gesch. d. K. I. S. 379 neueste Dresdner Ausg.) den griechischen Sprachgebrauch betreffend bemerkt hat.)

Bey dem Satze unsers Verf.'s (S. 209 f.): »Der jüngere (Polyklet) der Argiver, aus der Schule des Ageladas, überwindet in Kunst und Schönheit die toreutischen Arbeiten des Phidias, und liefert jene durch Jugendlichkeit und Schönheit der Verhältnisse bewundernswürdigen Musterbilder des Diadumenos, des Doryphoros, den Kanon, welcher den Späteren Gesetz wurde« u. s. w., hätte ich zu vernehmen gewünscht, was er zu den neuesten Erörterungen über die von ihm (S. 211) berührten Worte des Plinius, XXXIV. 8, 19, zu sagen gehabt hätte, die ich hier, nach Silligs aus Handschriften gegebenem Text (Catal. Artif. p. 364) beyfügen will: »Polycletus Sicyonius

Ageladae discipulus Diadumeneum fecit molliter iuvenem, centum talentis nobilitatum: idem et Doryphorum viriliter puerum fecit, et quem canona artifices vocant, lineamenta artis ab eo petentes velut a lege quadam « Denn Hr. Meyer in der Gesch. der bild. K. II. 62 sagt: »Diese Worte lassen sich ohne Mühe dahin auslegen, der Doryphoros sey zugleich auch Kanon gewesen; es kömmt bloß auf den Umstand an, ob hinter dem Worte puerum ein Punkt gesetzt werde, oder nicht.« Ich glaube es kömmt darauf nicht an, sondern nach jeder Interpunktion will Plinius den Doryphoros und den Kanon als zwey verschiedene Bildsäulen gedacht wissen; sonst hätte er, nach den Gesetzen der Latinität, das et vor quem weglassen müssen. Hätte Hr. Sillig das erwogen, so würde er Hirts und Meyers Meinung von der Identität des Doryphoros und des Kanon nicht beygetreten seyn. (Nachträgliche Anm. des Ref.: Ich habe diese Bemerkung über die Stelle des Plinius stehen lassen, obwohl ich weiterhin gefunden, daß Hr. Thiersch (Anmerk. 61, S. 357) diese Stelle noch genauer, als ich hier gethan, behandelt, und daraus dieselbe Folgerung gegen gedachte Archäologen gezogen hat — weil ich denke, es ist dem Hrn. Th. eben so angenehm, wie mir, in diesem Punkte so unvorbereitet zusammenzutreffen.) — Der Ausdruck unsers Verfassers: »Schönheit der Verhältnisse,« könnte bey Polyklet zu Mißverständnissen Anlaß geben. Bey der Charakteristik antiker Kunstwerke sollte man sich möglichst an den Sprachgebrauch der Alten halten. Von Polyklet wird aber gesagt, er habe theoretisch und praktisch gelehret: *πάσας τὰς συμμετρίας τοῦ σώματος* (Galen. de Hippocrat. et Platon. plac. V. 13, p. 161 Chart.). Nun werden aber die *σύμμετροι* und die *καλοὶ* bey den Alten unterschieden (Aristotel. Ethic. Nicomach. IV. 3, 5, mit Zell's Note p. 136 ff.). Ueberhaupt verdienten die Begriffe der *συμμετρία* und *ἀσυμμετρία* und des *καλὸν* und *αἰσχρόν*, im Sinne der Griechen, noch eine genauere Erörterung. — Die Wichtigkeit dieser Forschungen des Verf.'s bezeichnen wir am besten mit seinen eigenen Worten (S. 210) am Schlusse: — »und nur wer auf die Getrennthaltung dieser fünf Namen, des Kanachus, des Kallon, des Ageladas, des Theodorus und Polykletus eine Geschichte dieser wichtigen Kunstepoche baut, wird ihr einen haltbaren Grund zu legen im Stande seyn« Wenn der Verf. darauf (S. 211) die Worte des Varro beym Plinius (a. a. O.): quadrata ea esse et paene ad unum exemplum, von den Bildsäulen des älteren Polyklet erklärt: »sie seyen von einförmiger Breite und wie nach Einem Muster,« und dabey an das Griechische *τετράγωνος* erinnert, so will er dieß nicht verstanden

haben, wie man es sonst verstand, wenn man an den zweyten Polyklet dabey dachte (man vergl. Heyne in den Opusc. Acad. I. p. 154 und Böttigers Andeut. zu archäolog. Vorlesungen, p. 118 f.); sondern von einer geraden breiten Stellung (über die τετράγωνος ἐργασία aller Statuen in der älteren Zeit — vor Dädalus sagt gar Themistius Orat XXVI, p. 361 ed. Hard. — und über die Hermen hat Sluiter in den Lect. Andocid. p. 32 — 34 Mehreres zusammengestellt).

Vom Myron wird (S. 213) gesagt: Er vervielfältigte, wie Plinius (XXXIV. 8, 19, 3) berichtet, zuerst den Wechsel, oder gab seinen Bildsäulen größere Mannigfaltigkeit und Freyheit in Stellung und Haltung, und war rhythmischer, von größerer Lebendigkeit und Fülle in der Kunst, als Polykletus u. s. w.; und in der Note dazu (143): »Plinius a. a. O.: Primus hic multiplicasse varietatem videtur, numerosior in arte quam Polycletus, et (C. Polycletus: is) symmetria diligentior.« Hier hätte zuvörderst der zum Theil aus Handschriften verbesserte Text nach Sillig Catal. Artif. p. 284 gegeben werden sollen: »Primus hic multiplicasse *veritatem* videtur, numerosior in arte, quam Polycletus *in* symmetria diligentior.« So werden wir das Vervielfältigen des Vielfältigen los, und gewinnen den vernünftigen Sinn; Er gab der Naturwahrheit, die er auffaßte und darstellte, Mannigfaltigkeit. Auch trete ich mit Sillig der Erklärung Böttigers und Meyers bey, welche numerosior hier: fruchtbarer, produktiver nehmen. Das: in arte, muß verstanden werden wie bey Horaz (Carm. IV. 8, 5, mit Mitscherlich) artium, d. i. artis operum. Dagegen kann ich mich mit Meyers (Gesch. d. b. K. I. 75, II. 78) »treffendem und wahren Ausdruck der Gemüthsbewegungen« in Myrons Werken durchaus nicht vertragen, einmal weil, um diesen Sinn herauszubringen, den Worten des Plinius von demselben Künstler: »animi sensus *non* expressisse,« Gewalt geschieht, und weil die Worte des Petronius: »Myron paene hominum *animas* ferarumque aere comprehenderat,« nicht die Seelen bezeichnen, sonst hätte er animos geschrieben, sondern die Erscheinungen des Lebens. Das Leben von Menschen und Thieren, sagt Petron, hatte Myron so zu reden im Erze zusammengefaßt. Man vergleiche, wie sich Plinius im Gegenfalle, wo er vom Ausdruck der Gemüthsbewegungen spricht, ausdrückt: »Is enim (sagt er XXXV. 10, 36, vom thebanischen Maler Aristides) primus animum pinxit, et sensus hominum expressit, quae vocant Graeci ἤθη.«

Von S. 215 — 217 folgen lesenswerthe chronologische Unter-

suchungen über die beyden Pythagoras, den Künstler von Rhegium und den von Samos, mit Berichtigung von Plinius (XXXIV. 8, 19), und mit nachträglichen Bemerkungen gegen Hrn. Sillig. — Ich übergehe die schöne Entwicklung der Lehre von den Stoffen und Arten der Kunst, der Gegenstände, die sie dargestellt, der Schulen, in denen sie bearbeitet, und der Ursachen, aus welchen sie sich allmälich vom symbolischen Style losgemacht, und nach Erringung voller Freyheit zur höchsten Blüthe entfaltet hat, weil diese Partien schon aus der ersten Ausgabe dieser Epochen bekannt sind; und mache nur (bey S. 221 f.), wo von den toreutischen Arbeiten die Rede ist, auf eine gelehrte, zum Theil gegen Ernesti und Winkelmann gerichtete Anmerkung Garatonis zum Cicero in Verr. II. 2, 52, p. 306 — 308 ed. Havn. die Archäologen aufmerksam. Dort setzt dieser gelehrte Ausleger auseinander, daß die Toreuten in mancherley Stoffen auch in Fiktilien arbeiteten, und verweiset, sowohl in Betreff des Materials, als des ins Einzelne gehenden mühsamen Fleißes bey dieser Art von Arbeiten, auf eine Stelle des Dionysius von Halikarnas, die ich nach der Schäferschen Ausgabe hierhersetze, p. 410. — *μηδενὸς τῶν ἐλαχίστων ὀλιγωρεῖν, ἢ ζωγράφων τε καὶ τορευτῶν παισὶν ἐν ὕλῃ φθαρτῇ χειρῶν εὐστοχίας καὶ πόνους ὑποδεικνυμένοις, περὶ τὰ φλέβια καὶ τὰ πτίλα καὶ τὸν χνοῦν καὶ τὰς τοιαύτας μικρολογίας κατατρίβειν τῆς τεχνῆς τὴν ἀκρίβειαν.* Hier muß vorerst in der lat. Uebersetzung *caelatores* statt tornatores gesetzt werden. *φλέβια* und *ὑποδεικνυμένοις* bestätigen auch meine Handschriften. Aber die Darmstädter hat am Ende *διατρίβειν*, und läßt *τὴν* aus. Die Heidelberger ordnet dagegen so: *κατατρίβειν τὴν τῆς τεχνῆς ἀκρίβειαν.* — Noch verdient in diesem Abschnitte (S. 250 ff.) die Erörterung gegen Hrn. Hirt bemerkt zu werden, worin unser Verf., meines Bedünkens, mit entschiedenem Erfolg die äginetischen, jetzt in München befindlichen Statuen vom hinteren Giebelfeld als in einer Kampfscene vereinigt deutet, in welcher der Aeakide Ajax den Leichnam des gefallenen andern Aeakiden Achilles, gegen Paris und andere Trojaner streitend, mit eigener Lebensgefahr aus dem Getümmel rettet. — Was den sonderbaren alterthümlichen Typus der Gesichter im Gegensatz zu den wunderbar richtigen Gliedmaßen dieser Figuren betrifft, so scheinen die sonst sehr verdienstlichen Outlines of the Egina - Marbles — by Edwin Lyon, Liverpool 1829, diesen Typus der Antlitze nicht in allen Figuren getreu darzustellen, und wir erwarten bessere Darstellungen von Hrn. v. Klenze in München. Nachträglich bemerkt übrigens (S. 261) unser Verfasser eben darüber noch Folgendes: »Denn was man auch über die Starrheit jener

äginetischen Gesichter sagt, doch ist offenbar, daß das Weibliche in dem Pallaskopf, das Heroische in den starken Zügen des Herkules, der jugendliche Muth in den Zügen des Bogenschützen und die männliche Heldenkraft in den bärtigen Kämpfern auch in vom alten Gepräg gestempelten Figuren schon sichtbar genug gebildet ist.«

Jener Nachtrag zur zweyten Abtheilung (von S. 256—266) ist im Ganzen gegen Hrn. Hirt gerichtet, der in einer Beurtheilung der ersten Ausgabe dieser Epochen die Entwicklung des Kunstganges bis auf Phidias bestritten, und seinen alten Satz zu vertheidigen gesucht hatte, wie die Griechen sich in ganz rohen Arbeiten ohne Erfolg abgemühet, bis ihnen um die dreyßigste Olympiade vergönnt worden sey, sich in Aegypten umzusehen. Man muß nun im Buche selbst nachlesen, wie unser Verf. seinem Gegner einzelne Fehler nachweiset, und man wird sich durch die Gründlichkeit und Folgerichtigkeit seiner Antworten und Schlüsse, so wie durch das Treffende mancher einzelnen Bemerkung sehr befriedigt finden, wenn man auch den allzuscharfen Ton gegen einen alten verdienten Archäologen keineswegs billigen möchte. — So übergehe ich auch die Art, wie Hr. Thiersch (in der Antwort an K. O. Müller S. 266—269) sich gegen einen gewissen, freylich an einem solchen Geschichtsforscher sehr auffallenden, historischen Fatalismus erklärt, mit Stillschweigen.

Dritte Abtheilung, die Epoche des vollendeten Kunststyls enthaltend. Den Inhalt dieser dritten Abhandlung gibt der Verf. (S. 271) so an: »Wir werden zuerst zeigen, daß diese Epoche der vollendeten Kunst nicht schnell vergänglich, und dem Wechsel der Zeiten unterworfen war, sondern von Phidias und der marathonischen Schlacht (?) bis auf Hadrian und M. Aurelius, gleich der ältesten, in ihren besten Werken über fünfhundert Jahre bestand; hiernächst aber die äußeren und inneren Ursachen dieser langen Dauer, und zuletzt die Veränderungen nachweisen, welche sie, ohne zu entarten oder zu sinken, in ihrem Typus während ihres langen Flors erfahren hat.« Auch in dieser Abtheilung enthält der Text die Ergebnisse der in den Anmerkungen geführten gelehrten Untersuchungen; wozu verschiedene neue Nachträge vom Jahre 1828 gekommen sind. Die Erörterungen selbst sind bereits von Andern besprochen worden. Ref. weiset daher nur mit wenigen Worten auf einige Hauptpunkte hin (S. 272, vergl. S. 366): Die Urtheile über die Statuen des sogenannten Jason, besonders die Münchner, und über die Alexanders des Großen; — (S. 273): über die Sitte der Alten, Statuenvereine in Halbkreise, nicht bloß in Giebelfelder, zu stellen; — (S. 273 f.): über den oder die

Künstler mit Namen Kolotes; — (S. 275 f.): über die Zöglinge des Polyklet und Myron; — (S. 278 ff.): über die Schule des Aristokles, Naukides u. A. (S. 281, Anmerk. 1, Z. 5 muß es statt majoris aestimare heißen *pluris* aestimare); — (S. 285): über das Zeitalter von Praxiteles, Euphranor, Skopas, Bryaxis —; alles mit einer Anzahl von Verbesserungen der Texte des Pausanias, Plinius und anderer Kunstschriftsteller, und von Berichtigungen der irrigen Ansichten neuerer Archäologen. (Ueber Praxiteles hätten die chronologischen und anderen Erörterungen von Hrn. Eméric David in der Biographie universelle, Tom. XXXVI. p. 17 — 28, der diesen Künstler noch Olymp. CXXIII als lebend annimmt, von Meyer, Sillig und Thiersch Berücksichtigung verdient.) — Hierbey auch Schlüsse über den Charakter und Werth der Kunst nach Alexander dem Großen, hergeleitet aus den berühmtesten Kameen (Gonzaga und dem Wiener), wie aus den Münzen der Ptolemäer, des Agathokles und Pyrrhus; — sodann eine Erörterung über die beyden Bildhauer Kleomenes: dem älteren, Sohne des Apollodoros aus Athen, gehören die Thespiaden und die mediceische Venus an, in welcher letztern der Verf. eine Nachahmung der ganz unbekleideten Praxitelischen vermuthet; — diesem, dem Sohne des älteren Kleomenes und Enkel des Apollodoros: die Statue des fälschlich sogenannten Germanikus, welche der Verf. vielmehr als T. Quintius Flamininus bezeichnet wissen will. (Anmerk. des Ref.: Es ist dieß die im Louvre aufgestellte Statue. — S. Clarac in der Description des Antiques du Musée Royal Nro. 712, und daselbst Visconti, der zwischen Flamininus — so muß dort verbessert werden, statt Flaminius — Paulus Aemilius, Glabrio und Metellus schwankte. Seitdem hat aber derselbe Hr. Graf Clarac mit großem Scharfsinne die wahre Person dieses mit den Attributen des Merkurius dargestellten Römers auszumitteln gesucht, und den Ausspruch gethan, daß es C. Marius Gratidianus sey (derselbe, von welchem Hr. Thiersch bey einem andern Anlaß, S. 346, Anmerk. 55, redet). Die Münze, oder der Calculus, in seiner Hand, sagt Hr. Clarac, charakterisire diesen Römer hinlänglich als jenen Urheber einer Verordnung über das Münzwesen. S. den Anhang zu des Hrn. Grafen de Clarac Abhandlung: Sur la statue de Vénus de Milo, p 57 seq. — Der Erklärer denkt sich nämlich diesen als Merkur bezeichneten Römer, wegen des calculus in seiner Hand, als im Rechnen begriffen. Wenn Hr. Welcker im Antikenmuseum von Bonn S. 51 diese Deutung gezwungen finden will, so hat er nicht bedacht, daß das Bild des mit den Fingern Rechnenden (digitis computans) vom berühmten Plastiker Eubulides bey den

Alten des Lobes werth gefunden wurde — s. Plinii H. N. XXXIV. 8, 29, p. 658 Hard.) Hr. Graf Clarac hat eben daselbst p. 67 auch von den beyden Kleomenes gehandelt. Hr. Raoul-Rochette hat seit der Zeit von eben diesen Künstlern gesprochen, und noch einen dritten Künstler Kleomenes nachgewiesen. (S. dessen Orestéide, p. 130, Note 2 und 4.)

Und hiermit beginnt (von S. 293 an) die Betrachtung der griechischen Künstler und ihrer Werke unter der Römerherrschaft; zunächst des Pasiteles und dessen Schülers Stephanus; wobey Ref. dem Verf. in dem Tadel der Meinung Marini's (Iscrizione Albani, p. 174) nach Vergleichung des dort gelieferten Bildes beystimmen muß; wie jetzt auch Hr. Raoul-Rochette in der Orestéide p. 172 thut, der seinerseits jene Statue für Orestes zu halten geneigt ist. Dagegen in Betreff der Ludovisischen Gruppen, gewöhnlich Orestes und Elektra genannt, von Hrn. Th. aber auf Marcellus und Oktavia bezogen, von Hrn. Raoul-Rochette hingegen in der Orestéide p. 166 wieder jenen beyden Personen in der griechischen Tragödie zugewiesen, hält es Ref. für sicherer, einstweilen ein ἐπέχειν zu beobachten. — Hierbey nun eine wichtige, nachherige Sätze vorbereitende Bemerkung (S. 295): »Was also nach Varro und Pasiteles geblüht, liegt außer seinen (des Plinius) Katalogen, sowohl den synchronistischen als den alphabetischen, der Künstler, und kann nur gelegentlich und zufällig Erwähnung finden. Dieser Umstand ist wichtig für Lessings Meinung, daß die großen, nur durch ihre Werke bekannten Künstler, wie Glykon, Apollonius, eben deßhalb, weil sie in den Katalogen des Plinius nicht vorkommen, noch sonst Erwähnung finden, erst nach dem Schlusse derselben gelebt haben.« — S. 295 ff.: Arcesilaus; sodann zwey Künstler mit römischen Namen; weiter des Pompejus Zeitgenossen, Praxiteles, Posidonius der Ephesier, Lysistratides, Zopyrus und Pytheas. — S. 298, Anmerk. 12: »Praxiteles als Silberarbeiter kommt auch Cic. de Divin. I. 36 vor. Den Tragöden Roscius, da er noch ein Kind war, hatte eine Schlange im Schlafe umwunden. — Es folgen Cicero's Worte — offenbar der Augenblick, wo die Amme das von der Schlange umwundene Kind mit Entsetzen erblickt.« Ich habe in einer Anmerkung zur Ciceronischen Stelle (p. 180 ed. Moser) die Art belobt, wie Hr. Th. dieses Bildwerk aufgefaßt hat, mich aber gewundert, daß derselbe nicht auf Winkelmanns Emendation der Worte Cicero's: »Atque hanc speciem *Pasiteles* caelavit argento« Rücksicht genommen, zumal da auch Hr. Sillig in Böttigers Amalthea III. S. 296 aus guten Handschriften des Plinius jene Lesart dem

Cicero vindiciren möchte (vergl. auch dessen Catalogus Artif. p. 324), und da die Abschreiber oftmals x für s setzten, so konnte aus Pasiteles leicht Praxiteles werden. Indessen zeigt sich in den Ciceronischen Handschriften dasselbe Schwanken in diesem Namen, wie in den Plinianischen — Eben daselbst ist unser Verf. geneigt, den vortrefflichen Becher der Corsinischen Bibliothek in Rom, der das Urtheil des Orestes in einem Bildwerke zeigt, für ein Werk des Zopyrus zu halten, von dem Plinius (H. N. XXXIII. 55, p. 75) sagt: Zopyrus, qui Areopagitas et judicium Orestis in duobus scyphis caelavit;« über welche Stelle kritische Bemerkungen gemacht werden. — S. 299 f.: Aus der kolossalen Statue des Pompejus (welche Erklärung Hr. Th. gegen Fea zu retten sucht) schließt er auf den gegen das Ende des römischen Freystaats »unerschütterten Bestand der bildenden Kunst.«

S. 300: Es folgen die Künstler unter den römischen Kaisern; zunächst die, welche die Kaiserpalläste auf dem palatinischen Hügel von Augustus bis auf Vespasianus »mit Bildsäulen der ausgesuchtesten Kunst, nach Plinius, angefüllt haben;« sodann: einzelne berühmte Künstler unter den verschiedenen Kaisern, wie Diogenes aus Athen, Evander eben daher u. A., mit kritischen und chronologischen Untersuchungen des Verfassers, und hie und da auch mit nachträglichen Rechtfertigungen. In Betreff des Evander bemerke ich: Da Porphyrio zu den Satyren des Horaz I. 3, 91 von diesem Künstler berichtet: »Qui de personis Horatianis scripserunt aiunt Evandrum hunc caelatorem *et plasten statuarum*; quem M. Antonium ab Athenis Alexandriam transtulisse, inde inter captivos Romam perductum *multa opera mirabilia fecisse;*« und da Augustus, zur Verherrlichung seines Sieges bey Aktium, in Epirus die Stadt Nikopolis baute (Antholog. Gr. II. p. 104, mit Jakobs in den Anmerk. VIII. p. 314. Wesseling ad Antonini Itiner. p. 325. Eckhel D. N. V. II. p. 165); da er eben daselbst unter andern Denkmalen, zum Andenken der glücklichen Vorbedeutung, die er aus dem Begegnen des Eutychos und seines Esels Nikon*) geschöpft hatte, an jenem Orte späterhin den Mann und sein Thier in Erzbildern, umgeben von Schiffsschnäbeln, aufstellen ließ (Plutarch. in Antonio, cap. 66: ἕστησε χαλκοῦν ὄνον καὶ ἄνθρωπον). Da ferners ein Scholion unserer Pfälz.-Heidelb. Hand-

*) Herr v. Hammer, der in seinem Werke: Konstantinopolis und der Bosporos, I. p. 132, bey der Beschreibung des Hippodrom, dieser Geschichte und dieses Kunstwerks Erwähnung zu thun nicht vergessen, hat in seinen Quellen als Namen des Mannes Nikon, und als den des Thieres Nikander gefunden.

schrift Nr. 283 sagt, dieser bronzene Esel sey später aus Nikopolis nach Konstantinopel gebracht worden, und habe dorten im Hippodrom gestanden (ὁ ἐν τῷ ἱπποδρομίῳ τοῦ Βυζαντίου ἐκ Νικοπόλεως πάλιν ἀναχθεὶς); woraus wir auf einen vorzüglichen Kunstwerth dieses Erzgusses schließen dürfen; da endlich jener Evandros Erzgießer, und zwar ein ganz vorzüglicher, genannt wird — so liegt die Vermuthung nicht entfernt, daß der Sieger Augustus auch diesen ehemaligen Klienten des Antonius mit andern Künstlern zur Verherrlichung der neuen Siegesstadt (Nikopolis) verwendet, und daß dieser vielleicht selbst jene beyden Erzbilder verfertigt habe.

S. 304 wird der berühmten Daktylioglyphen des Augusteischen Zeitalters gedacht, des Dioskorides, Aulos, Solon, Teukros, mit der Folgerung: » — und wären auch die Werke dieser großen Künstler mit ihren Namen verschollen, so würden andere geschnittene Steine, die ohne Namen der Künstler aus jener Zeit auf uns gekommen sind, besonders die Apotheose des Augustus, dann Augustus und Roma als zusammenthronende Gottheiten im Kabinet zu Wien, ein vollgiltiges Zeugniß ablegen, daß es auch unter Augustus der bildenden Kunst gegeben war, in den Werken großer Meister das Wahre mit idealer Schönheit zu umgeben, und der Darstellung des Erhabenen den Stempel der Vollendung aufzudrücken.« In der Note wird die Vorstellung Eckhels über den Lituus in den Händen des August auf der gemma Augustea in Wien und auf der gemma Tiberiana (de la sainte chapelle in der königl. Bibliothek in Paris) dahin berichtigt, daß beyde Kameen keine Apotheosen, sondern Darstellungen der kaiserlichen Familie im Zeitpunkte ihres höchsten Glanzes entfalten, und daß der Lituus oder Auguralstab in den Händen der gedachten Kaiser, so wie auf Münzen hinter den Köpfen des J. Cäsar und M. Antonius, nicht als Zeichen ihrer hohenpriesterlichen Würde, sondern der Auspicien, d. i. der imperatorischen oder selbstherrschenden Macht zu betrachten sey. — Zu der vom Verf. angeführten Stelle des Cicero De Divinat. I. 17 (nicht I. 5) habe ich p. 82 — 84 ed. Moser. ausführlich gehandelt, was hier nicht wiederholt werden soll. Die Namen großer Künstler auf geschnittenen Steinen wird man nun nach den Untersuchungen des Hrn. v. Köhler wohl mit großem Mißtrauen betrachten müssen.

Die großen Lobsprüche, welche der Verf. (S 305 ff.) der nun wieder in Rom befindlichen Kolossalgruppe des Nil von Kindern umgeben einstimmig mit St. Viktor im Werke des Bouillon ertheilt, die er mit »den edlen Gestalten aus dem Giebelfelde des Parthenon« vergleicht, und »würdig findet, diesen Werken

aus der Schule des Phidias an die Seite gestellt zu werden,« womit sodann die an derselben Stelle gefundene liegende Statue des Tiberstroms (im Louvre) mit Recht der Anlage, Ausführung und Kunstlauterkeit nach verglichen wird, — diese Lobsprüche findet Ref. auf keine Weise übertrieben, und für ihn sind auch die neuen Rechtsfertigungsgründe, womit diesen Skulpturwerken (höchst wahrscheinlich Augusteischer Periode) ihre Originalität gegen neuere Einreden gesichert wird, überzeugend. — (S. 307 ff.): Die Kolosse des Zenodorus im Neronischen Zeitalter, wobey lesenswerthe Bemerkungen über Mischung des Erzes, über römische Oertlichkeiten gemacht werden, führen den Verf. zu Fragen über die beyden kolossalen Gruppen des Kastor und Pollux auf dem Quirinal in Rom, wovon er den vortrefflichsten, mit dem Namen Phidias bezeichnet, und von Vielen für ein Werk des Phidias gehalten, mit E. Q. Visconti und Martin Wagner, wegen des daneben befindlichen römischen Harnisches und der Behandlung der Augen, für ein Erzeugniß der Neronischen Periode, und in einer nachträglichen Anmerkung für Nachbildung einer Gruppe in der Festpompa am Parthenon erklärt. Er fügt hinzu: »Auf die Art des Ausdrucks im Gesicht und die der früheren Zeit ungebräuchliche Energie desselben spricht für ihren späteren Ursprung.« (In einer vor mir liegenden Handschrift von der Roma instaurata des Flavius Blondus finde ich auch die von Hrn. Wagner berührte Sage, sie seyen ein Geschenk an Nero vom Könige Tiridates: »Proximo ac paene contiguo loco sunt lapidei caballi praxitelis unus alter phidie ut tituli indicant opera« — und zuletzt heißt es: »et quidem praxitelis et phidie opera multas statuas multa signa romam a multis et ab ipso tiridiate (sic) ex asia graeciaque fuisse advecta.« In diesem Buche finden sich mehrere solcher Nachrichten von Kunstwerken in Rom. — Nach des Verf.'s Herleitung kämen wir aber auf eine ganz andere Weise mit diesen Kolossen auf die Namen Phidias und Nero — als nach jenen Chroniken des Mittelalters.)

Das darauf folgende Urtheil (S. 312 f.): »daß der Apollo von Belvedere selbst, den Andere mit Skopas und Praxiteles Werken in Verbindung bringen, dem Zeitalter des Nero angehöre,« gibt in den Bemerkungen zu einer Anzahl archäologischer Ausführungen Anlaß: über die Frage, ob Apollo von Belvedere zu der Gruppe der Niobiden gehöre, welches der Verf. gegen Hrn. Hirt (dem neulich Hr. Raoul-Rochette in der Orestéide doch wieder beygetreten) verneinet, und aus Gründen zu erweisen sucht; daß die Niobidengruppe ohne die rächenden Gottheiten Apollo und Diana nicht allein verständlich, sondern daß auch die

Abwesenheit dieser Gottheiten der schauervollen Wirkung dieser Gruppe vortheilhafter sey. (Hier hätte an das Basrelief der Villa Borghese bey Winkelmann: Monumenti inediti, tav. 89, erinnert werden sollen, wo der Untergang der Niobiden auch ohne jene Gottheiten dargestellt ist.) Sodann wird gegen Hrn. Hirt des Verfassers Satz vertheidigt, daß die von diesem Gelehrten für Cephalus und Procris erklärte Gruppe der vatikanischen Sammlung ein Sohn der Niobe mit seiner auf sein Knie gesunkenen Schwester, und also mit einer Statue der Florentiner Sammlung identisch sey (diese Einerleyheit wird durch eine Abbildung zu S. 315 anschaulich gemacht); und von der Mehrheit der heute noch fragmentarisch an verschiedenen Orten vorhandenen Niobidengruppen gehandelt (worüber nun ganz neuerlich Hr. J. M. Wagner im Schornischen Kunstblatt 1830, Nr. 51 ff. eine eigene Untersuchung angestellt hat, die aber der Zeit nach älter als die des Hrn. Thiersch ist). — Die Wahrnehmung, daß Apollo von Belvedere aus lunesischem (karrarischem) Marmor gefertigt sey (worüber jetzt doch wieder Hr. K. O. Müller im Handbuch der Arch. d. K. S. 466 zweifelnde Aeußerungen beybringt), leitet unsern Verf. zu Bemerkungen über den Gebrauch jener Marmorart überhaupt, und ihrer feinsten und blendend weißen Gattung. Endlich beschließt Hr. Th. diese Untersuchungen mit einem Vortrag seiner Meinung, daß man sich den Apollo nach Erlegung des Drachen Python denken müsse, wie er mit dem letzten Blicke des Zorns und der Verachtung zugleich, wie sie im Homerischen Hymnus in der Strafrede sich ausspreche, sich von dem Ungeheuer abwendet. (Von dem bey dieser Gelegenheit angekündigten Werke des Hrn. Anselm von Feuerbach (s. unsern Verf. S. 321 unten) haben wir seitdem leider noch nicht mehr, als ein gehaltreiches und vielversprechendes Fragment (Speyer 1828) erhalten. Um unter diesen Umständen diesem jungen Archäologen das Eigenthum seiner Idee (die Hr. Th. schon leise angedeutet) zu sichern, bemerke ich, daß Hr. v. F. auf eine gelehrte Weise den Satz durchzuführen suchen wird, wie Apollo von Belvedere als der die Furien aus seinem Tempel, wohin sie den Orestes verfolgt, mit Unwillen verscheuchende Gott von Delphi (nach Aeschyli Eumenid. vers. 174—299) gedacht werden müsse.)

S. 318—331: Die Untersuchungen über die Meister des Laokoon, über ihre Vorgänger und Zeitgenossen, über den Fundort und römische Oertlichkeiten, so wie die kritische Behandlung der Stelle des Plinius (H. N. XXXVI. 4, 11, p. 384) erlauben und brauchen keinen Auszug, da es bereits aus den ersten Ausgaben dieses Werks bekannt ist, daß Hr. Thiersch diese welt-

berühmte Gruppe von den rhodischen Künstlern Agesander, Polydorus und Athenodorus in Rom für den esquilinischen Pallast des Kaisers Titus verfertigen, und somit dem Scharfsinne Lessings aufs Neue Gerechtigkeit widerfahren läßt. Gehört aber dieses bewundernswürdige Werk erst der Zeit des Titus an, so gewinnt das System des Verf.'s eine neue Stütze. Letzteres bezeichnet er selbst kurz und gut in einem Nachworte an Hrn. Hirt in dieser zweyten Ausgabe (S. 331): »— während wir darauf ausgehen, zu zeigen, daß die Werke aus der Zeit des Phidias und Alexanders vor den besten Werken der späteren Zeit keine Vorzüge gehabt.« — (S. 332 — 337): Beym Torso von Belvedere wird besonders durch eine genaue paläographische Untersuchung, welche in einem Nachtrage noch fester begründet worden, der Satz behauptet, daß der Meister dieses Werkes der Athener Apollonius nicht früher als in der römischen Zeit der griechischen Kunst gelebt habe. Zur Bestätigung dieses Ausspruchs wird das Urtheil des großen Bildhauers Thorwaldsen beygefügt: »Heinrich Meyer findet zwischen ihm (dem Torso) und dem Ilissus aus dem Giebelfelde des Parthenon, besonders in Behandlung des Rückens, die Aehnlichkeit entscheidend. Dagegen bezeichnet Thorwaldsen, obwohl seine Bewunderung dieses Meisterwerkes dadurch nicht geschwächt wird, den Styl als einen solchen, welcher durch das ganze System der Muskulatur und ihrer Behandlung durch eine Art von Raffinirung der feinsten und geläutertsten Kunst sich als den jungen und spätern der Plastik darstellen « (S. 332). — Im Nachtrage wird die Unhaltbarkeit der Hirtischen Hypothese, der Torso gehöre als Nachblüthe der Lysippischen Schule dem Zeitalter der ersten Ptolemäer an, dargelegt; wobey eine schöne paläographische Erörterung über die Einmischung von Kursivbuchstaben unter die Lapidarschrift beygefügt ist. (Ich kann dazu aus einer, ganz neuerlich in Morea gefundenen Inschrift von Nauplia einen neuen Beleg liefern, nämlich mit dem so geschriebenen Worte: *ΒuΛΗ*, woraus man sofort auf das Zeitalter der Inschrift schließen kann.) — Der Verf. beschließt diese Uebersicht mit einem Blick auf die unter Trajan, Hadrian und Marcus Aurelius gefertigten Werke, worunter die Reliefs am Bogen Trajans, die mannigfaltigen Darstellungen des Antinous, die bronzene Ritterstatue des M. Aurelius und die bewundernswürdige Büste des L. Verus (jetzt der königl. französ. Sammlung angehörig) auszuzeichnen sind. (Ref. will auch eine Schlußanmerkung hierbey fügen: Ungeachtet die Folge der Kaisermünzen, wie oben im Eingange dieses Berichts bemerkt worden, bereits mit Gallienus den tiefen Verfall der Kunst beurkundet, so wurden doch noch weit später in

Griechenland und Rom größere Werke der Skulptur und Plastik verfertigt. So berichtet uns z. B. Eunapius im Leben des Proäresius, daß noch unter dem Kaiser Julianus in der zweyten Hälfte des vierten Jahrhunderts den Rednern und andern verdienten Männern Statuen in beyden Städten und an andern Orten, und zwar eherne, errichtet worden — s. Eunap. p. 90 mit den Anmerk. von Boissonade und Wyttenbach, p. 322 u. 381. — Es würde gewiß belehrend seyn, diese Nachgeburten der Plastik mit den Arbeiten der Antoninischen Periode vergleichen zu können.)

Von S. 338 an werden die äußeren und inneren Ursachen von diesem langen Bestehen der vollendet idealen griechischen Kunst auseinandergesetzt — Betrachtungen, die bereits aus der ersten Ausgabe dieser Schrift bekannt sind. Nur einen Punkt glaube ich daraus hervorheben zu müssen (S. 348 ff.): die Vergleichung der Werke der redenden Kunst mit denen der bildenden: »Richtet man,« sagt unser Verf., »hierbey die Aufmerksamkeit auf das Beste, was in jedem Zeitalter, sey es die Poesie, die Geschichtschreibung oder die Philosophie, hervorgebracht hat, so wird man die gewöhnlichen Vorstellungen von dem Verfalle der griechischen Literatur in diesen späten Jahrhunderten um vieles zu beschränken veranlaßt.« Gewiß ein sehr wahres, und von jungen Philologen zu beachtendes Wort! — Der Verf. macht sodann auf den Werth der Werke des Polybius, Plutarchus und Arrianus aufmerksam, und glaubt unter Anderm, daß des Arrianus Anabasis mit der Xenophonteischen verglichen werden könne. In ähnlicher Weise hat sich neuerlich ein vorzüglicher Kenner der griechischen Literatur, Hr. Jacobs, in seinen vermischten Schriften über diesen Gegenstand geäußert. »Daher (sagt er III. S. 454) nehmen wir auch noch in so vielen Werken (der griechischen Skulptur) die eigenthümliche Schönheit des Alterthums wahr; so wie auch bey den Erzeugnissen ihrer Beredsamkeit und Poesie in dem Zeitalter ermatteter Kraft, oft bey dürftigem Stoff und mangelnder Lebensfülle, dennoch ein Anhauch des früheren Kunstsinns verspürt werden kann.« Auch mir haben sich diese Vergleichungen dargeboten, und es ist dieser Ort wohl nicht unpassend, um einige Gedanken, die ich mir darüber bereits vor einigen Jahren niedergeschrieben, hier mitzutheilen, um so mehr, da ich beyden verehrten Männern nicht ganz beypflichten kann. Die Vergleichung der Werke griechischer Künstler von Augustus bis unter Titus und Hadrian, z. B. der Gruppen des Nilus und des Tiberis, des Laokoon, des Torso u. s. w., mit dem Besten, was griechische Schriftsteller von August bis unter die Antonine geleistet haben, möchte nicht allein lehrreich, sondern auch nothwendig seyn, und Eines dem Andern Licht geben.

Man betrachte z. B. Arrians Feldzüge Alexanders des Großen. Dieser Geschichtschreiber wollte der zweyte Xenophon seyn, und ließ sich so nennen, bemühte sich auf das löblichste, die Einfalt und Unschuld seines attischen Vorbildes sich anzueignen, und in seiner Schreibart darzulegen. Aber man darf nur von der Lektüre der Xenophontischen Anabasis unmittelbar zu der des Arrianus übergehen, um sofort gewahr zu werden, daß der letztere, bey allem Lobe, was seine Denk- und Schreibweise verdient, sich doch um jene natürlichen Tugenden seines Vorbildes habe bemühen müssen. Plutarchus hat gewiß die Religion seiner Väter von ihrer sittlichsten Seite zu Herzen genommen, hat gewiß die lebendigste Empfindung für die Tugenden der großen Männer, deren Leben er beschreibt, hat ungezweifelt die Anschauung von jener Verbindung des Schönen mit dem Guten, oder, was dasselbe ist, hat das Bild jener Harmonie altgriechischen Lebens in seiner Seele — aber dennoch vermissen wir in seinen Gedanken wie in seinem Ausdrucke jonische Eukolie oder Leichtigkeit, jene attische Eutelie oder edle Schlichtheit eines Herodotus und Xenophon. Seine Rede fließet nicht sanft dahin wie Oel, um mich eines Platonischen Ausdrucks zu bedienen. Er hat nicht jene Bewußtlosigkeit seiner großen Vorfahren in seinem Seyn und Darstellen. Reflexion drängt sich allenthalben zwischen die Erscheinungen, die er an uns vorüberführt; und daß er in andern Jahrhunderten und unter komplicirteren Verhältnissen, als die der griechischen Freystaaten waren, lebt, wirket und lehret, verräth jener leise Zug von Anstrengung, den seine sittlichen Ideale an sich tragen. Die Bilder dieser Tugenden sind nicht im Ideenhimmel Plato's geboren; sie sind unter Kampf und Opfern auf Erden errungen und vollendet worden. Lucianus endlich, mit der leichten Beweglichkeit eines reich ausgestatteten Geistes und mit jener spielenden Gewalt über seine Sprache, die ihm den glücklichsten Gebrauch attischer Redeformen und Wendungen verleihet, ermangelt dennoch gänzlich jener antiken Unschuld der Empfindungen, jener Naivetät der Gedanken und des Ausdrucks, welche in Plato's Dialogen so rein und so offen vorliegen. Er hat gar nichts von jener Gutmüthigkeit, welche das unverkennbarste und liebenswürdigste Zeichen großer Geister ist — denn Neid und Bosheit wohnen nicht unter den Göttern. — Ueber seine Sprache ist ein, den sanften Schein antiker Rede überbietender Glanz verbreitet, worin sich der Autor wie in einem Spiegel selbstgefällig beschaut. Vergleichen wir nun die naiven Bilder auf griechischen Münzen aus der besten Zeit und jene Skulpturen von Phigalia, z. B. jene verwundete und jene sterbende Amazone, jene Bildwerke vom Parthenon, den ruhenden

Theseus, den liegenden Ilissus (oder wie man diese unvergleichliche Figur nennen mag) u. s. w., mit den oben bemerkten Werken der römischen Kaiserzeit, so werden wir bey aller Großartigkeit derselben an ihnen doch jene Unschuld und Naivetät vermissen, welche in den parthenonischen und phigalischen Bildern nur Wahrheit und Leben äußert. Wir werden in jenen ein gewisses absichtliches Darlegen der feinsten Kenntniß menschlichen Körperbaues nicht verkennen; und wenn man in jenen Werken des Phidias, wie in den Gesängen des Homer, den Meister nicht gewahr wird, so will in diesen Herrlichkeiten der späteren Bildnerey der Künstler gesehen seyn.

Von S. 353 an sucht nun der Verf. die Frage nach dem Grunde des langen Bestandes der bildenden Kunst zu beantworten — eine Abhandlung, die wir im Ganzen höchst gelungen, ja unvergleichlich nennen, und allen jungen Männern, die auch durch die bildende Kunst sich eine klare und lebendige Erkenntniß vom Geiste des Alterthums verschaffen wollen, zum ernsten Studium empfehlen möchten. Eben deßwegen würde aber auch jeder Auszug daraus als ungenügend erkannt werden müssen. Einzelnes wollen wir kürzlich berühren. In der Vergleichung der Diana von Versailles (Diane à la biche, S. 361 f.) mit dem Apollo von Belvedere trifft Hr. Th. mit Visconti und mit Welcker (s. das Bonner Kunstmuseum S. 40) zusammen; und seit Ref. das Original gesehen, muß er ihnen beystimmen. Wenn ferner unserm Verf (S. 366) die Venus von Melos im Louvre den parthenonischen Rundbildern aus der Schule des Phidias »in der Großartigkeit der Form und in der einfachen Wahrheit ihrer Behandlung zunächst zu kommen« scheint, so muß ich auch darin ihm zustimmen, möchte aber wissen, was er dazu sagt, daß Hr. J. Millingen (in den Ancient unedited Monum. Nro. 5. 1822) die Capuanische Venus an Idealität jener erhaben schönen von Melos noch vorziehen möchte. — Den Niobiden Jalysus nennt der Verf. (S. 366) »die siegreiche Zierde der Glyptothek, das bewundernswürdigste, die Krone aller Marmorbilder, welche das Alterthum uns überliefert hat;« so wie er in dem Borghesischen Fechter (Kämpfer) »eine mehr offen dargelegte, durch tieferes, selbst anatomisches Studium gewonnene Kunde des ganzen Inneren menschlicher Gestalt« findet. Ueber den Borghesischen Centaur, den Hr. Thiersch neben Laokoon stellt (vergl. S. 332 u 366), sagt schon Visconti (bey Clarac Descript. p. 69): »La tête et le mouvement du torse rappellent de Laocoon.« — Die Untersuchungen über die zur Gruppe der Niobe gehörigen Figuren müssen in der Abhandlung selbst nachgelesen werden (S. 368 — 371). Er setzt sie in das Zeitalter

des Praxiteles. — In der vortrefflichen Betrachtung über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen auf dem Gesicht gelangt der Verf. (S. 372) zu der Doppelfrage: »War aber jene Fassung in Schrecknifs und Schmerz, und diese Mäßigung in Freude und Trauer, war dieses ruhige Maß der Gemüther nur in dem Begriff und der Ansicht der Künstler, oder lag es in ihrer Zeit, und trat es ihnen in den Gestalten und Gebärden ihrer Zeitgenossen beym Handeln und Leiden derselben entgegen? Haben sie in jener Welt heiterer Ruhe und besonnener Fassung nur das Ergebniß ihres Nachdenkens über Mittel und Art der Kunst, oder den Ausdruck der Stimmung und Bildung der zugleich lebenden Geschlechter, wenn auch geläutert und erhöhet, dargestellt? Daß dieses der Fall sey, und jene glücklichen Meister nur um sich zu blicken brauchten, um durch den sie umgebenden bessern Theil der Jugend und des Alters dieselbe Scheu und Ruhe dargestellt zu sehen, die ihnen als der Ausdruck eines sittlichen, in sich klaren Gemüthes der würdigste Gegenstand ihrer Kunst zu seyn schien, wird Jeder leicht wahrnehmen, der Art und Sitte jener Zeit, dasjenige, was galt und geachtet, von der Jugend wie vom Alter begehrt, von ihnen gepriesen wurde, näherer Betrachtung unterwirft. Die bildende Kunst war hier so gut und so vollständig Ausdruck einer durch alte Sitte, Frömmigkeit und innern Frieden glücklichen Zeit, wie die Malerey der deutschen und alt-italischen Schule bis Albrecht Dürer und Raphael.« — Daß Hr. Th. hiebey nicht an die Zeit der Perserkriege und jener μαραθωνομάχοι, in welcher Sitte und Religiosität in Griechenland noch in besserer Verfassung waren, sondern an die des Perikles und Phidias gedacht hat, ergibt sich aus dem, was S. 359 unten gesagt wird. — Und hier fürchten wir, es möge unserm Verf. begegnet seyn, was sonst nur jungen Alterthumsfreunden zu begegnen pflegt, welche jenes Perikleische Zeitalter — idealisiren. Oder waren jene Zeiten so schön und glücklich, und die Menschen so fromm und sittlich, wie sie hier geschildert werden? Wir dächten das Gegentheil — oder wir müssen, um vom Aristophanes nicht zu reden, Männer, wie Thucydides, Xenophon, Plato, für finstere Hypochondristen halten, daß sie uns eine so heitere Zeit so sehr ins Trübe malen. — So etwas wird unser Verfasser am wenigsten auf diese großen Autoren kommen lassen wollen. — Liefert uns aber der Geschichtschreiber des peloponnesischen Krieges nicht die schauderhaftesten Schilderungen von dem damals in den griechischen Städten so allgemein verbreiteten Sittenverfall? War der fromme Xenophon nicht auch deßwegen mit seinen Zeitgenossen in Unfrieden, nicht eben auch deßwegen der dorisch-spartanischen Sitte zugeneigt —

und in späteren Lebensjahren in die Stille des Landlebens eingekehrt? Zog sich nicht auch deßwegen Plato aus dem öffentlichen Leben zurück? und enthalten nicht die meisten seiner Schriften, namentlich Gorgias, die Gesetze und die Republik betrübende Aeußerungen über die Unsittlichkeit, Unredlichkeit und Frechheit von Alt und Jung? Wo war da jene »alte Sitte, Frömmigkeit und der innere Friede?« — Aber, wird der Verf. antworten: Ich habe ja »den besseren Theil der Jugend und des Alters« genannt, nach dem die Künstler umzublicken hatten. — Gehörte Alkibiades zu diesem bessern Theil? — Auf diesen waren aber damals die Augen von ganz Griechenland gerichtet, und er hieß sein Liebling. Nach seiner Gestalt fertigten die Künstler bald die Bilder des Eros, bald die des Hermes (Clemens Alex. ad Gent. p. 47. Proclus in Platon. Alcib. 58. p. 114); — nach einem jungen Manne also, von dem der Philosoph Antisthenes urtheilte: so müsse Achilles gewesen seyn, wenn er anders schön gewesen; aber auch: Alkibiades sey tollkühn, und der Zucht abhold (Proclus a. a. O. Athenäus XII. p. 485 Schweigh.) — und daß ein solcher Wüstling den Künstlern nicht den »Ausdruck eines sittlichen und in sich klaren Gemüthes« gewähren konnte, beweisen seine Selbstanklagen im Platonischen Gastmahle zur Genüge. — Aber warum bildeten sie gleichwohl Götter nach seinem Bilde? — Entweder weil sie keine wahren Künstler waren, oder weil sie einige Aeußerlichkeiten, einige Schönheiten seiner Glieder, seines Körperbaues oder seines Gesichts geeignet fanden, um bey Fertigung von Bildnissen jener Götter als empirische Ausgangspunkte benutzt zu werden. Das Göttliche konnten sie von ihm nicht entlehnen. Oder um die Frage allgemeiner zu fassen: Woher entnahmen die Künstler der Griechen jene Zierlichkeit, jenes olympische Wesen der Gottheiten überhaupt? — Aus dem Olymp wird man antworten müssen. Aber eben damit ist nun auch das Gegentheil von dem gesagt, was der Verf. behauptet, und der Weg bezeichnet, den die Künstler Griechenlands einschlagen mußten. Es war der Weg nach oben (ὁδὸς ἄνω). Mit andern Worten, die Künstler mußten gerade wie Plato verfahren. Sie mußten, um olympisch zu schaffen, abgesehen von dem, was um sie war, aus den Tiefen ihres eigenen Geistes die Bilder schöpfen, die sie darstellen wollten, und sie durch den Adel ihrer eigenen Ideen veredeln. — Und in der That war die Geistesrichtung der großen griechischen Künstler von der der Philosophen nicht verschieden. Schon Winkelmann erinnert im Trattato preliminare zu den Monum. inedit. p. 24, daß die idealischen Gestalten der griechischen Gottheiten den Satz des Epikurus erläutern, wonach die Götter nur gleichsam einen Kör-

per und nur gleichsam Blut (Cic de N. D. I. 18) hätten. — Aber inniger ist die Geistesverwandtschaft der großen griechischen Künstler mit den Sokratikern. Und es zeigen sich auch Spuren von einem Wechselverkehr zwischen beyden. So finden wir beym Xenophon (Memorab. III. 10) den Maler Parrhasius, den man, weil er die Grundsätze der Malerey geordnet, den Gesetzgeber nannte, mit Sokrates in einem Gespräch über die Kunst begriffen. — So ließe sich auch denken, wie bereits Kolotes, der ein Schüler des Phidias genannt wird, Philosophen abbilden konnte; denn Philosophen in der Mehrzahl gab es damals unbezweifelt schon, und wir brauchen nicht gerade dabey an eine Klasse von Skulpturwerken zu denken (wie der Verf. S. 274 annimmt). — Hat aber, frage ich weiter, Polygnotus, der seine Personen besser darstellte (κρείττους Aristot. Poët. II. 1), als sie waren, etwas anders gethan, als was Plato bald nachher wie das Ergebniß seines Philosophirens einprägte? Es war die Lehre von der überschwänglichen Idee, die in des Künstlers Geist lebendig, seine Augen und seine Hände leite, die nicht hie oder da in der Wirklichkeit anzutreffen, jedoch in Gedanken wirklich und wahrhaft ihr Daseyn habe, nicht im Vergänglichen, sondern im Ewigen geboren; und wodurch der Künstler, weil er Schöpfer dieser Welt, gleichfalls nach einer ewigen Idee diese wunderbare Wohlordnung der Dinge gefüget, im zweyten Grade zum Schöpfer werde (Plato in Tim. p. 20 seq.); und was Cicero in der bekannten Stelle (Orator. 2, 3) vom Phidias sagt: »Neque sero antifex, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, a quo similitudinem duceret, sed ipsius in mente insidebat species pulcritudinis eximia quaedam« etc., hat dieser Römer, der in einer andern Stelle (De Invention. II. 1) einer ganz mechanisch-atomistischen Ansicht von der Entstehung künstlerischer Meisterwerke huldigt — nimmermehr aus sich selbst nehmen können; er hat es ganz und gar von Plato entlehnt (man lese nur: Plato, de Republ. VI. p. 484, C. u. p. 501 B). — Nicht die Werke des Pauson, der in seinen Figuren die Mängel und Unregelmäßigkeiten menschlicher Gestalt vereinigte, auch nicht die des Dionysius, der die Menschen malte, wie sie sind, sondern die des Polynotus sollen junge Leute betrachten, d. h. die Bilder der sittlichen Maler und Bildner (ἀλλὰ τὰ Πολυγνότου καὶ εἴτις ἄλλος τῶν γραφέων ἢ τῶν ἀγαλματοποιῶν ἐστιν ἠθικός; Aristotel. Politic. VIII. 5. p. 267. Göttl., wo der Zusammenhang zeigt, daß ἠθικός hier so verstanden werden muß). — Also Polygnot, der Idealist, war eben dadurch sittlich, weil, was die Ethik als Ziel uns vorsteckt — quem te Deus esse jussit — auch die wahre Kunst sich selber als Ziel vorsteckt.

Es war auch nicht eine zufällige Vergleichung, wenn Plato und die Platoniker die Idee des Sittlichguten oder des höchsten Gutes, **Bild**, Glanzbild (ἄγαλμα) nannten (Ruhnken. ad Tim. Lex. Plut. p. 7 hat die Stellen gesammelt). Den Gedanken, den sie dabey hatten, hat wiederum Cicero ihnen abgeborgt (De Leg. I. 22, 59): »Nam qui se ipse novit, primum aliquid se habere sentiet *divinum, ingeniumque in se suum, sicut simulacrum aliquod* dedicatum putabit.« Polygnot und Phidias, und alle großen, göttlichen Künstler waren es nicht dadurch, daß sie sich umsahen nach dem, was ihnen ihre Zeit dem Leibe und dem Geiste nach als das Beste vor ihre leiblichen Augen stellte, sondern weil die Augen ihres Geistes geöffnet waren, um das wahre Wesen der Dinge und die Grundform aller Gestalten zu schauen. Ihnen war die Menschheit (ἀνθρωπότης) in ihrem lautersten Seyn aufgegangen. Darum machen auch jene parthenonischen Rundbilder aus der Schule des Phidias, jener Theseus, Ilissus u. s. w., auf uns den Eindruck von Gattungsbegriffen, daß ich so spreche, d. h. das Individuelle ist in dem Allgemeinen aufgelöst; und ohne daß wir irgend einen Anspruch des Meisters, sich über die Natur erheben zu wollen, wahrnehmen, sehen wir doch in diesen Werken, so zu sagen, die Gesetze menschlicher Gestaltung selber. Hätten diese Künstler bloß das Vermögen besessen, die Erscheinungen des Organismus, abgesondert von seinen Zufälligkeiten und entkleidet vom Fremden, im Einzelnen rein und lebendig darzustellen, so wären sie verdienstvolle tüchtige Meister, aber keine göttlichen Künstler genannt zu werden werth gewesen (Plutarch. de discrim. adulat. ab amico, p. 53, d.). **Sie** aber besaßen die Kraft (δύναμις), die lebendigen Wesen in ihrem Begriffe zu erfassen, und diesen Begriff erscheinen zu machen — welche Kraft keine andere als die sittliche ist; und also ist Ursprung und Wesen der großen griechischen Kunst dynamisch und sittlich. Diese Kraft bedarf ihrer Natur nach keine Stützen in der Wirklichkeit. Sie sieht und erzeugt das Schöne an sich durch sich selber; bekümmert sich auch nicht darum, wie die Wirklichkeit sich dazu verhalte, oder wie sie es aufnehme. »Meinst du also nun« (sagt Plato De Republ. V. p. 472), »der Maler sey weniger gut, der, wenn er ein Muster»bild gemalt, so wie der schönste Mensch seyn möchte, und alles, »was dazu gehört, in das Gemälde gehörig übergetragen, nicht »zu beweisen im Stande wäre, daß ein solcher Mensch möglicher »Weise auch geboren werden könne? — Bey Gott, ich wenig»stens meine das nicht.« — Selbst in ungünstiger Umgebung und in Ermanglung von erweckenden Anschauungen kann ein großer Künstler die edelsten Gestalten schaffen. Dieß zeigt die bekannte

Aeußerung von Raphael in einem Briefe an Castiglione. Seine Praxis war die richtige. Er schöpfte das Bild seiner Galatea aus seinem eigenen Geiste, glaubte aber, damals wenigstens noch, daß er ein solches Bild eben sowohl zu Stande bringen könne, wenn er mehrere schöne Frauen um sich versammelt sehe. Und eben darum ist diese Aeußerung so merkwürdig, weil sie auf eine so naive Weise seine Bewußtlosigkeit des höchsten Wirkens bezeichnet. In Ermanglung schöner Frauen (— essendo carestia di belle donne), sagt er, arbeite er nach einer gewissen Idee, die sich seinem Geiste darstelle. Er abstrahirt mithin in so weit von der gegebenen Wirklichkeit; fragt auch nicht, wie sich seine Idee zu den wirklich schönen Frauen verhalte, sondern äußert mit liebenswürdiger Bescheidenheit, er wisse nicht, ob sie einige Vollkommenheit habe. — So war er also Dynamiker, ohne es zu wissen, oder Platoniker; — wie denn auch alle ächten griechischen Künstler, auch wenn sie von Plato's Schriften und Philosophie nichts wußten, in sofern Platoniker waren.

Der Verfasser schließe aus diesen Erinnerungen nicht, daß ich die Stellen übersehen, wo er ohngefähr diese Saite berühret; z. B. S. 252 bey der Erörterung über den Einfluß der Gymnasien. Aber dorten wird nur gesprochen von dem »Sinn für das Lebendige in seinen edelsten Formen,« und von »jener alles erfüllenden Begeisterung für das Schöne,« die in den Gymnasien geweckt worden. Diese »Begeisterung für das Schöne erhob über das Zufällige seiner Erscheinung in den einzelnen Formen, und ließ es vor dem Gemüthe des Künstlers in verklärter Reinheit sich offenbaren« (S. 255). — Also der Anblick der schönen Körper in den Gymnasien begeistert den betrachtenden Künstler, und diese Begeisterung steigert die Einbildung desselben so, daß er idealisiren kann. — Hier ist also gerade das Gegentheil von einem Anerkennen einer dem Künstler beywohnenden Idee, die, unabhängig von allen Erscheinungen und Wirklichkeiten, das Schöne zu schaffen vermöchte. — Im Verfolg aber, bey Feststellung des Begriffs der Nachahmung (S. 353), ist von dem Bestreben die Rede, das Ueberlieferte »aus der Fülle der Natur zu veredeln.« Woher aber kann dem Künstler dieses Bestreben kommen, als aus jener Sehnsucht, die, alles Gegebene unzulänglich findend, sich zur Idee wendet, die mit Raum und Zeit nichts gemein hat? — Endlich (S. 359) wird der den Griechen eigenen »Einsicht in das Schöne, der sicheren Würdigung aller Formen, in denen es hervortritt, und der freyen Huldigung, mit der es begrüßt wurde,« gedacht. Ich bin keineswegs gemeint, jenen Schönheitssinn den Griechen abzusprechen, oder jene Huldigungen in Abrede stellen zu wollen, indem ich aus meinem He-

rodotus (V. 47) mich der Geschichte erinnere, wie einst sicilische Hellenen einem schönen Krotoniaten Philippus, seiner Schönheit wegen, die Ehren eines Halbgottes erwiesen. Aber es wird nicht gemeldet, daß dadurch jene Bewunderer die Kraft gewonnen, einen der Κρείττονες, einen Heros oder Gott, in einem Bilde zu schaffen. Diese Kraft ist andern Ursprungs. — Allen jenen Sätzen unsers Verfassers liegt aber sichtbar der Hauptsatz von Entstehung des griechischen Künstlerideals aus dem Anschauen von schönen und lebendigen Formen zum Grunde.

Es war wohlgethan, ja nothwendig, sich vom Historischen in Winkelmanns System, zumal die Entstehung der griechischen Künste betreffend, loszumachen. Es war auch wohlgethan, ja nöthig, zu den Quellen der griechischen Kunstgeschichte, unabhängig von jenem großen Lehrer, zu den Antiken und zu den Schriftstellern zurückzukehren, und mit dem altgriechischen Glauben, Dichten, Denken, und mit dem ganzen hellenischen Seyn in einen innigen Verkehr zu treten; und Hr. Thiersch hat insbesondere das Verdienst, die Anwendung jener lebendigeren Quellenkunde mit Geist und Gelehrsamkeit auf die griechische Kunstgeschichte gemacht zu haben. — Aber ob es auch wohlgethan gewesen, die Theorie zu verlassen, wonach Winkelmann das Wirken der griechischen Künstler und die antiken Werke erklärt und beurtheilt, — möchte sehr zu bezweifeln seyn. Mochte sich seinen und seines Freundes Mengs Grundsätzen manches beygemischt haben, was dem Geiste der alten Griechen fremd war: aber die Grundgedanken waren gewiß die richtigen, eben weil sie nicht empirisch waren, sondern aus der höheren Natur des selbstständigen Geistes geschöpft. — Seitdem man sich von ihnen losgesagt, wird nur das Prinzip der griechischen Kunst von Vielen ins Charakteristische gesetzt, und wenn wir Herrn Hirt hören, so wäre es auch darin gefunden: »Und siehe da!« (sagt dieser Archäolog in seinen Kunstbemerkungen auf einer Reise, Berlin 1830, S. 197, sein Prinzip mit dem Mengs-Winkelmannischen vergleichend) — es gelang mir, ganz auf empirischem Wege einen solchen Prüfungssatz in der Charakteristik oder in der individuellen Bedeutsamkeit aufzustellen.« Demzufolge hätten die Alten, Plato und andere Schriftsteller, wie wir gesehen und noch weiter sehen werden, das Prinzip ihrer vaterländischen Künstler gänzlich verkannt. — Andere, namentlich Hr. Thiersch und sein würdiger Amtsgenosse, Hr. Schorn, haben uns in die Gymnasien und zu den Spielen und Festen der Hellenen geführt, und uns dadurch begreiflich zu machen gesucht, wie aus der lebendigen Erscheinung und höchsten Feyer des

griechischen Seyns den Künstlern Begeisterung und das Vermögen gekommen, das Schöne lebendig wieder zu geben. Da nun Denkart und Sitte sich in den schönen Gestalten abspiegeln, und Geist und Gemüth sich in den Geberden und Gesichtern kund thun, so nehmen sie im Zeitalter des großen Aufschwungs der griechischen Kunst eine hohe Sittlichkeit und Frömmigkeit in der Masse der griechischen Nation an. Winkelmann war durch seine Grundsätze zu einer solchen Annahme nicht genöthigt. Wo es sich vom Schönen handelt, siehet er von allem Besonderen ab, und braucht nicht zu fragen, wie die Zeitgenossen der großen Meister Griechenlands geartet gewesen. Man lese z. B. den Trattato preliminare, besonders §. 9, p. 77, den er so beschließt: »Nach diesem Begriffe soll die Schönheit seyn, wie das vollkommenste Wasser aus dem Schooße der Quelle geschöpft, welches, je weniger Geschmack es hat, desto gesunder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert ist.

Wenn ich nun einerseits diese Grundsätze mit der Philosophie und Kunstlehre der Griechen mehr im Einklange finde, als die seitdem geltend gemachten, und dieser Ueberzeugung gemäß den Wunsch hege, Hr. Thiersch möge mit dem Lossagen von dem Geschichtlichen, besonders Urgeschichtlichen, in Winkelmanns Systeme, nicht auch zugleich seine tiefsinnige und großartige Theorie verlassen haben — so hätte ich andererseits erwartet, es wären von ihm in dieser neuen Ausgabe seines Werkes die scharfen Gegensätze eines höchst bedeutenden Empirikers um so mehr beachtet worden, als die daraus fließenden Folgerungen sich auch auf die Theorie und Geschichte der griechischen Kunst erstrecken. Nämlich seitdem der kunsterfahrne und geistreiche Herr von Rumohr in seinen italienischen Forschungen (erster Theil, Berlin 1827. Man s. besonders S. 32 ff., S. 80 ff., S. 101 ff.) auf eine so gewandte Weise gegen alle Idealitätslehre in der Kunst die Waffen ergriffen, wäre denn doch wohl vonnöthen, wieder einmal die ganz einfache Frage aufzuwerfen, ob denn der alten Kunst gar nichts Metaphysisches zum Grunde liege, oder mit andern Worten, ob denn die Idee im platonischen Sinne (wonach sie ein unkörperliches, selbst für und durch sich bestehendes Wesen ist, welches die formlose Materie gestaltet, und dadurch der Grund des Erscheinens und Hervortretens dieser letzteren wird, Plutarch. placit. philosoph. I. 10. p. 37 Beck.), ob also die Idee, so verstanden, nicht ein Hauptmotiv des großen künstlerischen Wirkens im alten Griechenlande gewesen? Ich habe dieses Prinzip oben das olympische genannt, sowohl um zu erkennen zu geben, wie es, weit entfernt, ein abstrakter Begriff zu seyn, im Geiste griechischer Künstler vom nationell

mythologisch-poetischen Elemente durchdrungen war, als auch, um dem Hrn. Th., der an mehreren Orten dieser Epochen mit Recht gegen das Einmischen moderner Vorstellungen in die Geschichte der alten Kunst eifert, gleich von vorn herein zu erkennen zu geben, daß ich mit ihm auf griechischem Boden zu verbleiben gesonnen sey; und eben darum habe ich auch meine bisherigen Andeutungen nur durch die Zeugnisse alter Schriftsteller unterstützt, die einzige Berufung auf Raphael ausgenommen; wozu er jedoch selber Veranlassung gegeben. — Aber eben damit, daß ich den Raphael einen Platoniker nenne, trete ich nun dem Hrn. v. Rumohr schnurstracks entgegen, der (S 33) gerade jene oben berührte briefliche Aeußerung des italienischen Meisters durchaus nicht als ein Platonisiren gelten lassen will. — Was Raphael, »durch Freunde unter den gelehrteren Höflingen zu Rom veranlaßt« (S. 34), gesagt haben mag, will ich nun weiter eben so wenig fragen, als dieß: ob die Mediceer, weil sie in Florenz eine platonische Akademie gestiftet, und mit Marsiglo Ficino platonisirt haben, dadurch des gesunden Kunstsinnes verlustig geworden seyn möchten. Aber weil Hr. v. R. (S, 34) einen platonischen Gedanken »Schulbegriff und Verstandesgrille« nennt, so will ich nur fragen, ob denn Plato ein Scholastiker oder ein griechischer Mann gewesen, und ob das, was er entweder selbst in seinen Werken über die Grundsätze der Künste erörtert, oder was man daraus auf die Theorie der Kunst anwenden mag, Schulbegriffe oder einseitige Familienansichten der Sokratiker gewesen, oder ob nicht darin vielmehr eine Veredlung dessen zu erkennen, was im sittlich-religiösen Sinne der ganzen Nation lag? Wenn der Hellene sich seine Olympier dachte, so verband sich damit eine Ahnung oder ein Glaube von und an etwas Unkörperliches, Herrliches, Allgenugsames, und Plato drückt sich über geistige Dinge zuweilen selbst mit Worten aus, die diesem Volksglauben entsprechen. So sagt er z. B. (de Leg. V. p. 277, e), wo er den Irrthum zeigt, daß leibliche Schönheit vorzüglicher als Tugend, und mithin der Leib besser als die Seele sey: »Falsch, denn nichts Irdisches ist achtbarer, als die Olympischen.« Aber es war nur einzelnen auserwählten Geistern gegeben, was in dunkeln Gefühlen aller schlummerte, zu höchster Klarheit zu erwecken, und mit Würde und Adel darzustellen. Dieß vermochte nur jene geistige Kraft, die ihrem Ursprunge und Wesen nach unbegreiflich, schöpferisch und unwiderstehlich waltet und wirket, und welche auch eigentlich die Quelle des Schönen in den Künsten ist; welches eben deswegen, weil sein letzter Grund verborgen, göttlich genannt wird. Wenn der Philosoph die Begriffe des an sich Wahren, Guten und Schönen oder des

höchsten Gutes aufstellt, so ist dieß dieselbe Geisteskraft und Thätigkeit, als wenn der Künstler Gestalten von unvergleichlicher Schönheit hervorbringt. Es haben also Polygnotus und Phidias vor Plato platonisch gewirkt. Und zum Beweise, daß sie im religiösen Sinne der Nation wirkten, kann jenes Urtheil beym Quintilianus dienen, der vom olympischen Zeus des Phidias bemerkt: die Schönheit dieses Bildes scheine der herkömmlichen Religion etwas hinzugefügt zu haben (— cuius pulchritudo adiecisse aliquid receptae religioni videtur; Instit. Orator. XII. 10, p. 609. Spalding.). Eben dasselbe hätte man auch von Plato's Ideenlehre sagen können; aber in einem anderen Sinne, weil diese die sinnliche Mannigfaltigkeit griechischer Religion in Einheit verklärte, während Phidias dieselbe im poetischen Elemente homerischer Anschauung, das heißt ganz volksthümlich, verherrlichte.

Es ist kaum zu hoffen, daß diese Andeutungen, wie sie hier gegeben werden konnten, etwas dazu beytragen werden, einen so hartnäckigen Empiriker, wie Hr. v. R. sich erwiesen, mit Plato und Platonismus im Gebiete der Kunst auszusöhnen. — Wie dem auch sey — so wird es nicht undienlich seyn, in Bezug auf seine Ansichten, wie auf die des Hrn. Thiersch, noch Einiges beyzufügen, um eines Theils zu zeigen, daß eine ideelle, oder, wie ich immer lieber spreche, olympische Richtung unter den Griechen geheiligt war, andern Theils — wie die Künstler bey ihren Arbeiten sich nicht allein an die schönen Individualitäten hielten, die ihnen in den Gymnasien u. s. w. vorkamen: »Ich vernehme,« sagt Aelian (V. H. IV. 4), »zu Theben bestehe ein Gesetz, welches den Künstlern, sowohl den malenden *) als den bildenden, gebietet, die Bilder zum Besseren nachzuahmen. Es drohet aber dieses Gesetz denen, die jemals zum Schlechteren bilden, oder malen, den Werth (des Stückes) als Strafe zu bezahlen.« Gerh. Voßius und Perizon irren sehr, wenn sie dabey an ein Verbot obscöner Darstellungen denken. Die Stelle muß wie die

*) Man muß nämlich mit unserer Pfälzer Handschrift Nr. 155 und mit Koray hinzufügen: καὶ τοῖς γραφικοῖς. Im Folgenden bestätigt aber dieselbe dessen übrigens scharfsinnige Konjektur: ζημίαν τίμημα Λ δραχμῶν, statt: ζημίαν τὸ τίμημα δρᾶν, nicht. Auch läßt sich die gewöhnliche Lesart vielleicht aus Stellen, wie I. 21: τὰ ἐκ τοῦ νέμου δρᾶν, sodann aus der bey den Griechen allgemeinen Strafbestimmung: εἰκόνα ἰσομέτρητον oder ἰσοστάθμητον zu entrichten, rechtfertigen. S. über Letzteres Platon. Phaedr. p. 235, e. Plutarch. Solon. p. 94, B. Heraclidis Pontic. De Rebus public. Fragm. I, wo Koray einen auffallenden Verstoß seines Vorgängers Köhler hätte berichtigen können.

Aristotelische (Poet. II. 1) verstanden werden, wo vom Polygnotus gebraucht wird: κρείττους εἰκάζειν, d. i. idealisiren, vom Dionysius: ὁμοίους εἰκάζειν, d. i. ikonisiren (porträtiren), und vom Pauson: χείρους, d. i karrikiren. Auch ist unmittelbar vorher (cap. 3) davon die Rede, wie Polygnotus in großartigen Gegenständen, im Gegensatze gegen denselben Dionysius, sich sein Kunstgebiet gewählt habe. Richtig hat der treffliche Eckhel (D. N. V. II 197) jenes Gesetz so gefaßt: »ut pictores et statuarii imagines *nobiliore forma* facerent;« zugleich auch auf den Umstand hingewiesen, daß bey Böotiern ein solches Gesetz bestanden, denen man doch sonst den feineren Sinn überhaupt absprach; und findet die Wirkung davon in dem schönen Gepräge der böotischen Städtemünzen. Wir erkennen darin eine Spur von einer allgemein hellenischen Hinneigung zum Ideellen (Olympischen), aber auch zugleich einen Beweis, daß das treue Nachbilden der Natur dem Gesetzgeber eben so wenig gefiel, als das Zurückbleiben hinter der Natur. Die Künstler sollten also nicht bloß um sich blicken nach dem, was die Umgebungen in Gymnasien u. s. w. ihnen vor Augen stellten Daher wird auch von großen Künstlern gemeldet, sie hätten sich beym Ikonisiren über die Wirklichkeit erhoben; z. B. von Polykletus: »Nam ut humanae formae decorem addiderit *supra verum*« (Quintilian a. a O.), so wie es hingegen nach demselben Schriftsteller am Bildgießer Demetrius getadelt wurde, daß er »similitudinis quam pulchritudinis amantior« sey. Und wenn Klearchus seinen Grundsätzen gemäß (Plin. H. N XXXIV. 19, p 654): »nobiles viros nobiliores fecit,« den Perikles dargestellt hatte, so hatte er diesen großen Athener, den man den Olympier nannte, gewiß auch olympisch, oder ideell, aufgefaßt und gegeben; so wie Lysippus seinen Alexander, von dessen Gestalt er mangelhafte Einzelnheiten abgethan, oder sie genialisch zu wenden gewußt, in einem Gespräche mit dem olympischen Jupiter »himmelanblickend« (Plutarch. de fortun. Alex. p 373 Wyttenb.) dargestellt hatte. Es ist eine bemerkenswerthe Nachricht, wenn uns Plinius (XXXV. 44, p. 710), ohne Zweifel aus griechischen Quellen, von dem Bruder dieses Lysipp, von dem Erzgießer Lysistratus erzählt: »Dieser hat auch die Aehnlichkeit (der Personen) in seinen Bildern wiederzugeben angefangen. Vor ihm suchten sie dieselben auf das allerschönste zu machen.« (»Hic et similitudinem reddere instituit: *ante eum quam pulcherrimos facere* studebant«). — Bis dahin hatte also bey ikonischen Bildern ein idealisches Verfahren unter den griechischen Künstlern Statt gefunden. Es war dieses in der religiösen Denk- und Anschauungsweise der Griechen gegründet. Ich will mich darüber noch kürz-

lich erklären: Wenn der Griechenfreund Amasis in verschiedene hellenische Tempel seine gemalten Bildnisse weihte (Herodot. II. 182), so vernehmen wir nicht, wie diese Bilder beschaffen gewesen, können aber behaupten, daß sie in demselben Grade, als sie jenem Pharao ähnlich gewesen, den ägyptischen Göttern unähnlich seyn mußten, eben weil diese Gottheiten nichts als materielle, wunderliche Symbole von physischen Erscheinungen oder metaphysischen Gedanken waren. Bey den Griechen hingegen hatte die Einbildungskraft der Dichter die Volksreligion durchdrungen, Götter in schöner Menschengestalt erschaffen, den Weg nach unten (ὁδὸς κάτω) eingeschlagen, und die Künstler durften nun auch die Götterbilder menschlich darstellen, — wenn sie sie nur mit einem olympischen Glanze umgaben; welches nichts anders war, als die populär-ideelle Auffassung oder Ahnung von einem immateriellen, in sich lebendigen, allgenugsamen Wesen der Gottheit, oder ein nationell-religiöser Idealismus. Die Künstler verfehlten dagegen, wenn sie bey Abbildung von Menschen diesen die ganze Fülle von Herrlichkeit verliehen, wie sie nur den Unsterblichen, den Besseren (κρείττονες genannt) zukam. Aber sie verfehlten auch dagegen, wenn sie in ikonischen Bildern die Menschen nicht besser (κρείττους) machten, als sie wirklich waren, oder wenn sie der Menschengestalt nicht jenen Adel gegeben, welcher in höherm Grade das prometheische Gebilde verkündigt, und worin jener Geistesfunke leuchtet, der aus dem Olymp genommen ist. Mithin begehrte die religiöse Volksmeinung, daß in den Kunstgebilden von Göttern und Menschen beyde Wege, der nach unten, oder eine Art von Anthropomorphose, und der nach oben, oder eine Annäherung zur Apotheose, zusammentreffen, oder daß die Gottheit in einem gewissen Grade menschenähnlich, und die griechische Menschheit in gewissem Grade götterähnlich abgebildet werden solle. — Diese Gedanken werden wenigstens beweisen, wie wünschenswerth eine aus den Quellen geschöpfte und durchgeführte Theorie des griechischen Idealismus und Ikonismus seyn möchte.

S. 377 ff.: Erster Nachtrag zur dritten Abtheilung. Zuvörderst wird eine gedrängte Uebersicht sämmtlicher Ergebnisse der drey Abhandlungen gegeben; sodann werden die Winkelmannischen Ansichten vom Ursprunge und Gange der griechischen Kunst beleuchtet, denen die Zweifel Lessings im Laokoon entgegengestellt werden, und das hartnäckige Anhängen des Hrn. H. Meyer am Systeme Winkelmanns gezeigt. — S. 381: »So nöthig es auch seyn mag, auf Styl und Bearbeitung zu achten, die feinen Unterschiede, gleichsam den stillen Gang der Kunst in ihnen zu belauschen, so muß doch jede Kunstgeschichte, welche

sich nicht begnügt, das geschichtlich Sichere durch Beyziehung der Kunstwerke zu erläutern, sondern den Styl derselben zum Ordner des Geschichtlichen erhebt, und darnach über die Zeiten und Schulen der einzelnen Kunstwerke entscheidet, nothwendig in der Anlage verfehlt seyn, und des Grundes ermangeln.« Es werden ferner die zwey Momente hervorgehoben, die in diesem Jahrhunderte dem Systeme Winkelmanns den letzten Stoß gegeben, nämlich die Vereinigung der wichtigsten antiken Kunstwerke in Paris während des Kaiserreichs, und die dadurch erst vervielfältigten Vergleichungspunkte, und sodann die elginischen Erwerbungen der parthenonischen Bildwerke für die Sammlung in London. Es wird gezeigt, wie dadurch E. G. Visconti und St. Victor, der meist nach Viscontischen Mittheilungen seine Erklärungen für Bouillon's Musée gearbeitet, endlich auch Canova, wenn gleich mit einigen Einseitigkeiten, zum Geständnisse der auch unter den Römern fortgehenden Dauer und Originalität der griechischen Kunst gelangt, und wie der Verfasser selbst durch Betrachtung und Vergleichung jener Werke in Paris und London und durch die Unterhaltungen mit jenen Künstlern und Archäologen zur ersten Darlegung seiner Ansichten über den lang dauernden Bestand der griechischen Plastik schon vor neun Jahren veranlaßt worden, woraus sich denn ergebe, daß die Meyersche Methode hinter der Gegenwart, und ihre Kunde um wenigstens dreyßig Jahre zurückstehe. Die Möglichkeit des langen Fortlebens oder Wiederauflebens der Bildhauerey wird auch durch die Thatsache der großen Leistungen Canova's und besonders Thorwaldsen's erwiesen. Ein sehr wahres und beherzigenswerthes Wort wird (S. 386) ausgesprochen, wie die Begründung der Archäologie von Philologen, und zwar von solchen, die sich nicht zu vornehm hielten, mit dem großen Scaliger (und Tib. Hemsterhuis hätte er hinzusetzen können) Grammatiker zu seyn und zu heißen, recht eigentlich ausgegangen sey, und ausgehen müsse.

Von S. 387 wendet sich der Verf. nochmals gegen Hrn. K. O. Müller, und beleuchtet dessen Kritik seiner dritten Abhandlung erster Ausgabe. Es wird hier (S. 389) zugegeben, daß dieser lange Bestand der griechischen Kunst auf dem Gebiete der geistigen Thätigkeit einzig, aber eben darum auch so merkwürdig, und einer Erklärung, wie sie der Verf. gegeben, benöthigt sey. S. 391: »Darin liegt der Unterschied zwischen Früherem und Späterem, daß des Unbedeutenderen, Schlechteren je länger je mehr gemacht wurde, darin aber Bestand der Kunst auf gleicher Höhe, wie in gleichem Geiste, daß die Entartung nie die Krone des Baumes griechischer Plastik erreicht hat, welcher fortdauernd neue Sprossen, und aus ihnen die gewohnten Früchte trug,

nachdem ihr Stamm selbst seiner übrigen Zweige verlustig gegangen war.« S. 391 f.: »Wurde nun, was diese Männer und die andern Künstler (der achäischen und der römischen Kaiserzeit) gleiches Geistes arbeiteten, von den Alten, den einzigen Richtern dieser Dinge, weil sie allein die zum Urtheilen nöthigen Urkunden vollständig besaßen, dem Besten gleichgeachtet, wie kann uns Andern einfallen, von ihrem Urtheile auf Allgemeinheiten, oder auf ihre Vorliebe für die Alten, uns zu berufen? Und zeigt nicht eben jenes Urtheil, daß sie durch diese Vorliebe gegen die Güter ihrer Zeit nicht unempfindlich waren, im Fall sie mit dem Vorzüglichsten des Alterthums die Vergleichung aushielten?« S. 302: »Am allerwenigsten aber kann man begreifen, was die Nachweisung über den Verfall der Malerey hier bedeute, da dem Verfasser dieser Abhandlung nie in den Sinn gekommen, einen ähnlichen Bestand derselben anzunehmen.« — Es wird dagegen auf den Umstand aufmerksam gemacht, »daß die Alten den Verfall der Malerey selber anerkennen, dagegen von einem Verfalle der Plastik nichts wissen, daß sie den späteren Malern nur in untergeordneten Dingen auch ein Verdienst lassen, während sie die bessern Plasten, Toreuten, Erzgießer und Marmorarbeiter ihrer Zeit den Alten gleichstellen.« (Der Satz vom Verfalle der Malerey wird doch auch Einschränkungen erleiden müssen, wenn man erwägt, welche erfreuliche Erscheinungen einige Malereyen aus Pompeji, einer römisch-griechischen Landstadt, darbieten, welche zu dem Schlusse berechtigen, daß an bedeutenderen Orten noch bessere Arbeiten auch in jener Zeit gemacht worden. Man vergleiche die Bemerkungen von Hrn. Raoul-Rochette in der Achilléide, p. 76 seq.). — Endlich bezeichnet der Verf. das Verhältniß seines Systems zu dem seiner Gegner folgendermaßen (S. 396 f.): »Auf diesem Standpunkte angekommen, wird man leicht übersehen, zu welchen Irrungen der Versuch, die Ergebnisse dieser Abhandlungen abzuwenden, die Vertheidiger des Hergebrachten in der Archäologie geführt hat. Ein Theil erkennt die hohe Vortrefflichkeit und Originalität der hier in Frage kommenden Werke (nämlich aus der spätern griechischen und römischen Kunstperiode), glaubt jedoch ihren späten Ursprung gegen die offenbarsten Zeugnisse und sichersten Analogien fortdauernd läugnen zu können, und gewährt das Schauspiel einer gegen Historie und Kritik erfolglos ringenden Verlegenheit oder Erbitterung; Andere, fähiger, Historisches zu unterscheiden und anzuerkennen, geben den spätern Ursprung, wenigstens der meisten, zu, gehen aber darauf aus, sie wie in der Zeit, so in ihrem Werthe gleich tief herabzusetzen.« S. 398: »Allerdings war eine große Zeit nöthig, die Künste zu ihrer idealen Höhe zu heben: aber nachdem

die Bahn gebrochen, nachdem die Mittel und Wege von großen Männern gezeigt, war und ist noch jetzt dem ihnen an geistigem Vermögen ebenbürtigen Manne, welches auch seine Zeit sey, möglich, in ihrem Geiste, d. h. nachbildend und schaffend, zu arbeiten, und durch seine Werke seinen Ruhm dem ihrigen gleich zu stellen; eine Ansicht, bey der weder den alten Meistern die Ehre der Erfindung, so weit sie ihnen gebührt, geschmälert, noch die Verdienste der Spätern zur geistesarmen Nachahmung herabgesetzt werden.« (In wiefern die Zeiten groß waren, worin die Künste sich zu ihrer idealen Höhe erhoben, haben wir oben, bey der Erörterung über Ursprung und Wesen des griechischen Künstlerideals berührt. Der Verf. hätte demzufolge einen weit vortheilhafteren Standpunkt gewonnen, wenn er die Ideale eines Phidias und Polyklet nicht zu sehr von einer geistig und leiblich ins Schöne gemalten Menschheit abhängig gemacht, die Unvergleichlichkeit solcher seltenen Geister im Verhältnisse zu der Masse ihrer Zeitgenossen mehr hervorgehoben, und zu zeigen versucht hätte, wie die größten Künstler zu den wenigen Geweihten gehörten, und wie sie nur dadurch so glücklich waren, olympische Gestalten zu schaffen, weil ihnen, wie dem Sophokles in der Poesie, dem Plato in der Philosophie, der immaterielle lauterste Sinn der Nationalreligion aufgegangen war, jene lichte Seite des Heidenthums, worin es nicht nur edel und liebenswürdig erscheint, sondern schon einer Verklärung sich nähert, die, was vom Irdischen ihm noch anklebt, endlich in dem einzig reinen Aether des Christenthums verschwinden machen wird, und weil sie jene unerklärbare Kraft des Geistes besaßen, das Wesen der Gestalten zu sehen und Ideen zu schaffen — Doch ich breche ab, und wiederhole auch in Beziehung auf diesen meinen Bericht die Schlußworte des würdigen Verfassers: *τὸ δ᾽ εὖ νικάτω*:

Zweyter Nachtrag zur dritten Abtheilung.

1) Ueber die altdorischen Bildwerke von Selinunt. (Mit einer lithographirten Tafel.) Bekanntlich haben diese merkwürdigen Metopenreliefs unter englischen, italienischen und deutschen Archäologen in den letzten Jahren zu mehreren Verhandlungen Anlaß gegeben, wobey zum Theil sehr abenteuerliche Meinungen, bald von einem phönizischen, bald von einem etrurischen Ursprunge dieser Bildwerke geäußert worden. Die deutschen Archäologen haben auch dießmal die gesundesten Urtheile gefällt, und dadurch ihre Besonnenheit und Gründlichkeit bewährt. Da aber bereits aus Böttigers Amalthea (III. p. 307 ff.) (wo auch Hr. Böttiger selbst eine lesenswerthe mythologisch-antiquarische Abhandlung beygefügt) und aus dem Stuttgarter Kunstblatte jene Untersuchungen bereits zur Kunde des deutschen Publi-

kums gekommen, so können wir übergehen, was die kundigen deutschen Männer, Hr. v. Klenze, Hr. Hittorf und Hr. Thiersch selbst darüber berichtet und geurtheilt haben, und geben mit den Worten des letzten nur das Resultat, wie es der Verf. jetzt (S 423 f.) aus dem Kunstblatte wieder dargelegt hat: »Wir können demnach mit den Bildwerken von Selinus in das Zeitalter von Olymp. XL bis L, in die Zeit des Pythagoras und Solon, welche den Zeiten des Dipönus und Skyllis in der Skulptur vorherging« u. s. w. — »Es ist offenbar, welche Wichtigkeit diese Bildwerke dadurch in archäologischer Hinsicht erhalten. Sie sind die einzigen dieses Styls (in denen die Starrheit des alten Gepräges noch in ganzer Strenge sich zeigt), deren Zeitalter sich mit Bestimmtheit nachweisen läßt; sie sind zugleich die einzig vollkommen beglaubigten Urkunden der ältesten dorischen Kunst, denn die äginetischen Bildsäulen gehören einer schon fortgerückten Plastik an, und sind die unverwerflichsten Zeugen für die Thatsache der spät und nicht vor der funfzigsten Olympiade begonnenen Kunstentwicklung.« Hierzu fügt der Verf. (S. 424) noch einige Worte über die einzelnen Vorstellungen von drey Selinuntischen Reliefs: Fig I »Herakles, welcher die Kerkopen, Passalus und Akmon an den Beinen trägt.« (Dieser Mythus, auch auf einigen sicilischen Gefäßen abgebildet, hat sich seitdem auch auf einem in Etrurien ausgegrabenen griechischen Gefäße des Prinzen von Canino vorgefunden. S Raoul-Rochette im Journal des Savans 1830. Févr. Mars). Fig. 2: »Perseus unter dem Beystande der Pallas die Medusa tödtend, aus deren Blut der Pegasus entspringt.« Fig. 3: »Die Biga oder Quadriga mit Resten einer Figur auf einem Wagen und zweyen neben auf den äußeren Rossen« Der Verf. nimmt im Wesentlichen hier die Erklärung der sicilischen Archäologen an, die gestützt auf eine Münze von Selinus (welche der Verf. nach einem Exemplare der königl. Münchner Sammlung mittheilt), den Gott auf dem Wagen für den durch sein Geschoß Seuchen vertreibenden Apollo halten; und nimmt man mit dem Verf. an, daß in den verloren gegangenen Theilen der Basreliefs, wie dieß auf den Münzen der Fall ist, auch die Versöhnung dieses Gottes dargestellt war, so enthielt dieser Theil der Bildwerke die symbolische Darstellung der auf den Rath des Empedokles bewirkten Austrocknung der schädlichen Sümpfe bey Selinunt.

S. 426 ff. 2) Ueber zwey alterthümliche Bildsäulen der Penelope, und ihre Nachahmung in späteren Werken. (Mit einer lithographirten Tafel Nr. 2.) Da diese Abhandlung, worin Ref. ein Meisterstück philologischer und archäologischer Erklärung anerkennt, bereits in ihrer ver-

besserten Gestalt aus dem Stuttgarter Kunstblatte 1827 bekannt ist, so begnügt er sich, hier die einleitenden Worte des Verfassers mitzutheilen, weil daraus die Bewegungsgründe entnommen werden können, die ihn bestimmten, diese Erklärung hier nochmals vorzutragen: »Nächst dem Bestande des heiligen Styles bis zur funfzigsten Olympiade herab zeigte die alte Kunst nichts so Merkwürdiges, als die Beharrlichkeit, mit welcher sie ihn noch in Zeiten festzuhalten schien, wo die Einsicht in das Bessere und die größere Uebung seinen Bestand schon erschüttert und theilweise schon geändert hatte. Diese Wahrnehmung läßt sich theils an den Werken machen, in welchen sich das Alte und Neue durch eine seltsame Verbindung vereinigt zeigt, theils und nicht mit geringerer Klarheit an der Nachahmung der Werke jenes alten Styles in den Arbeiten der Spätern. Da in beyden Erfahrungen zusammen ganz eigentlich die Angel der in vorliegendem Werke angestellten Untersuchungen liegt, indem jene Festigkeit und Treue, mit welcher das Alte bewahrt und nur allmälich verlassen wurde, Vorbild und zum Theil Grund der ganz gleichen Festigkeit zu suchen ist, mit welcher man das durch fortschreitende Einsicht gewonnene ideale Gepräge der vollendeten Kunst wiederholte, so wird es ebenfalls dem Zwecke dieser Schrift gemäß erscheinen, wenn wir nächst den Urkunden von dem Bestande des Styles bis gegen die funfzigste Olympiade herab, die Untersuchung über zwey alterthümliche Bildsäulen der Penelope beyfügen, welche denselben Gegenstand treu wiederholen, und wie sie selbst auf die frühesten Zeiten zurückgehen, so noch Späteren als Gegenstand treuer Nachbildung gedient zu haben, nachdem die Kunst das alte Gepräge schon ganz abgestreift hatte.« — Allein bey allem Beyfalle, den Ref. dieser kritisch-archäologischen Untersuchung geben mußte, und noch gibt, war sie für ihn doch auch ein sprechender Beweis, wie selten man in solchen Untersuchungen die Akten für geschlossen erklären kann, da Hr. Raoul-Rochette in seiner so eben erschienenen Orestéide p. 162 seq. mehrere, von Hrn. Thiersch für restaurirt gehaltene Theile der Statue im Museo Pio-Clementino fur ächt und antik erkennt, namentlich den Kopf, wie auch den Felsen, worauf die Gestalt sitzt, und deßwegen das Urtheil fällt, wenn auch das andere Statuenfragment im Museo Chiaramonti mit Hrn. Th. für eine Penelope zu halten sey, so sey doch die Pio-Clementinische Statue vielmehr für eine Elektra zu nehmen.

Indem ich mit hoher Achtung gegen die Verdienste des Verfassers sein Buch, dem ich noch manche neue Ausgabe wünsche, aus den Händen lege, ergreife ich diese Gelegenheit, um zum Schluß meine Gedanken über zwey Stellen der Alten über

Kunstdarstellungen der Penelope hier niederzulegen. Plinius (H. N. XXXV. 9, 56) berichtet vom Maler Zeuxis unter Andern: — »Fecit et Penelopen, iu qua pinxisse mores videtur.« Der offenbare Widerspruch dieser Worte gegen die Bemerkung des Aristoteles (Poët. 6): ἡ δὲ Ζεύξιδος γραφὴ οὐδὲν ἔχει ἦθος, fühlt jeder. Hr. Sillig (Catalog. Artif. p. 461) nimmt deßwegen an, Plinius habe nicht das Urtheil des ganzen Alterthums, sondern sein eigenes über ein Gemälde ausgesprochen, das er vielleicht gar nicht gesehen. Eine Annahme, die man sonst bey des Plinius Berichten über Malereyen, die ja damals in Italien und besonders in Rom waren, nicht statuirt. Daß Winkelmann (Gesch. d. A. VI. p. 90, neueste Dresdn. Ausg.) das ἦθος in der Aristotelischen Stelle Action, Handlung, gegen allen Sprachgebrauch übersetzte, ist bereits von den Herausgebern gehörig getadelt worden (p. 177 ff.). — Aber nun schieben sie selbst dem Worte mores eine andere Bedeutung unter, die nicht darin liegt. »In der Penelope (sagen sie p. 179) war, wie Plinius selbst anmerkt, ihr Charakter, also Zucht und Sitte und das Ideal eines Weibes in moralischer Hinsicht, ausgedrückt,« und Hr. Meyer in der Gesch. d. bild. K. (I. p. 152), sagt vom Zeuxis: »Das Bestreben des Künstlers war, ideale Gestalten darzustellen, die Sitte in der Penelope u. s. w.« Aber ihr Charakter müßte heißen mores *eius*; und für Zucht und Sitte hätte Plinius in seiner Sprache das Wort pudicitia gehabt. Und wirklich hatte Penelope zu einer Bildsäule der pudicitia Veranlassung gegeben.

Pausanias berichtet uns nämlich (III. 20, 10), wie man in Lakonien ein Bild der Pudicitia geweiht hatte aus folgendem Anlaß: Der Vater der Penelope, Ikarios, hatte, da Ulysses seine Tochter Penelope als seine Braut von Sparta heimführte, ihnen das Geleit gegeben, und dringend bey ihr angehalten, sie möge bey ihm bleiben; und als Ulysses endlich unwillig darüber, ihr die Wahl gelassen, entweder aus freyem Entschlusse mit ihm zu ziehen, oder bey ihrem Vater zu bleiben, sie aber keine Antwort gab, sondern sich verhüllte, hatte Ikarius, daraus abnehmend, sie wolle mit Ulysses ziehen, sie entlassen, und auf der Stelle des Weges, wo dieses geschehen, der Schamhaftigkeit eine Bildsäule gewidmet. (Ὀδυσσεὺς δὲ τέως μὲν ἠνείχετο, τέλος δὲ ἐκέλευε συνακολουθεῖν Πηνελόπην ἑκοῦσαν, ἢ τὸν πατέρα ἑλομένην ἀναχωρεῖν ἐς Λακεδαίμονα. καὶ τὴν ἀποκρίνασθαί φασιν οὐδέν· ἐγκαλυψαμένης δὲ πρὸς τὸ ἐρώτημα *), Ἰκάριος,

---

*) Erwägt man, daß Ulysses die Penelope nicht gefragt, sondern, des langen Zögerns müde, ihr erklärt hatte, sie möge sich für eins

τὴν ηὲν, ἅτε δὴ συνιεὶς, ὡς βούλεται ἀπιέναι μετὰ Ὀδυσσέως, ἀφίησιν, ἄγαλμα δὲ ἀνέθηκεν Αἰδοῦς.) — Schon nach dieser Scene hätte ein Maler in der Penelope die Zögerung, die Unentschlossenheit hervorheben können. Allein ein Künstler wie Zeuxis würde aus dieser Situation sicherlich auch vielmehr die Idee der Aedos, der jungfräulichen Verschämtheit hervorgehoben haben.

Aber in einer andern Lage, den Freyern gegenüber, hatte Penelope ein kluges und täuschendes Zaudern beobachtet, und zwar drey Jahre hindurch, als sie das Gewebe, das sie am Tage gefertigt, immer bey Nacht wieder auflöste. Da hatte sie ja endlich die Ungeduld der Achäer hervorgerufen (Odyss. 13, 90, 91: II. 135 seq), sich selbst aber dadurch dem Ulysses aufbehalten; und die homerische Penelope, am Webstuhle oder Stickrahmen, moras nectens, war eine Situation, eines Künstlers würdig, der, wie seine großen Mitgenossen der Kunst, es liebte, Gegenstände aus dem Homer zu entlehnen; wie unter andern die Helena desselben Zeuxis beweiset; dahingegen nicht abzusehen ist, warum gerade in der Penelope die Sitten, der Charakter, oder, wenn man will, die Gemüthsverfassung vorzugsweise hervorgehoben seyn sollten. — Mit Einem Worte: ändert man im Plinius: in qua (Penelope) pinxisse *moras* videtur, so hat die Stelle einen Sinn, der ganz auf die listige Zauderin Penelope paßt; und die Stelle steht nun nicht mehr mit dem gewichtigen Zeugnisse des Aristoteles in Widerspruch. Man sah in dem Bilde die schöne Penelope, wie sie beym Fackelschein das Gewebe wieder auflösete, und man urtheilte, das seyen die Zögerungen, womit sie die Freyer getäuscht. Es ist

---

oder fürs andere entscheiden, und daß, weil auf diese Erklärung auch eine Antwort erwartet wurde, statt welcher aber Penelope sich beschämt verhüllte; nun folgt, »sie habe nichts geantwortet,« so hat man Grund zu vermuthen, daß Pausanias geschrieben: ἐγκαλυψαμένης δὲ πρὸς τῷ ἐρυθήματι, ubi *cum rubore* se velasset, »als sie sich mit Erröthen verhüllt hatte,« und daß die Abschreiber, wegen des vorhergehenden ἀποκρίνασθαι und aus Unkunde der eleganten Wendung πρὸς τῷ, mit dem Dativ des Substantivs und nachfolgendem Verbum, auch im Particip (s. darüber Wyttenbach ad Plutarchi Consolat. Apollon. p. 766 ed. Oxon.) — πρὸς τὸ ἐρώτημα dafür hingesetzt haben (ΠΡΟΣ ΤΟ ΕΡΩΤΗΜΑ ΙΚΑΡΙΟΣ). — Chronicii orat. funebr. in Mariam Marciani, Episcopi Matrem in Villoison. Anecdot. Gr. II. p. 22: Λέγεται τοίνυν κόρην μὲν οὖσαν, ἀνδρὸς ἄπειρον ἔτι, μάλα κοσμίως βιῶναι, βραχέα τε φθεγγομένην, καὶ ταῦτα βλέπουσαν κάτω καὶ μετὰ φωνῆς ἠρεμίας, ἐρυθήματος αὐτῇ τῶν ῥημάτων προηγουμένου.

bekannt, wie sehr Plinius bey Beschreibung von Kunstwerken eine fast epigrammatische Kürze des Ausdrucks liebt. So z. B. (XXXIV. 19, 2) sagt er vom Polyklet: solusque hominum artem ipse fecisse artis opere iudicatur. Auch hatte ja der Maler Polygnotus (nach Pausanias X. 29, 1) in seinem Gemälde des Oknos das Zurückkommen und Darben bey aller Thätigkeit durch das Verfertigen und Vernichten eines Seiles vor Augen gestellt.

Heidelberg. Fr. Creuzer.

Art. VI. Projet d'une association industrielle sous le nom de Compagnie général du Levant, par *Aléxandre de la Borde*, Député de la Seine. *Paris*, 1830.

Die Aktiengesellschaften in größeren Wirkungskreisen — obwohl sie auch in früheren Zeiten schon eingetreten waren — sind doch vorzüglich ein Merkmal unserer Zeit geworden. Mehr, als zu irgend einer früheren Epoche, sehen wir dermal häufig solche Unternehmungen entstehen, die auf technische oder Kommerzial-Industriezweige gerichtet sind. Selbst das Beyspiel so vieler unter unsern Augen zu Grunde gegangener, und noch täglich zu Grunde gehender Aktiengesellschaften, wobey ungeheure Kapitale verloren worden sind, vermag nicht zu hindern, daß immer neue solche Gesellschaften sich bilden. — Gewiß ist dieß eine Erscheinung, welche die Aufmerksamkeit der Staatsmänner, der Nationalökonomen und aller derjenigen verdient, die sich mit Betrachtung oder Behandlung der Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft befassen. Man würde sich aller Philosophie entschlagen, wenn man die Kausalität dieser Unternehmungen bloß in den nächsten Veranlassungen zu denselben, und den ausgesprochenen unmittelbaren Zwecken der Unternehmer suchen wollte. Mit einer solchen Betrachtung die Dinge nur in ihrer äußern Gestalt ansehen, ohne ihre innern Triebfedern zu erforschen; die Ereignisse vereinzeln; sie von dem allgemeinen Zustande des gesellschaftlichen Lebens trennen, und die Verbreitung gleicher Bestrebungen bloß für zufällig ansehen, und sie außer Acht lassen, würde nicht nur zu einer sehr oberflächlichen Kenntniß der Thatsachen selbst verleiten, sondern auch diese Kenntniß höchst unfruchtbar an Folgerungen machen, die der Gelehrte für die Wissenschaft und der Staatsmann für seine Behandlung der sich aus den Thatsachen darstellenden Verhältnisse im Staate, abzuleiten hat.

Für die Rechtsbeurtheilung kann es allerdings genügen, die einzelnen Thatsachen und die daraus fließenden persönlichen

Verhältnisse aufzufassen; denn das Recht hat bloß das persönliche Rechtsgebiet, die äußeren Grenzen der Persönlichkeit zum Gegenstande; nur die Handlungen sind seiner Bestimmung unterworfen. — Dagegen haben diejenigen Zweige der Politik, welche sich mit den innern Motiven, den Bestrebungen des gesellschaftlichen Lebens beschäftigen, nicht die Handlungen nach ihren äußeren Grenzen, wodurch sie ihren Bestand neben andern gleichzeitigen Erscheinungen finden, sondern nach ihrer inneren Natur, nach dem Stoffe zu beurtheilen, aus dem sie hervorgegangen sind; weil nur hieraus die Nothwendigkeit der Wirkungen erkannt wird, und in dieser Erkenntniß allein die Möglichkeit einer Leitung des gesellschaftlichen Lebens zur allgemeinen Wohlfahrt sich darbietet.

Die Untersuchung der Politik unterscheidet sich von jener der Rechtsphilosophie darin, daß die erstere den Realbegriff der Ursache einer vorhandenen Wirkung — die letztere hingegen den Formalbegriff des Grundes eines gefolgerten Rechtsurtheils zum Gegenstande hat.

Indessen will ich mit dieser vorangestellten Betrachtung nicht eine Untersuchung der gesellschaftlichen Unternehmungen aus einem Gesichtspunkte vorbereiten, von welchem aus die heutigen politischen Parteystreitigkeiten geführt werden. Solche Untersuchungen sind schon allzuoft, und, wie ich glaube, ganz überflüssig angestellt worden; jene Unternehmungen sind auf industrielle Gegenstände gerichtet, und haben in staatsrechtlicher Beziehung dieselbe Natur, wie alle Entwicklung der Industrie. Welcher Meinung man über die Wirkungen der fortschreitenden Betriebsamkeit in dieser Hinsicht auch seyn mag — und abgesehen davon, welches Gewicht diese Meinungen an sich haben, — sollte man doch nicht vergessen, daß Thatsachen, die so mächtig aus dem gesellschaftlichen Zustande sich in das Leben drängen, nicht vernichtet werden, Erfindungen und ihr Gebrauch, wenn sie einmal gemacht sind, nicht ungeschehen gemacht werden können. Die Entwicklung der Dinge läßt sich nicht hemmen, die Aufgabe ist, sie zu leiten. Die Fragen über diesen Gegenstand, wenn sie von dieser Seite doch einmal erhoben werden sollen, müßten ganz anders gestellt werden, als sie in den vorliegenden Streitigkeiten gewöhnlich aufgefaßt sind.

Meine Betrachtung über die gesellschaftlichen Unternehmungen soll sich auf die ökonomische Natur derselben beschränken; diese Seite scheint mir von vorzüglicher praktischer Wichtigkeit, und hierin, glaube ich, kann die Erfahrung eines Geschäftsmannes etwas zur Beleuchtung des Gegenstandes beytragen. Daß ich die obige Ansicht über die politische und rechtliche Beur-

theilung der Thatsachen vorausgeschickt habe, geschah bloß, um auf die Unterscheidung derselben aufmerksam zu machen, indem ich weiter unten Gelegenheit haben werde, auf eine Uebertragung der Begriffe aus einer in die andere Beurtheilung hinzuweisen, welche vielleicht die Quelle manches Irrthums und manches unglücklichen Geschäftsausganges gewesen ist.

Für die Beurtheilung der Aktiengesellschaften in ökonomischer Hinsicht dringt sich vor allem und beynahe allein die Frage auf, woher es komme, daß so viele derselben, die auf Unternehmungen gerichtet sind, welche, dem vernünftigen Ermessen aller Umstände nach, einen günstigen Erfolg versprechen, dennoch zu Grunde gehen; oder doch Resultate liefern, die mit der Natur des Unternehmens, mit den begünstigenden Umständen und mit den begründeten Erwartungen der Unternehmer in keinem Verhältnisse stehen? — Diese Frage ist es nun, die ich auf Veranlassung des Vorschlags vom Grafen de la Borde vorerst zu beantworten versuchen will. Aus dieser Beantwortung wird dann die Beurtheilung des speziellen Vorschlags zu einer levantischen Handelsgesellschaft sich um so leichter ergeben.

Ich erinnere mich kürzlich irgendwo gelesen zu haben, daß man die Natur einer Sache dann am besten verstehe, wenn man sich eine wahrhafte Beschreibung des Ursprungs derselben und der Art, wie sie gemacht wird, verschafft, — in sofern man nämlich die Sache nicht selbst gemacht, oder beym Verfertigen derselben nicht zugesehen hat. — Dieser wichtigen Lehre folgend, glaube ich vorerst die zwey Momente, den Ursprung und das Verfahren der gesellschaftlichen Unternehmungen darstellen zu müssen, um eine Kenntniß ihrer Natur und ein Verstehen ihrer Resultate zu begründen. — Der Ursprung dieser Gesellschaften besteht, wie es schon ihr Name aussagt, in der Verbindung mehrerer Personen, welche ein Kapital zu einer bestimmten industriellen Unternehmung zusammenschießen. Die Ursachen, warum nicht Einzelne dasselbe Geschäft für eigene Rechnung unternehmen, pflegen verschieden zu seyn. Entweder ist das erforderliche Kapital für einen Einzelnen zu groß, weil derselbe sein Vermögen vielleicht bereits zu anderen Unternehmungen verwendet hat; oder er besitzt die nöthigen Kenntnisse in der Gattung des Geschäftes nicht; oder endlich ist das Unternehmen an sich mit so vielen Gefahren verbunden, seine Resultate noch so zweifelhaft, daß kein Einzelner sein ganzes Vermögen oder doch einen beträchtlichen Theil desselben darauf wagen kann. Diese letztere Ursache, warum das erforderliche Kapital von vielen Personen in mäßigen Theilen zusammengeschossen wird, schließt jedoch die begründete Hoffnung der Theilhaber auf vortheilhafte

Resultate des Unternehmens nicht aus; denn Niemand würde auch nur einen kleinen Theil seines Vermögens einem Geschäfte widmen, das nicht die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Resultates für sich hätte.

Die Resultate des Geschäftes werden theils von den objektiven Verhältnissen des Unternehmens, theils von der subjektiven Thätigkeit der Unternehmer abhängig seyn. — Die Objekte der Unternehmung werden nach den vorliegenden materiellen Verhältnissen in der Zeit ihres Entstehens (Konjunkturen), und nach den ökonomischen Bedürfnissen, die sich in einem ausgebreiteten Kreise des Verkehrs, oder in einem engeren Kreise für die Ausdehnung der inneren Verhältnisse offenbaren, beurtheilt; sie sind den Bestimmungen der Theilhaber unterworfen. Es wird selten oder niemals ein derley Unternehmen begründet, ohne daß die Gegenstände und der Umfang des Geschäftes bestimmt würden, zu dem man sich verbindet; daher diese Bestimmung auch dem Ursprunge der Gesellschaften beygezählt werden muß.

Der Erfolg in objektiver Hinsicht wird von der Fortdauer der bestandenen ökonomischen Verhältnisse, auf welche das Unternehmen gegründet worden, oder von einer mehr oder weniger günstigen oder ungünstigen Veränderung derselben abhängen. Für die rechtliche Beurtheilung der äußern Verhältnisse ist kein Grund vorhanden, die gesellschaftlichen Unternehmungen von den Unternehmungen einzelner Personen zu unterscheiden; daher hat man die äußern Verhältnisse der Gesellschaften sowohl im Privat-, als auch in den politischen Rechten, den Bestimmungen über persönliche Verhältnisse einverleibt, und diese Gesellschaften erscheinen in der Gesetzgebung als moralische Personen.

Eine ganz andere Stellung hat die subjektive Thätigkeit oder das Verfahren der gesellschaftlichen Unternehmungen, sie ist, wie alle ökonomischen Thätigkeiten überhaupt, von Bedingungen abhängig, die ihren Sitz in dem innern Wesen, in den Eigenschaften der Person haben, welche wirkend und leitend erscheint. Unter diese Bedingungen rechne ich: Einheit und Entschiedenheit des Willens; Thatkraft und Fleiß; vollständige Kenntniß des Geschäftes; Umsicht in Beziehung auf die Sach-, Geschäfts- und äußeren persönlichen Verhältnisse und fortdauernd angestrengte Aufmerksamkeit auf dieselben; Wachsamkeit, Sorgfalt und angemessene Sparsamkeit; einen gewissen Scharfblick in die Umstände, um sowohl die rechte Zeit, als auch die rechte Richtung und den erforderlichen Gang des Geschäftes abzusehen; die höchst nöthige Freyheit für alle Entscheidungen, welche bey

ökonomischen Geschäften so häufig und so mannigfaltig sich darbieten u. s. w.

Wir wollen nun sehen, ob die fragliche moralische Person diese nothwendigen Eigenschaften zu einer gedeihlichen ökonomischen Thätigkeit in sich vereint. Zu dieser Betrachtung bietet sich uns die innere Organisation der Gesellschaften dar. Sie bestimmen vertragsmäßig (in ihren Statuten) gewöhnlich eine Komittée zur Geschäftsleitung, und in einer oder zwey Oberinstanzen eine Kontrolle derselben für die Ausführung ihres Unternehmens. Die Funktionen, die Rechte und Pflichten einer jeden dieser Komittées wird ausdrücklich vorgeschrieben; die Rechtsverhältnisse aller Theilhaber unter einander und eines jeden Einzelnen zur ganzen Gesellschaft, und endlich auch die äußern Verhältnisse zu anderen Personen, die mit der Gesellschaft in Geschäfte treten, aufgeführt. — Aus diesen Bestimmungen erkennt man, daß sie nicht von den nothwendigen innern Bedingungen einer ökonomischen Thätigkeit, sondern vielmehr nur von den äußeren persönlichen Verhältnissen sprechen; — wie sollte auch in einem Vertrage, die Einheit und Entschiedenheit des Willens, die Thatkraft, das Talent, die Sorglichkeit und Liebe für das Geschäft, der Scharfblick in Ort- und Zeit-Verhältnisse; die Freyheit und Schnelligkeit des Entschlusses u. s. w. vorgeschrieben werden? — Wie also die Gesetze von den äußeren Verhältnissen der Gesellschaft zu den Sachen und zu anderen Personen (außer der Gesellschaft) handeln, eben so handelt der Vertrag von den äußeren Verhältnissen der einzelnen Glieder der Gesellschaft zu einander. — Allein die Gesetze betrachten die Gesellschaft als eine Einheit (moralische Person); der gesellschaftliche Vertrag zergliedert jedoch diese Einheit in so viele Einheiten, als Theilhaber an dem Unternehmen sind. — Dadurch wird nun die Fiktion einer kumulativen Persönlichkeit, selbst in der Rechtspflege, wieder in die physischen Einheiten aufgelöst, und es zeigt sich, daß die physische Person, der Mensch, das wahre Subjekt, die eigentliche Quelle ist, von der die Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft ausgehen.

Diese Wahrnehmung dringt sich noch weit mehr für die inneren Bedingungen zur ökonomischen Thätigkeit, für jene geistigen und physischen Fähigkeiten auf, von welchen alle ökonomische Wirksamkeit und großentheils auch die Erfolge selbst abhängen. Diese Eigenschaften sind rein persönlich, d. h. sie sind nur physischen Personen eigen, nur mit diesen verbunden und in ihnen vereinigt, bilden sie die Einheit des Willens, die Eigenthümlichkeit des Verfahrens, die Liebe zur eigenen Wirksamkeit, die Anstrengung und Beharrlichkeit in derselben, die

Sorge für den Erfolg und die Wachsamkeit für die Erhaltung. Sie sind es, die in einer endlos mannigfaltigen Mischung die unendlich verschiedenen Individualitäten, und diese als Ursachen wieder die eben so endlose Verschiedenheit der Wirkungen erzeugen, welche eine nothwendige Bedingung der menschlichen Gesellschaft ist. Daher sind die Erfolge nicht bloß von dem Verhältnisse der Kräfte zur Unternehmung, sondern auch, und eben so sehr, von der besonderen Anwendung der Kräfte, von dem, einem jeden Individuum eigenthümlichen Wege zur Erreichung des Zieles abhängig. — »Es ist der Geist, der sich den Körper baut.«

Das große Wort »Eigenthum« hat eine noch weitere Bedeutung, als der rechtliche Begriff desselben umfaßt. Es ist das innere Verhältniß der physischen Person zur Wirksamkeit und Wirkung, die Liebe zur Arbeit und zum Erfolg, das schmeichelnde Bewußtseyn einer eigenen Schöpfung, die Begierde, Anerkennung zu finden, oder Macht und Ehre zu erlangen; der Antrieb des eigenen Bedürfnisses u. s. w. — Diese Motive sind es, von welchen die menschliche Thätigkeit ausgeht; sie sind die Hebel der Erzeugung und die innern Stützen der Erhaltung; während die Freyheit der Verfügung bloß ein Mittel des Gebrauches ist, und zwar ein Mittel, das zerstörend wird, wenn es an jene Bedingungen der Erhaltung nicht gebunden ist. Nun ist aber eine Sache dem Erzeuger gewiß mehr eigen, als dem Verwender; jener ist inniger mit dem selbst erzeugten Gegenstande verbunden, als dieser; daher in der Hand des Erzeugers das Eigenthum des Erzeugten sicherer und fester bewahrt ist, als in der Hand dessen, der es bloß verwendet; der Erwerber pflegt sein Eigenthum zu erhalten, der Erbe es zu vergeuden. Da nun die Erzeugung von der physischen Person ausgeht, so ist der Begriff des Eigenthums in seiner wesentlicheren Bedeutung ein Attribut der physischen Einheit, so wie derselbe überhaupt (nach dem Wortlaute »eigen«) eine Beziehung auf den Einzelnen besagt.

Die Wahrheit dieser Ansicht findet man auch bey einem kollektiven Eigenthum bestätigt. Man ist genöthigt, den Kollektionen eine Persönlichkeit, die Fiktion einer moralischen Person zu unterstellen, um der Behandlung von Verhältnissen zu Hülfe zu kommen, wo jede Handlung nur nach der Einheit des Handelnden beurtheilt werden kann. Der Gesammtwille der Mitglieder einer Körperschaft wird in den Vollmachten erkannt, die sie ihrem Stellvertreter als Organ ihrer Handlungen geben; diese Einheit des Willens ist es also, welche der Beurtheilung ihrer Handlungen zum Grunde liegt. — So ausreichend jedoch

diese fiktive Einheit für die Verfügung des Eigenthums einer moralischen Person ist, so unzureichend ist sie für die erzeugende Thätigkeit; denn sie ermangelt jener Kräfte, welche als Triebfedern der Arbeit und als Mittel zum Erfolge unentbehrlich sind. Die individuelle Wirksamkeit erlischt in der Beschränkung der Vollmachten, und selbst innerhalb der Grenzen des Befugnisses wird die Freyheit des Entschlusses von dem Gedanken des Bevollmächtigten gelähmt, daß er auch eine innere Verantwortlichkeit für die Folgen seiner Handlungen habe, daß er das Interesse Anderer nicht so wie das Eigene, der Ungewißheit möglicher Wechselfälle aussetzen dürfe. In diesen rechtlichen und moralischen Banden geht die nothwendige persönliche Intelligenz und die Freyheit der Bewegung verloren; die Thätigkeit der moralischen Person wird auf die den Bevollmächtigten vorgeschriebenen Verrichtungen beschränkt, das heißt: sie bleibt auf die mechanische Wiederholung einer und derselben Arbeit reducirt, weil es ihr an dem schöpferischen Prinzipe der lebendigen Erzeugung fehlt. Daher der Vorzug des Betriebes für eigenes Interesse, der Eigenthumsverwaltung vor dem Dienste oder Vollmachtverhältnissen, auf einer inneren, aus der Natur der wirkenden Kräfte hervorgehenden Nothwendigkeit beruht, und durch Erfahrungen bestätigt, die allgemeine Ueberzeugung für sich gewonnen hat.

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, daß der Begriff einer kollektiven Persönlichkeit aus der Beurtheilung der Rechtsgeschäfte, nicht auch in die Beurtheilung der ökonomischen Thätigkeit übertragen werden kann, weil die Grundbedingungen dieser beyden verschiedenen Geschäfte auch verschieden sind.

Die Erfahrungen aus dem täglichen Leben liefern mehr als hinreichende Beweise, wie unzureichend das Verfahren der Aktiengesellschaften für die eigentliche lebendige Erzeugung ist, durch welche aus dem menschlichen Geiste eine Körperwelt ersteht. — Die Geschäftsführung dieser Unternehmungen wird durch Direktionen besorgt, welche aus bevollmächtigten Mitgliedern, oder im Dienste der Gesellschaft stehenden Personen zusammengesetzt sind. Ist nun das Unternehmen industrieller Natur, nämlich von jenen Fähigkeiten abhängig, die oben als Bedingung der eigentlichen Erzeugung bezeichnet sind; so wird durch eine solche mittelbare Verwaltung das ganze Unternehmen entweder unbeweglich, oder nur allein von dem Geiste und der Persönlichkeit der Verwaltenden abhängig seyn.

Unbeweglich ist es dann, wenn die Verwaltung streng gewissenhaften Männern anvertraut ist, welche von den empfangenen Vollmachten sich keine Abweichung erlauben; wenn die Verant-

wortlichkeit sie in der nothwendigen freyen Geschäftsbewegung hemmt; wenn über die Auslegung der ihnen gegebenen Vorschriften verschiedene Meinungen unter den Verwaltenden entstehen, wenn ein jeder derselben das Unternehmen in einem anderen Geiste, in einer anderen Richtung, mit anderen Mitteln führen will; kurz, wenn Ungewißheit oder Uneinigkeit unter den Verwaltungsgliedern eintritt, welche eine höhere Entscheidung nöthig macht, wodurch nicht allein die kostbarste Zeit für die Fortschreitung des Unternehmens verloren geht, und die Entscheidung selbst von dem Zufalle abhängig wird, wie die von dem Gegenstande wenig oder gar nicht unterrichtete Mehrheit der Oberaufsicht, nach einem mehr oder weniger lichtvollen Vortrage des einen oder anderen Direktionsgliedes, oder vielleicht gar von dem persönlichen Ansehen oder Einfluß derselben im Augenblicke der Abstimmung befangen seyn mag; sondern auch selbst nach der Entscheidung die Wirksamkeit der Direktion von der Verschiedenheit der Meinungen gelähmt wird, weil nur aus gleicher Ueberzeugung der vereinigte Eifer in Verfolgung des Zieles hervorgeht.

Von dem Geiste und der Persönlichkeit der Verwaltenden ist das Unternehmen dann abhängig, wenn sie, die Grenzen ihrer Vollmacht als unangemessen erkennend, solche zu überschreiten sich entschließen; oder wenn ein Direktionsglied durch persönliches Ansehen oder einen eingreifenden Charakter ein Uebergewicht über die anderen erlangt, dadurch der alleinige Leiter des Geschäftes wird, und die bestehenden Vorschriften nicht achtend, dem Antriebe seiner eigenen Meinung folgt. In diesen Fällen tritt nun die absolute Nothwendigkeit jener persönlichen Intelligenz und Sorge ein, die nur dem Eigenthümer innewohnt, und **wodurch die eben so nothwendige Freyheit des Handelns bedingt seyn muß**, weil ohne die Sorge fük Erhaltung des Eigenthums die bloß angemaßte Ungebundenheit in der Verfügung über fremdes Eigenthum wenigstens sehr gefährlich, wo nicht gewiß verderblich wäre. — Zu diesen Gefahren kommt noch das Erforderniß ausreichender Talente hinzu. Nicht immer besitzen diejenigen, die bey Entscheidungen ein Uebergewicht über Andere gewinnen, die umfassendsten Kenntnisse, die richtigsten Einsichten; weit öfter ist es der heftige Charakter, der angewohnte starre Wille, die Gewandtheit in der Darstellung und Beurtheilung der Fragen und das persönliche Ansehen, welche sich die Stimmen unterwerfen. Fehlt nun dem Leitenden das zum Geschäfte erforderliche Talent, oder ist es nicht mit der strengsten Rechtlichkeit in ihm vereinigt, so erscheint das Unter-

nehmen dem persönlichen Irrthume, dem leichten Sinne oder gar der Unredlichkeit bloß gestellt.

Daraus geht hervor, daß die ökonomische Thätigkeit kollektiver Personen sich bloß auf mechanische Verrichtungen zu beschränken hat, und beschränken muß, weil die Leiter des Geschäftes nur das Organ eines andern Willens sind, welcher in den Vollmachten und gegebenen festen Vorschriften liegt; daher jene Thätigkeit nur in dem Maße ausreichend und zweckmäßig wird, als das Geschäft selbst sich dem Mechanismus nähert, d. h. auf feste, aus Erfahrungen abgeleitete Grundsätze gebaut ist, und die Gebahrung bloß auf Rechnungs-Mechanismus und genaue Einhaltung der gegebenen Manipulationsvorschriften hingewiesen wird, welche von jeder Oberaufsicht leicht kontrollirt werden können, und dessen Zweck endlich von selbst aus den Erfahrungssätzen resultirt, welche dem Unternehmen zum Grunde gedient haben. Wenn ich mich wissenschaftlich hierüber ausdrücken soll, so möchte ich sagen: die ökonomische Thätigkeit kollektiver Personen muß auf objektive Verhältnisse gerichtet seyn, weil es ihr an einem Subjekte als Prinzip industrieller Wirksamkeit fehlt; denn das, was als erzeugend an dem Geschäfte erscheint, liegt in der früheren Auffassung der objektiven Verhältnisse, jener Erfahrungssätze, welche dem Unternehmen zur Grundlage gedient haben, und in dem Entschlusse der Unternehmer, diese Sätze durch einen gegebenen Organismus materiell auszuführen.

Diese Wahrnehmung erfordert nun eine sorgfältige Untersuchung des vorhabenden Unternehmens, ob dessen Natur auch so beschaffen ist, daß es von einer mittelbaren Verwaltung oder Betriebsamkeit zweckmäßig geführt werden kann. Aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt, wird es nicht schwer seyn, zu erkennen, daß der vorliegende Vorschlag des Grafen de la Borde zu Spekulations-Ankäufen von Ländereyen und zu Handelsunternehmungen nach der Levante, nicht unter die Geschäfte gehört, welche nach obigen Bedingungen von einer mittelbaren Verwaltung zweckmäßig geführt werden können. Wenn schon der kollektive Betrieb selbst dem technischen Industriale entgegensteht, wo doch vieles in bestimmte Vorschriften gefaßt werden kann: so muß derselbe für ein kommerzielles Industriale vollends untauglich erscheinen, wo außer den Objekten der Unternehmung sich nichts im Voraus bestimmen läßt; wo also das ganze Geschäft, die Seele desselben, die Wahl der Zeit zu einer Unternehmung, die Wahl des Ortes wo eingekauft, und der Sache, die eingekauft, und wie hoch sie bezahlt werden solle; die Wahl der Transportmittel, die Wahl, wohin und an wen die eingekauften Waaren gesandt werden sollen, der Umfang des zu gebenden Kredits,

die Bestimmung, wie und worin der Ersatz, die Rückladung, zu geschehen habe; die schnellen Entschlüsse bey entstehenden Kollisionen, bey nöthigen Abänderungen früher ertheilter Aufträge oder deren Widerrufung; die schnellen Entscheidungen bey vorgefallenen Unglücksfällen und Schäden u. s. w. — wo alles dieß der mittelbaren Verwaltung überlassen werden müßte. In diesen Geschäften tritt jene absolute Nothwendigkeit der Eigenschaften einer Eigenthumsverwaltung sowohl für den Betrieb, als auch für die Freyheit der Geschäftsbewegung um so dringender ein, und es läßt sich behaupten, daß ohne diese Eigenschaften kein eigentliches Handelsunternehmen zweckmäßig geführt werden könne.

Graf de la Borde führt zwar das Beyspiel der englisch-ostindischen Kompagnie für den Erfolg seines Vorschlages an; allein er vergißt, daß gegen dieses eine Beyspiel sich unzählige Beyspiele von zu Grunde gegangenen derley Handelsgesellschaften in älteren und neueren Zeiten anführen lassen; er vergißt, daß die englisch-ostindische Kompagnie von ihrem Ursprunge an ein Monopol-Privilegium hat, was allein hinreichen würde, auch die glänzendsten Erfolge zu erklären. — Er vergißt, daß diese Gesellschaft bey ihrer Entstehung nicht gleich ein kollektives Unternehmen begründete: denn im Jahre 1600, wo das Privilegium von der Königin Elisabeth an zwölf Kaufleute verliehen wurde, handelten diese jeder für sich mit seinem Kapitale durch dreyzehn Jahre nach Ostindien. Erst im Jahre 1613 vereinigten sie sich durch zusammengeschossene Kapitale, den privilegirten Handel gemeinschaftlich zu betreiben; sie hatten bereits persönliche Erfahrungen gesammelt, und sie leiteten das Geschäft, das ihr ganzes Handelsinteresse umfaßte, mit der Sorgfalt der Eigenthumsverwaltung. Ungeachtet die Gesellschaft in dieser Zeit ihren Fond bis auf 1,500,000 Pfund Sterling erweiterte, und ihre Unternehmungen nach Persien und China ausdehnte, brachte ihr das Geschäft dennoch fast gar keinen Gewinn. Später erlitt sie durch Verschwendung und untreue Beamte große Verluste, und war mancherley Schicksalen unterworfen. Erst im Jahre 1708 regenerirte sie sich wieder durch eine Parlamentsakte, welche ihr große Privilegien verliehen hatte. Das große Wachsthum an Bedeutenheit und Macht der Kompagnie seit dieser Zeit muß der mittelbaren Mitwirkung der englischen Regierung selbst zugeschrieben werden, welche in den Erwerbungen der Kompagnie die eigene Machtvergrößerung fand. In neueren Zeiten ist die Verwaltung der englisch-ostindischen Kompagnie nur ein Vehikel in den Händen der Regierung, welche den vorzüglichsten Nutzen daraus zieht, und die politischen Angelegenheiten der Gesellschaft

unmittelbar leitet. — Mit diesem Körper läßt sich also kein anderes Handelsunternehmen vergleichen.

Die bisher angeführten Gründe gegen die industrielle Thätigkeit kollektiver Personen sind allerdings theoretische Abstraktionen, allein sie sind nicht auf Hypothesen gebaut, sie sind aus dem Geschäftsleben, aus Erfahrungen genommen, und jeder aufmerksame Beobachter kann an den täglichen Thatsachen ihre Wahrheit erproben — Dem vorliegenden Vorschlage zu einer levantischen Handelskompagnie steht indeß nicht allein die Unzulänglichkeit kollektiver Personen für industrielle Thätigkeit entgegen, sondern es würden demselben, nach meiner Meinung, auch in den materiellen Verhältnissen, die der Verfasser in seinen Plan aufgenommen hat, mancherley Hemmungen entgegen treten, die dem Unternehmen kein günstiges Resultat versprechen. Von diesen will ich hier einige anführen.

a) Der Vorschlag will, daß die Unternehmung in Ankauf von Ländereyen in Griechenland; in einer eigenen einheimischen Fabrikation für die Bedürfnisse der Levante; in Handelsverbindungen mit Griechenland und den Inseln des Archipels, mit Aegypten und Syrien; mit Konstantinopel und den Ufern des schwarzen Meeres; mit dem Sultan und dem Bassa von Aegypten; in Aufstellung einer Kommandite in Triest und so vieler Agentschaften an verschiedenen anderen Orten, als das Geschäft erfordern würde, — bestehen soll; und dieß alles soll mit einem Fond von sechs Millionen Franken bewerkstelligt, und von einem Generalsekretär und ein Paar anderen Individuen auf eine Art geleitet werden, daß diese einer Berathschlagungskommittée unterworfen, und die Kommittée wieder von einem Verwaltungsrathe abhängig seyn sollte. — In der That, man muß kein Geschäftsmann seyn, um sich die Möglichkeit dieses Geschäftsumfanges mit diesen Mitteln, und die Ausführbarkeit einer so geleiteten Handelsunternehmung denken zu können.

b) Bey dem Ankaufe von Ländereyen hat der Verfasser nach eigenem Geständnisse das Beyspiel von Amerika vor Augen gehabt; allein er gesteht zugleich, daß nicht alle Unternehmungen der Art in Amerika gewinnbringend waren. Bey der ungeheuren Ausdehnung von unbewohnten und unbebauten Gegenden Amerikas war jedoch der Boden beynahe werthlos, der Käufer und der Kapitale waren wenig, man erhielt um einen geringen Betrag bedeutende Strecken guten Ackerbodens. Der Käufer konnte die Früchte des auf gut Glück angelegten Kapitals, wenn er sie auch selbst nicht erleben sollte, auf Kinder und Enkel zu vererben beabsichtigen; es war ein H o f f n u n g s k a u f! — Allein heute, wo überflüssige Kapitale von einigen Punkten Europas her sich

zu allen Unternehmungen drängen; wo Griechenland die Zielscheibe aller Spekulationen geworden; heute werden die nicht sehr bedeutenden freyen Ländereyen Griechenlands so wohlfeil nicht zu haben seyn. Die Spekulanten werden einander überbieten, und es ist eher zu besorgen, daß es mit dem Landankauf dort so gehen werde, wie es kürzlich in Südamerika mit dem Ankauf und der Eröffnung von Bergwerken gegangen ist.

Der Plan beabsichtigt jedoch, die angekauften Ländereyen auch gleich bearbeiten zu lassen, und sie, fruchtbar, an andere Käufer zu überlassen. Allein zum Anbau gehören Menschen, und zwar kundige, arbeitsame und verläßliche Menschen. Wo will denn der Verfasser diese hernehmen? — wer sollen denn die Käufer seyn, die, wenn sie den Boden um einen höheren Preis bezahlen sollen, denselben doch für eigene dauernde Benützung ankaufen, also aus seßhaften Einwohnern bestehen müßten; — glaubt der Verfasser solche mit Kapitalien ausgerüstete Käufer zu finden, die seiner Unternehmung nachgehinkt kämen, ohne sich früher mit ihm selbst in Konkurrenz beym ursprünglichen Ankauf gesetzt zu haben? — Oder ist eine Handelsunternehmung, welche auf eine größere Rente abzielt, mit ihrem Ertrage auf künftige Generationen zu verweisen?

c) »Die levantische Kompagnie soll auch selbst fabriziren lassen.« — Wenn dieß heißen soll, daß sie eigene Fabriken errichten wolle; so sollte der Verfasser bedacht haben, daß diese Unternehmungen für sich ausschließend die größte Sorgfalt und Aufsicht bedürfen; daß deren Betreibung mit anderen ausgebreiteten Geschäftszweigen sich nicht wohl unter eine Aufsicht vereinigen läßt, und daß die Fabrikation nur durch persönliche Betriebsamkeit des Eigenthümers sich fruchtbar zu bezeigen pflegt.

d) Man will mit Griechenland und den Inseln des Archipels in Handelsverbindungen treten. — Allein welcher Handel läßt sich mit Ländern treiben, die verarmt, ja größtentheils ganz ruinirt und entvölkert sind? — Erzeugen werden sie in den ersten zehn Jahren wenig, und was sie erzeugen, werden sie zum eigenen Konsumo höchst nöthig bedürfen; daher wird man von ihrem Ueberflusse nichts einzutauschen finden. Bedürfnisse an unseren Erzeugnissen, wenn die Bewohner solche auch dringend empfinden, können sie nicht bezahlen, — soll man sie ihnen schenken oder borgen? was unter vorliegenden Umständen wohl gleichviel seyn möchte. — Daher das jetzige Verlangen der Griechen nach nichts als Geld, daher die Rimessen Frankreichs, Rußlands und jenes griechischen Philantropen an die griechische Regierung, die indeß nicht auf Spekulation, sondern als Wohlthaten dahin gehen.

e) Handelsverbindungen mit Aegypten und Syrien werden keine neue und keine unbearbeitete Unternehmung seyn. Sie bestehen wirklich und zwar sehr lebhaft zwischen diesen Ländern und allen Staaten von Europa, vorzüglich aber nehmen England, Frankreich und Oesterreich Theil an diesem Handel. Indeß zeigt die Erfahrung, daß dieser Handel mehr passiv für Europa ist, daß zur Ausgleichung großentheils noch edle Metalle dahingesandt werden müssen. Nur wenige unserer Erzeugnisse finden dort Absatz. Man muß daher diese Länder erst einige Kultur erlangen lassen, um sie für die europäischen Bedürfnisse empfänglich zu machen, ehe man hoffen kann, diese Handelsverbindungen für Europa aktiv zu machen. Daher findet sich die Aussicht auf Absatz unserer Luxusartikel dermal noch nicht begründet, wenigstens nicht für Unternehmungen geeignet, die mit zusammengeschossenen Kapitalien auf Manufakturen angelegt, den Handel dahinleiten könnten. — Der Passivhandel mit Aegypten und Syrien wird aber dermalen schon mit vielem Fleiße und Lebhaftigkeit von allen Seiten her betrieben, und ich zweifle sehr, daß eine neue Handelskompagnie den einzelnen Handlungshäusern darin an Intelligenz zuvorkommen sollte.

f) Was so eben von Aegypten und Syrien gesagt worden, kann auch für die Handelsverbindungen von Smyrna und Kleinasien, Konstantinopel und den Ufern des schwarzen Meeres gelten; denn daß ein Theil der Küste des schwarzen Meeres Rußland angehört, bringt in der Stellung der Handelsverhältnisse keinen Unterschied gegen die barbarischen Länder hervor, weil dort die fremden Manufakturen prohibirt sind. Es wäre aber für diese Verbindungen wohl in Erwägung zu ziehn, ob der Friede im Orient auch von fester Dauer seyn möchte.

So erscheint dieser Vorschlag schon in seiner Geburt siech in seinem innern Organismus, und von verderblichen äußeren Umständen bedroht; und es scheint mir nichts gewisser zu seyn, als daß derselbe w e n i g s t e n s d i e a u s g e s p r o c h e n e n Z w e c k e nicht erreichen werde. Leicht würde man mich jedoch überreden, daß ihm ganz andere geheime Absichten zum Grunde liegen; ich will damit keineswegs eine Verdächtigung auf staatsgefährliche Absichten gemeint haben. Der Verfasser kann in seiner Art die ihm vor Augen schwebenden Zwecke für gut und gemeinnützig halten, wie dieß häufig bey ganz wohlmeinenden Politikern geschieht, die, bey allem Bewußtseyn ihrer redlichen Absichten, sich doch jeder Bekanntgebung derselben, aus einem sehr richtigen Takte, enthalten. — So scheint mir denn auch der vorliegende Plan es weniger ernst mit dem ausgesprochenen Zwecke des Privatnutzens der Unternehmer gemeint zu haben, als daß vielmehr darin ein

Mittel gesucht wird, anderweitigen, eben nicht ausgesprochenen Nutzen zu stiften. — Es ist bekannt, daß die politische Partey, zu welcher der Verfasser gehört, sich seit lange ein Geschäft daraus gemacht hat, Griechenland in seinem Kampfe gegen die Oberherrschaft der Pforte zu unterstützen. Man weiß, wie die französische Expedition auf Morea ganz im Geiste der liberalen Partey unternommen und geleitet worden ist; wie sehr dieselbe Partey auf eine bedeutende Gebietserweiterung des neuen griechischen Staates drang; wie sie in steter Verbindung mit der griechischen Regierung und dem insurgirten Volke sich erhalten hat; wie sie selbst beträchtliche Opfer brachte, um den Erfolg des Unabhängigkeitskampfes zu sichern, und wie sie in die inneren Angelegenheiten des neuen Staates einen wirksamen Einfluß auszuüben nicht versäumt. — Nach allen diesen Schritten dürfte es wohl erlaubt seyn, den gegenwärtigen Plan zu einer levantischen Handelsgesellschaft, zum Ankauf von Ländereyen auf Morea und zur Bebauung derselben, als an jene früheren Handlungen sich anschließend, beyzuzählen, und ihm dieselben Motive und Zwecke zuzuschreiben, — seyen es auch wirklich nur die angegebenen der reinen Christenliebe — welche dem bisherigen Bestreben jener Partey zum Grunde liegen.

Man muß allerdings, wenn man eine verarmte Nation unterstützen, ein entvölkertes Land wieder bevölkern will, ihm vor allem die Mittel zur Existenz, Kapitale und Werkzeuge zur Arbeit liefern. Es dürfte daher eben nicht zu gewagt erscheinen, wenn man die projektirte Gesellschaft für einen der Kanäle ansehen möchte, durch welche die Partey ihren Schützlingen jene Mittel der Erhaltung, als Bedingung ihrer bezweckten Selbstständigkeit, zuzuwenden beabsichtige. — Und wenn es so sey, wird man mir antworten, kann darum dieser nicht ausgesprochene Zweck nicht neben dem ausgesprochenen bestehen, und beyde erreicht werden? — Möglich wäre dieß allerdings; allein ich glaube oben mehr als hinreichend dargethan zu haben, daß, den angegebenen Zweck zu erreichen, keine Hoffnung vorhanden sey, daß die Gründe dagegen stark und auffallend genug in die Augen leuchten, um sogar den Glauben zu benehmen, daß irgend ein gewandter Weltmann es ernstlich damit meine; — und wenn man denn, trotz allen diesen Gründen, dennoch der Meinung gewesen wäre, daß der Privatnutzen der Unternehmer zugleich mit dem politischen Zwecke der Partey erreicht werden dürfte, so frage ich entgegen: warum hat man nur von Einem Zwecke, nämlich dem Privatnutzen, und nicht auch vom andern gesprochen? — Die Unterstützung oder Förderung Griechenlands steht ja in Europa nicht in so bösem Geruche, daß man damit hinter

dem Berge zu halten nöthig hätte. Offenbar würde die Verschweigung des politischen Zweckes, wenn man diesen einmal eingesteht, den Verdacht zur Folge haben, daß man befürchtet hatte, der letztere Zweck würde nur allzubald als der eigentliche der Unternehmung, und der Privatnutzen nur als Köder betrachtet werden.

Indessen bleibt noch eine Frage übrig: ob es nämlich nicht löblich wäre, selbst wenn man den Privatnutzen von einer eingeleiteten Unternehmung nicht erwarten möchte, sie dennoch um des öffentlichen Nutzens wegen zu verfolgen, den sie erreichen soll. Ich will hier nicht von dem vorliegenden Plane allein sprechen, wo die Natur des Zweckes noch einer besonderen Betrachtung unterworfen werden müßte; — ich meine vielmehr, diese Frage im Allgemeinen, und abgesehen von dem innern Werthe des Zweckes, aufzufassen, und nehme keinen Anstand, zu gestehen, daß ich dieß für eine sehr delikate und gefährliche Frage halte. Ich weiß wohl, daß man in der Politik häufig der Maxime sich ergeben hat und noch ergibt: der Zweck adelt das Mittel; — allein meinerseits huldige ich dem Grundsatze der heiligen Allianz: daß alle menschlichen Verhältnisse, die der Regierungen eben so wie der Regierten, und beyder gegen einander, nur von der reinen Moral geleitet werden müssen, um wahre und dauerhafte Wohlfahrt auch dießseits des Lebens zu erreichen. — Die Erfahrungen haben zu allen Zeiten gezeigt, wohin jene Maxime führt, und wie eigentlich nichts mehr heilig, nichts mehr sicher bleibt, weil Mittel und Zwecke im Leben sich so verflechten, daß sie wechselweise ihren Charakter wechseln, und jeder Zweck wieder weiter ein Mittel wird. — Bedarf man Opfer als Mittel für größere Zwecke, so muß der Opfernde mit vollkommenem Bewußtseyn, im Gefühle seiner Pflicht oder in Liebe für den Zweck, sie bringen. Dieß wird ihn adeln, ihn stärken und den Zweck sicherer und besserer erreichen, und ihn auch gedeihlicher machen — Die Täuschungen dauern nicht, und zerstören weit mehr, als durch sie erbaut worden ist. Eine für die Unternehmer schädlich gewordene Unternehmung bleibt ein lange dauerndes Hinderniß für andere ähnliche Unternehmungen, und so verliert man an anderweitigen Unterlassungen viel mehr, als man an einem Unternehmen gewonnen zu haben glaubt.

Uebrigens sind die Ansichten über die öffentliche Nützlichkeit eines Unternehmens, wenn es schon den Privatunternehmern Schaden bringt, größtentheils von starken Irrthümern befangen. Man darf nicht vergessen, daß die Verlierenden einen Theil des Staates bilden, ihr Verlust ist also auch ein Verlust für den Staat; nur in wenigen seltenen Fällen wird von dieser Regel

eine Ausnahme zulässig seyn. — Heute wird wohl Niemand mehr dem Gedanken Montesquieu's anhängen: daß nicht nur ein Handel, welcher nichts einbringt, sondern auch ein nachtheiliger, dennoch für die Unternehmer nützlich seyn könne *). Der Philosoph hätte doch bedenken sollen, daß die holländischen Wallfischfänger, welche er als Beyspiel anführt, nicht lange gefischt haben würden, wenn ihnen die Zubereitungen mehr gekostet hätten, als der Fischfang selbst einbrachte. Seine Erklärung dieses Problems ist vollends gar sonderbarer Art. Weil einige Leute, welche die Schiffsbedürfnisse geliefert haben, doch dabey gewonnen haben, darum soll die Fischerey, die Schaden brachte, nützlich gewesen seyn? — Wenn also ein mit Brennholz beladenes Schiff scheitert, und es gelingt den herbeyeilenden Fischern, die Hälfte des Holzes wieder aufzufangen, so müßte ja der Schiffbruch recht nützlich gewesen seyn? — Wenn große Geister irren, so ist der Irrthum stark!

Junius 1830. W.

Art. VII. Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre. Von J. Schübler. Leipzig bey Baumgärtner. 1830.

Dieser Gegenstand ist in alten und neuen Zeiten so viel besprochen worden, daß man ihn schon längst erschöpft glauben sollte, und doch ist davon noch so wenig ausgemacht, daß viele sogar an der Existenz der Sache zweifeln. Der Einfluß des Mondes auf die unter dem Namen der Ebbe und Fluth bekannte Bewegung des Meeres ist schon längst durch Rechnung erwiesen, und durch die Beobachtungen vollkommen bestätigt worden, und es scheint natürlich, auch einen Einfluß auf die viel leichtere und viel leichter zu bewegende Luftmasse unserer Erde anzunehmen. Allein die Ebbe und die Fluth des Meeres äußert ihre vorzüglichste Wirkung auf der Oberfläche des Oceans, und sie erscheint uns so bedeutend, weil wir sie eben an dieser Oberfläche, als an ihrem günstigsten Punkte, beobachten. Wenn wir an dem Grunde des Meeres wohnten, so würden wir wahrscheinlich nur sehr geringe und vielleicht gar keine Aenderungen desselben, in sofern sie von dem Monde herrühren, bemerken. Dieses ist aber der Fall mit jenem anderen Meere, welches uns umgibt, mit unserer Atmosphäre. Wir bewohnen in der That den Grund dieses Luftmeeres, und bemerken daher die Veränderungen nur wenig, welche der Mond an der höchsten Oberfläche dieses Meeres

---

*) Thl. 2, Buch 20, Kap. 6.

ohne Zweifel erzeugt, und welche dort sehr bedeutend seyn mögen. Neben dieser Ursache, die uns die Untersuchung des Einflusses des Mondes auf unsere Atmosphäre und auf unsere Witterung sehr erschwert, gibt es aber noch manche andere, welche uns die Sache, die wir untersuchen sollen, nur noch verwickelter machen. Unsere Witterung wird, wie es scheint, vorzüglich durch chemische Prozesse bedingt, die in der Atmosphäre sowohl, als auch auf und unter der Oberfläche der Erde vor sich gehen; und diese Prozesse sind so mannigfaltig, so heftig wirkend, und oft, indem sich mehrere durchkreuzen, so verworren, daß es immer schwer seyn wird, unter allen diesen großen und sich selbst unter einander störenden Anomalien jene kleine Wirkung zu erkennen und bestimmt aufzusuchen, die der Anziehung des Mondes angehört, und deren Einfluß auf unsern Barometer kaum vier Zehntheile einer Pariser Linie Veränderung hervorzubringen im Stande ist. Viel ist auch, wir wollen es nur gestehen, durch die Beobachter selbst gegen den Zweck gearbeitet worden, den man eigentlich zu erreichen suchte. Zwar fehlte es nicht, weder an der Anzahl, noch auch an dem Fleiße der Schnitter, um eine recht reiche Ernte zu erhalten. Aber diese Schnitter, deren Menge in der That unübersehbar ist, da sich jeder, der nur eben ein Wetterglas hat, in ihre Reihen drängt, diese Schnitter handelten ohne gegenseitige Uebereinkunft: jeder zog an seinem Stricke aufs Gerathewohl, unbekümmert um seinen nächsten Nachbar, und diese Stricke waren häufig so schlecht, die Instrumente so unsicher und so wenig unter einander übereinstimmend, daß die Sache selbst, eben durch die Menge der Arbeiter und durch den überall thätigen Eifer derselben, nur immer mehr verworren und unkenntlich gemacht wurde. Von welchem Gegenstande gibt es wohl mehr Beobachtungen, als eben von unserer Witterung, und von welchem ist demungeachtet weniger noch ausgemacht, als wieder von ihr? Wir sehen in jedem unserer Kalender für Monate, für ganze Jahre die Witterung des Landes voraus bestimmt, aber wo ist der Mann, der diese Witterung auch nur für die nächste Woche, auch nur in seinem kleinen Wohnort mit Verläßlichkeit zu bestimmen im Stande ist? So mag es immerhin in anthropologischer Beziehung merkwürdig seyn, daß unter allen menschlichen Bemühungen gerade dort am wenigsten ausgerichtet worden ist, wo seit Jahrhunderten Groß und Klein, Jung und Alt, Gelehrt und Ungelehrt sich angespannt und mit allen Kräften fortgezogen haben, ohne deßhalb den alten Wagen auch nur um eine Spanne weiter zu bringen, als ihn die Vorgänger gebracht haben mögen. Auch ist nicht leicht irgendwo mehr gefaselt, gesalbadert und oft auch ohne Scham und Scheu gelogen wor-

den, als auf den häufigen und von aller Welt betretenen Gemeinplätzen der Meteorologie, und doch finden sich noch heut zu Tage nirgends frömmere und sich und ihre Vernunft mehr gefangen gebende Gläubige, als auf denselben Plätzen, wo unter hundert unwahren Voraussagungen eine einzige, die zufällig eintrifft, alle anderen nicht eingetroffenen vergessen macht, und den schon so oft getäuschten Glauben wieder von Neuem anfacht.

Uebrigens sieht man es hier mehr, als irgendwo, daß es bey den Naturwissenschaften nicht auf spitzfindige Hypothesen oder auf gelehrte Systeme, sondern daß es auf gute Beobachtungen ankömmt, auf reine, umsichtige, mit verläßlichen Instrumenten angestellte, und, was hier durchaus nicht übersehen werden darf, auf unter günstigen Umständen gemachte und geschickt unter einander verbundene Beobachtungen. Bloße sogenannte theoretische Erklärungen sind nur selten diejenigen, welche die Sache in der That fördern. Was hat man in Schulen und Büchern seit Jahrhunderten schon alles erklärt, was man demungeachtet noch heut zu Tage nicht versteht. Es sieht so aus: aber daß es so aussieht, davon ist die Ursache gar oft in unserer Brille oder in den gemalten Fensterscheiben zu suchen, durch welche wir die Natur zu betrachten glauben, während wir doch nur das Mittel betrachten, das wir für die Natur halten, und während die Dinge, die jenseits dieses Fensters liegen, vielleicht gar keine Aehnlichkeit mit den gemalten Figuren haben, die nur der Glasscheibe, aber nicht der Natur selbst angehören.

Bey meteorologischen Untersuchungen aller Art scheint es mir besonders nothwendig, nicht bloß auf den Himmel, auf die Lage des Mondes, auf die Konstellationen der Planeten u. dgl. zu sehen, sondern auch die anderen, meistens viel wichtigeren Ursachen zu bemerken, welche den jedesmaligen Zustand unserer Atmosphäre bestimmen, und welche, wenn ich nicht irre, größtentheils von der Erde selbst kommen. Selbst bey mehreren Gewittern ist, wie Lichtenberg sagte, die Wolke nur das halbe Gewitter, und die reichliche zweyte Hälfte kömmt von der Erde, von dem plötzlichen Uebermaße oder auch von dem plötzlichen Mangel der Elektricität der Erde. Welche chemischen Operationen, Verbindungen und Zersetzungen mögen täglich nur in dem Theile der Erdoberfläche vor sich gehen, den unser kleines Europa bedeckt, und wie viel von diesen Veränderungen mag auf die Konstitution unserer Atmosphäre einwirken, welche letzte vielleicht nur als der Schaum von der Suppe angesehen werden soll, die unten gekocht wird.

Abgesehen von diesen Betrachtungen suchte unser Verfasser unmittelbar den Einfluß, den der Mond auf unsere Atmosphäre

hat, aus den Beobachtungen abzuleiten. Er hat darin schon in Toaldo, Lamark u. a. Vorgänger, die aber aus dieser, wie es scheint, nicht ergiebigen Mine nur wenig Bedeutendes zu Tage gefördert haben. In den neuesten Zeiten hat besonders Flaugergues zu Viviers in Frankreich diese Wirkung des Mondes untersucht. Er wählte dazu die periodischen Aenderungen, welche man an dem Barometer bemerkt, und die dem Laufe des Mondes zu folgen scheinen. Obschon die von ihm gefundenen Resultate auf eine Reihe von zwanzigjährigen Barometerbeobachtungen gestützt sind, so machte doch späterhin Bouvard in Paris dagegen die Einwendung, daß der Einfluß des Mondes auf das Barometer, der Theorie und Erfahrung gemäß, viel kleiner seyn müsse, als Flaugergues gefunden hatte.

Unser Verfasser hat diesen Weg größtentheils verlassen, und jenen Einfluß des Mondes auf unsere Atmosphäre vorzüglich durch die Beobachtungen der regnichten Tage während den verschiedenen Stellungen des Monds abzuleiten versucht. Er hatte in allem 28jährige Beobachtungen dieser Art von Augsburg, Stuttgart und München vor sich, und er suchte nun daraus, wie sich die Menge der Niederschläge oder die Anzahl der regnichten Tage zu der synodischen, anomalistischen und tropischen Umlaufszeit des Mondes verhalte. Ob es nicht zu wünschen gewesen wäre, nebst dem Regen auch andere Erscheinungen in unserer Atmosphäre zu Rathe zu ziehen, und ob die Periode von 28 Jahren nicht etwas zu kurz ist, um darauf ganz sichere Resultate zu bauen, wollen wir hier übergehen, und dafür bemerken, daß durch das von dem Verf. gewählte Verfahren immer ein sehr lobenswerther Anfang gemacht wurde, der von seinen Nachfolgern noch weiter verfolgt zu werden verdient. Wir setzen die Endresultate des Verfassers hier an, und wünschen bald eine Bestätigung derselben aus anderen Beobachtungsreihen zu erhalten, an denen wir keinen Mangel haben, da z. B. die Akten der Mannheimer Akademie uns Materialien genug zu diesen Untersuchungen anbieten. Die hier folgenden Zahlen, bey welchen wir die Brüche weglassen, geben an, wie viel Regentage es unter hundert Tagen bey der zur Seite angegebenen Stellung des Mondes gegeben hat. So fand also der Verfasser aus seinen Untersuchungen des synodischen Umlaufs:

Für	den	Neumond	43	Tage,
»	»	I. Oktant	43	»
»	»	I. Viertel	44	»
»	»	II. Oktant	47	»
»	»	Vollmond	46	»

Für den III. Oktant	45	Tage,
» » II. Viertel	39	»
» » IV. Oktant	38	»

Das heißt also, unter 100 Neumondstagen waren 43 Regentage u. s. w. Man sieht, daß der meiste Regen zwischen das I. Viertel und den Vollmond, oder auf den II. Oktanten, der wenigste Regen aber nach dem II. oder letzten Viertel oder auf den IV. Oktanten fällt. Der Regen nimmt zu vom Neumond bis zum II. Oktanten, und ab vom II. Oktanten bis zum letzten Viertel. Diese Regel scheint dem Verf. sehr sicher, da schon die Beobachtungen von vier zu vier Jahren verbunden sehr nahe dasselbe Resultat gaben. Die Niederschläge nehmen vom Neumond an offenbar in einer gewissen Ordnung zu, erreichen gegen den II. Oktanten ihr Maximum, und nehmen von da wieder ab, um in der Zeit des letzten Viertels schnell ihr Minimum zu erreichen. Die Regenmenge zur Zeit des Minimums verhält sich zur Regenmenge zur Zeit des Maximums wie 38 zu 47 oder wie 100 zu 124. Diese Bemerkungen stimmen auch mit Flaugergues oben angeführten zwanzigjährigen Barometerbeobachtungen, nach welchen man folgende mittlere Barometerhöhen erhält:

Neumond	755.5	Millimeter,
I. Oktant	755.4	»
I. Viertel	755.5	»
II. Oktant	754.8	»
Vollmond	755.3	»
III. Oktant	755.7	»
II. Viertel	756.2	»
IV. Oktant	755 5	»

so daß also der Barometer am tiefsten steht zur Zeit des II. Oktanten und am höchsten zur Zeit des II. Viertels, wo für die erste Zeit, nach dem Vorhergehenden, die meisten, für diese aber die wenigsten Regentage Statt haben. Der Verf. verglich noch diese Verhältnisse zur Zeit des Sommers und des Winters, zur Zeit der beyden Solstitien u. s. w., und fand daraus folgende Endresultate: 1) Das Maximum des Regens fällt immer in die Nähe des II. Oktanten, und das Minimum gegen den IV. Oktanten. 2) Die Periode der abnehmenden Regenmenge zwischen jenen beyden Epochen ist etwas kürzer, als die Periode der zunehmenden Regenmenge, nahe im Verhältnisse von 7 zu 9. Ferner fällt 3) das Maximum des Regens im Sommer etwas später, im Winter etwas früher, und eben so das Minimum. Damit stimmen auch die Beobachtungen der Regenmenge durch

Hyetometer nahe überein. Alles scheint dafür zu zeugen, daß die meisten heiteren Tage in die Zeit des IV. Oktanten, und die meisten trüben Tage in die Zeit des II. Oktanten fallen, oder daß es kurz vor dem Neumond am meisten, und kurz vor dem Vollmond am wenigsten heitere Tage gebe.

Nach diesen Untersuchungen geht der Verf. zu dem anomalistischen Mondmonat über, und findet im Komplex aus seinen 28jährigen Beobachtungen mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die Regentage zur Zeit der Erdnähe des Mondes zahlreicher sind, als zur Zeit der Erdferne, und zwar in dem Verhältnisse von 49 zu 42 oder von 7 zu 6. Der meiste Regen fällt am Tage der Erdnähe selbst, der wenigste zwey Tage nach der Erdferne. Flaugergues zwanzigjährige Barometerbeobachtungen bestätigen auch dieses Resultat, da dieses Instrument im Mittel bey der Erdnähe nahe ein Millimeter tiefer stand, als bey der Erdferne. Der Einfluß der nördlichen oder südlichen Deklination des Mondes scheint aber auf die Apsiden desselben störend einzuwirken, wie dieses auch bey der Ebbe und Fluth des Meeres der Fall ist, und es gehört wohl eine größere Anzahl genauer Beobachtungen dazu, diese beyden Einwirkungen von einander zu trennen, wie denn überhaupt der Verf. seinem Hange, feste Resultate zu erhalten und bestimmte Regeln aufzustellen, vielleicht mehr nachgibt, als es bey dem gegenwärtigen Zustande seines Gegenstandes mit Sicherheit gethan werden kann. Verläßlicher fallen seine Unternehmungen, wie zu erwarten war, da aus, wo er am Ende die Vereinigung der wirksamsten Punkte des Mondes auf unsere Atmosphäre betrachtet, obschon ihm da wieder die gewünschte größere Zahl von Beobachtungen mangelt, da jene Vereinigung sich im Laufe mehrerer Jahre nur selten ereignet. Er fand so unter 100 Tagen:

In der Erdnähe und II. Oktanten . . .	57	Regentage,
» » Erdnähe und Voll- oder Neumond	44	»
» » Erdnähe im Knoten	49	»
» » Erdferne im Knoten	39	»
» » Erdferne im II. Viertel	37	»
Im Vollmond im Knoten	50	»
» Neumond im Knoten.	47	»

Diese Zahlen zeigen, daß z. B. die meisten Regentage zu erwarten sind, wenn die Erdnähe in den II. Oktanten oder bald nach dem ersten Viertel fällt; die wenigsten Regentage aber, wenn die Erdferne in das letzte Viertel fällt. Allein diese Erwartungen haben noch lange nicht die Sicherheit, welche man brauchen würde, um darauf eine Art von Vorhersagung der künftigen

Witterung zu bauen. Die erste dieser Zahlen sagt nur, daß in einer Zeit von 28 Jahren, so oft die Erdnähe des Mondes in den II. Oktanten fiel, von 100 Tagen im Mittel 57 Regentage und 43 heitere Tage waren, und da diese zwey Zahlen 57 und 43 noch so wenig von einander verschieden sind, und die Anzahl der Beobachtungsjahre, aus denen sie abgeleitet wurden, noch so klein ist, so läßt sich daraus noch keine Vorherbestimmung der Witterung, selbst für solche Kardinalepochen, mit Sicherheit ableiten, und es bleibt uns daher nichts anderes übrig, als die Beobachtungen noch weiter fortzusetzen, um vielleicht später durch eine umsichtige Bearbeitung derselben eine größere Verläßlichkeit in die daraus abzuleitenden Resultate zu bringen.

Dieser Mangel an zweckmäßigen Beobachtungen zeigt sich selbst in dem gegenwärtigen Werke, wo der Verf. S. 57 u. f. die Eigenschaften ganzer Perioden von mehreren Jahren vergleichen will. Es bleibt ihm da nichts anderes übrig, als die eigentlich meteorologischen Beobachtungen, die hier nicht mehr ausreichen, durch andere zu ersetzen, die mit der Witterung der einzelnen Jahre wenigstens in einigem Zusammenhange stehen. Er wählte dazu etwa fünfhundertjährige Nachrichten über die Güte des Weines in den Neckargegenden (Stuttgart 1778), und suchte diesen zuerst die bekannte neunzehnjährige Periode anzupassen, in welcher die Syzygien und Quadraturen nahe wieder auf dieselben Monattage fallen. Er findet, daß das Verhältniß der schlechten Jahre zu den guten am größten ist, nämlich 100 zu 225, zu der Zeit, wo die Abweichung des Mondes in den Lunistitien am größten oder gleich 28° 20′ ist; am kleinsten aber, nämlich 100 zu 94, wenn diese Abweichung des Mondes am kleinsten oder gleich 18° 40′ ist. Jenes hatte z. B. in den Jahren 1764, 1783, 1802 und 1821, dieses aber in den Jahren 1809 und 1828 Statt. Dieses Resultat wurde auch bestätigt, als er dieselben Beobachtungen nach der Periode der Mondsknoten verglich, die bekanntlich 18 Jahre und 7 Monate beträgt: immer gaben die Jahre mit großen Deklinationen der Lunistitien mehr als doppelt so viel gute Jahre als schlechte, während die Zeiten mit geringer Deklination der Lunistitien nahe gleich viel gute und schlechte Jahre erzeugten. Diese merkwürdige Erscheinung wiederholte sich auch, wenn die gegebenen 500 Jahre von 100 zu 100, oder von 200 zu 200 Jahren untersucht wurden, und es wäre zu wünschen, daß unsere Meteorologen auf dasselbe ihre Aufmerksamkeit richteten. Auch findet der Verf. aus seiner fünfhundertjährigen Periode, daß die meisten guten Weinjahre in die Zeiten fielen, wo die Apsiden in der Nähe der Lunistitien

eintraten, die wenigsten aber, wenn sie in die Nähe des Aequators kamen.

Durch alles Vorhergehende scheint uns zuerst der Einfluß des Mondes auf unsere Atmosphäre und insbesondere auf unsere Witterung über allen Zweifel erhaben, und dieß kann allerdings als ein wichtiger Schritt in unserer Meteorologie angesehen werden, da dieser Einfluß noch in unseren Tagen von vielen ausgezeichneten Naturforschern und Aerzten gänzlich geläugnet worden ist, wodurch denn alle weitere Untersuchung dieses Einflusses als überflüssig abgewiesen werden mußte, was der Meteorologie nicht anders als schädlich seyn konnte. Es scheint uns aber auch zweytens der Verf. bereits einige Hauptmomente dieses Einflusses sehr glücklich und scharfsinnig aufgefaßt, und dadurch die eigentliche Bahn geöffnet zu haben, auf welcher wir bey unseren Witterungsbeobachtungen weiter fortschreiten sollen. Denn, wenn man auch die Resultate, zu welchen er gelangt ist, nicht alle unbedingt unterschreiben möchte, so muß man doch gestehen, daß viele von ihnen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzen, und daß die Art, wie der Verf. verfährt, um zu diesen Resultaten zu gelangen, von Beobachtungsgeist zeugt, und sich sehr vortheilhaft von dem zwecklosen Treiben der meisten unserer sogenannten Meteorologen unterscheidet. Den bisherigen Einwendungen, die man gegen diese Untersuchungen, ihre Nutzlosigkeit zu zeigen, gemacht hat, weiß er sehr geschickt zu begegnen. So hat z. B. schon der wackere Bode in Berlin, durch eine zur Zeit einer Sonnenfinsterniß verfertigte Karte von Norddeutschland, zeigen wollen, daß bey den Bestimmungen der Witterung durchaus an keine feste Regel zu denken sey, weil sich, oft selbst in einem kleineren Bezirke, alle Arten von Witterungen zu gleicher Zeit einfinden. Allein es ist nicht nur möglich, sondern selbst sehr wahrscheinlich, daß in einzelnen Gegenden örtliche Ursachen oft viel mächtiger auf die Witterung einwirken, als dieses der Einfluß des Mondes zu thun im Stande ist. Man kann dasselbe auch von den täglichen Variationen des Barometers in einzelnen Gegenden sagen, die oft sehr viele Verschiedenheiten und Anomalien zeigen, obgleich das Hauptgesetz dieser Variationen deutlich hervorgeht, sobald man nur eine größere Anzahl genau angestellter Beobachtungen zu vergleichen sich die Mühe nimmt. Auch bey der Ebbe und Fluth des Meeres zeigen sich jene Anomalien, die lokalen Ursachen, Strömungen, Winden u. dgl. zugeschrieben werden müssen, während demungeachtet das Hauptgesetz, nach welchem die Ebbe und Fluth des Ozeans erfolgt, feststehend ist, da sich die mittleren Erscheinungen desselben durch Berechnung mit Sicherheit vorausbestimmen

lassen. Jene Anomalien würden nur dann gegen eine regelmäßige Einwirkung des Mondes sprechen, wenn sich in einer genau durchgeführten Berechnung mehrjähriger Beobachtungen durchaus keine Ordnung, kein Zusammenhang mit dem jedesmaligen Standpunkte des Mondes zeigte, was aber, nach dem Vorhergehenden, keineswegs der Fall ist. — Obschon übrigens Laplace und Bouvard durch genaue Rechnungen gezeigt haben, daß die Größe der durch den Mond verursachten atmosphärischen Fluthen nach den Gesetzen der Attraktion nur sehr gering seyn kann, so ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß die Veränderungen unserer Atmosphäre, besonders die des Drucks der Luft, bloß nach den Gesetzen der Attraktion erfolgen, da chemische Prozesse über und unter der Oberfläche der Erde, Wärme, Elektricität u. dgl., einen sehr bedeutenden Einfluß auf jene Veränderungen ausüben müssen, einen Einfluß, der sich bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Analyse nur schwer oder gar nicht der Rechnung unterwerfen läßt. Für unsere Gegenden um Wien sind besonders die Resultate merkwürdig, welche der bekannte Pilgram (Untersuchung über das Wahrscheinliche in der Wetterkunde. 2 Vol. 1788) aus 25jährigen Beobachtungen abgeleitet hat. Der Verf. des gegenwärtigen Werkes stellt sie mit jenen zusammen, die Toaldo (De la infl. degli astri 1781) mitgetheilt hat. Nach diesen beyden Naturforschern änderte sich die Witterung bey hundert Beobachtungen:

	nach Toaldo in Padua.	nach Pilgram in Wien.
im Neumond	86mal	58mal
im Vollmond	84 »	63 »
in den Vierteln	71 »	63 »
in der Erdnähe	86 »	72 »
in der Erdferne	81 »	64 »
in den nördlichen Lunistitien	73 »	67 »
in den südlichen Lunistitien	74 »	64 »
im Neumond und in der Erdnähe	97 »	80 »
im Neumond und in der Erdferne	88 »	64 »
im Vollmond und in der Erdnähe	91 »	81 »
im Vollmond und in der Erdferne	89 »	68 »

Es ist Schade, daß dabey nicht bemerkt wurde, auf welche Art sich die Witterung änderte, immer aber hat eine auffallende Uebereinstimmung der beyden Beobachter in den Hauptverhältnissen Statt. — Die mittlere jährliche Regenmenge in den Umgebungen Wiens wird nur zu 16 Par. Zolle angegeben (Encyklop. der Landwirthschaft der Deutschen. 1829. IX. Band),

während sie in Stuttgart 24, in Augsburg 36 Zoll beträgt. Wien soll im Mittel nur 114 Regentage im Jahre haben, während in Augsburg 148 und in Stuttgart 155 Regentage auf das Jahr kommen.

Den Beschluß des Werkchens machen einige rhapsodische Zusammenstellungen von den Einflüssen des Mondes auf die belebte Natur, und von der Wirkung des Mondlichtes auf die Pflanzen: daß gewisse Gewächse, zur Zeit des zunehmenden Mondes gesäet, besser gedeihen; daß der Saft in den Bäumen vom Neumond zum Vollmond mehr in die Höhe steigen soll; daß bey Geisteskranken die Paroxysmen zur Zeit des Vollmonds zunehmen; daß Hämorrhoiden und Menstruationen mit den Syzygien in Verbindung stehen; daß gewisse Kröpfe sich mit den Phasen des Mondes vergrößern und verkleinern, und was dergleichen mehr seyn mag. Da der größte Theil dieser Beobachtungen noch nicht konstatirt ist, so würden sie vielleicht besser ganz übergangen worden seyn, um den Eindruck des Vorhergehenden, dem Rechnung und fortgesetzte Anschauung zu Grunde liegt, nicht zu schwächen. Wünschenswerth ist es allerdings, daß Naturforscher und Aerzte auf diese Erscheinungen ihre besondere Aufmerksamkeit richten, was bisher viel zu wenig geschehen ist, da die meisten dieser Bemerkungen nur von Landleuten oder von der Sache unkundigen Beobachtern herrühren mögen. Besonders sollten die Vorsteher großer Krankenhäuser darauf achten, diesen selbst von den Aerzten so oft schon besprochenen, aber immer noch im Dunkeln liegenden Gegenstand ins Reine zu bringen. Die feinsten Instrumente, welche wir anwenden können, sind vielleicht unsere Nerven, besonders im krankhaften Zustande, und wenn irgendwo, so ist hier Hoffnung, bald zu entscheidenden Resultaten zu kommen, wenn anders auf die gehörige Art, mit Einsicht und Umsicht, verfahren wird. Ein einfacher Kalender, wie man ihn in Frankreich schon vor einigen Jahren für die Aerzte ausgeführt hat, würde zu dieser Absicht wesentlich beytragen, wenn in ihm die Tage der Phasen des Mondes, der Erdferne und Erdnähe, des Durchgangs durch die Knoten, der Lunistitien ꝛc. bemerkt werden, und wenn der Beobachter bemüht ist, diesen Tagen die Erscheinungen beyzufügen, die er bey seinen zahlreichen Kranken, besonders den Nervenkranken, den an akuten Fiebern oder an hysterischen Zufällen Leidenden, zu bemerken Gelegenheit hat. Eine Sammlung dieser Beobachtungen, von aufmerksamen und parteylosen Männern zusammengetragen, würde vielleicht schon in wenigen Jahren geeignet seyn, einen Gegenstand aufzuklären, der mit dem Wohle der Menschheit so innig zusammenhängt, und über den wir noch so wenig mit Be-

stimmtheit zu sagen wissen. Wie es sich aber auch mit diesem Vorschlage verhalten mag, dessen Ausführung wir anderen überlassen müssen, immer gebührt unserm Verf. aufrichtiger Dank für seine Bemühungen, und für die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Gegenstand behandelt hat, der bisher von den meisten unserer Meteorologen nur mißhandelt worden ist, indem er durch seinen Vorgang den Weg gezeigt hat, der eingeschlagen werden muß, wenn man in einer so verwickelten Sache zu stehenden Resultaten gelangen will. J. J. Littrow.

Art. VIII. 1) *Monumentorum Boicorum collectio nova.* Edidit academia scientiarum boica. Volumen I Pars I. Monachii. Typis M. Lindauer, Typographi aulici. MDCCCXXIX. Auf dem zweyten Titel: Volumen XXVIII.

2) Ueber die *Monumenta Boica.* Gelesen am ein und siebzigsten Stiftungstage der königlich-bayerischen Akademie der Wissenschaften, am 28. März 1830, durch Joseph Freyherrn von Hormayr. München, bey F. G. Franckh.

3) *Regesta* sive Rerum Boicarum Autographa ad annum usque MCCC e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem in Bavarica, Alemanica et Franconica synchronistice disposita cura Caroli Henrici de *Lang,* Sacrae Coronae Bavaricae Equitis aurati. III. und IV. Band. München, auf königliche Kosten. 1828.

4) Bayerns Gauen nach den drey Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojoaren, aus den alten Bisthums-Sprengeln nachgewiesen von Karl Heinrich Ritter v. Lang. Nürnberg, bey Riegel und Wießner. 1830.

5) Das römische Antiquarium zu Augsburg. Beschrieben von Dr. v. Raiser, königl. bayr. Regierungs-Direktor, Ritter des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone, und korrespondirendem Mitgliede der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in München. — (Des verdienstvollen Mannes Streben geht dahin, ein Bayern unter den Römern, so vollständig als möglich, aus Denkmalen und Quellen herzustellen, — und aus seinen reichen Urkundensammlungen, Ort für Ort, die Notizen über das Mittelalter nachfolgen zu lassen. — Dieses geschah in nachstehender Reihe: a) Die römischen Alterthümer Augsburgs und des Ober-Donaukreises, mit 49 Abbildungen auf 13 Kupfertafeln. — b) Guntia, des Constantinus Chlorus transitus Danubii Guntiensis, die Donaustadt Günzburg und die Markgrafschaft Burgau. — c) Lauingen an der Donau, mit neuen Funden römischer Gräber, Münzen und anderer Alterthümer. — d) Drusomagus und Sedatum. — e) Antiquarische Reise von Augusta nach Viaca, oder den römischen 7 castris ad vias; dann nach Venaxomodurum und Coe-

lio-Monte, mit bedeutenden Ausgrabungen vindelizischer und römischer Waffen, und alemannisch-suevischer Münzen).

6) Oesterreich unter Herzog Albrecht IV., nebst einer Uebersicht seines Zustandes im XIV. Jahrhundert, von Franz Kurz, Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. I. und II. Theil 1830. Linz, bey Joseph Fink.

Es war nicht blos die Untrennbarkeit der Geschichten Oesterreichs und Bayerns bis in das große Zwischenreich und die Stammes- und Sprachverwandtschaft beyder Völker, es war auch eine unwillkürliche Huldigung so vielseitigem Verdienste um das Quellenstudium, um die Geschichtsforschung, um Archivswissenschaft und Kritik, welche die Wiener Jahrbücher seit den zwölf Jahren ihres Bestandes, mit beynahe größerer Aufmerksamkeit der historischen Literatur Bayerns, als der eigenen heimischen zugewendet hat. — Der rasche Fortgang der neuen, der regenerirten bayerischen Monumente genügt in erfreulicher Weise den Wünschen, in eben diesen Jahrbüchern ausgesprochen, in der Würdigung des Archives der Frankfurter Gesellschaft für die Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters XII. 250, XVI. 214, XIX. 101, und XXXIX. im Anzeigeblatt 1—12. — Die Anzeige des ersten Bandes der neuen, oder des acht und zwanzigsten der alten Sammlung macht sich am füglichsten in der gleichzeitigen Anführung der unter Nro. 2 angeführten akademischen Gedächtnißrede, welche die Geschichte dieser merkwürdigen Sammlung entwickelt, und die Vorsätze und Vorzüge der jetzt begonnenen Herausgabe darlegt.

»Ohne Vaterlandsgeschichte keine wahre Vaterlandsliebe!« war die wahrhaft fürstliche Losung, mit welcher Max Joseph III. am 28. März 1759 die Münchner Akademie eröffnete, deren edle Gründer einen Codex Bojoariae absolutissimus oder ein bayerisches Corpus diplomaticum schon in ihren früheren, halbverstohlenen (als gälte es einem Werke der Finsterniß!) patriotischen Zusammenkünften, als einen ihrer Hauptzwecke vorgesteckt hatten. — Warum mit den Urkunden der Klöster, nicht mit den viel wichtigeren des Staates, nicht mit den viel wichtigeren der Hochstifter angefangen wurde, ist hier klar angegeben. Noch war nämlich in den Archiven des Staates jene ängstliche Geheimnißkrämerey bey weitem nicht besiegt, die dem politischen Gewicht und den wohlbegründeten Rechten und Ansprüchen Bayerns nicht weniger Schaden brachte, als der Wissenschaft selbst: eine Aengstlichkeit, welche Attenkofer's und Oefele's gleichzeitige Bemühungen schwer und verdrießlich gemacht hatte, und die durch Lori's rücksichtslose Kühnheit, Thateifer und Witz nur noch mehr eingeschüchtert schien. — Mit den Archiven der

Hochstifter konnte eben so wenig begonnen werden. — Salzburg, Paßau, Regensburg, Freysing, Bayerns edelste Lebenstheile, von Bayern abgerissen, argwöhnisch gegen das Mutterland und ein Jahrtausend lang meist einer fremden, offen oder heimlich feindseligen Richtung folgend, war für Bayern ein unendlich empfindlicherer Verlust gewesen, als jener des fernen Holland oder Brandenburgs, oder der tuskischen Erbschaft der Welfen. — Der Bayern schönste Siegestage wurden dadurch Siege über Bayern. Die Bischöfler sind mit unter den Flüchtlingen von Scharding und Gammelsdorf, und der ganze Salzburger und Paßauer Adel unter den Gefangenen von Ampfing und Mühldorf! — Das von Bayern über diese Hochstifter angesprochene Jus regium machte sie eben so argwöhnisch, als die auch in Oesterreich seit dem letzten Jahrzehende Theresias rasch auf einander folgenden landesherrlichen Verfügungen circa sacra, die Amortisationsgesetze, die neuen Steuersysteme — Paßau's Archive blieben (theilweise Mittheilungen an Hund und Hansitz abgerechnet) bis zur großen Säkularisation 1802 ängstlich verschlossen. Dennoch sind die hierarchischen Archive ihrer Natur nach die ältesten, die städtischen Archive die reichhaltigsten. — Paßau, Salzburg, Regensburg, Freysing, Alteich, Tegernsee, Metten, Osterhofen, Weltenburg ꝛc. haben die Lande ob und unter der Enns wieder völlig christianisirt, kolonisirt und kultivirt. Sie haben den Sieg der lateinischen über die griechische Kirche bey den Windischen an der Drau sowohl wie bey den Moldauer und Elbslaven entschieden, und in Ungern unter Geysa, dem letzten Herzog, und unter Stephan, dem ersten Könige, ging das Bekehrungsgeschäft von Bayern aus. — Aus dem Donaugau und aus Ostfranken, aus dem Traungau, Chiemgau und Salzburggau kam in die Marken wider Ungern und Böhmen jenes unvergleichliche Heldengeschlecht der Babenberger. Es kamen die Arnolde und Gottfriede von Wels und Lambach, die Ekberte von Neuburg und Pütten, die Aribonen und Ottokare zu Leoben und Steyer. Die Bogen breiteten sich aus zwischen dem Nordwald, der Donau und dem Kamp, zu Windberg ein eigener Zweig. Günstig war ihnen die häufige Verschwägerung mit den Przemyslidischen Herzogen und Königen Böhmens — Mit den Scheyern errangen sie großes Gut in Carentanien, hier Gurkfeld, der Bogen Hauptsitz. Die Thüringer aus Weimar gewinnen die untersteyrische Mark. Sie und die Ihrigen bis tief in Istrien hinein, leben nach salischem Gesetz, während Volk und Nachbarn ringsum nach bayerischer, slavischer und longobardischer Satzung. Früh schon sitzen die Ebersberger, Ungerhelden vom Krap-, Welser- und Lech-

feld, wie an der Url, so auch am Strudel und Wirbel der Donau und hinauf, bis Mölk gegenüber, auf dem Schlosse Persenbeug, wo Heinrich III. 1045 in die bekannte Gefahr kam. Auch zwischen der Drau und Save hatten die Sempt-Ebersberger vieles Land. Später kam es an die Weimare und Eppensteine. Die den Ebersbergern verschwägerten Marquarde des Nordgaues, Gesippte der Hirschberge, Hohenburge und Lechsgemünde, wichen dem Zwiespalt Otto des Großen mit den Söhnen Arnulfs des Bösen in Carentaniens Berge, erwarben dort ansehnlichen Besitz und selbst das Herzogthum. Beydes gedieh durch Heirath und Kaisergunst an die Sponheimer vom Rheine, die an der Lavant ein neues Sponheim gründen, das als Abtey St. Paul ihre irdischen Reste bewahrt und ein Ortenburg und Kraiburg überall mit sich bringen. Der Engelrich, dem 998 Otto III. das königliche Eigen zwischen dem Tuln- und Anzbach und die Klause an der Traisen gab, gehört wohl zu den Ahnen der Rechberg und Langenbach und der Domvögte von Regensburg. — Die Sulzbache saßen im Wiener Walde, die Vohburge auf den Trümmern des alten Carnunt, wo die Dietpolde und Konrade, Adelhaid und Kunigund, und selbst Sophia, des Gegenkönigs Hermann von Luxemburg Gemahlin, reiche Gaben niederlegten auf unser lieben Frauen Altar zu Göttweih. Die Vohburger gaben Pertronell ihren Dienstmannen, den Kranichbergern, und der Stauffe Konrad verlieh dazu den Markt. — Fränkische Ritter siedelten, als 1045 Heinrich für den entthronten Peter wider Aba gesiegt und Bamberg und Eichstädt viele Mannen in diesen Zug geführt hatten. Kuno von Rot bekam seiner Tapferkeit Lohn an der Schwarza und Piesting, Reginald an der Fischa und Leitha. Die Grafen von Playn und Burghausen kamen von Rebgau im Attergau an die Erlaf, sie hausten auf Schala und an dem Kamp und bildeten sich dort ihr eigenes Beigreich, stifteten die Benediktiner in Altenburg, gründeten den Besitz des salzburgischen S. Peter und von Michelbeuern, am Kahlenberg und an der Als, bis in die Vorstädte des heutigen Wien. — Die Wilhelme des Chiemgaues erheirateten an der Gurk und Saan, Moymarisches Gut. Heinrichs des Heiligen und des salischen Konrad Gunst bewies sich an ihnen verschwenderisch. Die Udalschalke des Huosigaues erwarben im Attergaue Stille und Hefft, und in der Ostmark St. Veit in der Au. Der letzte, der in seiner Stiftung Seitenstetten selber Mönch wurde, war mutterseits Halbbruder Ulrichs des Passauer Bischofs, der sein Gut Mardingen im Augstgau, das auf einen welfischen Zusammenhang deutet, an S. Stephansmünster in Paßau vergabte. — Daraus läßt sich die Wichtigkeit dieser Saalbücher für Oesterreich ermessen, — für

Böhmen und Obersachsen, die Wichtigkeit der Archive von Regensburg, Würzburg, Bamberg, Waldsassen und Langheim, für Schwaben S. Magnus in Füßen, Ottobeuern, Kempten, Augsburg, — und welchen Kranz der einst mächtigsten deutschen Städte fügten nicht die Jahre 1806 bis 1810 in Bayerns Loose zusammen? die vindelicische Augusta und Nürnberg, die Burg der Kaiser und der Reichskleinode, Regensburg, das seine Karavanen ins tiefste Rußland und bis nach Asien schickte, das im Donauhandel vorherrschte, Paßau und Donauwörd, einst durch denselben Handel blühend, Memmingen, den Zwischenmarkt von der Donau zu Lande nach Frankreich, die Bischofssitze von Bamberg und Würzburg, Freysing und Eichstädt, Aschaffenburg und Speyer, und wieder Ansbach und Bayreuth, Rothenburg und Schweinfurt, und noch viele altberühmte Namen in den Jahrbüchern Deutschlands, Pfalzen und Königshöfe der Karlovingen, der Ottonen und Heinriche und der beyden großen Friedriche von Stauffen.

Von 1763 bis 1795 folgten sich sechzehn Monumentenbände in ununterbrochener Reihe, die Urkunden von Au und Gars, Attel und Roth, jene von Seon, Baumburg und Chiemsee, Raitenhaslach, Ranshofen, Reichersberg, S. Zeno, — Formbach, St. Nikola und Suben, voll der köstlichsten Ausbeuten für die bayerische Ostmark, — Fürstenzell, Aschbach, Aldersbach, S. Veit, Beyharting und Mattighofen. Der VI. bis XII. Band zeigen wohl den eigentlichen Scheitelpunkt der Monumenta in den Denkmalen von Tegernsee und Steingaden, von Benediktbeuern und Wessobrun, von Ettal und Weyarn mit seinem höchst schätzbaren Falkensteinischen Saalbuche, von Diessen, Andechs, Scheftlarn, Bernried und Raitenbuch, — Weihenstephan, Schleedorf, Neuzell und Fürstenfeld, — Scheyern und Polling, mit Undersdorf und Altomünster (von welcher angeblichen Stiftung Pipin's alles Aelteste eben so verloren ist, wie von Thierhaupten, Hohenwart, Illmünster und zum Theil von Schleedorf und Metten). Ober- und Niederaltaich, Kühbach, Metten und Osterhofen schließen diese reichhaltigsten und wichtigsten sieben Bände.

Im XIII. Bande trat zu Prüfling und Weltenburg, des Bernardus Norikus Werk. Im XIV. enthalten Undersdorf, Windberg und Geisenfeld sehr viel Wichtiges, zumal für die Genealogie. — Doch hebt schon in diesem Bande die Spreue an, der neueren Orden und der unbedeutenden Klöster mit den Karmeliten in Straubing. — Neben Prüel und Mallersdorf geht sie fort im folgenden Theile mit Seligenthal, — Heiligen-Kreuz in Donauwörd, Rohr und Schönfeld bilden den XVI. Theil mit den schon im IV. Bande verheißenen geschichtlichen Aufzeichnungen

des Formbacher Abtes Angelus Rumpler, dieses trefflichen Schülers Konrad Celtes.

Hieran reihen sich nun vier Monumentenbände, die zugleich mit dem 25., dem 26. und 27., welche die Archive oberpfälzischer Klöster geben, den schwächsten Theil dieser Sammlung ausmachen. Es folgen auf Altenhohenau, Schamhaupten und Hohenwart die Urkunden der Nonnenklöster Anger und Büttrich in München, jene von S. Peter und jene der nachmaligen Hauptkirche zu Unser lieben Frauen, dann der Salvatorskirche. — Endlich brachte gleichwohl das trefflich vorbereitete Materiale Placidus Brauns, die den vindelicischen Gauen dieß- und jenseits des Lechs willkommenen Denkmale von S. Ulrich und Afra an die Reihe. — Ein eben so verdienstliches Bemühen des Stemmatographen der Sulzbache, Formbach, Neuburg und Pütten und des mächtigen Pfalzgrafen Rapotho, Joseph Moritz, gab die Diplome des in den alt-wittelsbachischen Stammreihen berühmten Ennsdorf, und des an die uralten Wundersagen und Gesänge Herzog Ernst's hinanstrebenden Castel. — Nun sank die Bedeutendheit der Sammlung neuerdings. — Es folgten aus der Oberpfalz das Brigittenkloster Gnadenberg, die Benediktiner in Michelfeld (eine Stiftung des Apostels der Lausitzer und Pommern, Otto von Bamberg), endlich auch jene der Augustiner in Schönthal und der Benediktiner in Reichenbach. Unmittelbar hieran reiht sich mit dem 28. Bande die neue Sammlung.

Die Wichtigkeit des alten Mönchswesens, die Wichtigkeit der bayerischen Klosterurkunden ist in dieser Rede nirgend mißkannt. — Daß Bayern den größten Urkundenschatz vor allen seinen Nachbarn besitzen müsse, geht schon aus einem, die Zeit vor Karl dem Großen wiederspiegelnden Bilde hervor: »Seit jene begeisterten Gottesmänner aus Frankreich die Worte des Heils gegen Osten getragen, stand die Zelle ihrer frommen Schüler am Strome zu Weltenburg. Das von des Norikums Apostel, St. Severin, am Grabe des Blutzeugen Florian erhobene Betkirchlein erhielt sich inmitten der wilden Hunivaren und der ihnen diensteigenen Slaven. — Alteich (meinte das Volk) erhebe seinen Altar über den Wurzeln einer tausendjährigen Wodanseiche? — Altomünster setzt man gerne in die Zeit, wo Pipin auf der alten Burg zu Weihenstephan geweilt, wo er den dunkeln Hochwald mit Jagdlust durchbrausend, am Würmsee die schöne Bertha gefunden, und der große Karl auf bayerischem Boden in der Wildniß der Raismühle das Licht der Welt erblickt haben soll? — Benediktbeuern gründeten wahrscheinlich agilolfingische Nebensprossen, an denen St. Korbinians Fluch über Piltrud und Grimwald durch Karl Martell sich erfüllte. Im Schmerz

um den einzigen Sohn, dem keine Blutrache werden durfte, gründeten Ottokar und Adalbert Illmünster und Tegernsee. Auchs Kremsmünster trauert (wie die Sage will) seit mehr als einem Jahrtausend um den der Jagdgefahr unterlegenen Sohn, Thassilo's Hoffnung. — Ernst und düster spiegelte sich im einsamen Ufer, Monsee, ein Bild seines Gründers Odilo in der fränkischen Haft. — Auf der Moosburg, bey St. Zeno zu Isen, in Osterhofen, in Polling, Scheftlarn, Thierhaupten, Pfaffenmünster, Wessobrun und Schliersee beteten und sangen nicht nur fromme Brüder, sondern lichteten auch den Wald, trockneten den Sumpf, bauten das gewonnene Feld. Ihre Aebte saßen mit den Bischöfen auf den Synoden der Herzoge zu Aschheim, zu Neuhing, zu Dingolfing. Die Klausner des ungeheuern Scharnitzwaldes zogen nach Schleedorf. Als Thassilo Kärnten bezwungen, setzte er zur Bekehrung der Slaven in die Schneewüste an den Ursprung der Drau Innichen, und tiefer ins Land, an die dunkeln Seen, Ossiach: — lauter zahlreiche und großmüthige Erziehungsanstalten der Agilolfinger für ihre Bayern, vollendet durch Odilos und seines großen Gehülfen Bonifacius Wiedererweckung der vor den Hunivaren aus Lorch nach Paßau geflüchteten Apostelkirche, und durch die Bisthümer in Salzburg, Freising und Regensburg.«

Mit den Staats-Urkunden, mit den Urkunden der altbayerischen, aber von Bayern weit entfremdeten Hochstifter war nicht zu beginnen, — das liegt am Tage, — selbst unter den Abteyen konnten die ersten Herausgeber sich nach gar keinem festen System richten, nicht nach dem Alter ihrer Gründung, nicht nach den Orden, nicht nach den Diöcesen, sondern nur da, wo auf eine günstige persönliche Verbindung, wo auf einen heller sehenden Abt, Prior oder Archivar zu rechnen war? Leider haben hiedurch die Monumente der altbayerischen Herzogslande den, ganz Deutschland ansprechenden, auf ganz Deutschland rückwirkenden Aufschwung des Königreiches nicht getheilt. — »Lange blieben sie blos eine sich immer mehr verknöchernde Bavaria monastica, und man pries es hie und da als ein Uebermaß von Liberalität, daß die oberpfälzischen Klosterurkunden gleichwohl als Monumenta boica gelten durften!? — Alt und oftmals wiederholt ist die Klage Semlers über die leichtblütige Mischung des Aechten und Unächten in den frühern Monumentenbänden, über Vernachläßigung der Korrektheit im Buchstaben und Sinn, der alterthümlichen Graphik und Sprachform und der Ueberschriften. — Wem mehr Recht in der Sache, wem mehr Recht in der Form zur Seite stand in dem hitzigen Streit über die vom geheimen Rathe Ritter von Lang

vor den Richterstuhl der Kritik geforderten, und gegen seinen weit überlegenen Scharfblick und seine gründlichen Sachkenntnisse, vom Tegernseer Kapitularen Günthner vertheidigten Monumente? ist eben so wenig mehr zweifelhaft, als, daß bey diesem gelehrten Zwiespalt, die Wissenschaft zuverläßig gewonnen habe! — Allerdings finden sich in den alten Monumenten Begehungs- und Unterlassungs-Fehler. Aber sie haben diese gemein mit den meisten voluminösen Unternehmungen dieser Art, wie Lünig, Dümont, Ludewig, Ughelli rc., und selbst mit diesen Gebrechen waren sie eine, allen Männern des Faches hochwillkommene, in allen Nachbarn ringsum, gemeinnützigen Wetteifer anfachende Gabe. Inmitten des Kampfes mit undankbarer Mißkennung und mit hämischer Anfeindung, bey dem Mangel an großartigen Mitteln, bey der beständigen Abhängigkeit vom guten Willen vieler Körperschaften und noch mehrerer Individuen wäre eine höhere, paläographische und kritische Vollendung, durch noch viel längeres Zuwarten allzutheuer erkauft gewesen. — Ganz gewiß bringt es immer (wie schon XXXIX. A. Z. S. 6) fest vertheidigt wurde, weit größeren Vortheil, eine wichtige Urkunde vierzig Jahre früher zu kennen, sie nach allen Seiten gewendet, beleuchtet und verglichen zu haben, als die mit schneller Kundmachung häufig verbundenen Fehler, Schaden thun. Scharfe Augen haben diese Fehler rasch entdeckt, und eben so rasch berichtiget. Vereinzelte Irrthümer dieser Art stehen nie im Verhältnisse mit dem unberechenbaren Nachtheile längeren Vorenthaltens: sey auch nur jedes Mal eine Hand breit Boden ersiegt, über Verheimlichung, Schlendrian, Trägheit und erboßten Widerstand gegen all und jedes Fortschreiten.

Die angeführte akademische Rede über die Monumenta boica sagt hier ein Wort, das fast in allen Ländern und unter allen Umständen beherzigungswerth genannt werden dürfte: — »Dem Schlechten und Gemeinen, der Anmaßung und der Heucheley (in der Literatur wie im Leben) unerbittlich, dem Anfänger ermunternd, jedem vaterländischen Unternehmen hülfreich zu seyn, dem ausgezeichneten Verdienste aber die ihm gebührende Huldigung aus vollem Herzen und mit lauter Stimme darzubringen, das ist die Pflicht, das ist der Selbstlohn jeder ächten Kritik. — Nicht also, wo Lob und Tadel, statt Mittel zum Zwecke zu seyn, vielmehr selbst zum Zwecke auswachsen, — und das gilt von Allem, woran der Parteygeist seine Krallen gelegt hat. — Da ist statt wohlthuender Wärme, verzehrende Fieberhitze; statt ungetrübter Wahrheit, die trüben Brillen der Selbstsucht und des Neides; statt entgegenkommen-

der Liebe, offen zurückstoßender oder hinterlistig umgarnender Haß. Da wird bey jeder Meinungsverschiedenheit der edle Kampf um die Sache sogleich ein widriger Kampf der Persönlichkeiten. — Schadenfrohe Skandale treten an die Stelle der Gründe, und: — »Viel Lärmen um Nichts« — wird zur Tagesordnung.«

»Männer voll Tugend und Ehre (sagt diese Anrede ferner) ruft man nie vergebens, im Namen der Tugend und Ehre. — Ein Volk voll Kraft und Selbstgefühl, ein vorzugsweise geschichtliches Volk wird nie vergebens angerufen bey jener Losung, die ihm von jeher die höchste galt: Religion und Nationalität! — Aber der Erfahrne lernt auch bald den blinden Lärm, den falschen Angriff, die bloße Demonstration unterscheiden, die ihn nur täuschen, die seine Aufmerksamkeit von des Gegners wahrem Vorhaben ablenken sollen! — Der rechte Mann ist (wenn auch ohne argwöhnende Furcht, wie ohne Tadel) doch so blind nicht, um sich nicht zu wundern, so große Motive, wie Glauben und Vaterland, jeden Augenblick, um unbedeutender Sachen und Personen willen in die Schranken gezerrt zu sehen. — Wegwerfende Anmaßung, gesuchter Tadel, übermüthiger Witz, können wohl einen gerechten, jedoch nur flüchtigen Unwillen aufregen. Ein bedenklicheres Uebel, das sie hervorrufen, möchten wir »den zurückgetretenen Patriotismus« nennen. — Der Glaube: »Nichts gethan zu haben, so lange noch Etwas zu thun übrig bleibt,« dieser zugleich demuthsvolle, zugleich überkühne Glaube, ist für den Einzelnen, wie für ganze Völker, das Geheimniß und die Losung des Sieges. — Wie gerne möchten wir dieses Feldgeschrey eigenthümlich und vorzugsweise für Bayern, mit altbayerischem Wort, als dessen »heimliche Kreide« bewahren, wie anderwärts: »Montjoye S. Denis,« oder: »hie Welf! hie Waibling!« — wie »Espérance« für die kampfesdurstigen Völker des wilden Heißsporn oder wie »St. Georg und Sieg!« für das Heldenhäuflein von Azincourt! — Nie soll, nie darf jenes unübersteiglichste aller Hindernisse des Fortschreitens, jener unglückliche Wahn: bereits auf dem Gipfel der Vollendung zu stehen, einem Volke nahen, das in seiner Historie das untrügliche Gegengift dieses Irrthums zur Hand hat, — nein, niemals.

Auch an den bayerischen Monumenten hat es sich gezeigt, daß jene Fehler am wenigsten verbessert werden, die man nicht einmal zugeben will. Als jener Streit zwischen Lang und Günthner wegen der Monumente, zwischen Lang und Palhausen über Bayerns alte Gränzen, über die Unabhängigkeit der Agilolfinger von den Merovingen und noch über viele

andere Gegenstände der bajuvarischen Urgeschichte, jener häßlichen Fehde zwischen den Nord- und Süddeutschen allzubald nachgefolgt war, schien es nicht mehr ferne zu seyn, daß man zum Beweise seines Patriotismus (wie Galilei zum Beweise seiner Rechtgläubigkeit auf die Rotation der Sonne um die Erde) hätte darauf schwören müssen: die Monumenta seyen just so, mit den unzähligen Sinn- und Sprachfehlern am allerbesten, und wer anders meine, sey ein Feind und ein Verräther!? — Dennoch hatte gerade die Heftigkeit jenes Streites die gute Folge, daß die Regierung selbst aufmerksam wurde, daß sie eine gänzliche Revision der Monumente verfügte, daß diese zugleich durch ein dreyfaches Verzeichniß der Orte, der Namen und Personen zugänglicher und genießbarer wurden. — Allein das laute Verlangen der Vaterlandsfreunde, wie der auswärtigen Kenner, galt weniger den, wenn auch noch so zahlreichen Druckfehlern, als vielmehr der Auswahl. Es galt jenem, durch ein Vierteljahrhundert andauernden Liegenlassen des Wichtigen, der Kaiserbriefe, der hochstiftischen, des reichsstädtischen, der reichsabteylichen Denkmale, dieser goldenen Schlüssel der gesammten Verfassung des mittelalterlichen Deutschlandes. Es galt jener standhaften Liebhaberey für das Unwichtige, das dem Wichtigen seinen Raum und (was noch empfindlicher ist) die ohnehin nicht übergroßen Mittel entzog. Es galt dem unermüdeten Fortdrucken, der blos chronologisch zusammengewürfelten und häufig unkorrekten Klosterurkunden, und jener anhaltenden Harthörigkeit gegen die, doch ziemlich leichte Erfindung, das Bedeutende ganz, das Unbedeutende blos excerpten- oder regestenweise zu liefern, und das völlig Werthlose gleichwohl der verdienten Vergessenheit zu überlassen.

Das Zurückschrauben der Begriffe, in der wir leben, als Maßstab einer fernen Vorwelt, deren Harnische wir gleichwohl nimmer zu tragen, deren Schwerter wir nimmer zu führen vermögen, das Beurtheilen jahrhundertalter Institutionen nicht nach sich selbst, nicht mit sich selbst, sondern mit den Ansichten und Bedürfnissen unserer Tage, war allzuhäufig ein überschäumender Born von Irrthümern und Mißgriffen, und mußte es seyn. — So haben wir oft, was die Monumente gebracht, unter dem allgemeinen Namen von Klosterurkunden als unbedeutend, als gehaltlos verwerfen, und hiemit das Kind sammt dem Bade ausschütten sehen! Aber wie viele Lichtstrahlen sind aus diesen Klosterurkunden in die Vorzeit Bayerns und seiner Nachbarlande gedrungen? Wie viele lebendige Bilder des öffentlichen und häuslichen Lebens, der Sitten und Verfassung, des Gewerbsfleißes und der Vertheilung des Eigenthumes

finden sich nicht in diesen Bänden? Allein wer dürfte nicht eine der alten deutschen Erbsünden, jene verknöcherte Vollständigkeitssucht beklagen, in dem getreuen Abdruck unzähliger, meist gleichlautender Bullen, Breveformeln, Ablaßbriefe, ewigen Lichts-, Jahrtags- oder Messenstiftungen, der Fürsorge für Wein und Oel, für die mauthfreye Naufahrt des benöthigten Weins, Panisbriefe, Mauthpässe, zahlloser Theilungen leibeigener Kinder von eines Klosters Knecht und von einer andern leibeigenen Magd? — Selbst solche Einzelnheiten können vielleicht durch ihr hohes Alter, durch die Person des Gebers, durch einen einzigen Zeugen, durch einen einzigen, die Sitten, die Gesetzgebung oder das gewerbfleißige Bürgerleben betreffenden Zug, durch eine einzige Rechtsanomalie, ein paar Mal wirklich von Gewicht seyn. — Aber die Monumenta boica sind nicht mehr in ihrem Beginn. Sie nähern sich bereits dem dreyßigsten Bande, somit sind alle diese Dinge schon oft und in allen möglichen Varianten wiedergekehrt, und Doubletten von Doubletten.

An freymüthigem und aus der Natur des Unternehmens, aus der Stellung und aus dem Interesse Bayerns hergeholten Einspruch gegen diesen Gang der Herausgabe fehlte es seit geraumer Zeit weder in der historischen Klasse der Akademie selbst, noch unter den dankbaren Freunden der Monumente in den Nachbarlanden, noch im Inlande selbst. Der geheime Rath von Krenner, der Präsident von Roth, Direktor Rudhart, Freyherr von Freyberg, erhoben sich mehrmals für die Regeneration dieses bedeutenden Urkundenwerkes; allein alle Versuche scheiterten an dem beharrlichen Entgegenwirken Westenrieders, der auch bey dem Streite Langs, Palhausens und Günthners im Hintertreffen gestanden hat. — Was er einst in seiner Zeit und für seine Zeit gewirkt, was er nicht nur für die Geschichte und Landeskunde, sondern auch für die tief gesunkene Muttersprache, für die Veredlung des Geschmackes, für die Nationalität überhaupt gewirkt habe, wird und darf niemals vergessen seyn; aber in den letzten 25 Jahren seines Lebens war sein Wirken vielfach mehr ein hemmendes als ein förderndes, ein beklagenswerthes Erschrecken vor den freymüthigen Ansichten und Aeußerungen seiner schönen Zeit. — Der Kern seines Wesens und Wirkens war Widerstand, zuerst gegen gefährliche Plane von außen wider Bayerns Integrität, als dann gegen die Unterdrückung und Verfinsterung von innen. Als im Schweigen und sich Verbergen die einzige Sicherheit war, Denken und Sprechen aber (offen, frey, unerschrocken, wie der rechte Mann soll) sehr gefährlich, da trat Westenrieder hervor, und da hat er ge-

sprochen. — Als aber kein Widerstand gegen unwürdigen Zwang mehr noth that, als das von ihm so heiß und treu geliebte Bayern den alterthümlichen Glanz erneute, seine Marken ausbreitete und ein kraftvoll drängendes Regen und Bewegen lange schlummernder Kräfte begann, dünkte er sich gewissermaßen ein Fremdling in der neuen Welt, die ihm vielfach mißbehagte, und bildete eine Opposition, welche das Quellenstudium und die Geschichtswissenschaft in Bayern wahrlich nicht vorwärts gebracht hat. Ihre Wirkungen waren um so nachtheiliger, als bey jener (freylich immer mehr verschwindenden), der wahren Stärke des Königreiches so nachtheiligen Sonderung der Alt- und Neubayern Viele der letztern sich um ihn sammelten, wie die Spanier um die Mumie des Cid. — Endlich griff, wie 1815, wiederum das Ministerium durch. Es verfügte die beschleunigte Herausgabe des inzwischen im Reichsarchive vorbereiteten und kritisch erörterten Kaiserselectes, der hochstiftischen und der städtischen Urkunden. — Die eine Hälfte des vor uns liegenden 28. und der folgenden Bände enthält die Kaiserurkunden von Karl dem Großen bis an das Ende des großen Zwischenreiches durch Rudolph von Habsburg: eine in ihrer Art einzige Sammlung; die andere Hälfte die Saalbücher des Hochstiftes Paßau, die für Oesterreich und Böhmen so vielfache Wichtigkeit haben. — Was von bayerischen Klosterurkunden wahrhaft wichtig ist, bleibt dessen ungeachtet unvergessen. Aber das minder Bedeutende wird nur regestenweise gegeben.

Bey diesen Berathungen über die Art und Weise der Fortsetzung der Monumente ließen sich verschiedene Kennerstimmen hören, welche zu vernehmen keinem Freunde des Quellenstudiums, der Kritik und des Archivwesens gleichgültig seyn kann. — Eine Urkundensammlung (hieß es unter Andern) hat gar keinen andern Zweck und Werth, als daß sie beweise; aber was beweise und wozu und für wen, davon hängt es ab, welche Urkunden oder welche Stellen von Urkunden aufzubewahren seyen? Man sollte glauben, nur jene, die im engern Sinne historischen Werth haben für die Aufhellung der Geschicke und der Zustände Bayerns im Mittelalter, aber nicht die, deren Inhalt nur äußerst Wenigen (z. B. Genealogen, Heraldikern, Paläographen, Sphragistikern ꝛc.) erheblich ist, denen mithin dasjenige mangelt, was allein die Bekanntmachung auf öffentliche Kosten rechtfertiget, nämlich die Gemeinnützigkeit, am wenigsten (wie bisher) alle und noch dazu in ihrer ganzen Länge, bloße Wiederholungen Anderer sind. — Weit nutzbringender schiene eine Sammlung aller historisch-wichtigen Urkunden Bayerns nach einem strengen und festen Plane. Dabey

gebe die Ordnung nach Materien in Muratori's Antiquitates Italiae medii aevi ein musterhaftes Vorbild. Inzwischen könnte doch auch die leichtere chronologische Ordnung (durch die äußerst schätzbaren Regesten des Ritters von Lang vorbereitet) ein lästiges Uebermaß vermeiden. Es seyen in den verschiedenen Archiven aus den Jahren 1290 — 1300 z. B. vierzig Urkunden vorhanden, über die Vertheilung der Kinder von Leibeigenen. Im bisherigen Gange der Monumente würden sie alle und vollständig abgedruckt. Muratori würde vier bis fünf aufnehmen, vielleicht gar keine, weil er schon eine hat, die nur wenige Jahre früher, und von jenen spätern durchaus in nichts Wesentlichem unterschieden ist. Auch bey der chronologischen Ordnung könne eben so verfahren werden, weil ihr nicht nur der Vorrath aus dem gegebenen Zeitraume, sondern auch aus dem angränzenden gegenwärtig sey. Der Endpunkt wäre das Jahr 1520, über welches hinaus wohl Niemand das Mittelalter würde erstrecken wollen? Die Monumente gingen viel zu weit herab, bis ins XVII. Jahrhundert, das einer Beleuchtung durch Urkunden gar nicht bedürfe. Abkürzung durch Auslassung alles Unwesentlichen wäre allgemeines Gesetz, das jedoch vom XIV. Jahrhundert an viel strenger als für die vorhergehenden, und am wenigsten streng auf die ältesten Urkunden anzuwenden wäre. Nebensachen könnten überdieß, so sie des Zusammenhanges wegen nicht auszulassen wären, durch kleinere Schrift die gebührende Auszeichnung erhalten.

Diesen trefflichen, an sich und objektiv kaum zu bekrittelnden Bemerkungen stellen sich subjektiv, und hinsichtlich der Ausführung manche Einwendungen entgegen. Einerseits wäre das Unternehmen in dieser Gestalt etwas ganz Neues und würde nicht als die Fortsetzung der alten, keineswegs tadelfreyen, aber doch längst begründeten und nationalen Monumenta boica angesehen werden. Es näherte sich vielmehr einem umfassenden, allen Archivaren und Kritikern Deutschlands hochwillkommenen General-Direktorium über alle, Bayern betreffende, gedruckte oder ungedruckte Urkunden, über die Monumente selbst, über die Metropolis des Hund und Gewold, über die Germania sacra des Hansitz (Salzburg, Paßau und Regensburg), die Germanica sacra von St. Blasien (nämlich Ussermanns: Bamberg und Würzburg), Kleinmayr's Juvavia, Meichelbeck's Freysing, Ried's Regensburg und die übrigen größern und kleinern Urkundensammlungen von Hoffmann und Ludwig, bis auf Placidus Braun, Buchinger, Schultes, Sprenger, die Deduktionen über Fürth, Ebrach, Langheim rc. mit eingeschlossen. Aber vor Verlauf mehrerer

Jahre könnte unmöglich Hand an die Herausgabe angelegt werden, denn dieß begehrt, daß sechs bis acht sachkundige, praktisch erfahrne Männer (nicht blos Dilettanten, nicht blos in Nebenstunden) sich damit beschäftigen, zwey allenfalls die Monumente zur Hand nähmen, daß andere den Eckhard, Scheid, Heß, die beyden Petze, Rauch, Kurz, Dobner ꝛc. und andere große Diplomaten durchgingen, und die dort gedruckten Urkunden, mit der nöthigen Hinweisung, gedrängt aber deutlich excerpirten. — Das Personal der verschiedenen Haupt- und Filialarchive und Konservatorien würde alsdann die noch ungedruckten Urkunden dazu liefern, und der communis divisor maximus der Chronologie würde die Eintheilung und Ordnung erleichtern und vereinfachen. — Allein wie viele Zeit, welche Einhelligkeit, welches Zusammenwirken der Arbeiter und der Arbeiten (die großentheils in bedeutender Entfernung von einander wirken müssen) gehört nicht dazu, um auch nur das Ganze eines Vierteljahrhunderts vor Augen zu haben, um ein Netz darüber zu spannen, um die gehörige Proportion und einen, den rechten Geist (der nicht in Jedem wohnet), hineinzubringen, um die bunte Menge des bereits Gedruckten und hier blos zu Registrirenden, und des zum ersten Male herausgebenden und in der Redaktion der Excerpten oder Regesten selbst, jenes Ebenmaß herzustellen, ohne welches ein so großes Werk der nöthigen Einheit und seines Schwerpunktes entbehrt? — »Das Leben ist so kurz und die Kunst ist so lang.« — Der durchglühende Sonnenblick günstiger Umstände weicht gar oft allzuschnell dem verdunkelnden Schneegewölk der Selbstvernachläßigung und der Gleichgültigkeit. — Allzuoft wird das Bessere der gefährlichste Widersacher des Guten, und über dem löblichen Streben nach einer völlig fleckenlosen Vollendung geht häufig das Erreichbare verloren, wenigstens was unter den gegebenen und höchst selten durch einen plötzlichen Zauberschlag zu beseitigenden, lokalen, persönlichen und finanziellen Umständen und Hindernissen erreichbar ist. — Das ist wieder einer der Punkte, wo man die Macht unzersplittert beysammen wohnender großer Kräfte, wo man die Macht gebundener Körperschaften, Gelehrtenfamilien, die nicht aussterben, kennen und ehren lernt, aber solcher, wie zu St. Maur, St. Blasien, Mölk, Göttweih, durch einige Zeit auch in Alteich, Polling, Ettal, Benediktbeuern und Tegernsee und jetzt zuvörderst in S. Florian ob der Enns. — Der beharrliche Geist der Bollandisten und Centuriatoren ist ein weißer Rabe in dem verwickelten Rechnungsexempel der heutigen Tage. — Die sechs Folianten der Muratorischen antiquitates Italiae medii aevi sind von den Monumenten, ihrer

Anlage und Natur nach, diametral verschieden. — Sie sind mehr Handschriften als Urkunden, mehr Bibliotheken als Archiven entnommen; sie sind ein herrlicher Kranz von Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände, z. B. De antiquis Italiae populis, qui post excidium romani imperii Italiam afflixere, de Marchionibus, — de Episcoporum potentia, — de plebibus et paroeciis, — de actibus mulierum, — de moneta, — de origine linguae italicae, — de placitis et mallis, — de artibus Italicorum, — de textrina et vestibus saeculorum rudium etc. Jeder dieser Abhandlungen folgt dann eine Auswahl köstlicher Urkunden als Beweisstellen. — Es war auch als kritischer Herausgeber nur ein Muratori in der Welt, und wie sehr kam ihm nicht die Lebhaftigkeit und Nationaleitelkeit seiner Landsleute hierbey zu statten? — Was von vielen Gelehrten und an verschiedenen Höfen seit dem goldenen Alter der Medicis, seit dem Wiedererwachen der Klassiker und der Wissenschaften vorbereitet lag, das wurde von den Estes in Modena und Ferrara, von der Junta zu Mailand, von den Bourbons in Neapel, das wurde in dem lang verschlossenen Vatikan, ja selbst von dem argwöhnischen Venedig, dem edlen Muratori dargeboten, und erfahrne Mitarbeiter dazugestellt, außerdem, daß viele unabhängige Forscher sich freywillig angeschlossen hatten. — Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, an jene Antiquitäten des wälschen Mittelalters die Antichità Estensi, die Annali d' Italia und die 24 Theile der Scriptores rerum Italicarum zu knüpfen!? — Würde uns aber das Vorbild der Antiquitates nicht zu hoch gestellt seyn? würde es nicht einen Apparat von Vorarbeiten und von Helfern und das aufrichtigste koncentrische Zusammenwirken voraussetzen, während die Monumente meist durch sehr heterogene, freywillige, durch Mühen und Geschäfte des Tages unterbrochene oder gebrochene Kräfte bestritten wurden? — Würde nicht zu dem Verluste eines Vierteljahrhunderts in der Publiciät gerade der wichtigsten Schätze der Verlust wenigstens noch eines Jahrzehends hinzutreten, bis an verschiedenen Orten durch so verschiedene Individuen so große Massen durchdrungen, excerpirt und gesichtet, bis sie unter gewisse, geschichtliche und staatsrechtliche, privatrechtliche und gesellschaftliche, ethno- und topographische Rubriken gebracht und geordnet und bis nach Muratoris Muster, zu diesen pièces justificatives, die vorangehenden Dissertationen von Kennern geschrieben seyn würden? —

Die Zahl der in den neuen Monumentis boicis vorkommenden Kaiserbriefe ist allerdings höchst bedeutend. Es ist eher zu wenig als zu viel angenommen, wenn man ihre Zahl auf

mehr als 1600 angibt. — Es sind dieses fast zu gleichen Theilen Originale (Authentica, Autographa) und — Apographa, Abschriften, sehr alte Aufzeichnungen aus Codicibus traditionum, aus Kopialbüchern. Es sind Transsumpte, Vidimus zu ewigem Gedächtniß und zur Wahrung der Rechte und Ansprüche gegen Raub und Verjährung auf das Geheiß der Bischöfe und der Klosterobern eigens zusammengetragen. — Des Münchner Reichsarchives älteste Urschrift ist die (unbekannt durch welchen Zufall) in des Hochstiftes Würzburg Urkundenschatz gediehene Stiftungsurkunde von Hornbach oder Gemünden in Bliesgau vom 31. July 730 durch den Grafen Werner, unter König Theodorich und unter dem Majordom Karl Martell. — Die älteste, unzweifelhafte Kaiserurkunde ist die Schenkung Hammelburgs an das Kloster der Apostelfürsten zu Fulda im Gaue Grabfeld, 777 am 7. Jänner in der Pfalz Heristal gegeben durch »Karln, von Gottes Gnaden, König der Franken und Longobarden und Patricier von Rom.«

Aus den Tagen der Agilolfinger ist kein einziges vollständiges Original mehr übrig. — »Consentiente, annuente Utilone« erhielt Monsee zwey noch vorhandene, fromme Vermächtnisse. — Aehnliche mit Zustimmung seines Sohnes Thassilo, — »per consensum atque licentiam gloriosissimi Domini nostri Thassilonis, Ducis Bajuvariorum et Satrapam ejus, anno regni ejus etc. erhielten Freysing, Salzburg, Paßau, Schleedorf und manches andere Hochstift und Kloster. — Aber mit des Herzogs selbsteigenem Namen ausgestellt, kennen wir nur zwey uralte Freysinger und Paßauer Abschriften. Jene gibt die 769 auf Thassilo's Heimweg aus Italien, von seinem, bald darauf entthronten Schwiegervater, dem Longobardenkönig Desider, zu Botzen »coram judicibus et optimatibua suis, signo manus sue et cyrografa« bekräftigte Gründung der Missionsanstalt zu Innichen für die nahen Karentaner-Slaven; — »Ego Thassilo dux Bajovariorum, vir inluster« — und die dem Saalbuche des Paßauer Bischofs Otto von Lonsdorf eingetragene, 777 vollbrachte Stiftung von St. Salvatorsmünster an der Krems: »Ego Thassilo vir inluster Dux Bajovariorum anno ducatus mei tricesimo, simulque dilectissimus filius meus Deoto, anno etiam ducatus ejus primo.«

Urkunden, die schon einmal an irgend einer Stelle der Monumente vorkamen, werden nie zum zweyten Male abgedruckt, sondern nur auf betreffende Stelle verwiesen. Was aber nicht in den Monumenten vorkömmt, und nur in andern kostbaren, weniger bekannten und gemeinnützigen Werken steht, wie bey Petz, Eccard, Neugart, Falkenstein, Ried, Kleinmayer, wird

aufgenommen, sowohl um der Würde, als um der Vollständigkeit eines solchen Nationalwerkes willen, dessen ungemeine Wohlfeilheit es zur allgemeinen Verbreitung durchaus eignet. Niemand bestreitet Meichelbeck den warmen Dank für so viele und so wichtige Freysinger und Benediktbeurer Dokumente. Aber sie wimmeln so von sinnstörenden Fehlern, von entstellten Namen der Personen und Orte, daß es kaum anders seyn kann, als er habe sich gleich so vielen Andern, ohne bis an die Urschriften zu dringen, nur mit alten Abschriften und Saalbüchern begnügt? Fast Alles, was Oesterreich aus seiner ältesten Geschichte vom gänzlichen Ende der Völkerwanderungen aus dem Paßauer Urquell wußte (denn die Urkunden der Babenberger beginnen, außer jener einzigen, durch Philibert Huber edirten Schenkung Ernsts des Tapfern und seines Sohnes Leopolds des Schönen, 1057—1074?? mit dem Gute Weickendorf nach Mölk, eigentlich erst mit dem heiligen Leopold, dem Vater der beyden Bayerherzoge, Leopolds des Freygebigen und Heinrichs Jasomirgott, Otto's von Freysing und Konrad's von Paßau, dann von Salzburg), alles das schöpfte es nur aus der getrübten Quelle der Germania sacra des Hansitz und einiger Aventinischer Excerpten bey Oefele. Doch wie haben diese, wie hat noch früher der hochverdiente Hund, der Herausgeber der Metropolis und des Stammbuches, die Urkunden gelesen und abgedruckt? Diese Jahrbücher gaben ein merkwürdiges Beyspiel hievon XL. 35. des Anzeigeblatts in den dort edirten Kaiserurkunden — Viel genauer als in den älteren Monumenten sind die Urkunden in dieser neuen Folge extrahirt und rubricirt. Die Ueberschrift gibt das ächte Gerippe des Inhalts. Datum und Actum sind auf unsern Kalender reducirt, auch die Jahre der kaiserlichen, der königlichen, der herzoglichen Regierung nachgerechnet. — Besonders auffallende, graphische, semiotische und formulare Anomalien sind nirgend übergangen, — ausgezeichnete Siegel (und die Siegel entscheiden so oft über die Gleichzeitigkeit, über die Vollgültigkeit des Briefes) sind kurz, aber treu beschrieben, und manche derselben sehr beachtenswerth. — Gatterer und Schönemann, Zinkernagel und Gruber, Schwartner und Spangenberg könnten überhaupt aus den Münchner Archiven und aus den Monumentis boicis einen vollständigen Kurs der Paläographie, der Semiotik, Sphragistik, Formelkunde und der Archivswissenschaft im engern Sinne zusammenstellen und mit wahrhaft klassischen Beyspielen belegen. — Die Noten des gegenwärtigen Vortrages geben den Freunden des Faches einen reichen Kranz solcher Beyspiele fast unentwirrbarer Räthsel in der Chronologie der Diplome, in der Römer-

zinszahl, in der Berechnung der Regierungsjahre. Sie liefern Beyspiele der kühnsten und seltsamsten, oft kaum zu erkennenden Verfälschungen. — Paßau, St. Emmeran, Kempten trieben das Gewerbe der Urkundenverfälschung ins Große. — Ueber die weltlichen und politischen Zwecke, warum ächte Urkunden radirt, warum über die ächten Siegel und ächten Bekräftigungszeichen der Kaiser, ein ganz neuer, unächter Inhalt hinaufgeschrieben wurde? darüber gibt die Geschichte der Hochstifter, Abteyen und Reichsstädte, das was sie eben lockte oder drängte oder bedrohte, und was in jedem Falle Noth that, den entsprechenden Aufschluß.

Die Noten der fraglichen Rede liefern einen Kranz interessanter Beyspiele zweifelhafter, ganz und theilweise verfälschter Diplome, über die wohl ein eben so lehrreicher Federkrieg zu führen wäre, als über die Aechtheit der Konradinischen Schenkung der Grafschaften Vintschgau und Botzen an das Hochstift Trident 1028, der Stiftung von Martinsberg bey Raab durch Ungerns apostolischen König Stephan 1101, des Boleslawischen Gabbriefes von 993 für das Stift Brzewniow bey Prag, und des Stiftsbriefs der Mährischen Abtey Raygern durch Herzog Brzetislaw 1043? — Zuerst werden die seltsamen chronologischen Irrungen der Urkunden zweyer in den Geschichten Oesterreichs hochwichtiger Paßauer Bischöfe Altmann und Konrad erwähnt, hierauf mehrere wichtige Briefe der Urkundenfabriken von Kempten, St. Emmeran, Prüfling und eine von Kremsmünster. Als besonders merkwürdig erscheint eine Paßauer Urkunde vom 12. Dezember 1054 von Heinrich III. für die Kirche zu Krems. Des Kaisers Siegel, Monogramm und die Recognitionszeichen sind ächt, übrigens Alles daran verfälscht, mit eben so offener Kühnheit als Offenkundigkeit des Betruges. — In diesem Exemplar ist gewiß ein sehr interessanter ächter Brief Heinrichs untergegangen. Die Urkunde war augenscheinlich höher. Sie ist oben abgeschnitten und auch seitwärts beschnitten, der ursprüngliche Text radirt, und ein ganz neuer, falscher darüber geschrieben. Er sollte dazu dienen, die Rechte von Paßau (dessen Mensalgut seit der Eroberung dieser Gegend auch das gegenüberliegende Mautern war) auf der alten Burg und Kirche in Krems aufrecht zu erhalten, gegen das Stift St. Nikola in Paßau, gegen das sich daselbst sehr früh ausbreitende Municipalwesen und gegen die nicht minder gefräßige Hoheit und Schirmvogtey der Landesherrn, der Babenberger. — Eines der wichtigsten Diplome fürs gesammte deutsche Städtewesen ist jenes des Barbarossa für Augsburg von 1156, trotz seines sonderbaren Styles. — Es bekräftigt ein früheres Stadtrecht Heinrichs IV. von 1104, das

aber von Einigen ganz willkürlich auf 1052, von Andern, um den gar zu handgreiflichen Fehler zu verbessern, auf 1152 festgesetzt worden ist. — Unter diesen verschiedenen Anomalien folgt auch das zwischen Oettingen und Ossiach streitige Diplom K. Karlmanns von 878, die älteste Urkunde des Johanneums. — Von den Verfälschungen des Lazius erscheinen unerwartete Beyspiele, z. B. wegen Fabiana, des heutigeu Wien, das er in einer Schenkung Ludwigs des Frommen von 823 geradezu eingeschoben hat. Reichen Stoff zum Nachdenken gaben auch die in diesen alten Paßauer Codicibus traditionum aufbewahrten Abschriften der großen österreichischen Hausprivilegien von 1156 und 1245 durch den ersten und durch den zweyten Friedrich von Stauffen.

Auf den communis divisor maximus einer so großen Masse, auf das Register, wendet sich, wie billig, geschärfte Aufmerksamkeit. — Es bleibt, wie in den letzteren Monumentenbänden, ein dreyfaches, — der Sachen, der Personen und der Orte. — Die Lage der letztern möglichst genau zu bestimmen und ihren heutigen Namen den alten Namen beyzufügen, wurde schon in den Regesten durch den Ritter von Lang mit dankenswerthem Erfolge versucht. Jeder der zwey nächsten Bände theilt sich in zwey Hälften, die erste ist den Kaiserurkunden, die andere den Codicibus traditionum von Paßau gewidmet, der Umfang eines ganzen Landes wäre sonst zu sehr angewachsen. Auch damit nach so langem Zeitverluste die Epoche des Wiedererwachens der Monumente sprechender bezeichnet würde, wurde die erste und zweyte Abtheilung jeden Bandes einzeln für sich ausgegeben, — jede mit besonderen Seitenzahlen, damit der Kaiserselect sowohl, als die Paßauer Saalbücher für sich in ein Ganzes zusammengebunden werden könnten! — Sonach folgt das Hauptregister; am Schlusse der Kaiserbriefe das eine, am Schlusse der Paßauischen Codices das andere. — Widrigenfalls wären bey einem solchen, für alle Folgezeiten fruchtbringenden Werke die Register allzusehr zerstückelt und zerschnitten worden. — Eben so wenig kann deßhalb (zumal den alten Monumenten gegenüber) von einem zu langen Entbehren der Register und von einem erheblichen Zeitverlust die Rede seyn, da die Herausgabe jener beyden wichtigen Abtheilungen wahrscheinlich binnen achtzehn Monaten vollendet seyn wird.

Ueber die vorliegende erste Hälfte des I. Bandes der neuen Sammlung, oder des XXVIII. des ganzen Werkes, ist in Hinsicht auf ihre Merkwürdigkeiten darum noch etwas weniger zu sagen, weil gerade aus derselben, aus der Karlowingischen und sächsischen Periode, viele Dokumente bereits anderwärts abge-

druckt und von Kennern beleuchtet worden sind. — Heinrich der Heilige jedoch füllt ein eigenes Special-Diplomatar, und jene Folge von Urkunden, die zur Gründung Bambergs gehört, gibt beynahe für sich allein einen Prodromus der Geographie des gesammten mittleren Deutschlands von der obersächsischen Gränze bis Reichenhall, und von Haag in der Ostmark bis nach Stein am Rhein im Thurgau. — Mit den salischen Heinrichen jedoch und mit den Stauffen gewinnt der Kaiserselect eine Ausbreitung und ein Gewicht, daß auch nicht ein solches Dokument leer ausgeht an bedeutendem Aufschluß für die alte Ortskunde und Verfassung, für staats- und privatrechtliche, für die Verhältnisse des öffentlichen und des häuslichen Lebens, so wie der meisten auswärtigen Unternehmungen der deutschen Nation im XI. und XII. Jahrhundert.

In dieses Bandes Kaiserurkunden zeigen sich insonderheit mehrere Gauen (deren Bestimmung in der Uebersicht des Registers anziehend seyn wird), so in dem Diplom Arnulfs von 889 der pagus Scerra, — in der Schenkung Ott's des Großen an den Grafen Marquard, des Herzogs Bertold edlen Vasallen, von 940 der (vielleicht eher in Carentanien, als in Westschwaben zu suchende) Ufgau, der Gauen Swava und Hessegau, Spechtrein, Vestergau, Gollogau, Hissinigau, Logunahi, Vuedereiba, Vuestergau, Cunigessundra, Horewun, der obere Riniggau, Sulichgau, Nagalgau, Glehuntra, Durchhin, Duerachgau, Waldsassen und Egergau ꝛc. Beheim in der Vorstadt von Naumburg in dem ottonischen Briefe für St. Emmeran von 590 ist höchst wahrscheinlich nur die Abkürzung, statt: »in expeditione contra Beheim,« zu welcher der Kaiser sich eben rüstete. — 832 gründete Ludwig der Deutsche den durch ein Jahrtausend bis 1806 fortgepflanzten Besitz Regensburgs im Ostlande bey Pechlarn (dem römischen Arelape mit seiner Donauflottille) »in Avarien, wo in alter Zeit die Burg der Harlungen stand und ohnweit die Erlaf in die Donau fließt,« lebhafter Anklang an die Heruler und Harlunger des Heldenbuches, des Nibelungenliedes, des Bittrolf, — der Wilkina-Saga und des sächsischen Annalisten dieser Harlungen, die durch den treulosen Ermanrich zu Raben (Ravenna) schmählichen Tod fanden, und auf die, auf Pechlarn und seinen Helden Rüdiger, auch das von Canisius edirte Loblied, auf den heiligen Quirin anspielt. — Oesterreich (Osterland) und Bayerland sind jenen Heldensängern bekannt, so wie die Etzelsburg und das Gränzflüßchen Leitha, Wien und Tuln, die Traißen, Melk und Pechlarn und eine andere Gränze, die Enns und die Donau hinunter, nach Plattling und dem Lechfeld, in das von den

gefräßigen Fluthen des Lech längst hinuntergeschlungene Welfische Gunzenlech. — Diesen Brief ergänzen für die Karlowingische Geographie des Ostlandes zwey andere desselben Ludwig, 836 zu Osterhofen und 859 zu Frankfurt gegeben, und wohl gegenüberzustellen den derselben Gegend angehörigen Urkunden der Monumente von Metten, von Altaich und Tegernsee, von Regensburg und seinem St. Emmeran. — Otto's II. Brief von 979 für Wolfgang von Regensburg zu Erbauung einer Veste zwischen der großen und kleinen Erlaf wider die Streifzüge der Ungern, Otto's III. Brief für die Ansiedler Piligrims von Paßau und ihre Freyheit (selbst von dem Ambacht des Markgrafen Leopold des Erlauchten), Otto's Schenkung von Kremsmünster und Mattsee, Oettingen und Reit, so wie früher von Lorch und von der Ennsburg nach Paßau, bilden eine wahrhaft malerische Reise durch die dortigen bewaffneten Missionen, durch die christianisirenden und kultivirenden Eroberungen ostwärts und nordostwärts über Slaven und Magyaren. — Paßau fand sein altes karolingisches Gut im Ostland wüste. Ein Einfall der Slaven und der weitaussehende Aufruhr beyder Heinriche (des Kärntner- und des Bayerherzogs), die Paßau belagert und erobert hatten, und in Paßau belagert und bezwungen wurden, hatten den hochgesinnten Piligrim, der zugleich um sein Metropolitanrecht mit Salzburg stritt, in Trauer und Kummer versetzt, doch seine Treue gegen den Kaiser verklärt. Nicht so jener hochgesinnte Anhänger der vertriebenen Schyren, Abraham von Freysing. Er hatte Heinrichen zu St. Emmeran die Krone aufgesetzt. Nun floh er auf seine Güter in Krain. Auch Wolfgang floh in die Waldeinsamkeit am Abersee und in Böhmens südwestliches Hochgebirg. Noch ehren ihn die von den Przemysliden abstammenden C z e r n i n e als ihres Hauses Patron. Noch steht sein Kirchlein, wo er gepredigt, in Chudenitz. — Die Ottonischen Paßauer Urkunden hätten Hansitz, Petz und Fröhlich die gelehrten Untersuchungen völlig erspart; w a n n der erste Babenberger, Leopold der Erlauchte, zu seiner Grafschaft im obern Donaugau, auch die Verwaltung der Ostmark übernommen habe? — Ein Brief von Arnulf von 888 wirft Licht in das fernste tyrolische Hochgebirge und auf sein Verhältniß zu Bayern, das schon in der Longobardenzeit nie weiter, als bis nahe zur Vereinigung der Etsch, mit Eisack und Talfer zurückgedrängt worden war. — »Bayerisch wird diese Strecke genannt,« und gelegen zwischen dem bayerischen Hochland und zwischen den an Italien stoßenden Alpen. — Die Ahnherrn mächtiger Geschlechter, der Aribonen und Ottokare des Traungaues, nachmals Erben der Grafen von Lambach und Wels, derer von Formbach und Pütten, weisen uns Karlmanns

und Arnulfs Briefe um 876 und 897, die Ahnherrn der Burghauser und Plain, Stifter von Michelbeuern, ein Brief Arnulfs von 896. — Die Kaiserin Ota, Ludwigs des Kindes Mutter, hat das in Heinrichs des Löwen Acht in Münchens Aufblühen seine Rolle spielende Vöringen inne, und sie besitzt auch Brixen. — Ratbod, der Huosier oder Andechser, muß aus dem letztern, dem bald darauf in der Preßburger Schlacht unter Luitpolds Herzogfahne ritterlich umgekommenen Seebner Bischof Zacharias weichen. — Des nordgauischen Ernest Enkel, der Hohenburger und Hirschberge Gesippten, die Marquarde, gewinnen im obern Carentanien, Afflenz, Mürzthal und Eppenstein, und auf kurze Frist sogar das Herzogthum. — Viel Lehrreiches enthalten die neuen Monumente für das Verhältniß der germanischen und der slavischen Bevölkerung Bayerns. — Leider hat, wie die Note 17 sagt, die seit einem Jahrzehend grassirende Windomanie überall Slawen gesehen und Alles windisch etymologisirt, die Quellen liegen lassen oder verworfen, und in perennirender Verzückung einer Windorgel von Assonanzen aufgehorcht. — Bey aller philologischen Unzulänglichkeit verdienen doch die 1823 in der Isis vom Ritter von Lang erschienenen: »Blicke vom Standpunkt der slavischen Sprache auf die älteste deutsche, besonders fränkische Geschichte und Topographie,« ehrende Aufmerksamkeit, und XLIII. 213, 236, 247, 250, 251 dieser Jahrbücher würdigte aus dem Munde solcher Kenner wie Dobrowsky und Kopitar, des Legationsrathes von Koch-Sternfeld in München, Beyträge zur deutschen Länder- und Völkerkunde. — Schon das Reich Karlmanns hatte so tüchtige Grundstoffe eines großen Slavenreiches, wie nur immer Samo und Swatopluck oder Karl IV. es gedacht haben konnten. Nicht umsonst stand in der berühmten Bamberger Bibel, bey Karls des Dicken Hauptreichen, neben Roma, Gallia und Germania auch Slavinia. — Thassilo's Stiftbrief für Kremsmünster im Lonsdorfer Codex zeigt slawische Familien geschlossen zusammenwohnend, unter eigenen Zupanen, nur dem Herzog Abgaben und Dienste leistend. — Ihrer gedenkt auch Karls des Großen Bestätigung und jene Ludwigs und seines Sohnes Lothar. — Die freien Slaven werden den leibeigenen Slaven, den servis sive sclavis entgegengesetzt, deren so viele Agilolfinger und Karolinger an bayerische Bisthümer und Klöster verschenkten. — Auch die Vergabung Pechlar'ns und der Harlungenburg erwähnt der in jener Gegend angesiedelten Winden. Eine Altaicher Urkunde nennt 834 einen ansehnlichen Bezirk an der Enns und Steyer, Slavenland, und um eben jenes Kransdorf zeigen nach die stauffischen Briefe an die Abteyen, Gleink und Garsten, slavische

Bauernhöfe und slavisches Ausmaß. — Die Schenkungen der östlichen Markgrafen Wilhelm und Engelschalk nach St. Emmeran weisen auch am linken Donauufer Bayern und Slaven neben einander wohnend, und aus den letzteren Freye und Leibeigene. Vorzugsweise jedoch scheinen die slavischen Ansiedlungen herzogliches und königliches Eroberungsloos, und noch nach der Eroberung Slaven-Kolonien auf Domänen eingeführt. — Anders ist das Slaven-Verhältniß ob und unter der Enns, an der Muhr und Drau, zwischen der Donau und Böhmen, in Franken und in Südbayern. — 846 verfolgt Ludwig der Deutsche den Willen seines Ahns, Karls des Großen, Kirchen zu bauen an den Wohnorten der Slaven am Mayn und der Rednitz, um diese Neubekehrten zur Taufe und zum Worte Gottes zu halten, und dotirt diese Kirchen, vierzehn an der Zahl. Dieselbe Fürsorge setzte 889 König Arnulf fort, und verlieh noch dazu dem Würzburger Bischof Arno den Zehenten des Tributs der Ostfranken oder der Slaven. Eine Kremsmünsterer Urkunde desselben Königs weiset uns slavische Bauleute, welche abgestiftet und auf andere Gründe übersetzt worden sind; dann zeigt wieder ein anderer Brief Arnulfs Slaven als Gäste und Freye. 898 legte Arnulfs Getreuer, Heimo, einen geschlossenen Ort und feste Niederlassung an (höchst wahrscheinlich Krembs?); zur Vermeidung der beständigen Reibungen mit den Marhanen und Marchslaven, als Stapelplatz und Niederlage zum Tauschhandel mit ihnen — Bayern und Slaven mußten Recht nehmen an der Mallstädte des bayerischen Gränz-Grafen Aribo. — Heinrich der Vogler bestätiget 923 St. Salvators Münster zu Würzburg den Zehenten des Tributs der Slaven in den verschiedenen Gauen Ostfrankens. — Aus der von Arto II. mit Villach der Kirche zu Seben, dem Herzog Otto von Kärnten und Verona aber, in rein slavischen Orten und der Abtey St. Lamprecht, an der Glan neben der dortigen Königspfalz (979—983), gemachten Schenkung, aus einer Schenkung königlicher Huben an einen Sachsen, wo Slaven die Ausreutung und Urbarmachung des Bodens begonnen hatten, und noch Alles slavisch war, zeigt sich die Stellung der carentanischen Winden zu den germanischen Eroberern. — Merkwürdig ist die große Ausbreitung aller Zweige des Hauses Scheyern in Carentanien. — Die gleichfalls im Lonsdorfer Codex enthaltene Zollordnung Ludwigs des Kindes auf der Donau und Traun, macht zwischen den Bayern und Slaven keinen Unterschied. Der Handel und Wandel beyder soll frey seyn. — Ein desto strengeres Schlußwort enthält über die Slaven als Hörige Herzog Heinrichs II. Verordnung vom Ranshofer Tage. — Günstiger lauten die ostfränkischen, insonderheit

die Bamberger Briefe. Dort heißt es z. B. »Berenger und Gottlind frey mit allen ihren Nachkommen, wie die Slaven überhaupt frey sind, geben nur am St. Georgen-Tag einen Pfenning, und mögen dann unbeirrt, wo immer leben.« — Von den daleminzischen und sorbischen Bezirken scheinen sich Viele, durch Missionen und germanische Kultur einigermaßen vorbereitet, freywillig unterworfen zu haben, mehrere nur der Waffengewalt gewichen zu seyn. Bischof Otto von Bamberg, eben dieser Slaven und der Pommern Apostel, erhielt 1136 zu Würzburg von Lothar II. mit Zustimmung des Markgrafen Adalbert den Tribut von vier slavischen Provinzen, »weil Otto der Erste Hand angelegt, den Götzendienst bey ihnen zu stürzen und ihre barbarischen Sitten zu mildern.«

Die Rede über die neue Sammlung der bayerischen Monumente geht nun zu den Saalbüchern Paßau's über, jener Römerstadt an der Mündung des Inns und der Ilz in die Donau, in welche zur Zeit Karl Martells die uralte Metropole Pannoniens und Mösiens, die Lorcher Apostelkirche und der Bischof Vivilo vor dem Grimm der Hunnivaren geflüchtet ward. Alle fünf Paßauer Saalbücher sind von mehreren Händen und aus mehreren Jahrhunderten. Das älteste bewahrt eine große Seltenheit, das Fragment eines Kaufbriefes in römischem Formularstyl, vielleicht aus den letzten Tagen, als sich noch Römer an der alten Reichsgränze der Donau hielten, als St. Severin sein Apostelamt in Norikum übte, als Odoaker mit Herulern, Schyren, Rügen und Turcilingen abenteuerte, und der Bajuvarier Namen an die Stelle des alten Bojer Namens zum ersten Mal auftaucht. Spätestens gehört dieses Bruchstück den Tagen des großen Theodorich. — Dieser Codex erreicht ferners in mehreren Traditionen die Agilolfinger Thassilo und Odilo, und sogar Hugibert und Theodo. Der mehrere oder mindere Einfluß des Frankenreiches auf das bajuvarische Herzogthum, tritt verschiedentlich hervor. »Die Kirche zu St. Lorenz in Lorch, außerhalb der Stadt,« erscheint bereits unter den Merovingen. — Linz, von dem man bis zur Kreuzfahrt des großen Barbarossa kaum etwas gewußt, zeigt sich mit seiner Martinskirche und mit seinem Donauschloß schon unter Karl dem Großen. — St. Florian, wohl eine der Zellen, die St. Severin zum Troste dieser Gegenden, inmitten aller Schrecken der Völkerwanderung erhoben, blieb wohl mitten unter Hunnivaren und Slaven eine wohl öfters zerstörte, aber immer wieder frisch austreibende Missionsanstalt. — Schon unter Herzog Hugibert baute Wilhelm, ein freyer Bajuvare, im grünen Walde bey Kirchbach eine Zelle für gottgeweihte Jungfrauen, und ein Betkirchlein zur Gottesmutter

und St. Michael, und wie es vollendet war und seiner Tochter Irminswind übergeben, bekräftigte die Schenkung Herzog Odilo, und der große Karl hielt genehm, daß sie unter Schutz und Hoheit überging. — Wie Regensburg, stellt Paßau sich dar als Burg und als Stadt (castrum et civitas), in den Raubzügen der Alemanen und Thüringer wohl verwüstet und ausgebrannt, aber nicht zerstört. In diesen und andern norischen und rhätischen Städten sind niemals alle und jede Spuren römischen Municipalwesens völlig untergegangen.

Der im Alter zweyte Paßauer Codex, dem ausgehenden XII. oder eingehenden XIII. Jahrhundert angehörig, weiset uns gleich im ersten Diplome einen Fürsten, der die Geschichten Bayerns mit jenen des nachbarlichen Böhmens, ja auch Mährens und Groß-Polens verband, und Kultur des Landes und der Sitten von Niederaltaich bis an und über die Oder ausgehen ließ. — Der hessische oder thüringische Fürst Günther, Ungerns großem König und Reformator Stephan anverwandt, Freund und Schüler des Abtes Gotthard von Niederaltaich, Stifter des Niederaltaich unterworfenen Klösterleins Rinchnach, durchdrang den, Böhmen und Bayern trennenden Nordwald, baute durch selben den berühmten »goldenen Steig,« förderte den Ackerbau, sicherte den Handel, milderte die wilden Gemüther, verbannte die neben dem Scheinchristenthum noch immer fortwährenden heidnischen Gebräuche, sendete seine Schüler in die böhmischen und mährischen Einöden und Haine, ein Gleiches zu thun und die Wunder zu erneuern, die von seiner tief verborgenen Waldklause, wo ihn Böhmens Achill, der junge Polensieger Brzetislaw, auf der Jagd hocherfreut gefunden, oder vom guten Wasser im Prachiner Kreis, oder von seinem Grabe im böhmischen Herzogskloster Brzewniow bey Prag erzählt werden.

Die fünfte Urkunde zeigt einen von der bisherigen allgemeinen Meinung verschiedenen Ursprung Wiens. Es galt bisher als eine Schöpfung Heinrichs Jasomirgott. Von Lazius Vienna bis auf Hormayrs Geschichte Wiens schien dieß ausgemacht, und des Paulaners Fuhrmann altes und neues Wien und des Jesuiten Fischer Notitia weichen nur darin aus einander, ob Wien eine zeitlang ganz verödet und verlassen gewesen, oder nicht? — Daran verzweifelnd, gegen die Stimme der Nation, gegen Welf und gegen den jungen Heinrich den Löwen, wie gegen die Versöhnungswünsche des Barbarossa, Bayern zu behaupten, habe Heinrich Fabianas Römertrümmer zum Sitze seiner neuen Herrlichkeit, als Herzog des Aufgangs (Dux Orientis), erkoren. Allein zwey Briefe zweyer verschiedenen paßauischen

Saalbücher bewähren, daß Wien vielmehr schon eine Schöpfung seines Vaters Leopolds des Heiligen gewesen, daß auch in dieser Römerstadt wohl niemals alles Leben verschwunden sey. — Jene Urkunden zeigen uns ferner einen bisher unbekannten Zwist um die Erbfolge zwischen dem kinderlosen und stets siechen erstgebornen Adalbert und zwischen dem jüngern, kurz darauf statt Heinrichs des Stolzen zur bayerischen Herzogsfahne berufenen Leopold: — ein Zwist, deutlich erprobend, wie weit die Erblichkeit der großen Reichslehen bereits gediehen war; ein Zwist, den auf einem rasch zusammenberufenen feyerlichen Hoftag in Tuln die Edelherrn des Landes schlichteten, treu zur Seite stehend der hohen Mutter Agnes, Enkelin, Tochter und Schwester der drey salischen Heinriche und (wie keine Frau auf Erden vor und nach ihr), aus ihren beyden Ehen mit Friedrich von Schwaben und mit dem österreichischen Leopold, zweyer solchen Geschlechter, wie die Stauffen und Babenberger, gemeinsame Ahnfrau! — Nach diesen Briefen hat Wien schon mehrere Jahrzehende, bevor man sein Daseyn zugeben wollte, viele Kirchen. Seine Pfarre hat den Namen der Paßauer Mutterkirche, St. Stephan. Es ist bereits Stadt (civitas). Kaum läßt sich zweifeln, es sey (abwechselnd mit jener weitschauenden Gränzhuth und Stromwache des Kahlenberger Schlosses und mit dem, an der Stätte des wiedergefundenen geliebten Schleyers erhobenen Herzogshof und Kloster Neuburg) schon des heiligen Leopold Residenz gewesen?

Die siebente Urkunde zeigt den ansehnlichen Besitz eines Zweiges der Sachsenfürsten vom Hause Billung, der berühmten Wichmanne von Seeburg und Zell, an der Enns und Url. — Ein eben diesen Billungen und den bayerischen Edelherrn von Hagenau und Heyde verschwägerter Huosischer Sprosse, Udalschalk, gründete das Kloster Seitenstetten, und die Wichmanne gaben dazu ihre Burg Gleuß. Der Letzte dieses Namens, Wichmann, Erzbischof zu Magdeburg, war einer der größten Kirchenfürsten des Barbarossa. Das Municipal- und Kommunal-Wesen schritt unter der milden Krummstabsherrschaft raschen Schrittes vorwärts. Vorzugsweise finden wir in den paßauischen Städtchen und Flecken des Ostlandes eigene Satzungen und scharf abgegränzte Gerichtsbarkeit, so wie in St. Pölten, in Efferding, in Neunkirchen rc. Wir finden die Beschränkung der Feuer- und Wasserprobe durch Bischof Konrad 1159 für St. Pölten, wie 1186 auch bei der Vereinigung der Steyermark mit Oesterreich der Zweykampf beseitiget wurde. Im Klosterneuburger Saalbuche lesen wir dagegen, wie eine mit Unrecht als leibeigen angesprochene Freye, 1133—1136, vor Leopold

dem Heiligen sich und ihren Kindern durch die Probe des glühendes Eisens die angeborne Freyheit sieghaft bewahrte. — 1171 bekräftigt der Salzburger Bischof Adalbert dem Kloster St. Veit das alte Recht, das Gottesgericht des Feuers und Wassers daselbst zu hegen. Das nach dem Erlöschen der eigenen Grafen an Würzburg gediehene Wels hat schon 1128 sein ausgebildetes Stadt- und Bürgerrecht, seinen Bürgerausschuß, seine selbstgewählten Obrigkeiten. Unstreitig später entwickelten sich die landesherrlichen Städte. — In Krems, das zwischen Salzburg und Paßau, und in mehren Höfen auch zwischen Tegernsee, Altaich und St. Nikola getheilt war, sehen wir schon unter Otto III. orientalem urbem, unter Heinrich V. und seinem Schwager, dem heiligen Leopold, cives und civitas und römisches Recht, während sonst überall nur das alte Herkommen und die Gewohnheitsrechte des Landes hervortreten. — Dann heißt es doch wieder urbani und jure urbanorum, und 995 gibt Otto III. sechs königliche Huben zu Ulmersfeld an der Ips nach Freysing gegen ein Kirchengut in confinio nostrae proprietatis, orientalis urbis Cremisa. Die Spuren der Kreuzfahrten sind in diesen codicibus zahlreich. Aber nicht nur den Kreuzfahrern und Pilgern dienten die nicht minder häufig erscheinenden Hospitäler, sondern auch der Wohlfahrt des Landes selbst, vorzüglich durch Förderung des Handels und Wandels. Die vielen und verschiedenen reichbegabten Krankenhäuser lassen uns in jener als barbarisch verschrienen Zeit, die noch aus ihren Trümmern mit übermenschlicher Kraft zu uns redet, eine weit schärfere Wachsamkeit und lebensvolleren Gemeinsinn erblicken, als unsere Verfeinerung gegen Menschenhandel und Barbaresken oder gegen ein neues Vordringen der Pest zu bethätigen wagt. — Die Vollendung des nun schon 700jährigen Riesenwerkes der Regensburger Brücke in demselben, der zweyten großen Kreuzfahrt vorangehenden Jahre 1146, in welchen Bischof Regimbert die Paßauer Brücke erbaute und St. Aegids Hospital daneben angelegt ward, waren Beydes Ereignisse für den gesammten Weltverkehr. — Binnen weniger als einem halben Jahrhundert war Wien durch den Donauhandel und die Kreuzfahrten die erste Stadt Deutschlands nach Köln. Darum sind die Paßauer Saalbücher voll Schenk- und Gunstbriefe für bayerische Hospitäler und Brücken von den Babenbergern. Darum ist der Regensburger Hansgraf ein so großer Herr, wie der Richter des Landesfürsten auf den Ennsmärkten zwischen den Kölner, Aachner, Mastrichter, Niederländer und Sächsischen Kaufherrn, und sitzt in Wien selber zu Gericht in seinem eigenen, in dem Regensburger Hof. — Darum werden die Ritter vom

heil. Geist und St. Anton aus der Dauphiné berufen. — Die Johanniter sitzen schon frühe in Würzburg, und die Templer tauschen Güter mit Otto dem Großen, noch als Pfalzgrafen von Wittelsbach. — 1166 gibt Bischof Rupert von Paßau auf das Wort Kaiser Friedrichs den Bürgern von Amberg in Handel und Wandel, zu Land und zu Schiffe, auf den Märkten und außer den Märkten die Rechte der Regensburger, doch mit dem strengen Verbote, davon Mißbrauch zu machen für fremde Waaren. Ueberhaupt sind die alten kaiserlichen Marktrechtsbriefe merkwürdig, so jener Konrads II., dd. 24. April 1034 zu Regensburg, Amberg im Nordgau, in der Grafschaft Otto's, mit Markt Zoll und Ueberfuhr nach Bamberg verschenkend, und 26. Oktober 1036 zu Tullide, seiner Gemahlinn Gisela den Ort Kolwitz in der Grafschaft Esikos schenkend, und dort eine Messe errichtend: »mercatum omni lege et justitia et firma pace et securitate adeuntibus et redeuntibus.« — Heinrich IV. gab 1060 den 8. Februar zu Bamberg dem dortigen Bischofe, seinem Kanzler Günthner den Bann, Markt, Münze und Münzer nebst dem Zoll zu Villach in comitatu Frantis Ludovici; der Barbarossa gab den 13. März 1163 zu Nürnberg dieselben Freyheiten, wie nostris Norimbergensibus, auch für die negotiatores Ambergenses et Bambergenses. — Die wälschen Wechsler, die Florentiner, Römer und Sieneser kommen vor in allen großen Geschäften, zumal nach den Lombardischen und Romfahrten der Könige. Der Wechsler von Cahors erwähnt ausdrücklich das große österreichische Privilegium von 1156. Aber allgemeiner und zu allen Zeiten drückte der Wucher der Juden. Auch in Paßau erhob sich Aufstand wider sie; sie wurden geplündert, und verschiedene Christen geriethen dabey zu Verlust. — Bischof Mangold, vorher Abt in Kremsmünster und Tegernsee, unterhandelte mit den Juden wegen Schadenersatz auf 400 Mark. Es übernahmen die Zahlung drey reiche Bürger, Herbort der Schneider, Walter der Eisner und Ulrich Pröbstling. Darob verpfändete ihnen der Bischof auf bestimmte Frist die obere und untere Mauth zu Paßau.

Des zweyten Saalbuches letzte Urkunde, das eigene Bekenntniß Friedrich des Streitbaren, welche Städte, Märkte, Burgen, Vogteyen und Gerechtsame er von St. Stephan in Paßau zu Lehen trage, macht es recht anschaulich, welch ein großer Theil der schönen Lande vom Inn und von der Enns bis an die March, Leitha und Raab geistliches Gut der bayerischen Hochstifter war.

Der dritte Paßauer Codex ist jener Bischofs Otto von Lonsdorf, der bald nach Ottokar's Besitzergreifung des

Babenbergischen Nachlasses 1254 den Paßauer Stuhl bestieg, und ihn am 9. April 1265 wieder verließ; Zeitgenosse von Ottokar's Sieg über den ungrischen Bela und der Wiedervereinigung von Oesterreich und Steyer, Zeitgenosse der Niederlage Ottokar's bey Mühldorf, seiner Scheidung von der Babenbergischen Margaretha, seiner Vermählung mit der massovischen Kunigunde. — Der Codex beginnt mit der Verleihung des Palliums durch den Papst Symmachus an den Bischof Theodor von Lorch als Metropoliten von Pannonien, einem verdächtigen, wohl durch den Zwist Paßaus mit Salzburg hervorgerufenen Bruchstück. — Darauf folgt die an ethnographischen und topographischen Zeichen jener Zeit reiche Stiftungsurkunde Kremsmünster durch Thassilo. Der Tauschvertrag zwischen dem Bischof Burkard und seinem Chorbischof Madalvin hat nicht nur bedeutendes geographisches Interesse. Wir sehen den Bischof auch im Besitze eines bedeutenden Büchervorrathes, der alemannischen, fränkischen und bajuvarischen Satzungen, astronomischer, theologischer, grammatikalischer und Kunstbücher, der Legende St. Severins, des Virgil und Plautus, Avienus und Cato. Die gleichfalls erwähnten kostbaren Meßgewänder und Kirchenzierden deuten wohl auf byzantinische Kunstanfänge? — Merkwürdig ist das Bücherverzeichniß des Urhebers dieses Codex, des schon als Erzdiakon für Schulen und Kirchen, namentlich im österreichischen Theile des Paßauer Sprengels thateifrigen Otto von Lonsdorf. — Nicht fördernd für den Glanz dieses unvergleichlichen Saalbuches, wohl aber für den Plan der Monumente und für den geschichtlichen Ueberblick ist es, daß die dasselbe in großer Zahl schmückenden Kaiserbriefe an ihrer chronologischen Stelle im Kaiserselect eingetheilt sind.

Die Verhältnisse der Ostmark unter der Enns, der beyden carentanischen Marken, des alten Kärnten selbst und der Gaue ob der Enns und an der Salza, sind hier aus denselben und noch reichhaltigern Quellen beleuchtet, wie III. 318, 321, 323, 334, vorzüglich aber XXXVII. 242 — 253 in den Anzeigen von Raumers Hohenstauffen und von Schnellers Staatengeschichten, und im Anzeigeblatt XXXIX. 13 und 40. 1 — 40. — Der sogenannte Tulner Landtag in der 25 und 26 auf seine eigentliche staatsrechtliche Stellung zurückgeführt. Seltsames Ineinanderlaufen der Gränzen, da Enns, die villa celebris, die Münzstädte, das Forum, der Haupthandelsplatz der traungauisch-steyrischen Ottokare, das nur eine Stunde davon entlegene St. Florian aber nie traungauisch oder carentanisch, sondern immer bayerisch, und seit 1156 babenbergisch. Die Babenberger haben übrigens aus Lambach-Püttenscher Hand

und durch Tausch mit Würzburg Besitzthum bey Wels und auf der Welser Haide. — Von Florian wird hier eine über das Erlöschen der Mürzthaler und den Antritt der Sponheimer im kärntnerischen Herzogthum entscheidende, noch ungedruckte Urkunde Lothars II. von 1125, und ein für den Besitzeswechsel der Reichenhaller Salzquellen anziehender Brief des Bayerherzogs Ludwig geliefert. — Die eifrigsten Unterhandlungen, Verheißungen und Drohungen der Babenberger vermögen gleichwohl nicht ihren Lieblingswunsch durchzusetzen, Wien und seinen Umkreis von der alten Lorcher oder Paßauer Kirche zu trennen, und bey den Schotten in Wien ein eigenes Hofbisthum zu gründen. St. Stephansmünster in Wien blieb nach wie vor St. Stephansmünster in Paßau unterthänig, und der Bischof Patron, nicht der Fürst des Landes. — Desselben Bischofes Mangold (Bruders des Bischofs Otto von Freysing und des auf der Kreuzfahrt verblichenen Theobald von Paßau, schwäbische Grafen von Berg aus einer andechsischen Mutter), eben dieses Mangold, der das Bisthum Wien scheitern gemacht, entschlossene Fürsorge für Paßaus Befestigung, bezeugt die fortwährende Lebhaftigkeit seines Handels, wie die Kühnheit der umliegenden Stromes- und Wegelagerer. — Gleiche Zwecke hatte das von Bischof Ulrich zwischen der Donau und Ilz erhobene Niederhaus, durch sichere Gänge und Gewölbe dem Oberhaus oder St. Georgenschlosse verbunden. — Die Geschlechter Bogen und Wasserburg, und der Grafen von Plain weit verbreitetes Haus, erhalten aus diesen Saalbüchern gar vieles Licht. — Kremsmünster, Monsee, Göttweih und Altenburg weisen uns in ihren Urkunden den Zweig der Grafen von Rebgau, Buige und Schala, ausgegangen vom Thurm zu Burghausen, und reich an Eigen und Lehen, vom Attergau bis unter den Mannhartsberg und an die Traisen und an Böhmens und Mährens Gränzscheide. — Jener auf die Ursiner der Weltstadt Rom zurückstrebende Stamm der böhmischen Rosenberge, unter den Przemysliden in Minne, Schlacht und Turney siegbekrönt, unter den Jagellonen den gleichzeitigen Medicäern zur Seite stehend, zeigt sich in den Paßauer Saalbüchern durch frühe Schläge, Anbau und Siedlung den ganzen Nordwald herab, auch an den Müheln und am Inn mächtig und dadurch späterhin dem jungen Ottokar nicht wenig die Bahn ebnend. — Die vom Rhein gekommenen, schon bevor die Stauffen, den Welfen endlich obsiegend, Karls goldenen Reif und die eiserne Krone von Monza nahmen, die Mark Istrien und das Herzogthum Kärnten verwaltenden Ortenburger von Sponheim, sind als Paßauische Gütervögte auch tief in Oesterreich hinein ansehnlich. — Bischof Gebhards, eines

Grafen von Plain, erweitertes städtisches Rechtsbuch von Paßau, dient zu lehrreichen Vergleichungen mit den Stadtrechten, die Leopold der Glorreiche auf seinem Kreuzzuge wider die Albigenser und wider die spanischen Araber und nach der Rückkehr aus dem gelobten Land und aus Aegypten, Wien, Aspang und Neustadt und dem obern und untern Werd in Wien, die er Tuln, Judenburg und Neuburg ertheilte, — mit dem XL. A. Z. 13 recensirten österreichischen Landrecht nach dem Ambrasser, Harrachischen und Hohenfurther Coder und Friedrichs des Streitbaren Satzungen für Hainburg, ferners mit Leopolds des Glorreichen Brief zu Gunsten der nach Wien berufenen Flämminger, Flandrenser (Hausgenossen, Münzer, 1211), mit seiner Stiftung des Hospitals der Ritter und Schwestern vom heil. Geist und St. Anton auf der Wieden zu Wien, 27. März 1211, mit der Stiftung der Michaelskirche und ersten Burgpfarre zu Wien, November 1221, mit des Paßauer Bischofs Mangold Exemption der von dem berühmten Wiener Bürger, dem reichen Dietrich, neuerbauten Kirche zu St. Ulrich, 16. Dezember 1211 (alle in Hormayr's Geschichte Wiens), mit den Brünner Stadtrechten, Wenzels und Ottokars von 1243 und 1286, herausgegeben von den Rayhrader Benediktinern, mit Wenzels und Ottokars Briefen für die Neustadt 1253, — mit Friedrichs II. Briefen von 1237 und 1247 über Wiens zweymalige Erhebung zur Reichsstadt, und mit eben dessen Satzung 1238 im Feldlager vor Brescia, zu Gunsten der Wiener Juden, seiner kaiserlichen Kammerknechte (Hormayr's Archiv und Wien), mit dem Stadtrecht Innsbrucks durch den Andechser Otto, Herzog von Meran, 1239, endlich aus etwas spätern Tagen mit Albrechts I. Handvesten für Wien von 1281 und 1296.

Ottokars Besitzergreifung des Babenbergischen Nachlasses, und wie er sich von Ulrich, dem letzten Ortenburger, vom kärntnerischen Zweig, dies Herzogthum gleich jedem andern Allod vermachen ließ, wie Ulrichs Bruder Philipp (jener auch Bayern so verderbliche unruhige Nachbar in Salzburg) noch aus dem Orte seines Elendes, aus Krems, über den größten Theil Kärntens und Krains, namentlich über die Hauptstädte Laybach und Klagenfurt, letztwillig verfügte, zeigt von dem tiefen Verfall des Reichslehensverbandes, und welchem Irrlicht man folgen würde, die Wirksamkeit desselben als Regel vorauszusetzen! — Wichtig für ganz Ostbayern sind die Verhandlungen zwischen dem unruhigen Grafen Konrad von Wasserburg und Viechtenstein, dem Hochstift Paßau und dem Herzog Ludwig. Eben so jene über den Nachlaß des erlöschenden Hauses Bogen und Windberg. — Das große Fridericianum von 1156

und die Stellung der Gauen ob der Enns bis zu Heinrichs des Löwen Aechtung wird nie klar verstanden werden, bis jene dunkle Stelle in der Melker Chronik des Abtes Konrad von Wizenburg (auch in der Augsburger und in der kurzen bayerischen Chronik wiederkehrend) mit der Urschrift und den Paßauer Abschriften eben jener goldenen Bulle, bis sie mit dem Otto von Freysing, mit Ortilo und dem Kremsmünsterer Jahrbuch, so wie mit dem spätern Predigermönch von Leoben, mit Arenpeck und Haselbach unbefangen verglichen wird, bis die hier gemeinten Grafschaften, namentlich jene von Bogen, bis die Gränze Rothensalath, bis das wiederholte Zusammentreffen von Bogen und Windberg enträthselt, und jenes Windberg bestimmt seyn wird, über welches der Ritter von Lang die glücklichste Vermuthung geäußert haben dürfte.

Der Schluß der Rede gibt noch einen Ueberblick der gegenwärtigen geschichtsforschenden und geschichtsschreibenden Thätigkeit in Bayern, und schließt nach den Anforderungen eines feyerlichen Gedächtnißtages, dergleichen für Bayern der Stiftungstag der Akademie immerdar bleiben wird, mit einer Apostrophe an den geehrten und geliebten, so eben wieder genesenen König.

3) Die früheren zwey Bände der vom königl. allgemeinen Reichsarchiv in München auf allerhöchste Anordnung zusammengetragenen und von dem Ritter von Lang herausgegebenen Regesten, ja schon die Probebogen derselben wurden in diesen Jahrbüchern XII. 100—108, XIX. 107 und XXIV. 225 insonderheit in ihrer Wechselwirkung auf die österreichischen Lande erörtert. — Es ist Pflicht der Vollständigkeit, diesen Ueberblick auch für die letzten zwey Bände des überaus verdienstreichen Werkes fortzusetzen.

Der dritte Band gibt (nach verschiedenen bedeutenden und zum guten Theile den freundlichen Bemerkungen dieser Jahrbücher folgenden Verbesserungen und Ergänzungen) die Urkunden von der Hälfte des XIII. Jahrhunderts (1250), als der große Friedrich und mit ihm der Stauffen Größe zu Grabe gieng, bis an's Ende des großen Zwischenreiches durch die Wahl Rudolphs von Habsburg und zur ersten großen Thathandlung des wiederhergestellten Rechtes, zur Heimforderung des großen Babenbergischen Nachlasses an das Reich, aus der Hand des gewaltigsten, des Böhmenkönigs Ottokar (1275—1276). — Ein genaues Diplomatar dieses, durch ein Vierteljahrhundert so einflußreichen und selbst von asiatischen und afrikanischen Sultanen beschickten Fürsten, wäre überaus wichtig zum völligen Verständnisse der Wechsellage der deutschen und slavischen Nationen, zum Ueber-

blicke der Geschichten jener Zeit, vom Pregel und von der Ostsee bis an den Inn und bis an die adriatischen Küsten. Ein wichtiger Beytrag hiezu ist unstreitig das von Hormayr in seinem Archiv 1826—1828 gelieferte Direktorium aller von ihm edirten Urkunden und Archivalakten, unter denen sich eine große Zahl Ottokarischer befindet. — Bedeutende Nachträge hiezu liefert sein Archiv 1828, S. 685, 686 und 695, meist von oberennsischen Klöstern. — Diese Regesten beginnen Ottokars Urkunden als Herzog von Oesterreich schon mit dem Jahr 1251, da er sich doch erst im April 1252 der Babenbergischen Margarethe vermählte. — Eben so voraus und chronologisch zweifelhaft sind die Schenkungen von Nikolsburg an die Lichtensteine, die ihm das verwaiste Oesterreich in die Hände spielten (Brünn 17. Nov. 1249). — In diesen Regesten finden sich seine Briefe von 1251 aus Neuburg für Niederaltaich — von 1252 3. Jänner, Wien, für Ebersberg, — und 27. März aus Krems für Metten, — lauter Mauthfreyheiten, — 1253 27. März Redsche, der Schiedspruch der Bischöfe von Bamberg, Freysing und Seckau, wegen der Wiederverleihung der Paßauer Lehen in Oesterreich, — 1253, Wien, 27. Sept., Mauthfreyheit für Adlersbach, — 1255, 26. Juny zu Wien für Raitenhaslach, — und vom 18. März vorher aus Krems für St. Nikola, — 1259, 16. Okt. aus Wien die ernste Ermahnung an den Paßauer Bischof, unter seinem Klerus in Oesterreich bessere Zucht und Ordnung zu halten, — vom 17. Nov. zu Krems die Theilung der Kinder wechselseitiger Leibeigenen mit Tegernsee, 1260, — auf der Altenburg, Gerichtsfreyheit und freye Trift auf der Eger für Waldsassen, — 1265, 5. Dez. zu Freystadt, Bekanntmachung des mit dem Paßauer Bischof geschlossenen Bundes an sein Kapitel, — und Mauthfreyheit für Formbach, zu Wien gefertiget, — 1266, Eggenburg 15. März, Schirm für Paßau gegen alle Eingriffe seiner Behörden, — 1269, 5. März zu Prag, freye Wahl eines Vogtes für Waldsassen, — 1270, 9. Dez. in Neuburg, Vertrag über die Paßauer Lehen zu Neuburg, — 1273, 14. Okt. in Krems, Erneuerung der Raitenhaslacher Mauthfreyheit, — 1275, 9. März zu Regensburg verkauft der dortige Bischof Leo dem Ulrich Hachenberger die Höfe zu Käsnach zur Bestreitung seiner Unkosten auf den Synoden zu Lyon, zu Salzburg und auf Rudolphs Nürnberger Hoftag, so wie bey der Zusammenkunft mit Ottokar wegen der Befreyung der vom Könige besetzten hochstiftischen Güter, — 1275, 15. März zu Prag wieder eine Zollfreyheit für Raitenhaslach, in Linz, Emersdorf, Enns und Stein, — 1275, 15. May zu Augsburg, Schiedspruch Rudolphs zwischen Ottokar

und Heinrich von Nieder-Bayern: die pfälzisch-bayerische Stimme soll bey der Königswahl für eine unter sieben gezählt werden, — 1275, 12. Sept. in Kamuk, willigt Ottokar in die Trennung der Pfarre Lienberg von der Pfarre Tirschenreut.

In eben dem mehrmals citirten Archiv Hormayrs für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, 1828, July- und Augustheft, findet sich ein bedeutendes Direktorium der Urkunden aus der Zeit, wo der Babenbergische Nachlaß durch den Wiener Frieden mit Ottokar in die Hand König Rudolphs und allmählig seines Hauses überging, bis zur gänzlich vollendeten Unterwerfung der Lande Oesterreich und Steyer (1276—1288). Diese Regesten liefern hiezu manche interessante Ergänzung, z. B. 1274, 27. Febr. zu Hagenau, Rudolphs erste Bestätigung der Konradinischen Vermächtnisse für Ludwig den Strengen. — Im April 1274 beginnen auch schon des neuen Königs Bestätigungsbriefe für bayerische Klöster, — 1274, 2. Aug. in Hagenau, vertraut er in seiner Abwesenheit die Reichsverwesung den Kirchenfürsten von Salzburg, Regensburg und Paßau. — 1275, 15. May zu Augsburg, gibt er die oberwähnte Entscheidung zwischen Ottokar und dem niederbayerischen Heinrich wegen der Churstimme. Viele Schwaben folgen seinen Fahnen; so vermacht, 1. Sept. 1276, Otto von Wellenwart iturus in expeditionem Regis Romanorum contra Regem Boemorum vieles Gut nach Ahausen und Kaisersheim. 25. und 26. Sept. ist das Lager bey Paßau, der Obernberger Zoll wird dem Bischof Peter bestätigt, und Ludwig der Strenge macht reiche Schenkungen zu seinem erwählten Begräbnisse in Fürstenfeld »si forsan decedat in praesente expeditione pro recuperandis Sacri Imperii juribus,« — 1276, 3. Dez, der allgemeine Landfrieden auch den bayerischen Bischöfen kund gethan, die sich alle mit dem König in Wien befinden. — 18. Dez. verleiht Rudolph dem edlen Dynasten Albrecht von Hals alle von Oesterreich relevirenden Lehen Heinrichs von Horbach und der Grafen von Rotheneck, Gebhard und Mainhard — 1277, 13. Jänner zu Wien verleiht Rudolph die Halbscheid der den geächteten Feinden und Vasallen abgenommenen Güter; 18. Jänner thut er daselbst bey den Minoriten den Ausspruch, die Kirchenlehen sollten ohne Zuzug des Kapitels nicht wieder verliehen werden, — Zollbefreyungen für Raitenhaslach, Alteich, Metten rc. übergehen wir mit Stillschweigen. Der Ebersberger Abt nennt Rudolph sogar abbatem principem. Der Regensburger Bischof ist der erste, der den Söhnen Rudolphs seiner Kirche Lehen in den österreichischen Landen verleiht. — 1278 am 18. März zu Wien vergönnt Rudolph dem Kloster Beuern, sich seinen Kämmerer, Marschall, Schenk

und Truchseß zu wählen, am 21. May 1278 ist der König in Augsburg (??) und gibt einen Auftrag an den Abt in Wilzburg wegen der Weissenburger Reichsvogtey, — am 26. Juny verpfändet er strenuo viro Branderio den Flecken Eckenhaid bey Lauf für 100 Nürnberger Pfunde. — 22. July zu Wien vergleicht er den Ebracher Abt mit Ramung von Klammerstein über die Schwabacher Vogtey. Johann, Bischof von Chiemsee, erscheint als sein Kanzler, Meister Andreas, Propst zu Wörd, als des Königs Notar. — Am 13. Aug., wenige Tage vor der Schlacht mit Ottokar, bestätigt er seinem Kanzler Rudolph, Abt zu Kempten, das (erdichtete) Diplom Otto's des Großen. — Am 23. Okt. sind die Herzoge Ludwig und Heinrich in Vilshofen beysammen, und es vermitteln unter ihnen die Kirchenfürsten von Salzburg, Paßau, Freysing, Regensburg, Augsburg, Aichstädt und Brixen.

Genealogisch merkwürdig ist der Markgräfin Adelheid von Burgau Schenkung nach Kaisersheim 1252 als Seelgeräth ihres Gemahls Heinrichs Markgrafen in Burgau mit Einwilligung ihrer Söhne, des Markgrafen Heinrich und des Grafen Ulrich von Berg. Vom tyrolisch-görzischen Meinhard (Gemahl Elisabethens, der Schwester Ludwigs des Strengen und Mutter Konradins, der alles Hochgebirg am Inn und an der Etsch, wie an der Drau und Rienz durch das Erbe von Meran Eppan und Tyrol vereinigte, ein Hauptwerkzeug der Erhöhung des Grafen von Habsburg, und zum Lohne Herzog in Kärnten wurde, finden sich im dritten und vierten Bande der Regesten viele Urkunden von lokalem Interesse, insonderheit seine langwierige Verbindung mit den Herrn von Enn, Egna. — Wie die Böhmer Mauth eines der reichsten Gefälle Paßaus war, so finden wir auch manches Anziehende über Böhmisch-Bruck. 1251, 30. September zu Mosbach gibt der Bruder Ernst des Prediger-Ordens, Bischof von Prutina, 40tägigen Ablaß zum Besten der Brüder und Schwestern von Böhmischbruck grauen Ordens (fratrum et sororum de ponte bohemico grisei ordinis) und zum begonnenen Bau ihrer Kirche. — 1263 gibt zu Hayda der Pfrinberger Burggraf Ratimir das Dorf Houlon zu unser lieben Frauen Kirche ad pontem Bohemorum. 1276 beschenkt das Hospital in ponte Bohemorum Graf Gebhard von Ortenburg mit seinen Brüdern Rapoto und Diepold Grafen von Murrach mit verschiedenen Gütern. — Was diese Jahrbücher XLVII. Band, Anzeige Blatt 55, 58 von den in Nordtyrol angesessenen Grafen von Eschenlohe, Neiffen, Marstetten und Greisbach lieferten erhält hier vielfache Ergänzung. 1258 am 4. May vermittelt zu Innsbruck Graf Gebhard von Hirschberg zwischen dem Brix-

ner Bischof Bruno und dem Eschenloher Grafen Heinrich und Berthold, die ihren Zwist auf dem nächsten Placitum des Bischofs und des Pfalzgrafen austragen wollen. — Graf Berthold von Marstetten, genannt von Neiffen, verkauft im nämlichen Jahre seine Güter zu Nordhofen. 1285 im April kauft der Probst von Schoftlarn um 40 Pfund Berner ein Gut im Garmischgau, vom Grafen Berthold von Eschenlohe von seinen dienst-eigenen Leuten zu Partenkirch. — 1286 schenkt die Gräfin Leukard von Hertenberg mit Einwilligung ihres Sohnes Heinrich dem Abt Trutwin von Kaisersheim ihre Einkünfte zu Oeringen auf zwey Jahre. — Mehrfach begegnen wir dem Grafen Gebhard von Hirschberg als Herrn des Innthales. Elisabeth, die eine Erbtochter Grafen Albrechts von Tyrol (die andere Adelheid hatte der ältere Mainhard von Görz) war 1248 Witwe des letzten Andechsers, Herzogs Otto von Meran und darauf des Hirschbergers Gemahlin geworden. — So bestätigt dieser Gebhard 4. September 1253 zu Innsbruck Benediktbeuern die Privilegien beyder Ottone von Meran und reversirt sich 1254 gegen die Abtissin von Chiemsee über die einst welfische und Sempt-Ebersbergische Vogtey im Oetzthal. 1263, 1. Februar zu Sterzing sprach Ludwig der Strenge als erbetener Schiedsrichter über den Meranisch-tyrolischen Nachlaß zwischen Gebhard von Hirschberg, dem Gemahl der einen Erbtochter und zwischen den Söhnen der andern, den Grafen Mainhard und Albert von Görz. 1281 gab Bischof Hartmann von Augsburg dem tyrolischen Mainhard alle durch den Tod Gebhards und seiner Gemahlin erledigten Lehen im Innthale. — 1290 — 1292 verlieh der jüngere Gebhard dem Kloster Aldersbach die Kirche zu Taja in Oesterreich, ihm von seinen Vasallen Leutold von Chunring Schenk in Oesterreich aufgegeben. — Im XLIIII. Bande dieser Jahrbücher, Anzeige-Blatt 17 ist eine bedeutende Urkunde des älteren Gebhard (der sein tyrolisches Erbe zuletzt Mainharden verkaufte) für die oberpfälzische Abtey Speinshart. — Der aus der Mongolen-Schlacht auf der Lignitzer Wahlstatt bekannte preußische Hochmeister Poppo von Osterna, dessen Bruder Konrad zu derselben Zeit Landkommenthur in Oesterreich war, hatte wahrscheinlich einen gleichnamigen Neffen Poppo von Osterna, Komthur des deutschen Hauses zu Regensburg, der als solcher 1264 der Abtissin in Pulenhofen zwey Höfe zu Frauendorf verkaufte. — Vom Jahre 1266 ist eine wichtige Thathandlung des Pfalzgrafen als Reichsverwesers; Ludwig der Strenge belehnt nämlich: vacante Imperio Romano Marien, des Burggrafen von Nürnberg und Grafen Ludwigs von Oettingen Gemahlin eventuell mit dem Burggrafthum in Nürnberg, unter Zeugen-

schaft des vierzehnjährigen Konradins, Königs von Jerusalem und Sizilien. — Konradins Urkunden von eben diesem Jahre sind höchst merkwürdig. In einer davon scheint es habe Konradin in einem Streite mit Freysing über das Schloß Haberberg und andere Güter zu Innichen auch den Dompropst Friedrich compromittirt? So ist es aber nicht. Die Urkunde geht Konradin nicht im Geringsten an, weder als Aussteller, noch als Zeuge. Ersteres ist sein Stiefvater Mainhard ganz allein. — Es ist nicht wohl abzusehen, wie dieser für ein solches Werk arge Verstoß geschehen seyn mag? Von Regensburgs ansehnlichem Besitzthume im Vintschgaue zeigt Bischof Leos Verleihung einer erledigten Hube zu Partschins. — 1282, 30. Jänner zu Wien spricht ein Gericht der Edelherren von Oesterreich, daß der Bischof von Regensburg jeden hochstiftischen Dienstmann an jeden Ort in oder außer Oesterreich zu citiren befugt sey und Albrecht Graf von Habsburg und Kyburg, Reichsvikar in Oesterreich und Steyer, bestätigt diesen Spruch. Die vordersten Zeugen sind: Stephan von Meissau, der Marschall, Otto von Berchtolsdorf, Kämmerer und Konrad der Landschreiber von Oesterreich, Friedrich von Lengenbach Truchseß, Bentzo Protonotar und Hermann der Marschall von Landenberg.

Der Sturz Ottokars, der einem Kuenringer (Kuofarn, Gobatsburg) sogar die geliebte natürliche Tochter zur Ehe gab und dessen Geliebte selbst eine Kuenringerinn gewesen, verdarb dieses uralte, obgleich immer nur ministerielle Geschlecht keineswegs. Ein Kuenringer vermählte sich mit einer Habsburgerinn. 1283 sprechen die Brüder Heinrich und Leutold, die Kuenringer zwischen den Klöstern Raitenhaslach und Wilhering um den Wald Neidau. — 1286 ist der Tausch zwischen Salzburg und Regensburg mit den Pfarren Söll, Brixen und Rohrdorf für das bisher dem Grafen Diepold von Ortenburg zuständige Schloß Wildeneck, aus Hormayrs Archiv für Süddeutschland bekannt.— Die mächtigen tyrolischen und hohenrhätischen Dynasten von Wangen-Belromunt erwähnte schon das Anzeige-Blatt XLVII. 52. — Hier ist (6. Jänner 1287) des Albert und Matthäus Frieden mit Herzog Meinhard und vom 2. März 1290 aus Botzen des Matthäus Verkauf und Lehensauffandung aller seiner Güter von Zell bis nach Lar. — 1291 am 1. August gibt Niklas IV. die Kreuzbulle für die Befreyung des heiligen Landes und mahnt den König Eduard von England dahin zu begleiten. — 1292 25. März zu St. Veit in Kärnten verspricht Albrecht von Oesterreich seinem Schwager, Ludwig dem Strengen: er solle nur helfen, daß er deutscher König werde, so wolle er die Konradinischen Schenkungen bestätigen, und Ludwigs Rechte sichern

auf Stolzenek, Reichenstein, Steppach Kammerstein und Tyllisperch. Aber Adolph von Nassau gewann dießmal das große Loos. — 1297 am 19. Februar zu Paßau belehnte Albrecht den Grafen Albert von Hals mit den Gütern, die einst Heinrich von Horbach, Gebhard und Meinhard, Gebrüder Grafen von Roteneck und Graf Konrad von Mosburg von Oesterreich getragen. Zugleich erhielt der junge Graf Heinrich von Ortenburg, Sohn Rapotos, seine Lehen, gemeinsam mit Albrechten von Hals und Diethalm von Bruckberg. — Wien war durch den Donauhandel und durch die Kreuzfahrten, binnen eines halben Jahrhunderts, nach Köln die reichste und mächtigste Stadt geworden. Viele Bürgergeschlechter blühten in ihr auf, gewaltiger als viele Fürsten und Grafen. — Eines derselben war das Geschlecht der Paltram, die nach damaliger Sitte den Namen von ihrer Wohnung führten: der Paltram vom Holzmarkt, der Paltram vom Stephansfreithof und Paltram Vatzo, Verfasser einer Landeschronik und Stifter des Cisterzienser Nonnenklosters zu St. Nikola in der Singerstraße zu Wien. Als Ottokar im Marchfelde den Ungern gegenüberlag, und aus Mangel an Lebensmitteln sich schon zurückziehen wollte, ließ ihm der Bürgermeister Paltram sagen: »Wenn ihn der Winter nicht aus dem Felde treibe, der Hunger werde es wahrlich nicht. Er und die Wiener würden ihr letztes Gut daransetzen,« — daß alle Ritter und Herren laut aufschrien: »Ja wohl ist Oesterreich alles Guts und aller Ehren voll, und diesem Paltram gebührt ewiger Dank von Euch, o König.« — Eben so standhaft hielt Paltram Wien gegen Rudolph von Habsburg. Kurze Zeit vor der entscheidenden Marchfeldschlacht, die Ottokaren den Sieg und das Leben nahm, hatte Paltram für seinen alten Herrn eine mächtige Verschwörung gesponnen. — Der Kleinmuth verrieth sie, und eben der Bürgermeister Paltram vom Stephansfreithof wurde mit seinem Bruder Marquard und mit seinen Söhnen Paltram, Peter, Piligrin, Heinrich, Eberhard und Janselin zum Tode verurtheilt und geächtet. Kaum retteten sie sich durch die Flucht zu Rudolphs bitterem Feinde Heinrich von Niederbayern. Der nahm ihn auf in seine Feste Karlstein und setzte ihn Ottokars unversöhnlichstem Feinde, dem Erzbischof von Salzburg, so in den Pelz, daß dieser zu dem heroischen Mittel griff, eine Provinzialsynode zu halten, und ganz Niederbayern um seinetwillen mit dem Interdikt zu belegen. — Unstreitig hat des Paltram Liebe für seinen alten Herrn, der Wien so groß gemacht, der überhaupt so groß, so wild und wieder so mild gewesen, etwas Großartiges an sich. So auch sein bisher unbekanntes und nur durch diese Regesten überliefertes Ende, im hei-

ligen Land, am Grabe des Erlösers. — Er, schon in eine andere Welt lebend, hörte den Ruf des Papstes zur Kreuzfahrt, wider den sonst fast Alles taub war. Zu Pfingsten 1275 überließ er auf den Fall, daß er von seiner Fahrt nicht wiederkehre, dem Herzoge Heinrich für die Ehre, so ihm im Lande geschehen, worin er auch seine Kinder lasse und damit ihm der Herzog vergebe, wenn er (wie sein Beichtvater ihm vorgehalten) von seiner Güte zu viel genossen, den über 1000 Mark Silber werthen Karlstein, den Zoll zu Hall, den halben Zoll zu Schärding und viele Güter, auch drey Kleinode, um die der Herzog von Breslau gerne 250 Mark gegeben hätte. — Herzog Heinrich bestätigt dieß am selben Tage zu Landshut in Paltrams eigenem Hause (sepulchrum domini visitaturi). Des großen Bürgermeisters Paltram Ende kam schnell. — Sterbend wies er zu Ackers (Ptolomais) am 25. November 1278 dem Herzoge Heinrich mehrere Zahlungen an seine Söhne Piligrin und Heinrich und an mehrere Gotteshäuser an. Dieser Brief gesiegelt, wurde Paltrams Siegel auf sein Geheiß feyerlich zerbrochen, und sein Herz brach auch.

Der Nachtrag dieses IV. und letzten Bandes gibt insonderheit viele Urkunden des deutschen Ordens, aus denen jene des Bayerherzogs Ludwig 1210, Kaiser Otto's IV. von 1212 und Friedrichs II. von 1216 besonders merkwürdig sind.

König Ludwig will die Regesten auch auf die Epoche Kaiser Ludwigs des Bayern, auf die ganze erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts ausgedehnt wissen, in welcher Bayern durch seine Verhältnisse mit dem heiligen Stuhl in Avignon, mit dem Wiener Hofe, mit Brandenburg und Holland, mit ganz Italien, mit England und Frankreich, europäische Bedeutenheit erhielt. Er hat diese Fortsetzung den brüderlich vereinigten Freunden Freyherren von Hormayr und Freyberg aufgetragen. Ersterer als Referent des Archivswesens im Königreiche, Letzterer als Vorstand des überreichen Reichsarchives, sind der Quelle nahe genug, um diesen neuen, für die bayerische, deutsche und allgemeine Geschichte so wichtigen Nachtrag in einer Weise zu liefern, die des königlichen Freundes und Kenners der Historie keineswegs unwürdig sey.

»Quand on jette les yeux sur les monumens de notre histoire, et de nos lois, il semble, que tout est mer, et que les rivages mêmes manquent à la mer: tous ces écrits froids, secs, insipides et durs, il faut les lire, il faut les dévorer, comme la fable dit, que Saturne dévoroit les pierres.« Der scharfsinnigste aller Franzosen hat so gesprochen, aber doch immer ein Franzose. Dem haben schon ein Mal die gewichtigen Blätter des Frankfurter Archivs für deutsche Ge-

schichtskunde ein ernstes Wort des großen Baco entgegnet: »sunt certe ignavi regionum exploratores, qui ubi nil nisi coelum et pontus videtur, terras ultra esse prorsus negant.« — Einer vollständigen, wahrhaft pragmatischen Geschichte freut sich noch kein deutsches Land. Auch ist das Unternehmen groß, vielseitig und schwierig. Aber es ist der rechte Pfad hiezu, den man gegenwärtig in Bayern einschlägt. — Käme durch das vereinigte Bemühen ausgezeichneter Männer oder etwa der historischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften ein vollständiges streng chronologisches Direktorium über alle, gedruckten und ungedruckten, Bayern und seine Nebenlande betreffenden Urkunden zu Stande, die deutschen Geschichten würden einen ungeheuren Vorsprung gewonnen haben, und dieß Unternehmen das schönste Denkmal des erhabenen historischen Sinnes König Ludwigs seyn.

4) Ist in den letzten anderthalb Jahrzehenden das Geschichtsstudium auf der deutschen Erde wirklich bedeutend vorgeschritten, so dankt man es dem unverdrossenen Fleiße, womit Namen, die an dem Kriege der Befreyung, in der Ahnen Sinne nicht nur mitrathen, sondern auch Mitthaten wollten, in ferne, zum Theil bisher ängstlich verschlossene, zum Theil längst vergessene Archive eingedrungen sind. Zugleich ist die historische Kritik in allen ihren Zweigen wieder erwacht. Sie hat von nun an ihr Wächteramt treu verwaltet. Vor allem aber ist der Geographie des Mittelalters endlich einmal jene Sorgfalt gewidmet worden, die das todte Wort in Anschauung überträgt, die durch den warmen Strahl der Akklimatisirung und Individualisirung wieder Lebensroth auf die längst verblichenen Wangen ergoß und den starken, starren Gliedern ihre Regsamkeit zurückgab.

Auf diesen besondersten Zweck hat der Ritter von Lang von jeher eifrigst hingearbeitet. Nicht nur unterschied er überall und genau die Hauptstämme des heutigen Königreichs (wovon man 1,360,000 Bayern, Eine Million Franken und 800 000 Allemannen zählt, die Einwanderungs- und frühern Unterthänigkeitsverhältnisse der beynahe 700,000 Slaven bedürfen annoch nähere Erörterung. Er verfolgte noch einen andern Gedanken, die Uebereinstimmung der Gauen mit den Diözesangränzen der Bisthümer, der Erzdiakonate und der Ruralkapitel: ein Gedanke, der zwar in seinem Beginnen sehr richtig; aber in seinem Fortschreiten von dieser ursprünglichen Stellung vielfach verrückt worden ist. — Dieses neue Werkchen ist eine völlige Umarbeitung seiner, in den Denkschriften der Münchner Akademie 1811 und 1812 erschienenen Vereinigung des

bayerischen Staates aus den einzelnen Bestandtheilen der ältesten Stämme, Gauen und Gebiete (jetzo ausgedehnt auf Würzburg und Aschaffenburg und auf das überrheinische Speyer). — In der zweyten Abtheilung soll die Geschichte der einzelnen Grafschaften und Gebiete folgen, die aus diesen ursprünglichen Verwaltungs-Bezirken der Gauen hervorgingen. — Die alten Akademiker haben die Wichtigkeit und Dringlichkeit der Sache gar wohl gefühlt. Es haben die beyden Benediktiner, Appel und Zierngiebel von Altaich und St. Emeram, die schätzbarsten Materialien zu einer altbayerischen Gaugeschichte zusammengetragen. Allein es waren doch nur die Excerpten der in den Monumenten und in den Quellschriftstellern der Hochstifter vorkommenden Namen der Gauen, pagi, subpagi und ihrer comites, praesides, judices. — Die beyden Erbsünden der insularischen Ansicht und Behandlung Bayerns von und vor dem übrigen Deutschlande, und die Furcht vor der urkundlichen Wahrheit, wenn eine oder die andere hergebrachte Lieblingsmeinung dadurch verletzt werden könnte, gehen durch alle diese, übrigens sehr schätzbaren Arbeiten durch, und leider eben so auch eine nur sehr geringe Kenntniß der altdeutschen Rechtsbegriffe und Verfassung. — Auch fehlt darin die leitende Idee. Man nahm eben, was man fand; aber man erfand nichts. — Uebrigens wäre die Aufgabe schon deßwegen neu, weil seit jenen verdienstreichen Arbeiten beynahe ein halbes Jahrhundert vorübergegangen ist, neue, richtigere Ansichten sich Bahn gebrochen haben, und Tausende von Urkunden den Motten und der Verwesung, des Wassers oder Feuers Wuth entrissen, und in ein gemeinnütziges Licht gestellt worden sind.

Der Verfasser beginnt mit dem Stamme der Alemannen. Convenae et colluvies, quod et ipsa appellatio: Alemanni, satis indicat, wie Agathias sagt. Ihr Gebiet nachdem die Burgundionen weiter gezogen von der Lahn und vom Main bis an den Rhein und Bodensee. Das Suevia der Peutingerschen Tafel im Rücken der Alemannen vom Ursprunge des Mains bis zur Donauquelle und an den Lech war doch zum Theil auch von Alemannen besetzt, zum Theil von Hermunduren, die schon früh nach Augsburg handelten. Nach Attilas Niederlage in der Ebene von Chalons, gelten Alemannen und Sueven meist für gleichbedeutend. — Klodwigs Sieg bey Zülpich, Zurückweichen der Ostgothen nach Italien und Ausbreiten der Franken, Herzogthum Alemannien. Zwey Frauen Karls des Großen sind Schwäbinnen, die Eine Hildegard, Stifterin von Kempten. — Karolingische Pfalzen in Bodmann, Ulm, Wiblingen, Altheim, vielleicht auch Augsburg und Bregenz. — Bodmann und Hohent-

wiel Sitz der Herzoge. Ihre Folgereihe. Die gelehrte Herzogin Hedwig. Die Staufen. Des Herzogthums gänzliche Zersplitterung 1—25.

25—38. Franken. Frankens älteste Bewohner, Helvetier zwischen Main und Rhein von suevischen Markomannen, endlich bis in die Schweiz gedrängt. Der Römer Macht drang nicht weiter, als mit vorübergehender schwacher Haltung von Regensburg her, längs der Donau ins Eichstädtische an der Altmühl nach Gunzenhausen, von da in der Richtung auf der alten Landstraße in die jetzige Gegend von Dünkelsbühl durchs Ellwangische, bis an Schwäbischhall und Oehringen zum Neckar, der sie wieder mit ihren Linien vom Rhein her bis zum Odenwalde verband. — Königreich der Thüringer, — dieses Volk zuerst genannt 404 vom Vegetius, 451 vom Prokopius unter den Hülfsvölkern des Attila, 552 vom Jornandes, 660 vom Anonymus Ravennas; sicherlich Hermunduren und keineswegs gothischen Stammes, haben sie sich, wie es scheint, aus den Tauriochämen am Erzgebirge gesammelt, und gedrängt von den Slaven mit mehreren Stämmen der Semnonen verstärkt. — Der Verfasser dehnt sie durch Ostfranken herab in die Oberpfalz aus. Sie wurde den Franken zinsbar und bald ganz unterwürfig, so daß ihr Land nach der Gränze des Thüringerwaldes als Ostfalen ins Land der Sachsen fiel, der südliche Theil hingegen von der Unstrutt bis zur Donau als eine eroberte thüringische Provinz den Franken zukam, welcher Bezirk die Gauen Waldsassin, Taubergau, Wingartweiba, Jachstgau, Hasagau, Grabfeld, Tullifeld, Weringau, Gotzfeld, Saalgau, Badanachgau begriff, und mit aufgehobener Königs- und Herzogsgewalt unter die geregelte Verwaltung fränkischer Grafen gegeben wurde. — Wiederherstellung eigener Thüringer Herzoge gegen die Slaven oder Wenden und Awaren. — S. 27. »Daß ein Bayerherzog, als ein Schwager Hedans, sich damals und aus diesem Grunde des Nordgaus und anderer Hedanischen Güter bemächtigt habe, glaubt Genßler in seinem gelehrten Buche, die Welfen, aber uns nicht überzeugend, bewiesen zu haben. Solche Ansprüche, wenn sie auch glaubhaft gemacht werden könnten, würden vor einer Politik, welche die herzogliche Macht in Thüringen zertrümmert wissen wollte, keine Anerkennung zu Vergrößerung der Herzogsmacht auf einem andern noch weit bedenklichern Punkte, gefunden haben, noch viel weniger, wenn sie auf eine so merkwürdige Art doch gelungen, in dem Andenken einer damals nicht mehr stummen Geschichte untergegangen seyn? Eben so würde sich die Behauptung, daß nunmehr die Pipinische Familie die fränkischen Lande als

ein ihr zuständiges Herzogthum betrachtet habe, zu mancher Erklärung anderer Dinge empfehlen, wenn nur nicht auch hier das Verschweigen eines so wesentlichen Umstandes in den vielen Briefen der Päpste an die fränkischen und thüringischen Großen das allerstärkste Recht in die Wagschale der Zweifler legte.« — Als Thüringen austrasisch ward, hieß es Ostfranken, Francia orientalis, im Gegensatze des bereits 496 den Alemannen abgenommenen westlichen, rheinischen Franziens. — Später verstand man unter der Francia orientalis Deutschland überhaupt, und nannte dann das thüringische Franken, Franconia, Klein-Franken. Christianisirung durch Kilian 686, durch Bonifaz 719. In den rein slavischen Gegenden Bamberg und Bayreuth längeres Fortwuchern des Heidenthums. — Sorbische Kolonisten in Ostfranken, — deportirte Sachsen. — »Noch wurde der Rednitzgau und das Volkfeld mit den oberpfälzischen Steppen als ein fremdes Land, Slavia, betrachtet. Indem aber die nächsten Gaugrafen zugleich die Bestallung und erforderliche Kriegsmacht als Markgrafen erhielten und mit dieser immer weiter vorwärts rückten, die Geistlichen aber durch errichtete Kirchen zu Erlang, Forchheim, Hallstadt, Bamberg, Oberhaid, Baunach, Schlüsselfeld, Hochstädt, Bruck, Haslach, Geiselwind, Loimerstadt, Wachenrod, Mühlhausen (Ecclesiae slaviales) die Anstalten der sittlichen Bezähmung erweiterten; so geschah es, daß allmählich beyde Landschaften (Rednitzgau und Volkfeld) eine eigene Markgrafschaft, den limes Sorabicus bildeten, deren Hauptsitz Babenberg (Bamberg) war. Die oberpfälzische oder nordgauische Mark wurde bald damit vereiniget. Markgraf Adalbert wurde 905 aus seiner Bamberger Altenburg herausgelockt und enthauptet. Seine Nachkommen wurden nach 970 Markgrafen, 1156 Herzoge zu Oesterreich, und 1186 auch zu Steyer. — Derselben Stammwurzel sind auch die Grafen von Weimar, Orlamünde von Henneberg und die Markgrafen von Meißen. — Von 905 — 938 verwaltete die nördlichen Marken auch der Held Luitpold und sein Sohn Arnulph der Böse. — Frankonien nach dem Untergange der vorherrschenden Familie eine bloße Zugehörde des rheinischen Franziens. — Markgrafen zu Schweinfurt. — Als Herzog Konrad IV. 1039 starb, ließ Kaiser Heinrich III. vom ältern Zweige des nämlichen Hauses und sein Erbe, das Herzogthum, eingehen. Bedeutend sagt der Mönch von St. Gallen: »nondum adhuc illo tempore Suevia in Ducatum erat redacta, sed Fisco Regio peculiariter parebat, sicut hodie et Francia« — Die Staufen als Herzoge in Franken wie in Schwaben. — Das Erbe von Rothenburg. — Die Herzogsgewalt von Würzburg blos auf das weltliche Ge-

biet der Bischöfe beschränkt, daher die Urkunde von 1168, die dem Bischof Herold »omnem jurisdictionem seu plenam potestatem faciendi justitiam per totum Episcopatum et Ducatum Wirceburgensem, per omnes comecias in eodem Episcopatu vel Ducatu sitas,« bestätiget, auch hier wieder nicht von einem Ducatu Franconiae, sondern nur von einem Ducatu Wirceburgensi, d. i. der herzoglichen Gerichtsbefugniß über des Bischofs eigene Stiftsgüter innerhalb seines Sprengels verstanden werden, von einer Exemtion, wie sie gewöhnlich die meisten Bischöfe nach und nach auch erhalten. — So heißt es auch im Augsburger Stadtrecht Heinrichs IV. von 1104, und in jenem des Barbarossa von 1156: ingredienti vel egredienti Episcopatum et Ducatum und in den Trienter Urkunden heißt es bis ans Ende des großen Zwischenreichs immerdar, Episcopatus, Ducatus et Comitatus, — vollendete Immunität — Vereinigung aller Gewalten in der am meisten unbedenklichen geistlichen Hand.

Bojoarien. — Der Ritter von Lang sagt hierüber die merkwürdigen Worte: »Es ist überall bekannt, wie wenig es sammt und sonders allen deutschen Völkern gelingt, mit ihrer gewissen Geschichte sehr weit über die vorchristliche Zeitrechnung hinauszuschreiten; noch dazu ist der Geschichte von Deutschland in Cäsar und Tacitus ein Stern aufgegangen, dergleichen sich andere Völker Europens nicht einmal zu berühmen haben. Nur ein etwas zu hitziger Eifer, wie es scheint, hat die bayerischen Geschichtschreiber angespornt, mit ihrer Geschichte bis in die Zeiten von Nebukadnezar vorzudringen, wo ungefähr die königlich-bayerischen Prinzen Belloves und Sigoves ruhmwürdigst regiert haben sollen. — Es wird hoffentlich der Augenblick nicht mehr ferne seyn, wo man der bayerischen Geschichte diese Ammen-Märchen erlassen wird; und es möchte wohl dazu auch mitwirken, wenn gelegenheitlich aus den Quellen der Geschichte erhoben werden wollte, wann und durch wen diese Sage altgallischer Herkunft zuerst eingeführt worden? Vermuthlich durch die Geistlichkeit, indem sie mit dem Kommentar des heiligen Hieronymus über die Epistel an die Galater dasjenige in Verbindung zu setzen suchte, was die übrigen Profanscribenten sonst noch weiter von eben diesen Galatern, dann Celten, Bojern und so ferner aufbehalten haben. Vielleicht durch Orosius? s. vita S. Salabergae: bey Bouquet Chronique de S. Denys, in Gestis Francorum: Gens Bajoariorum, quam Orosius vir eruditissimus et historiarum cognitor Bojos prisco vocabulo appellat; in extrema Germania sita, Bonosiaco infecta errore praefatam gentem per Germaniae

sinus vir Dei Eustasius, Abba ex Luxovio monasterio in Vosago saltu aggressus ... denique remeans ex Baicariis (so, nicht Bajuvariis) vir egregius post Germaniae Belgiaeque laboriosum callem, tandem pervenit ad quendam virum illustrissimum. Die Berichte kommen darin überein, Eustasius sey nach Bayern gegangen, dort das Christenthum zu predigen. Daß die Bojoarier (deren Namen jeder anders entstellt) hier als gleichbedeutend mit den Bojern erscheinen, ist wohl nur ein gelehrter Zierath? — Daß nicht von den alten zuletzt bey Plinius Hist. nat. IV. 32, und Tacitus Hist. II. 61, erwähnten Bojen, sondern von Bayern, die Rede sey, geht aus einer andern Stelle, auch von einem Mönch von Luxovium, Agrestius hervor: qui cum ad Bavocaxios tendens venisset .... nullum fructum exercens ... deinde ad Aquilejam pertransit.

Daß eben diese Galater Deutsche gewesen, will Herr K. H. Hermes in Rerum Galatarum Specimine Vratisl. 8 bewiesen haben (s. Morgenblatt 1828. Nro. 50 des Lit. Bl.); wir kennen es nicht; etwa auch aus diesem Kommentar des heiligen Hieronymus, wo er fragt, warum der Apostel an diese Galater griechisch geschrieben habe? Denn die Galater hätten nicht die griechische, sondern dieselbe Sprache geredet, welche der heilige Hieronymus zu Trier selbst noch gehört. Da Trier zu Gallien gehört, so kann das wohl gewesen seyn. Es war das aber hernach keine deutsche, sondern die altgallische Sprache. Die in ihrer höchsten Alterthümlichkeit bewahrte bayerische Volkssprache, die weit inniger noch der ältesten gothischen oder skandinavischen, als nur im kleinsten Punkt einer alten gallischen oder angeblich celtischen verwandt ist (Zeuge der treffliche vaterländische Sprachforscher Schmeller), Sitten, Charakter, Gestalt der jetzigen Bayern lassen durchaus keinen andern Glauben zu, als daß der Stamm ein ächter urdeutscher, und durchaus kein fremder eingewanderter sey. Die Spielereyen mit Wort- und Namensableitungen aus einer celtischen Sprache beruhen auf den Täuschungen und Spiegelfechtereyen eines Bullet, der die gemeine niederbretagnische provenzalische Mundart uns als eine alte Celtensprache hat einschwärzen wollen, wobey er sich aber noch die willkürlichsten und lächerlichsten Etymologien und Deutungen aller Art erlaubte. — Der Gedanke ist nicht neu, aber glücklich, War bezeichne eine zweyte Ansiedlung der alten Bojer, die erst spät und allmählich wieder in zersprengten Haufen, und zusammentreffend mit ihren alten Brüdern aus Bojenheim, mit Rugiern, Herulen, Schyren, Turcilingen auf den alten verlassenen Boden getreten,

unter dem Namen Bojuvaren, Bajuvaren, Bojoaren, mit dem sie Jornandes am ersten erwähnte?« — Ueber jenes Var an den Bructern, Angern, Emsern, Katten, die später als Bructuarier, Angrivarier, Amsivarier wiederkehren, ist ein anderes Wort Jornandes bezeichnend: Bructuarii, Chattuarii, Vidivarii, qui ex diversis nationibus ac si *in unum asylum collecti* sunt et *gentem* fecisse noscuntur. — S. 44 das mittelländische oder Bergnorikum und das Ufer-Norikum, das erste und zweyte Rhätien, und das zu letzterem gehörige, aber niemals eine eigene Römerprovinz bildende Vindelizien. — Ueber die Stellung Bojoariens zum großen Frankenreiche hat Gemeiners Geschichte der altbayerischen Länder so ziemlich die Akten geschlossen. — Daß Heilolvingus und Agilolfingus durchaus das Nämliche gewesen? dünkt uns eben so wenig, als Mosel-Männer und Muselmänner. Auch ist bey sonst so scharfer Kritik nicht wohl abzusehen, wie Troßberg, Trostburg und vollends der Pot von Droß zu Krems, des titelwüthenden Rudolphs IV. Markgrafschaft Drosendorf und die Hauser von Clamm ziemlich geringe Ministerialen zu den Drozzas und Huosis der legum Bajuvariorum?? Diese vornehmsten Geschlechter werden wohl schwerlich je enträthselt werden, die Huosis ausgenommen, die es schon sind. — Die Agilolfinger Herzoge, manchmal auch Könige genannt. — Daß der heil. Ruppert ein Sponheimer gewesen, würden wir mit Vergnügen näher nachgewiesen sehen (versteht sich bis zu einiger Wahrscheinlichkeit, denn wer dürfte in jenen Zeiten mehr begehren).

S. 53. Was Eginhard über die Jugend Karls des Großen sagt, ist in seiner absichtlich geheimnißvollen Art vielmehr dazu gemacht, die Sagen von Pipins Aufenthalt in Weihenstephan und von der schönen Bertha am Würmsee zu bestätigen, als geradezu auszumerzen. — Die Folgereihe der Karolinger. — Bayern unter Stammherzogen vom Hause Schyren, vom sächsischen Kaiserhause und verschiedenen Verwandten desselben, endlich aus den Welfen, nach deren erster Aechtung in Heinrich dem Stolzen, zwey Babenberger aus Oesterreich an die Reihe kommend, Leopold und Heinrich Jasomirgott. — Nach der Welfen zweyter Aechtung 1180 in Heinrich dem Löwen kehrt Bayern wieder an das alte eingeborne Haus der Schyren zurück. Mit jenem Jahre hört Loris chronologischer Auszug der Geschichre von Bayern auf und beginnen die, fast bis ans Ende des XIII. Jahrhunderts fortlaufenden bayerischen Jahrbücher des Ritters von Lang. — Er vertheidigt beharrlich sein System der Identität der weltlichen und geistlichen Sprengel, aus den alten Concilien, aus der beständigen Parallelisirung der geistli-

chen und weltlichen Eintheilungen, z. B. der praefectura praetoria mit dem Patriarchat, Dioecesis — Metropolis mit Erzbisthum — Provincia mit Bisthum — Praeses, Praesul mit Bischof. — Pabst Gregor II. schickte im Jahre 716 seine Gesandten an den bayerischen Herzog Theodo, mit der Vollmacht: »ut juxta gubernationem unius cujusque Ducis Episcopia disponat.« Da dieses nicht vollkommen zu Stand gekommen, so unterzog sich der heil. Bonifaz wiederholt dieses Auftrags, darüber ihm der Papst Gregor III. genehmigend antwortet: »et in *quatuor partes* Provinciam illam divisisti, i. e. in quatuor parochias, ut unus quisque Episcopus suam habeat parochiam,« (nämlich: Salzburg, Paßau, Regensburg, Freysing, Neuburg?) Eben so will das Kapitulare von 806 (s. Walter Corpus Juris Germ. II. 227): »Ut nequaquam inter duos Metropolitanos Provincia dividatur.« — S. 65. Eine merkwürdige Wahrnehmung des Ritters von Lang ist: »weil die ersten Bisthümer den Gränzen der alten Gauen und Grafschaften, die wir jetzt minder kennen, nachgegangen, so folgt, daß wir aus den Gränzen der Bisthümer, die sich viel länger erhalten, zurück auf die alten Gauen und Grafschaftsgränzen schließen können. Dieses wird in Süddeutschland fast jederzeit zutreffen, in Norddeutschland der Regel nach auch, aber mit häufigen Ausnahmen, die wohl darinnen ihren Grund haben, daß die christlichen Institute und Bisthümer dort viel spätern Ursprungs sind, wo sich die weltlichen Regierungen oft schon ganz anders gestaltet hatten, besonders bey den Verhältnissen mit den slavischen Völkern, und daß aus den ursprünglich ältesten Sprengeln erst mannigfaltig wieder andere neuere gebildet werden.

S. 66. Alemannische Gauen. — Auch hier bestimmt der Verfasser die Gauen wieder nach den Sprengeln von Chur, Konstanz und Augsburg (Neuburg). Von den alemannischen Gauen erstreckte sich der Comitatus Rhaetiae auch über das Walgau, Churwalgau, Vallis Drusiana, einen Theil des heutigen Vorarlberg. — Wie über die tyrolischen Grafschaften und Gauen, ist der Verfasser auch über Churrhätien und dessen Comites, von dem großen Hunfried Comes Istriae, Magister Palatii und Comes Rhaetiae bis auf seine Nachkommen, die Grafen von Lenzburg und Tyrol, durchgehends den Untersuchungen Hormayrs gefolgt, so wie auch Johannes Müller und Graf Friedrich Mülinen in Bern, Johannes Müllers ältester Freund mit dem noch im höchsten Greisenalter blühenden Karl Victor von Bonstetten. Die Gränzscheide des Bisthums Konstanz in der Urkunde K. Friedrichs von 1155. Sicut *Hilara* fluvius in *Danubium* ac deinde usque *Ulmam*.

Der Rhingau, Rheinthal (verschieden von Rheinwald, auch Rhingau genannt, in Graubünden) Darin lag die Curtis Regalis Lustenau, Dornbirn, Hohenems, Geissau, Fussac, Höchst, Haderdorf, Bregenz und Sulzberg.

Der Argengau bis an die Schussen, der Allgeu. — Streit über die vermeintliche, ungeheuere Ausdehnung desselben, als der ein Hauptgau gewesen wäre und mit den subpagis Argengau, Keltenstein, Illergau, Augstgau, Burgau, alles Land zwischen dem Lech, von seinem Ursprung an, auf der einen, und dem Bodensee und der Donau auf der andern Seite, mit Kempten, Isny, Wangen, Leutkirchen, Memmingen, Mindelheim, Füssen, Kaufbeuern, Wurgach, Bibrach, Burgau, Tettnang, Immenstadt, Weingarten, Ravensburg in sich begriffen hätte. — Die Göttweiher Chronik ist bey ihrer Bestimmung des Allgaues offenbar von der entstellten, neuern Provinzialbenennung des Allgaues ausgegangen, desgleichen Pallhausen, dessen urkundliche Belege hier mit Zurückweisung auf die Originale und mit Scharfsinn widerlegt sind. — Der Augstgau, umfassend das Lechfeld und den subpagus Keltenstein, nebst allem Land zwischen Lech und Wertach. — Der Illergau, längs der Iller, dieser Gränze des eigentlichen Alemannien und des Konstanzer Sprengels, wie auch zu beyden Seiten der Mindel. In allen diesen Bezirken weit verbreitete Macht der Welfen. — Burgau, so ziemlich in denselben Gränzen, welcher bis in die neuesten Zeiten die österreichischen Hoheitsansprüche von wegen der Markgrafschaft Burgau folgten. — Der Ochesgau, Ogesgowe, Owesgawe, zwischen Wertingen, Kloster-Holzen und Donauwörth. Bischof Ulrich von Paßau, der Stifter von Herzogenburg und Mitstifter von Seitenstetten, schenkte seinem Hochstift hereditatem suam in loco, qui dicitur Mardingen, in Provincia Sueviae in Pago Ogesgowe. — Der schon in einer Pipinischen Urkunde von 762 genannte, ganz in den Gränzen des alten Bisthums Augsburg verbleibende Riesgau, Rieß, Retia (nicht Rhaetia), Riezin, das Rhiusiava (*Ῥιουσιαουα*) des Ptolemäus umfaßte Donauwörth, Haarburg, Höchstedt, Wallerstein, Nördlingen und Dünkelsbühl. — Daß das Rieß von jeher zu Schwaben gehört habe, gründlich nachgewiesen aus der Translatio S. Venantii aus Bayern in den Actis SS. und vollzogen im Jahre 836 aus einem Wildbannsprivilegium Heinrichs III. von 1053 für Eichstädt, worin es unter andern heißt: Hinc iterum ad flumen Wernizza in vadum Rindgazza (heut zu Tage Rindgasse, ehemalige Furth von Wassertrüdingen nach Irsingen, wo man noch in neuern Zeiten zwey große Landgränzsteine fand), hinc ad fontem ubi duae Provinciae dividuntur, *Suevia* qui-

dem et *Franconia* (am Vilsbronn oder am Stockingerbach)), — Retia Sueviae, praedia Alemanniae heißt es in Fuldaer und Bamberger Urkunden. — Der Brenzgau, umfassend Lauingen, Dillingen, Giengen, Heidenheim und Neresheim. — Wir halten es für urkundlich begründet, was S. 82 der Ritter von Lang sagt: »— Mit Herrn von Pallhausen ein großes Retia anzunehmen und ein kleines, davon das kleine bayerisch gewesen, ist eine ganz grundlose Spielerey, wohin wir auch die ganze Fantasie (Nachtrag S. 78 — 112) von einem Westbayern oder Altbayern jenseits des Lechs bis an die Iller rechnen müssen, das dann unglücklicher Weise durch die berühmte Schlacht am Feilenforst 742!! verloren gegangen! — Der Albgau, Albigau, noch heut zu Tage die Alb, die rauhe Alb. — Bayerisch sind davon nur noch Elchingen und Riedheim. Gaugrafen die Dynasten von Ruck, bey Blaubeuern, von denen die Pfalzgrafen von Tübingen abstammten. — Der Virngrund, schwäbischer Virngrund, die Kapitel Lorch und Ellwang, ehemals Aalen begreifend, und fränkischer Virngrund, in der Gegend von Schwäbisch-Hall (diploma Henrici II. de a. 1024: Virgunda Sylva, ad Ellwacense coenobium pertinens, *cujus pars Franconiae legibus* subjacet, et in pagis Mulegewe et Kochengewe, in Comitatibus Henrici Comitis et alterius Henrici Comitis), jetzt beyde außer dem Umfange Bayerns.

Geringer ist die Ausbeute für Oesterreich aus den fränkischen Gauen. — Aus den ostfränkischen führt der Verfasser aus dem Würzburger Sprengel auf, den Rangau, Mülachgau, Iffigau, Taubergau, Ladenachgau, das Volkfeld, das Grabfeld und den Gau Waldsassen, — vom Bamberger Sprengel den Rednitzgau (alles Slavenland, wie das nahe Böhmen: terra Slavorum s. dipl. Arnolfi de a. 889 Reg. I. 23). Erat enim plebs hujus Episcopii utpote ex maxima parte Slavonica; s. Synodus Bamb. de a. 1058 bey Harzheim III. 126. Totam illam terram paene silvam esse Sclavos ibi habitare, — — Schreiben des Bischofs Arnolds zu Halberstadt an den Bischof zu Würzburg ums Jahr 1111 bey Ludewig Script. Bamb. I. 1116 ut *Paganismus Slavorum* inibi destruatur, s. Concil. Francf. von 1007. — So wie der Bischof mit seiner geistlichen Pflanzung, so rückte der Markgraf mit seinem limes vor. — Im Eichstädter Sprengel der Gau Sualafeld, der Nordgau, über den so heftig und viel gestritten worden ist, und zwar schon in den ersten Jahren des Bestandes der Münchner Akademie: ein Streit, der auch für die Gegend von Paßau bis Linz, für das Mühlviertel, ja selbst für das unterennsische Gebiet ob dem Mann-

hardsberge vielseitig bedeutend ist, — Pfeffels berühmte Abhandlung über diesen Gegenstand fand auf der Stelle einen heftigen Gegner an einem die ganze Akademie tödtlich anfeindenden, anonymen, aber doch wohl bekannten Manne. Der Ritter von Lang sagt über diesen Gegenstand S. 112: Herr von Pfeffel hat sich weit verirrt, in dem »Sylva Bohoma« und dem »Alveo fluvii Cinna« (in Trad. Fulda. p. 285) den Böhmer=Wald vorauszusetzen, der Königshofen im Würzburgischen und den Fluß Zenn im Ansbachischen begriffen habe; da doch hier von der Sylva Bucona, Buchonien, d. i. von Fulda und von dem Sinnfluß, die Rede war. — Dieselbe Beschaffenheit hat es mit der Sylva Speicheshard (in Adelboldi vita S. Henrici), d. i. dem Spessart, der »Bavariam a Francia« geschieden haben soll, woraus Herr von Pfeffel folgert, daß Bayern und sein großer Nordgau bis an den Spessart gereicht habe.« Nun ist es zwar richtig, daß der Spessart eine Gränzmark von Franzia war, nämlich vom eigentlichen Franzia, Francia Rhenana und von Ostfranzien, und daß es also bey Adelbold, der sonst überall sehr richtig Bavariam et Orientalem Franciam unterscheidet, höchst glaublich geheißen haben wird: »quae *utramque* Franciam dirimit, ohne daß auf solche Art zu der Erklärung die Zuflucht zu nehmen wäre, daß unter Speicheshard der Speinsharder Wald, zu oberst an der nördlichen Gränze des alten Nordgaues, als das Kapitel Eggolsheim noch dazu gehörte, zu verstehen sey. — Venientes ergo ad sylvam, quae Thuringiam dirimit a Francia, wie derselbe Adelbold zum Jahr 1078 sagt, müßte aber nach den Ansichten des Herrn Pfeffel heißen: quae Thuringiam dirimit a Bavaria.«

Es wird nun, nicht ohne Erbitterung behauptet, der Nordgau habe niemals zu Bayern, stets zu Ostfranken gehört: Die hiefür aufgebotenen Belege sind auch allerdings von Bedeutung. — Die ganze Landesstrecke, die später der Nordgau heißt, gehörte zum Thüringer Reiche, das bis an die Donau gränzte. Die bayerische Herrschaft auf dieser Seite hat nie (??) über die Donau herübergereicht. Schon Ptolemäus läßt das Noricum, da wo es itzt bayerisch ist, ausdrücklich durch die Donau begränzen. (Lib. II. cap. 14.) Der Anonymus Ravennas sagt: »Die Nab und der Regen gingen durch das Thüringer Land (per Thuringorum patriam transeunt plurima flumina quae dicuntur Nab et Reganum, quae in Danubium merguntur).« Schwaben gränzt nur östlich an Bayern — nördlich aber an die Thüringer; regio illa Suevorum habet ... a septentrione Turingos, ab oriente Bojoarios; Jornandes de Bello Gothico I. 55. — Ueber den Schwaben und

Alemannen kommen nicht die Bayern (angeblich mit dem Nordgau) sondern die Thüringer. »Super Thuringos Suevi et Alemanni« besagt die lateinische Vulgate des Prokopius, dessen Kaiser Justinian sich sogar gesetzlich berühmt, daß er sich die Thüringer, so wie die Nordgauer unterworfen: »Thuringis subactis, eorum Provinciis acquisitis, extinctis eorum tum Regibus, *Nordgavorum* gens nobis colla subdidit.« Das bayerische Norikum hat nördlich die Donau zur Seite; »Noricum Provincia, quam Bojoariorum populus inhabitat, habet ab aquilone Danubium; Paulus Diaconus« Die Thüringer wurden von den Franken, nicht von den Bayern besiegt, und ihr abgewonnenes südliches Gebiet, Südthüringen, zu einer fränkischen Provinz (Ostfranken), nicht zu einer bayerischen gemacht. — Aber auch außerdem würde selbst jeder Unbekannte am National, an der Sprache und den tief eingeprägten Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner erkennen müssen, daß die Völker am Lech, vollends gar am Mayn, niemal ein und dasselbe Volk mit jenem an der Isar oder dem untern, rechten Donauufer — gewesen seyn können. — Zu dem uralten Lorch oder Paßau wurden Freysing, Regensburg und Salzburg durch Odilo gestiftet, — Eichstädt aber »in intimis *Orientalium Francorum* partibus et *Bojoariorum terminis*« nicht mit bayerischer, sondern mit fränkischer Bewilligung: »annuente Carolomanno rege;« — im Leben des Apostels Bonifazius heißt es: »in diebus etiam illis errantibus ovibus praeposuit Pastores, siquidem inprimis dimisit de *Reganesburg*, *Augustburg* et *Salzburg*, *Nordgauvis* et *Sualafeld* et Episcopi sedem ibi constituit, loco autem nomen ut ante habuit *Eichstaet* imposuit. — Ueberall unterscheidet Bonifazius, was er in *Germania* vollbracht, wohin auch die Stiftung Eichstädts gerechnet ward, das von jeher nach Mainz gehörte, von dem, was in Bojoarien geschehen. — Aber wie der Nordgau in kirchlicher Hinsicht, habe er auch in weltlicher niemals zu Bayern gehört, behauptet der Ritter von Lang. — Allerdings hieß eine Zeit lang alles Karolingische Land, diesseits des Rheines, Bojoaria, und sogar Mainz beim Eulogius: »Moguntia *Bojoariorum* civitas.« — In der Theilung unter seine Söhne von 806, unterschied Karl der Große — zwischen dem eigentlichen alten Herzogthum Bayern, *Bojoariam, sicut Thassilo tenuit.* Dieses sollte der Sohn Pipin erhalten, exceptis duabus villis, Ingoldestatt et Lutrahof, quae pertinent ad Pagum, qui dicitur *Nordgowe*, und welche Thassilo aus besonderer Belehnung (inbeneficiatus) immer gehabt habe. — Rec. gesteht, daß ihm die fragliche Stelle nie

so disjunctiv und ausschließend erschienen, wie sie hier genommen wird. Es konnte auch vielmehr beweisen, Ingolstadt und Lauterhof im pagus Nordgau hätten zu Bayern gehört, wie Thassilo es besessen, und seyen nur jetzt davon ausgenommen worden. Das Lehensband konnte nur zufällig seyn, auch mögen wohl Pipin und Karl Domänen in Bayern gehabt haben, zu denen diese beyden Güter gehörten. — Noch weniger schlagend scheint dem Rec. der aus der Theilung Ludwigs des Frommen von 839 hergestellte Beweis — so wie das 879 Illudovicus Rex natale Domini celebravit in Forahheim (Forchheim) *inde* in Bojoariam profectus est, s. Annal. Fuld., woraus folgt, daß Forchheim selbst noch nicht in Bayern lag. — Berengarius, der gefangene König von Italien, in *Bavariam* mittitur *postmodum* in Castello *Babenberg* vitam finivit (s. Annal. Saxo.), das heißt nicht zu Bamberg in Bayern, sondern postmodum. — Bey allem mächtigen Anschein doch nicht dazu von den guten alten Chronisten niedergeschrieben, um uns über diesen strittigen Punkt der Geographie des Mittelalters aus dem Traume zu helfen?! — Gar sehr an Stärke gewinnen aber diese Ausdrücke durch jene Dittmars und anderer über Bamberg: »Rex quandam Civitatem, nomine *Babenberg*, in *Orientali Francia* sitam, prae caeteris excoluit; und Kaiser Heinrich II. (s. Neugart. Cod. diplom. Aleman. II. 21) quia castrum Babenberg, in *Austrifranciae* parte situm, jam molimur in sedem Episcopatus sublimare.« — Dagegen erscheint wieder der Nordgau nicht in der Aufzählung der ostfränkischen Gauen in K. Arnulphs Brief für den Bischof Arno von Würzburg von 889 (Mon. boica XXVIII. 92). — Gaugrafen waren die bayerischen Hirschberge, Erben des Sulzbachischen und zum Theile des Andechsischen und Tyrolischen Hauses, erst unter Ludwig dem Bayern erloschen.

In diesem Streit um den Nordgau scheint, was jede Partey sagt, rücksichtswerth, und nur die Zeiten nicht genau genug unterschieden, noch die wechselnden Macht-Verhältnisse, in denen Bayern bald mehr, bald weniger, bald gar kein staatsrechtlicher und geographisch-administrativer Einfluß über den Nordgau zukam. Man erinnere sich übrigens aus dem Leben des heil. Emmeran, wie menschenleer und wüste diese Gegend gewesen, daß ein den slavischen Parathanern (Bayreuthern) verkaufter Leibeigner 14 Tage in dieser Einöde herumirrte und erst am 15. Tage an der Donau auf den Höhen vor Regensburg stand! — Man kann also in diesen wüsten, wechselseitigen Einfällen der Thüringer, Slaven und Bayern blosgestellten Gegenden unmöglich eigentliche feste Gränzen in unserm heutigen Sinn annehmen. — Der Stifter

von Eichstädt war ein Bayer nach allem Anschein, — Karlmanns Einwilligung mußte auf jeden Fall da seyn, da sich der neue Sprengel auch über fränkisches Gebiet und über die Nachbarslaven erstrecken sollte. — Die obige Stelle von Forchheim in den Fuldaer Jahrbüchern läßt sich mit einer andern Eginhardts von 793 erwiedern, denn die Stelle, wo Karl der Große den Kanal zur Vereinigung des Rheins mit der Donau durch die Altmühl und Rezat oder Rednitz anlegte, gehörte schon zu Bayern und kehrte von dort, als er die Nachricht des neuerlichen Aufstandes der Sachsen erhielt, in *Franciam* zurück, zu Wasser auf dem Mayn, und feyerte die Weihnachten in Würzburg. — Diese Frage hat gar viele Aehnlichkeit mit einer andern noch berühmtern, noch hitziger verfochtenen, über die Abhängigkeit der Ostmarken von der Enns bis an die ungrische Gränze, worüber in diesen Jahrbüchern oftmals quellengemäß und ausführlich gesprochen worden ist, letztlich noch XXXVII. 243—253, und im Anzeigeblatt XL. 1—40.

Im Regensburger Sprengel unterscheidet der gelehrte Verfasser Slavien, regio Slavorum, nach zertrümmertem Thüringerreiche die ganze Gegend südlich vom Mayn bey Schwarzbach bis an die Thüringische Saale, woraus erst später und allmählich durch Gründung des Christenthums und Erneuerung der fränkischen Macht über die vorgerückten Slaven die Gauen des Grabfeldes und des Rednitzgaues gebildet worden, (s. Henze, Versuch über die ältere Geschichte des fränkischen Kreises, Bayreuth 1788. 8.). Am längsten slavisch und ganz ohne Gauverfassung blieb der District der Kapitel Wunsiedel und Eger. — Im XI. Jahrhundert scheint es der ostfränkischen Markgrafschaft gelungen zu seyn, bis in diesen äußersten Punkt von Böhmen einzudringen, einen Zusammenhang mit dem Osterland von Altenburg herzustellen und sich besonders in dem Umkreis von Eger einen Besitz zu bilden, der anfänglich eine Erwerbung des markgräflichen Geschlechts von Vohburg und durch Heirath der Vohburgischen Adelheid mit dem Barbarossa, des Hohenstauffischen wurde. — Ueber die ostfränkische, über die Markgrafschaft des Nordgaues sagt der Verfasser die merkwürdigen Worte: »Wenn wir zwey ganz verschiedene, große Landesstriche vor uns sehen, die zwar beyderseits auf alter Thüringischer Erde, und nichts weniger, als auf Bajuvarischer liegen, davon aber jeder genau zwey ganz verschiedenen Bischofssprengeln zugetheilt ist, einer, der eigentlich sogenannte Nordgau, dem Bisthum Eichstädt, der andere, die Markgrafschaft des Nordgaues, als eine gewesene slavische Mission, dem Bisthum Regensburg; wenn ferner diese nämlichen Lande

zu einer und derselben Zeit zweyerley Gebieter aus ganz verschiedenen Stämmen nennen, die Gaugrafschaft des Nordgau die alten Babenberger und Ammerthaler, und sich in eben diesen Landen die Anfälle und Vereinigungen mit dem Ganzen aus ganz wesentlich verschiedenen Titeln darstellen, so ist es doch wohl nicht zu viel gewagt, zu behaupten, es sey der Gau Nordgau, im Eichstädter Sprengel, unter den Hirschbergen, dem königlichen Scepter zuständig, durch die Erwerbung des Bisthums Eichstädt und der fränkischen Länder südlich der Pegnitz gelegen, durchaus verschieden von der Markgrafschaft des Nordgau, im Regensburger Sprengel, links der Donau, einem Hauptstützpunkt der alten Hohenstauffen, nach deren Untergang erst sich dort ein bayerisch-pfälzisches, dann oberpfälzisches Gebiet gebildet.

Was bisher die meiste Verwicklung und Verwirrung herbeygeführt, ist, daß nicht selten die Urkunden den bloßen Namen Nordgau setzen, ohne beyzufügen, ob der Gau Nordgau, oder die Markgrafschaft zu verstehen sey, welches aber leicht auszuscheiden ist, wenn man ins Auge faßt, von welchem bischöflichen Sprengel und von welcher gaugräflichen Familie die Rede sey? — Warum der Bezirk Slavien (Wunsiedel und Eger, Tirschenreuth, Redwitz, Waldsassen, Sparneck) gleichwohl nicht zum ostfränkischen Bisthum Würzburg oder dem spätern Bamberg, sondern zum bayerischen Bisthum Regensburg gehörte, ist, weil das nähere Bisthum Regensburg zur Zeit der Gaueinrichtung auch die bischöfliche Verwaltung über den angränzenden Theil von Böhmen, gleichsam in einer Art apostolischer Mission zu besorgen hatte, und diese bezeichnete Regio *Slavorum* eine eigentliche Dependenz von Böhmen war, und bis 973, zur Errichtung des Prager Bisthums, fortan nach Regensburg gehörte. — Der Verfasser bemerkt, wie die Oberpfalz auch früher zum großen Thüringen gehört, wenigstens von den Thüringern verwüstend durchzogen worden sey, die von dort herab zu St. Severins Zeit an die Donau nach Paßau, ja bis gegen Lorch gedrungen. Der Biograph Heinrichs des Heiligen rechnet das oberpfälzische Ammerthal ausdrücklich zu Franken: »Rex igitur in Franciam exercitum super Hezilonem duxit; in primo igitur impetu Mertula (Ammerthal) dirimitur — post haec et Crusinam obsidet (s. Ludewig Scriptores). Ursprünglich war aber diese Markgrafschaft der Ostfranken eine gedoppelte, eine gegen die Sorben an der thüringischen Saale, der Limes Sorabicus, und eine gegen die Böhmen in der heutigen Oberpfalz, welche beyde endlich ums Jahr 873 mit einander vereiniget worden (s. Wenk, Hess. Landesgeschichte. II. 609.

Heyberger Ichnographia, S. 12). — Zu dieser ostfränkischen Markgrafschaft gehören als Hauptorte Amberg, Sulzbach, die alten dynastischen Besitzungen der Landgrafen von Leuchtenberg und das große Privateigenthum der Burggrafen von Regensburg, zu Burglengenfeld, Steffening, Kalmünz u. s. w., die sich davon, zum Unterschied ihrer Burggrafenlande, auch Landgrafen nannten, in Oesterreich wohl begütert und selbst der Babenbergischen Herzogsfamilie verschwägert waren. — Scierstat in pago Nortgowi in suburbano Reginae civitatis, in Comitatu Henrici a. 981. Reg. I. 42, (d. i. bey St. Mang in Stadt am Hof). Daraus ergibt sich, wie man unmittelbar aus Thüringen und Ostfranken nach Regensburg hat gelangen können: »Inde per Thuringiae Orientalisque Franciae fines transiens Ratisponam venit,« (s. Annalista Saxo). Endlich dieselbe Ursache, welche dem Bischof von Regensburg die geistliche Gerichtsbarkeit über Slavia zugetheilt, hat auch die Markgrafschaft Ostfranken, die hart an die Thore der Stadt Regensburg gereicht, dem Wirkungskreise seiner Bekehrungsmission zweckmäßiger, als dem gar zu weit entfernten ostfränkischen Bisthum Würzburg, oder dem spätern Bamberg überlassen.« — Der Verfasser gibt nun sehr kurz und in allgemeinen Umrissen die rheinfränkischen Gauen, den Maingau, den Wormsgau, den Wasgau und den Speyergau, aus welchem die Sponheimer zur Markgrafschaft Istriens, zum Herzogthum Kärntens, zur Pfalzgrafschaft Bayerns ausgingen und als Grafen von Ortenburg endigen. — Der Terminus *Alemanniae* et *Franciae* war die Osa. —

Ueber die bojarischen Gauen lieferten für die agilolfingische Epoche, Beda Appell, für die karolingische Zierngiebl, im Ganzen aber der zwischen dem Ritter von Lang und zwischen Pallhausen geführte Streit ersprießliche Aufschlüsse. Es wird mit dem, bis an die ungrische Gränze, fortlaufenden Sprengel von Paßau begonnen und mit dem Ilzgau. — Pallhausen fiel mit Bessel in den Irrthum, den schon unter Karl dem Großen vorkommenden pagus *Grunzwiti* im Ilz- und Schweinachgau aufzusuchen, oder vielmehr diese zu subpagis dieses angeblich bis tief nach Oesterreich gehenden, großen Gaues zu machen. Wie Hormayr in einer eigenen, kleinen Abhandlung bewies, lag er zwischen der Enns und Traisen. Sein Hauptort Grunzuit, Grunzit ist bis auf uns gekommen, und wird in einem Arnulfischen Schenkbriefe und in mehreren Kaiserurkunden neben andern salzburgischen, unter der Enns gelegenen Gütern, als Wagram, Loiben, Wachau, Melk, Ernstdorf, Hallenburg, Traismauer ꝛc. genannt. — Der Schweinachgau, eigentlich Schwa-

nengau bey Winzer, zwischen der Donau und der Ilz, der Kinzinggau (von Kinzing bey Plainting?) zwischen der Donau und Iser, der Potgau, Rotthal am linken Innufer bis Paßau, die Donau aufwärts bis Vilshofen, an der Gränze des Kinzinggaues fortlaufend. — Der Antessengau, im heutigen Innviertel, der Mattiggau (Braunau, Mattigkofen, Mauerkirchen, Uttendorf und Friedburg in sich vereinigend), der Attergau, von Winkelhofer vortrefflich bearbeitet. — Besonders wichtig für die alte Gränze mit Oesterreich ist der Traungau, den aber der Ritter von Lang sehr irrig bis nach Krems ausdehnt. — Hieher gehört der Streit zwischen Gemeiner, Westenrieder und Zierngiebel über Oesterreichs Gränzen nach 1156 und über die Erklärung einer dunkeln Stelle in der Chronik des Abts von Melk, Konrad von Weissenberg und jener in den bayerischen Chroniken: »marchionatum Austriae a jurisdictione Ducis Bavariae eximendo, et *quosdam ei comitatus de Bavaria adjungendo* convertit in Ducatum, judiciariam potestatem Principi Austriae ab *Anasso* usque ad sylvam, quae dicitur *Rotensala* prope Pataviam protendendo.« — Lipowsky und Kurz fanden den Wald Rotensalat an der alten Gränze zwischen Bayern und Oesterreich, zwischen St. Willibald und Peuerbach. — Beym Traungaue, bey der Ostmark und den karentanischen Marken fehlte dem Verfasser eine Hauptquelle, die Arbeiten über die Preisfrage des Erzherzogs Johann von Oesterreich über die Geographie und Historie Inneröſterreichs im Mittelalter von Karl dem Großen bis zur Aechtung Heinrichs des Löwen. — Friedrich Blumberger, Kapitular und Kämmerer der durch das Chronicum Gotwicense und durch die notitia Austriae antiquae et mediae ihrer Aebte Gottfried und Magnus berühmten Abtey Göttweih, erklärte auf diese Preisfrage die Genealogie der Traungauischen Ottokare und den eigentlichen Zeitpunkt der Folge der Sponheimer, auf die Mürzthaler im Herzogthume Kärnthen, Professor Xaver Richter in Ollmütz mit lichtem Blick und glücklichem Fleiß die älteste Geschichte Krains, das Freysingische Besitzthum daselbst und in Istrien, jenes von Brixen in Krain und bis Aquileja — Die übrigen Leistungen alle über diese Preisfrage, die der Erzherzog Johann 1819 zusammendrucken und unentgeldlich vertheilen ließ, waren vom Freyherrn von Hormayr. — Sie entwickelten in den Abhandlungen: »die Sachsen in Inneröſterreich« — und: »Neustadt und Steyer,« die Gränzscheide der Ostmark und der karentanischen Mark und den Bestand der ältesten deutschen und slavischen Ansiedlungen, — in den Recensionen über von Kalchbergs Briefe über das Mürzthal in Hormayrs Archiv 1815 und über

die Staatengeschichte Schnellers in diesen Jahrbüchern 1819, die meisten staatsrechtlichen Verhältnisse, der in der Preisfrage gesteckten Epoche. — Als vollkommen gelöst zu betrachten sind die wichtigen Vorfragen über die publizistischen Verhältnisse, die Benennung, die Umgränzung des alten, großen Karentanien und seiner Marken, der obern und untern, an der Muhr und Raab, an der Drau und Sau, wovon man jene die Püttner- oder Steyrer-Mark, diese die Pettauer oder Cilleyer Mark nennen könnte. — Erklärt sind die Namen Bayrisch-Grätz und Windisch-Grätz und die in Urkunden vorkommenden Metae bavaricae, — ferner der große, geographisch-publizistische Unterschied des alten und des heutigen Kärnten, der alten Steyrer-Mark und des heutigen Herzogthums Steyermark, — das staatsrechtliche Verhältniß jener Mark der traungauischen Ottokare und ihres Stammländchens, des Traungaues zum alten großen Herzogthum Bayern und zu dem bis 1156 bayerischen Oesterreich ob der Enns, — die gleichen Verhältnisse Istriens zum Patriarchat Aquileja und zu den Grafen von Görz, — die successive Vergrößerung der Ottokare, durchaus diplomatisch belegt, — ihre Identität mit den Aribonen und Ottokaren des Chiemgaues, — ihre Verwandtschaft mit den Grafen von Lambach und Wels, mit jenen von Pütten und Neuburg, mit den Babenbergern und Wittelsbachern, mit den Welfen und Hohenstauffen, urkundlich und tabellarisch nachgewiesen. — Nur fragmentarisch beantwortet, zum Theile noch erst ganz aufzulösen, sind hingegen die Fragen: Der namentlichen Aufzählung der Gauen und Grafschaften des alten großen Karentanien, sammt den darin gelegenen Ortschaften mit ihren alten und heutigen Namen, — die chronologische Reihe aller Markgrafen und Gaugrafen, urkundlich und historisch belegt. — Diese Leistungen gehören zwar jetzt schon zu den Seltenheiten, und sind wohl daher dem Ritter von Lang nie zu Gesichte gekommen, aber er würde seine Aufgabe hinsichtlich der südlichsten und östlichsten Gauen Bayerns durch sie noch ungleich vollständiger gelöset haben, so wie auch im Kaiserselect des XXVIII., XXIX. und XXX. Bandes der monumenta boica die Uebersicht der Gauen und Komitate noch manchen, höchst beachtenswerthen Zusatz erhalten dürfte.

Wie mächtig das Haus Scheyern in Karentanien gewesen, daß es daselbst nach seinem Sturze durch den großen Otto eine zweyte, fast eben so ansehnliche Existenz gewonnen, als durch sein altbayerisches Erbgut, wie auch Andechs eine solche in Franken und Burgund errang, ist aus den Arbeiten über die mehr gedachte Preisfrage bekannt. — Weniger beachtet sind einige wichtige Verwandtschaftsverhältnisse der baye-

rischen Häuser, z. B. des Hauses Görz, das während des großen Zwischenreiches allen Einfluß Bayerns im tyrolischen Hochgebirge am Inn und an der Etsch an sich riß und aus der Beute Ottokars das ihm vom letzten Sponheimer Ulrich vermachte Kärnten erhielt. — Sein Ahnherr Ottwin nämlich, Graf in Lurn und Pusterthal, angeblich auch Pfalzgraf in Kärnten, war vermählt mit Wichburg, Tochter des bayerischen Pfalzgrafen Aribo, Stifters von Seon, »Wichburg filia Aribonis,« sagt das Todtenbuch von Seon — und die Gedächtnißtafel von St. Georgen im Langensee in Kärnten: »Wichburga felicis Recordationis *Ottwini* Comitis quondam *conjux*, in sui juris fundo Basilicam S. Georgii Martyris reaedificavit, ibique suis consentientibus filiis Sanctimonialium Coenobium instituit.« — Der verdienstvolle Quellensammler des Hochstifts Regensburg, Thomas Ried, leitet in seiner Geschichte der nordgauischen Markgrafen von Hohenburg die Marquarde und Adalberone von Mürzthal, Afflenz und Eppenstein, Herzoge in Kärnten, aus gemeinsamer Stammwurzel her mit den Scheyern und Ottokarn vom Markgrafen Ernst, Schwiegersohn Ludwigs des Frommen und Heeresfürsten Ludwigs II. — Marquard kam während der Zerwürfniß der Scheyern mit Kaiser Otto nach Karentanien, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte vertriebener oder mißvergnügter bayerischer Großen. — 970, den 7. März zu Pavia, schenkte Kaiser Otto dem Salzburger Erzbischof Friedrich verschiedene Güter bey Leibnitz und an der Sulm und Lasnitz in plaga orientali in comitatu *Marcwardi marchionis* nostri. Seines Sohnes Marquards II. Gemahlin Hadamud war eine Schwester Grafen Ulrichs von Sempt und Ebersberg, der hinwieder eine Schwester eben dieses Grafen Ulrich Richardis, zur Ehe nahm. Davon sagt die Ebersberger Chronik: Ipse Udalricus suam sororem Hademudem Marquardo II. in conjugium tradidit quae post obitum mariti cuncta sua pro Dei nomine derelinquens, in Palaestinae partibus mortua pluribus signis coruscavit. — Marquards II. Sohn Adalbero war Markgraf in Istrien und Herzog in Kärnten 1012, durch Konrad den Salier 1035 abgesetzt und vertrieben, 1039 verstorben, vermählt mit Brigitte, des Schwabenherzogs Hermann Gemahlin. — Herzog Adalberos Sohn, Marquard III., 1072 Herzog von Kärnten, 1077 verstorben, ist aus den Saalbüchern von Salzburg, Aquileja, Freysing, Rosach, Ebersberg, Kübach, Greifenfeld, aus Lambert von Aschaffenburg, Hermann dem Lahmen, Bertold von Konstanz, dem sächsischen Annalisten, und jenem von St. Gallen wohlbekannt. — Adalbero der andere Sohn, wurde Bischof des in Kärnten mäch-

tigen Bamberg (1054—1057), die Tochter Richware aber, Gemahlin eben jenes Bertold von Zähringen, welchem Marquard im Kärntnerischen Herzogthume entgegengesetzt wurde. — Eine Urkunde von St. Lambrecht zeigt uns: »*Marchuuart, filium Adalberonis* ducis et uxorem ejus *Luitpirc* et filios« und jenen standhaften, zu den Sachsen geflohenen Anhänger Gregors VII., Erzbischof Gebhard von Salzburg. Das St. Lambrechter Saalbuch enthält Schenkungen: Carinthiae ducis *Heinrici* et dilectae *conjugis* suae *Luitkardae,* et pro anima *patris* et *matris* suae, *Markwardi* et *Luitpirgae,* fratrumque suorum. Diese (in Hormayrs Archiv, August 1818, herausgegebene) Urkunde Marquards ist eine Perle für die Geographie jener Zeit, wegen der vielen alten Ortsnamen und der Bestimmung mehrerer Grafschaftsgränzen. — Marquard war vermählt mit Luitbirg, Heinrichs IV Tochter, Schwester Heinrichs V. und der Stifterin von Klosterneuburg, Agnes, Stammesmutter der schwäbischen Kaiser und der Babenberger aus ihren beyden Ehen mit Friedrich von Hohenstauffen und mit dem heiligen Leopold.

Marquards und Luitbirgens Söhne waren Ulrich, Abt zu St. Gallen, und Hermann, Bischof zu Paßau, wider den berühmten Altmann, Luitold und Heinrich, nach einander Herzoge von Kärnten und Markgrafen von Istrien. — In einer eigenen kleinen Abhandlung, eben auch in Hormayrs Archiv, bestimmt Friedrich Blumberger, Kämmerer in Göttweih, das Erlöschen des Mürzthaler Herzogstammes mit Heinrich II. auf den 4. Dezember 1122 (nicht 1127); und es folgten mit Heinrich III. im Kärntner Herzogthume und auch in den großen Alloden in Oberkrain, im heutigen Brucker und Judenburger Kreis, die Grafen im Lavantthale, von Sponheim und Ortenburg, Stifter von St. Paul. — Dieses germanische Urgeschlecht, aus dem selbst strenge Kritiker den Apostel Bayerns und Oesterreichs, St. Rupert, den Gründer der Salzburger Erzkirche, herleiten, verließ das Stammhaus am Rheine, um in den jüngern Brüdern ein Glück zu suchen an den östlichen und südöstlichen Marken. Die Gelegenheit boten Heinrichs III. Heerfahrten, um das Christenthum, die neue Kultur, die Abhängigkeit von Deutschland und den verhaßten König Peter zu beschirmen wider den Rückfall in das Heidenthum und ins alte Nomadenleben und wider den eingebornen, selbstgewählten König Aba. — Des Kärntnerzweiges Ahnherr Siegfried, Sohn des Grafen Eppo oder Eberhard vom Rheine, vermählte sich mit einer reichen karentanischen Erbinn Richardis. Ob sie eine Schwester des fränkischen Konrad von Worms gewesen, der 1036 wider den Mürzthaler Adalbero zum Herzoge Kärntens erhoben worden, ist ungewiß. Daß sie eine

Tochter des unruhigen Henricus minor gewesen, der bald Bayern, bald Kärnten, und beydes nur kurz besessen († 989), ringt mit chronologischen Widersprüchen. Sie legten den ersten Anfang zur Stiftung von St. Paul im Lavantthale. Siegfried starb 1064 in Bulgarien auf der Heimkehr aus dem gelobten Lande mit Bischof Günther von Bamberg, mit dem Wittelsbacher Eckard, dem Andechser Friedrich und Ortolph von Hohenwart, vielen Bischöfen und Großen Bayerns und der Rheinlande. — Richardis, die seine Leiche heimgebracht, starb lange nach ihm auf einer Wallfahrt zu St. Jakobs Grabe nach Kompostella. — Während der Babenberger Adalbert Oberfeldherr der gesammten deutschen Heereskraft wider die Ungern war, stand Siegfried der Ostmark vor und erscheint in vier Schenkbriefen eben dieses Heinrich, die alle vom nämlichen Jahre und nur vier Monate aus einander sind.

1045, den 7. März zu Neuburg, schenkt Heinrich dem Markgrafen Siegfried 150 königliche Huben zwischen den Flüssen March, Fischa und Leitha in seinem eigenen Gau und Grafschaft.

1045, den 4. Juny zu Perschling, vergabte Heinrich seiner getreuen Reginold zehn königliche Huben zwischen der Leitha und Fischa, und das Gut Riesenberg in der Grafschaft des Markgrafen Siegfried.

1045, den 5. Juny zu Perschling, gab Heinrich zehn königliche Mansos an der Zaia, im Gau und in der Grafschaft des Markgrafen Siegfried, allwo eben dieses Markgrafen Gut in bestimmten Gränzen sich endigt.

1045, den 15. July zu Aachen, erhielt Siegfried von Heinrich funfzehn Hofstätten längs dem Ufer der Donau, nächst dem Besitzthum des Eichstädter Bischofs Gebhard, dreyßig Huben rückwärts derselben gegen die ungrische Heerstraße und mehrere Meyerhöfe im Gau und in der Grafschaft des Markgrafen Siegfried bey Stilfried an der March, Taja und Sulz. — Siegfried verwaltete also wirklich die Ostmark, und zwar auf beyden Donauufern an der Taja und March, wie an der Leitha, aber offenbar nur als Vikar oder Stellvertreter des siegreichen Adalbert. — Er verschwindet auch noch im nämlichen Jahre nach hergestellter Waffenruhe in der Ostmark, wo gleich wieder Adalbert erscheint. Dafür tritt Siegfried in Karentanien auf an der obern Drau, als K. Heinrich den 25. Jänner 1048 in Ulm dem Brixner Bischof Poppo den Wildbann schenkte in pago Pustrissa in comitatu *Siegefriodi* comitis. Nicht minder waltet Siegfried an der mittlern Drau und an der Lavant. — Früher schon hatte sein Bruder Friedrich auf der karentanischen Erde

Sitz gefunden, wahrscheinlich durch seine Gemahlin Christine, vielleicht eine Tochter des Pfalzgrafen Hartwig des Jüngern, oder seines Bruders Kadelhoch, vom Stamm der Aribonen und der Wichburg, Gemahlin Ottwins. — 1058 im Februar: *Fridaricus, filius Comitis Epponis* propter B. Episcopum Hartivicum, qui fuit suus quondam secundum carnem cognatus, dilexit locum istum; ideo donavit, et obtulit Canonicis Ecclesiae S. S. Petri et Ruadperti (ubi idem Episcopus sepultus est) consentiente sibi *Christina jugali sua*, locum, qui dicitur villa S. Udalrici, et capella ibi (St. Ulrich über der Drau zwischen Paternion und Villach). Friedrich bekräftigte den Brief, auf daß er um so fester bestehe, secundum legem Bajuvariorum et Francorum, denn über der Drau, im Sprengel von Aquileja, sehen wir allerwärts Longobardische Satzung vorherrschen, diesseits aber Bajuvarische, gemischt zwischen beyden viventes lege Slavica, homines Slavaniscae institutionis. Die germanischen Eroberer und Glücksritter behielten auf ihrem neuen Gut das angeborne Recht, darum finden wir auch in diesen Gauen Grafen und Dynasten viventes lege Salica. — Friedrich selbst ist ein Hauptzeuge in beyden Stiftungen des Hauses Ottwins, St. Georgen am Langensee und Sonnenburg. — Friedrich scheint erblos verstorben und sein Gut auf Engelbert, den Sohn des Bruders Siegfried und der Richarde gefallen zu seyn, der mit Hedwig, der Tochter des letzten Eppensteiners dieses Geschlechtes, reiches Allod gewann.

Noch eine bedeutende Erscheinung sind die Thüringer in Innerösterreich, das Geschlecht der Grafen von Weimar, welches erst in der Hälfte des XV. Jahrhunderts mit den berüchtigten Grafen von Cilly, Herrn auf Sonneck, erlosch. Auch von diesen zogen zwey Brüder, Wilhelm und Poppo, in die ungrischen Heerfahrten der Kaiser Heinrich III. und IV. Der dritte Bruder, Otto von Orlamünde, verwaltete sohin die südthüringische Mark. Von Wilhelm sagt Lambert von Aschaffenburg auf das Jahr 1061: »*Andreas* Rex Ungarorum, videns *Belam*, quendam propinquum suum regnum affectare et Ungarios a se paulatim ad eum deficere, uxorem suam et filium *Salomonem*, cui Imperator filiam suam parvulo parvulam desponderat, cum multis opibus ad Regem Henricum transmisit, petens, ut et sibi misso exercitu subveniret, et suos, donec rebus tranquillitas redderetur, servaret. Rex Willhelmum Marchionem Turingorum (der sächsische Annalist setzt hinzu: filium Willhelmi de Wimmare) et Epponem Citicensem Episcopum cum Duce Boemorum et exercitu Baioarico illuc misit, sed Marchio et Episcopus priores Ungariam ingressi,

non exspectato Duce Boemorum cum Bela signa contulerunt; atque infinitam multitudinem Ungarorum peremerunt. — Deinde cum ex omni parte Ungari ad ferendum suis auxilium frequentes confluxissent, videntes missi Regis, tantae multitudini se numero et viribus impares esse, finibus hostium excedere volebant. Verum illi loca omnia, per quae exitus esse poterat, occluserant, tum, ne quid cibi aut potus in via reperiretur, providerant, cumque insuper abeuntes crebra incursione infestarent, et illi semper periculum virtute propulsantes, magnas hostium strages darent, tamen diuturna caede exhaustis viribus, Andreas equo forte excussus, pugnantium pedibus est conculcatus, Episcopus captus, Marchio fame magis, quam ferro expugnatus, se dedidit; cuius virtus tantae admirationi apud Barbaros fuit, ut Joas filius Belae, pro illius tum gentis moribus haud desperatae indolis adolescens, ultro patrem exoraret, non modo ut eum jure belli intactum sineret, sed etiam, ut affinitate sibi jungeret desponsata ei filia sua, sorore *Joiada.*« Zum Jahre 1062 fährt alsdann Lambert fort: »Willhelmus Marchio reversus in Thuringiam, dum redire in Ungariam, et sponsam suam cum magna opum suarum ostentatione adducere pararet, inter eundum secunda mansione morbo correptus obiit. Sponsam ejus *Udalricus, Marchio Carentinorum*, cognatus ejus (seines Bruders Poppo Sohn) accepit.« Der sächsische Annalist nennt diese Jojada, Sophia. Sie war Belas I. Tochter, Ladislavs und Geysa's Schwester, mit denen aber der anonyme Mönch von Weingarten den König Kolomann verwechselt: »Henricus frater ejus (Welfonis) ducatum et omnia, quae illius erant, obtinuit .... Qui uxorem jam dudum vivente patre de Saxonia accepit, filiam Magnonis Ducis, et Sophiae sororis Regis Ungariae Colomanni, Wulfilden nomine.« — Er fährt fort: Erat tandem eadem Sophia antea (nämlich nach dem Tode ihres Bräutigams Wilhelm) cuidam de Carinthia (Udalrico) copulata, ex qua genuit Poponem Marchionem. Porro soror hujus Sophiae (vielmehr ihres Bruders Ladislaus Tochter Pyrisca, den Griechen Irene) Regi Graecorum nupsit. Aliam sororem ejus (Sophiae) Berchtam quidam Comes (Hartuicus) ex claustro quodam sanctimonialium abstractam duxit, et ex ea Fridericum ratisponensem Advocatum genuit (nämlich Friedrich II., Grafen von Bogen). Des Markgrafen Udalrichs Mutter und Poppos Gemahlin war Azzica, die Tochter des in Istrien gewaltigen Grafen Weeelin und der Willbirg von Sempt und Ebersberg, Schwester der Grafen Adalbero und Eberhards des Stifters von Grei-

fenfeld, Wittwe Weriands, Grafen in Friaul und Herrn von Görz. — Scholliner hat darüber in seinen gründlichen Stammgeschichten der Häuser **Ebersberg** und **Bogen** die Beweise und die Wahrscheinlichkeitsgründe beygebracht.

1062 schenkte Heinrich IV. dem Stift St. Andrä zu Freysing verschiedene Fiskalgüter in Marchia Histriae et in comitatu Marchionis Udalrici (Meichelbeck). 1063, den 27. September, am Flusse Fisick, schenkte Heinrich IV. dem Brixner Bischof Altwin die Berge Otales und Steinberg zwischen Lind und dem Flüßchen Steinbach in der Mark des Markgrafen Udalrich und in Krain (Hormayrs Beyträge). 1064, Freybrief Heinrichs IV. über die Burg Pirano und verschiedene Güter in Istrien für den Markgrafen Udalrich, und ein zweyter über zwanzig königliche Mansos für ebendenselben. — 1066 verlieh K. Heinrich seinem getreuen Adalbert den Ort Strongi in regno et marchia Istriae Wodalrici Marchionis. — 1067 vergabte Heinrich an Bischof Ellenhard von Freysing die Orte: *Cubida, Lounca, Ozpe, Razari, Trusculo, Steina, Sancte Petre*, in pago *Istria* in marchia *Oudalrici* marchionis — 1070 starb Ulrich nach Lambert von Aschaffenburg und dem sächsischen Annalisten. — Von ihm sagt der Letztere schon auf das Jahr 1062: Horum scilicet Willhelmi et Ottonis marchionum *frater* fuit *Poppo*, qui *filium* habuit *Odalricum*, qui sororem Ladizlai Ungariae regis Sophiam duxit uxorem, quae genuit *ei* juniorem Odalricum, qui accepit filiam Ludovici comitis (sc Vimariensis) de Thuringia. — Dieser jüngere Udalrich erscheint als Gibelline mit seinen Brüdern Veriand und **Poppo Starkhand** 1095 den Salzburger Erzbischof Thiemo gefangen nehmend beym Biographen des Erzbischofs Konrad. — »Taurum montem transivit (Thiemo ann. 1095) ibique a quibusdam principibus captus, Marchione videlicet Starchando (Poppone) et fratre ejus Werigando.« — Und dann ferners: »Vincitur ab adversa parte acies Praesulis (Tyemonis) fusi sui partim, alii fugati, spolia direpta, simul cum pallio suo intactus ipse fuga evasit. Non multo post, cum per *Taurum* montem in *Carinthiam* iter ageret; ecce *Udalricus comes* partium Caesaris dum vult malam virtutem saecula futura narrare, ausus est, manum sacrilegam mittere in servum Domini .. captus deinde et *Frisacum* adductus — dixit obsidionis principibus, *Udalrico* scilicet comiti, cum *germanis suis duobus* ... *Poppone* scilicet, et *Werigando* etc. —

Udalrich der Jüngere erscheint noch in mehreren Schenkbriefen der Kirche von Aquileja von 1101 — 1106 auch mit seiner Gattin Adelheid, die als unfruchtbar verstoßen bey St. Nikola

in Eisenach den Schleyer nahm und 1151 in hohem Alter als Abtissinn daselbst verstarb. Am merkwürdigsten ist eine Urkunde in Hormayrs Archiv für Süddeutschland, 1102, am 17 Novemb. Wodalrich, ein Sohn des weiland Markgrafen Wodalrich, und seine Gemahlin Adelheid übergeben alles ihr, namentlich angeführte, in der Grafschaft Istrien gelegene reiche Hab und Gut der Kirche von Aquileja, mit Ausnahme von Ronz, Kornograd, Bellgrad, Baltsedum und der Fischerey in Lermo, die sie an ihre Getreuen, Meginhard und Adalbert den ältern und jüngern, verschenkt haben. Heinrich von Görz und Adelheid von Ortenburg und Meinhard, unstreitig auch dem Görzischen Stamm angehörig, stehen bedeutend in diesem Briefe, so wie der jüngere Poppo Starkhand, der sich mit Richarden, einer Tochter Engelberts I. von Sponheim-Ortenburg, vermählte und als Engelberts Schwager im Saalbuche der Abtey St. Paul vorkommt: Tunc temporis etiam prefatus *Poppo, Histriensis marchio*, dedit saepe dicto loco, unum curtile cum hortis suis intra muros *Aquilegiae* urbis. Weriant de Grez (Windischgrätz) duos mansus trans silvam apud Colniz. Ludwich, Ludwici filius duas hobas etc — Harum quatuor donationum insimul factarum testes sunt hi *Engelbertus comes, Poppo marchio*, Weriant, Arnolt, Purchardt, Petrus, Herolt, Marquart, Routhart, Herman, et alii multi. An einer spätern Stelle: Anno dehinc secundò Decembris mensis initio templi dedicatio solemniter peracta, concessit eidem ecclesiae partem quandam decimationis obtentu ejusdem domini nostri *Engelberti* cum consensu praesentis tunc *plebis* ac *cleri*, vir merito beatificandus. *Tiemo*, sancte *Juvaviensis* sedis archiepiscopus, non longe post Christi martyr futurus, ea duntaxat conditione, ut in tribus monasterii possessionibus, hoc est Gorinsig, Griuina et Antrichsdorf, tertiam partem decimae, quae ad episcopum pertinebat, illi fratres haberent. *Poppo gener comitis*, Cholo sororis Episcopi filius, Chuno, Suot, Ludivich, Ludwici filius.

Der Salzburggau, Pagus Juvaviensium, nach dem Indiculo Arnonis, ob dem Flusse Igonta, qui et Salzaha vocatur, vom Paß Lueg bis zur Mündung der Salzach. — Berchtgeresgaden in Salzburgensi Pago, Urkunden von 1122. — Heinrich VI. verbietet allen Einwohnern hohen und niedern Standes der Grafschaft Kuchel (in cuchulensi comitatu), zu beyden Seiten der Salzach und im Umfange dieser Grafschaft, die Chorherrn von Berchtesgaden in ihrem Salzwerke in Tuval gelegen, und mit ausdrücklicher Bewilligung seines Vaters eröffnet, zu beunruhigen oder anzufallen. — Die Gaugrafen dessel-

ben Urstammes mit den Ottokaren und Burghausern aus dem Chiemgau, nannten sich endlich von Plain, ihrem Erbsitz, immer mehr beschränkt durch die ausgedehnten Exemptionen der Kirchen von Salzburg und Berchtolsgaden. — Die alte große Waldwüste des Pongaus von Werfen und Rastadt und an die Enns, — Lungau, schon seit K. Arnulphs Zeiten Salzburgisches Tafelgut, wohl zu unterscheiden von einem andern (in Paßauer Urkunden vorkommenden) Luengau, Lüngau, bey Eggenfelden, — Pinzgau, Unter-Pinzgau, pagus Saalfeld.

Die tyrolischen Gauen (ganz nach Hormayr), namentlich die Grafschaften Lurn, mit dem subpagus, Windischmatrey, die Freysingische Herrschaft Innichen, Pusterthal, Unter-Innthal, inter valles.

Der Chiemgau mit dem Leukenthal, der Comitat Grabmannstadt am Chiemsee, die Sitze der Grafen von Burghausen, Frontenhausen, Neuburg und Falkenstein und Wasserburg zu Kling.

Der Isengau mit der alten Königspfalz Oetting, wo der Sage nach St. Rupert den Herzog Theodo getauft, wo Karlmann im Grabe ruht und Arnulph und Ludwig das Kind so häufig verweilten.

Auch über die andern tyrolischen Gauen ist der Ritter von Lang mit wenigen Ausnahmen ganz den frühern Forschungen Hormayr's gefolgt, so beym obern Pusterthal von der Mühlbacher- bis zur Lienzerklause, so in den beyden Grafschaften des Norithales, der vallis Enniana am Eisack, bey der Grafschaft Botzen und dem Vintschgau. Ob der dem Oberinnthal, pago Valli Ennensium, bereits 799 zukommende Name Poapinthal, Poapingau, Pfaffengau bedeute, verwandt dem nahen ammergauischen Pfaffenwinkel? oder ob Poap, Poapo, Pabe (Bertold) des Gaues vorherrschender Dynast gewesen sey, hiemit Poapinthal, Poapingau, Bertoldsthal oder Bertoldsgau bedeute (wie der schwäbische Komitat Bertoldesbarn), wird wohl immer und mag auch immer unausgemacht bleiben. Das aber heißt einem Lieblingssystem zuviel einräumen, daß: »Innsbruck, ja auch noch Hall und Schwatz je zum Ober-Innthal gehört haben sollen, weil sie der Brixner, nicht der Salzburger Diöcese zugehören,« — daß die Zierl (ein solcher Fluß oder Bach existirt gar nicht, und auch eine Verwechslung mit der Sill kann hier nichts helfen) Ober- und Unter-Innthal geschieden habe, rechts der Zierl Salzburgisch, links der Zierl Brixnerisch, beweise die Urkunde »ad duos lapides sibi in publica via sursum contra Cirle cohaerentes, qui

Comitiam et districtum inferioris et superioris Vallis Eni dividere noscuntur!?«

Diese in Hormayr's Beyträgen Nr. 55 herausgegebene Urkunde des Brixner Bischofs Reginbert für die Prämonstratenserabtey Wilten bey Innsbruck von 1141 beweiset vielmehr gerade das Gegentheil. Bey Zirl, ohnfern der Martinswand, beyläufig an dem Einflusse der aus dem Sellrainerthale hervorströmenden Melach in den Inn, war von jeher die Scheide des Gaues und Komitates des Ober- und Unter-Innthals. Herzog Otto II. von Meran bestimmt in seinem Freyheitsbriefe für Innsbruck die Gränzen seines unterinnthalischen Komitates eben so: »*in toto Comitatu nostro* a fluvio *Melach*, usque ad *Ciler* (Niederlag) nullus, nisi in praedicto foro nostro Innsbruck habeatur« (Urkunde Nr. 120 in Hormayr's Beyträgen). Bis in die neuesten Zeiten standen dieselben großen Marksteine des Ober- und Unter-Innthals bey Zirl und gegenüber auf dem Michelfeld. An der Ziler, Ciler, allerdings am Eingange des Zilerthales, begann Salzburger Bisthum und Gebiet. Der ganze Andechser Comitat des untern Innthals von Zirl über Innsbruck und Hall hinunter bis Werberg, Schwatz und Straß bis zur Ziler war Brixner Sprengel, und der Andechsische Besitz meist Brixner Lehen. — Andechsisch war auch der östliche Komitat des Norithales, der westliche der Grafen von Mareith. Dieser kam bey ihrem Erlöschen und der allmähligen Auflösung der Gauenverfassung theils an Brixen und Neustift, theils an den unächten, Welfischen Nebenzweig der Grafen von Botzen, späterhin vom Bischof von Trient aus dieser Stadt verdrängt, von ihren nahen Burgen von Eppan, Altenburg und Greifenstein genannt. Die Rivalität mit Trient und seinen Schirmvögten, den Gaugrafen des Vintschgaus und Engadeins, brachte die Eppaner (stets Welfen, wie die Tyroler stets Gibellinen) dahin, all ihr Eigen an Trient einzubüßen, aber auch Trient hatte dessen wenig Gewinn. Der letzte Eppaner, Egno, war Bischof zu Trient und verlor die köstlichsten Besitzthümer an seinen Schirmvogt von Tyrol und an dessen Erben, die um sich greifenden Meinharde von Görz.

Das Vintschgau war wie die übrigen tyrolischen Komitate von Hormayr aus den Quellen von Chur und St. Gallen zu umständlich erörtert, auch nicht die schwierige Frage der Verhältnisse Veltlins und jede Berührung Italiens, Kurrhätiens, Allemanniens und Bayerns gescheut, um so kurz davon zu scheiden, wie hier geschieht, daß man wirklich Mühe hat, keine Verkleinerungssucht Bayerns zu finden, zumal gegenüber den unermüdeten Expansionsversuchen Westenrie-

ders oder Pallhausens. — Wie weit die romanische Sprache aus Graubündten ins Vintschgau gedrungen? ist wieder in Hormayr's Beyträgen und in seinen Anzeigen in den Wiener Jahrbüchern zu finden. Der bayerische Einfluß war immer stark. Weniger war es der italienische von Botzen her, weniger jener Kurrhätiens.

Wieder kömmt der Augsburger Sprengel und der Streit, ob es je ein Bisthum Neuburg gab, oder die Augsburger Bischöfe nur in Neuburg oder Staffelsee wohnten, woran eigentlich wenig gelegen ist.

Der Huosigau oder Hausengau, die Wiege des Hauses Andechs, das mit mehreren andern Nebenzweigen aus dem altbayerischen Urstamme der Huosis hervorgegangen. Der Bischof Norbert von Chur, ein Andechser, übergab 1083 dem Hochstift Augsburg das Kloster Haibach: »a se fundatum in *haereditario* agro suo, in Bojoariae Ducatu, in pago Husin, in *Comitatu Sigimari.*« Der Verfasser meint ferners: Da auch die Stifter von Benediktbeuern, Landfried, Eliland und Waldram ihre meisten Güter im Hausengau hatten, so frägt sich, ob dieser Landfried nicht ein Sohn des 747 vertriebenen Herzogs Theobald von Schwaben gewesen, der auch bey Lueder, Geschichte von Deutschland, IV. 484, vorkommt, dessen Vater schon ein fester Verbündeter des Herzogs Odilo gegen Pipin und Karlmann gewesen, gleichwie sich auch Landfried im Jahre 748 des minderjährigen Tassilo kräftigst angenommen.

Der obere Donaugau. — Geologische Erläuterung des Ausdrucks »im Gau.« — Der Komitat der Scheyern-Wittelsbacher, Pfalzgrafen, mit den Gütern ihrer ältesten Dienstmannen und Burgsassen, der Sandizell und der Gumpenberge, — die Komitate Neuburg und Lechsgemünd.

Im Regensburger Sprengel, der Kellsgau, der Viehbachgau mit der St. Emmeramschen Mark Schönau, Veldau, Adelfgau, die Grafschaft Teisbach, der pagus Spechtraino. — Pallhausen will hier einen großen Aufgau, der die andern als Untergauen in sich geschlossen (?).

Der Unterdonaugau mit der Grafschaft an der Aitrach, Babenbergisch, 983 Leopold der Erlauchte. 1019 und 1021 Adalbert der Sieghafte, Aiterhofen und Berga, a quibus Abbatia vocata in pago Tuonagau in comitatu *Adalberti Marchionis.* Es ist also nicht zu läugnen (sagt der Ritter von Lang), daß die österreichischen Babenberger bisher ein besonderes Patrimonium hatten, dessen Hauptsitz Plattling war, und welches aus uns zur Zeit unbekannten Titeln entweder an die Herzoge von Bayern oder an das Haus Wittelsbach gefallen?

Noch später 1198 berühmt Herzog Leopold von Oesterreich seine Vorfahrer als Stifter des Klosters Metten. — Diese Spur führt wohl am sichersten zur Aufstellung jener von Pfeffel, Gemeiner und Zierngibl besprochenen »dunkeln Stelle in der Chronik des Abtes Konrad von Melk über die Gränzen Oesterreichs gleich nach 1156,« die oben beym Traungau bereits angeführt worden ist, und hier eine merkwürdige Ergänzung erhält. Für das: addito et comitatu *Bogen* ist vielleicht die Bemerkung S. 177 nicht gleichgültig: die Bogenau, bekannt von den zwey Flüssen Bogen, davon der eine, der östliche, die Pogana orientalis, bey Gotteszell entspringt und bey Deggendorf in die Donau fällt, der westliche aber, Pogana occidentalis, bey Elsbettenzell entspringt, nächst Bogen sich in die Donau ergießt. Die Landschaft um diese beyden Flüsse hieß die Pogena, Bogenau, noch heut zu Tage bey »Windberg im Bogen,« und kommt bereits vor in den Niederaltaicher Traditionen unter Herzog Odilo und in einer karolingischen Urkunde von 822. — Metena, monasterium in pago Tonachgewe. — Gemeiner's Bemerkungen über eine von den Geschichtsforschern bisher übersehene Stelle sind in Westenrieders Beyträgen, IV. 1—30, überschrien, aber nicht widerlegt. — Boige, Buige, das Boigreich lag auf dem linken Donauufer gegen die böhmische Gränze, ob dem Manhardsberge. — So viel scheint gewiß, daß, wenn das Babenbergische Gebiet sich in Folge der Erhebung Oesterreichs zum Herzogthum 1156 bis gegen Straubing erstreckte, dieser Bezirk sehr bald wieder an das Mutterland Bayern zurückgekehrt sey, am wahrscheinlichsten schon in den ersten Jahren Leopolds des Glorreichen, vielleicht durch irgend eine Entsagung Ludwigs des Kehlheimers auf Heimfälle oder Erbschaften in Oesterreich oder Steyer oder Krain? — Die Grafschaften Mallersdorf, Heidau (großentheils Allod der Burggrafen von Regensburg), Rothenburg, Abensberg, Kehlheim wohl als eine alte Pfalzgrafen- oder Herzogs-Domaine in die Hände der Wittelsbacher gelangt, — auf dem linken Donauufer die Grafschaft Regenstauf, auch ein Hauptsitz der Regensburger Burggrafen, die schon oben erwähnte Bogenau.

Chambrich, das Chambreich, wie das Boig- und Buigreich der Grafen von Rebgau, in Oesterreich unter der Enns, aber ob dem Manhardsberge. — Marchia Chamba, pagus Champriche. — Die Riedmarch wäre auf jeden Fall eine Hintermark und keine Vormark der babenbergischen Ostmark. Die Mark Cham aber kam allerdings als ammerthalisch-babenbergisches Erbtheil an die Vohburge.

Freysinger Sprengel. — Der Erdinggau, Harting-

gau an der Isen und Dorfen. — Pallhausen setzt hieher einen Westergau, der urkundlich erwiesen ist — Gaugrafen, die Ebersberge, verwandt mit den Moosburgern. — Der Eisengau, Usengau an der Glon und Ammer, ganz verschieden vom Hausengau, Huosigau, über Weilheim hinaus im Augsburger Sprengel. In diesem Freysingischen Eisengau die Komitate Moosburg, Kranzberg (Hirschbergisch), Dachau, Scheyern, (Wittelsbachisch).

Die geographische Abtheilung in einen großen Südgau und Nordgau, die viele andere Gauen und Komitate als administrative Umgränzungen in sich begriffen, ist natürlich und auch in Zierngiebl's trefflicher Vorarbeit in vielen urkundlichen Beyspielen dargethan. — Der Ritter von Lang unterscheidet einen Sondergau und einen Sundgau. »Der Name des Sondergaues stammt daher, weil er ohne einen bestimmten Gaugrafen für den ganzen Gau, neben mehreren andern kleinern Komitaten, die eigentliche Dotation, das Praecipuum, das Tafel- oder **Sondergut** der Herzoge war, die ältesten sowohl, als bis auf die letzte Zeit Heinrichs des Löwen, wo nebst der Stadt München die ganze rechte Isarseite, von Grünwald bis unter Ismanning, diejenige specielle Herzogsdotation gewesen, welche aus Welfischem Besitz an das Haus Wittelsbach übergegangen, und noch lange Zeit unter dem Namen des Kastenamts Kirchheim besonders verwaltet worden ist. Auf diese Art hießen Sonderamt, Sonderleute auch anderwärts, z. B. im Stiftlande von St. Gallen, diejenigen, dem Stifte nächstgelegenen Bezirke, welche sich der Abt bey Aufstellung der Advokaten und Hausmayer (Villicus) zu seiner unmittelbaren eigenen Verwaltung und Benutzung vorbehalten (S. v. Arx. S. 307). Sunderung, jus specialitatis, quod vulgariter Sunderunge dicitur (Urk von 1315 in Braun's Geschichte der Bischöfe von Augsburg) hieß der Inbegriff der eigenen Domprobstey Renten. Darunter begreift der Verfasser eben das herzogliche Sondergut, die Komitate Wasserburg und Ebersberg mit Steinhöring, dann den Andechser Komitat auf der linken Isarseite von Bayerbrun bis Garching. »Eine Urkunde in Mon. Boic. XXII. 60 von 1150 beweiset, daß es im Sondergau keine eigentlichen Gaugrafen gab, sondern daß man Alles, über die Güter der andern Patrimonial- oder Sondergrafen zu Verhandelnde, zu allerst vor dem Herzog als obersten Gewalthaber in diesem seinen Sondergau, und dann erst vor dem Gerichte des Sondergrafen recognosciren lassen mußte. — Adalbertus, Nobilis de Bavaria übergibt vor Heinrich dem Löwen sein Gut Pfaffenhofen bey Freyham nach St. Ulrich und Afra: sed quia praedium hoc

situm est in comitatu Bertholdi de Andechse, placuit, ut haec eadem delegatio, quae *ante Ducem* acta est, *etiam ipso Comite* vel eo non praesente, qui vicem ejus teneret, *Scultheisen*, nomine Marchoardus, praesentibusque judicibus Comitatus, qui vulgo *Scephen* vocantur, publice confirmaretur, quod et factum est.

Den Südgau erstreckt der Verfasser am linken Innufer von Vogtareut bis Rattenberg immer längs dem Oberinnthal (?) fort, südlich das Achenthal und bis gegen Walgau hin, westlich an Hausengau fort bis zum Ende des Würmsees, nördlich der Sondergau. Hier scheint der Verfasser doch gar zu sehr in vorgefaßter Meinung befangen. Sein Südgau schneidet in den Gau inter valles und in den innthalischen Komitat der Andechser hinein, — Rattenberg und das von jeher Brixnerische Achenthal zum Oberinnthale zu rechnen, oder auch nur hart an seine Marken zu setzen, ist eine Sünde in den heiligen Geist, — denn es heißt »der erkannten Wahrheit widerstreben.« — Lang begreift hierin die Grafschaften Wolfrathshausen, Falkenstein, Grub und Fallai. — Es folgt nun eine Widerlegung der allzu großen Ausdehnung des Sundergaues und die Antwort auf einzelne Angaben und Zweifel: Hinsichtlich Tyrols in pago Sundregave, in loco, qui dicitur Urdorf, d. i. Auerdorf am Inn, Kufstein gegenüber, in pago Sundergau, in loco Prihsnatalia, et quidquid in illa valle videtur esse — et ad Vitaradorf et ad Ratfelden. Brixenthal, Ratfelden und Wöttersdorf gehörten allerdings nach inter valles, also in den Sundgau, Theodebertus Dux tradidit in pago Opingave villam nuncupante Opinga — und dann noch einmal: Theodebertus Dux tradidit in Sundergov, villam dictam Opinga. — Opingave scheint offenbar Poapingave, das obere Innthal.

Der Ammergau zwischen dem Oberinnthal, dem Augstgau und Huosigau war ursprünglich Welfisch und Ethiko's Kloster, Ammergau, eine Stiftung Welfischen Stolzes und Freyheitssinnes. Der letzte, alte blinde Welf überließ 1167 dem Stifte Kempten mehrere Güter in Ober- und Unterammergau; 1295 verkaufte das Stift Kempten seine sämmtlichen Besitzungen im Ammergau dem Kloster Raitenbuch. — »Die Gauherrlichkeit war früher schon durch Konradin von Hohenstauffen an Bayern gekommen. Freysing hatte eine eigene Herrschaft Werdenfels. In späte Zeit fällt die letzte Stiftung des Klosters Ettal. Walgau, ein bloßes Dorf, pagus desertus, welches dem Kloster Scharnitz geschenkt wurde, war so wenig ein Gau, als die vielen andern in dieser Gegend unter diesem Namen vorkommenden, bloßen Orte oder Feldungen, z. B. Schongau, Peuttengau;

Walgau hat vermuthlich nichts anders bezeichnen sollen, als das Gau, das ebene Feldland, abwärts vom Walchen-See.«

Damit schließt der Ritter von Lang seine höchst verdienstliche Arbeit, deren Fortsetzung wir mit der größten Begierde entgegensehen Wir gedenken nun noch einer andern, kürzlich erschienenen Schrift.

»Rede über die heiligen Schutz-Patronen der alten bayerischen Kirchen, welche an dem königl. Geburts- und Namenfest den, 26. August 1829, in der feyerlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften zu München, das »nicht wirkliche Mitglied, Carl Heinrich Ritter von Lang, nicht wirklich gehalten hat.« — Auf diesen, etwas renommistischen Titel, beginnt der Verfasser also:

»Verhältnißmäßig ist dasjenige, was uns die ältesten Bücher und Urkunden für die allgemeine Weltgeschichte bieten, sehr sparsam, mangelhaft und zerrissen. Unsere ganze Geschichtskunst vermag sich kaum über das Handwerk der Restauration zu erheben, womit wir die zerbrochenen und aus einander geworfenen Rümpfe, Aerme und Füße der Vorwelt (die Köpfe fehlen meistens ganz) wieder zusammenklauben, zusammenschrauben, verkitten, überfirnissen und dann mit irgend einem stattlichen Götter- oder Heroen-Namen begaben. Eine weit ältere und reichere Geschichte muß in den Schlünden der Berge, den Lagen des Meeres, in den Vorrückungen des Firmaments, in den geheimen Gängen der Sprache, in der Lösung und Auffrischung der mannigfaltigen Dinge gesucht werden, die uns gerade die allerunbedeutsamsten und gleichgültigsten scheinen, darum, weil wir den Sinn derselben, den Schlüssel bereits gänzlich verloren haben. Der Geist der Geschichte sucht aber allenthalben einen verständigen Grund und sträubt sich, anzunehmen, daß irgend etwas, was war, oder noch ist, bloß durch Spiel oder Zufall sich aus den Fluthen der Zeit hervorgehoben habe? Es soll mir also vergönnt seyn, an diesem heutigen schönen, und künftiger Geschichte geweihten großen Tage, zwar nicht einen großen Gegenstand, aber nach meinen kleinen Kräften einen kleinen, in diese gelehrte Ausstellung zu bringen, nämlich über die heiligen Schutzpatronen der ältern bayerischen Kirchen, über ihre Wahl, Zahl und Verhältnisse unter einander, alles aus geschichtlichem Standpunkte betrachtet, nachdem ja alles seine Regeln in Zahlen hat, das Leben, der Tod, die Krankheiten, Sonne, Mond und Sterne. Mag's jeder versuchen auszurechnen, so gut er's versteht. Auf dieser Mühle sind der Körner viel, und jeder schüttet auf, nach Zeit und Ziel.«

Die hier vorgetragene Idee ist zwar nicht ganz neu. Diese

Jahrbücher haben schon einmal in der Rezension des II. Bandes der kirchlichen Topographie Oesterreichs, sie ziemlich umständlich besprochen. — Interessant sind die Resultate, 512 Kirchen der heiligen Jungfrau Maria, 280 des Apostelfürsten Petrus, 245 des heiligen Martin, 244 Johann des Täufers — den Aposteln Bayerns, dem heiligen Ruprecht nur 29, — dem heiligen Emeram nur 18, dem berühmten bayerischen Heiligen Quirinus nur 10, Maximilian nur 10, dem heiligen Corbinian gar nur 5, — vom heiligen Virgil nur 3, — von Victorin eine einzige, vom Bonifaz selbst nur 2 in der Ober-Pfalz, — vom heiligen Lucius nicht eine einzige. Dagegen nicht minder in ebenfalls großer Anzahl und gleich nächst dem Martinus, die vorzüglich im östlichen Land und unter den Griechen und Slaven hochverehrten Nikolaus (212), Michael (161), Stephan (150), Laurentius (116), Jakobus Major (101), Andreas (93), Vitus (86)?

Darüber ist nun Langs Ansicht diese: »Das Christenthum war in Bayern schon lange bekannt und über mannigfaltige, in sich selbst abgeschlossene Gesellschaften, wenn auch nicht bey öffentlichen Tempeln, aber in häuslicher Andacht verbreitet, schon seit dem dritten Jahrhundert wenigstens, also lange Zeit und selbst Jahrhunderte vor der Ankunft derer, welche in der öffentlichen Meinung als die Apostel Bayerns gelten. Der Kirchenvater Tertullian bezeugt von seiner eigenen Zeit, daß damals das Christenthum bereits bey den Sarmaten, Daken und Germanen geübt worden sey. Bis dahin, nämlich ins dritte Jahrhundert, reicht auch die hohe Kirche von Lorch. In Gallien, wie uns Gregorius Turonensis versichert, haben im Jahr 250 sieben Bisthümer bestanden. Der Uebertritt des Kaisers Konstantinus des Großen (323) machte aber die bisherige Privatübung der christlichen Religion zu einer öffentlichen, zu einer Staatsreligion, und als sich noch später der Merovingische König Klodwig taufen ließ (496), so wandte er alles an, um in allen Landen, die von ihm abhingen, christliche Kirchen und Gemeinden stiften zu lassen, denen dann meistens der Lieblingsheilige der Franken, der heilige Martinus zum Patron gegeben wurde. — Beatissimus Martinus qui in Gallia praedicare exorsus est, Christum Dei filium per multa miracula, destruxit haeresim oppressit, ecclesias adificavit. (s. Gregor. Turon.) Die Priester Eustasius und Agilus sind vom König Chlotar nach Bayern geschickt worden mit doppeltem Auftrag, erstens, um die gentes doctrina falsi erroris deceptas (die Arianer) ad gremium sanctae matris zurückzuführen (revocare); zweytens, denjenigen, welchen Christus der Herr noch gar nicht verkündet worden,

das Evangelium zu predigen (s. Fredegar. cap. 44). Die Menge der Kirchen im Westen von Bayern, alle dem heiligen Martinus geweiht, zeugt also, daß dort die Christianisirung von Frankreich her und unter dem gebietenden Einfluß der fränkischen Könige ausgegangen. — Wo die Hoheit der Frankenkönige galt, da herrschte auch Martinus. — Martinus war der Hauptheilige zu Worms, dem Sitz der alten Salfranken und Nibelungen. Auf seinen und des heil. Dionysius Leichnam mußte selbst der Herzog Thassilo dem Pipin den Lehenseid schwören (s. Annal. Lawresh. ad a. 757). K. Karlmann übergab dem Hochstift Würzburg zwölf große Kirchen, alle sammt und sonders dem heiligen Martin gewidmet, zu Windsheim, Melrichstadt, Hammelburg, Königshofen, Eisfeld u. s. w. (s. Eckhart II. 893).

Wo man hingegen den heiligen Martinus nicht mehr trifft, sondern wie fast durchgehends im ganzen östlichen Bayern, immer nur den heiligen Nikolaus, den Lieblingsheiligen der griechischen Kirche und der Slaven (von dem aber die böhmischen, mährischen, windischen und zum Theil auch die großpolnischen Slaven weniger wissen), nach diesem den heil. Stephan, den Schutzheiligen des Paßauer Stiftes und des berühmten Wiener Domes, nächst diesem den heil. Laurentius, den Apostel des norischen Landes und den Patron des uralten Lorchs, den heiligen Jakobus und weiter noch die Slaven-Patronen Andreas (??) und Vitus; da darf man wohl mit großer Sicherheit (!!) annehmen, daß dahin das Christenthum auf dem griechisch-slavischen Handels- und Verbindungsweg über Lorch und über Paßau eingedrungen?? Beyde Pole der bayerischen Christianisirung, der fränkisch-westliche des heil. Martinus, und der griechisch-östliche des heil. Nikolaus scheinen jedoch jeder seine charakterische eigene Neigung und eine gewisse Abweichung von dem andern zu verrathen. In dem Osten (wo?) wollte eine gewisse Vorliebe für den griechischen Kultus, dessen Priester keine Zehenten forderten, namentlich aber für die arianische Lehre einschleichen, als diejenige, welche auch bei den benachbarten Herulern und Ostgothen bekannt, und nicht minder im steyermärkischen Pettau und sogar in Paßau schon ihre Anhänger hatte (s. Resch Annal. I. 182. Winters älteste Kirchengeschichte von Altbayern I. 216). Dagegen ging das Bestreben der Propaganda des heil. Martinus im Westen, wie wir schon oben aus dem Gregorius Turonensis erfahren, dahin, den Sohn Gottes, als einen »verum Deum« anerkennen zu lassen. Der päbstliche Stuhl konnte es nicht verhehlen, daß er die Propaganda im Osten mit vieler Aengst-

lichkeit beobachte, wie er dann den Erzbischof von Lorch inständigst ermahnte, daß er ja doch in Einigkeit mit St. Petrus bleibe (Bulle des Papstes Symmachus von 498?).

Ein Mann von Geist, thut nichts ohne Geist. Geist ist selbst in seinen Paradoxen. — Ueber den etwas scurrilen Titel der Rede und über die Parification des Megas (Groß) mit unserer Excellenz, so daß der Kaiser Andronikus an dem Ritter von Lang, hätte er nur in seine Zeit hinaufgereicht, durch die bloße Ernennung zum Magnus Chartophylaces, etwas Erkleckliches erspart haben würde, möchte man allerdings die Achseln zücken! — Oberflächlichkeit herrscht nur in wenigen, vermeintlichen Resultaten, so z. B. hätte schon der Umstand, daß der Verfasser in Jülich und Berg die nämlichen slavomanischen Ergebnisse fand, etwas mißtrauisch machen sollen gegen seine Einfälle, die er dann mit Verschwendung von Erudition oder mit Ironie durchzufechten trachtet. — Die Russen erhielten den heil. Nikolaus, wie alles Andere, nicht früher als um 988 aus Konstantinopel. — Ueber St. Georg hat bereits Baillet Alles erschöpft. — Schon XLIII. 240, dieser Jahrbücher wurde bemerkt, daß St. Veit zwar eine große Rolle bey den Slaven spielte, daß ihm aber auch unbestreitbar sehr viele uralt deutsche Kirchen geweiht sind. — Cyrill und Method waren in so ferne nicht einmal ächte Missionäre, als sie weder aus eigener Bewegung, noch von Andern geschickt, sondern auf den Ruf der pannonischen und der Marchslaven kamen. — Der verewigte Dobrovsky war gar oft auf Spuren, daß die pannonischen Slaven zuerst, und zwar durch fränkische Lehrer christianisirt wurden, und daher die Wochentage und die ganze religiöse Terminologie, die in Pannonien entstanden war, zu den übrigen Slaven beyder Rituum sich verbreitete! So z. B. nennt der Russe den Altar, die Faste, die Kirche rc. rc. mit eben diesen, der deutschen Sprache, deutschen Missionären angehörigen Worten: oltar, post, cirky! — Cyrill und Method fanden schon das Alles in Pannonien vor. — Ueberhaupt scheint es ein seltsamer, vitioser Zirkel, so viel griechischen Einfluß anzunehmen, gerade in dem Bayern, welches den byzantinischen Einflüssen in Ungern, Böhmen und Mähren ganz vorzüglich ein Ziel gesetzt, und den Sieg der lateinischen über die griechische Kirche entschieden hatte, um so weniger aber Spuren einer griechisch-östlichen Propaganda eben hier aufzufinden seyn dürften. — Selbst in dem babenbergischen Oesterreich, wo doch drey byzantinische Kaisertöchter herrschten, wo Wien durch den direkten Verkehr mit Kon-

stantinopel seinen Handel und Reichthum unglaublich schnell erhob, und (wie die Ungern) sein eigenes Kaufhaus und seine eigene Kirche in Byzanz hatte, äußern sich gar keine Spuren dieser östlich-griechischen Propaganda, kaum einige schwache Nachklänge byzantinischer Kunst und Baukunst. — Der Jasomirgott läßt die griechische Theodora manche Urkunde, selbst Briefe für katholische Klöster mitfertigen, und nennt ihr zu Ehren im ersten Eifer seine neue Herzogsstadt Wien mit griechischem Ausgange *Vindopolis*, jedoch nur in zwey Urkunden des ostfränkischen, von seinen Altvordern gestifteten Klosters Kastell. — Vielmehr sind diese Prinzessinnen selbst zum katholischen Bekenntniß übergetreten? Durch sie geschehen reiche Vermächtnisse an Kirchen und Abteyen, »annuente et favente Theodora venerabili ducissa. — dulcissima conjuge Dorothea, Theodora de *Graecia*« werden die Schotten von Regensburg nach Wien gerufen, »et ut *ipse* concessit, sic *illa* fieri permisit.« Sie bestellt sich auch ihr Begräbniß bey den Schotten.

Die heil. Kreuzkirchen kommen wohl mehrfach von den aus den Kreuzzügen mitgebrachten Kreuzpartikeln. — Alle Kirchen der heil. Margareth und Katharina streng motiviren zu wollen, ist wirklich Künsteley, so wie mit den Dreyfaltigkeitskirchen, über welche und über Anderes ein ganzes Bodenstübchen von Erudition ausgekramt wird. — Wenn auch noch immer in der Fistel gesungen, stehen doch noch etwas höher die Wahrnehmungen über St. Georg, »dessen Verehrung in Deutschland nach den Kreuzzügen sehr häufig wurde, weil jeder bey seiner Rückkehr glaubte (besonders in Schloß- und Hoffirchen) dem allgemeinen Nothhelfer frühere Gelübde lösen zu müssen.« — Nicht sehr früh (wie Lang meint), sondern erst als die Türkennoth immer dringender wurde, findet man den Ritterorden St Georgs in Oesterreich, dem Mühlstadt in Kärnten, Kommenden in Neustadt, Wien, Mauerberg ꝛc. ꝛc. eingeräumt wurden, — den Ritterverein des St. Georgen-Schild u. s. w. »Auch war der heilige Georg der Schutzheilige des englischen Hosenbandordens, so wie von ganz England selbst; denn alle Reiche hatten damals eigene Schutzpatronen, nur Deutschland in seiner Zerrissenheit konnte es nicht dazu bringen!! Nicht selten erschien der heilige Georg auf einem weißen Pferde in den christlichen Heerhaufen, und jagte ganze Geschwader der Ungläubigen davon; auf diese Art soll er auch im Kreuzzuge von 1190 unter der bayerischen Reiterey bey Philomene gesehen, aber vom Grafen von Helfenstein sogleich erkannt worden seyn. Ganz auf dieselbe Weise pflegte aber auch der heilige Theodor auf seinem schußfreyen Schimmel im

Sturme des Kampfes herumzureiten, namentlich im Jahre 972, während der Schlacht des griechischen Kaisers gegen die Russen, (s. Leo Diac. IX. c. 10). Ein solches Roß des heil. Georgs war zu Konstantinopel außen an die Kapelle der siegbringenden Jungfrau von dem weit berühmten Maler Paulus mit großer Kunst angemalt. Gewöhnlich zeigen heut zu Tage die Bilder den heil. Georg über einem Drachen stehend; Drache stellt überhaupt den Feind der christlichen Kirche vor; doch soll man das vor dem Jahre 1100 nicht finden? In dem Kirchengemälde zu Kempten (s. Orpheus, III. Heft, 84), worauf Christus die Kirche in der Gestalt einer schönen und reichen Jungfrau als seine Braut empfängt, deren glänzende Mitgabe an Krone und Scepter auf dem Söller des Pallastes ausgestellt ist, wogegen sie das Kreuz und die künftigen Martern zurück empfängt, erscheinen der heil. Georg und Mauritius (die christlichen Kastor und Pollux) als ihre ritterlichen Brautführer. — Dem heiligen Geiste waren alle Spitäler gewidmet, als Töchter des großen Geistesspitals in Rom. — Valentin, Bischof in beyden Rhätien, hat in Tyrol allerdings einige sehr alte Kirchen, wie auf der Höhe von Val Genein, bey Sterzing, wo man so nahe den Brennen, die Genaunen zu finden meinte. (*Genauni* implacidum genus, *Brennos*que veloces.) St. Valentin bey Mays (wo er, wie St. Korbinian, einst geruht), und mehrere Orte, die noch seinen Namen tragen. — St. Nepomuk ist sehr neu und auch selten. — Die Johannis-Kirchen sind fast immer die ältesten und ersten eines Landes (?), zur Zeit, wo man das Christenthum eingeführt, und wo möglich auf Berge gestellt. Sie wurden dem Johannes dem Täufer deßhalb gewidmet, weil darinnen binnen einem weiten Umfang alle Taufen verrichtet werden mußten, zu den drey bestimmten Zeiten des Jahres, am Tage der Erscheinung Christi (6. Juny), d. i. dem eigentlichen Gedächtnißtage der von Christus selbst empfangenen Taufe, an Ostern und an Pfingsten, daher auch vielen Orten der Name »Tauffirchen« geblieben. Ein anderer und eigener Feyertag des Johannes (24. Juny) ist erst seit dem Jahre 1022 eingeführt. Der heil. Michael soll gerne an solchen Stätten gewählt worden seyn, wo vorher heidnische Götzen und Altäre gestanden (??). — Herzog Ludwig I. von Bayern, ermordet 1231 zu Kellheim, hatte den heil. Andreas zu seinem besonderen Schutzpatron, den allgemeinen Schutzheiligen der Niederländer, den ihm vermuthlich die niederländische Mutter Agnes, Tochter des Grafen Ludwig von Loos, schon in der Kindheit auserwählt. Durch diese mag auch, dem mütterlichen Großvater zu Ehren, der Name Ludwig (Ludwig

der Gebartete schrieb sich Loys, dasselbe mit dem spanischen Aloys) ins Wittelsbacher Haus gekommen seyn? Der heilige König Ludwig ist der älteste dieses Namens als Heiliger. Doch kommt auch schon in Bayern im Jahre 1130 ein *Ludwicus de Ludwerc* vor (s. Moriz Cod. Ensd. in v. Freyberg Samml. hist. Schriften, II.. S. 194), woraus folgt, daß es damals noch nicht eingeführt war, die Taufnamen blos von Kirchenheiligen zu nehmen; zeugen die in den alten Urkunden noch sehr gewöhnlichen Namen, Parzival, Tristan, Eberan, Tassilo u. s. w. — Die höchst interessante Kleinigkeit schließt: »Solche zahlreiche Beschützer hat ein früheres Geschlecht für den engen Raum seines Wünschens und Wirkens nöthig gefunden. Jetzt aber, wo noch so viel zartere und köstlichere Verhältnisse eines immer theurer werdenden Vaterlandes, unserer Verfassung, unseres bürgerlichen und häuslichen Wesens, der Wissenschaften und aller schönen Künste zu pflegen und zu wahren sind, will mich fast bedünken, es möchte das Beste seyn, allen Schutz, den der Himmel einer Erde zu geben vermag, auf das Haupt unseres geliebtesten Königs zu erflehen, und in seiner Wohlfahrt und in seinem Ruhm das Pfand unseres Wohlergehens und unseres Stolzes zu nehmen.«

> Bieder scheinet Er mir und segenswürdig. — Ihm lasse
> Zeus das Gute gedeih'n, so Er im Herzen gedenket.
>
> (Odyss. II. 33.)

5) Welcher Musensitz Augsburg unter seinem kaiserlichen Freunde, unter dem »letzten Ritter«, Maximilian I. gewesen, welche Zuflucht die aus Griechenland und Konstantinopel flüchtigen Wissenschaften und Künste, welche Pflege insonderheit das geschichtliche Alterthum in den Mauern dieser einst so reichen und mächtigen Stadt gefunden, wie lange dieser edle Geist angedauert, das drücken (ohne die Fugger und Welser, die Lang, Seld, Tradel und so viele Andere zu nennen) zwey große Namen, die Schlußsteine dieser Periode, genügend aus, — Konrad Peutinger und Markus Welser. — Aventin, Appian und Gewold leisteten eben so emsig, aber zum Theil weit kritischer in Bayern, was in Oesterreich für die Römermale und Römersteine, Lazius. — Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges brachten in das, an vielen Mittelpunkten aufblühende archäologische Studium in Bayern einen langen Stillstand. — Die Forschungen der älteren Akademie der Wissenschaften zu München galten weit mehr dem Mittelalter, als der Römerzeit. Nicht vergehen aber wird, wie Liebrunn darin wieder den ersten Schritt gethan, was für die alte Geographie Konrad Mannert gelei-

stet, und wie er dem lebenslangen, verdienstreichen Bemühen, durch die Erläuterung der Peutingerischen Tafel die Krone aufgesetzt! — Zwanzig Jahre sind schon vorüber, seit der jetzige Generalkommissär und Präsident des Rheinkreises, Joseph von Stichaner, in den Abhandlungen der Akademie seine: »Römischen Denkmäler in Bayern« kund gab. — Mit Recht sagt er in seinem einfachen und klaren Vorwort, seit Aventin und Welser sey dieser Theil der Geschichte gar nicht fortgeschritten, vielmehr aus den von ihnen entdeckten und herausgegebenen Denkmalen seyen viele und darunter manche der merkwürdigsten ein Raub der Zeit geworden: ein Unheil, das seit Fuchsmagen, Schallautzer, Hieronymus Beck, Lazius, Gruter, Appian und Löwenklau auch im österreichischen Kaiserstaate alle neueren Forscher von Lambecius, Marsigli, Ariosti, Jordan und Duellius bis auf Schönwiesner, Prandau, Hormayr, Muchar, Kurz, Mainoni, Wikosch und Steinbühl zu beklagen hatten. — Professor Ried über den römischen Lechrain, Pallhausen über den Inbegriff des alten und mittleren Norikums, sein römisch-celtisches Bayern, und seine antiquarische Reise von Verona nach Augsburg weckten manche neue Ansichten. Riedels Reiseatlas erhielt die kolossalen Spuren römischer Landwehre zwischen Inn, Lech und Donau in Anschauung. Aber die vorgefaßte Meinung, man wisse bereits alles aus dieser Epoche für Bayern Merkwürdige, lähmte den weiteren Forschungstrieb. — Noch in den letzten Jahrzehenden sind mehrere uns durch den Fleiß der Alten bezeichneten Monumente, selbst mit dem Gedächtnisse der Städte, wo sie standen, verschwunden, und die Römerorte, die man von Bayern kennt, schwankten bis auf wenige, zwischen ungewissen Auslegungen hin und wieder.

In seiner Geschichte Wiens hatte Hormayr angefangen, die Römermale, Steine, Inschriften, Meilenzeiger, Ziegel und Sarkophagen Vindobonas und seiner Citadelle Fabiana nicht nur, sondern auch der ganzen Strecke von Sabaria (Stein am Anger) und Scarabantia (Schapring bey Oedenburg) über die Hauptwaffenplätze Carnunt nach Arelape und Laureacum mit ihren Donauflottillen und Gewehrfabriken herauf bis Juvavia einer-, bis Bojodurum und Batava Castra andererseits zusammen zu stellen. — Ein Gleiches that Muchar für den ganzen Umkreis seines römischen Norikums. Höchst dankenswerth aber ist die im Anzeigeblatt eben dieser Jahrbücher XLVII. von 1829 durch den Direktor des Münz- und Antiken-Kabinets, Ritter von Steinbühl-Rheinwall, begonnene Zusammenstellung aller Römermale im Umfange des Kaiserstaates. — Diese auch in Bayern, Würtemberg und Baden fortzu-

setzen, ist eine eben so wünschenswerthe als gewiß lehrreiche Aufgabe, und es ist seit wenigen Jahren mehr dafür geschehen, als vorher in einem halben Jahrhundert, auf der alemannischen Erde durch den jüngst verewigten Archivsrath Leichtlen und durch Schreiber, Memminger, Knapp, Pahl, Prescher; auf der bayerischen durch den Grafen Reisach, Stichaner, Raiser, den Stadtpfarrer Brugger in Donauwörth, dem Pfarrer Mayer in Gelbelsee, nun in Eichstädt, Professor Buchner und Akademiker Stark in München, den allzufrüh verewigten Dekan Redenbacher, den geistlichen Rath Pickl in Eichstädt, Kaufmann Grasegger in Neuburg, Graf Fugger-Glött, Bürgermeister Schell in Lauingen, Pfarrer Nack in Druisheim rc. rc. — Mächtig bot allen diesen Forschungen die Hand König Ludwigs Kabinetsbefehl aus Villa Colombella vom 29. März 1827 über die Erhaltung geschichtlicher Ueberreste und alterthümlicher Kunstwerke mit dem vorzugsweisen Absehen: a) Für die Erhaltung und Bewahrung alterthümlicher Ueberreste des geschichtlichen oder Kunstfaches aus der Römerwelt, oder aus dem Mittelalter, die möglichste Sorge zu tragen. b) Beschreibungen und Verzeichnisse derselben von Geschichts- oder Kunstfreunden verfassen zu lassen. c) Kunstwerke jeder Art nicht nur wohl zu erhalten, sondern auch vor ungeschickten Restaurations-Versuchen zu bewahren. d) Insonderheit die Grabmäler genealogischen, artistischen oder sonst geschichtlichen Werthes wohl in Obhut zu nehmen, und gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, ohne sie jedoch von ihrer Stelle, als von ihrem eigentlich bedeutungsvollen, klassischen Boden zu rücken. e) Besonders in den vormaligen bischöflichen Städten, z. B. Freysing, Augsburg, Paßau, Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg rc. rc. dahin zu trachten, die Epitaphien der ehemaligen fürstbischöflichen Regenten in möglichst vollständiger Folgereihe zu erhalten, dagegen in den größeren vormaligen Reichsstädten (namentlich in Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Memmingen rc. rc.) auf die Reste der Entwickelung des Munizipalwesens, der kommerziellen und andern bedeutenden städtischen Verhältnisse vorzügliche Aufmerksamkeit zu richten. — So wie diese Verordnung König Ludwigs nicht ohne vielfachen Einfluß blieb auf ganz Deutschland (in welchem das historische Studium seit dem Befreyungskrieg zur wahren Nationalliebhaberey geworden ist), so ist hinwieder der treffliche Vorgang der österreichischen Provinzialmuseen in diesem königlichen Kabinetsbefehl nicht zu verkennen. Insbesondere haben die Leistungen des Johanneums auf die Erhellung des bayerischen Mittelalters, jene des böhmischen Nationalmuseums auf die Ge-

schichten der Lausitzen, Obersachsens, des Ober-, Untermain- und Regen-Kreises vielfach gewirkt.

Seit dem Anfange des Jahres 1828 nahm die geschichtliche Forschung in mehreren Kreisen Bayerns den lebhaftesten Umschwung. In Augsburg, Regensburg, Paßau, haben sich Antiquarien gebildet, der Keim von demnächst allgemeinen Kreis-Museen. Der Rezatkreis hat vorzüglich auf Betrieb des gelehrten Ritters von Lang einen den Grundzügen des Johannéums nachgebildeten historischen Verein gegründet, der bald überall seines Gleichen zählen wird. Anderer erfreulicher Leistungen erwähnt der Schluß der Rede über die Monumenta boica. Die Kreis-Intelligenzblätter beeifern sich zugleich Chroniken alles Neuen und Wissenswürdigen ihres Bezirkes zu seyn. Das in München bey Cotta erscheinende Inland liefert unter Rubrik: »Kunst und Alterthum« eine möglichst vollständige Uebersicht der von Zeit zu Zeit sich ergebenden erfreulichen Resultate. — Doch diese Anzeige hat es insonderheit mit den archäologischen Leistungen des Direktors von Raiser in Augsburg zu thun, durch deren kraftreichen Samen das dortige Antiquarium bereits zur trefflichsten Frucht heran gereift ist. — Johann Nepomuk von Raiser, Ritter der bayerischen Krone, Direktor des Ober-Donaukreises, am 25. Sept. 1768 zu Freyburg im Breisgau geboren, bis 1806 im schwäbisch-österreichischen Dienst, hat für die Geschichte und Topographie Allemanniens in Wahrheit multum et multa geleistet. Seine Sammlungen dürfen allerdings jenen des verewigten Prälaten Schmid in Ulm verglichen werden. In einem bereits vorgerückten Alter, im Ueberdrange laufender Geschäfte ist die Vermehrung, die scharfsinnige Benützung und die liberalste Mittheilung derselben Raisers ununterbrochenes Tagewerk. — In der leider allzuschnell wieder eingegangenen »Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder« eröffnete Raiser (1817) die interessante Folge seiner Monographien mit jener der ehemaligen Reichsabtey Elchingen, von welcher der unglückliche Fürst von der Moskwa, Marschall Ney, einen für Oesterreich und für den dritten Koalitionskrieg verhängnißvollen Titel trug. Sie beginnt mit äußerst schätzbaren Bemerkungen über die schwäbischen Gauen und über die uralte, von Karl dem Großen kurz vor seinem Tode mit Ulm beschenkte Reichenau (oder Sindelsgau), über die Grafen von Bregenz und Dillingen und die Dynasten von Ravenstein, Grafen von Berg, nachmalige Markgrafen von Burgau. — Auf eine sehr anziehende (von Raumer unbeachtet gebliebene) Weise fällt der Beginn dieser Abtey zusammen mit der Versöhnung Kaiser Lothars und der Welfen mit den Stauffischen Brüdern Friedrich und Kon-

rad, dem nachmaligen Kaiser. — Unmittelbar nach dieser gediegenen Arbeit, und wie er von Eichstädt nach Augsburg versetzt worden, legte Raiser Hand an seine wichtigste Leistung, an das Augsburger Antiquarium (im Herbst 1819). Treulich standen ihm dabey zur Seite der am 23. Okt. 1829 verewigte Geschichtschreiber des Bisthums Augsburg und seines eigenen Stiftes St. Ulrich und Afra, Placidus Braun, und der Rector des evangelischen Gymnasiums, Bibliothekar Beischlag. Als die Stätten der in Augsburg noch vorhandenen Römermale gefunden, die vorhandenen Abbildungen und Abschriften mit den Originalen verglichen, und dem Verlorenen nachgeforscht war, erschien auch die Beschreibung desselben (1820). »Die Römischen Alterthümer zu Augsburg und andere Denkwürdigkeiten des Ober-Donaukreises.« Voran steht die Literatur der Augsburger Römermale von Max des I. Geheiß hiezu und Peutingers Inscriptiones (1520) von Peter Appians dem Raymund Fugger gewidmeter Sammlung (1534), Markus Welsers Res Augustanae bis auf Beck's, Richter's, Brugger's und Rusinger's einzelne Leistungen. — Einleitend folgt hierauf ein kurzer Ueberblick der Eroberung Rhätiens und Vindeliziens durch Drusus und Tiber, die Begründung der Splendidissima Rhaetiae Colonia Augusta Vindelicorum zugleich dem Markte, dem die nahen Hermunduren zu Tausch und Kauf sich nähern durften, vielleicht auf der Stätte des alten Waffenplatzes der Lycatier, Damasia (*quasi* arx Damasia), auf der Höhe zwischen dem Einfluß der Wertach in den Lech, späterhin von Hadrian Aelia Augusta. — Noch zeigt das majestätische, auch von Napoleon bewunderte Standbild den erhabenen Gründer Augustus auf dem Perlachplatze vor dem prächtigen Rathhaus. Noch trägt die berühmte Lechfeldsstadt und die Umgegend seinen Namen Augustus-Burg und Augustus-Gau (Augsburg und Augstgau). — Unbefangen und mit vielem Scharfsinne wird nach den Stellen der Ausgrabungen die Wahrscheinlichkeit angegeben, wie die vindelizische Augusta gebaut gewesen, wo ihr Kapitol, ihre Tempel, ihr Rathhaus, ihre Gerichtsstätte gestanden seyn mögen? Dann werden die dahin führenden Heer- und Handelsstraßen mit Anführung der nach Antonins Itinerar, der tabula Peutingeriana, und der notitia utriusque imperii bekannten Straßen- und Stationsorte abgehandelt, und endlich die Monumente selbst unter 80 Nummern und in einem Anhange beschrieben und erklärt. Diese, großen Theils noch dem allmächtigen Zahne der Zeit, wie den in so vielen Jahrhunderten oft wiederholten Zerstörungsversuchen immerfort trotzenden Heer- und Handelsstraßen waren 14 bis 16 Schuh breit, und (nach Erfor-

derniß des Terrains) gepflastert oder mit Quadersteinen belegt. Oft war ihre Grundlage von Quadern, oder von mit Mörtel verbundenen Ziegelsteinen, welche in zwey bis drey Schichten übereinandergelegt, und oben nur wenig mit Sand überschüttet waren. Von tausend zu tausend Schritten standen Straßensäulen oder Meilenzeiger mit Inschriften.

Diese Straßenzüge hat der Präsident von Stichaner mit großer Ortskenntniß und Gelehrsamkeit im Wesentlichen also erörtert: — I. Straße von Paßau bis Regensburg. (Jene von Carnuntum und Vindobona nach Laureacum und von diesem alten ehrwürdigen Lorch an der Enns links an die Traun und Salzach nach Juvavo, rechts an der Donau fort an den das Ufernorikum und das zweyte Rhätien scheidenden Inn nach Paßau, sehe man in Hormayr's Geschichte Wiens und in Muchar's römischem Norikum.) Diese Straße kommt zwey Mal vor: 1) in der tabula Peutingeriana: Boiodurum (castellum) P. Rensibus. XVIII M. P.; — Sorvioduro XXXII (XXVII); — Regino XXVIII. — 2) im *Itinerarium* (edit. Wesselingii pag. 249) Boiodurum, — Quintanis XXIV (Quintianis), — Augustis XX, — Regino XXIV, — pag. 250, Abusina M. P. XX; — Vallato — XVIII; — Summontorio — XVI; — Augusta Vindelicorum XX; — Guntia XXII; — Celio-monte XVI; — Campoduno XIV; — pag. 251, Vemania M. P. XV; — Brigantia — XVIII; — Arbore felice — XX; — Finibus — XX; — Vitoduro — XXII LEG; — Vindonissa — XXIV LEG; — Rauracis — XXVII LEG. —

Diese beyden Routen differiren um zehn römische Meilen, und es ist noch ungewiß, ob ein und dieselbe Straße, oder zweyerley Straßen darunter zu verstehen sind.

P. *Rensibus* ist noch ganz unbestimmt. Ob es Pöring ist, muß noch sehr bezweifelt werden. Die dort gefundenen Alterthümer können allein noch nichts entscheiden.

Sorviodurum ist wahrscheinlich, aber nicht gewiß — Straubing. — Offenbar ist *Sorviodurum* das Gegenstück von *Boiodurum*. Sollte man es nicht für einen Hauptsitz und die Furth, den Flußübergang der Sorben achten, wie *Boiodurum* der Boien; wäre es nicht allzu gefährlich, den leider immer mehr grassirenden Assonanzen zu viel einzuräumen. Wie kamen aber die Sorben hier an die Donau? Dieses erklärt die Peutingerische Tafel selbst, denn sie setzt an das linke Donauufer die *Vanduli* und *Armalausi*. Die Sorben waren stets ein nächst verwandtes Volk mit den Vandalen und Armalausen. Man sehe Gebhardi's Geschichte aller wendischen Staaten. Die allgemeine Weltgeschichte über die Sorben: *Con-*

stantinus Porphyrogenetes de imp. administrando. — Erst im Jahre 640 sollen die Sorben von der böhmischen und bayerischen Gränze nach Serbien gezogen seyn (??). — In dem Werke von *Fabricius* de Origine Misenorum kommt folgende merkwürdige Stelle vor: Fol. 214 Quotempore *Vandali* ad *Misniam* venerint, dictu difficile est, illorumque idcirco sententiam rejicimus asserentium, eos unacum aliis Slavis (hoc enim nomen *Vandalicis* et *Sarmaticis* populis tribuitur) circa tempora *Heraclii*, sive anno Chr. 600 in Germanorum et Romanorum provincias primum advenisse. — In hoc vero consentiunt auctores, »*hos Vandalos in Misnia peculiare Soraborum nomen habuisse.*« Ferner in *Fabricii* annalibus urbis *Misniae* ad annum 1260: eine merkwürdige, zugleich Anomalie und Uebereinstimmung: Peragrabant *Misniam* homines quidam famelici, quos *Isidorius* appellat *Circumcelliones*, qui religionis causa ipsi se flagellis lacerabant; hos e sua omni dioecesi Praesul hic expulit. Incedebant seminudi, injecta veste rubea, fortasse simili illi, que *voce hispanica dicebatur olim Armilausa* non ignota *Paulino Volano* ad Sulpitium.

Quintanis ist das Dorf Künzen bey Pleinting; dieses wissen wir mit Verlässigkeit aus dem Leben des heil. Severin bey Welser.

Augustis. Um die Lage dieses Ortes streiten sich die beyden Ast, nämlich Oberast bey Straubing, im Mittelalter Aust genannt, und Unterast bey Straßkirchen und unweit der Wischelburg, welche ein römisches Kastell nach Aventin mit einer marmornen Brücke war. Oefele script. rer. boic. T. I. p. 128 ad a. 1295. — Aventins Chronik.

II. Straße von Regensburg nach Windisch in der Schweiz. Eine der wichtigsten Römerstraßen war diejenige, welche zu Folge der Peutingerischen Tafel von *Regino* über *Abusena, Celeuso, Germanico, Votoniana, Biricianis, Iciniace, Medianis, Losodica, Septemiaci, Opia, Aquileia, ad Lunam, Clarenna, Grinarione, Samolucenis, Aris flavis, Brigobanne, Juliomago, Tenedone* nach *Vindonissa* lief. — Der Präsident von Stichaner erläuterte diesen lange räthselhaften Zug in Nr. 16 von Zschokkes Miscellen für die neueste Weltkunde, Februar 1813. — Die beyden letzten Orte Windisch und Thengen sind genau bestimmt. Die Entfernung ist aber in der Tafel nicht richtig, sie beträgt achtzehn Römermeilen. — Juliomagus ist Stühlingen. Die Entfernung von Thengen trifft mit der tabula genau überein. Brigobanne lautet ganz celtisch und deutet auf die Brigach oder Brege, nahe der Donauquelle. Wahrscheinlich (meint Stichaner) befinden sich die Ueberreste des

alten Brigobanne in dem Städtchen Bräunlingen, wo man schon im Jahre 1726 Spuren römischer Gebäude fand (Lexikon von Schwaben, Wort »Bräunlingen«). — Die genannten drey Orte Tenedonne, Juliomago und Brigobanne liegen in einer ganz gleichen Richtung gegen Norden; diese Richtung muß man also ferner verfolgen, um den nächsten und die folgenden Orte zu finden. *Aris flavis* nennt die tabula das heutige Rottweil, wie dieses schon von mehreren älteren und neueren Geschichtsforschern, und unter letztern auch besonders von Mannert in seiner Geschichte Bojoariens S. 71 und von Pfister in seiner Geschichte von Schwaben S. 42 vermuthet worden ist. — Die Stelle von Aris flavis, dessen auch Ptolomäus erwähnt, ist irriger Weise von Einigen nach Oehringen, von Andern nach Nördlingen gesetzt worden. Auch hier begeht die tabula einen Fehler in der Angabe der Entfernung; anstatt dreyzehn soll es heißen drey und zwanzig. — Die beyden Orte Juliomago und Aris flavis leiten einen Theil ihrer zusammengesetzten Namen von alten Geschlechtern Roms ab. Seinen neuen Namen erhielt Rottweil von der Rott und von seiner Eigenschaft als Villa regia, in welcher im Mittelalter die meisten ehemaligen Mansionen der Römer wieder hervor traten. Der obere Theil des Neckars hieß wohl früher die Rott, daher Rottweil, Rottenburg, Rottenstein, Rottenmünster rc. — Nun sollte die Straße aufs rechte Donauufer übergehen, und an diesem bis Regensburg fortlaufen. Aber bisher war alle Mühe vergebens, den Weg und die römischen Niederlassungen auf dieser Seite nachzuweisen. Zuerst vermuthete Westenrieder nicht auf dem rechten, sondern auf dem linken Ufer sey dieser Weg zu suchen. Setzt man ihn daher in der nämlichen Richtung nach Norden fort, wie von Thengen nach Bräunlingen, an die Donauquelle und bis nach Rottweil an den Neckar, so gelangt man an einen merkwürdigen Gebirgspaß, den der Schwarzwald und die schwäbische Alp bilden, und der Südschwaben vom nördlichen scheidet. Mitten in diesem Paß, genau vierzehn Römermeilen von Rottweil, liegt Samolucenis oder Sülchen im Sülchgau, eine Vorstadt des an Römerresten reichen Rottenburg am Neckar, welches Leichtlen so trefflich erörtert hat. In der Wichtigkeit dieses Passes für Römer und Germanen mag es liegen, daß er in der Tafel, gleich Regino und Brigantia, besonders ausgezeichnet ist. — Hat man es einmal gewagt, die Straße zwischen dem Schwarzwald und der schwäbischen Alp durchzuführen, so öffnet sich ein ganz neues Feld zur Erklärung der Peutingerischen Tafel. Man muß die Fortsetzung des Weges auf der Nordseite der schwäbischen Alpe, und nicht mehr auf der Südseite derselben suchen. Das Neckarthal selbst bildet das Bett, in welchem die Straße bis auf

diejenige Höhe fortläuft, wo sie sich von dem Flusse wieder trennen muß, um sich ihrer festgesetzten Bestimmung zu nähern. Die Tafel nennt die nächste Station Grinarione; sie ist 22 römische Meilen von Samolucenis entfernt, und in eben dieser Entfernung am Neckar liegt Rottenburg, dessen römische Steinschriften schon von Gruter, Appianus und Sattler bekannt gemacht worden sind. — Von Rottenburg darf man nur an dem Neckar den Weg verfolgen, welchen die dort häufig sich findenden römischen Denkmale bezeichnen. Die Monumente des unterhalb Rottenburg gelegenen Tübingen sind durch Crusius, Appianus und Sattler mitgetheilt worden. Von den Ueberresten zu Nürtingen meldet der schwäbische Antiquarius S. 46, von dem zu Köngen das schwäbische Lexikon S. 942 und Sattler. — Erst 1783 sind an letzterem Orte viele Fundamente römischer Gebäude ausgegraben worden, in welchen man Münzen, Statuen, Gefäße und Werkzeuge fand, und wo man auch eine gepflasterte Straße und Wasserleitung fand. Die Lage dieses Ortes, nahe an der Spitze des Neckars, gegen Osten, ist am meisten geeignet Clarenna (Kanstadt?) wieder zu erwecken. Hier war zugleich der Uebergang einer andern römischen Straße, welche von Ulm bey Teck vorbey führte. Da die Tafel die Entfernung von Grinarione und Clarenna nicht bemerkt, und wie es scheint eine Mittelstation ganz verschweigt, kann man nur durch die beyden Ende der Straße das Mittel, durch die beyden Linien den Winkel finden.

Nun verläßt die Straße den Neckar und wendet sich ad Lunam, die Niederlassung an einem Flusse dieses Namens. So sagen auch Tafel und Itinerar ad Enum, ad Ambram. Man räth nicht vergebens auf die Leine bey Welzheim und Pfahlbronn unweit Lorch. Die Entfernung von Clarenna, 22 Römermeilen, trifft damit überein, und was noch mehr ist, der Römerwall Trajans und Hadrians, nachhin durch Probus erneuert, die Teufelsmauer, Pfahlranke, von der Donau an den Rhein sich ziehend, trifft hier mit der Leine beynahe zusammen, und wendet sich sofort nordwärts. — Schon Prescher zeigte in seinem Altgermanien und in seiner Grafschaft Limburg, wie sehr die Römer bemüht waren, die Ufer der Leine zu befestigen. — Berg und Burg Hohenstaufen stehen höchst bedeutend hier so nahe. — Bey der Mansio ad Lunam zeigt die Tafel auf einen, vierzig römische Meilen weit gegen Augsburg gelegenen Ort, Pomone, Baumgarten bey Glött, hin. Zu Kuchen, Urspring, und an anderen Orten verrathen häufig römische Münzen und Waffen, daß unsern Vorfahrern die Steige über die Alpe nicht fremd war. — Von der Station ad Lunam kann man schon wieder mit mehr sicherm Fuße wandern, denn auf der einen Seite bildet das vallum romanum

eine Wand, welche die Straße nicht überschreiten kann, und auf der andern Seite wird die Straße von der schwäbischen Alpenkette bis nach Aalen begleitet. — Ein zweytes Aquileia nennt die Tafel diesen Ort, welcher seinen römischen Namen mit einiger Verstümmelung noch erhalten hat; er ist genau zwanzig römische Meilen von Lorch entfernt, und seine römische Abstammung beurkunden viele dort schon aufgefundene Ueberreste, wovon das Mehrere bey Hanselmann Th. II., S. 32, und in Zapf's Muthmaßungen über den Ursprung und das Alter der Stadt Aalen und ein dort gestandenes Lager der Römer nachgesehen werden kann. Von Aalen tritt die Straße in das Ries heraus, und berührt nach achtzehn römischen Meilen den Ort Opia, worin Jedermann leicht die eben so weit entfernte Stadt Bopfingen mit ihrem Beschützer, dem hohen Ipf, wieder erkennen wird. Die Tafel nennt uns hierauf fünf nahe an einander gelegene Orte, Septemiaci, Losodica, Medianis, Iciniaco, Biricianis, deren Lage in dem mit Alterthümern angefüllten Ries zu suchen ist, und die auf folgende Weise zusammenzuhängen scheinen. — Septemiacis an der noch jetzt sogenannten Septach außer der Straße, die von Bopfingen bis zum Römerwall hinaufsteigt, und folglich schon zu den Befestigungen der Gränzwehre gehört. — Die an der Septach bey Tannhausen sieben Römermeilen hinaufliegenden alten Schanzen zeigt selbst die Amman'sche Karte von Schwaben. — Losodica liegt auf der Straße selbst sieben Römermeilen von Opia, sein Name lebt noch in dem eben so weit von Bopfingen entfernten Orte Löpfing, welcher in dem Mittelalter einem ganzen Pagus den Namen gegeben hat (Chron. Gottwic. T. II. S. 665). — Medianis liegt von der, von der Tafel angegebenen Entfernung bey Mündlingen, einem Orte, welcher schon in den Karolingischen Urkunden vorkommt, und in dessen Umgebungen viele römische Münzen, andere Ueberreste, und selbst Spuren der Straße gefunden werden. Man vergleiche die Neuburger Provinzialblätter 2. B. S. 406 und den Neuburger Almanach von 1808, S. 269. — Iciniaco ist Itzing. Wenige Orte sind reicher an Römerresten, Gebäuden, Münzen, Waffen, Thongefäßen und Schanzen. Auch die Straße hat sich hier wie bey Mündling sichtbar erhalten. V. und VI. Heft der Neuburger Provinzialblätter des Grafen Reisach. — Der Weg von Iciniaco führt über Biricianis nach Vetonianis, wovon das Erste vielleicht bey Burgmanshof wieder gefunden werden kann, das Zweyte aber mit Nassenfels genau zusammentrifft. — Auch hier blieb der römische Name der umliegenden Gegend, das Wittmes genau eingeprägt. — Von den römischen Alterthümern zu Nassenfels handelt Gretser de tutelaribus ecclesiae Eistet-

tensis, Aventinus, Döderlein, Ertel, das geographische Lexikon von Franken, Hanselmann, Appianus, Gruterus, Gewoldus in delineatione Norici, Falkenstein in Ant. Nordg. — und doch haben alle diese Schriftsteller die Alterthümer bey weitem nicht erschöpft, welche Nassenfels schon geliefert hat und noch verbirgt. — Die ehemals angenommene Meinung, daß Nassenfels Aureatum geheißen habe, wurde schon von Mederer gründlich widerlegt. — Die Richtung des Weges und die Meilenzahl setzen das nach Vetonianis folgende Germanicum nach Kösching, wiederum einen Sammelplatz römischer Alterthümer, welche von allen eben genannten Schriften, wiewohl noch lange nicht vollständig, aufgezählt worden sind. In Kösching war auch das, von Stark 1824 näher beschriebene älteste (?) innschriftliche Römermal Bayerns, der 141 von der ersten slavischen Reitereskadron, Antonin dem Frommen gesetzte Denkstein. — Endlich verbindet die Straße in beständig gegen Westen fortlaufender gerader Richtung wieder mit der Donau zu Pföring an dem kleinen Flüßchen Kels, dem ehemaligen Celeusum der Römer, von welchem im Mittelalter der Chelesgau benannt wurde, und jetzt noch der Hauptort Kehlheim den Namen trägt. Ehemals setzte die gemeine Meinung den Anfang des vallum romanum nach Pföring, und verwechselte die Gränzwehre mit der noch sichtbaren Römerstraße nach Kösching und Nassenfels. Durch die spätern Untersuchungen, und insbesondere durch die Nachforschungen Redenbachers zu Pappenheim, ist man aber jetzt besser unterrichtet, daß das vallum bey Weltenburg seinen Anfang nimmt, und sich der eben angezeigten Straße bald mehr, bald weniger nähert, niemals aber mit derselben zusammentrifft. — Nicht also zu Aris flavis, wie man nach der Peutingerischen Tafel glauben sollte, sondern erst zu Celeusum ging diese räthselhafte Straße auf das rechte Donauufer über. In der gegen Westen fortlaufenden geraden Richtung begrüßte sie dann den Einfluß der Abens, Abusena, und endigte bey Regino, regina castra, dem heutigen Regensburg.

Zwischenstraße von Regensburg nach Augsburg. — Das antoninische Reisebuch Fol. 250 bezeichnet diese Straße: — Regino, — Abusena XX, — Vallato XVIII, — Summontorio XVI, — Augusta Vind. XX. — Abusena ist nicht so fast Abensberg, als der Einfluß der Abens. — Vallatum wäre nach dem Meilenmaße bey Geisenfeld, Summontorium aber bey Schrobenhausen zu suchen. — Wahrscheinlich ist Vallatum das heutige Manching an der Paar, Ldgts. Neuburg, wo das ganze Vallatum noch sichtbar ist. — Weilenbach, der Weilenforst, wo die fabelhafte Schlacht wider den fränkischen

Majordom vorgefallen, an welche die bayerischen Genealogen so gerne und so bequem anknüpfen, haben davon noch die Namen. Die häufig dort gefundenen römischen Münzen, die römischen Steine zu Ebenhausen und Reichertshofen bestätigen die Angabe. *Summontorium* ist noch ganz unbestimmt: die weiteren Untersuchungen zu Schrobenhausen, Hohenwart und bey der Schanze zwischen Ostersam und Westersam müssen noch nähern Aufschluß geben. Inzwischen bleibt die wahrscheinlichste noch immer die Meinung Aventins, welcher Summontorium nach dem andechsisch-taurischen Hohenwart setzt.

IV. Straße von Salzburg nach Pfunzen *(Pons Oeni).* Diese Straße hat wieder der Präsident von Stichaner vortrefflich erläutert in der akademischen Sammlung der Römermale in Bayern (1808). Die Straße von der Salzach an den Inn kommt in der Tafel ein Mal, im Itinerar drey Mal vor. Im Itinerar wird die Entfernung von Salzburg, Jovavi, bis Bedaio allezeit übereinstimmend auf drey und dreyßig römische Meilen angegeben. In der Tabula wird zwischen Ivavo und Bedaio eine Mittelstation, Artobriga, sechzehn römische Meilen von Ivavo und sechzehn römische Meilen von Bedaio entfernt, angegeben, so daß der Unterschied der Entfernung in dem Itinerarium und in der Tabula nur eine römische Meile beträgt. — Von Bedaium bis Pons Oeni bestimmt das Itinerar auf allen drey Reiserouten von Panonien nach Gallien, von Lorch nach Innsbruck und von Lorch nach Augsburg und Bregenz XVIII. M. P. Die Tabula, welche nur XIII. M. P. zählt, ist demnach zu berichtigen nach der drey Mal übereinstimmenden Angabe des Reisebuchs.

Bedaium ist Kloster Seon mit seinen merkwürdigen Römersteinen, auf denen Bedaium selbst vorkommt, und mit seinem alten Schloß Burgili, das Pfalzgraf Aribo in ein Kloster umwandelte, und dessen in einem uralten Modell von Erz aufbewahrte Gestalt Präsident von Stichaner mit dem Marstempel zu Demsus in Siebenbürgen vergleicht. — Das Seon nahe Dorf Biedenhart, das auch einen Römerstein hat, wurde wohl nur um der leidigen Assonanz willen von Einigen zu Bedaium gemacht. — Offenbar zog die Straße von der Salza an den Inn an der nördlichen Seite des Chiemsees hin, nicht an der südlichen. — Die südwestliche Seite dieses Sees dürfte übrigens in dieser Hinsicht wohl zu beachten seyn.

Artobriga wird fast einstimmig in Teisendorf gesucht, zwischen welchem und Salzburg mehrere in Kleinmayers Juvavia aufbewahrte Römersteine die Verbindung beleben. — Aus der Lage von Bedaium läßt sich schon mit Hülfe einer gewöhnlichen Landkarte schließen daß Pons Oeni an allen Orten zwischen Ro-

senheim und Kraiburg gelegen seyn könne, nur nicht zu Oetting, wohin die bisherige Meinung das in den römischen Reisekarten enthaltene Pons Oeni verlegte. Die Entdeckungen des Rosenheimer Landrichters Klöckl lassen es aber schon weit näher bestimmen, wo die nachmals nach Febianis oder Fabianis verlegten stablesianischen Reiter waren, deren zweytes Geschwader nebst einer Schaar equites promoti in Raab stand. — Das zwischen Seon und Pfunzen gelegene Sechtenau hat zwey Meilensteine, deren einer zweifelsohne die Namen Juvavias und einer Legion, und der M P. ab Augusta enthielt, leider aber vom Wasser allzusehr beschädigt ist. Noch bewahrt der Name des wie ein ächter Brückenkopf unterhalb der Einmündung der Mangfall und unter Rosenheim auf beyden Innufern, in Norikum und Rhätien, wie Bojodurum und batava castra liegenden Pfunzen oder Punzen, im Mittelalter Potena in pago Chiemingowe den Laut von Pons Oeni. — Bey Halfing, zwischen Seon und Sechtenau, spricht das Volk noch immer von der versunkenen Römerstadt Alca. — Sorgfältig umging die Römerstraße die großen Moose am südlichen Chiemsee, so wie den Pellsee, den Simbsee und den Zellsee, um gleich unter Rosenheim ungehindert an den Inn zu kommen. Die ganze Fläche zwischen Pfunzen, Westerndorf und Pfaffenhofen ist mit Trümmern übersäet, unter denen nicht selten auch römische Münzen und Waffen sich finden, unstreitig Ueberreste einer großen römischen Geschirrfabrik und eines Magazins von Vasen, Urnen, Lampen, Glasgefäßen, Metallzierden, Baderöhren und Töpfen mit Figuren von verschiedener Art und mit den Namen der Künstler. Der Reichthum hieran ist ungeheuer, und die Vergleichung sehr interessant, die Stichaner mit den Ausgrabungen an der Teufelsmauer, zu Oehringen, zu Badenweiler und am großen Wall in Brittanien anstellt.

V. Straße von Pfunzen nach Innsbruck. Das Itinerar rechnet Fol. 259 auf diesem Wege neunzig römische Meilen, nämlich bis Albiano XXXV (Nußdorf??), Masciaco XXVI (Schloß Matzen), Veldidena XXVI (Wilten bey Innsbruck). —

Auf diesem Wege liegt auch das durch seine römischen Alterthümer bekannte Dorf Happing, das man irrig für das Abodiacum der Tafel hielt, und das gar nicht an der Straße von Salzburg nach Augsburg gelegen war.

Die Straße von Salzburg und Augsburg durch Rhätien nach Verona zog von Veldidena weiter nach Matrejo, Matrey, M. P. XX. nach der Tafel, dann über den Brenner und die vermuthlichen Wohnsitze der Brennen, Breonen, und Genaunen nach Vipiteno, Schloß Straßberg, und die Ebene des heutigen Ster-

zing, von wo rechts der den Römern wahrscheinlich schon bekannte Weg über den Jaufen, Mons Jovis, durch das Thal Passeyer nach Meran, gegen die obere Etsch hinaus zog, die Römerstraße aber gerade dem Eisack nach, ohne Brixens am Zusammenflusse der Rienz, des pusterthalischen Pyrrhus mit demselben zu erwähnen (Tafel und Itinerar differiren hier immerfort in der Meilenzahl). Beyde aber führen von Vipiteno nach Sublabone, Seeben mit Römersteinen und dem Isistempel. — Merkwürdiger Streit über dieses Subsabione, Sublabione, über Teriolis, über die Station Majae und Telonium zwischen Hormayr und Giovanelli im XXXVI. Bande dieser Jahrbücher 128—157. — Von Sublabione nach dem Itinerar bis Endide, Enn unter Botzen, nach der Tafel aber nach Ponte Drusi und Turris Drusi, denen uralte Ueberlieferung auch ein Praesidium Tiberii beyfügt, Pradein, die in das ehemalige Chorherrnstift Gries verwandelte Burg, — Formigar, Firmian, in neuerer Zeit Siegmundskron, mit Pradein und dem geschäubten oder Drususthurm die ganze Fläche, wo Etsch, Eisack und Talfer zusammenströmen, so wie die Thalausgänge sperrend, aus denen sie hervorkommen. — Nun Tridento (das uralte celtogallische Try-Dent, Trient, Montes argentum mihi dant, nomenque Tridentum). Seine Citadelle Verruca noch unter dem ostgothischen Theodorich als ein Bollwerk geachtet. — Das Itinerar führt von Trident über Palatium (Ala) nach Verona, die Tafel hingegen kennt zwey Mittelstationen dahin, Sarnis und Vennum. — (Die Seitenstraße durchs Valsugan, Secunda Claudia Soror.)

VI. Straße von Pfunzen an die Amber und Augsburg. — Dreymal wird dieser Weg im Itinerarium angeführt. Fol. 236. Pons Oeni, — Isinisca XX, — Ambre XXXII, — Aug. Vind. XXVII, — Fol. 257. Ponte Oeni, — Isinisca XX, — Ambre XXXII, — Fol. 258. Ponte Oeni, — Isinisca XX, — Ambre XXXII, — Aug. Vind. XXXVII. (soll heißen XXVII.) — Isinisca ist das heutige Helfendorf. Die Straße lief über Ellmosen und Högling. Zu Ellmosen befindet sich an der Kirchhofmauer der noch nicht durch Schriften bekannte Denkstein: D. M. MARCELLO PRIMIANIVI VIVA FECIT SIBI ET MATSECCIO H. M. H. N. S. Die Gegend zwischen Mintraching und Högling ist eine der reichsten an Grabhügeln. — Daß Helfendorf das Isunisca der Römer sey, dürfte nicht bezweifelt werden, obschon der Name keine Aehnlichkeit beybehalten hat. Mit Helfendorf stimmt das Meilenmaß ziemlich zusammen; — dieser Ort war der einzige, welcher im früheren Mittelalter mit einiger Bedeutung erscheint. Er

war Curtis regia. Seine Lage an der Hauptstraße setzt das Leben und die Worte des heil. Emeran außer Zweifel. Die römische Schanze ist noch zu Helfendorf sichtbar. Römische Münzen und Särge sind dort genug gefunden worden. Die Marter des heil. Emeran geschah a. d. 652 — Die erste Kapelle wurde 745 gebaut. Die Römerstraße ist übrigens bey Helfendorf selbst noch erhalten. — Von Helfendorf bis Schöngeising (ad Ambre) besteht die ganze Römerstraße heut zu Tage noch in wohl erhaltenem Zustande. Sie läuft durch den Hohholtinger, Deisenhofer und Grünwalder Forst bis Straßlach, wo sie über die Isar setzt, und sodann durch den Forstenrieder Park nach Buchendorf, Gauding, und Schöngeising führt. — Von dieser Straße hat sich noch ein Meilenstein von K. Septimus Severus erhalten, welcher im Hohholtinger Forste gefunden wurde, und jetzt im Schlosse zu Valley steht (Vid. Mon. boica vom Kloster Meyern). — Nahe bey Deisendorf befinden sich zwey merkwürdige römische Schanzen an der Straße. — Der Uebergang über die Isar bey Straßlach ist durch die Abhandlung des v. Liebrun in den Denkschriften der Akademie schon illustrirt. — Die Spuren der Brücke über die Isar sind noch vorhanden. Römische Münzen werden alljährlich gefunden. — Der nächste Ort am linken Isarufer ist Bayerbrun, womit sich Herr Renner in seiner Schrift über römische Alterthümer in Bayern beschäftiget hat. Bey Buchendorf ist wieder eine Römerschanze unter dem Namen Biber vorhanden. Eben so bey Holzhausen und Germansberg. Zwischen Mauern und Kottalting liegen bey 200 Grabhügel. Die Straße führt gerade bey Schöngeising an die Amber, und der Ort selbst enthält noch mehrere Ueberreste seiner früheren, größern Bedeutung. — Von Schöngeising (ad Ambre) ist zwar die Straße nicht mehr in dem kennbaren Zustande fortgesetzt, sie läßt sich aber durch andere Anzeigen finden. Bis Unsenwang ist die Straße noch zu erkennen. Von den Grabhügeln bey Nannhofen handelte Westenrieder in seinen Beyträgen IV. Band. — Zu Gunzelhofen befindet sich noch jetzt ein römischer Meilenstein, wovon Welser, Gruterus, Wegelin und Westenrieder Abschriften geliefert haben. — Das Lechfeld ist voll von Grabhügeln, alten Schanzen, und insonderheit sind die unterirdischen Gänge bey Kissing merkwürdig. Nur ist wohl zu unterscheiden, was davon römisch, allemannisch, von der großen Ungerschlacht vom 10. August 955, oder gar aus dem tieferen Mittelalter, aus dem dreyßigjährigen oder spanischen Erbfolge-Kriege sey? —

VII. Straße von Schöngeising (Ambre) nach Innsbruck *(Veldidena)*. — Nach dem Itinerarium S. 257

Ambre, — ad pontes Tessenios, XL, — Parthano XX, — Veldidena XXIII. — Von den hier bemerkten Orten sind Ambre (Schöngeising), Parthano (Partenkirchen), Veldidenä (Wilten bey Innsbruck) bekannt; nur allein über die pontes Tessenios ist der Streit noch unentschieden. — Möglicher Weise sind die Entfernungen von XL und XX verwechselt, und dann würden die pontes Tessenii bey dem Kloster Diessen zu suchen seyn, und dem Orte selbst den Namen verliehen haben.

VIII. Straße von Pfunzen *(Pons Oeni)* nach Kempten *(Camboduno)*. — Die Peutinger'sche Tafel beschreibt diese Straße: Isunisca XX, — Bratanario XII, — Urusa XII, — Abodiaco XIII, — Escone XVIII, — Camboduno XX. Bis Isunisca ist der Weg oben schon ad VI. erläutert worden. Dem Herrn Hofrath und Professor Mannert gebührt die Ehre, diese Straße zuerst von jener nach Augsburg getrennt, und ihr den Lauf südlich nach Kempten angewiesen zu haben. — Das Bratanario, wovon die Meilenzahl XVI anstatt XII wird heißen sollen, ist wahrscheinlich Bayerbrunn oder Scheftlarn, nämlich der Punkt, wo die Straße über die Isar ging. Bey Scheftlarn befindet sich noch eines der ältesten und merkwürdigsten Denkmäler, nämlich der Ring auf der Burg, woran sich noch Strecken hoher Wälle als Zeichen früherer, größerer Bedeutung erhalten haben. — Zu Scheftlarn wurden auch römische Münzen gefunden. Im Kloster Scheftlarn befand sich eine ganze Sammlung griechischer, römischer, gallischer und deutscher Alterthümer, und eine Naturalien-Sammlung. Diese Gegenstände wurden bey Aufhebung des Klosters, den 18. Dezember 1803, in zwey Kisten und einem Sacke nach München geschickt. Wo sie hinkamen ist unbekannt. — Von Hohenscheftlarn geht es nach Wangen und nach der auf Karl den Großen hindeutenden Karlsburg (den auf der nahen Reismühle die schöne Bertha geboren haben soll, als Pipin auf der Burg Weihenstephan bey Freysing über das bezwungene Bayern wachte); — dann nach Secking, Pöking und Pühl, immer auf der westlichen Seite des Würmsees. — Bis Karlsburg ist der Weg von Distanz zu Distanz von noch erhaltenen Schanzen und Hügeln begleitet. — Das bekannte Manuskript von Weihenstephan aus dem XIII. Jahrhundert bezeichnet in seiner Erzählung von dem Könige Pipin die Straße von der Mühle bis zur Burg Pühl genau. — Von der Reismühle läuft die Straße durch die Gemarkung von Secking, und läßt das merkwürdige Dorf Pöcking oberhalb Starnberg links. Dieser Ort ist von einer Menge von Grabhügeln umgeben. — Sobald die Straße aus dem zwischen Secking und Perchting gelegenen Wäld-

chen tritt, wird sie so kennbar, wie die Römerstraße im Forstenrieder Park, — ihre Spuren führen ganz eben und schnurgerade bis Machtlfing und Pühl. — Die Burg Pühl scheint daher das Urusa der Römer gewesen zu seyn, und es bedarf keines Zwangs, um darin den Namen des heutigen Würmsees zu erkennen. — Von Pühl bis Epfach läuft die Straße ganz gerade, und ist unter dem Namen der alten Hochstraße überall bekannt. Abodiaco ist Epfach. — Escone Schongau. — Ueber diese beyden Orte und den Straßenzug von Pühl nach Neisting, Epfach und Kempten findet sich eine umständliche Abhandlung in dem Intelligenzblatte des Illerkreises von 1814, S. 765. — Dann über die zwey zu Epfach gefundenen Meilensteine: das Intelligenzblatt des Illerkreises von 1814, S. 1073, 1815, S. 461, 681.

Nach des Ritters von Raiser neuesten Entdeckungen ist *Esco* nicht das bisher dafürgehaltene Schongau, sondern Echt (wunderbar noch immer gleichklingend) am Auerberg bey Lechbruck (den römischen Lechübergang nach Coveliacas noch im Namen bewahrend), mit noch vorhandenen großen Verschanzungen. — So ist *ad Ambram* nicht bey Fürstenfeldbruck, auf der Römerstraße von Augusta nach Juvavo, sondern bey Schöngeising und Wildenroth, einige Stunden mehr aufwärts zu suchen, und auch zu finden, weil daselbst noch die Römerstraße sichtbar und ein sehr großes römisches Castrum noch vorhanden ist. 1000 römische Schritte weiter dahin gehört der in Günzelkofen, in der Nähe von Hattenhofen jetzt aufgestellte römische Meilenstein mit XXXI M. P. ab Aug.

IX. Straße von Kempten nach Augsburg. — Nach der Peutinger'schen Tafel: Camboduno, — Navoe XVIII, — Rapis XXIV, — Aug Vind. XVIII. — Nach dem Itinerar: Fol. 237. Camboduno, — Rostro Nemaviae XXXV, — Aug. Vind. XXV. — Fol. 258. Camboduno, — Rostro Nemavie XXXII, Augusta XXV. — Da die Summen des Meilenmaßes bey allen Angaben ungefähr gleich ist, so ist anzunehmen, daß eine und dieselbe Straße bezeichnet wurde. Auf dieser Route sind bereits vier Meilensteine von K. Septimus Severus gefunden worden. Die nähere Beschreibung dieses Weges befindet sich im Intelligenzblatt des Illerkreises von 1814, S. 667. — *Navoe* ist das heutige Obergünzburg. — *Rapis* liegt zu Schwabeck bey Schwabmünchen, und *Rostrum Nemaviae* ist noch in den römischen Schanzen bey Türkheim erhalten. —

X. Straße von Kempten über Günzburg nach Augsburg. — Itinerarium S. 250. Camboduno, — Celio

monte XIV, — Guntia XVI, — Aug. Vind. XXII. — Alle angegebenen Meilenmaße sind unrichtig. — *Celio monte* ist unstreitig Kellmünz, *Guntia* die Stadt Günzburg an der Donau, worüber erst in neuerer Zeit Herr Direktor Raiser eine Abhandlung geschrieben hat.

XI. Straße von Kempten nach Bregenz. — Das Itinerarium hat diese Straße dreymal: Fol. 237. Campoduno, — Vemania XV, — Brigantia XXXIII; — Fol. 251. Camboduno, — Vemania XV, — Brigantia XIV; — Fol. 258. Camboduno, — Vemania XV, — Brigantia XXI. — *Vemania* ist nicht Wangen, sondern das Dorf Wengen, welches von Kempten 15 römische Meilen, wie es im Intinerarium dreymal wiederholt wird, auf der direkten Straße nach Bregenz entfernt liegt. Bey Wengen ist auch ein Meilenstein gefunden worden. Intelligenzblatt des Illerkreises von 1815, S. 684.

XII. Straße von Augsburg nach Bregenz. — Die Peutinger'sche Tafel: Aug. Vind. — Viaca XX, — Vemania, — ad Rhenum XII, — Brigantia VIII. — Bisher hat über diese Verbindung keine genügende Erklärung gegeben werden können. Wenn Vemania Wangen wäre, so könnte Viaca ungeachtet des unrichtigen Meilenmaßes bey Memmingen gesucht werden. Die Tabula gibt diesen Weg überhaupt unrichtig an, indem sie von Vemania denselben zuerst an den Rhein und dann nach Bregenz zieht. Der Rhein kommt aber erst hinter Bregenz.

XIII. Straße von Augsburg nach Innsbruck. — Nach der Tabula: Aug. Vind. — ad Novas, — Abodiaco, Coveliacas, Partana XX, — Scarbia XI, — Vetoniana XVIII. Nach dem Itinerarium S. 275, Aug. Vind. — Abuzaco XXXVI, Parthano XXX (Veldidena XXX). — Beyde Urkunden beschreiben die nämliche Straße, weil beyde *Abodiaco* oder *Abuzaco* (Epfach) und *Parteno* oder *Parthano* (Partenkirchen) in die Linie aufnehmen. — Man sieht klar, daß diese Straße jene oben unter Nro. VIII. beschriebene, von Pfunzen nach Kempten bey Epfach oder *Abodiaco* durchschnitten habe, denn der Ort kommt auf beyden Routen vor. Von Augsburg bis Epfach lief die Straße, wie noch heut zu Tage, auf dem linken Lechufer, man hat aber noch keinen sichern Anhaltspunkt, um die Station ad Novas zu bestimmen, wenn nicht Landsberg oder Lichtenberg davon ihren Ursprung ableiten. — Rücksichtlich der Station *Abodiaco*, oder des Ortes Epfach, muß man sich wiederholt auf den Aufsatz im Intelligenzblatte des Illerkreises von 1814, S. 765 beziehen. — Von *Abodiaco* bis *Veldidena* sind die Stationen Partano (Partenkirch), wo sich ein Meilen-

stein fand, und Scarbia (Scharnitz) nicht zweifelhaft. — Von Scharnitz und der Schneewüste von Seefeld hinunter fanden sich zwey Meilensteine auf dem Zirlerberg, bey den Dörfchen Reit und Leiten. — Der Scharnitzerwald (Sylva, nemus, eremus, Scerenze, Scarnize) war übrigens von ungeheurer Ausdehnung, daß er in vielen alten Gränzmarkungen als Landesgränze vorkommt, wie in altwelfischen, Sempt-Ebersbergischen und Hohenstauffischen Urkunden. — Nur allein über die zwischen Epfach und Partenkirchen gelegenen *Coveliacae* bestehen verschiedene Meinungen. — Nach Ried's Beschreibung in Westenrieders Beyträgen würden diese Coveliacae am Ausgange des Ammerthales, bey Unterammergau, wo man römische Münzen fand, liegen. Diese Meinung scheint auch die richtigere, und zeigt zugleich den Ursprung des sehr alten, von Ludwig dem Bayer erneuerten und umgestalteten Klosters Ettal

XIV. Straße von *Pons Oeni* (Pfunzen) *ad Castra.* — Itinerarium S. 259. Millia passuum CL (sic!), Turo XXXXIII, Jovisura LXIV, ad Castra LXII. Diese Angaben der Entfernung stimmen mit der Hauptsumme 150 nicht überein; auch sind die Entfernungen so groß, und der angezeigten Orte so wenig, daß man bisher noch gar keine wahrscheinliche Vermuthung aufstellen konnte, weder über den Lauf der über dreyßig Meilen betragenden Straße, noch über die genannten Stationen. — Schon Augustus, der (Sardinien ausgenommen) alle Provinzen des unermeßlichen Reiches selber bereist, und fast in jeder selbst Krieg geführt hatte, legte, wie Strabo sagt, die letzte Hand an sein großes Werk, latronum excidio et viarum structura. Viele Münzen danken ihm: »quod viae sint munitae.« Ein Blick in sein Rationarium et Breviarium, in denen wohl schon die Grundstoffe der Tabula lagen, zeigte in alle Punkte, alle Verwaltungsmittel, alle Streitkräfte, und wie er patriam diversis gentibus *unam* et urbem fecerat, quod prius orbis erat. Sein Werk war es, »ut iter supra montes illos, quod olim erat angustum, et superatu difficile, multis nunc locis pateat, tutumque sit ab injuria hominum,« wo vorher nur nonnullae *quasi* semitae waren, magno labore veterum Italorum manufactae.

Den ersten Straßenzug aus Italien durch das heutige Tyrol eröffnete unter August der Eroberer Drusus. Strabo beschreibt L. IV. dieses mühsame Unternehmen. Kaiser Klaudius verband sodann (41 — 54 nach Chr.) die Straßen des Norikums von Salzburg, und über Regensburg herkommend, mit jenen von Vindelizien. Nach einem bey Töll in Tyrol ausgegrabenen, bereits im XXV., im XXXIII.

und im XXXVI. Bande dieser Jahrbücher in all ihrer vielfachen Bedeutenheit erörterten Monumente, ließ er die von Berggewässern durchbrochene und überschüttete Straße des Drusus wieder herstellen, und nach einem 1552 bey Rabland ausgegrabenen Monumente erweiterte er die Straße von dem Po bis an die Donau, nach ihm sodann die via Claudia genannt. Sie führte von Botzen über Meran, Kastelbell, Schlanders, Mals, an den Ursprung der Etsch, Nauders und Finstermünz, nach Landeck; daselbst theilte sie sich und ging links über Feldkirch und Bregenz bis nach Günzburg an der Donau; rechts leitete sie über Veldidena (Wilden) auf die Drususstraße. — Vespasian und Trajan thaten viel für das Straßenwesen, Letzterer besonders auf seinem Zuge wider Decebalus in das heutige Siebenbürgen. — Hadrians ungeheure Fußreise durch das ganze Reich, seine Erneuerung der Straßen und der Gränzwehre, sein Kolonialsystem und Städtewesen sind höchst merkwürdig. Er bezeichnete die Gränzscheide des cetischen oder komagenischen Gebirges durch die Kolonie *Aelium Cetium*. Er verband durch die Aelia *Juvaviensis* die vindelizische Augusta in der Lech= und Donauebene mit dem rhätischen und norischen Hochgebirge, mit der Klaudischen Kolonie *Virunum* in Mittelkärnten und mit *Laureacum*, das wie *Ovilabis* (Wels) Mark Aurel zur Kolonie erhob, und das im markomannischen Kriege seinen Glanzpunkt erstieg. — Auch Severus ließ (193 — 211) mit seinen Söhnen Caracalla und Geta die zerfallenen Straßen und Brücken wieder herstellen, und auf den Meilensteinen die Entfernungen von den Hauptorten bemerken, — nicht minder der dem Konstantin entgegenziehende Maxentius, weßhalb man von ihnen so viele Steine hat, so viele vias et pontes vetustate conlapsas restituit.

Augsburg ist als Augustische Kolonie wohl außer Zweifel.— Daß die Augusta späterhin von dem großen Erneuerer auch Aelia hieß, kann darin nichts ändern. — Die Augustusburg überdauerte viele andere römische Kolonien. — Des großen Konstantin Vater, der bleiche Konstantin, entsetzte durch einen herrlichen Sieg auf dem Lechfelde die von den Allemannen hart bedrängte Stadt. — Attilas Zug ist vorüber (451 — 452), — Odoaker mit Herulern, Schyren, Turcilingen und Rügen in Italien, Juvavia, Reginum, Batavis durch Allemannen und Thüringer gefallen, Laureacum verlassen, Fabiana von den Rügen besetzt (465 — 472), das römische Westreich gefallen (476), — Odoaker durch den großen Theodorich überwunden und getödtet (493), — Chlodowig, Obsieger der letzten Römer bey Soissons und der Allemannen bey Zülpich (486 — 496), —

das Ostgothenreich wieder zerstört (552), — die Franken über dem Rhein gegen Thüringen und zwischen der Donau und den Alpen ausgebreitet, und Garibald, König oder Herzog in Bayern, als 565 Venantius Fortunatus seine Reise zum Grabe des heil. Martinus nach Tours antrat, Augsburg noch fand, und dort die irdischen Reste der heil. Afra verehrte:

si tibi barbaricos conceditur ire per amnes,
ut placide Rhenum transcendere possis et Istrum,
pergis ad Augustam, quam Vindo, Lycusque fluentat,
illic ossa sacrae venerabere Martyris Afrae!
si vacat ire viam, neque te Bojoarius obstat,
qua vicina sedent Breonum loca, perge per Alpem,
ingrediens rapido qua gurgite volvitur Enus.

Die Notitia erwähnt nur der damaligen Defensivaufstellung der III. italischen Legion, und der Hülfstruppen an der römischen Donaugränze (der letzten, wie im I. Jahrhundert der ersten Gränze der Römermacht gegen das große Deutschland), und der rückwärts gelegten Reserve-Garnisonen, und erwähnt somit vieler Orte des II. Rhätiens nicht, auch nicht des Hauptsitzes der Provinz, der Präsides-Proprätoren und späterhin Duces, die Augustana castra waren bey Geiselhöring, — Regino wird auch nicht mehr erwähnt, nur die castra Regina, jetzt nach Vallatum gerückt. — Wenn aber vorwärts Vallatum und Summontorio die Fortifikationslinie von Drusomagus, Druisheim bis Aißlingen unter dem Namen Parradum, wenn Guntia Pinianis, wenn Venaxamodurum (bey Weißenhorn), Coeliomonte (Kellmünz), wenn Kempten und die Lager an der Argen und Bregenz aufgeführt werden, muß doch auch die rückwärts gelegene Hauptstadt des II. Rhätiens, die vindelizische Augusta noch existirt haben. Der ganze Landstrich zwischen Iller und Lech scheint mehr durch eine freywillige Unterwerfung als durch die Waffen unter fränkische Hoheit gekommen zu seyn, — ein Fall, der auch für eine gewisse Epoche mit Bojoarien eintrat. — Chlotar soll gegen das Ende des VI. Jahrhunderts den Sozimus zum Bischof von Augsburg bestellt (um 582??), Dagobert (um 634) die Iller als Gränze zwischen den Sprengeln von Augsburg und Konstanz bestimmt haben, wie die Bestätigung des Barbarossa von 1155 es ausdrücklich besagt. In den wiederholten Unabhängigkeitsversuchen der Agilolfinger und den darauf gefolgten Einbrüchen der Majordome flohen die Augsburger Bischöfe nach Neuburg, Epfach und Staffelsee, was auf wildes Kriegsunheil und große örtliche Erlittenheiten hindeutet? — Die Quellen schweigen. Spätere Chroniken schreiben die Verwüstung der Stadt dem Bayerherzog Theodo, andere

den Franken zu. Die große Kolonialstadt tritt in der Folge als eine kleine Bischofsstadt hervor. — Soviel ist gewiß, daß keine Barbarenhorde furchtbarer darin hätte wüthen können, als es die Welfen gethan.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen über Augsburg und dessen Umgegend in den Römertagen gehen wir zur Betrachtung der einzelnen Denkmale über, welche Raiser unter vier Hauptrubriken brachte, nämlich sie theilend: I. In Tempel-Inschriften, Bildnisse der Götter, und Gelübdesteine für Götter, oder den Bau von Tempeln. II. In andere öffentliche Inschriften und Dedikations-Steine. III. In Sepulchral-Denksteine oder Grabmale. Diese werden unterabgetheilt: 1) in Grabmale mit Bildnissen ohne Inschriften, 2) in solche mit Bildnissen und Inschriften, und 3) in solche mit bloßen Inschriften. Dann IV. in die übrigen Römer-Monumente, in die Bruchstücke, und in solche, welche zum Theil unrichtig für Denkmale während der römischen Landes-Inhabung gehalten wurden.

In der ersten Abtheilung erscheinen nach einer in der Inhaltsanzeige reassumirten Uebersicht: I. Die Inschrift eines Tempels des Jupiter durch die Buchstaben P O M P (patri optimo maximo positum). II. Ein Gelübdestein für Jupiter (Jovi optimo maximo) von dem Militum tribuno (= von einem Bataillons-Chef) Secco, welcher zum Beweise der Stelle des einstigen Jupitertempels, oder eines Kapitols, im J. 1606 bei Oeffnung eines Grabes in der St. Ulrichskirche in Augsburg ausgegraben wurde. III. Ein Gelübdestein von einem römischen Gouverneur (praefectus provinciae Rhaetiae) für den Gott der Götter, und die übrigen Gottheiten des Ortes. IV. Ein Gelübdestein von einem Munizipalrath (Decurio Municipii), Namens Adjutorius Romanus, für alle Götter und Göttinnen. V. Ein Gelübdestein zu dem kapitolinischen sitzenden Jupiter, mit der Darstellung der Entrichtung des Gelübdes von einem Frauenzimmer und ihrer Dienerin. VI. Ein Gelübdestein von Flavia Veneria Bessa, mit der Inschrift, daß sie nach einem Gesichte (ex visu) den Göttern des Schattenreiches, Pluto und Proserpina, eine Kapelle erbaut habe. VII. Eine Votiv-Inschrift für den Kriegsgott Mars, von Crispus, dem Sohne eines Rhätiers. VIII. Ein diesem Kriegsgott und der Siegesgöttin von einer Fraternität römischer Soldaten gesetzter Gelübdestein. IX. Das merkwürdige Basrelief des Merkurs als Straßen- und Handelsgottes, mit einem Geldbeutel zwischen den Hörnern eines Bocks und mit einem Hahne. X. Ein Gelübdestein für Merkur von dem Provinzial-Legat, Legionskomman-

dant, und zur obersten Priesterklasse gehörigen Appius Claudius Lateranus v. J. 196 nach Chr. XI. und XII. Noch zwey Gelübdsteine für Merkur. XIII. Ein vierseitiges Monument für Mars, Merkur und die Siegesgöttin, von Aelius Montanus Haederanus, unter den Konsuln Geta und Plautian v. J. 203 nach Chr. XIV. Die Statue des Heroen Herkules im Momente seiner Kraftäußerung durch einen Keulenschlag. XV. Eine Votiv-Inschrift von dem Proprätor Vindeliziens, Aurelius Mutianus, für den Herkules, aus dem ersten christlichen Jahrhundert. XVI. Dann Inschriften eines von Sextus Antonius Privatus, einem Ausschußmanne und Bürger zu Trier, dem Feld- und Gränzgotte Silvan neuhergestellten Tempels. XVII. Ein fragmentarischer Gelübdestein für die Parzen, Lachesis, Clotho und Atropos, von C. Cossitius Primus. XVIII. Ein Medusenkopf mit dem Schlangenhaar und dem Schlangen-Halsgewinde, auf der Stirne sich wie zwey Flügel endend. Und XIX. die auf geriffen Kolumnen gelegene Inschrift eines Quersteines über der Thür eines öffentlichen Gebäudes oder einer Kapelle (aedis) der nach Kaiser Hadrian zugenannten Aelia Augusta. Der Verfasser beschließt diese Abtheilung mit folgenden Bemerkungen: Aus der Analyse und Erklärung dieser I. Abtheilung der Römer-Monumente zu Augsburg gehen folgende merkwürdige Resultate hervor. 1) Man findet in der römischen Augusta den Mythos der Verehrung der meisten von den Griechen erhaltenen römischen Gottheiten, nämlich: des Jupiters, und zwar des sitzenden kapitolinischen, in dessen Gefolge immer die Juno und die Minerva waren, und diesen Gott der Götter wieder in dem reinen und moralischen Begriff »eines höchsten Wesens, eines großen und mächtigen Vaters, des Erhalters aller Dinge;« — des Pluto und der Proserpina, als der Götter der Unterwelt, wo in dem Schattenreich streng gerichtet wurde; — des Mars, des Gottes der roheren kriegerischen Tapferkeit, wo die Stärke des Arms, auch ohne der Pallas wissenschaftliche Klugheit, den Sieg entschied, dessen Verehrer sich zu Augsburg in eine Brüderschaft vereint hatten; — der Siegesgöttin mit dem Lorberkranze und der Palme; — eines klugen Merkurs mit den Symbolen der männlichen Genitalkraft, und der Wachsamkeit, seinen Geldgewinn in der Hand haltend, eines für die römische Augusta wichtigen Straßen- und Handelsgottes; — des riesenmäßigen Herkules in Ausübung seiner Stärke; — des Sylvans als Beschützer des Feldbaues, der Viehzucht und der Gränzen; — der Parzen als eines symbolischen Fatums; und des häßlich gewordenen ehe-

maligen schönen Weiberkopfes der Gorgone Medusa. Werden hiezu die noch weiter in Vindelizien oder Rhätien aufgefundenen Monumente römischer Gottheiten hinzugerechnet (Monumente eines Neptuns sind in Günzburg, des heilbringenden Apollo und der Hygiea in Lauingen, der Diana bei Nassenfels vorhanden), welche insbesondere auch Sattler l. c. beschrieben, und hiezu Abbildungen geliefert hat, und deren Auffindungsorte im Würtembergischen dabey bemerkt sind, als wieder des Apollo, des Neptuns und der Diana, dann der Venus, Pallas, Maja, Cybele, Fortuna, der Feldgötter, Genien u. a. m., wozu auch Appian und Aventin Beyträge geliefert haben, und welche durch die Zeichnungen und Abhandlungen bey Schöpflin l. c. erläutert werden, so füllt sich nicht nur der Olymp ganz, und das Land besitzt die Beweise dieser vollständigen, griechisch-römischen Mythologie, sondern es erübrigen durch die aufgefundenen Bildnisse der Isis, des Osiris, des Mithras, des Serapis, des Harpokrates, des Anubis u. a. m., auch noch Andeutungen der uralten ägyptischen und persischen Götterlehre, und des Kultus dieser Gottheiten, wozu wieder Schöpflin, Sattler, v. Pallhausen u. a. Beyträge geliefert haben. — 2) Wir haben nunmehr für Augsburg die Beweise eines vorhanden gewesenen Kapitols oder Jupitertempels (I. bis IV. Monument); eines Tempels für den Merkur (XI. Monument); für den Mars (VIII. Monument); für Pluto und Proserpina (VI. Monument); für Silvan statt eines aus Alter zerfallenen älteren Silvantempels (XVI. Monument), und für die Parzen (XVII. Monument). Die Kapelle für die Götter des Schattenreiches hat eine Dame wegen eines Gesichts (VI. Monument); — eine zweyte einer oder mehreren unbekannten Göttern gewidmete Kapelle (XIX Monument) ein reicher Kaufmann; und die neue für Silvan, eine höhere Magistratsperson (XVI. Monument) errichten lassen. Ueberhaupt scheinen während der römischen Landesinhabung der Staat und die Munizipalität zu Augsburg für die Kirchen und ihre Einrichtungen weniger, als fromme Privaten gesorgt zu haben. 3) Die abgehandelten, zu diesen Tempeln gehörigen Gelübdesteine beweisen die Anwesenheit von drey Gouverneurs in der römischen Augusta (III. X. und XV. Monument), wovon das X. im Jahre 196 n. Chr. errichtet wurde, eines Praeses provinciae Rhaetiae, dessen Name nicht mehr zu ergänzen ist, des Appius Claudius Lateranus, kaiserlichen Legaten und Proprätor der III. italischen Legion, und des Aurelius Mutianus, Proprätors Vindeliziens, dann

vielleicht eines Obersten oder Bataillonschefs (II. Monument); eines Sechsherrn aus dem Magistrate, der sich das Bürgerrecht zu Trier vorbehalten hatte (XVI. Monument); von Decurionen der Munizipalität (IV. und XVI. Monument); und von Römern, welche zu dem Geschlechte der Aelier, Flavier und Lateraner gehörten, oder römische Ritter waren (XIII. VI. X. und XVI. Monument), welche übrigens alle den frommen Sinn ihres Zeitalters bewähren. Endlich 4) ist durch das XIX. Monument bewiesen, daß Augsburg auch Aelia Augusta hieß, und daß diese Römerkolonie eine völlig ausgebildete Munizipalverfassung gehabt habe.

Die dritte Abtheilung der Grabsteine gibt zuvörderst bloße Bildnisse ohne Inschriften, bedeutsam hinsichtlich des Costüms, der römischen Blumensprache und anderer Allegorien. — Ungleich anziehender sind die Grabmäler mit Inschriften und Bildnissen, wie XXXIV, das im J. 1709 bey Grabung eines Kellers zu Oberhausen (zunächst bey Augsburg) 10 Schuh tief in fünf neben einander gelegenen Stücken ausgegrabene dreyseitige sehr schöne Monument des Titus Flavius Martial für seine Eltern, und seinen Bruder T. Flavius Clemens, welcher 195 n. Chr. Konsul in Rom war, und nachhin in der III. italischen Legion Dienste nahm. Auf der Hauptseite dieses Denkmals sind die vier Hauptpersonen in ganzer Figur, auf der einen Nebenseite ist ein Todesopfer, und auf der zweyten ein Frauenzimmer, wahrscheinlich die Frau des Martials, abgebildet. — XXXV. Ein zweyseitiges, im J. 1603 in der Wertach gefundenes Monument von Sabinianus, dem Erben eines Freygebornen, für seinen Wohlthäter den Veteran und Ex-Fähndrich (Ex-Signifer) C. Senilius Pervincus. — XXXVI. Ein noch vollkommen erhaltenes altarförmiges Grabmal für Viktorinus Longinus, einen Reiter aus dem II. Flavischen Flügel der Eliten, von dem Zeughausaufseher dieser Eliten (aedituus singularium) Claudius Latinus, im J. 1731 an den Ufern der Wertach gefunden. — XXXVII. Ein 1648 bey Erweiterung der Fortifikationen zwischen dem Wertachbrucker- und Fischer-Thore zu Augsburg ausgegrabenes säulenförmiges Denkmal für Cirinius, den Sohn eines Freygelassenen, welcher im J. 237 n. Chr. Secundär-Konsul in Rom war, vieler andern geringeren Grabsteine auch blos mit Inschriften für Kohortenchefs, Rittmeister, Zeugwarte, bundsgenossene Reiter, Munizipalräthe und Ausschüsse, Adlerträger und Veteranen rc. Im Monument LI können wir wohl Isaurien, aber keine Isar-Anwohner finden, noch viel minder, daß deshalb die Isar-Anwohner vorzügliche Pfeilschützen waren, wie die in der Notitia vorkommen-

den maurischen, parthischen und osrhoenischen Bogenschützen. — Der neueste Fund von Bedeutung ist ein beym Barfüßer-Thor ausgegrabener Stein Diocletians.

Sehr gediegen ist die (S. 55—59, so wie zum Theile schon 11—14 ausgeführte) Dislokation der Truppen hinter der Donau und der Iller, bis an den Bodensee in einer Vertheidigungslinie von sieben Kohorten der III. italischen Legion, einer spanischen Infanterie-Kohorte, der ältern und jüngern stablesianischen Reiterey, und drey weiterer Kavallerie-Flügel, dann der Stationen der fünf Militär-Kommandantschaften zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach den Zeiten von K. Honorius und Arkadius besetzt. — Das bis jetzt als Stadtwappen fortgepflanzte Kolonialzeichen des Pyr ist merkwürdig, so wie der um 1590 in den Gärten bey St. Stephan, wo das Amphitheater und das Badehaus gestanden haben dürften, vom großen Welser entdeckte Mosaikboden mit Wettrennen und Gladiatorenkämpfen, ein überlegenes Seitenstück des von Salzburg ins Antikenkabinet nach Wien gelangten. — Allen Numismatikern willkommen ist gewiß die Würdigung aller dreyzehn Sammlungen römischer Münzen in Augsburg.

Raisers »Guntia« ist verbürgt durch die Notitia und das Reisebuch Antonins, die eine Schaar Spanier aus Urusa dahin legen, wie durch einen bey Chester im fernen Britannien gefundenen Stein eines Hauptmannes der siegreichen Valerischen XX. Legion, Elupius Praesens aus Guntia gebürtig, und zur galerischen Zunft gehörig. Von der Mainzer Rheinbrücke bis zur Günzburger Donaubrücke a ponte Rheni usque ad transitum Danubii Juntiensem verfolgte Konstantinus Chlorus die Allemannen. — Römermünzen sind dort äußerst häufig und interessant der Stein des Neptun an der oberen Günzmühle. — Die vom Ptolomäus angegebenen civitates sub ipso Danubio Bragadurum, Dracuina, Viana, Phaeniana, at juxta caput *Rheni* fluminis *Taxgaetium, Brigantium,* — post has: Vicus, Ebodurum, *Drusomagus*, Ectodurum, — dann ferner die Städte im Vindelizien neben der Donau: Artobriga, Boedurum, sub iis vero, *Augusta Vindelicorum,* Carrodunnum, *Abudiacum, Cambodunum,* Medullum, Inutrium, — und die civitates in *Norico* sub Danubio, Aredate, Claudivium, sub iis autem Gavanodurum, Gefodunnum. *Badaium, Aguntum,* Vacorium, Poedicum, *Virunum*, *Teurnia*, *Idunum*, *Santicum*, *Celeia* werden wohl größten Theils, trotz der Angabe der Grade, unbestimmt bleiben, ja diese Angabe verwirrt z. B. hinsichtlich der Lage von Artobriga, Badaium, Aguntum etc. noch mehr. — Augsburg, Bregenz, Paßau, Kempten, Cilly, Agunt,

Virunum, Bedaium stehen durch spätere Spuren und Denkmale fest. — Den Archäologen ganz besonders erfreulich werden ferner seyn die Aufschlüsse über den Dienst des Apollo Granus und die übrigen Denkmäler von Lauingen, — der große Münz- und Waffenreichthum von Druisheim, Drusomagus, — Sedatum mit der merkwürdigen Widmung der brittischen Kohorte Sedato sacrum, zweifelhaft ob ein Ort oder eine Gottheit, wie auch das Bedaio sacrum und sanctum in Seon, oder das Noreiae sacrum in Weichmörting, da die Orell'schen Inscriptionen aus Gurkfeld in Kärnten doch aedem et aram aufführen: Sedato Aug. sacrum?? — Bewunderungswürdig und ein ganz anderes Werk als die einst vielposaunten Weissenburger oder Mainzer Linien ist die Kette römischer Verschanzungen von eben dem Sedatum auf dem Berg ober Pfünzen, in dem der Laut der Römerbrücke (Pons) noch eben so forttönt, wie in Pfünzen bey Rosenheim und im tyrolischen Pfunds, — den man wohl versucht seyn könnte, Inutrium, das finstere Thor des vom Julierberg aus Hohenrhätien und Engadein herüberbrausenden Innstromes beyzulegen (??), wenn die Lokalität nicht eben so viel dagegen als dafür böte, — dann von Pfünzen gegen das Altmühlthal, zu Kipfenberg, auf dem Michelsberg und bey Arnsberg, eine Linie wie Viaca oder die Castra ad vias in der Gegend von Krumbach, die Castra batava bey Paßau, die Castra Quintana bey Wischelburg und Künzen, die Castra Augustana bey Geiselhöring, die Castra Vemania bey Ißny und an der Argen, und wohl auch die Castra Vetoniana bey und um Naßenfels, — die Donau hinunter die Regina Castra, Augustana, Quintana, in Oesterreich Augustiniana und Arriana castra, dann Fabiana und noch mehrere durch Ungern fort bis zur Hafen- und Lager-Stadt Tauruno classis, Singiduna castra, wo Save, Drau und Donau in einander münden. —

Die Fortsetzung dieses ungeheuern verschanzten Lagers nach Viaca oder den Castris ad vias, die römischen Lager im Günz- und Kammel-Thale, der dort zusammenlaufenden siebenfachen Kommunikationen, das Praetorium zu Krumbach ꝛc. Die zahlreichen Römergräber und ihre schöne Ausbeute an Urnen, Vasen, Waffen, Lampen, Geschirren, Armbinden und Fußringen, Kinderspielzeug und Anticaglien.

Hat es überhaupt der geographisch-strategischen Erläuterung der Römerwerke großen Eintrag gethan, daß sie von ihrer ursprünglichen Stätte, wo sie am besten verstanden wurden, und den meisten Reiz und Nutzen hatten, entfernt worden, daß man den Fundort nicht einmal mehr weiß, was soll man sagen von jener Abart archäologischen Vandalismus, daß Römersteine von

Padua aus der Belagerung durch Max I. Landsknechte weggeschleppt, und als die edelste Beute auf das Schloß Wellenburg geschleppt wurden, das Max mit seinem Liebling, dem Augsburger Mathäus Lang, Kardinal-Bischof von Gurk und Salzburg, gemeinschaftlich besaß? — In der That nicht leicht irgend eine Gegend unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes darf sich rühmen, seine römische Vorzeit so vielseitig im öffentlichen und häuslichen Leben, im Lehr-, Wehr- und Nährstande so erschöpfend beleuchtet zu sehen?

Aber nicht blos die Römerzeit ist den Forschungen Stichaners und Raisers unendlich viel schuldig, der Letztere hat in den Eingangs erwähnten Schriften für das Mittelalter nicht weniger geleistet, und in der Geschichte des südöstlichen Schwabens endlich einmal jene Tageshelle verbreitet, die sie schon allzulang entbehrte und die Widersprüche gelöset, mit denen sie unaufhörlich gerungen hatte. — Diese Fürsorge für das Mittelalter ist um so dankeswerther, als zum unersetzlichen Schaden der Geschichte Süddeutschlands vom Bodensee bis an den Main, und vom Rhein bis an die Enns, in der Welfischen Zerstörung Augsburgs, alle Satzungen Chlotars oder Dagoberts, die Schenkungen Pipins und Karl des Großen, die Glücksfälle Bischofs Adalbero's, jenes Lieblings des muthigen Arnulphs und Erziehers des schwachen Ludwig, die Zeichen der Gunst des großen Otto und der Adelheid, der hochverdiente Lohn des heil. Ulrich und der Seinen, und nicht wenig über Heinrich den Heiligen für immer untergegangen seyn mögen.

Für das früheste Mittelalter, für die Stürme der großen Völkerwanderung weiset uns Direktor Raiser die Binswanger sogenannten »Regenbogenschüsselchen«, Münzen der Barbaren (Sueven, Gothen, Allemannen, Thüringer??) mit bestimmtem Goldgewicht und auf beyden Seiten geprägt. — Ob das in Göggingen in einer Tiefe von 20 Fuß ausgegrabene höchst unförmliche Männlein von Erz in betender Stellung (zwar aufrecht stehend, aber doch die Hände gefaltet), vindelizisch, überhaupt vorrömisch sey, oder auch aus der Völkerwanderung, dürfte schwer zu entscheiden seyn? Derselbe Fall ist mit den bey Ehingen im Fugger'schen Nordendorfer Gericht ausgegrabenen Waffen von Erz, Streithämmer, dem kurzen deutschen Speer, Steigbügeln, Pickelhauben, Pfeilspitzen, dem steinernen Streithammer rc. rc. — Ob nicht Einiges davon der großen Ungerschlacht auf dem Lechfeld, 10. August 955, angehört, welche Deutschland von dem durch ein halbes Jahrhundert fortwüthenden Schrecken derselben für immer befreyte? — Der Fund von ostgothischen Münzen, namentlich von Athalrich und Totila, ist nicht

unwichtig bey der Meinungsverschiedenheit, ob die Macht wenigstens des großen Theodorich und seiner unmittelbaren Nachfolger die Donau erreicht, bis sie gar bald ins Hochgebirg zurückgewichen und das Flachland zwischen der Donau und dem Hochgebirg den Franken überlassen haben? —

Für die Genealogie, die mit der Gauenverfassung in so unmittelbarem und vielfachem Zusammenhange steht, finden sich in diesen Monographien von Günzburg, Lauingen, Druisheim, Binswang, Buchloe, Thürheim, des Günz- und Kammel-Thales, die köstlichsten Nachrichten über die ältern und jüngern Welfen, über die Stauffen, über die Mangolde von Wörd-Dillingen, Kyburg, über das große und vielgetheilte Amtslehen der Augsburgischen Schirmvogtey, über die allmälige Bildung des Munizipalwesens aus der gänzlichen Abhängigkeit vom Bischofe, — über die Markgrafen von Yrsee und Romsberg, Helden mehrerer Romfahrten und Kreuzzüge, aufgeerbt von einem unächten welfischen Nebenzweig, den tyrolischen Grafen von Eppan, Ulten, Altenburg und Gräfenstein, — über die Marschälle des Reichs und Schwabens, — über die Pappenheim-Calatin, Rechberg, Biberbach, Druisheim. Hohenreichen, — über die einst in allen Ländern, auf allen Meeren, unter der Erde in allen Bergwerken einheimischen und als scharfblickende Mäcene der Kunst und Wissenschaft herrlichsten Fugger, die Leinweber von Augsburg. — Lauingen an das ferne Fulda verschenkt, (wie Disentis an Brixen oder Stein am Rhein im Thurgau nach Bamberg, oder noch weiter, das Bellin nach S. Denys). — Billig gedenkt eine solche Stadt ihres großen Bürgers, Alberts von Bollstedt, »des Bischofs in Stiefeln«, von seinen Zeitgenossen als Zauberer gefürchtet. — Das erste Stockwerk des seltsamen Imhofischen Thurms zu Lauingen stellt diesen Regensburger Kirchenfürsten vor mit seiner Gisela, Herrin von Schwabeck, an Schönheit und Geist einem Weltwunder, wie er. Deutsche und lateinische Inschriften erklären die Bilder. Die Erstere nennt 1193 als Alberts Geburts-, 1280 als sein Todesjahr, und sagt von seiner Freundin: »Im Jahre 1250 hat Geißlina eine gefürste gräfliche Freylein von Schwabeckh, und selbiger Zeit dem gemeinen Rueff nach das verständigste, schönste undt gröste Weibsbildt in Europa zu der Stadt Lauingen, worinnen sie damals gewohnt, underschidliche Feldguetter verehret, und gestüftet, dero Bildnus hiehero gemahlt und vorgestellet worden.«

Als mythische Vorspiele jener großen Lechfeldsschlacht lebt noch in Regensburg der Kampf des Hans Dollinger mit dem heidnischen Riesen Krako, in den windischen Landen der Kampf des

Lamberg mit dem Riesen Pegam. — Die Lauinger haben einen kleinen David zu dem ungrischen Goliath jener Augsburgerschlacht: — »Ein Bürger zu Lauingen von Statur sehr khlein hat den stärkhsten und gleich einem Risen groß: und grausammb gewesten Mann in dem Kampf erlegt, dannhero Ihro Kayßerliche Majestät wegen begangener dieser mannpaaren und wunderlichen Thatt der Statt Lauingen die Gnadt ertheillt, vor Ihre Wappen den Mohrenkopf zu führen, und mit rothen War zu siegeln.«

Zum größten Mann und zur größten Frau, Albrecht und Gisela, und zu diesem kleinsten Mann, fehlt in Lauingen auch nicht das größte Pferd, ein 15 Schuh langer und gleichfalls auf diesem Thurm abkonterfeyter Schimmel. — Dieß erinnert an den allerlängsten und ällerkürzesten Diener des Wellenburger Lehensfestes (5. Sept. 1530), nämlich einen über fünf Ellen hohen Trabanten, ein Kameel führend, auf welchem ein, nur anderthalb Ellenbogen hoher Zwerg saß. — Bey diesem Feste gab Karl der V. seinem Bruder Ferdinand, König von Ungern und Böhmen, die Lehen nach den Hausprivilegien auf seinem eigenen, nämlich auf burgauischem Boden, mit morgenländischer Pracht in Gegenwart der Churfürsten und Fürsten des Reichs, der Botschafter der meisten europäischen Staaten, zahlloser Hofes- und Kriegsleute aus Polen und Spanien, aus Neapel und aus den Niederlanden.

Keine dieser Monographien einzelner Orte oder Bezirke des Ober-Donaukreises, die nicht besonders interessante Sittenzüge und Anekdoten enthielte, z. B. in der letzten Lieferung über die seltsamen, tiefen und leeren Nischen am ältesten Theile der Burgmauer zu Eisenberg, wie zu Katzenstein im Rieß, wo eine unförmliche in Stein gehauene Katze neben zwey wohlerhaltenen römischen Hausgötzen sich findet, auch Löcher und Tonkanäle in den Nischen, woraus die verborgenen Priester wahrsagen konnten, — die bekannte hölzerne, römische Straße durch das Agathazeller Moos nach Sonthofen, — der Mangoldstein von Donauwörth, die (durch den Präsidenten Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein erneuerte) Grabkapelle Mariens von Brabant, der schönen und kaum ein Jahr vermählten Gemahlin Ludwigs des Strengen, die der Raserey seiner grundlosen Eifersucht mit ihrer Oberhofmeisterin und ihrem Hoffräulein, Helika von Brennberg, ein schuldloses Opfer fiel, — das Todesdenkmal bey Usterbach des hier an seinem Brauttag und auf seinem Brautzuge erschlagenen Burkhard von Schellenberg, dem der Mörder Kunz die schöne Braut Elsbeth von Argen, Wittwe Rehlinger, von der Seite riß und sie auf sein Raubnest Villenbach schleppte, das die Augsburger endlich erstiegen, ihn erschlugen und die Geraubte befreyten, — das

Mal des 1800 unter Moreau gefallenen ersten Grenadiers der Republik, Latour d'Auvergne, zu Oberhausen bey Neuburg, — das Standbild des eifrig protestantischen Bäckers Konrad Hokher, als das von den Schweden unter dem Obersten Im Winkel 1635 tapfer vertheidigte Augsburg durch Hunger aufs Aeußerste gekommen, doch noch seinen letzten, aus Haber und Kleye gebackenen Brodlaib auf die Kaiserlichen und Bayern unter Wohl und Gallas abschoß!! — von urkundlichen Aufzeichnungen, das zu Konradins Andenken gestiftete, von Kaisersheim ausgegangene, tyrolische Cistercienserstift Stambs durch Vermächtniß der Edelherren von Kemmath, welfisch-romsbergisch, ultenscher Ministerialen, Herr der Stadt Buchloe, die es 1311 gegen die Pfarre Seeg an das Hochstift Augsburg vertauschte. 1300 hatte Stambs dem Domkapitel die Pfarre Lindenberg geschenkt. S. 42. Eine der seltenen Spuren vom Tempelorden, zum Theile zwar bekannt aus den M. B. VI. 548, ein Verkauf an das Kloster Steingaden vom Bruder Friederich dem Wildgrafen Magister templi in Alemannia et in Slavis 1289. — Bey dem gegenwärtig in Bayern überall erwachenden Forschungsgeiste hat sich dennoch die Templomanie nie so geschäftig gezeigt, wie bey gleichlöblichen Forschungen in Oesterreich, wo hie und da jedes alterthümliche vieleckige Gebäude, jede auffallende Arabeske oder symbolische Verzierung templerisch seyn mußte. — Derselbe Wildgraf Friedrich erscheint auch in den äußerst wenigen Oesterreicherbriefen von den Templern und in den etwas häufigeren Urkunden ihrer böhmischen und mährischen Komthureyen.

Wie nöthig es sey, durchaus immer auf die Urschriften zurückzugehen, sich niemals auf Abschriften, noch weniger auf noch so alte Auszüge und Rubriken zu verlassen, das zeigt in dem mittelalterlichen Theile der trefflichen Raiserischen Arbeiten, der aus Schannat entnommene Lehenbrief Abt Heinrichs von Fulda über die von weiland Heinrich Markgrafen von Burgau erledigten Stiftslehen pro magnificis principibus Dominis Rudolpho, Friderico, Lupoldo, Alberto, Heinrico, *Meinhardo et Ottone fratribus Ducibus Austriae.* — Albrecht I., der seinen Lehenrevers hierüber, 14. Oktober 1301, in der Belagerung der Veste Scharffenstein (Eleskö an der Gränze Mährens und Ungerns im Neutra-Komitate) ausgestellt hatte, hatte nie einen Sohn Mainhard und Otto. — Mainhard von Kärnten-Tyrol war sein Schwiegervater, Otto dessen Sohn, Albrechts Schwager. — Es scheinen in diese Abschrift zwey Urkunden unter einander gerathen zu seyn, aus welchen die eine vielleicht die Ueberlassung einiger burgauischen Lehen, dergleichen auch die von Mainhard völlig ausgekauften Grafen und Dynasten von Hertenberg,

Neiffen, Eschenlohe und Lichteneck hatten, an Tyrol betraf? Der XLV. Band dieser Jahrbücher gab in den Perlen aus Münchens Archiven, auch die auffallende Erscheinung, wie das Kärntnerische Herzogsgeschlecht von Sponheim-Ortenburg aus dem Lavantthale im nordöstlichen Winkel Schwabens ansehnliche Güter besessen und Stiftungen nach Kaisersheim gemacht. — Ihr letzter, Philipp, Erzbischof zu Salzburg, dessen merkwürdiges Testament, dd. Krems 19. July 1279, XXV. 220 dieser Jahrbücher geliefert wurde, verlieh seinem Notar Rudolph und dessen (von Philipp sehr begünstigten) Ehfrau Irmengard, die durch Ulrichs von Welden Tod heimgefallenen Lehen, wie Raisers Monographie von Binswangen sagt, p. 41, 44, »als Markgraf zu Burgau.« Allein hier täuschte die sehr alte Abschrift und Rubrik im Augsburger Domkapitlischen Archive. — Im Originale nennt sich Philipp nirgend *Marchio Burgoviae* oder auch nur *Marchio*, sondern nur Dux Karinthie dominus Carniole et Marchie, Herr in Krain und auf der windischen Mark. — Lokalunkunde und die gewöhnliche Beziehung jedes ungewöhnlichen Ausdruckes auf das Nächste und Geläufigste hat dieses Marchie in Marchio verwandelt und da das Besitzthum Philipps und Ulrichs in jenen Gauen vor Augen lag, einen Marchio Burgoviae daraus gemacht. Der merkwürdige Brief lautet also:

Philippus dei gratia Dux Karinthie dominus Carniole et Marchie, tenore presencium notum esse uolumus vniuersis, quod nos attendentes fidem puram et deuocionem sinceram quam *Rudolphus Notarius noster* ad personam nostram gessit et gerit fideliter ac deuote, consideratis quoque gratis et acceptis seruiciis que idem Rudolfus nobis hactenus prestitit, prestat ad presens, et prestare poterit in antea graciosa, curias nostras sitas in *Lintzwanch*, videlicet curiam in qua residet Heinricus Molendinator Monoculus, cum Quatuor areis in villa ad ipsam curiam pertinentibus, et curiam quam colit Heinricus Eschshay, que noscuntur nobis proprietatis jure a nostris progenitoribus (sic!) pertinere. Erat enim una curia Heinrici pincerne de witislingen proprii militis nostri etc. eadem de ipsius Heinrici licentia et consensu, per infeodacionem domini *Bernhardi Ducis Karinthie* pie memorie *patris nostri* ad virum honorabilem et discretum Vlricum de *Woeldin* fuerat deuoluta, alia vero Curia sic erat disposita quod in ea seruabantur et procurabantur *in pernoctacionibus nostri nuncij de Karinthia uenientes*, quam predicto Vlrico *redeundo de Curia Moguntina* contulit in feudum similiter bone memorie pater noster. Quas uacantes nobis per obitum *vlrici de Woeldin* se-

pedicti, cum heredes capaces fevdorum non relinqueret uel haberet, cum omnibus iuribus pertinenciis quesitis et etiam inquirendis predicto Rudolfo Notario nostro, Iremgardi uxori sue, Rudolfo priuingo (sic!) suo et heredibus utriusque sexus filiis et filiabus descendibus (sic!) ab eisdem, contulimus titulo feodali. Et ad maiorem ipsis graciam exhibendam, Curias et Areas predictas, vxori Rudolfi Notarii prenotate ac heredibus suis pro Centum Marcis argenti nomine dotis sive dotalicij, *Augustensis* ponderis recto obligacionis titulo obligamus. In cuius collacionis et obligacionis robur et perpetuam firmitatem presentes dedimus sigilli nostri munimine roboratas. Testes autem sunt dominus Lvdwicus de Dilingen, Canonicus et Archidijaconus Augustensis, Heinricus Capellanus, Vlricus Martinus, Bernhardus Notarij, Ditricus, Rudolfus de Altheim, Heinricus de Lutzlingen. Rainherus de Aichelberg, Leonhardus de Sibenaich, Reinwaldus de *Laibaco* Milites, Heinricus et Chvnradus Cislones, Chvnradus de Stalle. Amelricus, Sighardus et Otto de *pupetschah*, Eberhardus de Greiffenberch. Thomas, Rudolphus, Pilgrimus de sancto *Georio*, Camerarii et alii quam plures. Actum et datum *Lucerne* anno domini 12-0 quinto Kal. Julij Tercie Indictionis. — Von dem Insiegel ist nur noch ein Theil unzerbrochen übrig.

6) Nach den unbefangenen und gründlichen Arbeiten Raisers ist es schwer, um des vollständigen Ueberblicks willen, von einer solchen Erscheinung zu reden, wie die Römer in München von Joseph Schlett, deren Titel ihr schon selbst den Stab bricht, da die wahren Anfänge Münchens urkundlich bekannt genug sind. — Schon ein sicherer Professor Zierl hat in Nr. IV. der Zeitschrift, das Innland, die sogenannten Bifänge, große, regelmäßige, flachgewölbte beraste Ackerbeete des unfruchtbaren Isarthales von München bis Freysing und von Dachau bis Erding den Bojen oder Celtogallen zugeschrieben, und daraus auf eine große Bevölkerung und hohen Schwung der Landeskultur geschlossen. — Noch weiter geht Schlett, der bey der vorhistorischen Zeit, ziemlich nahe und in sehr enger Befreundung mit dem Chaos, beginnend von jener Urzeit, eine Urgeschichte liefert, in der man freylich weder läuten noch schlagen hört!! — Man vernimmt zuerst all den alten Irrsal über die Bojen, von dem man seit einem Vierteljahrhundert endlich erlöst zu seyn glaubte. Man wird belehrt, daß Ariovists weitere (?? sic) Gemahlin, des norischen Fürsten Vocio Nichte, eine Nürnbergerin, und daß die Bojen: »allgemein anerkannte treffliche Menschen« gewesen, die deßhalb

von den Aeduern unter sich aufgenommen worden (S. 16—18). Tacitus wird hinsichtlich seiner Unkenntniß über die Hermunduren zurechtgewiesen. Wir lernen das edle einheimische markomanische Königsgeschlecht der Marobode (??) kennen, — Aquileja wird etwas jung (20—24), — die Bojer haben weder im Hesiod gelesen, noch im Euklides sich geübt, — die Bifänge gehen sie also nichts an, sie stammen von einem Volk, das den Ackerbau mit Kunst und Verschönerungsgefühl, ja das ihn hellenisch betrieb!! Difficile est satyram non scribere. — Man weiß nirgend, was der Verfasser selbst für Fabel oder geschichtliche Wahrscheinlichkeit hält von den Bojen und Bajuvaren, von den Schyren, Odoaker, den Buren, und Warnen, — bloß fahler Wiederschein der Lichtblitze Mannerts und Koch=Sternfelds (XI. III. 213—256), aber die Karrikatur von beyden. — Interessant ist, die Juthungen gleich bey Gauting in der Nähe zu haben und ihre Liebhaberey für den Starnbergersee zu erfahren?! Jede einzelne faktische Unrichtigkeit und Ungereimtheit zu rügen, wäre ermüdend und lohnte nicht der Mühe. — Woher aber der Verfasser wissen mochte, daß die Hauptschlacht Drusus und Tibers im August 737 auf dem Lechfelde bey Damasia vorfiel? daß Claudianopolis und Gratianopolis Klagenfurt und Grätz sind? — Wer könnte zweifeln, daß die Consuanetes Schwindau, Schwindach, Schwindeck, und die Catenates den Kuttenreiter Einödhof bey Altmüldorf bewohnten, die Sennonen an der Sempt die fleißigen Landwirthe des Erdinger Bodens waren, daß man statt Genauni, Belauni und Runicates eigentlich Geloni, Velauni und Tunicates lesen sollte, wo alsdann die Anwohner der Glon, Weilheims und des Tunkelbodens auf flacher Hand liegen!! — Das Coincidiren und die Identität des zweyten Rhätiens und des in demselben verschwindenden Vindeliziens sind hier in seltene Verwirrung gebracht. — Tagolfing geht den letzten Agilolfinger Thassilo an? Riem könnte wohl auch Neurom geheißen haben, Truheding, Drusianum, Ramerstorf, Römersdorf seyn, Hadern, Hadrianum, Sulz, Solicinium, und der römische Kurator über den Lech reisend und mit seinen Mensoren an den höchst wichtigen Punkt von Sendling gelangend, mußte seine ganze Aufmerksamkeit auf diese schon von der Natur selbst zur Gründung einer Kolonie und Hauptstadt geschaffene Lage denken??! Es ist schwer, sich etwas Verkehrteres und Spießbürgerlicheres zu denken, da die strategisch, merkantilisch und agrarisch gleich ungünstige Lage Münchens dem oberflächlichsten Beobachter vor Augen liegt, zumal gegenüber den römischen Donaustädten und ihren Sperrpunkten im Binnenland und im Hochgebirg!? — So-

gar von der Theresienwiese müssen die Römer Notiz nehmen! S. 172. — Daß München (das in den ältesten Denkmalen öfters aus unrichtiger Lesung mit den Mochings verwechselt wird) seinen Namen nicht von den Scheftlarer Mönchen habe, sondern eigentlich Municipium heiße, figura docet:

{ Munik (ip) ium { Vin - dobona
{ Munich (—) en { Wien (——).

Selbst die kühnsten Etymologen haben Wien, Wienne (oder im Dialekt Wian, ein Wianner), nie von Vindobona abgeleitet, sondern von Fabiana, Bianna, Wiann. — Doch man weiß, was von allen diesen Ableitungen zu halten ist. — Schlett hätte viele Lust die Colonia splendidissima Rhaetorum von der vindelizischen Augusta nach München zu versetzen. — Es kommt ihm auch gar nicht darauf an, aus einem bloßen Hofe, Curtis, eine Curtis *regia* oder *ducalis* zu machen, und deßhalb bewohnbare Ruinen, Warten, Burgställe vorauszusetzen und gar eine Burg Thassilos!! — Schlett sagt: Meichelbeck lasse I. 80 — 81 hist. Frising. abdrucken Muuihinga (mehr Geblöcke als Menschensprache, — weil es offenbar mehr auf Moching als auf München deuten würde), — allein zum Unglück hat das erste Freysingische Saalbuch über die Schenkung des Apolt und Huasuni, über einige Güter zu Schwabing und Sendling an das Kloster St. Dionys secus flumine Isura im 35sten Jahre der Regierung Thassilos, Christi aber 782, actum in curte, qui dicitur *Niuuichingas* und nicht Muuihingas, also kein Gedanke an Munichen, sondern das aus der Agilolfingischen Synode und andern Denkmalen jener Zeit wohlbekannte Neuching.

6) Der erste Band dieser Jahrbücher der Literatur hatte schon eine verdienstreiche Arbeit des regulirten Chorherrn und Pfarrers in dem uralten St. Florian, Franz Kurz zu rühmen, und seitdem waren wenige Bände, die nicht eine neue Leistung von ihm anzuzeigen, und gar keiner, der nicht neuer urkundlicher Entdeckungen desselben, oder vollkommener kritischer Bemerkungen dankbar zu erwähnen gehabt hätte. — Oesterreich nach dem Erlöschen jenes unübertroffenen Heldenstammes der Babenberger mit Friederich dem Streitbaren, in den Stürmen des beynahe dreyßigjährigen, großen Zwischenreiches (1246 — 1273), Oesterreich unter dem von der Nordsee bis zum adriatischen Golf, vom Inn bis zum Pregel gewaltigen König Przemysl Ottokar und unter Albrecht, dem starren und finsteren Sohne des gemüthvollen Rudolph von Habsburg, erhielt im I. Bande die verdiente Würdigung, — im II. und VII. aber die Regierung der Söhne Albrechts, Friedrichs des Schönen, des nach langem Kampfe endlich bey Ampfing und Mühldorf unterlegenen und

auf der Trausnitz gefangenen Gegenkönigs Ludwigs des Bayern und seines weisern Bruders, Albrechts des Lahmen; — der XVI. und XLII. Band das glänzende und hausväterliche Regiment der beyden Brüder, Rudolphs IV. und Albrechts III., Gründer der Wiener Hochschule und des Stephansdomes, endlich dieser LII. Band Albrechts IV. vielgeprüfte und schwerheimgesuchte, obgleich an Jahren nur kurze Regierung. — Obgleich mehrere Bände sich in eigener Abtheilung mit der urkundlichen Schilderung des gesellschaftlichen Zustandes in Oesterreich beschäftigten, gab Kurz doch zwey vorzügliche Zweige desselben in zwey eigenen Werken, im XXI. den Handel Oesterreichs im Mittelalter, im XXIX. seine gesammte Militärverfassung. — Auch Albrechts V. Herrschaft, durch seine lange, stürmevolle und blutbefleckte Minderjährigkeit, beynahe zu vierzigjähriger Dauer verlängert (obgleich den edlen Fürsten Gram und Krankheit noch in der Blüthe seiner Manneskraft in den ungrischen Morästen hinweggerissen), dürfen wir dennoch aus des Verfassers rastloser und strenge wahrheitsliebender Feder hoffen. — Dann hat Kurz den geschichtlichen Kreislauf bis zu der mit Max I. eintretenden neueren Zeit vollendet, denn Friedrichs IV. unglückselige 54jährige Regierung war es, mit welcher er schon 1812 den Cyklus seiner Arbeiten und seiner unschätzbaren, meistentheils aus dem geheimen Wiener Staatsarchiv geschöpften Urkundensammlung begonnen hat.

Nach seines Vaters Tode (am 29. August 1395 in dem geliebten Laxenburg) hatte Albrecht IV. sein achtzehntes Jahr noch nicht vollendet, dennoch trat er unangefochten die Regierung an. — Daß das sechzehnte Jahr der habsburgischen Fürsten Großjährigkeit festgestellt habe, daß die eben so mit vierzehn als mit achtzehn Jahren vorkommenden Fälle bloße Ausnahme von jener Regel gewesen seyen, wurde in Hormayr's Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte erwiesen, denen Kurz auch bey diesem Anlasse zustimmt. Weit öfter wurde die Festigkeit der direkten Erbfolge nach Linie und Grad und nach dem Rechte der Erstgeburt erschüttert, da die bey Land und Leuten so ungereimte Familiengrille eines Seniorats, auch in Oesterreich, auch in Ungern, am öftersten aber in den slavischen Landen störend dazwischen trat. — Der weise Stifter und Ahnherr Rudolph hatte für Erstgeburt und Untheilbarkeit mit einer weit über den Sinn seines Zeitalters hinausgehenden Weisheit gesorgt. — War auch in dem Sohne Albrecht Nichts von der alles unterjochenden Heiterkeit und Gemüthlichkeit jener die Augenblicke mit eben so bewunderungswürdiger Schlauheit als Kühnheit wahrnehmender und bewältigenden Heldenseele zu finden,

war auch in seinen Enkeln beynahe das Gegentheil jener unwiderstehlichen Ruhe und Stätigkeit des gleichwohl niemals schlummernden Geistes Rudolphs, so verband sie dennoch eine, nach Jahrhunderten noch im Bild, im Lied, im Mährchen, in der Sage und im Sprichwort fortlebende, innige Bruderliebe. — Otto der Fröhliche allein macht hievon eine traurige Ausnahme, die auch mehr als alles andere Unglück Friedrich dem Schönen das Herz brach, für welchen Leopold, die Blume des Ritterthums, im Lieben und Leiden, im Schlagen und Unterhandeln Jahre lang alles erschöpft hatte, was eine solche Glutseele mit ihrem beharrlichsten Ungestüm jener riesenartigen Ironie des Zufalls und der Stätigkeit der Weltgeschicke abzutrotzen vermag. — Es ist eine der seltensten Erscheinungen, daß Habsburg im Glücke immer zu welken schien, aus dem tiefsten Unglück immer am schnellsten und herrlichsten wieder emporstieg, — mit ein und zwanzig, mit sechzehn und mit vierzehn Gliedern dem Erlöschen immer am nächsten war und auf einen einzigen mannhaften Stammhalter bedenklich zusammengeschmolzen, wie im lahmen Albrecht, in Max, »dem letzten Ritter,« und in Leopold I. seine vielarmigen Zweige wieder über den halben Erdboden ausbreitete!? — Aus der schönsten Familie auf Erden, aus ein und zwanzig Kindern brachte Albrecht I. nur durch den einzigen, seit frühester Jugend lahmen und gichtbrüchigen Sohn Albrecht und seine geistvolle, aber lang unfruchtbare Gemahlin Johanna seine Herrschaft auf Enkel. — Dieser Albrecht, ein Vater des Vaterlandes, wie Leopold der Glorreiche, trug weise Sorge um Erstgeburt und Untheilbarkeit. — Sein Sohn Rudolph that wie ein Prophet, an dem die letzten Tage Max I. und Karls V. und Ferdinands weltumklammernde Jugend im Zauberspiegel vorüberziehen. — Dieses Rudolphs Bruder, Leopold, dem Geiste des ersten Albrecht und seiner Söhne für die Größe des Hauses entfremdet, sah mehr auf seiner mailändischen Gemahlin Anmuth und Fruchtbarkeit, mehr auf Geld und Gut, als auf Land und Leute, und wie er mehr Ritter war als Feldherr, fehlte ihm vor Allem der rechte Fürstensinn. — Jener bey Morgarten geschlagene, bey Ampfing zu spät gekommene Oheim Leopold wollte nichts für sich, Alles nur für den königlichen Bruder und für das königliche Haus. Dieser Leopold wollte Alles für sich und seine vielen Söhne. Er brach die Hausmacht durch unglückselige Theilungen. Er war dadurch der beste Bundesfreund Karls IV., der eben so Habsburg, wie Wittelsbach zu verderben gedachte, und dessen goldene Bulle dem Einen und dem Andern höchst feindselig war. — Mit Wittelsbach ist es ihm freylich noch besser gelungen. — Vier Jahrhunderte lang hat dieses Haus unter den Folgen endloser

Theilung und Zersplitterung gelitten, und ist niemals zu der ihm vom Schicksal und Geschichte angewiesenen Stellung gelangt. — Als Leopold in dem undankbaren Kampfe für seine Ritter von den verspotteten nackten Schweizerbauern bey Sempach geschlagen und erschlagen war, erbten vorzüglich seine Söhne Wilhelm der Abenteuernde und Leopold der Stolze seinen habgierigen, vereinzelnden Sinn. — Ohne allen Schein des Rechtes bemächtigte sich Wilhelm nach Albrechts III. Tode eines großen Theiles seiner Hinterlassenschaft. — Zu ihm hielt Inneröstterreich und das reiche mächtige **Wien**, in welchem er seit lange den Pöbel, die Handwerker und ihre Zünfte wider den Rath und die Geschlechter ermuntert und aufgestachelt hatte. — Der düstere, sanfte, romantisch-schwermüthige Albrecht gab nach und zeichnete den für ihn und sein unbestreitbares Recht höchst nachtheiligen Vertrag von Holenburg am 22. November 1395. — Dieß böse Beyspiel im regierenden Hause, ein (allezeit bedenklicher) Riß in die Legitimität, hatte auch unter den mächtigen und unbändigen Adel, unter die handeltreibenden reichen Städte und großen Kommunen eine böse Saat von Drachenzähnen gesäet. — Wie vor mehr als dreyßig Jahren **Villach**, empörte sich jetzt **Klagenfurt**. — Faustrecht und Selbsthülfe, Unsicherheit der Straßen und der Ströme verkümmerten dem gottgeliebten Oesterreich den schönsten Theil seines Segens. — Der Marschall in Kärnten, Friederich von **Auffenstein**, brütete Verrath und Bund mit Venedig und Aquileja. Er wurde geschlagen und starb im Gefängniß zu Wien. — Billig war vor dem Treffen das Unterpfand des Glückes, »**der Ring der Treue**,« von seiner Hand verschwunden, den einst die schöne Waldfrau dem schönen Wilhelm von **Scherfenberg** gegeben, den des Auffensteiners Großvater dem Empörer Scherfenberg in der Mannsschlacht zwischen Weißeneck und Grieffen abgenommen, ihm, den er von Jugend an geliebt und jetzt im Streit unerkannt erschlagen.

Vor 440 Jahren berührten die türkischen Waffen zum ersten Male Ungern. — Ein neuer Kreuzzug sollte Bajazeth entgegen treten, aber der Geist der alten Kreuzfahrten war längst dahin. — Wien wurde der Sammelplatz, aber außer einem Kern von Franzosen, vielen Oesterreichern und Bayern Niemand aus den übrigen Landen, auch wenig Eifer beym Papst. — »Der Herzog von Artoyß und Constabl des Kunigs von Frankhenreich kam gen **Wienn** umb die Pfingsten mit gueter koestlicher Ritterschafft, darnach umb Johann Baptistä tag kam des Herzogen Sun von Burgundia und die bed Fürsten hetten bey viertausend Ritter und Knecht gar köstlich, den dy von Osterreich vil Ehre und schonhait erputen. Die speisent sich hie ze Wienn, und luden mer dan

siebzig groß Scheff mit wein und Meel.« — Aber am 26. September 1396 erlitt König Sigmund mit den Ungern, Deutschen und Franzosen bey Nikopol (von den Chroniken immerdar Schiltarn genannt) eine ungeheure Niederlage, der er selbst nur mit Wenigen durch übereilte Flucht schmählich entrann und in seinem Reiche lange für verloren geachtet wurde. — Der Bayer Johann Schiltberger, durch ganz Asien in der Sklaverey herumgeschleppt, hinterließ eine Beschreibung seiner Drangsale, zu München mehrmals in Druck gelegt und von dem großen Orientalisten Hofrath von Hammer mit bedeutenden Erläuterungen versehen.

S. 28. Vertilgung der Waldenser durch Feuer und Schwert, vorzüglich zu Steyer durch den Cölestiner Mönch und Großinquisitor Bruder Peter. — S. 32. Zusammenkunft zu Rheims zur Behebung des großen Schisma zwischen dem elenden König Wenzel, König Karl von Frankreich und Leopold dem Stolzen von Oesterreich. — Albrechts IV. abenteuerliche Reise ins heilige Land im September 1398. — Unerkannt entging er den Nachstellungen der Ungläubigen, empfing in Venedig große Ehre, am Grabe des Erlösers den Ritterschlag, den Beynamen eines Weltwunders und im Meistergesang eine Stelle neben dem Herzog Ernst, ohne daß die Phantasie jener gesunkenen Dichter sich deßhalb in besondere Unkosten setzte, da sie Albrechten getrost alle jene Abenteuer beylegten, so die Väter dem Herzog Ernst zugesungen, wie er mit Völkern von unmenschlicher Gestalt gekämpft, beflügelt und mit Schnäbeln, wie ein riesiger Greif ihn durch die Lüfte entführt, wie er auf unterirdischen Strömen den Schooß finsterer Berge durchschifft habe, am Magnetenberg aber seinem Schiffe die Nägel ausgegangen, daß es in Trümmer fiel. — S. 43. Das Recht der ersten Bitte nicht nur den Landesfürsten zuständig, sondern auch ihren Gemahlinnen nach der Geburt ihres ersten Kindes. — So sagt Albrechts Mutter Beatrix: »Wan von alter loblicher und guter gewohnhait aller unser vorvordern herzoginn von Oesterreich seliger gedechtnuzz an uns kommen ist, daz ir yeckliche von ir ersten gepurde vor ire undertanen gewert und erhört sol werden umb ein erste pett, darumb si pittent, pesunderlich um ein gotzgabe u. s. w.« — S. 46, 47, 53. Unwesen der adeligen Räuber in Oesterreich. Die Buchheim bezwingen die von Neuhaus. — Heinrich von Kunstatt auf Geispitz, der dürre Teufel und seine Vettern, — so wie späterhin der Sokol vorzüglich furchtbar. — Mehrere böhmische und mährische Große, vorzüglich die Herrn von Neuhaus und Lippa sind arge Nachbarn. — S. 55—57. Elender Zustand des österreichischen Münzwesens, über wel-

chen Kurz in seinen früheren Werken und der allzufrüh verewigte Primisser in Hormayr's Geschichte Wiens die schätzbarsten und unentbehrlichsten Aufschlüsse gaben — S. 70, 77, 79, 85, 86, 87, 91. König Ruperts Romfahrt und deren dürftiger Ausgang. Seine Bundesversuche mit den Habsburgern, die endlich durch die Gewandtheit des Ingolstädter Ludwigs mit dem Barte glücken. Der Zug durch Tyrol auf Brescia. Leopolds Tapferkeit, ungeachtet wird er von Karl Malatesta vom Pferde gestochen und gefangen. Seine Eifersucht wider die Carraras. — Zuletzt fällt es sogar Sigmunden ein, seinen halbverrückten Bruder Wenzel, den Mörder Johannes von Nepomuk und Gevatter des Scharfrichters, in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. — Diese kaiserliche Herrlichkeit endigte schmachvoll. Sigmund, der kurz vorher aus der Haft der Ungern durch die Freundschaft der Garas und ihrer klugen Mutter entkommen und sich in die Hände des verworfenen Hauses Cilly und der Barbara von Cilly, einer Juno an Schönheit, einer Messaline an Sitten, gegeben hatte, überfiel Wenzeln, fing ihn und sperrte ihn in das Schloß Schaumberg bey Efferding, dann nach Wien. Jetzt schon verheißt Sigmund auf den Fall seines unbeerbten Nachkommens einen Oesterreicher Herzog auf den Thron Ungerns, späterhin auch Böhmens zu setzen. — Der Papst nimmt offen Parten gegen beyde Luxenburgische Brüder Wenzel und Sigmund. — Sein Gegenkönig in Ungern, Ladislav von Anjou-Neapel, hat aber schlechtes Glück. — S. 131. Das Greinen und die Greinmeister, eine Art von heimlichen Gerichtes wider die vielen adeligen Räuber, deren viele an die nächsten Bäume gehängt, Andere zur Nachtszeit in die Donau geworfen wurden. — S. 137. Flucht des in Wien von den Herzogen sehr schonend behandelten Königs Wenzel zu den Lichtensteinen nach Nikolsburg: »Martini prach der Kunig von Pechaim durch ein priuet auß, und cham gen Nikolspurg.« — Den Lichtensteinen kam ihre Anhänglichkeit an die Luxenburger theuer zu stehen, worüber ein Mehreres in diesen Jahrbüchern XLII Band. S. 7—10. — S. 153—155. Sigmunds Rachezug gegen Znaym, das der dürre Teufel und der Sokol vertheidigten, Herzog Albert mit ihm. Sie versäumten den Augenblick der Ueberraschung. Die Belagerung zog sich in die Länge, nicht ohne manche Schmach für die österreichischen Waffen. Zuletzt wurden die beyden Heeresfürsten vergiftet. — »Do wart den paiden fürsten, dem konig vnd herzog Albrecht vorgeben in eim schwarzen pfeffer ... Ein herolt der hies Endeslent ... demselben wart die schussel von dem konige gegeben, der as auch der gift, das er blint vnd lam wart lange Zeit vor seinem ende, vnd starb doch derselben vorgiffte halben« — — —

»Also kam ein Arzt von Wyenne, den sante Im der Herzog Wilhelm von Osterrich, vnd der was ein grober swop, Er war aber ein guter arzt ... derselbe hing den konig auf mit den fusen, das dem konig die brust auff einem kusse auf die erden ruhte, das werte wol vir vnd zwenzig stund ... Do sprach der arzt: solte die gift unten ausgangen sein, die natur kunt es nit erliden haben.« —

Herzog Albrecht aber hatte wenig Lust sich so zarter Kur zu unterziehen. Ein herrlich schöner, kraftvoller Mann, erst 27jährig, hoffte er noch zu genesen, und ließ sich aus dem Znaymer Lager in einer Senfte fortbringen nach Kloster-Neuburg, nicht nach Wien, denn er hatte geschworen, seine Herzogsburg nicht eher wieder zu betreten, als nach vollstrecktem Werke der Rache an seinen und an Oesterreichs Feinden. — Der nachmalige Geschichtschreiber, Thomas Ebendorfer von Haselbach, sah als Knabe den Fürsten vorübertragen, und in seinem väterlichen Dorfe ausruhen. Albrecht blickte die Menge voll Mitleid an, und sprach mühsam: »O welche große Armuth und welches Elend wartet dieser armen Leute.« In wenigen Tagen starb er; — ein milder und guter Mann und geschickter Tischler, wie Haselbach sagt, und das gleichzeitige historische Fragment bey Pez hinzusetzt; ein viel besserer Klosterbruder als Herrscher, wie er denn nirgend lieber war als bey den Karthäusern in Mauerbach.

Dieser I. Theil gibt 28 urkundliche Beylagen, aus denen die Verträge 1, 2, 5, 26, die Theilung der Lande und Schätze betreffen; 28 dem Wiener Bürger Dietrich Velber die landesherrliche Bewilligung ertheilt, sich den Ersatz einer alten Schuld König Wenzels von dessen Unterthanen zu verschaffen; 3, 4, 6, 7, 15, 16, 17, 18, 24, Bundesverträge aufführen mit Markgrafen Jost von Mähren, mit Johann Galeaz Visconti, König Rupprecht und der Gräfin Elisabeth von Schaumberg. — 19, 20, 21, 22, 23, die Ernennung Albrechts als Stellvertreter König Sigmunds in Ungern, und als seinen Nachfolger. 14, Entwurf des Oberstkämmerers, des Münzmeisters und der Hausgenossen über die Ausprägung neuer Münzen: ein Aktenstück von vieler Bedeutung.

Das Bild des gesellschaftlichen Zustandes Oesterreichs malt im ersten Theile die Antriebe, die Mittel und die Hemmungeu der landesherrlichen Macht, den Adel und die Fehden, das Ritterthum und die Kreuzfahrten. — In dieser Schilderung geht der Verfasser manchmal in die Tage der Babenberger zurück, und entlehnt, insonderheit über die Kreuzfahrten, ausführliche Stellen aus den in diesen Jahrbüchern (XXXVII. — XL.) nach ihrer vielseitigen Trefflichkeit gewürdigten Hohenstauffen, Friedrichs von Raumer. — Hiezu ist eine in diesen Jahrbüchern (XLII.

S. 26—65) angezeigte Quelle, wie uns scheint, fast unbenutzt geblieben, die Historia de expeditione Friderici Imperatoris, edita a quodam Austriensi clerico, qui eidem interfuit, nomine Ansbertus, nunc primum e Gerlaci chronico, cujus ea partem constituit, typis expressa. Curante Josepho Dobrowsky. — Ueber die Kreuzzüge selbst ist darin nichts Neues. — 1219 war der letzte Fürst von Oesterreichs erobernden Waffen im heiligen Lande. — Zwar betraten es Albrecht IV, Ernst der Eiserne, Sieger bey Radkersburg über die Türken, und sein Sohn Friedrich IV. aber nur aus Andacht und Neugier. — S. 327, das üble Ende des Kinderkreuzzuges 1212. — Kreuzpredigten, noch nach dem Verluste der letzten Plätze des heiligen Landes, bewaffnete Bettelfahrten, die jede friedliche Hütte in Unruhe setzten und vorzüglich von Geistlichen und Juden Almosen erpreßten. Der Kreuzprediger Berthold von Regensburg befahl seinem Begleiter, den Pfarrer von St. Thomas im untern Mühlviertel während der Messe am Altare zu tödten, weil er nicht nach seinem Wunsch und Willen geprediget habe. — Die Preußenfahrten, seit 1244—1246 unter Friedrich dem Streitbaren, 1254, 1264 und 1268 unter Ottokar, 1370 und 1377 durch die Brüder Leopold und Albrecht. — Der Wiener Dichter Peter Suchenwirth, zuerst bruchstückweise in Hormayrs Archiv, dann vom Kustos Primisser vollständig herausgegeben, ist hierüber eine äußerst schätzbare Quelle.

Die Selbsthülfe der mächtigen Vasallen wider den Fürsten des Landes war gesetzlich, lag im Geiste der Zeit und der Verfassung, auf deren Trümmern sich erst die unbeschränkte Landeshoheit sehr spät ausgearbeitet hat. — Es ist daher sehr in der Regel, daß nicht nur die Großen Ungerns, sondern auch der österreichische Adel, bei Friedensschlüssen und Hausgesetzen eigens aufgefordert wurde, ihre Herrn zu nöthigen, Treu und Glauben zu halten, wozu sie sich eben nicht immer berufen fühlten. — Das hohe Lied von Treu und Glauben jener Tage nimmt sich in der Dichtung weit besser aus, als es mit der Wahrheit besteht. — Der Salzburger Erzbischof Piligrin wurde trotz des beschwornen freyen Geleites verhaftet, als er zu den Bayerherzogen Stephan und Friederich nach Raitenhaslach kam. — Unmenschlich hausten nicht nur 1304 und 1322 die Ungern und Kumanen als Bundesgenossen in Oesterreich. Das eingeborne Kriegsvolk machte es um kein Haar besser. — Raub, Brand und Mord war an der Tagesordnung, und die Bauern, die ihr Geld und Gut nicht anzeigen wollten, bey kleinem Feuer zu braten oder zu rösten, verschmähte selbst der einheimische Adel nicht. — Die Rohrer fingen und brandschatzten die salzburgischen Gesandten, die Ehrenfelser

den Bischof von Paßau, der nach Wien sollte, Albrecht III. mit Beatrix von Nürnberg zu trauen. — Hartneid von Losenstein sengte und brennte auf den Gütern des Klosters Garsten 1371, weil er glaubte, bey einem Besuch nicht stattlich genug bewirthet geworden zu seyn. — Häufiger Frauenraub in Oesterreich, z. B. jener an den Töchtern Leutolds von Wallstein. — S. 392. Schändliche Heimtücke der Schwaben wider die Oesterreicher und Kärntner auf den Turnieren in Gratz und in Wien. — Die II. Abtheilung schildert die Pracht der Fürsten von Oesterreich 1309 beym Lehensfest in Speyer, 1315 in Basel bey der Hochzeit Friedrichs des Schönen und Leopolds, 1335 in Znaym bey der Vermählung Ottos des Fröhlichen, 1347 beym Besuche Karls IV. und Ludwigs des Großen in Wien und Kloster-Neuburg. — Die lärmende Musik wird besonders gerühmt. — Ihre Hofnarren und lustigen Räthe, der fränkische Ritter Otto Fuchs, genannt der Neidhart, und Weigand von Teben, der Pfaffe vom Kahlenberg. — Die Salzburger Synode von 1274 wider die Lieblingssitte des sogar in Kirchen und mitten unter dem Gottesdienste gehaltenen Narrenfestes, Eselrittes und Einsetzung des Knabenbischofs unter unflätigen Liedern, Tänzen und Würfelspielen am Hochaltar, wo statt des Weihrauches mit alten Schuhflecken geräuchert, während des Narrenfestes eingebrochen, geprügelt und gestohlen, in Regensburg ein Domherr erstochen und späterhin ein Kleriker, der die Wahl zum Narrenbischof abgelehnt hatte, straffällig erklärt worden ist. — Das Allelujaspiel und das Osterspiel. — S. 35. Die Fastnacht, der Tendlbos und die Rockenrais oder Rockenfahrt. — S. 39. Kleiderpracht und Moden, lange Schnäbel an den Schuhen, Schellen und Glöcklein an Hüten, Kleidung und Fußbedeckung selbst der höchsten Personen, Beybehalten der Bärte, die man sonst geschoren, die aber in alter Zeit als des Mannes höchste Zierde und als ein Zeichen der Freyheit gegolten. — Des Hessen Heinrich von Langenstein Erzählung, wie sich der Teufel in das Schleppkleid einer vornehmen Frau verwickelt. — Ueber den Prunk mit den Gürteln und Ringen aus Gold und Seide läßt jener Kirchenvater ein gar scharfes Gericht ergehen aus sonderbarem Grund: — »Mensch deine diemuetichait ist mitten an dem Leib ... Also mißuellet vnserm Herrn die Hochuart mer an dem pauch des menschen wan an einer andern Statt des leibs wan der pauch ist ein stat der diemuetichait.« — Die ur- und altdeutsche Oeffentlichkeit der Gerichtspflege war in jener wilden Zeit allerdings ein Damm gegen manches größere Unheil. Erst 1519 erhielt z. B. Wels die Bewilligung, über Missethat bey verschlossenen Thüren zu richten, jedoch mit der Verbindlichkeit, das Urtheil und dessen Gründe vor

allem Volke unter freyem Himmel kund zu thun. — S. 76. Barbarey, Willkür und Ungleichheit der Kriminaljustiz. Während die Häupter des Aufruhrs wider Friedrich den Schönen nur ihre Schlösser öffnen und Treue schwören mußten, wurden den von ihnen verführten Bürgern Wiens die Augen ausgerissen, die Zunge abgeschnitten; Andere an den Schweif eines unbändigen Pferdes gebunden und durch die Gassen geschleift, alsdann gerädert, ein falscher Angeber in einem eisernen Käfig auf hoher Säule durch 14 Tage in Wien zur Schau gestellt, alsdann auf St. Stephansfreythof lebendig eingemauert, — ein Augenarzt, der das fragliche Uebel nicht zu heilen vermochte, ins Wasser geworfen, — weil die Bürger von Krems die Judenhäuser verbrannt, alle Dörfer ringsum auf Befehl des Herzogs rein ausgeplündert, — bey zwiefacher Ehe der schuldige Theil entzwey gehackt und jedem der Gatten eine Hälfte zugestellt, — 1597 nach gestilltem Aufruhr der unmenschlich bedrückten Bauern unter der Enns: »Der Margraber soll Lebentig gefiertailt, sein hauß Nidergerissen, vnd zur Ewigen gedächtnus ein hochgericht darauf gebaut werden; seine Kinder seyn Leibaign gesprochen biß auf Ir kay. Mjt. weitere begnadung, alle seine güetter, wie in gemain aller andrer hingerichten Uibelthäter sollen confiszíert vnd verfallen seyn.« — Eine schwangere Magd und eine trächtige Stute waren zu gleichem Entgelt angesetzt. — S. 105. Die Hexenprozesse. — S. 98, 99. Die Gottesurtheile und der Zweykampf, Satzungen darüber im großen Fridericianum von 1156 in der Uebergabsurkunde der Steyermark von 1168 in Leopold des Glorreichen Stadtrecht für Enns von 1212. — Zweykampf zwischen Mann und Weib. — Der ungeheure Unfug mit den Zweykämpfen in Kärnten erzwingt endlich 1338 deren Aufhebung durch Herzog Albrecht, einverständlich mit den Ständen. Großer Unfug der Vögte, welche verwüsteten und raubten, wo sie hätten pflegen und schirmen sollen. — S. 149. Großer Unfug der sogenannten fahrenden Schüler und Almosensammler, gegen welche geistliche und weltliche Gewalt vergebens eifert. — S. 163. Noch größere Gräuel der Adamiten: »Viri et mulieres diversi status in noctis medio in locum quendam subterraneum convenerunt ... Extinctis luminibus quilibet proximam cognoscebat ... hunc statum statui Paradisi et primis parentibus ante lapsum esse conformem dicebant« — Ueber ihren Glauben, daß ein jedes Mitglied ihrer Gemeinde die Macht habe, ein anderes an jedem Orte von der Schuld und Strafe loszusprechen, fügt Kurz in der Note eine in seiner Nähe vor wenig Jahren gemachte Erfahrung hinzu, nämlich, daß sich ein geistlicher Lehrer vor einer Viehmagd niederwarf und ihr seine Vergehen bekannte,

worauf sie ihm die Lossprechung ertheilte. Beyde waren Mitglieder einer sehr geistreichen Secte. — Meineid galt diesen Verblendeten für gar kein Vergehen und keine Handlung strafbar, die unter der Erde in Kellern oder Höhlen begangen würde. Eine gewisse Gisela, eine der muthigsten Ketzerinnen zu Krems, antwortete dem Richter, schon auf den Holzstoß gesetzt, auf seine Frage, ob sie eine Jungfrau sey? — über der Erde bin ich eine Jungfrau, unter der Erde aber nicht. — Kein Verdienst irgend eines Gottesmannes gleicht dem meinigen, rief wie verklärt, der Greis Neumeister auf dem Scheiterhaufen zu Himberg, gegen das Verdienst meiner funfzigjährigen Vorstandschaft über diese Gemeinde. Zu Wien, zu Krems, St. Pölten, Kloster-Neuburg, Himberg, Mölk wurden viele solche Schwärmer verbrannt, viele thaten Buße und mußten ein Kreuz auf der Schulter tragen, als Warnungszeichen. — Die Zahl der Schulen, welche diese Schwärmer in verschiedenen Städten, Märkten und Dörfern Oesterreichs hatten, auch hart an Abteyen und Klöstern, erregt billig Verwunderung. — S. 191, die Juden, über deren merkwürdige Geschichten diese Jahrbücher bereits VI. 87—101 vollwichtige Aufschlüsse gaben. — Seltsame Verpflichtung der Wiener Juden, die Betten in die Herzogsburg zu liefern, so wie in den freyen Reichsstädten die Kessel in die kaiserliche Küche, und die Pergamente in die Kanzley. — 1370 läßt Albrecht III. auf einen Tag und in einer Stunde alle Juden in ganz Oesterreich zusammenfangen, muß aber denn doch wieder eine separate Uebereinkunft suchen mit seinem der allgemeinen Gefangennehmung sammt seiner Familie durch die Flucht entronnenen Juden Musch, dem Enkel Isseleins von Marchpurg, gegen den er Bedingnisse eingeht, die nicht anders als schmählich genannt werden können, nachdem einmal solch ein wilder Gewaltstreich vorausgegangen war. — Das entsetzlichste Jahr für die Juden in Oesterreich war 1420 wegen angeblich von der Meßnerin zu Enns ihnen verkaufter Hostien. Die Hauptthäter blieben noch in der Folter und im Martertode auf ihrer Unschuld. Hier ist zum ersten Male aus einem Codex der Abtey Seitenstetten ihr Urtheil abgedruckt, dem Viele durch Selbstmord entgingen. — Viele Bettelstudenten in Wien und unter ihnen viele nachmalige große Gelehrte wurden aller Nahrungssorgen quitt an diesem Schreckenstage, durch das viele aus der Asche gesammelte Geld, das die Juden noch im Flammentod am Leibe getragen. — S. 214. Rom und Oesterreich. Das schon unter den Babenbergern projektirte, aber von Paßau noch vereitelte Hofbisthum Wien. — Päpstliche Steuersammler. — Verderben der Hochstifter durch die weltliche Fürstenmacht der Bischöfe und durch den Adelsstand der Dom-

herren. — Placetum regium, von Alters her üblich, um 1641 durch Ferdinand II. allen Ordinariaten neuerdings streng eingeschärft. — Bischöfliches Besteurungsrecht. — Streit zwischen Oesterreich und Paßau. Oesterreichs Uebermacht über beyde. — S. 241. Ungeheurer Unfug mit den Pfründen, weit ärger als er jetzt in England getrieben wird. Großes Aergerniß bey den Pfarreyen. Die Pfarreyen werden herzoglichen Hofdienern in der Art von Pfründen oder Präbenden verliehen und selbst geliebten Hofdienerinnen zur Aussteuer und Morgengabe mitgegeben. — S. 303—307. Entartung der Dichtkunst, Minne- und Meistersänger, Bänkelsänger, Musikanten, Gaukler und Possenreisser. — Man muß ihnen strenge verbieten, sich mit der Tonsur zu schmücken. S. 314. Klöster und ihr zunehmender Verfall. Kaum glaubliche Abenteuer in denselben. Streit der Franziskaner über die wahre Armuth, über die Armuth Christi und über die Länge und Breite der Kapuzen, — ein Streit von den wichtigsten Folgen in dem Kampfe des heiligen Stuhles zu Avignon wider Ludwig den Bayern, der sich der Minoriten als eines Werkzeuges bediente, das ihn viel weiter führte, als die Waffen. Aergerliche Auftritte in den Abteyen Kloster-Neuburg, Lambach, Göttweih, Garsten. — Strenge in St. Florian gegen die Verleumder. — Karl V. dachte sich einmal die Strafe aus, überwiesene Verleumder eine Stunde lang in grünen Rauch hängen zu lassen. — Am polnischen Hofe mußten sie eine gegebene Stundenzahl auf allen Vieren herumkriechen und bellen. — Man soll oft vor Gebell sein eigenes Wort nicht verstanden haben. — S. 353—360. Gastfreyheit und öffentliche Spenden. Freyheiten der Münzer und Hausgenossen. — Noch einmal kehrt der Verfasser zu den Bedrückungen der Vögte zurück, gegen die selbst die Landesherrn nicht immer zu schützen vermochten. — Dieser Theil des Werkes ist von großer Vollständigkeit und nichts weniger, als bloße Klostergeschichte. — Des II. Theiles reichhaltige Beylagen geben ein interessantes, altes Osterritual aus der Kanonie Kloster-Neuburg, — mehrere Verpfändungen der wichtigsten landesherrlichen Rechte, sohin vorzüglich Florianer Urkunden, auch aus den Babenberger Tagen, wovon einige höchst wichtig sind für die alte Geographie dieser Gegenden, z. B. Leopolds des Heiligen 1115 gegebene Befreyung der Florianer Unterthanen in der Riedmark und allenthalben in seinem Gebiet am linken Donauufer von verschiedenen Abgaben. — Auch die, für die Erklärung jenes Windberg, dessen wir oben gedacht, sehr wichtige Urkunde Leopold des Glorreichen von 1208 verdient die höchste Aufmerksamkeit und Vergleichung mit den früheren, durch Hormayr edirten Florianer Diplomen. — Dii illi dent annos! —

Art. IX. 1) Thomas Carlyle: Leben Schillers. Aus dem Englischen eingeleitet durch Goethe. Frankfurt am Main. Verlag von Heinrich Wilmans. 8. 301 S., sammt 54 S. Anhang.

2) Miscellen von Karl Immermann. Stuttgart, Cotta, 1830. 8. 258 S.

Wenn Biographien in dieser Zeit sich einer größeren Beachtung erfreuen, als fast die Mehrzahl der Erscheinungen, welche unser schreibseliges Jahrhundert in die Welt schickt, und dieß wahrscheinlich darum, weil sie doch mindestens einige Eigenthümlichkeiten enthalten, indeß die anderen, besonders die schönwissenschaftlichen Werke, sich alle gleichen, wie eine Wasserwelle der andern, so hat die vorliegende doppelte Ansprüche auf die Theilnahme des Lesepublikums; einmal weil sie ein erfreulicher Bürge ist, daß sich das, selbst an vortrefflichen Werken reiche, Ausland um Prüfung und Anerkennung der Eigenheiten und Vorzüge eines deutschen Schriftstellers und seiner Werke bekümmert, dann weil der Patriarch unserer Literatur sich selbst an die Spitze dieses Unternehmens gestellt hat.

Die Vorrede macht auf Goethe's Verhältnisse zu Herrn Carlyle und auf die interessanten Eigenthümlichkeiten dieser Biographie aufmerksam. Was die ersteren betrifft, so war Carlyle, als Goethe mit ihm in Verhältniß trat, in Edinburgh wohnhaft, wo er, in der Stille lebend, sich auszubilden suchte, und in der deutschen Literatur die meiste Förderniß fand. Später, um sich selbst und seinen literarischen Studien unabhängig zu leben, begab er sich in die Grafschaft Dumfries, wo er in ländlicher Einsamkeit seine Wohnung aufschlug. Ein Brief Carlyles an Göthe, S. XI, theilt die nähere Beschreibung jenes Aufenthalts mit. Von dieser Zeit an stand Carlyle, als ein durch die Uebersetzung Wilhelm Meisters, die einiger Erzählungen und Mährchen deutscher Schriftsteller, und durch einige kritische Aufsätze in den Edinburgher Zeitschriften um die Verbreitung deutscher Literatur verdienter Schriftsteller, mit Goethe in lebendigem Briefwechsel.

In Rücksicht der Eigenthümlichkeit dieser Biographie deutet Goethe besonders darauf hin, daß es interessant sey, durch sie zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere in seinen besten Jahren durch Schillers Produktionen berührt, bewegt, erregt, und zum weiteren Studium der deutschen Literatur angetrieben worden sey.

Der erste Abschnitt von Schillers Leben umfaßt seine Jugend, 1759 bis 1784. Es wird aus einander gesetzt, wie der Kummer, den Schiller, früher für den geistlichen

Stand bestimmt, in der Stuttgarter Karlsschule, in welche der Herzog ihn aus Rücksicht für seinen Vater unentgeltlich bringen ließ, über die dort allzustrenge einsame Lebensweise erduldete, den Keim zu dem Zwange und der Schüchternheit gelegt habe, die ihn durchs ganze Leben begleiteten. Die Art, wie Schiller den Druck des Schulzwanges empfand, und wie er sich desselben entledigte, ist von dem Verfasser mit glühenderen Farben geschildert, als sie einem Biographen zustehen, welche er auch auf das erste Produkt des Dichters, die Räuber, überträgt. Nicht beachtend, was Schiller in späterer Zeit selbst von diesem jugendlichen Versuche gesagt hatte, daß sein hauptsächlichster Fehler dabey gewesen, daß er sich angemaßt, Menschen zu schildern, zwey Jahre früher, ehe er einem begegnet wäre, sieht er in diesem Schauspiele nicht bloß die Verkünder einer gewaltigen Kraft, sondern er bemerkt auch ein tiefes romantisches Interesse, vertheidigt die ganz unhaltbare, nur durch die Jugend des Verfassers zu entschuldigende Tendenz, und gewahrt manche Charaktere, besonders den des Karl von Moor, auf einem weit höheren Standpunkte, als sie wirklich stehen. Nur das, was er über Franz Moor sagt, den er eine ausgeführtere Kopie von Jago und Richard nennt, wo jedoch die Kopie verzerrt und ins Unnatürliche gesteigert ist, kann für richtig gelten. Es ist gewiß, daß es einen so scharfdenkenden Bösewicht, wie Franz ist, nie geben kann. Seine Berechnungen müßten ihn der Rechtlichkeit zuführen, wenn auch bloß darum, weil es die beste Politik wäre.

Nachdem der, durch die Feinde, welche sich Schiller durch die Räuber zugezogen hatte, erfolgten Flucht des Dichters aus Stuttgart im Oktober 1782 gedacht worden, geht der Verfasser zur Beurtheilung des Fiesko über. Sie ist gut, enthält aber nichts Eigenthümliches und Neues; auch vergißt hier der Verfasser zuweilen das Werk über dem Autor. Noch mehr ist dieß der Fall bey der Beurtheilung von Kabale und Liebe, unstreitig Schillers wenigst gelungenem Werke, von dem er gleichfalls, in vollster Lobpreisung, besonders der Charakteristik Louisens und Ferdinands, über die Maßen entzückt ist.

Am Schlusse dieses Abschnitts finden wir Schiller als Theaterdichter in Mannheim, als Unterthan des Churfürsten von der Pfalz. Seine Stimmung in jener Zeit geht aus einer Stelle in der Vorrede zu der im Jahre 1784 erschienenen Thalia hervor. »Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöset, das Publikum ist mir jetzt alles: mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter: ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor

diesem und keinem andern Tribunale werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bey der Vorstellung, keine andern Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt.« So finden wir ihn denn hier dem ehrenvollen und erhabenen Berufe eines Strebens nach Wahrheit und der Schöpfung des geistig Schönen thätig zugewendet.

Der zweyte Abschnitt umgreift Schillers häusliche Niederlassung in Mannheim, 1783 bis 1790. Von den Arbeiten, welche in diese Periode fallen, sind Don Karlos und die Fortsetzung der Zeitschrift Thalia zu bemerken, von welcher die ersten Blätter im J. 1785 erschienen, die Zeitschrift aber bis zum Jahre 1794 fortgeführt wurde. Als auffallend erscheint, daß der Verfasser aus Schillers philosophischen Briefen auf die Eigenheit seines Charakters schließen will, ohne daß er darauf Rücksicht genommen, daß diese eigentlich, wie alles, was Schiller über Philosophie und theoretische Aesthetik schrieb, nur als musterhafte Erklärung fremder Erkenntnisse anzusehen seyen.

Von Familienverhältnissen des Dichters wird der Einfluß, den Dalberg auf ihn gehabt, und sein Verhältniß zur Tochter seines Freundes Schwan, seine gepriesene Laura, bemerkt. Freundliche Anerkennungen seines Talentes, die ihm von Leipzig zugeschickt wurden, bestimmten ihn, Mannheim zu verlassen, und sich nach jener Stadt zu begeben. Der Brief, den Schiller deßhalb an seinen ersten und vertrautesten Freund in Leipzig, an Huber, geschrieben, und den Hr. Carlyle S. 77 mittheilt, ist, da er Mittheilungen von Schillers Geschmack und Lebensweise gibt, von vielem Interesse. Die Ankunft Schillers in Leipzig fällt in den März 1785. Auch der S. 80 mitgetheilte Brief an den Kammerrath Schwan, in welchem Schiller um die Hand seiner Tochter anhält, ist von Bedeutung.

Die Beurtheilung von Don Karlos ist umfassend und gelungen. Nur können wir den Vergleich zwischen ihm und dem Filippo des Alfieri nicht gelungen nennen, da sich Alfieri auf keine Weise mit Schiller vergleichen läßt, der Umstand aber, daß zwey Schriftsteller denselben Gegenstand behandeln, und ihre Materialien aus der nämlichen Quelle nehmen, noch nicht die nöthigen Vergleichungspunkte liefert.

Der Verfolg führt die Arbeiten, welche Schiller während seines Aufenthalts in Dresden förderte, vorüber. Außer vielen seiner bedeutendsten lyrischen Gedichte, welche gleichsam zur Erholung von größeren Leistungen gedichtet wurden, erscheint der Geisterseher, zu dem, der Meinung des Ver-

fassers nach, das damals laut gewordene Gerücht von den Wunderthaten Cagliostro's dem Dichter die Veranlassung lieferte. Ob Schiller deßhalb den Geisterseher nicht beendet, weil er fand, daß seine Absicht falsch gedeutet worden, mag dahingestellt seyn. Der Grund lag wahrscheinlich darin, weil er bemerkte, daß jeder Schluß, der eine Aufklärung über die räthselhaften, im ersten Theile enthaltenen Erscheinungen geben würde, die Wirkung, welche damit erreicht worden war, hätte zerstören müssen, und daß jede andere Weise nur als Fortsetzung hätte angesehen werden können.

Im J. 1787 realisirte Schiller den lang genährten Plan eines Besuchs nach Weimar, welcher in der Folge so bedeutenden Einfluß auf sein ganzes künftiges Kunstleben und Wirken hatte. Erst beym zweyten Aufenthalte in jener Stadt gründete sich sein Verhältniß mit Goethe, aber schon beym ersten hatten ihn Herder und Wieland freundschaftlich aufgenommen. Die Aeußerungen von Schiller und Goethe, welche beyde, dem ersten Gegenüberseyn nach, über einander machten, waren, obschon nicht ungünstig, doch keineswegs von der Art, daß man ein so nahes Verhältniß hätte hoffen dürfen, in welchem später zwey der größten Geister des Jahrhunderts sich gegenseitig anregten, und an einander sich erkräftigten. Die Aeußerungen, welche der Verfasser über die Handlungsweise Goethe's, der an Jahren und Rang Schillern überlegen war, laut werden läßt, sind eben so wichtig, als das, was er über die Eigenthümlichkeiten von Schillers historischem Werke: Abfall der Niederlande, sagt.

Mit Schillers Versetzung nach Jena, welche durch Goethe erfolgte, der ihm dort die Professur der Geschichte verschaffte, beginnt eine neue Epoche seines öffentlichen und Privatlebens. Hier reifte seine Verbindung mit jenem zur Freundschaft, und ward geschirmt und genährt durch gegenseitige Mittheilung.

Der Schluß dieses Abschnittes schildert den Dichter als Gatten des Fräuleins von Lengefeld, mit welchem er sich wenige Monate nach seiner Anstellung in Jena verheiratete, und von dem Glücke dieser Verbindung die freudigsten Erwartungen für die Zukunft hegte.

Der dritte Abschnitt geht von Schillers Aufenthalt zu Jena bis zu seinem Tode, 1790 bis 1805. Was der Verfasser hier von der Geschichte des dreyßigjährigen Krieges äußert, dessen Vorzüglichkeit besonders in der Darstellungsweise er nicht genug rühmen kann, ist richtig, wie es das Lob ist, welches er Schillern in Rücksicht seiner Ansicht, wie Geschichte zu schreiben, beylegt; dagegen ist das, was er von

Kant und seinem philosophischen Systeme sagt, durchgehends unrichtig und unreif. Man sieht aus allen Bemerkungen Herrn Carlyle's, daß er Kant nicht verstanden, woran wahrscheinlich die Eigenthümlichkeit der Ausdrucksweise dieses Philosophen, welche allerdings für jeden, besonders aber für den Ausländer, welcher der Sprache nicht auf das Allergenaueste fähig ist, Schwierigkeiten hat, Schuld seyn mag. Der Verfasser irrt, wenn er glaubt, daß die nach Kant von Schiller gemodelten Erkenntnisse, welche wir in seinen, einige Theile der theoretischen Aesthetik behandelnden Schriften besitzen, für die mit diesem System unbekannten Leser mit größeren Schwierigkeiten angefüllt seyen, als sie der Gegenstand wesentlich erfordert. Sie machen im Gegentheile die Erkenntnisse Kants, welchem bey aller Kraft des Verstandes die Gabe der Deutlichkeit des Ausdrucks nicht geworden war, leicht verständlich, und sind in dieser Beziehung die beste Erklärung, welche wir besitzen. Schiller war der Aaron des Moses Kant. Er irrt, wenn er glaubt, daß Nebel und Zweifel über den Folgerungen Schillers hängen; und wenn er S. 164 vom Mangel des Beweises spricht, so scheint er die Anforderungen nicht zu kennen, die man an die Beweise der Beschaffenheit jener Gegenstände stellen kann, welche in das Gebiet der Aesthetik gehören, wo logische Beweise, welche der Verfasser zu begehren scheint, nicht geführt werden können, sondern nur eine Reduktion auf Gefühle möglich ist. Was kann über die Natur der tragischen Kunst, über das Pathetische, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen Vollkommeneres und Richtigeres gesagt werden, als man in Schillers Abhandlungen über jene Gegenstände findet. Da der Verfasser nur mit allgemeinen Ausdrücken des Tadels gegen das Kantische System sich äußert, und nicht spezielle Unrichtigkeiten laut werden läßt, so ist hier auch nur eine allgemeine Zurechtweisung an ihrem Platze. Die einzige Aeußerung S. 168: »aller Wahrscheinlichkeit nach ist Kants Philosophie bis auf den Kern mit Irrthümern verwachsen,« zeigt schon die Untauglichkeit des Verfassers zur Beurtheilung der Werke eines Philosophen. Worin liegt diese Wahrscheinlichkeit, die dem Verfasser erlaubt, an den Wahrheiten eines der größten Geister des Jahrhunderts zu zweifeln? Was übrigens Schillern das treue Studium der Kantischen Philosophie genützt habe, davon zeugt der Vergleich der Beschaffenheit jener Werke, welche er nach demselben schrieb, mit denjenigen, die jenen Studien vorhergingen.

Die folgenden Bemerkungen sind zuerst durch das, was über das Verhältniß zwischen Schiller und Goethe gesagt wird,

interessant. Es ist allerdings eine besondere Gunst des Schicksals gewesen, welche diese beyden Kunstheroen zusammenleben ließ, zu einer Zeit und an einem Orte, und zwar gerade in Weimar, wo diese Verbindung durch thätige Beyhülfe eines kunstliebenden Mäcens unterstützt, nicht so leicht durch rauschende, kraftversplitternde Zerstreuungen einer größeren Hauptstadt getrennt werden konnten. Es läßt sich nicht genau nachweisen, wie und worin sich Schiller an Goethe gestärkt und erhoben, und dieser an jenem, doch ist es als ein fast Nothwendiges anzunehmen, daß es geschehen sey. — Dann sind auch einzelne Notizen über die Lebensverhältnisse des Dichters, fleißig gesammelt, und interessant. Eben so sind die in diesem Abschnitte vorkommenden Beurtheilungen über Wallenstein und Tell zu loben. Obgleich der Verfasser dabey keine eigenthümliche Ansicht entwickelt, so ist doch das, was er sagt, bezeichnend und richtig. Nur mit dem, was er über Maria Stuart sagt, können wir nicht einverstanden seyn. Er hat wohl darin Recht, daß er dieses Trauerspiel in Rücksicht seines poetischen Gehaltes unter Wallenstein setzt. Doch scheint er die Tendenz der ersteren Tragödie zu verkennen, wenn er S. 224 sagt: »Maria Stuart soll nur die Reue eines liebenswürdigen, verirrten Weibes darstellen; soll uns zeigen, wie ihre Seele durch Leiden, gänzliche Ergebung und Tod zu ihrer ursprünglichen Reinheit wieder erhoben wird.« Schiller wollte uns nicht die Reue als Zweck, sondern als Mittel darstellen. Es ist die bestrafte Verbrecherin, welche die Hand der ewigen Gerechtigkeit da ereilt, wo sie es nicht vermuthet, und welche selbst der Purpur vor der Strafe nicht schützt. Daß sie dem Anscheine nach schuldlos stirbt, vermehrt die tragische Wirkung. Der sechste Auftritt des letzten Akts ist der Schlüssel zum Ganzen. Melvils Worte, die er zur Stuart spricht:

So gehe hin, und sterbend büße;
Sink ein ergebnes Opfer am Altare.

machen es klar.

Die Ansichten über die Braut von Messina, besonders aber über den Chor, dessen Unzulässigkeit für die Bühne der Neueren der Verfasser andeutet, sind gut. Wohlthuend ist es, im Ganzen zu bemerken, wie sich der edle und dem Guten in Wahrheit zugewandte Verfasser beständig an Schillers Vorzügen erfreut; wie ihm die glänzenden Vollkommenheiten seines Geistes, seine künstlerische Kraft und seine Vortrefflichkeit als Mensch, dazu dienen, die Bewunderung der Würde der menschlichen Natur auszusprechen, die sein Inneres durchglüht. Die Liebenswürdigkeit des Charakters und der sittliche Adel, dessen

der Verfasser sich erfreut, geben dem Werke einen eigenthümlichen und wohlthuenden Reiz. Erfreulich ist es zugleich, wenn der Ausländer den von ihm so hochgefeyerten Schiller S. 292 ein schönes Beyspiel deutschen Charakters nennt, und die wohlthätigen Einflüsse der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur des Dichters auf die Vorzüglichkeit seiner künstlerischen Produktionen nachweiset, an ihm den geraden, einfachen Sinn und jene Aufrichtigkeit des Herzens und Geistes, jenen ernsten Fleiß, die an Erhabenheit sich ergötzende Einbildungskraft und den mit umfassenden Allgemeinheiten beschäftigten Verstand rühmt, wodurch sich die Deutschen auszeichnen. Eine solche Bemerkung von einem so gebildeten und dem Guten so warm zugewendeten Manne, wie der Verfasser, ist besonders wohlthätig in einer Zeit, in welcher die Deutschen, ohne Grund an der rühmlichen Vorzüglichkeit ihrer Eigenthümlichkeiten irre gemacht, sich beständig in dem untergeordneten Verhältnisse der Nachahmung zum Auslande bewegen.

Auch der Styl des Verfassers verdient Anerkennung; wenn auch hin und wieder zu sehr ins Allgemeine gehend, ist er doch im Ganzen meist körnig und präzis. Als Probe, die zugleich als eine der Beschaffenheit der Uebersetzung gelten mag, mögen die Schlußworte, in welchen der Verfasser über die Schicksale Schillers im Allgemeinen spricht, hier Platz finden.

»Im Ganzen können wir ihn glücklich preisen. Seine Tage verflossen im Anschauen idealischer Größe; er lebte in der Anbetung und Verherrlichung der ganzen Natur; seine Gedanken waren mit Weltweisen und Helden, mit Scenen elisäischer Schönheit beschäftigt. Es ist wahr, er hatte weder Ruhe noch Rast; doch genoß er das volle Bewußtseyn seiner eigenen feurigen Thätigkeit, welches bey Männern, wie er, jenes aufwiegt. Es ist wahr, er kränkelte lange Zeit, aber schuf seine Phantasie nicht gerade da Max Piccolomini und Thekla, die Jungfrau von Orleans und die Scenen aus Wilhelm Tell? Es ist wahr, er starb früh; aber der aufmerksame Leser ruft mit Karl XII. bey einer andern Gelegenheit aus: War es nicht lange genug gelebt, da er Königreiche erobert hatte? Diese Königreiche, die Schiller eroberte, waren nicht für eine Nation auf Unkosten der andern erworben; kein Blut des Patrioten, keine Thränen von Witwen und Waisen befleckten dieselben; es sind Königreiche, die er sich in unfruchtbaren Gebieten der Dunkelheit erobert hatte, um das Glück, die Würde und die Macht aller Menschen zu erhöhen; es sind neue Formen der Wahrheiten, neue Grundsätze der Weisheit, neue Bilder und Scenen der Schönheit, die er dem leeren, formlosen, unendlichen Raum

abgewonnen, zum κτῆμα εἰς ἀεὶ oder zum ewigen Eigenthum aller Geschlechter dieses Erdballs.«

Der Anhang enthält vier Aufsätze: Der erste, Daniel Schubart, theilt Nachrichten über die Lebensverhältnisse dieses Schriftstellers mit, wovon der größte Theil Jörden's Lexikon entnommen ist. Der Aufsatz erscheint als Note zu der, S. 38 der Lebensbeschreibung, gemachten Bemerkung, daß Schillern das Schicksal dieses unglücklichen Schriftstellers zur Zeit, als er denselben gesehen, wie er als Gefangener auf der Festung Asperg sich befand, als Vorbild seines eigenen erschienen sey, und deßhalb, weil er manchen Aufschluß über die Denk- und Empfindungsweise Schillers in der damaligen Zeit gibt, und den Grund der Flucht des Dichters aus Würtemberg erklärt, zu welcher ihn das Vorbild der Verfolgungen Schubarts bestimmte.

Die zweyte Abtheilung enthält Briefe von Schillern. Sie sind größtentheils an Dalberg geschrieben, bey dessen Tode man sie unter den nachgelassenen Papieren fand. Die der Aufmerksamkeit würdigsten, welche von der Aufführung der Räuber auf der Mannheimer Bühne und Schillers nachheriger Verlegenheit und Flucht handeln, sind hier ausgewählt. Es ist merkwürdig zu sehen, mit welcher Schüchternheit dieser Verkehr von Schillers Seite anfing, und wie diese wunderliche Scheu nach und nach einem Grade von Zutrauen Platz macht, in dem Maße, wie Schiller mit seinem Gönner näher bekannt, oder von demselben aufgefordert wird, über Gegenstände zu sprechen, wo er fühlt, daß er eine eigenthümliche Würde und Rechte besitzt, so verlassen und bescheiden er auch übrigens ist. Aus diesen Briefen geht die Liebenswürdigkeit des Charakters Schillers und seine strenge Rechtlichkeit eben so hervor, wie der echte Kunstsinn, und außer ihm viele verehrungswürdige Eigenschaften Dalbergs, welcher nicht bloß mit der Zunge und aus nobler Ostentation, sondern vom Verstande und Herzen dazu bestimmt, als Schützer der Kunst auftrat, und sich dadurch die gerechte dankbare Anerkennung der Mit- und Nachwelt sicherte. Es ist übrigens auch rührend zu bemerken, wie Schiller die Erinnerung an die Huld Dalbergs, die er in frühester Jugend von ihm empfing, sein ganzes Leben hindurch dankbar bewahrte, und dem ehrwürdigen Kunstrichter, welcher sein erstes Stück auf der Bühne eingeführt, noch sein letztes freundlich und ehrfurchtsvoll widmete.

Der letzte Brief, den der obgedachte Abschnitt mittheilt, ist an Schwan während Schillers erstem Aufenthalte in Weimar geschrieben. Er befindet sich zugleich im Anhang

von Dörings Lebensgeschichte Schillers, und wird hauptsächlich durch einige Aeußerungen desselben über seinen Karlos interessant.

Der dritte Aufsatz des Anhangs ist überschrieben: Freundschaft mit Goethe, und enthält die Geschichte von Schillers erstem Umgang mit Göethe, welche dieser im ersten Theile erstem Hefte der Morphologie unter der Ueberschrift »glückliches Ereigniß« mittheilt. Der Schluß des Aufsatzes macht darauf aufmerksam, wie Goethe eine emsige, sich auf die kleinsten Umstände erstreckende Aufmerksamkeit für Schiller, den er als einen guten Menschen verehrte, und für den er, weil er leidend war, Theilnahme empfand, erwiesen habe; wie er sich in Gesellschaften beständig bemüht, die Reichthümer seines bescheidenen, zurückhaltenden Freundes ans Tageslicht zu ziehen, oder sein krankes und reizbares Gemüth vor unsanften Berührungen zu bewahren, die es verletzen konnten, indem er die Unterhaltung bald milderte, bald anregte, bald sich derselben mit dem Geschick eines feinen talentvollen Weltmannes bemächtigte, oder mit der Skorpiongeißel seiner Satyre vieles daraus vertrieb, das dem sanfteren, einfacheren Geiste des Kranken mißfällig gewesen wäre.

Der letzte Abschnitt theilt unter der Ueberschrift: Der Tod Gustav Adolphs, die bekannte meisterhafte Beschreibung der Schlacht bey Lützen als Probe von Schillers historischem Styl mit, und schließt mit dem Wunsche, die sämmtlichen Schriften des gefeyerten Schriftstellers bald auf Englands Boden verpflanzt zu sehen.

* * *

Die gegenwärtige Periode der Dichtkunst erscheint zu der der früheren Zeit unter den schlesischen Dichtern in einem entgegengesetzten Verhältnisse. Haben sich in jener Lyrik und Didaktik über die Maßen breit gemacht, so werden diese Dichtungszweige jetzt fast gar nicht beachtet, und die immer mehr überhand nehmende Vorliebe für die Leistungen der epischen und dramatischen Kunst ist daran Schuld. Nicht nur daß man Sammlungen von lyrischen Gedichten weder liest, noch selbst kauft, um sie ungelesen in Bibliotheken zu stellen; man beseitigt sie sogar immer mehr und mehr aus Taschenbüchern und Zeitschriften, welche doch eine geraume Zeit lang ein bereitwilliges Bassin für die überquellenden Ergüsse einer empfindsamen Muse gewesen.

Dieses geringe Beachten lyrischer und didaktischer Versuche wäre nun allerdings, bey dem Umstande, daß alles Didaktische sich nur in höchst seltenen Fällen mit der Poesie verträgt, und

bey dem entschiedenen Mangel solcher Lyriker, deren Empfindungen etwas werth sind, wenig zu bedauern, ja man müßte sich eigentlich darüber freuen; wenn das, was wir dafür als Ersatz erhalten, von nicht noch geringerem Werthe als das wäre, was wir vermissen. Alles in Deutschland will jetzt Schauspiele und Erzählungen schreiben und lesen, und doch weiß man nicht, ob die Schriftsteller oder das Lesepublikum dabey mehr zu beklagen sind. Wenn das letztere von der Dichtkunst nicht mehr als von einem Kartenspiele, Zeitvertreib nämlich auf die möglichst leichte Art begehrt, wenn sie, nichts mehr als das Denken scheuend, der Kunst nur rohsinnliche Aufregungen erlaubt, so finden wir dagegen die Skribenten des Tages auch wieder so bereitwillig als denkbar, den Forderungen jenes Publikums gehorsam nachzugeben. Auf diese Weise haben wir Possen statt Lustspiele, Darstellungen der Miseren des menschlichen Lebens statt Tragödien, und eine Unzahl von Rührspielen. Auf diese Weise haben wir eine Sündfluth fad sentimentaler Romane, und sehen die geldlustigen Schriftsteller ihre Helden und Heldinnen aus Leichenhäusern und Kriminalkerkern holen, um damit die abgestumpften Nerven ihrer Leser zu reizen. Kein solcher Schriftsteller denkt mehr daran, es zu versuchen, das Publikum in die Kunstregion zu heben; er sucht dagegen nur, sich auf eine bequeme Weise in der der wiederwärtigen Gemeinheit seiner Leser zu betten.

Die Blütezeit deutscher Poesie sind jetzt die Herbstmonate, in welchen die Kalender und Taschenbücher erscheinen. Wir haben jetzt mehr solcher Taschenbücher, als wir ehemals Schriftsteller hatten. Schon dieser Umstand macht uns die Beschaffenheit unserer schönwissenschaftlichen Literatur anschaulich. Alles so elegant und alles so klein als möglich. Daß die Kupfer, der Goldschnitt und der Einband wichtige Rollen dabey spielen, versteht sich von selbst Wie ist aber der Inhalt beschaffen, in welchem die Kraft eines jahrelangen Wirkens konzentrirt erscheint. Der epische Stamm steckt zwey Zweiglein in die Luft, von Blättern übersäet, aber meist ohne Frucht, Erzählung und Novelle. Diese Bezeichnungen haben händebreite Untersuchungen veranlaßt, welch ein Unterschied zwischen beyden bestehe. Man hat das Alterthum geplündert, um Meinungen mit Beweisen zu unterstützen, indeß bey aller angegebenen Verschiedenheit beyde sich innig darin mit einander berührten, daß beyde nichts taugten.

Bey solchen Verhältnissen mußte man billig erschrecken, wenn man ein Ding zu Gesicht bekam, das Novelle oder Erzählung überschrieben war; Dinge, die schon in der doppelten Beziehung anwidern mußten, weil sie fast alle dem verderbten Mode-

geschmack huldigten, und weil man ihnen bey jeder Zeile die Absicht des Verfassers ansah, so tief als möglich in den Beutel des Verlegers zu greifen. Um desto wohlthuender mußten einzelne Erscheinungen wirken, welche künstlerische Eigenthümlichkeit und ein achtbares Streben kund gaben, um desto ängstlicher mußte die Kritik werden, wenn sie Männer, denen die ächte Weihe von der Natur geworden war, auf falschen Wegen erblickte. Wie sehr ist es nicht beyspielsweise zu bedauern, daß sich einer der besten Erzähler unserer Zeit, Leopold Schefer, so sehr im Manierirten und Sonderbaren gefällt. Diese Sucht, sich durch Sonderbarkeit auszuzeichnen, gehört gleichfalls zu den Uebeln unserer Zeit, und ist, mindestens für den Kunstkenner, von rein lächerlicher Wirkung.

Zu jenen vorzüglicheren Schriftstellern gehört nun der, dessen vorliegendes Werk wir hiemit anzeigen, allerdings. Seit längerer Zeit dem dramatischen Fache erfolgreich zugewendet, und auch im lyrischen nicht ohne Bedeutung, erscheint er hier in dem beliebten Kreise der Novellistik. Zwey Erzählungen: Der neue Pygmalion, und der Karneval und die Somnambüle, aus den Memoiren eines Unbedeutenden, füllen diesen Band. Ein Lustspiel in einem Akte: Die schelmische Gräfin, ist ihnen beygegeben.

Was die erste Erzählung betrifft, so ist sie aus dem Familienleben genommen, und spielt in neuester Zeit. Die Fabel enthält die Schilderung eines jugendlich unbefangenen weiblichen Herzens, welches, obschon der Verstand, durch Standesverhältnisse bestimmt, die Niederkämpfung der in ihm entstandenen Liebe gebietet, zuletzt vom Gefühle überrascht wird, und zwar dergestalt, daß es sich desselben nicht mehr erwehren kann. Schon dieß, daß der Erzählung eine Idee zum Grunde liegt, gibt ihr einen Vorzug vor so vielen übrigen, in welchen nur eine Aneinanderreihung von Ereignissen bemerkt wird. Daß diese Idee von einer Art ist, daß ihre Behandlung nicht gleichsam Sturm auf den Beyfall der Leser läuft, ist ferner und zwar um so mehr zu loben, da die entgegengesetzte Weise die allgemein beliebte ist, und doch dem Erzähler weit weniger erlaubt, als selbst dem dramatischen Dichter.

Auch die in der Erzählung vorkommenden Charaktere sind interessant, und so geschildert, wie die Sphäre, in welcher sie sich bewegt, es begehrt. Der Baron und Emilie sind fleißig gezeichnet, und der Maler zur Herbeyführung des gelungenen Schlusses, welcher der Erzählung ihren Namen gibt, gut benützt. Emilie, die Försterstochter, hat den Baron, in Berücksichtigung des Mißverhältnisses ihres Standes, mit seiner Liebes-

werbung zurückgewiesen. Eine Krankheit hält ihn in seinem Zimmer fest. Im Nebenzimmer befinden sich Emilie und der Maler. Sie soll ihm Modell stehen, und tritt zu diesem Ende auf einen Stuhl, den er zu einem Piedestal erhoben hatte. Nachdem er sie antik bekleidet, und in die passende Stellung gebracht, fängt er an zu zeichnen. Da erwacht der Baron nebenan von einem langen Schlummer. Das aufblühende Lebensgefühl und der Anblick der herrlichen Natur vor seinem Fenster regen seine durch längere Zeit niedergedrückte Liebe für Emilien mächtig wieder auf. Er strömt sie in Worten aus, da ist Emilie ihrer nicht mehr mächtig, sie springt vom Postament, fliegt in das Nebenzimmer, und der Maler hört verworrene Laute und Worte des Entzückens. Als die Liebenden heraustreten, begrüßt er sie mit den Worten: »Ich schüttelte euch die reife Frucht vom Baume, aber ich habe mein Blatt zerrissen, denn ihr seyd ein größerer Meister als ich. Ich zeichne die Bildsäulen, ihr macht sie lebendig, daß sie mir vom Stuhle springen, drum sollt ihr bis zum jüngsten Tage heißen: »Der neue Pygmalion.

Auch die Ausführung der Erzählung ist gelungen zu nennen. Die Sprache ist weder gemein, noch gesucht, welch letzteres uns in der gegenwärtigen Zeit wohl gethan hat, in welcher man die, durch die eifrigen Bestrebungen großer Meister klangreich gemachte deutsche Sprache nicht genug verzerren und verrenken kann. Nur die Stellen Seite 49, 50, 51, in welchen der Erzähler sich plötzlich des Präsens bedient, ist, mindestens nach unserer Ansicht, zu rügen. Wir können uns nicht überzeugen, daß der Gebrauch des Präsens in der Erzählung, höchst selten vorkommende Fälle ausgenommen, räthlich, ja selbst zulässig sey. Da die Begebenheit, welche der Erzähler vorträgt, jedesmal hinter ihm liegt, er die Begebenheit schon erfahren haben muß, bevor er sie erzählen kann, so wird er am natürlichsten wirken, wenn er, der Beschaffenheit dieses Verhältnisses zu Folge, von der Vergangenheit in den ihr zukommenden Ausdrucksarten spricht; gebraucht er das Präsens, so stört die widernatürliche Darstellungsweise, indem sie dort Zwang erblicken läßt, wo wir nur Ungezwungenheit sehen wollen. Es wäre eben nicht ärger, wenn man von gegenwärtigen Ereignissen in den Weisen der Vergangenheit sprechen wollte.

Das Lustspiel: Die schelmische Gräfin, ist eine artige Kleinigkeit, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Der Grundgedanke, den es durchführt, daß eine Frau durch verständige Nachsicht ihren auf Abwegen befindlichen Ehemann bessert,

und die der Verfasser in den Schlußworten des Grafen zu seiner Gemahlin:

> Du machst den Mann in seinen Fehlern glänzen,
> Und deckst die Lasterstirn ihm zu mit Tugendkränzen.

ausspricht, ist gut, aber nicht neu. Bey solchen Spielen der Muse, die wir dramatische Miniaturmalereyen nennen möchten, muß die Behandlung in eben so strenge Betrachtung gezogen werden, als der Inhalt. Sie ist mindestens die Hälfte. Große Meister haben solche Kleinigkeiten meistens nur geschrieben, um ihre Fertigkeit in Darstellung der Genauigkeit und Eleganz der Form zu zeigen, und sind auch in größeren dramatischen Werken immer dort am nettesten und am korrektesten gewesen, wo die Beschaffenheit des eigentlichen Inhalts am schwächsten war. Ein Beyspiel davon ist Moliere.

Immermanns Stück ist in Alexandrinern geschrieben. Eine Versart, die unbestritten, so wenig sie sich für die deutsche Tragödie und das größere Lustspiel eignet, dem kleineren zusagt, wo sie durch die Abtheilungen, welche sie zuläßt, den Dialog unterstützt. Nun sind aber Alexandriner von eigensinniger Form, der Wechsel der männlichen Reime mit den weiblichen, nach den Bedürfnissen des taktfeinen Ohres herbeygeführt, die Cäsur, das Enjambement, alles das muß wohl berücksichtigt, und mit sicherer Leichtigkeit durchgeführt werden; alles dieses aber hat der Verfasser nicht gehörig berücksichtigt. Verse wie S. 93:

> Die Arie üb' ich ein, setz dich an das Klavier,

oder S. 99:

> Nicht wall'n den Tugendpfad mit dir auf jener Wiese,

oder S. 114:

> Nicht einem Mädchen darf der Gutsherr nicken zu,

sind in einem Werke von einem so kleinen Umfange, wie gegenwärtiges Lustspiel, schlechterdings nicht zu gestatten, und um so strenger zu bemerken, da der Verfasser bereits vielfältig bewiesen hat, wie kräftig und bestimmt er die metrischen Forderungen zu erfüllen wisse. Wir machen hier nur auf die Mehrzahl seiner lyrischen Gedichte, besonders seine Sonnette und auf die Verse in der Schule der Frommen aufmerksam.

Die letzte Erzählung dieses Bandes: Der Karneval und die Somnambüle ist die vorzüglichste Spende desselben. Sie steht, da sie, wie es in den früheren Mittheilungen der Fall war, die Schilderung der Eigenthümlichkeiten eines weiblichen Herzens enthält, mit denselben in einem psychologi-

schen Zusammenhange. Es wäre nichts leichter, als diese Erzählung als unbedeutend zu verwerfen; wenn man, sie nur oberflächlich betrachtend, mit dem gewöhnlichen Maßstabe der modern gewordenen vernichtenden Kritik messen, und darnach, ohne das Urtheil eines Beweisgrundes zu würdigen, absprechen wollte. Demungeachtet verdient sie in Rücksicht der Erfindung sowohl, als der der Durchführung lobende Anerkennung. Mancher Fehler ungeachtet ist sie das Werk eines Poeten, der besonders in einzelnen Theilen Vortreffliches erscheinen ließ. Tiefe des Gefühls ist mit Humor und Satyre auf eine erfreuliche Weise verbunden, und das Gemüth des Lesers wird durch einen reichen und gut gestellten Wechsel von Begebenheiten angezogen und festgehalten. Vorzüglich gelungen ist die humoristische Exposition. Die eindringliche Schilderung der Charlatanerie des Mysticismus, bey deren Darstellung es zwey glückliche Züge sind, daß die Magnetisirte im Zustande der Hellseherey das Kleinste, und sogar einen gar nicht zur Sache gehörigen, auf einen Felsen stehenden Esel erblickt; und daß der betrügerische Magnetiseur durch das Vorgeben, daß man seiner Kranken nicht mit Metallen nahen dürfe, von dem Helden der Geschichte die Schlüssel zu seiner Schatulle erhält, deren er sich bedient, um jenen bestehlen zu können. Auch sind die Zeichnungen einiger Nebencharaktere, besonders des Gentlemans S. 167, des Altkölners, des Stockpreußen und des Bonapartisten, S. 194 bis 200, vorzüglich.

Zu bedauern ist, daß der Verfasser, durch eine nicht zu lobende Sonderbarkeit im Entwicklungsgange der Hauptcharaktere, die Wirkung in etwas schwächt, welche hätte voll hervorgehen müssen, wenn er der gewöhnlichen Weise treu geblieben wäre Er schildert nämlich jene Eigenthümlichkeiten derselben, aus welchen die Hauptereignisse wie als Wirkungen hervorgehen, erst nachdem wir jene Ereignisse bereits erfahren haben, in einem Postskript, und stellt so die Ursache hinter die Wirkung.

An poetischen und durch Wahrheit treffenden Stellen ist die Erzählung überreich. Zu den ersten gehört die Stelle S. 143: »Der Frühling lachte über den Gefilden und weinte aus den frisch geschnittenen Zweigen der Rebe« u. s. w.; zu den letzten die, welche nach der Situation folgt, in der ein Restaurator, welcher, um die Stadt Köln zu verschönern, nach einem, von ihm selbst verfertigten Plane, den größten Theil derselben niederzureißen anräth, außer sich kommt, als man dabey auch sein Haus nicht verschonen will. S. 177: »Hier

»hast du den modernen Wirthshaus-Liberalismus, den Affen »des französischen Tiegers. Hier hast du unsere Deutschen, in »einem Zuge, mit einem Worte, da liegt die Bescheerung »auf einer Schüssel. Nichts ist ihnen heilig, wenn es nur »gilt, wohl erworbene Rechte Anderer zu vertilgen, aber wenn »sie selbst ein Titelchen von dem einbüßen sollen, was ihnen ge»hört, da schaudern die Herren zurück.« Solcher kräftigen Hiebe auf die Verkehrtheiten der Zeit finden wir mehrere in dieser Erzählung.

Deinhardstein.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LII.

Kritische Anzeige neuer und neuester Kupferstiche mit historischer Einleitung.

In der Absicht, einige beachtenswerthe, zum Theil sogar vortreffliche Kupferblätter und Lithographieen anzuzeigen, und die Anzeige derselben mit kurzen Urtheilen zu begleiten, will der Verfasser die selten gehörig in Acht genommene Bemerkung vorausschicken: daß, wie jedes gesunde Urtheil über Kunstwerke einer historischen Basis bedarf, diese auch bey Kupferstichen unumgänglich nothwendig sey; denn im Verlauf der Zeit haben die Ansichten, ja, wohl möchte man sagen, die Kunstzwecke in diesem Fache nicht weniger oft, als in irgend einem andern, gewechselt; und wer ohne Rücksicht hierauf nach allgemeinen Grundsätzen des Geschmacks richten will, wird stets Gefahr laufen zu irren oder unbillig zu seyn.

Den Künstlern, welche uranfänglich in Deutschland und Italien — wir lassen unentschieden, wo es am ersten geschehen sey — in Kupfer zu stechen, und das Gestochene abzudrucken versuchten, war es bloß um die allgemeine Gestalt zu thun; sie arbeiteten mit wenig tauglichen Werkzeugen mühsam, machten unordentliche, steife Striche, selbst die Umrisse wollten ihnen nicht sonderlich gelingen, weil der Stoff widerstrebte, und sie denselben noch nicht gehörig zu beherrschen wußten. M Wohlgemuth war der erste, der sich etwas gewandter benahm, und sein Zeitgenosse Martin Schön vermochte noch mehr: er legt die Schattenstriche einfach neben einander, beynahe ohne Biegung gerade an, daher es am Geschmeidigen mangelt; gleichwohl sind Schön's Blätter, durch inwohnenden Geist, richtigen Ausdruck, Charakter und Mannigfaltigkeit der Köpfe, überaus schätzbar, auch kräftig genug; weil aber der Meister sich mit der Beleuchtung nicht hinlänglich abzufinden versteht, doch von geringem Effekt, wie man an mehreren Blättern der Passion, und an dem preiswürdigsten von allen, die Schön gestochen hat, den Tod der Maria, deutlich wahrnimmt.

Was in Deutschland M. Schön zu Gunsten der jungen Kupferstecherkunst wirkte, geschah ungefähr gleichzeitig in Italien durch den A. Mantegna. Die feinen, zierlichen Gestalten, den lebendigen Ausdruck, die große Mannigfalrigkeit in Motiven und Charakteren, welche den Gemälden dieses großen Meisters zum Lob gereichen, sind auch den gestochenen Blättern desselben eigen. Er zeichnet besser als M. Schön, besitzt mehr Geschmack und überhaupt bessern Styl; allein seine Umrisse sind weniger fließend; die Schatten pflegt er ziemlich richtig mit geraden, etwas trocken ausfallenden Strichen anzugeben; malerische Wirkung bezielt er nicht, und Haltung ist ihm gänzlich unbekannt.

Albrecht Dürers Fleiß und vielseitiges großes Talent gaben, um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, dem Kupferstechen eine

zum Bessern veränderte Gestalt. Obgleich dem Werkzeuge mächtiger gebietend, als Schön oder Mantegna, bedienet doch auch Dürer noch häufig sich gerade laufender, einfach neben einander gelegter Striche, weiß aber denselben nach Erforderniß mehr Abwechslung zu ertheilen; der Stich in seinen Blättern ist bey Weitem geordneter, zarter, glänzender; mehrere derselben, wie Adam und Eva, der heilige Hieronymus, die Melancholie, der Ritter und der Tod, nebst noch einigen, sind ohne Vergleich besser und fleißiger vollendet. Malerischer Effekt, gelindes Abweichen und weiches Verfließen beabsichtigte unser Meister niemals; dahingegen scheint er Kunde von den Massen gehabt zu haben, wie z. B. am Christus im Oelgarten (kleine Passion) deutlich wahrgenommen wird.

Marc Anton Raimondi ahmte das, von Dürer in Holzschnitt herausgegebene Leben Mariä in Kupfer mit besonderer Sorgfalt nach. Auf gleiche Weise wird er denn auch Dürers Kupferblätter, welche damals in Italien großes Aufsehen erregten, studirt, und, wiewohl mit Freyheit, seine eigene Behandlungsweise darnach gebildet haben.

Den von Dürer eingeschlagenen Weg befolgte auch Lukas von Leiden, der zwar nicht so gut zeichnete, und den Grabstichel minder glänzend zu führen wußte, hingegen seinen Blättern mehr Haltung gab, Nahes und Fernes besser andeutete.

Verschiedene Meister beflissen sich, mit mehr und weniger Erfolg im Stechen die Dürerische Weise nachzuahmen. Lukas Kranach, ausgezeichnet als Maler, arbeitet in Kupfer, vielleicht geringer Uebung wegen, mit dürftigen, unsichern Strichen. Von Albrecht Altdorfer sind kleine gestochene Blättchen vorhanden, verdienstlich zwar, doch im Verhältniß zu ihrer Größe nicht zart genug behandelt. Heinrich Aldegrerer, Dürers Schüler, liefert auch kleine Blätter, sticht sauber, kräftig und geistreich, zeichnet überhaupt gut, legt die Gewänder hübsch an nach seines Lehrers Weise, nur noch häufiger und schärfer gebrochen. Georg Pens, ebenfalls in Dürers Schule gezogen, wanderte nach Italien, wo er sich einen rundern, vollern Styl der Gliederformen aneignete, auch freyern, leichtern Faltenschlag; seine Manier zu stechen ist zart, reinlich, zierlich, und nähert sich einigermaßen den fleißigsten Leistungen des M. A. Raimondi. Hans Sebald Beham oder Boehm führt den Grabstichel fast auf dieselbe Weise, nur noch zarter und, wenn wir das rechte Wort dafür wählen, nachdrücklicher; man kann nichts deutlicher und sauberer Ausgeführtes sehen, als seine vier kleinen, die Geschichte vom verlornen Sohne darstellenden Blätter. Israel von Mecheln arbeitete fast auf dieselbe Weise, doch sind die Figuren magerer gezeichnet, die Gewänder brechen sich in steifere Falten.

Der schon mehrmals genannte Mark Antonio Raimondi, von Bologna gebürtig, des F. Francia Schüler, trachtete in seinen ruhmwürdigen Kupferstichen nach Raphael, die herrliche Anordnung, den eleganten Styl der Zeichnung dieses großen Meisters, den richtigen geistreichen Ausdruck der Köpfe, auch den geschmackvollen Faltenwurf nachzubilden, und es glückte ihm damit aufs Beste. Wahrscheinlich hat er selten nach Gemälden, sondern meistens nach Zeichnungen gestochen, wie denn der Parnaß, ingleichen der Kindermord, offenbar nur nach leicht gezeichneten Entwürfen gefertigt sind, und zu den Blättern mit Darstellungen aus der Apostelgeschichte befinden sich mehrere Originale von Raphaels eigener Hand mit der Feder umrissen,

und braun angetuscht in der Florentinischen Zeichnungssammlung. In dem sogenannten Morbetto, so auch in dem großen Blatte von der Marter des heiligen Laurentius ist die Ausarbeitung zwar allerdings vollendeter, zumal deuten die sehr selten vorkommenden recht guten Abdrücke von jener Platte den Lichthof einer brennenden Fackel in der trüben Atmosphäre eines Gewölbes trefflich an; allein dieses rührt von der sorgfältig ausgeführten Zeichnung her, nach welcher Raimondi arbeitete. Eben dasselbe ist auch der Fall mit der Marter des heiligen Laurentius. Beyde Zeichnungen, die erstgenannte, mit Bister getuscht und weiß aufgehöht, von Raphael, die andere, mit Rothstein zierlich behandelt, ein Werk des B. Bandinelli, werden auch in der Florentinischen Sammlung bewahrt.

Augustin Venetiano, Marko von Ravenna, Julius Bonasono, Martin Rota, Aeneas Vico, Georg Ghisi von Mantua und dessen Schwester Diana folgten auf den Raimondi, und können zum Theil als Nachahmer seiner Manier zu stechen betrachtet werden; indessen muß man gestehen, daß sie ihr Muster nicht erreicht haben, obwohl die von ihnen verfertigten Blätter nach verschiedenen Meistern schätzbar genug sind. Wir erinnern vor andern an das Jüngste Gericht des Michel=Angelo, welches Martin Rota in halber Bogengröße äußerst sauber und reinlich gestochen. Die Ghisi arbeiteten in einer freyern Manier, Georg viele Blätter nach Michel-Angelo und Raphael; Diana, außer einigen nach Raphael, meistens nach Julius Romanus.

Das Radiren und mit Scheidewasser in Kupfer zu ätzen soll von Francesko Mazzuoli, genannt il Parmegianino, erfunden worden seyn, und ohne Zweifel war er einer der ersten, welche sich dieser Art auf Kupfer zu zeichnen, sodann durch Einätzen und Abdrucken das Gezeichnete zu vervielfältigen, bedienet; indessen sind von Albrecht Dürer ebenfalls radirte Blätter vorhanden, und, wofern dieselben auch aus den letzten Jahren seines Lebens herrühren sollten, können sie doch schwerlich jünger seyn, als die Radirungen des Parmegianino. Sonach ist es wahrscheinlich mit dieser Erfindung wie mit mehreren andern gegangen, nämlich, die Zeit und die Umstände bewirkten, daß sie geschehen mußte, und also geschah sie, zwar freylich irgendwo am frühesten, doch die leiseste Kunde davon leitete die Forscher an verschiedenen Orten auf ähnliche Entdeckungen. Hier aber, wo wir bloß den eigentlichen Kupferstich oder die Arbeit mit dem Grabstichel beachten, ist nicht der geeignete Ort, die Angelegenheit der Erfindung des Radirens weiter zu besprechen.

So wie in der Malerey und Bildhauerkunst die Manieristen das Uebergewicht erhielten, versuchten auch die Kupferstecher in ihrem Fache allmälich eine keckere, und sodann in verwegener Kühnheit gar zu weit gehende Führung des Grabstichels. Cornelius Cort, Heinrich Goltzius, Aegidius Sadeler, Johann Müller, Saenredam des Goltzius, und Fr. Villamena des C. Cort's Schüler, sind Meister, auf welche das Gesagte vornehmlich anwendbar ist; und da die Carracci dem ausgearteten Geschmacke in der Malerey wieder eine bessere Richtung gaben, so brachte Agostino Carracci, der nebenbey die Kupferstecherey übte, auch diese auf die rechte Bahn zurück. Seine Behandlungsweise ist frey, männlich; ihm wäre das Glänzende ebenfalls gelungen, hätte er solches für nöthig oder nützlich gehalten; aber er sah überall zunächst auf die wesentlichen Eigenschaften

richtiger Zeichnung und lebhaften, geistreichen Ausdrucks. Aeneas, der mit den Seinigen aus dem brennenden Troja flüchtet, nach Fr. Barocci, und der heil. Hieronymus, nach eigener Erfindung und Zeichnung, werden immer geschätzte, selbst den besten Kupferstichsammlungen zur Zierde gereichende Blätter bleiben.

Bis damals verfolgten die Kupferstecher bloß den einfachen Zweck deutlicher Darstellung des Gegenstandes, und wenn oben schon erinnert worden, daß Mark Anton meistens nur nach Zeichnungen stach, so sollten auch die Blätter, welche seine Nachfolger wirklich nach Gemälden verfertigten, bloß leisten, was mehr oder minder ausgeführte Zeichnungen nach jenen Bildern geleistet hätten; besondere Rücksicht auf malerischen Effekt wurde nicht genommen, zarte Haltung und Luftperspektive von Wenigen und nie mit sonderlichem Gelingen bezielt, seltener noch Andeutung der Lokalfarben und höchst selten Charakterisirnung der verschiedenen Stoffe; man sah vornehmlich auf das Ganze des Vorbildes in Erfindung und Anordnung, dann kam, dem Vermögen des Kupferstechers gemäß, die Zeichnung in Betracht, wobey er sich jedoch mitunter Freyheiten erlaubte, wie denn die Figuren in dem vorhin gelobten Blatte des Agostino Carracci von dem aus Troja flüchtenden Aeneas hinsichtlich auf ihre Gliederformen sehr abweichen von denen, welche F. Barocci ihnen in seinem Gemälde gegeben hat; auch ist der erwähnte Kupferstecher in dem großen Blatte von der Kreuzigung Christi nach Tintoretto dem Originalgemälde nicht durchaus treu geblieben.

Bald nach Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bildete sich in den Niederlanden die ehrenwerthe Schule der Kupferstecher, welche, von Rubens geleitet, vornehmlich nach dessen Werken, nach van Dyck und J. Jordaens arbeiteten: Lucas Vorstermann, Schelde von Bolswert und Paulus Pontius zeichneten sich vor andern rühmlich aus. Ihr Hauptbestreben und in der That eigenthümliches großes Verdienst war, die Kunstschöpfungen des genialen Rubens recht im Geiste des Meisters nachzubilden, den malerischen Effekt des Ganzen treulich wiederzugeben, und so sehr glückte es ihnen, daß in diesem Stück ihre Blätter von keinen andern übertroffen, ja, strenge genommen, sogar nie erreicht worden sind. Die Arbeiten der drey genannten Kupferstecher unter sich vergleichend, geräth man in einige Verlegenheit, welchem von ihnen der Vorzug zukomme. Bolswert sticht am reinlichsten, zierlichsten; seine Stiche haben, neben vieler Zartheit, am meisten Glanz und Kraft. Vorstermann erscheint malerischer, abwechselnder, versteht meisterhaft das Licht zu sammeln, und gehörig abzustufen, das Nackte behandelt er vortrefflich. Pontius besitzt alle die gelobten guten Eigenschaften seiner beyden Kunstbrüder und der natürliche Ausdruck in den Köpfen gelingt ihm zuweilen ganz vortrefflich, so auch die klaren Halbschatten.

Nach dem niederländischen entwickelte sich sodann das französische Kupferstecherwesen, und leistete, wiewohl auf etwas andere Weise, eben so Ausgezeichnetes; der Grabstichel wurde jetzt noch zierlicher geführt, den Strichen mehr Glänzendes und Regelmäßiges gegeben. War die malerische Wirkung von Licht und Schatten in diesen französischen Blättern nicht so gut, so kunstmäßig verstanden, als in manchen der vorgedachten Niederländer, so hatte die Behandlung hingegen mehr Bestechendes; auf schmückende Nebenwerke wurde, zumal bey Porträten, große Sorgfalt verwendet. Im historischen Fache war G. Audran einer der Besten, und hat viele werthvolle Blätter geliefert; er sticht kräftig und

deutlich, verbunden mit guter Zeichnung. Wir betrachten indessen den G. Edelink, der zwar aus Antwerpen gebürtig war, aber in Paris lebte und starb, als den Obermeister der französischen Kupferstecherzunft. Derselbe that sich in historischen Darstellungen wie in Bildnissen rühmlichst hervor; von jenen sind besonders die heilige Familie nach Raphael und Alexanders Besuch bey der Familie des Darius nach Mignard hochgeachtet; von den Bildnissen aber gelten das Brustbild des Malers le Brun und die Halbfigur des Malers Champagne für Meisterstücke. Seine Weise zu stechen ist zart und kräftig, das Fleisch an den Bildnissen weich gehalten und vortrefflich gerundet, die Haare wirklich musterhaft, gleichsam gemalt. Dem Edelink steht an Kunstverdienst nahe A. Masson; er sticht nicht weniger schön, auch sind seine Bildnisse eben so gut gerundet, aber nicht ganz so reich und malerisch, die Haare wundersam fleißig und künstlich gearbeitet, doch, wie wohl nicht abzuläugnen seyn dürfte, wegen allzuhäufig ausgesparten einzelnen Haaren etwas drahtartig und manierirt. Ein edler Meister war auch Robert Nanteuil, welcher jedoch nur Bildnisse, und, so viel uns bekannt ist, nur Brustbilder gestochen hat. Die Fleischpartieen pflegte er meist mit Punkten zu behandeln, ausnehmend weich, zart und gerundet; Haare und Gewänder sticht Nanteuil zwar auch gut, muß aber darin dem Edelink sowohl als dem Masson den Vorzug überlassen.

Es ist dem Zwecke dieser Abhandlung angemessen, eine lange Reihe französischer Kupferstecher ohne weitere Meldung zu übergehen, die, obgleich Männer von guten Talenten, doch ihre Kunst bloß fortsetzten, ohne etwas wesentlich Neues hinzuzufügen, oder derselben einen andern, von dem vorigen verschiedenen Charakter aufzuprägen; aber im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hob sich P. Drevet der jüngere ehrenvoll hervor. Seine nach G. Rigaud gestochenen Bildnisse sind wegen des üppigen Schmucks der Vorbilder zwar etwas rauschend und unruhig, doch, was die Arbeit in Kupfer betrifft, in allen Theilen herrlich ausgeführt, äußerst zart und hinlänglich kräftig. Bossuet, in ganzer Figur, stehend, ist eins der geschätztesten Blätter, der Inbegriff von Drevet's Kunst.

Jetzt, da die Technik ungemein verbessert war, größere Forderungen an den Kupferstich geschahen, als früher, derselbe auch allerdings mehr ins Detail gehende Rechenschaft gab und geben wollte von den äußerlichen Eigenschaften der zu Vorbildern dienenden Gemälde, erlaubten sich gleichwohl die genannten besten Meister des Fachs einige Freyheit; sie suchten nämlich in ihre Blätter diejenige Harmonie zu bringen, welche der Kupferstich als Kupferstich verlangte, und solche gewaltsam dunkle Partieen kommen bey ihnen sehr selten oder nie vor, als manche, zumal Engländer, in neuer und neuester Zeit, nicht mit gehöriger Mäßigkeit zur Andeutung der Farbe gewagt haben.

Das Verfahren der Kupferstecher, wie es nach Hauptleistungen der besten Meister vorhin angegeben worden, erhielt sich unter ganz geringen Abweichungen, nicht allein in Frankreich selbst, sondern fand auch in andern Ländern Beyfall und Nachahmer, bis J. Georg Wille durch herrlichen wundersamen Glanz des Grabstichels allgemeinen Beyfall erntete, und dem Bestreben seiner Kunstgenossen eine neue, etwas veränderte Richtung gab. Niemand hat seidene Stoffe, Teppiche, glänzende Metallgeräthschaften und anderes dergleichen so vortrefflich in Kupfer dargestellt, wie er: die seidenen Strümpfe in dem Bildnisse des Grafen

von St. Florentin sind ein bekanntes Meisterstück, nicht minder preiswürdig auch die weißen Atlasgewänder in dem Blatte L'instruction paternelle nach G. Terburg und in dem vom Tode der Kleopatra nach C. Netscher.

Beyläufig sey hier gemeldet, daß schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch L. von Siegen die geschabte Manier oder sogenannte Schwarzkunst erfunden, von ihm dem kunstliebenden pfälzischen Prinzen Robert mitgetheilt, und durch diesen weiter verbreitet worden. Von Wallerant Vaillant, einem geschickten flammändischen Maler, erhielt sie bald wesentliche Verbesserungen, wurde sodann an verschiedenen Orten geübt, weiter verbessert, und, etwa vom Jahre 1750 an, besonders in England durch viele vortreffliche, auf solche Art ausgeführte Werke geadelt. Allein die hier anzustellenden Betrachtungen dürfen sich eben so wenig über geschabte oder Schwarzkunst-Blätter, als über die radirten erstrecken; so werden auch weder punktirte, noch die in geätzter Manier (aqua tinta) berücksichtiget.

Robert Strange, von einer der orkadischen Inseln gebürtig, lebte und arbeitete zu London. Er hat auf mehreren seiner Kupfertafeln nach Raphael und Correggio Geist, Ausdruck und Zeichnung der Vorbilder zwar allerdings weniger treu und charakteristisch, als gewünscht werden möchte, übergetragen; dagegen gelang ihm das Weiche, die zarte, schmelzende Rundung des Nackten an der Venus und an der Danae, beyde nach Tizian, besser als keinem Andern, und in mehreren Blättern nach Guido Reni ist der angenehme Silberton der Gemälde unübertrefflich nachgebildet.

Strange und Wille hatten ungefähr gleichzeitig jeder in seiner Art Vorzügliches geleistet, in mancher Hinsicht sogar Einziges und zuvor nie Gesehenes. Der um einige Jahre jüngere William Woollett ist ihnen indessen an Ruhm und Verdiensten gleich zu schätzen, denn in gestochenen Landschaften übertraf derselbe alle seine Vorgänger; keiner hat die Klarheit des Wassers, die Bewegung der Wellen und in reichen Kompositionen die Abstufungen der verschiedenen Gründe, das Heitere, Duftige so vortrefflich auszudrücken gewußt. Woollett's Kunstvermögen war aber nicht allein auf das landschaftliche Fach beschränkt, sein Tod des Generals Wolfe nach B. West ist ein hochberühmtes Blatt und in der That unter den historischen Darstellungen in Kupferstich eine der werthvollsten.

Als in Frankreich die Kupferstecherkunst am fröhlichsten blühte, betrieb man dieselbe in Italien lau, und wir finden zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nur den Jakob Frey, einen Schweizer von Geburt, der zu Rom nach Guido, Domenichino, A. Sachi und C. Maratti bedeutende Blätter lieferte. Seine Behandlung ist nicht besonders zart, aber malerisch, und den Gemälden, nach denen er stach, zumal denen von A. Sachi und C. Maratti, wohl angemessen. Frey's Kunstthätigkeit dauerte bis gegen die Mitte des Jahrhunderts. Nach ihm kamen Dominikus Cunego, ein Veroneser, und Johann Volpato, aus Bassano, in guten Ruf; beyde arbeiteten in Rom. Franz Bartolozzi, von Florenz gebürtig, wäre ihnen noch vorzuziehen, wanderte aber nach London aus, wo er sich in der Kunst und im Bestreben den dortigen Meistern anschloß. Cunego arbeitete viele, großentheils lobenswerthe Blätter zu dem von Gav. Hamilton herausgegebenen Werke: Scuola italica, und andere, größere, nach Hamilton's eigenen Gemälden; Volpato er-

warb sich Lob und Vermögen durch die von ihm gestochene Folge großer Blätter nach den vatikanischen Wandgemälden des Raphael.

Höher in der Kunst als Volpato brachte es der Zögling und Schwiegersohn desselben, Raphael Morghen, welcher als das Haupt einer neuen, von ihm gegründeten Schule anzusehen ist, die in Italien noch fortbesteht, auch, wie niemand abläugnen mag, Einfluß auf manchen der bessern Kupferstecher in andern Ländern ausgeübt hat. Morghen führt den Grabstichel zwar nicht auffallend kühn oder vorzüglich glänzend, seine Behandlung aber ist zart, und allen Theilen die erforderliche Sorgfalt gewidmet. Den Styl der Formen und Falten seiner Vorbilder sucht er möglichst zu bewahren, Ausdruck und Charakter in den Köpfen wiederzugeben, auch pflegt er, oder besser gesagt, er bestrebt sich, durch mehr oder weniger Hell und Dunkel die Wirkung der Lokalfarben anzudeuten; doch muß eingestanden werden, daß dieser Theil der Kunst noch keineswegs so weit gediehen ist, als er wohl könnte und sollte. Das Blatt, worin Morghen seine Kunst überhaupt am besten bewährt, Charakter, Styl und Ausdruck des Vorbildes am treuesten aufgefaßt hat, ist sonder Zweifel die Madonna del Sacco, nach Anderen del Sarto; dann dürften die vier Blätter kommen nach den Rundgemälden des Raphael an der Decke des Saales der Schule von Athen, die Theologie, die Philosophie, die Poesie und die Gerechtigkeit vorstellend, hiernächst das große Blatt von der Aurora des Guido Reni. Im Abendmahle nach L. da Vinci leistete unser Künstler zwar viel, weil aber wegen des äußerst beschädigten Zustandes des Originalgemäldes die Zeichnung zum Kupferstich allerley Hülfsmittel erforderte, und aus alten Kopien zusammengetragen werden mußte, ist das Ganze nicht in allen seinen Theilen nach strengen Regeln der Kunst zu beurtheilen.

Nachdem Wille's beste Thätigkeit schon vorüber war, fehlte es der französischen Hauptstadt gleichwohl nicht an mehreren guten, das erworbene Ansehen der Schule aufrecht haltenden Kupferstechern, von denen hier, gebotener Kürze wegen, nur C. C. Bervis und Desnoyer zu nennen sind. Jener, ein trefflicher Schüler von Wille, stach vorzüglich glänzend und mit großer Kraft den Raub der Dejanira, nach Guido Reni, und als Gegenstück die Erziehung des Achilles nach Regnault. Desnoyer hat Raphael's Madonna di Foligno, auch die sogenannte Giardiniera dieses Meisters schön gestochen, reinlich und kräftig; es sind die besten Kupferstiche nach diesen berühmten Gemälden.

Das löbliche, der Kupferstecherkunst zu Paris gewidmete Bemühen trug schöne Früchte auch für Deutschland. J. M. Preißler aus Nürnberg, G. Fr. Schmidt aus Berlin und Adrian Zingg von St. Gallen waren Freunde, Zeit- und Studiengenossen von Wille, welchem Schmidt auch an Verdiensten sehr nahe steht. Das von ihm gestochene Bildniß des Malers de la Tour gehört zu dem Allerbesten, was die damalige Zeit in solchem Fache hervorgebracht. Jakob Schmutzer aus Wien, dessen Blätter nach Rubens mit Recht hochgeschätzt werden, und Johann Gotthard Müller aus dem Würtenbergischen bildeten sich ebenfalls in Paris, von Wille geleitet, zu vorzüglichen Meistern. Das von Müller gestochene Bildniß König Ludwig XVI. ganze Figur, im königlichen Ornat, hat zu seiner Zeit allgemeine Bewunderung erregt, und rücksichtlich auf den Kunstfleiß, den zart und reinlich geführten Grabstichel, kann man ihm

solche auch jetzt noch kaum versagen. Das Blatt von der Schlacht auf Bunkershill ist noch schöner, d. h. mit mehr Freyheit, gestochen.

Müller d. j. genoß den Unterricht seines Vaters, und erwarb sich einen ehrenvollen Platz unter den besten Kupferstechern durch das vortreffliche Blatt der Madonna di S. Sisto nach dem Gemälde des Raphael in der Gallerie zu Dresden.

Rühmliche Erwähnung heischt auch das Blatt von der Darstellung im Tempel, nach Fra Bartholomeo, welches der noch lebende Wiener Kupferstecher Rahl gestochen hat.

Gegenwärtig scheint die Kupferstecherkunst sich mit ihrem besten Vermögen nach Oberitalien gewendet zu haben. Alle Kunstfreunde zollten willig der von Longhi in Mailand nach Raphael gestochenen Vermählung der heiligen Jungfrau mit Joseph Lob und Beyfall. Selten hat irgend ein Blatt sich einer so guten Aufnahme beym Publikum zu erfreuen gehabt, wie dieses, auch in der That selten eines besser verdient, wohl aufgenommen zu werden.

Anderloni, ebenfalls in Mailand, kommt dem Longhi ziemlich gleich; die Ehebrecherin nach Tizian besitzt alle Eigenschaften, die man von einem vorzüglichen Werke der Kupferstecherkunst nach dem jetzigen Stande derselben verlangen kann, und wenn die Liebhaber sich Longhi's vorerwähntem Blatte geneigter bewiesen haben, so war schwerlich die Arbeit des Kupferstechers hieran Ursache, sondern das Tizianische Gemälde eignete sich weniger für den Kupferstich, als Raphaels Werk.

Ein würdiger Zunftgenosse dieser beyden trefflichen Meister ist auch Giorita Garavaglia, dessen an die Stiche des R. Strange erinnernder Amor und das vom jungen Johannes verehrte und von Cherubinen umschwebte Christkind nach C. Maratti unstreitig zu den tadellosesten Kupferstichen der neuern Zeit gehören.

Nicht minder Rühmliches, als von einem der so eben genannten Künstler, läßt sich auch von Toschi aus Parma sagen, dessen große noch nicht vollendete Arbeit zu den besten Erwartungen berechtigt, und worüber weiterhin näherer Bericht soll gegeben werden. Nur sey in Beziehung auf die genannten oberitalischen Kupferstecher hier noch erinnert, daß dieselben überhaupt der von Morghen vorgezeichneten Bahn folgen. Longhi wendet indessen weniger Punkte an in seinen Fleischpartien, Anderloni sticht glänzender, und auf Garavaglia scheint Strange Einfluß gehabt zu haben; in den dunkelsten Schatten bedient er sich der breiten, gebrochenen Gewaltstriche, wie Woollett, und dergleichen wird man auch in den Arbeiten des Toschi gewahr, der, zumal in landschaftlichen Gründen und Behandlung der Lüfte, Studium nach Woollett verräth, die Massen vorzüglich gut beobachtet, und denselben, besonders in den Gewändern, viel Wirksamkeit und Sättigung zu geben versteht.

Vielleicht gerieth diese Bevorwortung der nun folgenden Anzeigen einiger neu erschienenen Kupferstiche und Lithographien nach Verhältniß etwas weitläufig; doch sie sollte dem Leser den Gang der Kupferstecherkunst von Anbeginn vor Augen legen, zeigen, wie es gegenwärtig mit derselben beschaffen ist, und endlich ein Bekenntniß unserer eigenen Ansichten seyn, auf welche die Urtheile sich gründen.

* * *

L'assomption de la Vierge, nach dem Gemälde des Guido Reni in der Gallerie zu München, gestochen von G. C. Schüler, 1829.

Man kann diesem Werke nur Gutes nachreden, das Gemälde, bekanntlich eine der köstlichsten Zierden der ehemaligen Düsseldorfer, jetzt mit der Münchner vereinigten Gallerie war es werth, den Kunstliebhabern durch einen guten Kupferstich gleichsam näher gebracht zu werden. Die Arbeit des Herrn Schüler ist gefällig und zart, in den Schattenpartien wird die erforderliche Klarheit nicht vermißt, und der Ausdruck kann durchaus für gelungen gelten, besonders in dem schönen Kopfe der emporschwebenden Maria. Daß der Effekt des Ganzen, ungeachtet der erwähnten löblichen Eigenschaften des Styls und der breiten Massen von Licht und Schatten, nicht auffallender ist, rührt ohne Zweifel von dem luftigen, heitern Tone des Vorbildes her.

Christus, Brustbild, ganz Vornansicht, nach H. Holbein, gestochen von C. Barth. Edle, regelmäßige Züge, Ausdruck von Güte und dabey doch etwas Ernstes; ungemein lebhafte, fast leuchtende Augen, das alles ist in der Darstellung lobenswerth; den Charakter aber zu erforschen, hat ganz eigene Schwierigkeiten, er läßt sich nicht auffassen, und entwischt gleichsam dem forschenden Beschauer; die Bildung ist wohl schön im Allgemeinen, doch gar zu glatt und verfließend. Die rechte Hand, von der man bloß die Finger sieht, scheinet zum Segnen erhoben, die Linke hält einen Kreuzstab. So viel, das Gemälde betreffend. Der Kupferstecher an seinem Orte befriedigt jede billige Forderung: seine Striche sind zart, reinlich, zierlich, das Ganze mit Fleiß und mit Liebe vollendet.

Gesù all' Orto, nach Carlo Dolce, gestochen von Felsing. Billige Kunstrichter werden von einem Blatte nach C. Dolce schwerlich mehr fordern, als Herr Felsing hier geleistet hat. Seine Behandlungsweise ist Morghen und Longhi nachgebildet, mit denen er übrigens auf das glücklichste wetteifert, und ihnen weder im Zarten, noch im Kräftigen, noch in der gefälligen Harmonie des Ganzen nachsteht. Der Kopf des betenden Erlösers ist ganz besonders fleißig ausgeführt.

Beatrice Cenci, Brustbild, nach Guido Reni, gestochen von Giorita Garavaglia. Das Gesicht ist ein wahres Meisterstück, zart ausgeführt und schön gerundet, die Haare, vortrefflich behandelt, glänzen wie Seide; die Falten aber haben wenig Angenehmes, sind verworren und unruhig, so jene des um den Kopf geschlagenen Tuchs, wie die des weiten, Schulter und Rücken deckenden Gewandes. Man geräth in Zweifel, ob die Schuld davon auf den als Zeichner angegebenen Hrn. Minardi fällt, oder ob das Blatt nach einem andern, als dem berühmten vortrefflichen Gemälde im Pallaste Colonna zu Rom gearbeitet sey.

Zwey Kinder, Geschwister: ein Mädchen, welches einen kleinen muntern Knaben auf dem Schooße hält, nach Th. Lawrence gestochen von George.

Recht sehr lebendiger, gegenseitiger Ausdruck des Vergnügens, der Freude und der Liebe in den beyden Figuren. Dem Kupferstecher,

Herrn George, gelang es vortrefflich, anzudeuten, daß das Vorbild, nach welchem er arbeitete, nur eine leicht hingeworfene, aber geistreiche Malerey war, und nie hat vielleicht irgendwo der Grabstichel die Klarheit des Halbdunkels leicht beschatteter Partien so glücklich dargestellt; dunkle Flecke wechseln hie und da plötzlich mit den leichtbeschatteten Stellen ab, und so fehlt es zwar dem Werke keineswegs an Wirkung, aber sie könnte angenehmer, dem Auge gefälliger seyn.

Forum Romanum. C. R. Cockerell, architectus, delineavit, Joan. Concy incidebat. Londini apud Colnaghi filium 1829. Ein großes radirtes Blatt.

Die Mühe, welche der kenntnißreiche Architekt, Herr Cockerell, sich um die Topographie dieses Theils des alten Roms gegeben, ist gewiß löblich, und, außer daß er das Kapitolium mit seinen Tempeln zu hoch, zu ragend darstellt, wird man gegen die von ihm gezeichnete Restauration und Prospekt, den Tempel des Antoninus und der Faustina im nächsten Vordergrunde, nicht eben viel einwenden. Doch, so wie der unterrichtete Reisende, wenn er nach Rom kommt und die Wirklichkeit vor sich sieht, verlegen ist, wo er auf dem verhältnißmäßig nicht sehr großen Raume des alten Forum die Menge großer Prachtgebäude, von denen die Schriftsteller reden, unterbringen soll, so geschieht wenigstens uns etwas Aehnliches mit dieser Ergänzung: man kann sie nicht läugnen, denn die noch stehenden Ueberbleibsel haben den Verfasser geleitet; man vermag aber auch nicht, sie zu glauben, weil das Ganze theatralisch überfüllt aussieht, mährchenhaft und einer Operndekoration ziemlich ähnlich.

Der Kupferstecher J. Concy arbeitete mit kecker Nadel in kräftiger Manier, die einigermaßen an die Blätter des Piranesi erinnert.

Christus, St. Petrus, St. Paulus, St. Simon und St. Jakobus, Statuen von Thorwaldsen, gezeichnet von Camia und gestochen in abgesonderten Blättern, die drey zuerst genannten von P. Folo, St. Simon von Bettelini und St. Jakobus von P. Fontana.

Betrachtungen über den Bildhauer, seine Statuen und was an denselben lobenswürdig oder allenfalls besser zu wünschen wäre, anzustellen, dürfte dem Vorhaben, dem Zweck entgegen seyn; die Arbeit der Kupferstecher aber, deren Anzeige und nähere Prüfung hier beabsichtigt ist, hat viele Verdienste. Folo, aus der Schule des Volpato, bewies in den drey von ihm gestochenen Blättern unstreitig am meisten Geschicklichkeit; seine Umrisse sind wohl gezeichnet, bestimmt zwar, doch ohne Härte; die Striche und Schraffirungen legt er mit vieler Freyheit so regelmäßig als zierlich an, gibt den Schatten Sättigung und Klarheit. Ihm nahe kommt Fontana, welcher auch schön sticht, kräftig, klar, zart und fleißig ausgeführt, den Grabstichel aber nicht so meisterhaft zu führen versteht, auch haben die Striche weniger Abwechslung, und laufen, in den Gewändern zumal, etwas gerader. Bettelini mag an Fleiß und reinlicher Behandlung den Fontana gleich zu schätzen seyn, es fehlt seiner Arbeit ebenfalls nicht an Kraft, allein die Schatten fallen mehr ins Trübe, als Folo und Fontana solche zu machen pflegen.

Die heilige Familie mit zwey knieenden, das Christkind verehrenden Engeln, nach Tizian von P. Anderloni gestochen. Vergleicht

man Anderloni's früher schon beyläufig erwähntes und gelobtes Blatt, von der Ehebrecherin, nach allen seinen Eigenschaften mit der jetzt zu betrachtenden heiligen Familie, so wird jenem als Kupferstich wohl der Vorzug einzuräumen seyn, da hingegen die heilige Familie als Darstellung mehr Gunst bey den Liebhabern finden möchte; indessen ist auch der Stich dieser letztern des Beyfalls der Kenner werth. Herr Anderloni bedient sich für die Fleischpartien einer ungefähr ähnlichen Behandlungsweise, wie wir in der Arbeit des Herrn Toschi wahrnehmen; nur blieb er sich nicht überall ganz gleich; das Kind auf dem Schooße der heil. Mutter, die dasselbe anbetet, ist ihm vortrefflich gerathen, zumal Schenkel und Beine desselben. Die Gewänder sind überhaupt schön gestochen, klar und gesättigt; nur wäre an einigen Stellen das Steife noch sorgfältiger zu vermeiden gewesen; die Behandlung der Haare hat auf unbedingtes Lob Anspruch, und sie wechseln selbst in den verschiedenen Tinten gut ab. Ueberhaupt ist dieses Blatt eines von denen, wo der Kupferstecher sich am meisten Mühe gegeben, die Farben seines Vorbildes anzudeuten.

Die preußische Staatsverwaltung, Künste und Wissenschaften begünstigend, wendet auch dem Handel und der Nationalindustrie ihre belebende Aufmerksamkeit zu, und da bey den Produkten der Fabriken, bey Geräthschaften, welche zur Zierde oder zum Gebrauch, meist auch für beydes zugleich, dienen, neben der innern Güte auf ein gefälliges Aeußere viel ankommt, so sind Muster von gutem Geschmack und schöner Zeichnung für allerley Gewerbe und Handwerke nicht allein nützlich, sondern nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge nothwendig und unentbehrlich. Das anzuzeigende Werk:

Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker, herausgegeben von der königl. technischen Deputation für Gewerbe, Berlin 1821 bis 1830, kömmt diesem Bedürfnisse entgegen, und gereicht der Behörde, welche dasselbe unternahm, zur großen Ehre. Bloß dem öffentlichen Nutzen gewidmet, wird es nicht verkauft, sondern im Umfange des preußischen Staats unentgeltlich an Bibliotheken und Anstalten zu Förderung der Gewerbe vertheilt, auch allenfalls als Geschenke und Belohnungen ausgegeben. Durch das Ganze waltet ein geläuterter schöner Geschmack, der sich sowohl in den gewählten besten Formen und Zierathen nach Antiken, als in den hinzugefügten Musterbildern von moderner Erfindung überall gefällig offenbart. Dann ist auch die Ausführung vorzüglich wohl gerathen; Zeichner und Kupferstecher haben viel, ja beynahe alles, was möglich war, geleistet; mehrere Blätter sind wahre Kunststücke, von ganz vorzüglichen Meistern in Deutschland, Italien, Frankreich und England gestochen. Sonach sind diese Vorbilder durchaus geeignet, ihren Zweck zu erfüllen, auf die preußische Industrie in mannigfaltigen Beziehungen günstig einzuwirken.

Auf dem Titel wird alles bis jetzt Erschienene Erster Theil genannt, woraus sich muthmaßen läßt, das Werk sey noch nicht beendigt, und man habe auf weitere Fortsetzung desselben noch zu hoffen. Das gegenwärtige Ganze besteht aus 94 Blättern, in drey Abtheilungen, von denen die erste, bey weitem stärkste, Musterbilder enthält für alles, was in die Klasse architektonischer Zierathen gehört, vom einfachsten Stab und Gliederprofil bis zu den reichsten und zusammengesetztesten Säulenknäufen, Hauptgesimsen, Fries- und Deckenverzierungen u. s. w. Die zweyte Abtheilung macht mit mannigfaltigen schönen Formen von sogenannten

etrurischen Vasen, marmornen und bronzenen Gefäßen bekannt; mit Dreyfüßen, Lampen, Leuchtern und andern Geräthschaften; untermischt sind moderne Entwürfe zu Pokalen und bedeckten Schalen. In der dritten Abtheilung befinden sich Muster zur Verzierung von Zeugen, insbesondere für Wirkerey.

Hier kann weder die Frage seyn, noch die Absicht vorwalten, alle einzelnen Blätter des Werks, in soferne dieselben als Vorbilder dienen sollen, kritisch zu würdigen, indem sie meistentheils antiken Denkmalen von anerkannt klassischem Werthe entnommen sind, sondern, da die gegenwärtige Anzeige hauptsächlich von Kupferstichen handelt, so sollen die besten Blätter aller drey Abtheilungen auch nur als Kupferstiche betrachtet, und dem Leser über ihre dießfälligen Eigenschaften Bericht erstattet werden.

In der ersten Abtheilung, welche erwähntermaßen vornehmlich architektonische Zierathen enthält, gewähren die Blätter von J. Roffe, Edmund Turrell und W. Lowry, Londner Kupferstecher, großes Vergnügen, oder vielmehr sie überraschen, und setzen in angenehme Verwunderung durch ganz außerordentlich zarte Arbeit, kräftige und klare Schatten. In dem Blatte Nr. 9 von Lowry ist die Nettigkeit des Styls dergestalt weit getrieben, daß man Mühe hat, an ein noch mögliches Ueberbieten zu glauben. Das Blatt Nr. 4 von Turrell stellt sich eben so zart ausgeführt dar, und in dem Nr. 3 von Roffe sind die Schatten am kräftigsten und klarsten. Mit glänzendern Strichen und noch mehr Klarheit in den Schatten arbeitet Sellier; doch sind seine Blätter Nr. 5, korinthische Bauordnung vom Pantheon, und Nr. 8, verschiedene Ornamente enthaltend, zwar sehr schön und reinlich, doch nicht ganz so zart ausgeführt, als die Arbeiten der zuerst genannten Meister. Mit Sellier kann in Hinsicht auf den glänzend geführten Grabstichel, die Kraft, welche er den Schatten zu geben versteht, Lesnier verglichen werden, welcher in diese Abtheilung das Blatt Nr. 19 mit sechs architektonischen Rosetten lieferte; doch übertrifft Anderloni in den Blättern Nr. 11 und Nr. 26, reiche Fries= und Deckenornamente darstellend, an wahrhaftiger Kunst alle seine Mitarbeiter. An Kraft, Glanz und mit Meisterschaft geführten Grabstichel sind die genannten zwey Blätter ausgezeichnete Werke. Mit dem Blatte Nr. 1 hat Wachsmann, mit Nr. 6 und 27 Caspar, mit Nr. 12 und 21 Ruschweyh, mit Nr. 20 Mauch, der auch, beyläufig gesagt, die meisten Zeichnungen zu den Kupfertafeln verfertigt, ehrenwerthe Geschicklichkeit bewiesen. Büscher schließt sich mit der nicht vollendeten Tafel Nr. 13 ihnen als würdiger Kunstgenosse an.

In der zweyten Abtheilung oder den Vorbildern zu Gefäßen rc. hat Anderloni zwey schöne Blätter, nämlich die Nummern 25 u. 27, verfertigt, doch sind die von ihm in der ersten Abtheilung befindlichen vorzüglicher, und wollte man eine strenge Prüfung anstellen, so würde vielleicht Sellier mit den Nummern 12 und 15 in dieser Abtheilung den Preis davon tragen; Leisnier kommt ihm indessen mit den Tafeln Nr. 1, 2, 3, 4, 6, 28 und 29 sehr nahe. Dann verdient Caspar mit den Tafeln Nr. 24 und 30 gerechtes Lob, die erstgenannte zumal ist ihm sehr wohl gelungen. H. Moses, ein bekannter Kupferstecher in England, hat die Tafeln Nr. 21, 22 und 23 zwar recht gut, jedoch in einer etwas zu lockern, malenden Manier gestochen. Herr Mauch muß hier wieder mit Lob genannt werden, weil er, außer mehreren Umrißtafeln die Platte Nr. 19, Dreyfüße darstellend, sauber und

ausführlich gearbeitet; auch verfertigte er mehrere sehr nette Platten für die dritte Abtheilung, Funke einige andere nicht weniger zierlich, und eine, die ebenfalls Lob verdient, ist von Berger d. j. gestochen.

Jene große Arbeit des Kupferstechers Herrn Toschi zu Parma, auf welche oben schon hingedeutet worden, ist ein 27 Zoll hohes und 18 Zoll breites Blatt, nach der in Spanien befindlichen, unter dem Namen Spasimo di Sicilia bekannten Kreuztragung von Raphael.

Die Kunsthandlung des Herrn Artaria zu Mannheim, in deren Verlag das Werk erscheinen soll, hat anfänglich den darauf Subscribirenden einen ersten Probedruck vorgewiesen, worin die meisten Figuren dieser reichen Komposition noch bloß leicht umrissen, am Christus, der das Kreuz trägt, und unter der Last desselben zu Boden gefallen ist, das Gewand zwar überstochen, doch nicht fertig; eben so an der heil. Mutter, dem Johannes und den Frauen, welche sie halten. Die zuvorderst Knieende, beschäftigt, der vor Schmerz auf die Knie gesunkenen heil. Mutter den Schleyer zu lüften, konnte für fertig gelten, auch die Luft sammt der landschaftlichen Ferne; am Vordergrunde war schon vieles gethan.

In einem zweyten, vor Kurzem erst erschienenen neuen Probeblatte ist nun die ganze Gruppe von den Marien nebst dem Johannes fast vollendet, die Figur des Erlösers zwar noch nicht fertig, doch bereits weit gebracht, und die sämmtlichen Figuren des zweyten Grundes mit einfachen Strichen überarbeitet. Verdiente Herr Toschi schon im vorerwähnten ersten Probeblatte, wegen der vortrefflichen weiblichen Gestalt, welche zunächst vorn kniet, großes Lob, so mag man solches jetzt auch auf die andern, mehr und ganz beendigten Figuren des zweyten uns vor Augen liegenden Probeblatts ausdehnen. Des Künstlers Fleiß und Geschicklichkeit hat sich vornehmlich an der Figur der heiligen Mutter bewährt, deren Kopf ausgezeichnet schön, reinlich und zart vollendet ist. Nicht oft hat ein Kupferstecher als Kupferstecher mehr geleistet, und wenn, wie man zuversichtlich hoffen darf, das Ganze auf gleiche Weise verständig, zierlich und geistreich durchgeführt seyn, endlich noch die gehörige Uebereinstimmung erhalten haben wird, so muß dieses Blatt ein höchst erfreuliches, den allerbesten sich ehrenvoll anschließendes Werk werden.

Ueber die Arbeit des Herrn Toschi und ihr Eigenthümliches ist noch zu bemerken, daß die Fleischpartien: Gesichter, Hände, so wie andere nackte Glieder, theils mit Linien, theils mit Punkten behandelt sind, sehr zierlich, regelmäßig, klar und kraftvoll.

Von noch einem neuen, viel Gutes versprechenden, der Vollendung nahen Blatte glauben wir den kunstliebenden Lesern Nachricht geben zu müssen. Es ist die Grablegung, gemalt von Raphael, in der Gallerie des Hauses Borghese zu Rom, welche Herr Amsler, Professor der Kupferstecherkunst an der königl. bayerischen Akademie zu München, sticht, und wird im Verlage des Kunsthändlers Herrn Börner in Leipzig erscheinen.

Gegenwärtiger Anzeige liegt ein zweyter Probedruck von der Platte zum Grunde, welchem zu Folge die Arbeit bereits weit gediehen ist, also die völlige Beendigung und Herausgabe des Werks nächstens zu erwarten steht.

Wer dem Kupferstecher und dem Blatte selbst Gunst erzeigen will, halte solches gegen das von J. Volpato nach eben dem Gemälde,

ungefähr in gleicher Größe, vor einigen Jahrzehenden gestochene. Amsler's Arbeit verkündet ungleich mehr Ernst und treu=fleißige Nachbildung, ist zarter, reinlicher, die sämmtlichen Köpfe wahrhaft geistreich und voll Ausdruck. So werden auch Kundige mit Vergnügen in manchen die eigenthümlichen Züge des Originalgemäldes wieder erkennen. Simon von Arimathia, der kräftige, tief bewegt aufseufzende junge Mann, welcher den heiligen Leichnam tragen hilft, wie auch Johannes, haben vielleicht minder edle Züge, als ihnen hätten gegeben werden können und sollen, hinsichtlich auf den Ausdruck aber sind sie lobenswerth. Mit den Gliederformen zufrieden zu seyn hat man Ursache, und die Gewänder behandelt unser Künstler mit aller erforderlichen Sorgfalt; einige Falten scheinen jedoch nicht ganz gerathen, und deuten vermuthlich auf dunkel gewordene Stellen des Gemäldes. Der heitern und gefälligen landschaftlichen Ferne ist billig noch mit Beyfall zu gedenken.

Das gesammte Ganze ernstlich geprüft und gewürdigt, möchte man urtheilend dahin abschließen, daß die Arbeiten des Herrn Amsler unter die guten, ja sogar unter die vorzüglichsten nach Raphael gestochenen Blätter gehört, und ihm allerdings zur Ehre gereicht. So werden erleuchtete Kunstliebhaber auch mit Vergnügen gewahr werden, wie dieser wackere Künstler, der in frühern Arbeiten Dürer's Stechweise fast mißbräuchlich nachgeahmt, in diesem Blatte nun solche mit verständiger Mäßigung angewendet, wie es der Darstellung und dem eigenthümlichen Charakter des Bildes, welches er zu stechen unternommen, vortheilhaft war.

Des trefflichen Wiener Kupferstechers Herrn Rahl wurde schon im Eingange dieser Schrift, unter Anerkennung seiner großen Verdienste, gedacht; so lernt man auch von dorther noch mehrere durch das schätzbare, viel Schönes enthaltende Werk von der k. k. Bildergallerie im Belvedere zu Wien als tüchtige Meister hochschätzen. Alle mit Namen zu verzeichnen, würde weitläufig seyn, wir nennen indessen J. Koratsch, G. Döbler, C. Cotterba, J. Axmann, Fr. Eißner rc.

Einer der besten, die zu jenem Werke beygetragen haben, ist Blasius Höfel aus Wienerisch Neustadt, dessen Talent als Kupferstecher noch andere, größere Blätter beurkunden. In dem Blatte, welches ein paar todte Vögel nach P. F. de Hamilton darstellt, gelang Herrn Höfel, den weichen Flaum der Federn auf das Löblichste nachzubilden. Licht, Schatten und Farbe hat er sorgfältig beachtet, die malerische Wirkung des Originalgemäldes glücklich wiedergegeben. Die Behandlung ist fleißig, und, in sofern ein solcher Gegenstand solches zuläßt, auch charakteristisch und geistreich.

Ein anderes, größeres Blatt des erwähnten Künstlers stellt ein religiöses Bergfest vor. Im Hochgebirg auf freyer Anhöhe steht ein kolossales Kruzifix, unter welchem Messe gelesen, die vom Priester eben aufgehobene Hostie von den zu Schaaren geordneten Bergleuten, auch einer zahllosen Menge anderen Volks verschiedener Stände, Alter und Geschlecht andächtig verehrt wird. In den durchgängig wohl gezeichneten Figuren bemerkt man ungemein viel Abwechslung des Charakters, nicht weniger sind die Geberden mannigfaltig und natürlich. Unter den Weibern haben mehrere Figuren wirkliche Anmuth, die Männer durchgängig etwas Flinkes, Rüstiges, und dieser charakteristisch=nationale Zug in der Gestalt der Bewohner österreichischer Hochgebirgsländer, durch die ganze reiche Komposition stetig durchgeführt, zeugt von dem schönen Talente

des Malers, Herrn Loder. Als Kupferstecher hat Hr. Höfel mit sehr reinlichem Grabstichel gearbeitet, und ihm gebührt unstreitig auch ein Theil des Lobes, welches wir dem Maler so eben ertheilt, indem er den Beschauer in den Stand setzt, jene guten Eigenschaften und zarte Charakteristik des Vorbildes im gestochenen Blatte zu erkennen und nachzuweisen.

Der Leichnam Christi, Maria und zwey Engel, nach einem schönen Gemälde des Andr. del Sarto, von Herrn Höfel in einer freyen, männlichen, dem ernsten Gegenstande sehr wohl angemessenen Manier behandelt. Das Eigenthümliche im Styl des großen florentinischen Malers ist treu übergetragen, man erkennt denselben sogleich wieder in den Falten, wie auch in den Köpfen der beyden Engel; der Kopf der Maria verdient besonders viel Lob.

Mehrere gute, noch thätige, deutsche Kupferstecher wurden in dieser Anzeige rühmlich erwähnt, und unbillig würde es seyn, denselben nicht auch die Herrn A. Krüger und Stölzel, beyde Dresdner, beyzugesellen, deren Kunstfertigkeit dem Verfasser zwar nur aus ein paar weiblichen Figuren bekannt ist, nach Deckengemälden des Herrn C. Vogel im königl. Lustschlosse zu Pillnitz; indessen geben die besagten Blätter ein vollständiges ehrenvolles Zeugniß über ihre beyderseitigen ungefähr gleich zu achtenden Verdienste. Die Arbeit des Herrn Krüger, schon vor einigen Jahren verfertigt, stellt einen Winkel am Kuppelgewölbe dar, und enthält die schwebende Figur der Philosophie, geflügelt, in den Händen zwey Fackeln haltend, und von einem Paar kleinen, ebenfalls geflügelten Genien unterstützt, deren einer in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen scheint, der andere ebenfalls ein Buch, aber zugemacht, unter dem Arme trägt. Die Figur der Philosophie sammt den Genien füllt der Winkel gut aus, ist auch sonst gefällig angeordnet: dem Faltenwurf des Gewandes möchte strenge Kritik vielleicht etwas besser gehaltene Massen wünschen; übrigens schwebt die Figur leicht, ist wahrhaft graziös, der Kopf, wenigstens im Kupferstich, ernst und anmuthig zugleich. Herr Krüger hat hinsichtlich auf das technische Verfahren die Blätter des Albrecht Dürer zum Muster genommen, zumal in Betreff der Gewänder; doch verfiel er nie ins Harte, scharf Abschneidende; seine Arbeit ist reinlich, zart, fleißig und gefällig. Die vom Herrn Stölzel 1829 gestochene sitzende Figur stellt, rosenbekränzt, Pallette und Pinsel in der Linken, in der Rechten ein Buch haltend, die Malerey dar; nicht minder anmuthig in Gestalt und Geberde, als die vorige, hübsch von Gesicht und gar gemüthlich drein schauend; ihre Drapperie ist, wie an der Philosophie auch wahrzunehmen war, zierlich gelegt, läßt aber ungefähr das Gleiche wünschen. Herr Stölzel trachtete nicht minder, als Herr Krüger, den Albrecht Dürer nachzuahmen, und die Arbeit gelang ihm auch eben so befriedigend, sehr sauber, zart und ohne Härte. Soll der Berichterstatter frey seine Meinung aussprechen, so will ihn bedünken: die angenehmen Figuren des Herrn Vogel hätten durch eine andere, der Morghenschen zugewandte Behandlung, etwa wie in dem oben gelobten Blatte des Herrn Felsing, Gesù all' Orto, gewonnen, wären im Ganzen malerischer, und dadurch noch reizender geworden; doch soll dieses kein Tadel der beyden wackern Dresdner Kupferstecher seyn, denn so wie sie es gemacht haben, ist's auch gut.

Die lithographirten Blätter von Herrn Strixner und ein paar andern, unter seiner Aufsicht arbeitenden Künstlern, nach den Gemälden alt=, nieder= und obendeutscher Meister, aus der Sammlung des Herrn Boisserée und Bertram, jetzt durch Kauf an Se. Majestät den König von Bayern übergegangen, sind bekannt genug, und sonach in Beziehung auf das ganze Werk hier nur zu melden, daß bereits vier und zwanzig Lieferungen (jede zu drey Blättern) erschienen sind, auch schon ein wohlgerathenes, zur fünf und zwanzigsten Lieferung bestimmtes Blatt, die Kreuzigung Christi nach Joh. Mabuse, gesehen worden. Von den frühern Lieferungen hat Schreiber dieses anderwärts (in Kunst und Alterthum) mehrmalige Anzeige gethan, und die sämmtlichen Blätter beyfallswerth gefunden; gleichmäßig urtheilte, ihnen geneigte Aufnahme schenkend, das kunstliebende Publikum.

Die anziehende Naivetät der Erfindungen, und nicht minder die redliche Treue, mit welcher die Lithographien von allem Detail, allen Geschmacks=Nüancen der Vorbilder Rechenschaft geben, ist merkwürdig, unterhaltend, und macht die, so Belehrung wünschen, mit einer großen Zeit der Kunst, preiswürdigen Schulen und Meistern näher bekannt, mit hochzuachtenden edlen Meistern, deren Namen man sonst kaum gehört hatte, von ihrem Geiste, Denkweise und Geschmackseigenthümlichkeiten fast gar nichts wußte. Von Seite der Ausführung nehmen mehrere Blätter als wahre Meisterstücke lithographischer Technik die Bewunderung der Kenner in Anspruch. Dieses Wenige sey über das Werk im Ganzen dem Leser zu wissen gethan; jetzt ist es vornehmlich um Anzeige der seit Kurzem erschienenen vier Lieferungen Nr. 21 bis 24 zu thun. Anbey möge noch ein Rückblick auf die 20. Lieferung vergönnt seyn, Nachricht zu geben über das in derselben befindliche, durch die Herren Strixner und Bergmann lithographisch gezeichnete Blatt nach Johann Schoorel, vom Hinscheiden der Maria, um welche die Apostel versammelt sind, die Gebräuche der katholischen Kirche bey Sterbenden verrichtend.

Schoorel ordnete sein Werk im Ganzen sehr gut an, und wenn auch gegen einzelne Theile manches eingewendet, manches Glied besser gestellt, vortheilhafter gezeigt werden konnte, so öffnet sich doch die große Gruppe der Apostel musterhaft, und läßt die verjüngte Sterbende als Hauptfigur in der Mitte frey stehen; die Kunst ist versteckt, alles bewegt sich lebendig durch einander, scheint natürlich, bloß zufällig, und ist doch überaus besonnen; selbst von den reichen, ja überreichen Nebenwerken greifen einige kunstgemäß in die Komposition ein, andere füllen und schmücken den Raum ergötzlich fürs Auge, alle sind, was die Ausführung anbelangt, unübertrefflich. In die Köpfe hat der Meister viel Leben und Wahrheit gelegt, ihnen jedoch mehr Mannigfaltigkeit gegeben, als Charakter, und der Handlung angemessenen Ausdruck. Die Zeichnung ist nicht ohne Mängel, Schoorel folgte hierin ganz der Weise älterer Meister, welche die Natur ohne Wahl und ohne gründliches Wissen nachbildeten; seine Gliederformen haben daher den Schein der Wahrheit, sind aber etwas dürftig, Adern und Falten der Haut läßt er selten weg. Im Wurf der Gewänder kommen mehrere wohlgerathene Stellen vor, und es scheint, als sey Schoorel der Massen nicht ganz unkundig gewesen, oft aber werden die Falten zu häufig, zu unruhig, und sind fast auf Albrecht Dürer's Weise scharf gebrochen. Die Beleuchtung ist weder künstlich, noch auf Wirkung berechnet, aber doch zur Haltung benutzt, das Hauptlicht geschickt auf der Hauptfigur gesammelt, und alle

Figuren sondern sich hinlänglich von einander ab. Das größte und allerdings außerordentliche Verdienst des Werks besteht jedoch in dem herrlichen Kolorit; denn rücksichtlich auf Wärme und Wahrheit des Tons würde gar manche Stelle desselben neben Titian und Giorgione bestehen können; das Farbenspiel im Ganzen ist sogar noch heiterer, fröhlicher und reicher.

Ein solches Bild nun zu lithographiren, war in der That ein kühnes, ja verwegenes Unternehmen, und die Künstler, die solches gewagt, und glücklich durchgeführt, erwarben sich damit ein Recht auf das Lob aller Kunstverständigen. Die Arbeit kann ohne Bedenken vollendet genannt werden; nicht ermüdender höchst löblicher Fleiß erstreckt sich über das gesammte Ganze, nicht weniger die kleinsten Nebenwerke pflegend, als die bedeutendsten Theile, alles gleichmäßig ohne ängstliche Mühe, so wie ohne unnöthigen Prunk kecker Meisterstriche. Die zarte mannigfaltige Abstufung von Hell zu Dunkel, womit die Herren Strixner und Bergmann die Lokalfarben des nachgebildeten Originalgemäldes andeuteten, gereicht den Talenten sowohl als der Aufmerksamkeit der beyden Lithographen zum großen Lob; nie ist dergleichen weder in Steindruck noch Kupferstich besser gesehen worden. Die Schatten als solche haben viel Kraft und Sättigung, sind weder schwer noch rußig, und selbst in der gewaltigsten Tiefe noch mit zarten Wiederscheinen unterbrochen; die Tusche endlich, oder vielleicht besser gesagt das Korn, ist durchgängig sehr egal, ohne den geringsten Flecken oder Ungleichheit, welches bey der Größe des Blattes, in den Mitteltönen zumal, keine leichte Sache war.

Wenn der Berichterstatter dieser hoch verdienstlichen Arbeit das ihr gebührende Lob ertheilt hat, und zwar nach gewissenhaftem Befinden, dann wolle man ihm die jetzt noch aufzuwerfende Frage und sein Bedenken verzeihen: Ob es zu billigen sey, daß in dem jetzt angezeigten Blatte, wie in mehreren andern des Werks, metallenes Geräth und Zierath, auch einige Gewänder gelb gefärbt sind, während alles Uebrige, auf gewöhnliche Weise der Kupferstiche und lithographischen Blätter, schwarz auf weiß abschattirt erscheint? Zwar entsteht aus diesem Verfahren keine unangenehme Wirkung, zumal wenn die gelbgefärbten Gegenstände, wie in dem so eben angezeigten Blatte, ungefähr gleichmäßig über den Raum des Bildes vertheilt sind. Darum aber dürfte die Sache doch noch nicht mit vollkommen haltbaren Gründen zu vertheidigen seyn. Die gelbe Farbe hat in einem Gemälde weder mehr Bedeutung noch großere Wirksamkeit als Roth, im Gegentheil gilt dieses Letztere auf die eine und andere Weise noch mehr, und so geschieht durch besagtes Anwenden des Gelben in lithographischen Blättern ein Verschieben der Farbenaustheilung und Harmonie der Vorbilder. Der Verfasser gegenwärtiger Anzeige wiederholt jedoch, daß er keineswegs gesonnen ist, hiermit Tadel auszusprechen über die Blätter mit gelb angefärbten Stellen, sondern er wollte des Umstandes nur als eines Problems gedenken, als einer Kunstsitte, deren Werth oder Unwerth erst weiter erwogen, besprochen, und sodann allenfalls entscheidend zu beurtheilen, zu empfehlen oder zu verwerfen wäre.

Die 21. Lieferung enthält Folgendes: Der heilige Ewald, welcher eine Besessene heilt, und der Tod des heiligen Ewald's (er wird mit Keulen erschlagen). Beyde Blätter nach Gemälden des Barth. de Bruyn lithographirt. Die Köpfe haben Ausdruck, die Glieder ziemlich gute Formen, mehr noch ist der Faltenschlag der Gewänder zu loben. Streng urtheilende Kunstrichter möchten allenfalls gegen die Darstellung

auf dem ersten Blatte, wohl mit Grund mißbilligend bemerken, daß die besessene Frau sich minder heftig geberdet, als der wunderthuende Heilige.

Das dritte Blatt dieser Lieferung stellt die heilige Familie dar, nach Joh. Mabuse, der, wofern er wirklich Urheber des Gemäldes seyn sollte, und die Lithographie, wie wahrscheinlich, treu ist, hier weniger leistete, als in andern Werken, welche die Sammlung von ihm besitzt. Die heilige Mutter scheint zu voll und rund, so auch das Kind, und der Sinn seiner Geberde läßt sich schwer ermitteln. St. Joseph hat würdige, großartige Züge, ist aber, so wie die gesammte Darstellung, von manierirtem Wesen nicht frey.

In der 22. Lieferung zeigt das Hauptblatt nach Albrecht Dürer den vom Kreuze abgenommenen Leichnam des Erlösers nebst mehreren umstehenden, ihn beweinenden Figuren. Dieses Werk hat viel Aehnlichkeit mit dem bekannten Gemälde Dürer's am von Holzschuherschen Grabmal in der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, dasselbe Personale und ungefähr dieselbe Anordnung des Ganzen. Der Lithograph leistete seines Orts alles, was mit Billigkeit von ihm zu verlangen war; in den Köpfen, den Gliederformen, den Gewändern erkennt man sogleich Dürer's Geschmack und Denkweise wieder, auch in dem reich ausgestatteten Hintergrunde.

Johannes der Täufer nach Hemling. Die Figur des Propheten ist nicht ohne ein wenig Dürftiges in den Formen und Steifes in der Geberde, wie solches dem besonders im Kolorit vortrefflichen Meister Hemling wohl zuweilen begegnete, aber, wie derselbe immer zu thun pflegt, ungemein fleißig und geistreich ausgeführt. Ein Gleiches geschah auch vom Lithographen, welcher nicht allein der Figur sorgfältigsten Fleiß zugewendet, sondern der heitern reichen Ferne und der Pflanzenfülle des Vordergrundes ebenfalls.

Herr S. Haller von Nürnberg, gemalt von J. J. Walch 1503, Brustbild, in den Händen einen Brief haltend. Ein stattlicher, kostbar gekleideter Mann im Flor der Jahre, still, ernst und ruhig. Der Kopf, obwohl nur leicht schattirt, ist trefflich gerundet, und, so wie alles Uebrige, recht mit Liebe ausgeführt.

In der 31. Lieferung darf das Blatt nach Hugo van der Goes, Johannes, Maria und drey andere um Christus trauernde Frauen darstellend, Halbfiguren, füglich als das beste anempfohlen werden. Der Ausdruck bittern Schmerzes in den Gesichtern wie in den Geberden ist belebt, doch still und gemäßigt, die Zuge der Frauen schön zu nennen, mit Ausnahme der Maria, welche verjammert aussieht. Die beyden andern Blätter enthalten: die Enthauptung des heiligen Mauritius nach Pierre des Mares, der dieselbe im Jahre 1517 gemalt, und die Kreuztragung unsers Heilandes nach Joh. von Melem. Bey des Mares findet man ausdrucksvolle Köpfe, und die Anordnung seines Bildes ist keineswegs mißfällig, obwohl die Figuren nicht kunstgemäß in Gruppen zusammengehalten sind. In der Kreuztragung wird dem Christus und der heiligen Veronika ohne Zweifel der meiste Beyfall zu Theil werden, weniger den übrigen Figuren; Christus hat in den Zügen und im Ausdruck einige Aehnlichkeit mit dem kreuztragenden Heiland von Raphael im Spasimo di Sicilia, und läßt vermuthen, jenes Meisterwerk sey dem Joh. von Melem wohl bekannt gewesen.

Alle drey Blätter der 24. Lieferung müssen kundigen Liebhabern der Kunst viel Vergnügen gewähren als treue Abbildungen vorzüglicher Arbeiten

des Lukas von Leiden; auch gehören sie, besonders das Hauptblatt, St. Agnes, St. Bartholomäus und St. Cäcilia darstellend, zu den gelungensten Lithographien. Die schön ausgeführten Gewänder mit zum Theil vortrefflichem Faltenschlage sind sorgfältig nachgebildet, nicht weniger der eigenthümliche Charakter der Köpfe, der gemüthliche Ausdruck derselben treufleißig übergetragen, wobey man sich jedoch immer zu erinnern hat, daß Lukas von Leiden neben unläugbar großen Verdiensten, mitunter, zumal in weiblichen Köpfen, des Süßlich=Gezierten beschuldigt werden kann.

Das zweyte Blatt stellt Johannes den Evangelisten nebst der heiligen Margaretha dar, beyde mit lebhaften geistreichen Köpfen, mehr natürlich als schön. Johannes erhielt von Meister Lukas ein hübsch gefaltetes Gewand, und den Drachen der heiligen Margareth bildete er so recht con amore, musterhaft, großartig und grimmig.

St. Jakobus d. j. und die heilige Christina erscheinen auf dem dritten Blatte. An Verdiensten überhaupt stehen sie beyde den andern angeführten Figuren nicht nach, sind aber, vornehmlich wegen wohl gelegten und wohl ausgeführten Gewändern zu rühmen.

Christus, das Brot und den Kelch des Abendmahls segnend, Halbfigur nach Carlo Dolci, lithographirt von Louis Zollner in Paris. Unter die kräftigsten lithographischen Blätter, die uns zu Gesichte gekommen sind, ist vorliegendes allerdings zu rechnen; wie es denn zugleich, als höchst zierlich und fleißigst vollendet, gerühmt werden muß. Der Lithograph hat das Gemälde des C. Dolci treu genug nachgebildet, sauber und glatt, wie es wirklich ist, aber freylich auch, dem Gemälde nach, von Seite des Charakters nicht ganz befriedigend, von Seite des Ausdrucks süßlich und kraftermangelnd.

Unter den vor Kurzem erschienenen Steindrücken haben die zwey Hefte Randzeichnungen zu Goethe's Balladen und Romanzen, vom Erfinder und Zeichner, Herrn Eugen Neureuther, dem Dichter zugeeignet, vor vielen andern die besten Ansprüche, den Kunstfreunden zur Beachtung empfohlen zu werden. Jedes Heft besteht aus acht Tafeln Umrißzeichnungen, außer dem reich verzierten Titelblatte, welches gleichfalls für eine Tafel gelten kann; zum ersten Hefte kömmt noch das eben so freygebig mit Ornamenten versehene Dedikationsblatt hinzu.

Daß jenes hochgeschätzte, mit Randzeichnungen von Albrecht Dürer herrlich geschmückte Gebetbuch, welches auf der königl. bayerischen Bibliothek zu München bewahrt wird, den Herrn Neureuther zu diesen seinen Umrißblättern fruchtbringend erregt, geht aus der ganzen Anordnung der Ornamente hervor, aus den rankenden Pflanzen und Schreibmeisterzügen, mit denen er die Schriftkolumnen begleitet, den leeren Raum, welchen Figuren und Landschaften übrig lassen, geschickt ausfüllt. Inzwischen ist Herr Neureuther keineswegs ein unbeholfener flacher Nachahmer der vortrefflichen Dürerischen Vorbilder, sondern hat den Geist derselben erfaßt, schöpft aus eigener vollströmender Quelle, und schließt sich mit seinen Bildern Goethe's Dichtungen auf eine erfreuende Weise an. Wahrlich es möchten nur wenige Kunsterzeugnisse unserer Zeit hinsichtlich auf Zweckmäßigkeit und Anmuth des mannigfaltigen Bilderreichthums einen glücklichen Wettstreit mit diesen Randzeichnungen bestehen. Auch die Ausführung derselben befriedigt, die Figuren sind meistens gut, einige vorzüglich gut, mit Geist und passendem Aus=

druck gezeichnet, die Landschaften reich und gefällig, Pflanzen und Blumen meisterhaft.

Wolle man ja nicht glauben, daß der Verfasser hiermit den erwähnten Arbeiten des Herrn Neureuther zu reichliches Lob spendete: was Günstiges gesagt worden, ist nichts weiter, als Anerkennung des tüchtigen Kunstvermögens und in Bildern sich aussprechenden Dichtertalents.

Mehrere radirte Blätter von C. D. Read zu Salisbury machen sich, obgleich die Behandlung der Nadel etwas roh ist, doch ihrer andern verdienstlichen Eigenschaften wegen der Aufmerksamkeit und des Lobes werth.

Der Meister, gerührt von Rembrandt's hochzuschätzenden Landschaften, versuchte im Geschmack derselben zu denken und zu arbeiten; das Erzielen malerischer Wirkung durch Licht und Schatten ist daher sein vornehmstes Trachten, und man vermag nicht zu läugnen, daß ihm solches einige Male trefflich gelang. In dem zarten Spiele der Wiederscheine, der mehreren und minderen Tiefe, womit Rembrandt Schattenmassen zu beleben, in das Dunkel Deutlichkeit zu bringen, dem Auge des Beschauers Vergnügen zu bereiten versteht, reicht Mr. Read freylich nicht an sein großes Vorbild, doch hat das Wasser in dem unter allen am besten gerathenen Blatte, wo um einen stillen schilfreichen Teich mit vielen Bäumen am Ufer, zwischen denen ländliche Wohnungen liegen, im Vordergrunde ein Bauer zwey Pferde tränkt, ungemeine Klarheit, und die Gegenstände spiegeln sich anmuthig ab. Eben so wohl gedacht im Ganzen, eben so klar und von schöner Wirkung ist ein kleines Blatt, enthaltend eine große am Wasser stehende Baumgruppe. Dieses, so wie noch ein anderes, ebenfalls kleines, ein Erntefeld darstellendes Blättchen, zeichnen sich beyde durch gehaltvolle, wahrhaft idyllische Erfindung aus; sie dürften auch, in Hinsicht auf geistreiche Behandlung, den übrigen vorzuziehen seyn. Ein etwas größeres Blatt ist ebenfalls zu beachten; man sieht einen stillen Fluß oder Kanal, Schiffe auf demselben, und die Ufer mit Reihen hoher Bäume besetzt, den Hintergrund schließen Gebäude; alles bey schon gesunkener Sonne, vom letzten Abendscheine beleuchtet. Noch ist anzumerken, daß in Mr. Read's Blättern die Lüfte fast durchgängig, etwas unangenehm, mit sich kreuzenden Strichen behandelt sind.

Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Köln rc., von Sulpiz Boisserée.

Kunstfreunde erhalten durch dieses mit großem Aufwande unternommene und sorgfältig durchgeführte Werk umständliche Belehrung über eines der größten und schätzbarsten Denkmale der sogenannt gothischen oder altdeutschen Baukunst. Das ganze Werk ist auf zwanzig Kupfertafeln berechnet, alle vom größten Formate. Mag der Dom zu Köln als Architekturwerk von einigen zu hoch angeschlagen, zu unbedingt bewundert, von andern hingegen, die nach anderm Maßstabe richten, zu gering geschätzt worden seyn, immer muß doch zugestanden werden, daß der Bau wohl überlegt, seiner Bestimmung angemessen, der Baumeister ein hochbegabter, Großes zu denken, zu entwerfen und zu unternehmen fähiger Mann gewesen sey.

Den Werth und die Beschaffenheit der Kupferblätter in dem Werke des Herrn Boisserée betreffend, so sind dieselben unstreitig sehr

lobenswerth. Herr Leisnier, in der Anzeige von den Berliner Vorbildern für Fabrikanten und Handwerker schon gerühmt, tritt hier wieder ehrenvoll hervor mit dem großen Blatte, welches das Innere der Vorhalle des Doms, nach den Ideen des Herausgebers ergänzt, darstellt; es ist vortrefflich gearbeitet, im Ganzen schön, übereinstimmend, von vieler Kraft und guter Haltung. Herr Leisnier hat ferner noch eine zweyte, nicht minder verdienstlich gearbeitete Tafel mit Abbildungen von einzelnen Theilen des Domgebäudes beygetragen. Herr Sellier, von dem die Leser ebenfalls aus den angezeigten Vorbildern für Fabrikanten und Handwerker eine vortheilhafte Meinung gewonnen, bethätigt seine Kunstfertigkeit hier wieder mit einem schön gestochenen Blatte. Dasselbe enthält einzelne Bündelpfeiler und mit Laubwerk hübsch verzierte Säulenkapitäle. Moisy, der die Kupfertafel Nr. 9 gestochen, mit Säulenkapitälen, Tragsteinen, dem Hauptaltar, wie auch mit dem Grabmal des Erzbischofs Konrad von Hochsteden, unter dessen Regierung der Dombau anfing, hat sich ebenfalls sehr würdig benommen Auch mit Darnstedt und Duttenhofer, von denen jener die Seitenansicht des Domgebäudes, so weit es wirklich gediehen ist, dieser die Seitenansicht, wie sie hätte werden sollen, desgleichen den Durchschnitt vom Chor verfertigt, kann man nicht anders als wohl zufrieden seyn. Darnstedt ist kräftiger, Duttenhofer heiterer, und arbeitet noch netter. Zwey Blätter, welche bunte Fenster aus dem Dome darstellen, von Susemihl und Leisnier sauber gestochen, sind mit vieler Sorgfalt ausgemalt.

Dem Werke des Herrn S. Boisserée vom Kölner Dom folge hier in der Anzeige zunächst ein anderes großes Prachtwerk über einen ähnlichen Gegenstand.

Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim von F. H. Müller, großherzoglich hessischem Galleriedirektor; Zinkstich, und die ausführlich behandelten Blätter sogenannt chemischer Druck auf Zinktafeln, welches viel Aehnlichkeit hat mit der bekannten Aquatinta=Manier, von H. Felsing in Darmstadt, acht Hefte, in sehr großem Format, jedes Heft enthält, außer dem besonders gedruckten Texte, fünf, zum Theil kolorirte Bildertafeln.

Gewiß ist die Oppenheimer St. Katharinenkirche, als Architekturwerk betrachtet, eines der merkwürdigsten im altdeutschen Baustyl, und verdiente demnach den Freunden vaterländischer Kunst und Alterthümer durch Beschreibung und treue Abbildungen bekannter, oder wenigstens in frisches Andenken gerufen zu werden. Grund= und Aufrisse sind mit der erforderlichen Sorgfalt und Deutlichkeit gemacht, und von den wohlgezeichneten Blätterzierathen, Simswerk, Säulenknäufen u. dgl., können mehrere für geschmackvolle Erfindungen gelten. Dasselbe ist auch von den bunten Fenstern zu sagen; die Eintheilung des Ganzen ist hübsch, und manches einzelne Ornament gefällig; die Figuren, z. B. das Urtheil Salomons im fünften Heft, wenn gleich nicht frey von alterthümlicher Magerkeit und Steife, doch geistreich gedacht, und ihrer Einfalt wegen anziehend.

In der Domkirche zu Schleswig sieht man einen mit vielem Schnitzwerk aus Eichenholz gezierten Altar, welcher, vermöge der an demselben befindlichen Inschrift und Jahrzahl, 1521 beendigt worden. Der Meister des Werks nannte sich zwar nicht, allein sichern Nachrichten

zu Folge hieß er Johannes Brüggemann, und war aus Husum gebürtig.

Von den Schnitzwerken an besagtem Altare sind die meisten hoch=erhoben gearbeitete Darstellungen aus der Leidensgeschichte unsers Erlö=sers, auf den sich andere ganz runde Bilder, z. B. Adam und Eva, ebenfalls, wiewohl mehr entfernter Weise, beziehen. Noch andere der=gleichen, nämlich König Christian II. und dessen Gemahlin Isabella, dürften vielleicht als Bildnisse der Stifter des Werks mit angebracht worden seyn.

Kunstverdienst, und zwar recht ehrenwerthes, wird dem wackern alten Brüggemann wohl niemand absprechen: durchgängig herrscht Ausdruck in den Geberden und in den Gesichtszügen seiner Figuren, die Zeichnung ist streng, dabey etwas mager, wie solches bey den deutschen Meistern zu Ende des funfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhun=derts meistens wahrgenommen wird indem sie mit sehr mäßigen Kennt=nissen der Anatomie und Proportionen die Natur ohne Wahl, so gut sie es vermochten, treulich nachahmten. Theilweise haben die Gewänder zwar eine recht hübsche Anlage, doch manchmal einschneidende, nach da=maliger Weise scharf und eckig gebrochene Falten, sind aber überhaupt, wenn schon verdienstlich, weniger gut als Albrecht Dürer's, und etwa denen des alten Nürnbergers, Adam Kraft, vergleichbar.

Auf die Anzeige einzelner Vorzüge und Gebrechen verschiedener Figuren in den verschiedenen Darstellungen sich einzulassen, wäre Ueber=fluß, und also mag, mit Vorbeygehn aller andern, nur von Adam und von der Eva (freystehende Figuren von drey Fuß Höhe, unter Nr. 26 und 27 lithographirt) erinnert seyn, daß der Meister solche *mit echt* deutscher Treue nach der Natur gearbeitet. Adam erscheint noch ziemlich jung, und mehrere seiner Glieder sind hübsch zu nennen; Eva ist lobens=werth in Betreff des Haupts, der Brust, der Arme und Schenkel, der Unterleib hingegen ist zu voll und aufgetrieben, die Beine um die Knö=chel zu mager, die Füße zu schwer, welcher Fehler auch am Adam sich findet.

Die verdienstlichen Eigenschaften dieser Schnitzwerke bewogen einen geschickten Künstler, Herrn C. C. A. Böhndel, solche zu lithographi=ren, und heftweise, zusammen 37 Blätter in Folio, herauszugeben. Seine Abbildungen sehen Federzeichnungen oder vielmehr Holzschnitten alter Art ähnlich, wodurch allerdings der strenge Charakter der Vorbilder am besten ausgedrückt werden konnte, und loben muß man billig die Sorgfalt, welche Herr Böhndel auf die sämmtlichen Blätter ver=wendet hat.

Malerisches Relief des klassischen Bodens der Schweiz, nach der Natur gezeichnet, radirt und herausgegeben von Friedrich Wilhelm Delkeskamp, in Aquatinta vollendet von Franz Hegi, die Schrift von Scheuermann. Bis jetzt erschienen zwey Blätter, nicht ganz in Vogelperspektiv, doch so gezeichnet, daß dem Beschauer der ganze Grundriß des merkwürdigsten Theils der Schweiz vor Augen liegt. Die erste Platte enthält einen Theil der Urkantone: Uri, Schwyz und Unterwalden mit der östlichen Hälfte des Vierwaldstädter Sees; auf der zweyten Platte überblickt man die westliche Hälfte des erwähnten Sees mit den umliegenden Gegenden. Herr Delkeskamp hat der übernommenen, gewiß äußerst schwierigen Aufgabe mit emsigem Fleiß Genüge geleistet; seine Umrisse sind äußerst reinlich, und, so viel der

Berichterstatter urtheilen kann, auch richtig, selbst im Detail der Ortschaften, Straßen, Wälder, Wiesen, Seen, Flüsse und Bäche; die Abschattirung in Aquatinta ist, wie von dem in solchem Fache ganz vorzüglichen Hegi nicht anders zu erwarten war, ausnehmend wohl gerathen, klar und deutlich; Scheuermann's Schrift darf hier ebenfalls beyfällig erwähnt werden.

Panorama der freyen Stadt Frankfurt a. M., gezeichnet von F. J. Ehemont, Aquatinta von F. Jügel und Nilson.

Ein großer Prospekt dieser berühmten blühenden Handelsstadt, von einem hochgelegenen Standpunkte, nämlich vom Thurme der Deutschhauskirche in Sachsenhausen, gezeichnet, heiter und klar im Ganzen, die Stadt mit ihren am Mayn liegenden neuen Gebäuden nimmt sich besonders deutlich und zierlich aus, die Ferne ist zart gehalten, nur sind die am Gebirge liegenden Ortschaften, wenn man das Blatt nach den Regeln der Kunst beurtheilen will, zu auffallend angegeben.

Für ein Postscript zum Vorigen mag der geneigte Leser es halten, wenn jetzt der Anzeige von Kupferstichen und Lithographien auch mancherley Nebenbetrachtungen über dieselben, noch Bericht von Kunstwerken ganz anderer Art beygefügt wird, von den Gypsabdrucken und Glaspasten nämlich geschnittener Steine, die der akademische Künstler Herr Reinhardt in Berlin recht gut und zu billigen Preisen verfertigt.

Hinreichend bekannt ist den Liebhabern der Kunst, und vornehmlich denen, die ihre Neigung antiken Gegenständen zuwenden, daß die zahlreiche, vormals von Stoschische Gemmensammlung nun unter den königl. Kunstschätzen zu Berlin sich befindet; aber nicht alle wissen, daß in dem königl. preußischen Kabinette noch außer der genannten Stoschischen Sammlung viele aus älterm Besitze herrührende Gemmen bewahrt werden; auch hat das Kabinett durch geschehene neuere Ankäufe Zuwachs erhalten, und ist nun im Ganzen genommen eines der alleransehnlichsten. Freylich enthält es nicht solche große Prachtstücke, wie das kaiserl. österreichische Kabinett zu Wien mehrere aufzuweisen hat, doch eine Anzahl Steine in gewöhnlicher Größe, Kameen sowohl als tiefgeschnittene von wundersam vortrefflicher Arbeit, sehr viele die gut genannt zu werden verdienen, und eine Menge, deren schön gedachte Bilder merkwürdig und hochschätzbar sind.

Von allen diesen geschnittenen Steinen macht Herr Reinhardt, mit Erlaubniß der Behörde, Abdrücke in Gypsmasse, auch wirkliche Glaspasten von verschiedenen Farben; jene sind nett und scharf, die Pasten ebenfalls, besonders nehmen sich die in Rubinglas schön aus.

Diese Anstalt ist nur zu billigen, zu loben und ihr gedeihlicher Fortgang zu wünschen, denn sie kann keine andern als gute Früchte bringen, indem sie die Bestimmung hat, Werke der alten Kunst, herrliche Erzeugnisse und Muster des guten Geschmacks im Publikum zu verbreiten. Und ist nur erst das Schöne, das trefflich Gedachte in der Kunst recht bekannt, mag man auch hoffen, daß die Vorzüge desselben bald begriffen seyn, das Gefallen, die Neigung dazu sich einfinden werde.

Weimar.

Heinrich Meyer, Direktor.

Verzeichniß persischer, mit germanischen, namentlich in der gothischen, dänischen, holländischen, schwedischen, englischen, griechischen, lateinischen, deutschen Sprache, und aus den Mundarten der letzten, in der alemanischen und österreichischen, verwandter Wörter.

(Fortsetzung.)

Schin.

1907. Schach, ramus, e. shank, in der Schweiz schachen (s. Skalder).
1908. Schach, fissura, σχάζειν.
1909. Schach, canalis, Schacht.
1910. Schach, trabs transversaria, Schaft.
1911. Schar, sturnus, Staar.
1912. Schar, velum muliebre, gemeindeutsch Schlar statt Schleyer.
1913. Schaf, suppositorium, Schaff.
1914. Schadkiam, hilaris ob infortunium alterius, schadenfroh.
1915. Schadene, lapis lenticularis, e. jade.
1916. Schariden, fluere cum strepito, scharren.
1917. Scharidsche, indumentum superius, Scharimari, für Oberbeinkleid; fehlt im Men., steht aber im Ferh. Sch. II. B. 134, Z. 16.
1918. Schasiden, caespitare, gliscere, österreich. schlapfen für schleifen.
1919. Schasche, cacare et mingere, e. shit.
1920. Schal, tela ex pilis caprinis, Schal (Shawl).
1921. Schalengi, restiarius, qui torquet funem, Seiler.
1922. Schalhenk, contentio, fraus, Schalkhaftigkeit.
1923. Schejani oder Schani, septemdecim, wie in der gemeinen Aussprache siebzehni oder siebzehne.
1924. Schaschiden, cacare et mingere, e. to shit.
1925. Schah, rex, Schah.
1926. Schahmat, rex mortuus in Sciahiludio, schahmatt.
1927. Schali, oriza nondum ex cortice exemta, noch in der Schale.
1928. Schajegian, thesaurus, Schatz.
1929. Schajegani, quod decet, schicklich.
1930. Schajiden, decere, sich schicken.
1931. Schebreng, nomen equi obscuri, Schabrake.
1932. Schebguk, mendicus nocturnus, Nachtgucker. Habakuk's Name scheint der eines solchen Nachtguckers zu seyn.
1933. Schepaschep, sonus rei continuo percussae, scheppern.
1934. Schipsche, tinea, Schabe.
1935. Schepel, pes camelitis, landsch. Tschappel.
1936. Schepliden, stultum esse, ein Tschappel seyn.
1937. Schipiliden, sibilare, spielen.
1938. Schipilende, sibilans, spielend. Siebenmeer III. S. 235, Z. 23.
1939. Schitak, surculi ex radice arboris prodeuntes, Stecken.
1940. Schutur, camelus, Kamehlstier.

1941. Schetel, genus ludi, e. *Shittle*cock and battledoor.
1942. Schutulum, contentio rixae, schlimm.
1943. Schetmen, locus consessus, Sitzort.
1944. Schetin, funis, Strick.
1945. Schacha, scabere, das Schaben (Ferh. Sch. II. 112).
1946. Dschuchuliden, clamare, e. to scold.
1947. Schachuden, scabere, schaben.
1948. Schacht, scoria auri, Schacht.
1949. Schüden, esse, seyn.
1950. Schüd, fuit, fieret, g. sitota, im Otfrid IV. C. 25: tho thiz man imo *sitota*, als ihm dieses geschah.
1951. Scherb, cingulum ex bysso gossipino, Schärpe.
1952. Scherbet, sorbetum, auch arabisch, Sorbet.
1953. Scherfalenk oder Scherfanek, sonus pedibus excitatus, Geschlürfe.
1954. Scherm, pudor, Schirm, Scham.
1955. Schermiden, pudere, schirmen, schämen.
1956. Scheſtgeran, arcitenentes, Schützen.
1957. Schaghal, hylactor, Schakal oder Schaghal.
1958. Schaghek, stultus, Geck.
1959. Schuft, sordidus, Schuft.
1960. Schefta, pharetra, e. shaft.
1961. Schiften, manare, stillare, e. to shift.
1962. Schefte, principium, res, Geschäfte.
1963. Schufre, culter magnus, Schiefer.
1964. Schifliden, sibilare, pfeifen, franz. siffler.
1965. Schufuden, scabie infectum esse, schäbig seyn.
1966. Schufude, scabie infectus, schäbig.
1967. Schek, dubium, e. shake.
1968. Schekaschek, sonus de pedibus proveniens, e. to shake. Burh. katii 500. 29.
1969. Schikafe, cunae, Schaukel.
1970. Schikal, compes, e. shakle.
1971. Scheker, saccharum, Zucker, e. sugar.
1972. Schekerberg, genus dulciarii, Zuckerwerk.
1973. Schekerde, agilis, schäkernd.
1974. Schekerkand, saccharum candium, Zuckerkandel.
1975. Schekerleb, labiis sacchareis praedita puella, Zuckerlippe.
1976. Schikendschiden, torquere, zwicken.
1977. Schikendsche, tormentum, das Zwicken.
1978. Schukuh, spectabilitas, magnitudo, magnificentia, Schau, d. sku.
1979. Schlajin, urgens, celer, schleunig, fehlt im Men., im Siebenm. III. S. 327, Z. 3, und im Burh. kat. S. 533.
1980. Schlachta, ludus in quo pueri se invicem feriunt, Schlacht, fehlt im Meninski, steht im Burh. kat. S. 533.
1981. Schelenk, currendi modus quo corpus motitando et in flectendo exercetur, schlangeln.
1982. Schelfe, vulva, e. shelf.
1983. Schelfije, pudenda mulieris, Schleife, Schilf.
1984. Schalwar, caligae, Σαρβαριδες, Schariwari.
1985. Schulm, vehemens, violentus, Schelm, schlimm.
1986. Schem, dolus machinatio, Schema, e. scheme, fehlt im

Men. in dieser Bedeutung, welche Burh. Kat. S. 535, Zeile 1 gibt.
1987. Schemaghende, male olens, schmeckend.
1988. Schemaghiden, male olere, schmecken.
1989. Schemen, idololatra, Σαμαναιοι, Schamane.
1990. Schimschir, gladius, e. scimitar.
1991. Schemel, calceus rusticus, Schämmel.
1992. Schumul, collectio, Versammlung. Ferh. Sch. II. 128 Bl.
1993. Scheme, lac distillans non emulsum, Schmette (Siebenm. III. S. 238).
1994. Schen, gestus amantium, schönthun, Schönheit.
1995. Schina, natatio, das Schwimmen.
1996. Schinab, nata, schwimm.
1997. Schinabed, natat, er schwimmt.
1998. Schinabiden, natare, schwimmen.
1999. Schinachten, intelligere, Scheinachten.
2000. Schinar, dedecus, opprobrium, e. a sneer.
2001. Schindsch, nates, Sitz.
2002. Schindscheref, cinnabaris, Zinnober.
2003. Schenusche oder Schenuse, sternutatio, das Schneutzen.
2004. Schengül, latro, Schlingel.
2005. Schew, fias, sey.
2006. Schiwa, durities carnis in manibus pedibusve, Schwielen.
2007. Schuwad, flamma ignis, Schwaden.
2008. Schub, strophiolum, Schuppe.
2009. Schoch, impurus, schiech.
2010. Schewed, sit, e. should.
2011. Schur, amarus, salsus, sauer.
2012. Schur, lis, tumultus, rixae, Schur; Jemanden etwas zum Schur thun.
2013. Schur, miscens, agitans, scheuern, also: Silahschor, Waffenscheuerer, von
2014. Schuriden, miscere, agitare, säuern, scheuern.
2015. Schurimur, res agitata nullius momenti, österr. Schurimuri.
2016. Schusch, rami vitis, füß (Siebenm. III. 209).
2017. Schugh, spurcities in corpore aut veste, e. shoking.
2018. Schughel, verticillum, Schaukel.
2019. Schewle, fimetum, Scholle.
2020. Schewher, maritus, gener, Schwäher. Beym Ulphilas Swaihra.
2021 Schui, lava, d. toe.
2022. Schewist, magia, Zauber.
2023. Schehla, luscus, schielend.
2024. Schijar, aratrum, Pflugschar.
2025. Schijariden, arare, das Zeitwort pflugscharen, auch scheuern.
2026. Schib, solum inaequale redditum, schief.
2027. Schib, solum inferior pars, Geschiebe.
2028. Schibutib, attonitus, perculsus, schief und trüb.
2029. Scheischet, quod turpe accidit, e. shiting.
2030. Schid, clarus, conspicuus, scheinen, daher Chorschid oder Urscheinend, die Sonne.

2031. Scheida, amore captus, Scheide, geschieden.
2032. Schirdugh, lac recens dulce, süßer Topfen.
2033. Schifte, mente captus, e. shifted.
2034. Schilune, testudo, Schildkröte (Burh. katii 544).
2035. Schein, verecundia, dedecus, Schande, Schändlichkeit.
2036. Schiw, praeclivitas, Schiefe.
2037. Schiwan, tremens, e. shivering (Siebenm. III. S. 229).
2038. Schiwende, tremens, e. shivering (Siebenm. III. S. 242).

Ssad.

2039. Ssabun, sapo, Seife.
2040. Ssad, centum, Zentner.
2041. Ssoffa, scamnum discubitorium, Soffa.
2042. Ssandel, sandalum, Sandelholz.
2043. Ssuf oder Ssof, lana caprina, Schaf.
2044. Ssofi, sapiens, philosophus, Philosoph.
2045. Ssafa, gaudium, hat freylich eine arabische Wurzel, ist aber deshalb doch vielleicht ursprünglich persischen Stammes, und erst von den arabischen Grammatikern in arabische Formeln umgebildet worden, wenigstens findet sich dasselbe im Gothischen bey Ulphilas als sifan sich freuen.

Thy.

2046. Tas, poculum, Tasse.
2047. Tast, catinus, Tasse.
2048. Tak, tectum, Dach.
2049. Taka, fasciculus, ein Stück, fehlt im Men. in dieser Bedeutung, in welcher es Burh. katii S. 554 anführt.
2050. Talikun, metallum mixtum, Talk (Burh. katii S. 554).
2051. Taptab, clava lusoria, Tapper.
2052. Tapiden, varpitare, vaccillare, tappen.
2053. Tirak, tumultus, strepitus, Triktrak.
2054. Turid, circumgyratio equi, Tritt.
2055. Tul, vidua, e. dull.
2056. Tila, aurum et argentum, Thaler.
2057. Tur, mons, Taurn, gilt zwar für arabisch, darf aber so sicherer als persisch angenommen werden, als auch Turan, d. i. Turkistan, manchmal auf dieselbe Weise geschrieben wird.
2058. Turan, tyrannus, Tyrann.
2059. Tanf, blandire, tanzen (Ferh. Sch. II. Bl. 163).
2060. Tuti, gewöhnlich ausgesprochen Tutu, psittacus et nomen puellae, schweizerisch Dodoo für Mutter und Mütterchen, bey den Türken ist Tutu der gewöhnliche Name für Fräulein (Ferh. II. 168).

Ain.

Nach der sichtenden Strenge einiger Lexikographen wären alle Wörter, in welchen sich dieser Buchstabe befindet, arabisch; allein da bey den meisten derselben ungewiß, ob sie nicht in dem Persischen früher als im Arabischen da gewesen, und da dieselben im Ferheng Schuuri als persisch aufgeführt sind, so mögen dieselben als solche auch hier folgen.

2061. Aadil, justus, edel.

2062. Aar, dedecus, im entgegengesetzten Sinne Ehre. Ferh. II. 170.
2063. Aatil, vanus, eitel.
2064. Aalem, mundus, Weltall.
2065. Iraki, quod ad Iracam pertinet, nempe vinum palmarum, Raki.
2066. Arbede, tribulatio, Arbeit.
2067. Air oder Itr, aroma, Euter und das Rosenöhl, e. Otr, oder gewöhnlich falsch ausgesprochen und geschrieben Otto of roses, Aether.
2068. Alala, clamor exprobrantis (Ferh. Sch, II. 169), das landsch. ellala, zugleich das griechische Ελελευ, αλαλαζω.
2069. Anber, ambra, Ambra.
2070. Amm, patruus, Oheim, Ohm, Oehm.
2071. Au, calamor, auweh.
2072. Auf res quae inveniri nequit, aus.
2073. Aud oder Ud, mit dem arab. Artikel El=aud, lyra, Laute.
2074. Ahd, stipulatio, Acht, angelsächsisch Achde, Eid.
2075. Urfi, legalis, g. irve für Erbe, Orpheus.
2076. Ifrit, daemon, e. a fright.

Ghain.

2077. Ghab, reliquiae cibi, res deciduae, Gabe.
2078. Gharet, depraedatio (Ferh. II. 178), Garaus.
2079. Ghasi, gossipium mundare, daher das feine Dünntuch engl. gauze.
2080. Ghaf, occa, Gans.
2081. Ghaliden, volntare, volvi, walzen, walken.
2082. Ghalte, radius, quo massa explanatur, Nudelwalker, Gelte.
2083. Ghasch, corruptus, Gischt.
2084. Ghak, fraus, deceptio, das österr. giklgakl.
2085. Ghaluk, globus, Kugel.
2086. Ghalusch, falsus, falsch.
2087. Ghaw, locus depressior terrae, e. cave.
2088. Ghut, idiota verbis ac animo alacris, gut.
2089. Ghar, meretrix, scortum, das franz. garce.
2090. Ghratscha, districtus in Chorasan, daher auch Graz und nicht Grätz die richtige Schreibart.
2091. Ghiraschiden, irasci, kreischen.
2092. Ghiraschende, irascens, kreischend.
2093. Gherwasch, scopa, Karbatsch (Burhani katii S. 475).
2094. Ghurab, corvus, Rabe (Ferh. Sch. II. 244).
2095. Gharan, ferus, landsch. grandig.
2096. Gharan, rapax grandis, grandios.
2097. Gharb, lagena vini, Caraffe (Ferh. Sch. B. 277).
2098. Ghartsche, imbecillis, österr. Gari.
2099. Ghartsche, scortnm, fr garce
2100. Ghartschi, pincerna, das franz. garçon.
2101. Ghard, domus aestiva, Garten, auch
2102. Changhard, domus aestiva, Gartenhaus, franz. hangar; Burh. katii, S. 312.
2103. Ghars, spica frumenti, Gras.
2104. Gharsch, ira, indignatio, garstig.
2105. Gharscha, ira, indignatio, garstig.

2106. Ghargar, gargarizare (Burh. katii, S. 573).
2107. Gharm, iracundia, Grimm (Burh. katii, S. 573).
2108. Ghurmiden, irasci, ergrimmen.
2109. Ghurmersch, hordeum decordicatum, Grütze.
2110. Ghurmide, iratus, ergrimmt.
2111. Ghermende, iracundus, grimmig (Burh. katii, S. 573).
2112. Gharen, fletus alta voce, e. groan.
2113. Gharende, rugiens, e. groaning.
2114. Gharenk, lamentatio, Kränkung.
2115. Ghiriden, magna voce clamare, e. to cry.
2116. Gharjd, mulier deflorata, landsch. Gredl, nicht bloß von Margareth abzuleiten.
2117. Ghiri, fletus cum gemitu, e. cry.
2118. Gharisen, coenum, lutum, Gries.
2119. Ghiriw, planctus, lamentatio, e. grief.
2120. Ghasel, gazella, Gaselle.
2121. Ghasel, carmen amatorium, Ode, Gasel, gazouillier.
2122. Ghüs, vox, qua feles agitantur, das mehreren Sprachen gemeine Gs, gs, als Treibelaut.
2123. Gschaschak, foetor, Gestank.
2124. Ghusche, odoramontum, Gischt, Gescht.
2125. Ghake, singultus, gackern.
2126. Ghul, vinculum, Galle, e. guile.
2127. Ghalt, volutatio, Wälzung, Gelte.
2128. Ghaltiban, cylindrus, quo terra complanatur, Walze.
2129. Ghaltiden, circumvolvi, wälzen.
2130. Ghaltide, rotatus, gewälzt.
2131. Ghulghul, sonus vini cum ex angusti orificii lagena effunditur, das Glugln der Flasche.
2132. Ghulghul, resonantia clamoris, gellen, und Nachtigall, und das altdeutsche galen.
2133. Gham, moeror, Gram.
2134. Ghamend, aegre ferens, grämend.
2135. Ghamende, aegre ferens, grämende.
2136. Ghamnak, moerore afflectus, grämlich.
2137. Ghamse, amorose aspiciens, Gemse.
2138. Ghontsche, calyx rosae, Knospe.
2139. Ghund, fortuna, Kunde (Ferh. Sch. II. 188).
2140. Ghang, vociferatio, e. gang und gong; die sinesische Lärmtrommel.
2141. Ghunud, dormitavit, er gähnte.
2142. Ghunuden, dormitare, gähnen.
2143. Ghunude, soporatus, gegähnt, g. genuhtigen.
2144. Ghanew, somnus, das Gähnen.
2145. Ghanewiden, dormitare, gähnen. Das Synonym dieses Worts chiamiasiden, gamazen, ist oben vorgekommen.
2146. Ghunuf, otium, Genuß.
2147. Ghutsch, aries, Kitzlein.
2148. Ghawgha, tumultus, g. gewgaw.
2149. Ghughu, columba, Gukguk.
2150. Ghul, daemon, satyr, Geil, schweizerisch goel. Siehe Stalder.
2151. Ghul, septum boum, e. hole.

2152. Gheilan, daemones, satyri, die Geilen.
2153. Ghischiden, apetitu rei excitari, geizen.

F e.

2154. Fat, mors, fatum, Fatum, fatal.
2155. Fach, ramus, Fach.
2156. Fach, ramus, Fach, παγή.
2157. Facht, palumbes, φάττα.
2158. Fard, bos silvestris, Pferd.
2159. Fars, persia, Persien, Pferd.
2160. Fasch, manifestus, clarus, facies, e. fashion, fashionable.
2161. Fal, sortilegium, Fall.
2162. Fam, color, österr. Fam für Schaum.
2163. Fanus, pharus, Fanal.
2164. Fanid, saccharum penidium, raffinirter Zucker.
2165. Faniden, coquere saccharum iteratis vicibus, raffiniren.
2166. Fanide, saccharum iteratis vicibus coctum, raffinirt.
2167. Fajed, eo usque, bis, weit.
2168. Fachsch, nugae, Faxen.
2169. Fer, flos, Flor.
2170. Fer statt per, penna, Feder, d. faer.
2171. Fer, lux, splendor, Feuer, e. fire.
2172. Fera, circa, versus, vor, παρά, περι.
2173. Ferach, amplus, latus, frech.
2174. Feracha, locus amoenus, froh.
2175. Ferachdest, ampla manu praeditus, id est liberalis, *wörtlich* frechtatzig.
2176. Ferachten, exaltare, attollere, frachten.
2177. Ferachte, quod elatum, levatum, befrachtet.
2178. Ferascha, tremor febrilis, Frais.
2179. Firaschiden, inhorescere, arrigi pilos, fraiseln, fröstein.
2180. Furak, dorsum, tergum, Frack, e. frock.
2181. Ferafer, celeritas, österr. Farferl, für einen, der schnell und zwecklos hin- und herschießt.
2182. Firamusch, oblivio, Vermessenheit, Vergessenheit.
2183. Ferawis, fimbria, Fransen (Burh. katii, S. 587).
2184. Ferahet, elegantia, ornamentum, Freyheit, Pracht, g. fruothai, so beym Notker Ps. LXVIII. 6: Got du uueist mina un*fruothait*, Gott du kennst meine Unklugheit.
2185. Ferahichten, educare, abrichten.
2186. Ferahichte, educatus, abgerichtet.
2187. Ferapisch, antrorsum, vorwärts.
2188. Feraiste, magis, plus, Frist.
2189. Ferbud, quod recte, praeceptum, Verbot (Burh. katii, S. 587).
2190. Ferbudi, qui viam rectam tenet, e. *who fares* well.
2191. Ferdsch, pretium, Werth (Burh. katii, S. 387).
2192. Ferdschad, intelligens, sapiens, verständig (Burh. katii, S. 587).
2193. Ferruch, fortunatus, felix, froh, schweizer. farri, Genuß ungestörter sinnlicher Freude.
2194. Firachschiden, horripilare, φρίσσειν, fröstelн.
2195. Ferchunde, beatus, prosper, fröhlich.

2196. Ferchasch, bellum, proelium, verhaßt.
2197. Ferchandsch, inutile, obsoletum, verhunzt.
2198. Ferda, cras, vor Tag.
2199. Ferder, trabs ex postica portae, parte transversum posita, Vorthor.
2200. Firdews, paradisus, Paradies.
2201. Fers, regina in lusu latrunculorum, Verständige.
2202. Fersan, sciens, sapiens, Verständiger.
2203. Fersane, eruditus, sapiens, Verständiger.
2204. Fersin, sapiens, doctus, Verständiger. Der Name der Königin im Schahspiel, woraus die Franzosen vierge gemacht, so daß aus dem Weisen oder Wesire des indischen Spieles in Europa eine Dame geworden, wie aus dem Elephanten (Fil) der franz. fol oder fou, d. i. der deutsche Läufer.
2205. Fersin, rapiens, verständig, Fürst.
2206. Fars, persa, Perser.
2207. Feres, equus, e. horse, gilt für arabisch.
2208. Firistak, nomen noctis festi Newrus, quod est maximum Persarum, Feyertag.
2209. Fersach oder Fersenk, Parasanga, Parasange.
2210. Fersenksar, milliare, Meilenzeiger.
2211. Fersek, inveteratus, e. forsakeek, forsook.
2212. Firischte, angelus, e. first, Fürst.
2213. Ferghariden, madefieri, subigi, vergähren.
2214. Ferghar, madefactus, subactus panis, vergohren.
2215. Ferghisch, vetustus, obliteratus, vergessen (Burh. katii, S. 591, Z. 3).
2216. Ferfer, festinatio, turbo, österr. Farferl.
2217. Ferfer, orbiculus. quem funibus attractis et ralaxis pueri in gyrum agunt, Pfnurre.
2218. Ferfere, turbo, trochus, Pfnurre.
2219. Ferman, mandatum, Vermahn.
2220 Fermai, mandans, monens, vermahnend.
2221. Fermend, pulcritudine, excellens, formend.
2222. Fermend, sapiens, spiritualis, Vormund, d. vormynder.
2223. Fermuden, praecipere mandare, vermahnen.
2224. Fermude, mandatum, praeceptum, vermahnt.
2225. Fernad, vadum, Furth (Burh. katii, S. 592).
2226. Firib, nebulo, franz. fripon.
2227. Firind, ensis, e. friend, Freund.
2228. Frenk, Francus, Franke.
2229. Frengistan, regio Francorum, Frankenstand.
2230. Fernud, argumentum, probatio, Vernunft (Burh. katii, S. 592).
2231. Ferne, maledictio, ferne! von uns (Burh. katii, S. 592).
2232. Furu, deorsum, vorunter.
2233. Furucht, vendit, er richtet vor.
2234. Furuchtegi, venditio, Vorrichtung oder Verrichtung.
2235. Furuchten, vendere, vorrichten oder verrichten.
2236. Furuchten, vendere, fruchten.
2237. Furuchteni, venalis, Vorzurichtendes, Fruchtendes.
2238. Furuchte, venditus, vorgerichtet oder verrichtet.
2239. Ferware, repositorium, Verwahr (Burh. k. S. 592 l. Z.).

2240. Ferwer, genius veterum Persarum, e. Fairy.
2241. Ferwerdin, mensis Martius id est vernus, Frühling, welcher eben so altpersisch, als der deutsche Name des Herbstes,
2242. Ardibehischt, mensis autumnalis, e. harvest, Herbst.
2243. Furud, deorsum, vorunter.
2244. Furud, fraudolentus, fehlt im Men., steht im Burh. k. 596 als dritte Bedeutung des Wortes, e. fraudulent.
2245. Furud, assatum, frixum, Brot.
2246. Ferwerd, educatus, verwahrt (Burh. katii, S. 593).
2247. Fururichte, deorsum effusum, Frucht.
2248. Furusch, venditor, Veräußerer.
2249. Furuschende, vendens, Veräußernder.
2250. Furuschiden, vendere, veräußern.
2251. Furuschide, venditus, veräußert.
2252. Ferwis, margo vestis replicata, Fransen.
2253. Ferwisch, socordia, negligentia, Verwischen.
2254. Furuhischten, pendere, vorunter hängen.
2255. Furuhischte, pendulus, vorunterhängend.
2256. Furuhiliden, demittere, e. *to hull* down.
2257. Furuhilide, demissus, e. *hulld* down.
2258. Furuhinde, angelus, bonus, perfectus, frohn für heilig.
2259. Ferre, pulcritudo, Frohsinn.
2260. Ferhet, decentia, convenientia, Freyheit.
2261. Ferheng, intellectus, praeceptum, Verhängniß.
2262. Ferhendsch, intellectus, prudentia, Verhängniß.
2263. Ferhest, fascinatio, verhext.
2264. Ferhend, sapiens, spiritualis, der Freye.
2265. Ferhumend, excellens, pulcer, der Fromme.
2266. Ferhemend oder Ferchmend, prudens, perfectus, Vormund, Freymund.
2267. Ferhichten, instruere, edicare, abrichten.
2268. Ferhicht, instruit, educat, er richtet ab.
2269. Ferhichte, instructus, educatus, abgerichtet.
2270. Feri, euge, macte, frey, e. free.
2271. Ferid, congelavit, es friert (Siebenm. IV. 50).
2272. Feris, limbus, fimbriae, Fries.
2273. Ferisch, rapina, assa, caro, frisch, friß.
2274. Feriwer, via recta salutis, e. who farès well.
2275. Feriweri, rectitudo, e. faring well.
2276. Feriweriden, in via salutis constantem esse, e. farevell.
2277. Fesch, spurcities, Fetzen.
2278. Fesan, cos, Wetzstein.
2279 Fasaniden, acuere, wetzen.
2280. Fistik, pistatia, Pistazie.
2281. Fisus, irrisio scomma, Possen.
2282. Fesch, modus particularis ligandi fasciam ex capite pendulam (Ferh. Sch. II. Bl. 200, Z. 7), e. fashion.
2283. Feschafesch, sonus sagittarum, Gewetze.
2284. Füschürden, exprimere, pressen.
2285. Füschürende, comprimens, pressend.
2286. Fugh, amasia, e. to fock, Vogel.
2287. Fugh, ebrius, e. fog.
2288. Fughistan, gynecaeum, e. place of focking.

2289. Feladi, vana, irrita, Platt.
2290. Felate, species dulciarii, Fladen (Burh. k. S. 603, Z. 1).
2291. Felawe, stupefactus, flau.
2292. Felid, animo caruit, e. he faild (Siebenm. IV. 50, vorl. Z.).
2293. Felek, orbis coelestis, Falke.
2294. Fülk, navis, Feluke.
2295. Fenar, pharus, funalia, Fanal.
2296. Fem, linteum, lignis aligatum, quo sparsam pecuniam collectores excipiunt, e. fumel.
2297. Fen, dolus, ars, e. funn (Ferh. Sch. II. B. 206 vorl. Z.).
2298. Fündsche, loquela, e. fancy.
2299. Fend, fraus, dolus, Fund, Fündigkeit, Feind, e. fiend.
2300. Fend, fovea, pro*funda*, Fundgrube.
2301. Fene, species herbae, Fenchel.
2302. Fenew oder Fanu, fallacia, *vanus*.
2303. Fub, afflare, ad propellendum oculum malum, foppen.
2304. Fuſ, ambitus oris, Fotze, gemein für Maul.
2305. Fuſ, sonitus in coitu editus, Fotze (Burh. k. S. 605).
2306. Fihrist, elenchus, Register.
2307. Fehl, amplus, viel (Siebenm. IV. S. 62).
2308. Fehm, scientia, cognitio, Vehm.
2309. Fehmiden, intelligere, vehmen.
2310. Fejadar, rem promovens, Förderer.
2311. Fejar, occupatio, principium operis, Feyer.
2312. Fejal, sagitta, Pfeil.
2313. Feidsch statt Peik, Page, e. page.
2314. Feid, multum esse, viel (Siebenm. IV. S. 51).
2315. Feid, quod est utile, feudum, e. fit.
2316. Fir, irrisio, ludibrium, Firlefanz.
2317. Fir, exclamatio doloris et matus, e. fear.
2318. Firusedsch, gemma turcina, Türkis.
2319. Firuse, gemma turcina, Türkis.
2320. Firiden, lamentari, e. fear (Burh. katii 606 l. Z.).
2321. Fil, elephas, Elephant; fol im Schahspiel als Laufer.
2322. Filek, sagitta, Pfeil.
2323. Fejid, ignavus, feig. Das persische bed dil, womit im Ferheng Schuuri das Wort erklärt, heißt nicht, wie es im Meninski steht, vir malignus, corrupto corde, sondern feig.
2324. Fejiden, mutare animum, feyen, fehlt im Men., steht aber im Burh. k. S. 606.

Kaf.

2325. Kaſ, anser, Gans (Ferh. Sch. II. 221).
2326. Kaſkan, ahenum, Kessel (Siebenm. IV. 88).
2327. Kaan, rex, e. Queen (beym Tacian 26 Quaenum).
2328. Kalisch, collega, Kollege.
2329. Kanun, canon, Kanon.
2330. Kahkah, ridere, kichern (Siebenm. III. 93).
2331. Kaf, mons qui totum orbem circumit, Kopf.
2332. Kabatsche, vestis genus; dieß sind die Καβαδια, welche unter den Kleidungsstücken der byzantinischen Kaiser vorkommen.
2333. Karabe, lagena major, Karaffe.
2334. Kart, carduus, Kardendistel.

2335. Kirmiſ, coccinus, Karmeſin (Burh. k. S. 612).
2336. Kurnas, vafer, ein landſchaftl. Schimpfwort Karnacky.
2337. Kurul, corallum, Koralle (Burh. k. 612 l. Z.).
2338. Kuf, vas in quo aliquid conservatur, Kuffe, Koffer.
2339. Kafes, cavea, Käfich.
2340. Kalt, vilis, kalt.
2341. Kalte, ignavus, kalt (Siebenm. IV. 94, l. Z.).
2342. Kaltiban, leno proprie mulieris, e. calliban.
2343. Kalmus, planta nota sub nomine, Kalmuswurze (Burh. k. S. 617, fehlt im Meninski).
2344. Kalmunia, resina pini, Kolephonium.
2345. Kalender, mysticus vagabundus, Kalender.
2346. Kalensewe, calantica.
2347. Kulule, glomus, Knäul.
2348. Kali, alcali, Alkali (Siebenm. IV. 94).
2349. Kalium, vas pro fumando, e. gallon.
2350. Klid, clavis, ſtatt Iklid, κλεις, Schlüſſel.
2351. Kilimia, spumus candescens in auro aut argento liquifacto cum refriguerit (Burh. k. S. 616), Glimmer.
2352. Kanb, cannabis (Burh. k. 618), Hanf.
2353. Kinbar, cinnabarum, Zinnober.
2354. Kanbil, nomen proprium loci, e. Campbell.
2355. Kandſchugha, lorum ephippii, der ruſſiſche Kamtſchuk (Ferh. Sch. II. Bl. 224, vorl. Z.)
2356. Kand, saccharum candidum, Zuckerkandel.
2357. Kandil, ganz das lat. candela.
2358. Kantar, centinarius, Centner.
2359. Kunud, nomen montis ex quo aqua vitae profluit, vermuthlich urſprünglich dasſelbe mit dem arabiſchen Kunut, obedientia versus Deum, welches ſich im Gothiſchen chnuat für Natur findet (ſ. beym Kero: in pliuues chnuati, in des Bley's Natur).
2360. Kotſch, aries (Siebenm. IV. S. 80), Kutſche.
2361. Kahwe, faba arabica, Kaffeh.
2362. Kirat, pondus notum sub nomine Karat (Ferh. Sch. II. S. 225).
2363. Kiafet, vestis, g. kiwati.
2364. Kaſaken oder Kaſaghend, vestis genus, das ſchweiz. Gaſaggen (ſ. Stalder), welches nicht als Casaquin aus dem Franzöſiſchen abzuleiten, ſondern urſprünglich perſiſch iſt, und ſo wie Kaftan (urſprünglich) ein Panzerhemd bedeutet.

Kiaf.

2365. Kabin, matrimonium, e. cabin, Kebsweib.
2366. Kabiden, fodere, lacerare, das öſterr. keyen.
2367. Kach, aestuarium, conclave, das öſterr. Kachel.
2368. Kad, aviditas, Geiz.
2369. Kar, bellum, e. war.
2370. Kar, opera, e. care.
2371. Kar, vitae ratio, sors, d. chaar.
2372. Karban, caravana, Karawane.
2373. Kardu, aranea, siparium, Kortine.
2374. Kard, culter, d. kaarde, Scheere.
2375. Kariden, arare, ackern.

2376. Kas, casa hortulanorum, Kase, Kasel (s. Fulda's Idiotikonsammlung).
2377. Kas, poculum, calix, Kessel, Kelch.
2378. Kase, poculum, ahenotympanum, Kessel, Kesselpauke.
2379. Kaselis, parasita, wörtlich Kesselleсker.
2380. Kasten, diminuere, jacturam facere, e. to cast.
2381. Kast, diminuit, e. he *cast* away.
2382. Kaste, diminutus, e. *cast* away.
2383. Kasch, utinam, e. cash.
2384. Kaschi, lateres quadrati fictiles, quibus obducuntur interni parietes ab urbe *Kasch* sic dicti, daher im Deutschen etwas mit Gyps oder einer Grundfarbe überziehen kaschiren, eher als vom franz. cacher hergeleitet werden dürfte.
2385. Kagh, ruminare, wiederkäuen.
2386. Kagh, clamor cornicis et cornix, Krähe.
2387. Kaghkagh, clamor cornicis, krächzen.
2388. Kaf, finde, klaffe.
2389. Kafed, findit, er klafft, er klibt, e. cleft.
2390. Kaften, findere, klaffen, kliben, e. to cleft.
2391. Kafte, fissus, geklafft, e. cleft.
2392. Kafur, camphora, Kampher.
2393. Kak, puer, furfur, Geck.
2394. Kak, panis cum butyro coctus, e. cake, Kuchen.
2395. Kal, profligatio, Galle.
2396. Kal, clamor altus, e. call, kalen, gellen, fehlt im Men., steht aber im Ferh. Sch. II. 299 vorl. Z. als die fünfte Bedeutung des Worts.
2397. Kalus, stultus, e. callous.
2398. Kale, cucurbita plena vino, Schale.
2399. Kali, desiderium, bekannt als der Name der indischen Gottheit Kali.
2400. Kam, palatus, Gaum.
2401. Kame, acidum, kahmicht vom Wein, auch bekannt aus dem Namen des indischen Gottes Kamadiu, und der Formel, womit der Priester von den Mysterien entließ, compaxa, kambachsch, d. i. Wunsch verleihend.
2402. Kand, saccharum, Zuckerkandel.
2403. Kaw, excava, e. excavate, grab aus.
2404. Kawiden, excavare, e. to excavate, ausgraben.
2405. Kawak, res cava, e. a cave.
2406. Kajed, masticat, käuet, e. cheweth.
2407. Keb, jactatio vana, österr. käbig seyn, auch keppeln.
2408. Kipa, cibus ex intestinis compositum, e. kidney.
2409. Kipa, aurum et argentum in der Sendsprache, daher Kipper und Wipper, Burh. k. Bl. 286 vorl. Z.
2410. Kube, cucurbitula ad sanguinem educendum (Siebenm. IV. 159), Schröpfkuppe.
2411. Kebise, dies intercalaris, Kebs=, d. i. Schalttage (Burh. k. S. 633).
2412. Kup, os, Kuppe (Siebenm. IV. 100.
2413. Kepiden, rapere, kapern.
2414. Ket, domus, nur gebräuchlich in der Zusammensetzung von Ketchuda, herus, magister domus, Göthe, Gatte, Götze.

2415. Ket, thronus, stratum lecti, so heißt es im Otfrid: Intheket mir thaz *ketti*, thes mines friuntos betti, III. Buch, C. 24.
2416. Ketan, linum, Kattun, e. cotton.
2417. Ketrepetre, res minutim trita, landsch. tschatrapatra.
2418. Kutwal, custos arcis, g. ottual für Reichthum, so in Notker's Psalmenübersetzung Ps. XXXVI. 3: In sinen otuualon.
2419. Kutumut, recte, Gut und Muth, schlecht und recht.
2420. Kidsch, calcitratio, e. to kick.
2421. Kedsch, calx, Kalk.
2422. Ketschgul, vas ad colligendam pecuniam, e. *catch*penny.
2423. Ketsche, pannus coactilis, Kotze.
2424. Ketschi, capra, Kitze, Geiß.
2425. Kedschim, tegumentum ephippii, armatura equi, ganz das altdeutsche Geziem, ein geziemirtes Pferd. Diese drey Wörter, Ketsche (Kotze), Ketschi (Kitze), Kedschim (Geziem), beweisen, so wie alle andern, in welchen das persische Tschim oder Dschim durch das deutsche z ersetzt ist, daß dieses keineswegs ein einfaches Schriftzeichen für den zusammengesetzten Laut ts, sondern nur eine Abartung des ursprünglichen Tschim- oder Dschim-Lautes ist, wovon jener dem ital. c in cicisbeo, dieser dem ital. g in giglio entspricht.
2426. Kachkach, vox increpantis puerum, kaka.
2427. Kichkich, vox ridentis, kichern.
2428. Küchküch, vox tussientis, österr. kachkazen.
2429. Kuchte, flamma ignis, gekocht (Burh. k. 637).
2430. Ked, domus, casa, Gaden, e. cont.
2431. Küdam, quis, qualis, *quidam*, d. Hhawem.
2432. Keduch, calix, scyphus, Kelch (Burh. k. 638).
2433. Kede, habitatio, mansio, Gaden, Πασαργαδαι.
2434. Keradschiden, glocitare gallinam, kreischen.
2435. Kerach, glocitatio gallinae, das Gackern.
2436. Kiragh, cornix, Krähe (Burh. k. S. 646).
2437. Kiragha, cornix, Krähe (Ferh. Sch. II. 260).
2438. Kiras, cerasum, Kirsche.
2439. Keran, limites, Granitz altdeutsch für Gränze.
2440. Kerane, margo, limites, Gränze.
2441. Kerrai, chirurgus, Chirurgus, im Persischen, Griechischen und Deutschen dasselbe.
2442. Kirias und Girias, curia, της κυριας.
2443. Kertle, puer ineptus, Kerle, Kerl (Burh. k. 640).
2444. Kertene, tela aranea, velum, Kortine.
2445. Kertine oder Kortine, tela aranea, Kortine.
2446. Keretsch, tela resecta, Kragen.
2447. Keretsch, segmentum colaris, Kragen (Burh. k. 644).
2448. Kurtsche, domuncula ex arundinibus, österreich. Krempe, Keische.
2449. Kerch, mansio, sedes, Kirche, e. church.
2450. Kurd, Curdus, Kurde, e. curdle.
2451. Kerd, fecit, ward.
2452. Kerden, efficere, werden.
2453. Kerden, facere, altd. karthen, im Schwed. eg giöra, ich mache.
2454. Kerde, factum, geworden, so im Dänischen.

2455. An kerd, ille fecit, d. han giort.
2456. Kardschewarr, coronae species, Kerzen, besser noch
2457. Kersen, corona, Krone, Kerzen.
2458. Kerse, clava lignea, Kerze.
2459. Kures, crispus, Kraus.
2460. Kurese, crispatus, gekrauset.
2461. Kerest, confusus, ebrius, garstig (Ferh. Sch. II. 292).
2462. Kirischte, vestucae, quisquiliae, Auskehricht.
2463. Kerkes, vultur, Geyer, *carcasse*.
2464. Kerken, granum semimaturum quod assatur, Kukuruz (Ferh. Sch. II. B. 53).
2465. Kürküm, curcuma, das unter diesem Namen bekannte Gewürze.
2466. Kirm, vermis, Wurm.
2467. Kerrenai, tuba nota, Waldhorn.
2468. Kerwan, caravana, Karawane.
2469. Kurud, puteus profundus, Grotte.
2470. Kurus, hilaritas, Gruß.
2471. Kuruh und Guruh, cohors, e. crew, crowd.
2472. Küridsche, cellula, österr. Kreinze, Keische.
2473. Kürüch, domuncula, Kirchlein.
2474. Kürise, casa ex arundinibus, Kreinze, Grinzing.
2475. Kiristen, flere, im Ulphilas greitan, beym Otfrid III. B. C. 24, 90: Sih sata thar *giruzi*.
2476. Kirischek, bellicosus, kriegerisch.
2477. Keridsch, tugurium, das landsch. Krainze.
2478. Kirig, fuga, Krieg.
2479. Kirichten, fugere, kriegen.
2480. Kiricht, fugit, er kriegt.
2481. Kirichte, qui evadit, gekriegt.
2482. Keschaghend, thorax, gossipio in factus, schweiz. Gasaggen (siehe Stalder).
2483. Kestane, castanea, Kastanie.
2484. Kesti, cingulum *cestus*, der Gürtel der Feueranbeter.
2485. Kischkisch, vox qua in ludo latrunculorum regem peti significatur, onomatopöisch Gschgsch.
2486. Kischt, satum, Gischt.
2487. Keschef, cancer, Krebs.
2488. Keschk, lactis acidi pars sicior, Käse.
2489. Keschk, hordeum, Gerste.
2490. Keschdaneg, sordes, fumus, Gestank.
2491. Kaab, cubus, Kubus, und daher Kaabede statt Kaabkede, so viel als Kubusgaden, d. i. Würfelbret.
2492. Kak, panis biscoctus, Kuchen, e. cake.
2493. Kef, crepa findito, Kliebe.
2494. Kafe, colaphus, e. cuffe.
2495. Kefaniden, findere, rumpere, facere, klieben, e. cleft.
2496. Kefanide, factum, ut rumpatur, e. cleft, gekloben.
2497. Kuft, ruptura, ruptus, e. cleft, klafft, kliebt.
2498. Keften, findere, crepare, klieben, klaffen.
2499. Kuften, tundere, pulsare, klopfen.
2500. Kefte, crepando disruptus, gekliebt.
2501. Kufte, cibus ex carne dritta, geklopft.
2502. Kefed, crepat, er kliebt, klafft.

2503. Kefiden, spumare, abschöpfen.
2504. Keflif, spata de spumatoria, Schöpflöffel.
2505. Kefe, corbis ex stramine, Kufe.
2506. Kek, species panis biscocti, e. cake, Kuchen.
2507. Keke, stercus hominis, Kaka.
2508. Kel, calvus, kahl.
2509. Kelanter, major, crassior, e. gallant, Galanter.
2510. Kelapuscht, species vestis, die erste Hälfte das deutsche Kleid.
2511. Kulbe, cellula, Kaluppe, καλυπτρη.
2512. Keldschad, calvus, Kahlschädel.
2513. Kelte, lignum crassius, Gelte.
2514. Kils, calx, Kalk.
2515. Kilk, calamus, Kiel, gemein auch Kilch ausgesprochen.
2516. Keleck, infaustus, Unglück.
2517. Külünk, malleus bellicus, instrumentum acuminatum, Klinge.
2518. Küleng, sera seu pessulus ligneus, Klinke. In diesen beyden letzten Wörtern, welche, mit Ausnahme des letzten, die drey anderen Buchstaben gemein haben, ist mit der Verwechslung desselben im Persischen und Deutschen auch der Sinn gerade entgegengesetzt verwechselt.
2519. Kulutte, vitae species, das franz. calotte.
2520. Kuludsch, panis subcineritius, Kolatsche.
2521. Keluch, later, cleba, Klotz, e. clod.
2522. Kuluse, siliqua, theca grani, Hülse.
2523. Küluk, impudicus, klug.
2524. Kelle, caput, e. cull.
2525. Kelitsche, clavis, Schlüssel.
2526. Kilidan, locus serae, Schlüsselort, Schloß, κλεις.
2527. Kilise, ecclesia, g. kilchin.
2528. Kilim, stratum ex lana, e. camlet (s. Roebuck's collection of proverbs. Calcutta 1824, S. 344, Nro. 1789).
2529. Keliun, vestis seu pannus sericus septicolor, e. galloon.
2530. Kem, paucus diminutus, kümmerlich.
2531. Kemer, testudo, cornix, καμαρα, Kammer, g. chamero.
2532. Kemerbend, scriniarius, wörtlich Kammerbinder (Siebenm. IV. 110).
2533. Kamest, Amethystus, Amethyst.
2534. Kemend, laquius ex fune, Kummet.
2535. Kemmun, cuminum, Kümmel.
2536. Kemiden, diminui, καμνειν.
2537. Kemicht, mixtus, gemischt, in der Sendsprache, Burh. k. S. 669.
2538. Kümische, species herbae, Gemüse.
2539. Kemin, insidiae, Keminatleben, slav. komnata.
2540. Kenareng, dynasta, König, χαναραγγης.
2541. Kenb, cannabis, Hanf (fehlt im Men., Ferh. Sch= Bl. 231).
2542. Kent, villa, pagus, lebt noch in dieser Bedeutung in der engl. Landschaft und Stadt Kent.
2543. Kendsch, sui admirator, superbus, stolidus, Kunz.
2544. Kündsch, angulus, γωνια.
2545. Kend, saccharum candidum, Zuckerkandel.
2546. Kend, membrum virile, pudendum, e. cunt.
2547. Küned, facit, erkennt.

2548. Kunda, doctus, sapiens, Kundiger, beym Ulphilas kuntha von kunnan.
2549. Kundaker, doctus, sapiens, Kündiger, der Name Gundacker.
2550. Kündawer, doctus, sapiens, Kündiger.
2551. Kender, urbs omnis, e. kent.
2552. Kündamuje, infantis capilus, Kindshaar, mui heißt Haar.
2553. Künde, massula rei rotundior, Knödel.
2554. Kensf, thesaurus, ganz.
2555. Künischt, templum, Kunst.
2556. Kenaal, homo libidinosus, inania tractans, franz. canaille, welches also früher aus dem Persischen herzuholen ist.
2557. Kenf, cannabis, Hanf (Ferh. Sch. II. Bl. 124).
2558. King, impudicus blatero, e. king.
2559. Kunende, faciens, könnend, g. chonda.
2560. Künun, nunc, vero, nun.
2561. Kuwal, aquisitio, Kabale.
2562. Kuwaliden, lucrari, kabaliren.
2563. Kup, cupa, Kuppe.
2564. Kub, pulsans, klopfend.
2565. Kupal, clava ponderosa, ϱοπαλη, Keule, Göpel.
2566. Kupiden, pulsare, tundere, klopfen.
2567. Kupin, malleus quo aliquid contumtitur, Göpel.
2568. Küpele, arcus floribus et picturis ornatus vi tempore festivitatis publicae erigi solet, Kuppel.
2569. Kupe, cucurbitula chirurgica, Kuppe.
2570. Kutah, brevis, kurz.
2571. Kutahpa, pedibus brevis, Kurzfuß.
2572. Kutahpatsche, idem quod praecedens, Kurzpatsche.
2573. Kotar, gausapa, Kotze.
2574. Kudsch, migratio, Kutsche.
2575. Kotsche, gausape, Kotze (Siebenm. IV. S. 118 bey der Erklärung des Wortes Kotar).
2576. Korabin, corbis, Korb (Burh. k. S. 680, Z. 7).
2577. Kordin, vestis, velum, Kortine (Ferh. Sch. II. B. 285, Z. 4).
2578. Kures, coma, crispa, Krause.
2579. Kurkani, species corii alias Saffian dicti, Korduan. Dieses Wort ist bisher irrig von der spanischen Stadt Cordova abgeleitet worden (fehlt im Men., steht im Burh. katii S. 508, Z. 14).
2580. Kure, oppidum, χώρη.
2581. Köschk, domus splendida in horto, Köschk.
2582. Kuschiden, allaborare, knotzen.
2583. Kuft, tundit, er klopft.
2584. Kuften, tundere, klopfen, e. to cuffe, κόπτειν.
2585. Kufte, contusus, geklopft.
2586. Kuftendil, pulsatio cordis, Herzklopfen (Ferh. Sch. II. 382, Z. 6).
2587. Kufe oder Kub, canistrum, Kufe, so im Notker Ps. LXXX. 7: sine hende dienoton an *kofenno.*
2588. Kugal, scarabaeus pilularius, Kugelkäfer.
2589. Kuguma, sol, in der Sendsprache, nach Burhani katii S. 682, Z. 29 zusammengesetzt mit dem gothischen guma, welches unter

dem folgenden Buchstaben die genügendste Erläuterung erhalten wird.

2590. Kuku, palumbes, Gukguk.
2591. Kewel, equus caballus, und folglich auch der Kavalier.
2592. Kul, bubo, Eule.
2593. Kulach, focus, Kuhlbecken.
2594. Kulendsch, focus, Kohlbecken.
2595. Kum, cuminum, Kümmel.
2596. Kuh; mons. Kuxe.
2597. Koi, pagus, villa, Gau.
2598. Keh, stramen, festuca, e. chaff, Kaff.
2599. Kei, rex, imperator, Kaiser, welches freylich am nächsten von Cäsar, dieses aber weder von caedere, noch vom etrurischen aiseu, sondern vom persischen Kaisertitel der Kei oder Kai abzuleiten ist.
2600. Keia, rex, imperator, Kaiser.
2601. Kiara, moeror, aerumna, Keierey.
2602. Kid, ferrumen, Kitt (Ferh. Sch. 236).
2603. Kirach oder Kirch, pulpitum in quo coranus legendus proponitur, Kirche.
2604. Kis, pannus coactilis, Kotze.
2605. Kise, crumena, loculus, Kasse.
2606. Kisch, secta, religio, g. keist (Notker Ps. XVII. 13).
2607. Kisch, pharetra, Köcher.
2608. Keifer, retributio, vindicta, Keifer, keifen, der keifet.
2609. Kebk, manus recta, g. ceswen.
2610. Keik, pulex, Geck, und wie der Deutsche einen Floh ins Ohr setzen sagt, so der Perser keik der Schalwar, d. i. ein Floh in die Hose (s. Meninski); Schalwar ist als Scharivarihose bekannt.
2611. Kilar, cella, Keller.
2612. Kimucht, corium equinum et asinium, Juchte.
2613. Kin, odium, ira, vindicta, e. keen, kühn.
2614. Kajumers, nomen primi monarchae Persarum, g. guma.
2615. Keibiden, se retrahere, subducere, niederkeyen (Burh. k. 688, Z. 26).
2616. Keiha, reges, die Kaiser.
2617. Kio, e. a *kite*, fehlt in den Wörterbüchern, steht aber in Lumsdens Grammar.

(Der Schluß folgt.)

* * *

ش

١٩٠٧ شاخ ١٩٠٨ شاخ ١٩٠٩ شاخ ١٩١٠ شاخ ١٩١١ شار
١٩١٢ شار ١٩١٣ شاف ١٩١٤ شادکام ١٩١٥ شادنه ١٩١٦ شاربدن
١٩١٧ شاربچه ١٩١٨ شافیدن ١٩١٩ شاشه ١٩٢٠ شال ١٩٢١ شالکی
١٩٢٢ شالهنگ ١٩٢٣ شانی ١٩٢٤ شاشیدن ١٩٢٥ شاه
١٩٢٦ شادمات ١٩٢٧ شالی ١٩٢٨ شایگان ١٩٢٩ شایگانی
١٩٣٠ شایدن ١٩٣١ شبرنگ ١٩٣٢ شبکوک ١٩٣٣ شپاشپ
١٩٣٤ شپشه ١٩٣٥ شپل ١٩٣٦ شپلیدن ١٩٣٧ شپلیدن ١٩٣٨ شپلتده
١٩٣٩ شتاک ١٩٤٠ شتر ١٩٤١ شتل ١٩٤٢ شتلم ١٩٤٣ شتمن
١٩٤٤ شیتن ١٩٤٥ شخا ١٩٤٦ شخولیدن ١٩٤٧ شخودن ١٩٤٨ شخت
١٩٤٩ شدن ١٩٥٠ شد ١٩٥١ شرب ١٩٥٢ شربت ١٩٥٣ شرفالنک
١٩٥٤ شرم ١٩٥٥ شرمیدن ١٩٥٦ شستکران ١٩٥٧ شغال ١٩٥٨ شغک
١٩٥٩ شفت ١٩٦٠ شفتا ١٩٦١ شفتن ١٩٦٢ شفته ١٩٦٣ شفره
١٩٦٤ شفلیدن ١٩٦٥ شفودن ١٩٦٦ شفوده ١٩٦٧ شک ١٩٦٨ شکاشک
١٩٦٩ شکافه ١٩٧٠ شکال ١٩٧١ شکر ١٩٧٢ شکربرگ ١٩٧٣ شکرده
١٩٧٤ شکرقند ١٩٧٥ شکرلب ١٩٧٦ شکنجیدن ١٩٧٧ شکنجه ١٩٧٨ شکوه
١٩٧٩ شلایین ١٩٨٠ شلخته ١٩٨١ شلنک ١٩٨٢ شلف ١٩٨٣ شلفیه
١٩٨٤ شلوار ١٩٨٥ شلم ١٩٨٦ شم ١٩٨٧ شماغنده ١٩٨٨ شماغیدن
١٩٨٩ شمن ١٩٩٠ شمشیر ١٩٩١ شمل ١٩٩٢ شمول ١٩٩٣ شمه

١٩٩٤ شن ١٩٩٥ شنا ١٩٩٦ شاب ١٩٩٧ شابد ١٩٩٨ شابيدن
١٩٩٩ شاختن ٢٠٠٠ شار ٢٠٠١ شنج ٢٠٠٢ شنجرف ٢٠٠٣ شنوشه ٢٠٠٤ شنكل
٢٠٠٥ شو ٢٠٠٦ شوا ٢٠٠٧ شواد ٢٠٠٨ شوب ٢٠٠٩ شوخ ٢٠١٠ شود
٢٠١١ شور ٢٠١٢ شور ٢٠١٣ شور ٢٠١٤ شوريدن ٢٠١٥ شورمور ٢٠١٦ شوش
٢٠١٧ شوغ ٢٠١٨ شوكل ٢٠١٩ شوله ٢٠٢٠ شوهر ٢٠٢١ شوي ٢٠٢٢ شويست
٢٠٢٣ شهلا ٢٠٢٤ شيار ٢٠٢٥ شياريدن ٢٠٢٦ شيب ٢٠٢٧ شيب
٢٠٢٨ شيب وتيب ٢٠٢٩ شيشت ٢٠٣٠ شيد ٢٠٣١ شيدا ٢٠٣٢ شيردوغ
٢٠٣٣ شيفته ٢٠٣٤ شيلنه ٢٠٣٥ شين ٢٠٣٦ شيو ٢٠٣٧ شيوان ٢٠٣٨ شيونده.

ص

٢٠٣٩ صابون ٢٠٤٠ صد ٢٠٤١ صقه ٢٠٤٢ صندل ٢٠٤٣ صوف ٢٠٤٤ صوفي
٢٠٤٥ صفا

ط

٢٠٤٦ طاس ٢٠٤٧ طست ٢٠٤٨ طاق ٢٠٤٩ طاقه ٢٠٥٠ طاليقون
٢٠٥١ طپطاب ٢٠٥٢ طپيدن ٢٠٥٣ طراق ٢٠٥٤ طريد ٢٠٥٥ طل ٢٠٥٦ طلا
٢٠٥٧ طور ٢٠٥٨ طوران ٢٠٥٩ طنز ٢٠٦٠ طوطي

ع

٢٠٦١ عادل ٢٠٦٢ عار ٢٠٦٣ عاطل ٢٠٦٤ عالم ٢٠٦٥ عراقي ٢٠٦٦ عربده
٢٠٦٨ عطر ٢٠٦٨ علالا ٢٠٦٩ عنبر ٢٠٧٠ عمّ ٢٠٧١ عو ٢٠٧٢ عوز
٢٠٧٣ عود ٢٠٧٤ عهد ٢٠٧٥ عرفي ٢٠٧٦ عفريت

غ

٢٠٧٧ غاب ٢٠٧٨ غارت ٢٠٧٩ غازه ٢٠٨٠ غاز ٢٠٨١ غلتيدن

٢٠٨٢ غلة ٢٠٨٣ غاش ٢٠٨٤ غاك ٢٠٨٥ غالوك ٢٠٨٦ غالوش

٢٠٨٧ غاو ٢٠٨٨ غوت ٢٠٨٩ غار ٢٠٩٠ غراچه ٢٠٩١ غراشيدن

٢٠٩٢ غراشنده ٢٠٩٣ غرواش ٢٠٩٤ غراب ٢٠٩٥ غران ٢٠٩٦ غران

٢٠٩٧ غرب ٢٠٩٨ غرچه ٢٠٩٩ غرچه ٢١٠٠ غرچي ٢١٠١ غرد ٢١٠٢ خان‌غرد

٢١٠٣ غرس ٢١٠٤ غرش ٢١٠٥ غرشه ٢١٠٦ غرغر ٢١٠٧ غرم

٢١٠٨ غرميدن ٢١٠٩ غرمنج ٢١١٠ غرميده ٢١١١ غرمنده ٢١١٢ غرن

٢١١٣ غرنده ٢١١٤ غرنك ٢١١٥ غريدن ٢١١٦ غريد ٢١١٧ غري

٢١١٨ غريزن ٢١١٩ غريو ٢١٢٠ غزل ٢١٢١ غزل ٢١٢٢ غس

٢١٢٣ غشاك ٢١٢٤ غوشه ٢١٢٥ غكه ٢١٢٦ غول ٢١٢٧ غلط

٢١٢٨ غلطبان ٢١٢٩ غلطيدن ٢١٣٠ غلطيده ٢١٣١ غلغل ٢١٣٢ غلغل

٢١٣٣ غم ٢١٣٤ غمند ٢١٣٥ غمنده ٢١٣٦ غمناك ٢١٣٧ غمزه

٢١٣٨ غنچه ٢١٣٩ غند ٢١٤٠ غنك ٢١٤١ غنود ٢١٤٢ غنودن ٢١٤٣ غنوده

٢١٤٤ غنو ٢١٤٥ غنودن ٢١٤٦ غنوز ٢١٤٧ غوچ ٢١٤٨ غوغا ٢١٤٩ غوغو

٢١٥٠ غول ٢١٥١ غول ٢١٥٢ غيلان ٢١٥٣ غيشيدن

ف

٢١٥٤ فات ٢١٥٥ فاخ ٢١٥٦ فاخت ٢١٥٧ فارد ٢١٥٨ فارس

٢١٥٩ فاش ٢١٦٠ فال ٢١٦١ فام ٢١٦٢ فانوس ٢١٦٣ فانيد ٢١٦٤ فانيدن

۲۱۶۵ فانیده ۲۱۶۶ فاید ۲۱۶۷ فخ ۲۱۶۸ فحش ۲۱۶۹ فر ۲۱۷۰ فر
۲۱۷۱ فر ۲۱۷۲ فرا ۲۱۸۳ فراخ ۲۱۷٤ فراخا ۲۱۷۵ فراخدست
۲۱۷۶ فراختن ۲۱۷۷ فراخته ۲۱۷۸ فراشا ۲۱۷۹ فراشیدن ۲۱۸۰ فراک
۲۱۸۱ فرافر ۲۱۸۲ فراموش ۲۱۸۳ فراویز ۲۱۸٤ فراصت ۲۱۸۵ فراهیختن
۲۱۸۶ فراهیخته ۲۱۸۷ فرایش ۲۱۸۸ فرایسته ۲۱۸۹ فربود ۲۱۹۰ فربودي
۲۱۹۱ فرج ۲۱۹۲ فرجاد ۲۱۹۳ فرّخ ۲۱۹٤ فرخشیدن ۲۱۹۵ فرخنده
۲۱۹۶ فرخاش ۲۱۹۷ فرخنج ۲۱۹۸ فردا ۲۱۹۹ فردا ۲۲۰۰ فردوس
۲۲۰۱ فرز ۲۲۰۲ فرزان ۲۲۰۳ فرزانه ۲۲۰٤ فرزین ۲۲۰۵ فرزین
۲۲۰۶ فرس ۲۲۰۷ فرس ۲۲۰۸ فرستاق ۲۲۰۹ فرسخ ۲۲۱۰ فرسکسار
۲۲۱۱ فرسک ۲۲۱۲ فرشته ۲۲۱۳ فرغاریدن ۲۲۱٤ فرغر ۲۲۱۵ فرغیش
۲۲۱۶ فرفر ۲۲۱۷ فرفر ۲۲۱۸ فرفره ۲۲۱۹ فرمان ۲۲۲۰ فرماي ۲۲۲۱ فرمند
۲۲۲۲ فرمند ۲۲۲۳ فرمودن ۲۲۲٤ فرموده ۲۲۲۵ فرناد ۲۲۲۶ فریب
۲۲۲۷ فرند ۲۲۲۸ فرنک ۲۲۲۹ فرنکشتان ۲۲۳۰ فرنود ۲۲۳۱ فرنه
۲۲۳۲ فرو ۲۲۳۳ فروخت ۲۲۳٤ فروختکي ۲۲۳۵ فروختن ۲۲۳۶ فروختن
۲۲۳۷ فروختني ۲۲۳۸ فروخته ۲۲۳۹ فرواره ۲۲٤۰ فرور ۲۲٤۱ فروردین
۲۲٤۲ آردبهشت ۲۲٤۳ فرود ۲۲٤٤ فرود ۲۲٤۵ فرود ۲۲٤۶ فرورد
۲۲٤۷ فروزخته ۲۲٤۸ فروش ۲۲٤۹ فروشنده ۲۲۵۰ فروشیدن
۲۲۵۱ فروشیده ۲۲۵۲ فرویز ۲۲۵۳ فرویش ۲۲۵٤ فرومشتن
۲۲۵۵ فروهشته ۲۲۵۶ فروهلیدن ۲۲۵۷ فروهلیده ۲۲۵۸ فروهنده ۲۲۵۹ فرّه

٢٢٦٠ فرمت ٢٢٦١ فرهنك ٢٢٦٢ فرمنج ٢٢٦٣ فرمشت ٢٢٦٤ فرهند

٢٢٦٥ فرمومند ٢٢٦٦ فرهمند ٢٢٦٧ فرهختن ٢٢٦٨ فرهخت ٢٢٦٩ فرهخته

٢٢٧٠ فري ٢٢٧١ فريد ٢٢٧٢ فريز ٢٢٧٣ فريش ٢٢٧٤ فريور

٢٢٧٥ فريوري ٢٢٧٦ فريوريدن ٢٢٧٧ فش ٢٢٧٨ فسان ٢٢٧٩ فسانيدن

٢٢٨٠ فستق ٢٢٨١ فسوس ٢٢٨٢ فش ٢٢٨٣ فشافش ٢٢٨٤ فشردن

٢٢٨٥ فشرنده ٢٢٨٦ فغ ٢٢٨٧ فغ ٢٢٨٨ فغستان ٢٢٨٩ فلاو ٢٢٩٠ فلاته

٢٢٩١ فلاوه ٢٢٩٢ فليد ٢٢٩٣ فلك ٢٢٩٤ فلك ٢٢٩٥ فنار ٢٢٩٦ فم

٢٢٩٧ فن ٢٢٩٨ فنجه ٢٢٩٩ فند ٢٣٠٠ فند ٢٣٠١ فنه ٢٣٠٢ فنو

٢٣٠٣ فوب ٢٣٠٤ فوز ٢٣٠٥ فوز ٢٣٠٦ فهرست ٢٣٠٧ فهل

٢٣٠٨ فهم ٢٣٠٩ فهميدن ٢٣١٠ فيادار ٢٣١١ فيار ٢٣١٢ فيال ٢٣١٣ فيج

٢٣١٤ فيد ٢٣١٥ فيد ٢٣١٦ فير ٢٣١٧ فير ٢٣١٨ فيروزج ٢٣١٩ فيروزه

٢٣٢٠ فيريدن ٢٣٢١ فيل ٢٣٢٢ فلك ٢٣٢٣ فييد ٢٣٢٤ فييدن

ق

٢٣٢٥ قاز ٢٣٢٦ قازقان ٢٣٢٧ قاآن ٢٣٢٨ قالش ٢٣٢٩ قانون

٢٣٣٠ قاقاه ٢٣٣١ قاف ٢٣٣٢ قباچه ٢٣٣٣ قرابه ٢٣٣٤ قارط

٢٣٣٥ قرمز ٢٣٣٦ قرناس ٢٣٣٧ قرول ٢٣٣٨ قف ٢٣٣٩ قفس

٢٣٤٠ قلت ٢٣٤١ قلة ٢٣٤٢ قلتبان ٢٣٤٣ قلموس ٢٣٤٤ قلمونيا

٢٣٤٥ قلندر ٢٣٤٦ قلنسوه ٢٣٤٧ قلوله ٢٣٤٨ قلي ٢٣٤٩ قليون
٢٣٥٠ قليد ٢٣٥١ قليميا ٢٣٥٢ قنب ٢٣٥٣ قنبار ٢٣٥٤ قنبل
٢٣٥٥ قنجوغه ٢٣٥٦ قند ٢٣٥٧ قنديل ٢٣٥٨ قنطار ٢٣٥٩ قنود
٢٣٦٠ قوچ ٢٣٦١ قهوه ٢٣٦٢ قيراط ٢٣٦٣ قيافت ٢٣٦٤ قزاغند

ك

٢٣٦٥ كابين ٢٣٦٦ كابيدن ٢٣٦٧ كاخ ٢٣٦٨ كاد ٢٣٦٩ كار ٢٣٧٠ كار
٢٣٨١ كار ٢٣٨٢ كاربان ٢٣٧٣ كاردو ٢٣٧٤ كارد ٢٣٧٥ كاربدن
٢٣٧٦ كاز ٢٣٧٧ كاس ٢٣٧٨ كاسه ٢٣٧٩ كاسه ليس ٢٣٨٠ كاستن
٢٣٨١ كاست ٢٣٨٢ كاسته ٢٣٨٣ كاش ٢٣٨٤ كاشي ٢٣٨٥ كاغ
٢٣٨٦ كاغ ٢٣٨٧ كاغ كاغ ٢٣٨٨ كاف ٢٣٨٩ كافد ٢٣٩٠ كافتن
٢٣٩١ كافته ٢٣٩٢ كافور ٢٣٩٣ كاك ٢٣٩٤ كاك ٢٣٩٥ كال
٢٣٩٦ كال ٢٣٩٧ كالوس ٢٣٩٨ كاله ٢٣٩٩ كالي ٢٤٠٠ كام ٢٤٠١ كامه
٢٤٠٢ كاند ٢٤٠٣ كاو ٢٤٠٤ كاويدن ٢٤٠٥ كاواك ٢٤٠٦ كايد ٢٤٠٧ كب
٢٤٠٨ كپا ٢٤٠٩ كپا ٢٤١٠ كبه ٢٤١١ كبيسه ٢٤١٢ كپ ٢٤١٣ كپيدن
٢٤١٤ كت ٢٤١٥ كت ٢٤١٦ كتان ٢٤١٧ كتردپتره ٢٤١٨ كتوال
٢٤١٩ كت وت ٢٤٢٠ كج ٢٤٢١ كج ٢٤٢٢ كجاول ٢٤٢٣ كچه
٢٤٢٤ كجي ٢٤٢٥ كجيم ٢٤٢٦ كنخ كنخ ٢٤٢٧ كنخ كنخ ٢٤٢٨ كنخ كنخ ٢٤٢٩ كنخه

٢٤٣٠ كد ٢٤٣١ كدام ٢٤٣٢ كدوخ ٢٤٣٣ كده ٢٤٣٤ كراجيدن

٢٤٣٥ كرخ ٢٤٣٦ كراغ ٢٤٣٧ كراغه ٢٤٣٨ كراسس ٢٤٣٩ كران

٢٤٤٠ كرانه ٢٤٤١ كرّاي ٢٤٤٢ كرياسس ٢٤٤٣ كرتله ٢٤٤٤ كرته

٢٤٤٥ كرتينه ٢٤٤٦ كرچ ٢٤٤٧ كرچ ٢٤٤٨ كرچه ٢٤٤٩ كرخ ٢٤٥٠ كرد

٢٤٥١ كرد ٢٤٥٢ كردن ٢٤٥٣ كردن ٢٤٥٤ كرده ٢٤٥٥ آن كرد

٢٤٥٦ كرجوان ٢٤٥٧ كرزن ٢٤٥٨ كرزه ٢٤٥٩ كرس ٢٤٦٠ كرسه

٢٤٦١ كرست ٢٤٦٢ كرشته ٢٤٦٣ كركس ٢٤٦٤ كركن ٢٤٦٥ كركم

٢٤٦٦ كرم ٢٤٦٧ كرّناي ٢٤٦٨ كروان ٢٤٦٩ كرود ٢٤٧٠ كروز

٢٤٧١ كروه ٢٤٧٢ كربجه ٢٤٧٣ كرخ ٢٤٧٤ كريزه ٢٤٧٥ كرستن

٢٤٧٦ كرسنك ٢٤٧٧ كريج ٢٤٧٨ كريغ ٢٤٧٩ كريختن ٢٤٨٠ كريخت

٢٤٨١ كريخته ٢٤٨٢ كزاغند ٢٤٨٣ كستانه ٢٤٨٤ كستي ٢٤٨٥ كش كش

٢٤٨٦ كشت ٢٤٨٧ كشف ٢٤٨٨ كشك ٢٤٨٩ كشك

٢٤٩٠ كشدانك ٢٤٢١ كعب ٢٤٩٢ كعك ٢٤٩٣ كف ٢٤٩٤ كاف

٢٤٩٥ كفانيدن ٢٤٩٦ كفانيده ٢٤٩٧ كفت ٢٤٩٨ كفتن ٢٤٩٩ كفتن

٢٥٠٠ كفته ٢٥٠١ كفته ٢٥٠٢ كفد ٢٥٠٣ كفيدن ٢٥٠٤ كفلير ٢٥٠٥ كفه

٢٥٠٦ ككك ٢٥٠٧ ككه ٢٥٠٨ كل ٢٥٠٩ كلانتر ٢٥١٠ كلايشت ٢٥١١ كلبه

٢٥١٢ كلجاد ٢٥١٣ كلته ٢٥١٤ كلس ٢٥١٥ كلك ٢٥١٦ كلك

٢٥١٧ كلنك ٢٥١٨ كلنك ٢٥١٩ كلوتّه ٢٥٢٠ كلوج ٢٥٢١ كلوخ

٢٥٢٢ كلوزه ٢٥٢٣ كلوك ٢٥٢٤ كله ٢٥٢٥ كليچه ٢٥٢٦ كليدن ٢٥٢٧ كليسه

٢٠٢٨ كليم ٢٠٢٩ كليون ٢٠٣٠ كم ٢٠٣١ كمر ٢٠٣٢ كمربند ٢٠٣٣ كمست
٢٠٣٤ كمند ٢٠٣٥ كمون ٢٠٣٦ كميدن ٢٠٣٧ كمنخت ٢٠٣٨ كميزه
٢٠٣٩ كمين ٢٤٤٠ كنارنگ ٢٠٤١ كنب ٢٠٤٢ كنت ٢٠٤٣ كنج
٢٦٤٤ كنج ٢٠٤٥ كند ٢٠٤٦ كند ٢٠٤٧ كند ٢٠٤٨ كندا ٢٠٤٩ كنداكر
١٠٥٠ كنداور ٢٠٥١ كندر ٢٠٥٢ كنداسويه ٢٠٥٣ كنده ٢٠٥٤ كنو ٢٠٥٥ كنشت
٢٠٥٦ كنعال ٢٠٥٧ كنف ٢٠٥٨ كنك ٢٠٥٩ كننده ٢٠٦٠ كنون
٢٠٦١ كوال ٢٠٦٢ كواليدن ٢٠٦٣ كوپ ٢٠٦٤ كوب ٢٠٦٥ كوپال
٢٠٦٦ كوپيدن ٢٠٦٧ كوپين ٢٠٦٨ كويله ٢٠٦٩ كوپه ٢٠٧٠ كوتاه
٢٠٧١ كوتادبا ٢٠٧٢ كوتادپاجه ٢٠٧٣ كوتار ٢٠٧٤ كوج ٢٠٧٥ كوجه
٢٠٧٦ كورابين ٢٠٧٧ كوروين ٢٠٧٨ كورس ٢٠٧٩ كوركاني ٢٠٨٠ كوره
٢٠٨١ كوشك ٢٠٨٢ كوشيدن ٢٠٨٣ كوفت ٢٠٨٤ كوفتن ٢٠٨٥ كوفته
٢٠٨٦ كوفتن دل ٢٠٨٧ كوفه ٢٠٨٨ كوغال ٢٠٨٩ كوتكا ٢٠٩٠ كوكو
٢٠٩١ كول ٢٠٩٢ كول ٢٠٩٣ كولنج ٢٠٩٤ كولنج ٢٠٩٥ كوم ٢٠٩٦ كوه
٢٠٩٧ كوي ٢٠٩٨ كه ٢٠٩٩ كى ٢٦٠٠ كيا ٢٦٠١ كيارا ٢٦٠٢ كيد ٢٦٠٣ كيرخ
٢٦٠٤ كيز ٢٦٠٥ كيسه ٢٦٠٦ كيش ٢٦٠٧ ٢٦٠٨ كيفر ٢٦٠٩ كبك
٢٦١٠ كيك ٢٦١١ كيلار ٢٦١٢ كيمخت ٢٦١٣ كين ٢٦١٤ كيومرث
٢٦١٥ كيبيدن ٢٦١٦ كيها ٢٦١٧ كيو

Register

des

neun und vierzigsten bis zwey und funfzigsten Bandes.

A.

H.

N.

T.

U.

V.

W.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Drey und funfzigster Band.

1831.

Januar. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des drey und funfzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LIII.

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1831.

Art. I. Uebersicht von drey und sechzig Werken arabischer, persischer und türkischer Literatur.

1) Abulchasi Bahadur Chani historia Mongolorum et Tatarorum, nunc primum tatarice edita auctoritate et munificentia illustrissimi Comitis Nicolai de Romanzoff, imperii Russici cancellarii supremi. Casani 1825. 215 Seiten. Großfolio.

2) Memoirs of Zehir-ed-din Muhammed Baber, Emperor of Hindustan, written by himself in the Jaghatai turki, and translated, partly by the late John Leyden, Esq. M. D. partly by William Erskine, Esq., with notes and a geographical and historical introduction together with a map of the countries between the Oxus and Jaxartes and a memoir regarding its construction by *Charles Waddington*, Esq. of the East India company's engineers. London 1826. 432 Seiten, Quart.

3) Zohairi carmen Al-Moallakah appellatum, cum scholiis Zuzenii integris et Nachasi selectis e codicibus manuscriptis arabice edidit, latine vertit, notis illustravit, glossarium adjecit *Ern. Frid. Car. Rosenmüller*, theol. dr. et litt. oo. in univers. Lips. p. p. o. Lipsiae 1826. Quart, 50 Seiten lateinisch, 39 arabisch.

4) Meidani aliquot proverbia arabica cum interpretatione latina edidit et orationem de utilitate linguae arabicae et praecipuis quibusdam virorum doctorum in eam meritis, qua professoris publici extraordinarii in universitatis literariae Vratislaviensis facultate philosophica munus rite auspicaturus est die X m. Julii a. c. hora XI benevole audiendam humanissime invitat *Christianus Maximilianus Habicht*, philosophiae doctor, professor publicus e. des. societatis asiaticae Lutetiae Parisiorum constitutae, musei Francofurthi ad Moenum et societatis germanicae Berolinensis sodalis. Vratislaviae 1826. 13 S. lateinisch und 21 arabisch.

5) De numis orientalibus in numophylacio Gothano asservatis commentatio prima; numos Chalifarum et dynastiarum Cuficos exhibens, editio altera aucta et emendata auctore *J. H. Moellero*. Gothae 1826. Quart. 187 Seiten.

6) Lebidi Moallaka arabice et suethice, quam venia ampl. facult. phil. acad. lund. praeside Bengt M. Rolmeer. ll. oo. professore reg. et ord. pro laurea publico examine subjicit *Otto J. G. Billberg*, Scanus, in lyceo Carol. die XII. Junii 1826. Londini Gothorum 1826. Quart, 16 S. lateinisch und 4 arabisch.

7) De expeditione Russorum Berdaam versus, auctore inprimis Nisamio disseruit *Franciscus Erdmann*, philosophiae doctor, l. l. o. o. professor P. O. aconlegiorum consiliis, ordinis historico-philologici h. t. decanus, numophylacii director, ordinis St. Wladimiri IV. classis eques, societatis asiaticae parisiensis membrum. Casani 1826. Oktav, 74 Seiten lateiniſch und 120 perſiſch.

8) Choix de fables traduites en turc par un effendi de Constantinople et publiées avec une version française et un glossaire par *L. Victor Letellier* membre de la société asiatique de Paris. Paris 1826. Oktav, 223 S. franzöſiſch, 113 S. türkiſch.

9) Doctrine et devoirs de la religion musulmane tirés textuellement du Coran, suivis de l'eucologe musulman, traduit de l'arabe par M. *Garcin de Tassy* des sociétés asiatiques de Paris, de Londres et de Calcutta. Paris 1826. Duodez, 269 S.

10) Chrestomathie arabe ou extraits de divers écrivains arabes tant en prose qu'en vers, avec une traduction française et des notes, à l'usage des élèves de l'école royale et spéciale des Langues orientales, seconde édition, corrigée et augmentée par M. le Baron *Silvestre de Sacy*. Paris, Tome I. 1826, 550 S. franzöſiſch und 176 S. arabiſch; Tome II. 1826, 576 S. franzöſiſch und 162 S. arabiſch; Tome III. 568 S. franzöſiſch und 207 S. arabiſch. Oktav.

11) Numi Muhammedani, qui in academiae imperialis scientiarum Petropolitanae museo asiatico asservantur. Auspiciis academicis digessit, interpretatus est, prolegomenis et commentario palaeographico-philologico-historico illustravit, additisque notabiliorum tabulis aeneis edidit *Christianus Martinus Fraehn*, theol. atque philos. doctor et ll. aa. magister Aug. Imperat. omn. Russ. a consiliis status, ordd. St. Wladimiri cl. III et St. Annae cl. II, eques, academiae imp. scient. petrop. sodalis, ordin. antiquitatib. oo. interpretandis operans ejusdemque acad. musei asiat. director et bibliothecae praefectus primarius, itemque bibliothecae imp. publ. bibliothecarius honor. academiis regg. inscript. et litt. elegant. Parisiensi, litt. hum. histor. et antiq. Stockolmiensi, scient. Lisbonensi atque Taurinensi, societatibus reg. scient. Hafniensi et asiaticis Parisiensi, Calcuttensi et Londinensi, nec non universitati Imp. litt. Kasanensi et societatibus histor. et antiq. Russ. it. nat. cur. Mosquensibus, litt. atq. art. Curonensi et mineral. Petropolitanae, aliis alio titulo: Tom. I., recensionem omnium musei asiat. numor. Muhammedanorum seu titulos eorum interpretatione auctos continens. Petropoli 1826. 732 S. Quart.

12) Tauſend und Eine Nacht, arabiſch nach einer Handſchrift aus Tunis, herausgegeben von Dr. Maximilian Habicht, Profeſſor an der königl. Univerſität zu Breslau, Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Paris, des Muſeums zu Frankfurt a. M. und

der deutschen Gesellschaft zu Berlin. II. Theil. Breslau 1826, 45 S. Wörterverzeichniß und 373 S. arabischen Textes, III. Th. 1827, 33 S. Wörterverzeichniß und 394 S. arab. Textes, IV. Theil, 1828, 38 S. Wörterverzeichniß und 400 S. arab. Textes.

13) Libri Wakedii de Mesopotamiae expugnatae historia pars e codice bibliothecae Gottingensis arabico edita et annotatione illustrata, qua scriptione professoris philosophiae publici extraordinarii in academia Georgia augusta munus rite aditurus ad orationem publicam audiendam, invitat *Georgius Henricus Augustus Ewald*, philos. Dr. Gottingae 1827. Quart, 26 S. lateinisch, 24 S. arabisch.

14) Ueber die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstammes, von Dr. Bernhard Dorn. Hamburg 1827. 187 S. Oktav.

15) Drey Lustgänge aus Saadi's Rosenhain, von Dr. Bernhard Dorn. Hamburg 1827. 130 S. Oktav.

16) Catalogus numorum cuficorum in numophylacio academico Upsaliensi, edidit et adornavit *Johannes Henricus Schröder*, philos. doctor et aa. ll. magister numophyl. acad. praefectus ad bibl. acad. bibliothecarius vic. e. o. reg. acad. litt. hum. histor. et antiquitat. Stockh. reg. societ. scient. et litt. human. Gothob. reg. societ. scient. Nidros, nec non societ. Archaeol. Scand. Hafniens. membrum. Upsaliae 1827. Quart. 32 S.

17) La lyre brisée, dithyrambe de *M. Agoub*, traduit en vers arabes par le Cheykh Réfaha. Paris 1827. 38 S. Oktav.

18) Harethi Moallaca cum scholiis Zuzenii e codicibus Parisiensibus, et Abulolae carmina duo inedita e codice petropolitano, edidit, latine vertit et commentario instruxit *Joannes Vullers*. Bonnae ad Rhenum 1827. Quart, 62 S. lateinisch und 26 S. arabisch.

19) Novum testamentum turcice. Lutetiae 1827. Quart, 318 S.

20) Pentateuchus ex hebraico in persicum transl. *Thomas Robinson*. Calcutta 1827, durch Henry Townsend. 389 S. Quart.

21) Vetus testamentum turcice. Lutetiae 1828. Quart. 984 S.

22) Lebidi Amiritae Kazidam Moallakam sive carmen coronatum cum scholiis Abi Abdallae Husseini Susenii arabice edidit versioneque latina et imitatione germanica instruxit *Carolus Rudolphus Samuel Peiper*, diaconus ecclesiae Cervimontanae. Vratislaviae 1828. Quart. 44 S.

23) Hamasae carmina cum Thebrisii scholiis integris primum edidit, indicibus instruxit, versione latina et commentario illustravit *Georg. Guil. Freytag*, Dr. professor linguarum orientalium in universitate Fridericia Guilielma. Bonnae 1828. Quart. 932 S.

24) Syria descripta a Scherifo El-Edrisio et Khalil Ben-Schahin Dhaheri ex codicibus Bodleianis arabice edidit, latine vertit

et notis illustravit *Ern. Frid. Car. Rosenmüller*, theol. D. litt. oo. in univers. Lips. p. p. o. Lipsiae 1828. Quart. 58 S. lateiniſch, 27 S. arabiſch.

25) Carmen Maksura dictum Abi Becri Muhammedis Ibn Huseini Ibn Doreidi Ardiensis, cum scholiis integris nunc primum editis Abi Abdallah Ibn Heschami, collatis codicibus Parisiensibus, Havniensibus nec non recensione Ibn Chaluviae editum interpretatione latina; prolegomenis et notis instructum specimen philologicum quod inter patriae gaudia, quibus celebrantur laetissimae nuptiae celsissimorum principum Friderici Caroli Christiani et Guilielmae Mariae ad jura magistri artium rite obtinenda publici juris fecit atque defendere conabitur *Laurentius Nannestad Boisen*, ss. ministerii candidatus respondente ornatissimo Guil. Rothe ss. minist. candidato in auditorio Dom. Reg. D. V. nov. hora X. Havniae 1828. Quart. 88 S. lat., 45 S. arab.

26) Dictionnaire français-arabe par *Ellious Bocthor*, Égyptien, Professeur d'arabe vulg. à l'école spéciale des ll. oo. vivantes; revu et augmenté par A. Caussin de Perceval, Professeur d'arabe vulg. à l'école spéciale des ll. oo. vivantes. Paris 1828. Quart. Tom. I. 461 S., Tom. II. 435 S.

27) A Grammar of the persian language by Sir William Jones, of university college Oxford, and of the royal societies of London and Copenhagen, the ninth edition with considerable additions and improvements and some specimens of the finest persian and arabick hand writing, for the exercise of the students, by the Rev. *Samuel Lee*, B. D. d. d. of the university of Halle, honorary member of the asiatic society of Paris, honorary associate of the royal society of literature: member of the oriental translation committee, and of the royal asiatic society of great Britain and Ireland: and professor of arabick in the university of Cambridge. London 1828. Quart, 283 S.

28) A new Persian grammar, containing in a series of concise and perspicuous rules a distinct view of the elementary principles of that useful and elegant language, illustrated by selections from the best writers; with two fac-simile engravings from oriental manuscripts; being originally intended as part of a work lately published, entitled clavis orientalis by *Duncan Forbes*, A. M. *and Sandford Arnot*, member of the asiatic society of Paris. London 1828. Oktav. 60 S.

29) Der Koran oder das Geſetz der Moslemen durch Mohammed, den Sohn Abdallahs; auf den Grund der vormaligen Verdeutſchung F. E. Boyſens von Neuem aus dem Arabiſchen überſetzt, durchaus mit erläuternden Anmerkungen, mit einer hiſtoriſchen Einleitung und einem vollſtändigen Regiſter verſehen von Dr. Samuel Friedrich Günther Wahl, ordentlichem Profeſſor der Philoſophie und der morgenländiſchen Literatur auf der königlichen vereinigten Friedrichs-Univerſität zu Halle, und auswärtigem Mitgliede der königlichen aſiatiſchen Geſell-

schaft von Großbritannien und Irland. Halle 1828. Oktav. 783 S.

30) Taki-eddini Makrizii historia Coptorum Christianorum in Aegypto, arabice edita et in linguam latinam translata ab *Henrico Josepho Wetzer*, S. theologiae ac juris canonici doctore, linguarum orientalium docente in academia Alberto-Ludoviciana Brisgoica, et societatis asiaticae Parisiensis sodale. Solisbaci 1828. Oktav. 215 S.

31) Historia Jemanae e codice manuscripto arabico concinnata; quam, praemissa de libri auctore et argumento, nec non de antiquitatibus Jemanensibus historicis disputatione; adjecto indice geographico locorum et fluminum in codice obviorum, ab illustrissimo philosophorum ordine in academia Borussica Rhenana praemio ornatam, edidit *Carolus Theodorus Johannsen*, Holsatus. Bonnae 1828. Oktav. 300 S.

32) Anthologie arabe, ou choix de poésies arabes inédites, traduites pour la première fois en français et accompagnées d'observations critiques et littéraires par *M. Gangeret de Lagrange*, sous-bibliothécaire à la bibliothèque de l'arsenal et correcteur à l'imprimerie royale pour les langues orientales. Paris 1828. Oktav. 262 S. französisch, 162 S. arabisch.

33) *Joan. Godofr. Lud. Kosegartenii*, ss. theol. doct. ejusdemque et litterar. oriental. in academia Gryphisvaldensi prof. publ. ordin., societatum Parisiensis asiaticae, regiae Britannicae Asiaticae, Pomeranae atque Thuringicae antiquitatum patriarum scrutatorum sodalis, Chrestomathia arabica ex codicibus manuscriptis Parisiensibus, Gothanis et Berolinensibus collecta atque tum adscriptis vocalibus, tum additis lexico et adnotationibus explanata. Lipsiae 1828. 552 S. Quart.

34) Fragmenta arabica e codicibus manuscriptis parisinis, nunc primum, publicis sumtibus, edidit D. *K. Henzius*, a consil. aul. exegeticae et ll. oo. in caesarea universitate litteraria, quae Dorpati constituta est, p. p. o. Petropoli 1828. Oktav. 260 S.

35) Kurzgefaßte türkisch-deutsche Sprachlehre, mit einer Sammlung der gebräuchlichsten Wörter, kleiner Konstruktionen und Redensarten, nebst zwölf Gesprächen und zehn Geschichtchen in türkischer, deutscher und französischer Sprache. Hermannstadt 1828. 133 S. Oktav.

36) Description des monumens musulmans du cabinet de M. le Duc de Blacas; par *M. Reinaud*, employé au cabinet des manuscrits orientaux de la bibliothèque du roi, membre du conseil de la société asiatique de Paris, correspondant de la société asiatique de la Grande-Bretagne et d'Irlande etc. Paris 1828. Tom. I. 400 S., Tom. II. 488 S. Oktav.

37) Kriegs- und Friedensgesetze der Muselmänner, von Zeilinger. Erlangen 1828, Heyder. IV und 29 S. Oktav.

38) Instituts du droit mahometan: sur la guerre avec les infideles; traduits de l'arabe. par *M. Solvet*, avocat. Paris, Dondey-Dupre. 40 S. Octav.

39) Vocabulaire français-turc, par *Georges Rhasis*. Petersbourg. Part. I. 438 S., part. II. 326 S. 1829. Quart.

40) Abrégé de la grammaire turque, contenant outre les principes de cette langue, des idiotismes, des discours familiers, et un petit vocabulaire en français, turc et hongrois, par *Jean Chr. de Besse*. Pest 1829. 172 S. Octav.

41) Extraits des historiens arabes relatifs aux guerres des croisades, ouvrage formant, d'apres les écrivains musulmans, un récit suivi des guerres saintes. nouvelle edition entierement refondue et considérablement augmentée. par M. *Reinaud*, employé au cabinet des manuscrits orientaux de la bibliotheque du roi, membre du conseil de la société asiatique de Paris, correspondant de la societe asiatique de la Grand-Bretagne et d'Irlande, membre des académies d'Aix, de Marseille etc. Paris 1829. Octav. 582 S.

42) Anthologie grammaticale arabe, ou morceaux choisis de divers grammairiens et scholiastes arabes, avec une traduction française et des notes, pouvant faire suite à la chrestomathie arabe, par M. *le Baron Silvestre de Sacy*. Paris 1829. 519 S. französisch, 186 S. arabisch. Octav.

43) Tarafae Moallaca cum Zuzenii scholiis, textum ad fidem codicum parisiensium diligenter emendatum latine vertit, vitam poetae accurate exposuit selectas Reiskii annotationes suis subjunxit, indicem arabicum addidit *Joannes Vullers*. Bonnae ad Rhenum 1829. Quart. 90 S. lateinisch, 30 S. arabisch.

44) Der vertraute Gefährte des Einsamen in schlagfertigen Gegenreden, von Abu Manßer Abdulmelik Ben Mohammed Ben Ismail Ettsealebi aus Nisabur; übersetzt, berichtigt und mit Anmerkungen erläutert durch Gustav Flügel, nebst einem Vorworte des Herrn Hofrathes Joseph Ritter von Hammer. Wien 1829. Quart. 291 S.

45) The travels of Ibn Batuta translated from the abridged arabic manuscript copies, preserved in the public library of Cambridge, with notes illustrative of the history, geography, botany, antiquities etc., occurring throughout the Work by the Rev. *Samuel Lee*, B. D. d. d. of the university of Halle; honorary member of the asiatic society of Paris, honorary associate of the royal society of literature; member of the oriental translation committee, and of the royal asiatic society of Great Britain and Ireland; fellow of the Cambridge philosophical society; and professor of arabic in the university of Cambridge. London 1829. Quart. 243 S.

46) The travels of Macarius, patriarch of Antiochia, written by his attendant archdeacon, Paul of Aleppo in Arabic; part the first Anatolia, Romelia and Moldavia, translated by F.

C. Belfour, A. M. Oxon l. l. d. the greek university of Corfu, member of the royal asiatic society of Great Britain and Ireland, and of the oriental translation committee. London 1829. Quart. 114 S.

47) History of the Afghans: translated from the Persian of Neamet Ullah, by *Bernhard Dorn*, ph. d. for. m. r. a. s. m. t. c. and professor of oriental literature in the imperial Russian university of Kharkov. Pars I. London 1829. Quart 184 S.

48) Memoirs of the emperor Jahangueir written by himself and translated from a persian manuscript by major *David Price* of the Bombay army; member of the royal asiatic society of Great Britain and Ireland; of the oriental translation committee; and of the royal Society of literature. London 1829. Großquart. 141 S.

49) Expédition d'Alexandre le Grand contre les Russes, extrait de l'Alexandréide ou Iskènder-Namé de Nizâmy traduit en grande partie, d'après l'édition de Calcutta par Louis Spitznagel, ci-devant élève de l'institut oriental, attaché au ministère des affaires étrangeres; traduction entièrement refondue, et précédée de celle des biographies de Nizamy et de onze autres poètes persans, d'après Devlèt Chah, Luthf-Aly-Bey et le recueil des poètes par *F. B. Charmoy*, conseiller d'état au service de S. M. l'Empereur des toutes les Russies, professeur ordinaire de Persan et de Turc au dit institut, membre étranger de la société antique de Paris et associé correspondant de celle de Londres, chevalier de l'ordre de Sainte Anne de la seconde classe, avec les insignes en diamants. Tome I. S. Pétersbourg 1829. Oktav. 141 S. französischen und 165 S. persischen Texts.

50) Historia Merdasidarum ex Halebensibus Cemaleddini analibus excerpta ab *Joanne Josepho Müller*, theologiae doctore. Bonnae 1829. 108 S. Oktav.

51) Fragmens relatifs à la religion de Zoroastre, extraits des manuscrits persans de la bibliothèque du Roi, 1829. VII S. Vorrede, 34 S. orientalischer Text.

52) Persian fables from the Anwari Soheyly of Husein Vaiz Kashify, with a vocabulary, prepared and arranged by *Jos. Michaee.* Quart.

53) Husn oo dil, or Beauty and Heart; a pleasing allegory in eleven chapters, composed by Alfettah of Nishapoor in persian and english, translated by *W. Price.* Quart.

54) History of the rise of the Mahomedan power in India, till the year a. d. 1612, translated from the original persian of Mahomed Kasim Ferishta by *John Briggs*, M. R. A. S. lieutenant colonel in the Madras army; to which is added an account of the conquest by the kings of Hydrabad of those parts of the Madras provinces denominated the ceded districts and Northern Circars, with copious notes in four volumes. London 1829. I. Bd. 599, II. Bd. 559, III. Bd. 528, IV. Bd. 644 S. Oktav.

55) Theoretisch=praktische türkische Sprachlehre für Deutsche. Mit einer Auswahl der nothwendigen Gespräche, Leseübungen und einem deutsch=türkischen und türkisch=deutschen Wörterbuch, nebst dem alphabetisch geordneten Verzeichnisse der Aussprache mit lateinischen Buchstaben für jene, die Türkisch nicht lesen können, oder es nicht lernen wollen; von Artin Hindoglu, aus Kiutahie in Kleinasien, Lehrer der türkischen Sprache. Wien 1829. 178 S. Großquart.

56) Darstellung der arabischen Verskunst mit sechs Anhängen, enthaltend ein arabisches Lehrgedicht über die Metrik mit Uebersetzung, Bemerkungen über die Poesie der Araber, Bemerkungen über arabische Dichter, über einige bey den neuern Dichtern vorkommenden Versarten, über verschiedene Eigenheiten der Dichtersprache, Erklärung mehrerer auf die Poesie Bezug habender Kunstausdrücke; nach handschriftlichen Quellen bearbeitet und mit Registern versehen von G. W. Freytag, Dr. u. ordentl. Professor an der k. preuß. Universität zu Bonn. Bonn 1830. Oktav. 557 S.

57) The adventures of Hatim Tai, a romance, translated from the persian, by *Duncan Forbes*, A. M. London 1830. Quart. 214 S.

58) *Georgii Wilhelmi Freytagii* lexicon arabico-latinum, praesertim ex Djeuharii Firuzabadhque et aliorum Arabum operibus, adhibitis Golii quoque et aliorum libris confectum, accedit index vocum latinarum locupletissimus. Tomus I. Halis Saxonum 1830. Großquart. 644 S.

59) The Mulfuzat Timuury, or autobiographical memoirs of the Moghul emperor Timuur, written in the jagtay tuurky language turned into persian by Abu Talib Hussyny and translated into english by Major *Charles Stewart*, late professor of oriental languages in the honourable East India company's college. London 1830. 154 S.

60) The life of Sheikh Mohammed Ali Hazin written by himself; translated from two Persian manuscripts, and illustrated with notes explanatory of the history, poetry, geography etc.. wich therein occur, by *F. C. Belfour*, M. A. Oxon. F. R. A. S. l. l. D. London 1830. Oktav. 323 S.

61) History of the War in Bosnia during the years 1737—8 and 9, translated from the turkish by *C. Fraser*, professor of german in the naval and military academy, Edinburgh. London 1830. 96 S. Oktav.

62) Locmani fabulae quae circumferuntur annotationibus criticis et glossario explanatae ab *Aemilio Rodigero*, phil. doct. et prof. p. e. o. theol. lic. societatis asiaticae parisiensis socio. Halis Saxonum 1830. Quart. 52 S. lat., 35 arab. Textes.

63) Liber fundamentorum pharmacologiae auctore Abu Mansur Mowafik ben Ali al herui, epitome codicis manuscripti persici bibl. caes. reg. Vienn. ineditti primus latio donavit *Romeo Seligman*, medicinae doctor. Pars I. Vindobonae 1830. 90 S. 8.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß sich die Zahl der binnen des letzten Lustrums in Europa über die arabische, persische und türkische Literatur erschienenen Werke nicht nur auf derselben Höhe mit der im vorigen Lustrum erhalten hat, sondern auch durch den Betrieb des Uebersetzungsausschusses der asiatischen Gesellschaft in London sich jährlich zu vermehren verspricht. Dem alle Zweige der Wissenschaft und der Kunstthätigkeit fördernden Großbritannien, welches schon vor einem halben Jahrhunderte durch die Gründung der asiatischen Gesellschaft in Kalkutta neuen Umschwung in das Studium der orientalischen Literatur gebracht, war es vorbehalten, dasselbe auf eine so einzig nützliche Art zu befördern, als es durch den Druck vorzüglicher Werke des Morgenlandes und ihrer Uebersetzungen und durch die den Uebersetzern zuerkannten Ehrenmedaillen oder Ehrengelder nothwendig geschehen muß. Es haben sich zwar Stimmen des Wunsches erhoben, daß der Ausschuß zuvörderst im Drucke der Werke in der Ursprache und nicht mit dem der Uebersetzungen beginne; aber der von dem Ausschusse eingeschlagene Weg scheint uns der beste zu seyn, weil durch denselben die Schätze der orientalischen Literatur um so viel eher Gemeingut der europäischen werden, als wenn diese erst die Ausgaben der Texte selbst und die der Uebersetzungen abwarten müßte. Die Richtigkeit der letzten wird mehr oder minder von Orientalisten beurtheilt werden können, und einzelne Uebersetzungsversehen von Orientalisten, die der Sprache des Originals sonst mächtig, können dem Werthe des Unternehmens keinen Abbruch thun. Werke der Rede- oder Dichtkunst, deren rhetorisches oder poetisches Verdienst kaum durch Uebersetzung getreu wiedergegeben werden kann, und von denen also zum Studium der Orientalisten die Ausgabe des Textes wünschenswerther, als die der Uebersetzung, sind nur sehr wenige, und dem Makamat Hariri's kann in dieser Hinsicht vielleicht nur ein einziges Werk, nämlich die persische Geschichte Waßaf's, an die Seite gestellt werden; das Werk Waßaf's hat sogar vor Hariri den Vorzug reeller historischer Kunde, während das letzte reines Werk der Phantasie. Die zwey Grundwerke arabischer Rhetorik und Poesie (den Koran vorausgesetzt), nämlich die Makamat Hariri's und die Hamasa Ebi Temam's danken ihr Erscheinen, jenes der Unterstützung von vier Monarchen (den Kaisern von Oesterreich und Rußland, den Königen von Preußen und Frankreich), dieses der Unterstützung der asiatischen Gesellschaft von Paris. Es ist zu wünschen, daß die asiatische von London auf gleiche Weise den Druck der beyden Grundwerke persischer Poesie und rhetorischer Historie, nämlich den des Schahname und der Geschichte

Waßaf's unterstützen, und daß der Uebersetzungsausschuß die schon vor zwanzig Jahren (1811) zu Kalkutta begonnene, aber schon beym ersten Bande in Stocken gerathene, auf acht Foliobände berechnete Ausgabe des Schahname vollenden möge. Was die osmanische Literatur betrifft, so hat die zu Konstantinopel seit einem Jahrhunderte bestehende Druckerey bereits eine Centurie mehr oder minder nützlicher, aber für den Orientalisten immer wichtiger Werke zu Tage gefördert [1]). Die reichste Ausbeute derselben sind die zehn Foliobände der Reichsgeschichte [2]), und eben so viele von Wörterbüchern [3]). Das einzige Werk der osmanischen Literatur, welches durch den Schmuck der Rede mit den obigen Meisterwerken der Araber und Perser wetteifert, ist das Humajunname, oder die türkische Uebersetzung der sogenannten Fabeln Bidpai's, welche der persischen (Enwari Suheili) am Schmucke der Rede und an Reichthum *eingeschalteter* Sprüche und Verse noch den Rang abgewinnt. Die Herausgabe des Textes desselben wäre daher nicht minder wünschenswerth, als die des Schahname und der Geschichte Waßafs. Die osttürkische oder dschaghataische Literatur endlich, die sich in Hinsicht des Reichthums und des Gehalts ihrer Werke in keiner Hinsicht mit der westtürkischen, der osmanischen, messen kann, beschränkt sich, so zu sagen, fast einzig auf die Werke Mir Alischir's, deren Herausgabe im Texte so wünschenswerther wäre, je seltener das Werk und das Studium des Dschaghataischen bisher in Europa. Da sich ein herrliches Exemplar der sämmtlichen Werke Mir Alischir's auf der Königl. Bibliothek zu Paris befindet, und ein anderes vor Kurzem unter den aus dem letzten türkischen Kriege erbeuteten Handschriften nach Petersburg gekommen ist, dürfte die Herausgabe dieses Grundwerkes osttürkischer Literatur nur von Paris oder Petersburg aus, wo die zwey in Europa (Konstantinopel ausgenommen) einzigen Handschriften vorhanden, zu erwarten seyn. Die Herausgabe des Textes des Schahname, des Humajunname, des Waßaf und des Mir Alischir ist also vor allen anderen wünschenswerth; die Texte anderer, zuerst in Uebersetzung gelieferter historischer, geographischer oder ethischer

---

1) Die erste vollständige Liste dieser Centurie im VII. Bande der Geschichte des osmanischen Reichs, S. 583—595.

2) Naima 2 Bände, Raschid 3, Karatschelebisade 1, Ssubhi 1, Isi 1, Waßif 2.

3) Wankuli 2 B., Ferheng Schuuri 2, Kamus 3, Lehdschetol Lughat 1 und Wehbi's Glossarium mit dem Kommentar Ahmed Hajati's 1.

Werke kann dem Studium der Orientalisten unbeschadet immer später nachfolgen, die Nicht-Orientalisten werden unterdessen mit dem reellen Inhalte dieser Werke bekannt. Durch die namhaften Summen, welche der englische Uebersetzungsausschuß auf den Druck orientalischer Uebersetzungen und Texte verwendet, und die Medaillen oder der Werth derselben, womit er die Mühe der Uebersetzer und Herausgeber ehrt, muß das orientalische Studium in Europa neuen, raschen Aufschwung erhalten; die Orientalisten werden von nun an nicht mehr in Verlegenheit seyn, Verleger zu suchen, die sich ihre Werke wenigstens umsonst zu drucken entschließen möchten, sie werden für ihre Arbeit ehrenvoll belohnt; mittellose angehende Orientalisten erhalten dadurch ein Stipendium zur Förderung ihrer Studien, und die es als solches nicht benöthigen, werden es zum Ankaufe theurer Handschriften oder zur Herausgabe derselben, und also wieder zum Besten der Wissenschaft verwenden. Auf diese Weise werden, Dank der großmüthigen Unterstützung des englischen Uebersetzungsausschusses, von nun an in Einem Jahre mehr Werke orientalischer Literatur zu Tage gefördert werden, als zuvor in zehn. Bey so anschwellendem Reichthume dürfte es hinfüro diesen Jahrbüchern der Literatur kaum mehr möglich seyn, abermals, wie hier zum dritten Male geschieht, alle binnen Einem Lustrum erschienenen Werke arabischer, persischer und türkischer Literatur mit Einem Ueberblicke zu umfassen, und es dürfte dem Zwecke derselben mehr gedient seyn, mit gänzlicher Uebergehung unbedeutender Schriften, bloß von den wichtigsten Kunde zu nehmen und zu geben; die Arbeiten des englischen Uebersetzungsausschusses allein wären genug, eine kritisch-orientalische Zeitschrift fortlaufend vollauf zu beschäftigen. Die verflossenen fünf Jahre haben, wie die denselben vorhergehenden fünf, ein Schock von Werken vorderasiatischer Literatur zur Reife gebracht, so daß im Durchschnitte jedes Jahr ein Dutzend von Werken im Arabischen, Persischen und Türkischen zu Tage fördert, welche in Vorderasien vorzugsweise die drey Sprachen (Elsinei selese) genannt werden; sie mögen uns daher auch vorzugsweise die orientalischen heißen, nicht weil sie die östlichsten Asiens (denn sie sind im Gegentheile die westlichsten), sondern weil das Gebiet, in welchem sie gesprochen werden, der nächste Orient dem Abendländer, welcher aus eben diesem Grunde die Türkey und die östlichen Gestade des mittelländischen Meeres vorzugsweise die Levante nennt. Die hinterasiatischen und mittelasiatischen Sprachen sind freylich eben sowohl orientalische, als die vorderasiatischen (und noch mehr so, wenn bloß auf die Himmelsgegenden gesehen wird), aber die Araber, Perser und Türken,

deren Literatur uns hier einzig beschäftigt, nehmen davon keine Kunde, und erkennen bloß dem Kleeblatte ihrer eigenen Sprachen den Ehrentitel der Dreyen zu; an diese drey ist auch Oesterreich durch seinen Verkehr mit dem Osten zunächst angewiesen, so wie England durch sein indisches Reich an die südasiatischen, wie Rußland durch seine asiatischen Länder an die hinter- und mittelasiatischen, wie Frankreich durch seinen levantischen Handel, besonders durch die jüngste Unternehmung mit Algier, an das Arabische, als die Sprache Aegyptens und der Barbarey. Die Grenzen des Handels und politischen Verkehrs sind freylich nicht als solche dem Philologen und Philosophen gesteckt, und wissenschaftlicher Forschungsgeist läßt sich nicht durch das Pfahlwerk politischer Grenzen beengen; so blüht in Deutschland, wiewohl es von Indien politisch ganz abgeschlossen ist, dennoch das Studium der Sanskrit aus lauterer Vorliebe des Deutschen für die Ahnfrau seiner Sprache und für die älteste morgenländische Philosophie; Chinesen, Mandschuren und Mongolen finden sich zu Paris wie bey sich selbst zu Hause, wozu der nächste Anstoß in den großen und wichtigen Vorarbeiten französischer Missionäre zu suchen ist; ein anderes ist es mit dem Studium des Türkischen, welches in Oesterreich schon seit Meninski's und Podesta's Zeit vorzugsweise geblüht, oder mit dem des Dschaghataischen und der osttürkischen Mundarten, für welche in jüngster Zeit von Kasan und Petersburg aus so manches geschehen ist; in Oesterreich und Rußland ist das Studium orientalischer Literatur bisher mit dem Erfordernisse des Dienstes und der Literator mit dem Dolmetsche Hand in Hand gegangen. Die wissenschaftliche Bildung des Dolmetsches erfordert, wie die eines Sekretärs der osmanischen Staatskanzley, gründliche Kenntniß der drey Sprachen, welche für ihn, wie für den wissenschaftlich gebildeten Osmanen, vorzugsweise die orientalischen sind. Was in diesen drey Sprachen in den letzten fünf Jahren Erhebliches in Europa durch den Druck zu Tage gefördert worden, ist der Gegenstand der folgenden summarischen Uebersicht. Sehr erfreulich ist es, für den Nichtorientalisten noch mehr, als für den Orientalisten, daß das Feld der Geschichte so fleißig und mit so gutem Erfolge angebaut worden, daß das Geschichtliche fast ein Viertel des ganzen Ertrages dieser orientalischen Ernte ist. Wir leben in einer vorzugsweise historischen Zeit, in welcher das Interesse an den Begebenheiten der Vorzeit durch die wichtigen Ereignisse des Tages nur noch um so mehr aufgeregt wird, in welcher sogar der Roman in die Geschichte hinüberspielt, und in welcher eben deßwegen dem ernsten Forscher die Sonderung fabelhafter Spreu vom goldenen historischen Korn um so mehr am Herzen liegt.

Dem Orientalisten muß die Geschichte so mehr erstes Augenmerk seyn, als dieselbe mit ihren Hülfswissenschaften, der Chronologie, Numismatik und Geographie, das fruchtbarste Erträgniß der ganzen orientalischen Literatur, in welcher die gesetzlichen Kunden des Islams für den Europäer nur untergeordnetes Interesse haben, die grammatischen nur als Hülfswissenschaft und als Schlüssel zur Hebung des Schatzes betrachtet werden können. Zwischen der Geschichte und der Grammatik steht die Philologie in dem Sinne, in welchem das arabische Wort Edeb alle Bildung zur Humanität, und folglich eben sowohl die Ethik, als die Poesie umfaßt, mitten inne. Die Knochenmänner, welche in der jüngsten Zeit, unter den Orientalisten selbst, als abgesagte Feinde orientalischer Poesie aufgetreten, sind wahre Bilderstürmer, welche in ihrem blinden Eifer für rein Grammatisches oder rein Historisches die Werke der Kunst und die Kunst selbst und die Poesie zerstören möchten, weil sie selbst keinen Sinn dafür haben. Wir wollen ihnen nicht widersprechen, wenn sie bloß wider das ewige Wiederdreschen der längst abgedroschenen Moallakat eifern, sind aber, was die orientalische Poesie und ihre großen Theils noch unbekannten Schätze betrifft, der entschiedensten Meinung, daß gerade die orientalische Poesie, wie wenig sie sich auch einseitig abendländischem Geschmacke befreunden möge, das wesentlichste Studium des Orientalisten seyn müsse, nicht nur weil sie der höchste Schmuck der Rede, sondern auch die schönste Blüte der Phantasie, welche die Seele des ganzen Morgenlandes ist. Wenn orientalische Poesie in der Uebersetzung nicht wie im Originale mundet, so liegt die Schuld wohl nur am Uebersetzer; wenn dieser aber ein dem Osten verwandter, seine Sprache mächtig beherrschender Genius, wie Rückert, so kann wirklich nur der Jahnhagel der Pedanten, die auf so köstliche Uebersetzung köstlicher Gedichte (wie z. B. die aus Kosegartens Anthologie in den Berliner kritischen Jahrbüchern der Literatur von Rückert gegebenen Proben) verwandte Mühe beklagen, und lieber die Uebersetzung eines Grammatikers als eines Dichters anrathen. Wir schreiten nun unsere Dreyfelderwirthschaft ab, deren Anbau nach den sieben Aeckern der Geschichte, Geographie, Poesie, Grammatik, Philologie (oder eigentliche Anthologie), Lexikographie und der Religionswissenschaften abgesteckt ist. Von antikritischen, schon anderswo gehaltenen Suotaurilien *) wird bey diesem censorischen Umgange die Rede nicht seyn.

---

*) 1) Lettre de Tutundju-Oglou-Moustafa-Aga, véritable philosophe turc, à M. Thaddée Bulgarin, rédacteur de l'Abeille du Nord; traduite du Russe et publiée, avec un savant commentaire par Koutlouk-Fouladi, ci-devant

I. Geſchichte.

Die größte und merkwürdigſte Bereicherung, welche die morgenländiſche Geſchichte binnen der letzten fünf Jahre durch Ueberſetzung der Quellen erhalten, ſind die drey Selbſtbiographien drey großer Herrſcher des Morgenlandes, Timur's, Baber's und Dſchihangir's. Bisher wußte man in Europa kaum von den Thaten derſelben, um ſo mehr überraſcht nun dieſes autobiographiſche Kleeblatt; die merkwürdigſte Selbſtbiographie wäre die des großen Eroberers, wenn ſie hier vollſtändig geliefert, und wenn es ſo ausgemacht wäre, als der Herausgeber es annimmt, daß dieſelbe wirklich von Timurs eigener Hand herrührt. Nicht aus dem von Sir William Jones zuerſt angeführten und von Erskine wiederholten Grunde, daß Timur aller wiſſenſchaftlichen Bildung ermangelte, möchten wir dieſe Aechtheit bezweifeln; denn Timur war, wie mehrere perſiſche Geſchichtſchreiber, und namentlich Lari, verſichern, in der Geſchichte wohl bewandert, und beſchäftigte ſich mit der Leſung derſelben; auch iſt die Achtung, die er bey jeder Gelegenheit für

---

ambassadeur de la cour de Boukhara à Khiva (l'ancienne Germania), actuellement marchand d'abricots confits de Samarcande, et littérateur. St. Pétersbourg 1828. 75 S. Oktav.

2) Réponse à la lettre de Tutundju-Oglou, par M. de Hammer, im Nouveau journal asiatique.

3) Observations d'un philologue européen sur la lettre de Tutundju-Oglou Moustafa-Aga, véritable philosophe turc à M. Thaddée Bulgarin, rédacteur de l'abeille du Nord etc., par Mr. F. B. Charmoy, professeur ordinaire de la langue persane et de turc à l'institut oriental du collège impérial des affaires étrangères de St. Pétersbourg, membre associé étranger de la société asiatique de Paris et avocat à la cour royale de la même ville etc. St. Pétersbourg 1828. 40 S. Oktav.

4) Die Anzeige des erſten Bandes der osmaniſchen Geſchichte im IV. Bande der Bibliotheca critica nova. Lugduni 1828.

5) Eclaircissemens sur quelques points contestés de l'histoire des arabes, des Byzantins, des Seldjoukides et des Ottomans, par M. de Hammer, im nouveau journal asiatique.

6) Réflexions critiques sur quelques points contestés de l'histoire orientale, pour servir de réponse aux éclaircissemens de Mr. de Hammer, publiés dans le nouveau journal asiatique, cahier d'Avril 1829, par H. A. Hamaker, professeur de langues orientales à Leide. à Leide 1829. 54 S. Oktav.

7) Réponse aux réflexions critiques sur quelques points contestés de l'histoire orientale, im nouveau Journal asiatique.

Gelehrte und Dichter an den Tag legte, ein hervorstechender Zug seines Charakters. Außerdem daß die Verfasserschaft Timurs im Morgenlande selbst bezweifelt, und Hinduschah, der Günstling Timurs, für den Schreiber dieser Denkwürdigkeiten gehalten wird [1]), scheint Timur schon deßhalb nicht der Verfasser gewesen zu seyn, weil dieselben gleich Eingangs von den Begebenheiten der letzten Lebensjahre Timurs sprechen, so daß er das ganze große Werk, welches nicht nur die Denkwürdigkeiten seines Lebens, sondern auch die durch Davy, Langles und White bekannt gemachten politischen Satzungen enthält, in seinem 71. Jahre, dem letzten seines Lebens, geschrieben haben müßte; wiewohl dieß nicht unmöglich, so ist es doch durchaus nicht wahrscheinlich; der Umstand, daß in diesen Denkwürdigkeiten das Datum der Geburt Timurs um sechs volle Jahre zu spät in einem ganz anderen Monate angegeben ist, als dieselbe wirklich Statt gefunden; verdächtigt die Aechtheit derselben nicht minder [2]). Diese Zweifel benehmen jedoch nicht viel dem historischen Interesse des Werkes, welches, wenn es auch nicht von der Hand Timurs, doch augenscheinlich von einem seiner nächsten Vertrauten und in alle seine Staatsgeheimnisse Eingeweihten geschrieben ist. Der hier übersetzte Theil desselben reicht nur bis in das Jahr 1375, so daß gerade die wichtigste Hälfte der Eroberungen Timurs, seine persischen Feldzüge, der russische, indische, syrische, georgische und kleinasiatische fehlt. Es ist zu bedauern, daß den Herausgeber anderweitige Beschäftigungen hindern, seine Uebersetzung fortzusetzen; aber es ist zu hoffen, daß der Uebersetzungsausschuß andere englische Orientalisten, denen

---

1) Erskine in der Einleitung zu Baber's mémoires, S. III.

2) Der Herausgeber schiebt in einer Note diesen Irrthum auf den Uebersetzer oder einen Abschreiber, und setzt hinzu, daß Timur den 25. Schaaban 736 d. H. geboren sey, was der 7. May 1336; dieß ist falsch ausgerechnet, denn der 25. Schaaban 736 entspricht dem 8. April und nicht dem 7. May; eben so irrig ist (S. 11 des Appendix) der Todestag Timurs 17. Schaaban Dinstag 807 d. H. angegeben, und als 19. März 1405 ausgerechnet, da das Jahr 807 d. H. mit einem Donnerstage beginnt, war der 17. Schaaban ein Mitwoch und kein Dinstag, und derselbe entspricht nicht dem 19. März, sondern dem 18. Februar, wie derselbe von Erskine (Einleitung LIII) richtig angegeben ist. Würde dieses Datum nach den Tafeln des Deguignes statt nach denen von Lenglet und der art de vérifier les dates ausgerechnet, so würde der Wochentag Mittwoch (nach der einstimmigen Angabe der morgenländischen Geschichtschreiber) nicht entsprechen, und dieses wichtige Datum ist eine Beweisstelle mehr für die in diesen Jahrbüchern schon öfter wiederholte Wahrheit, daß die Aera der Hidschret vom 16ten und nicht vom 15. Julius an gerechnet werden müsse.

das in England befindliche Manuskript zugänglich, zur obigen Fortsetzung ermuntern werde. Die Vorrede und Schlußrede geben von den Manuskripten der Satzungen, Denkwürdigkeiten, und der Herausgeber von seiner vereinfachten Rechtschreibung orientalischer Namen im Englischen Rechenschaft; wenn er französische Orientalisten der Verstümmlung orientalischer Namen durch ihre Schreibweise anklagt, so können diese die Anklage wohl noch mit weit größerem Rechte auf die verkehrte Weise, in welcher indisch-englische Orientalisten eigene Namen entstellen, zurückschieben. Er hat Unrecht, sie zu tadeln, daß sie Dragoman für Terdschüman schreiben; denn außerdem, daß das Wort Drogman durch das Wörterbuch der Akademie im Französischen eingebürgert ist, sagen und schreiben die Türken wirklich auch Dragoman; so heißt das Dorf nördlich von Sofia wirklich Dragoman, so heißt zu Konstantinopel ein Kloster der Derwische Dragoman Tekiesi. Des Herausgebers Rechtschreibung ist zwar der der meisten seiner Landsleute Orientalisten vorzuziehen, ist aber nicht konsequent, denn wenn er richtig Kend statt Kund schreibt (ohne darin das englische Kent zu erkennen), warum nicht auch Tewwekkül statt (S. 99) tuvukel, welches übrigens Vertrauen auf Gott [1]) und nicht Hoffnung heißt, warum nicht Meschaich, d. i. die Scheiche, statt (S. 139) Mushyk; welcher Nichtorientalist wird die Aussprache des Chodscha in Khuadje errathen, und der Recensent selbst kann nicht errathen, wie der Patron (Muruvij) im Originale geschrieben sey. Mehedi ist eine irrige Aussprache für Mehdi, und Churesan für Chorasan, in welchem Worte das Waw gar nicht geschrieben wird, und daher die Aussprache Churasan statt Chorasan unstatthaft ist. Es wäre zu wünschen, daß diese Wörter wenigstens und die in der Uebersetzung ausgelassenen dschaghataischen Verse und Stellen mit orientalischen Lettern beygesetzt worden wären. Der Anhang enthält ein halbes Dutzend persischer Stellen im Originaltexte; in diesem finden sich einige ganz unduldbare Buchstabenzusammensetzungen [2]), denen durch ein

---

[1]) Der große Scheich Abdullah Et-tusi En-nesadsch definirt den Sinn des Wortes Tewwekkül folgendermaßen: توكّل آنست كه منع و عطا جز از خدي نبيني. Tewekkül heißt Weigerung, und Gabe nur von Gott erwarten. Dschami's Nefhatol-ins 429ste Biographie.

[2]) سبحانى statt سبحاني , محمد statt محمد , الحسيني statt الحسيني , پچه statt بچه, und sogar خليفت statt خليفة, was mehr als typothetischer Fehler.

Paar neue Stämpel leicht abzuhelfen wäre, worauf in der laut des Berichtes an den Ueberſetzungsausſchuß über die Verbeſſerung der orientaliſchen Schriften gehaltenen Berathung vermuthlich ſchon Bedacht genommen worden ſeyn wird.

Timur, oder wer für ihn die Feder geführt, gibt in der Einleitung ſeiner Denkwürdigkeiten zwölf Regeln di bon governo, die als Lob ſeiner Mäßigkeit und Gerechtigkeit eine wahre Satyre. Der blutige Tyrann, der Schlächter der Bevölkerung ſo vieler Hauptſtädte, der Errichter ſo vieler Schädelpyramiden, der treuloſe Verletzer ſo vieler Verträge, beſonders gegen ſeinen erſten Schwiegervater, ſagt ſiebentens:

»Ich habe immer mein Verſprechen erfüllt, und bin nie von meiner Zuſage gewichen; nie war ich der Tyranney oder der Ungerechtigkeit ſchuldig« u. ſ. w.

Nicht viel gegründeter, als dieſes Selbſtlob von Gerechtigkeit und Nichttyranney, iſt das, was er ſeiner Geradheit und Wahrheitsliebe ertheilt. Sechstens:

»Ich ſprach immer die Wahrheit und horchte immer der Wahrheit, und erfüllte mit Aufrichtigkeit meine religiöſen und weltlichen Pflichten, und vermied die Pfade der Krummheit; denn ich habe gehört, daß als Gott den Adam erſchuf, die Engel zu einander ſagten: »Ein Geſchöpf »ward gebildet, deſſen Nachkommen Lügner, Verletzer ihrer Verſprechen »und der Schlechtigkeit ſchuldig ſeyn werden.« Der Herr ſprach zu den Engeln: »Ich werde ein Schwert unter ſie ſenden, daß jeden Laſterhaften »und Unrechtlichen niederhauen ſoll.« Da, wie ich gehört, durch dieſes Schwert die Macht der Fürſten gemeint iſt, ſo iſt es jedes Monarchen Pflicht, nur Wahrheit zu ſprechen und Wahrheit zu hören.«

Wenn dieſer Satz nicht wirklich aus Timurs Feder floß, ſo iſt er doch ganz im Geiſte der Politik aſiatiſchen Deſpotismus, welchem der Fürſt nur ein Schwert iſt. Statt den Schlußſatz aber auszuſprechen, den Timurs ganzes blutiges Leben bewährt hat, daß der Fürſt als Schwert wüthen müſſe, folgert er trügeriſch aus der Parabel des Schwerts, daß der Fürſt nur Wahrheit reden und hören müſſe; ſo ſtraft ſich die Verſicherung ſeiner Wahrhaftigkeit und Wahrheitsliebe durch ſich ſelbſt zu Lügen. Timurs Behauptung von ſeiner Wahrheitsliebe und Geradheit gründet ſich wohl hauptſächlich auf den Spruch ſeines Siegels, eines Rubins oder Karniols [1]), welchen ihm ſein geiſtlicher Leiter und Gewiſſensrath, der Pol der Pole (der myſtiſchen Welt), der Scheich Seineddin Schadi, verehrte, und worauf die zwey Worte: Raſti we Rüſti [2]), d. i. Geradheit und Ret-

[1]) S. 34: A Cornelian, S. 7: A Ruby.

[2]) راستی , رستی Das perſiſche Raſt iſt das deutſche gerad,

tung, eingegraben waren (S 34). Wahrer, als im sechsten und siebenten Punkte seiner Regierungsmaximen, ist Timur im eilften, welcher folgendermaßen lautet:

»Ich gab freyen Zutritt den Seiden (Prophetenverwandten), den Gelehrten, den Scheichen, und behandelte sie immer mit großer Ehrfurcht, und wies niemals einen derselben von meinem Hofe zurück, so daß sie beständig in meiner Versammlung gegenwärtig, das Volk anleiteten, für mein Wohlseyn zu beten; ich ging beständig mit den Gelehrten und Frommen um, und hörte von ihnen manche Anekdoten sowohl von heiliger als profaner Geschichte.«

Dieses stimmt ganz und gar mit dem überein, was die Geschichtschreiber Timurs von seiner Achtung für Scheiche und Gelehrte melden. Timur schließt endlich seinen Fürstenspiegel:

»Ich habe gehört, daß wenn Gott Jemanden zur Regierung eines Landes auserwählt, und in dessen Hand die Zügel der Macht über die Menschen legt, um sie mit Gerechtigkeit zu beherrschen, daß wenn er sich billig uud mäßig beträgt, sein Königreich dauert; daß wenn er aber im Gegentheil der Ungerechtigkeit und Tyranney schuldig, ungesetzmäßige Handlungen begeht, der Herr ihn kinderlos macht, und seiner Herrschaft ihn beraubt, um dieselbe einem anderen zu verleihen; deßhalb, um meine Herrschaft aufrecht zu erhalten, nahm ich in eine Hand Gerechtigkeit und in die andere Billigkeit, und durch das Licht dieser beyden Lampen erhielt ich den Pallast des Königthums erleuchtet. Da ich gehört, daß gerechte Könige der Schatten Gottes, und daß der Beste der Könige derjenige, welcher die Stimmung Gottes im Verzeihen der Sünden nachahmt, folgte ich dem Beyspiele dieser gerechten Könige, und vergab meinen Feinden.«

Diese Maximen geben schon den Maßstab der historischen Wahrheit der ganzen Selbstbiographie, in welcher die Scenen der blutigsten Tyranney nur als Handlungen der Geradheit und Gerechtigkeit dargestellt sind; in dieser Hinsicht sind die sieben Kapitel des einleitenden Buches bey weitem die psychologisch merkwürdigsten, weil sie den grausen Eroberer mit allen seinen Blößen und Schwächen, Selbsttäuschungen und Aberglauben so ausmalen, wie er von der Geschichte beurtheilt zu werden gewünscht. Diese sieben Hauptstücke sind eine Folge von Vorbedeutungen, Wahrzeichen, Erscheinungen und Träumen; jeder Eroberungszug ist durch einen Traum oder eine Erscheinung an-

das persische und deutsche Rüsten ganz dasselbe: im Deutschen wäre im umgeänderten Sinne des ersten Wortes Rasten und Rüsten dasselbe, wie der Spruch Seneka's: Quiescenti nonnumquam agendum et agenti nonnumquam quiescendum est. Nicht ferne davon liegt der Sinn des persischen Giru Dar, welches nicht mit Greif und halt, sondern mit Schlag' und trag' zu übersetzen ist. S. Ahmed Hajati's zu Konstantinopel gedruckten Kommentar zum Glossarium Wehbis, S. 261.

gedeutet oder gerechtfertigt; er träumt (S. 13), daß er am Meeresufer Krokodille und Fische fängt, und legt den Traum auf Weltherrschaft aus; er träumt (S. 15) von Weinflaschen, die er mit seinem Schwerte zerschlägt, und ist auf ein Unglück gefaßt; er träumt (S. 16), daß die Sonne im Osten aufgeht, und dann im Mittag verfinstert, wieder im Osten untergeht, und weiß, daß er den Tokatmisch schlagen wird; er träumt von Löwen, und findet dieselben in den Arabern wieder; er träumt von einem Garten, wo viele Leute Früchte von den Bäumen lesen, auf deren Gipfeln Vögelnester; er fängt die Vögel, und zerstört die Nester, und der Traum geht durch den indischen Feldzug aus, von welchem er folgendermaßen erzählt:

»Ich begann die Tempel Indiens zu zerstören, und den Islam in diesem Lande einzuführen. Als ich den Tempel von Kukel zerstörte, welcher einer der größten, zerbrach ich die Götzenbilder mit eigener Hand, wiewohl mir die Brahmanen mehrere Ladungen von Gold gebracht, und mich gebeten, ihre Götter zu verschonen, Ich sagte zu ihnen, ich werde eure Götter zerbrechen, um ihnen Gelegenheit zum Wunder der Selbstheilung zu geben. Unter den Bildern war das eines Mannes, welches nicht zu zerschlagen sie mich vorzüglich baten, und mich sogar mit seiner Rache bedrohten, indem sie sagten: unter den Wundern, welches dieses Original gewirkt, ist, daß er sechzehnhundert Weiber in einer Nacht schwängerte (Krischna's Legende); ich sagte: der verfluchte Satan verführt Tausende, und in kurzer Zeit, deßhalb hat dieses Wunder nicht Gewicht.«

Vom persischen Gemetzel sagt er:

»Als ich in Fars einrückte, nahmen die Einwohner die Partey Schah Manßurs (ihres rechtmäßigen Fürsten), und tödteten meinen Statthalter. Ich befahl daher ein allgemeines Gemetzel der Einwohner von Schiras. Der fromme Seid Abul Ishak wartete mir auf, und bat, daß ich den grausamen Befehl widerrufen möchte; ich aber hörte nicht auf die Bitte des Seids. In derselben Nacht träumte ich, daß der Prophet (über den Heil sey!), mir zürnend sagte: »Einer »meiner Nachkommen kam an deinen Hof, und bat für eine Anzahl von »Schuldigen, warum gewährtest du nicht sein Begehren, auf daß ich für »dich am Gottesthron hätte fürbitten können?« Ich erwachte, sah meinen Fehler ein, bestieg mein Pferd, und ritt zum Seid, den ich um Verzeihung bat; ich stellte auch augenblicklich das Schlachten ein, und befahl, daß Schiras künftig der königlichen Schatzkammer angehöre.«

Wie viel wird durch diese kurze Erzählung nicht beleuchtet! Die Treue der Einwohner von Schiras ist Verbrechen in den Augen des Eroberers! Der Prophet macht ihm keinen Vorwurf über das Gemetzel selbst, sondern nur darüber, daß er die Bitte seines Verwandten nicht erfüllt, und Timur selbst klagt sich nur des Mangels an Achtung für den Seid an, dem zu Gefallen er das Schlachten einstellte.

Timurs große Ehrfurcht vor den Verwandten des Propheten gründete sich auf ein feyerliches Gelübde, das er schon mit neunzehn Jahren seiner Mutter gethan, als sie ihm die Prophezeyung des Seid Emir Kelal hinterbrachte:

»Siebzig von Timurs Söhnen und Nachkommen sollen dreyhundert Jahre lang herrschen, vorausgesetzt, daß sie die Pflichten des Islams erfüllen« (S. 25).

Die Erfüllung dieser Prophezeyung könnte wirklich leicht nachgewiesen werden, denn von dem Tode Timurs angefangen bis zum Ende der Herrschaft des letzten sogenannten Großmogols in Indien sind wirklich dreyhundert Jahre verflossen, und die siebzig Herrscher nachzuweisen, würde nicht schwer seyn, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, einen vollständigen Stammbaum der Timuriden seinem Werke beyzufügen, welcher demselben eben sowohl als ein Register fehlt. Emir Kelal (S. 24) gab dem jungen Timur eines Tages sieben Honigkuchen, von jedem derer Timur ein Maul voll aß, woraus ihm der Seid dann die Herrschaft über die sieben Erdgürtel weissagte; ein andermal läßt der Seid die Mutter Timurs einen vorgesetzten Korb Nüsse zählen, es sind deren 370, und der Seid legt die Zahl so aus, daß die Dreyhundert die Zeit der Herrschaft der Timuriden, die Siebzig die Zahl ihrer Herrscher binnen dreyhundert Jahren bedeute; bald darauf bestätigt dem Timur der Prophet in einem Traume diese Weissagung. Als Timur gegen Bajesid zog, erschien ihm abermals der Prophet im Traume, und die Eroberung Kleinasiens war nur eine Folge dieses Traumes.

»Der Prophet gab einem seiner vier Gefährten, welcher eine Keule in der Hand hatte, ein Zeichen, daß er mir dieselbe geben solle; als ich dieselbe in die Hand genommen, verlängerte sie sich ungemein; als ich erwachte, fand ich mich durch meinen Traum ungemein erheitert und begeistert, und fand mich gestärkt und unterstützt durch die weiße Fahne Ali's. Es war in Folge dieses Traumes, daß ich in Stand gesetzt ward, dem Kaiser (Bajesid) das Land Rum zu entreißen« (S. 17).

Dieser Aberglaube an Träume, Vorbedeutungen, Wahrzeichen und glückliche Tage erinnert unwillkürlich an das, was die Biographen Napoleons von ihm erzählen. Bey der Vergleichung der Denkwürdigkeiten, welche beyde selbst geschrieben, oder wenigstens dem Hauptinhalte nach in die Feder gegeben, springt eine auffallende Aehnlichkeit hervor, indem der Inhalt derselben (das erste Buch der Träume und Prophezeyungen in Timurs Denkwürdigkeiten abgerechnet) meist rein militärisch ist. Schon aus diesem Gesichtspunkte allein betrachtet, sind Timurs Denkwürdigkeiten ein ungemein schätzbarer Beytrag zur Geschichte seiner Eroberungszüge, unter denen der mißlungene nach Ruß-

land, ein vollkommenes Seitenstück zum Napoleonischen, wenn auch bey jenem (wie die persischen Geschichtschreiber erzählen, die russischen aber läugnen) nicht wie in diesem Moskau geplündert und verbrannt worden seyn sollte. Außer den Thatsachen sind aber auch die leitenden Maximen und der Fürstenspiegel des asiatischen Eroberers höchst merkwürdig. Tumene Chan, der Vater Timurs, erzählt demselben die Bekehrung seines Ahns Karadschan Newian zum Islam, und reflektirt:

Wenn ich mich in dem Universum umsehe, sehe ich nur Eine Welt, und oft bin ich der Meinung, daß es noch Welten außer dieser gibt; auch bin ich überzeugt, daß ein einziger Gott alle diese Welten erschaffen hat, und daß er hinreicht, sie alle zu regieren und zu leiten; da er aber diese Welt zu seiner speziellen Herrschaft auserseben, so schien es ihm erforderlich, sich Minister beyzulegen, er erkor sich Mohammed als seinen Wesir in dieser Welt, und da es erforderlich war, daß auch Mohammed seine Minister habe, um seine Religion auszubreiten, hat er die heilige Rasse der Chalifen zu dieser Würde angestellt.

Als Timur im Beginn seiner militärischen Laufbahn von seinem Namensgenossen Toghlik Timur geächtet, vor dem Todesbefehle desselben sich nur mit sechzig Reitern nach Chorasan flüchtete, gab ihm sein geistlicher Vater vier Kardinallehren: 1) Glauben und Vertrauen in Gott; 2) Ehre, das Heiligste für Fürsten; 3) Berathung, Klugheit und Vorsicht; 4) Beständigkeit, Stätigkeit und Festigkeit in Trübsalen. Der zweyte Punkt lautet wie folgt:

»Bekleide dich mit dem Gewande der Ehre, und gib nicht zu, daß Hurerey und Ehebruch in deinem Gebiete geübt werde. Man erzählt, daß ein Kranichweiblein in seinem Neste einen jungen Raben sah, der sich zu ihren Jungen gesellte; sie ließ denselben mehrere Tage und Nächte lang ruhig im Neste bleiben, doch zuletzt sammelte sich eine Zahl von Kranichen, und zerriß die Eigenthümerin des Nestes mit ihren Klauen und Schnäbeln in Stücken. Die Ehre eines Mannes soll weit höher stehen, als die der Vögel, besonders die der Fürsten, unter deren Schutz die Achtung und der Ruf ihrer Unterthanen.«

Die Kraniche erscheinen also auch hier, wie die des Ibykus, als rächende Vögel, und noch dazu als Rächer verletzter Ehre. Noch merkwürdiger, als diese Regierungsmaximen, ist der von Timur herausgehobene Satz des islamitischen Staatsrechts, nach welchem jeder, der zwölftausend Reiter mustern kann, ein legitimer Herrscher. Timur erzählt, wie ihm von seiner Partey zuerst die Herrschaft angetragen ward:

»Wir sind zwölftausend Reiter, und wünschen daß du die Souveränität annehmest, wenn du erlaubst, wollen wir das Kanzelgebet auf deinen Namen verrichten; denn es ist geschrieben in den Satzungen der Regierung *) (rules of government), daß wer auf zwölf-

*) Es wäre zu wünschen, der Verfasser hätte diese zwey Worte im

tausend Reiter, die ihm getreu, rechnen kann, und nicht das **Panier** des Königthums aufpflanzt, keine Achtung verdiene« (S. 47).

Endlich erwähnen wir nur noch Timurs Urtheil über die Türken, deren Stamme er zwar selbst nicht angehörte, in deren östlicher Mundart aber seine Denkwürdigkeiten geschrieben sind:

»Geist und Gemüth der Türken sind klein und eng, wie ihre Augen, es ist nöthig, sie zu sättigen, um ihre Zuneigung zu gewinnen, und ihre Zunge in Zaum zu halten.«

Wenn Timurs Denkwürdigkeiten, wie diese wenigen Proben beweisen, schon so interessant, so sind es die seines Abkömmlings im fünften Grade, Baber's, des Eroberers von Indien, noch bey weitem mehr, ja sie sind von allen oben angeführten bey weitem das wichtigste Werk. Wir getrauen uns sogar zu sagen, daß Baber's Denkwürdigkeiten, in soweit dieselben das getreue Bild des Schreibers derselben, eines genialischen Herrschers und unternehmenden Eroberers darstellen, an Interesse bey weitem alle auf uns gekommenen Kommentare von Selbstbiographien großer Herrscher und Feldherren alter und neuer Zeit übertreffen. Trotz der Ehrfurcht, mit welcher Recensent für die Kommentare Cäsar's und Mark Aurel's durchdrungen ist, und welche so weit geht, daß er die letzten ins Persische übersetzt hat; trotz dem höchsten historischen Interesse, welches die Memoiren Friedrichs II. und Napoleons einflößen, kann er nicht anders, als die Denkwürdigkeiten Baber's denselben als rein menschliches Gemälde von höchstem psychischen und geistigen Interesse vorziehen; er wüßte in der ganzen Geschichte dem genialen Baber keinen Fürsten zu vergleichen, als seinen Zeitgenossen Maximilian I., zwischen welchem und Baber sich eine schöne historische Parallele durchführen ließe. Was uns von Maximilians eigenhändigen Schriften erhalten ist, berechtigt zu dem Ausspruche, daß er, wenn er seine Geschichte selbst geschrieben hätte, er dieselbe ungefähr so, wie Baber die seinige, geschrieben haben müßte. Dieselben weit aussehenden Pläne, derselbe leicht bewegliche und immer frische hohe Muth, dieselbe Liebe für Dichtkunst und Schönheit, dieselbe Unerschütterlichkeit in den gefährlichsten Lagen, derselbe leichte Sinn und dieselbe Beharrlichkeit,

---

orientalischen Texte oder wenigstens in der Aussprache angegeben, denn so ist es nicht möglich zu errathen, welches Werk des islamitischen Staatsrechts hier eigentlich gemeint sey, ob das Ahkames-saltanet, d. i. die Gebote der Herrschaft, von Mawerdi, oder das Ahkames-siaset, d. i. die Gebote der Disciplin, von Sehrwerdi. Beyde Werke umfassen die Lehren islamitischen Staatsrechts, und von beyden ist eine Uebersetzung wünschenswerth.

derselbe den ganzen Körper der Staatsverwaltung und des Wissens seiner Zeit bis an die äußersten Glieder durchdringende Geist, dasselbe ritterliche Wesen gibt sich in Baber und Maximilian kund. Als Eroberer Indiens, als Stifter des dortigen Reichs der Timuriden, ist Baber oder Bebr (so und nicht Babur wird der Name des Tigers *) im Persischen und Arabischen ausgesprochen) in der Geschichte bekannt; aber wie wenig ist das, was die europäische Geschichte bisher von ihm gewußt, in Vergleich mit dem, was sie hier von demselben erfährt! welcher Schatz von genealogischer und geographischer Ausbeute! Baber, dessen ganzes Leben bis zur Gründung seines Thrones in Indien das eines irrenden Ritters, eine wahre Helden- und Sängerfahrt durch die schönsten Gebirgsländer Hochasiens, ist in denselben überall als Soldat und als Jäger, als Geograph oder Naturforscher zu Hause. Die seinen Denkwürdigkeiten eingeschalteten geographischen Gemälde von Samarkand, Kabul, Herat, Indostan sind köstliche Landschaftsgemälde, in denen die Terrainkenntniß durch den Pinsel des Malers nichts verliert. Mit ergötzender Abwechslung erscheint Baber in seinen Denkwürdigkeiten als Feldherr, als Herrscher, als Eroberer, als Gesetzgeber, als Dichter, als Kritiker, als Geograph, als Naturforscher, durchaus als ein genialischer und fast immer liebenswürdiger Mensch; um wie viel mehr verdienen diese Memoiren gelesen zu werden, als die aus der neuesten französischen Fabrik hervorgehenden Machwerke historischen Lugs und Trugs; ein verständiger Auszug aus denselben würde nicht nur den Orientalisten und Historiker, sondern die gesammte Lesewelt ansprechen; jene verweisen wir auf das Werk selbst, für diese was folgt, um das von dem Interesse desselben Gesagte zu beglaubigen. Die Uebersetzung ist das Werk des für die orientalische Literatur in Indien viel zu früh verstorbenen Doktor Leyden, und der Herausgeber, der durch mehrere gelehrte Abhandlungen in den Verhandlungen der asiat. Gesellschaft von Bombay rühmlichst bekannte Orientalist, Hr. William Erskine. Der Uebersetzung selbst geht die Vorrede, dann eine treffliche Einleitung und ein Memoire über den Aufriß der Charte von Ferghana und Bochara voraus; das letzte von Waddington, die beyden ersten vom Herausgeber. Um die Osmanen von ihren Stammverwandten, den Dschaghataien und anderen Türken, zu unterscheiden, heißt er jene Türken, und ihre Sprache türkisch, die letzten Turken, und ihre Sprache turkisch; ein Unterschied, der sich nicht rechtfertigen

*) Zehir-ed-din Muhammed, surnamed Baber or the Tiger (p. LX).

läßt, da die Osmanen wie die Dſchaghataien Türken (ſo ſehr auch die erſten wider dieſe Benennung proteſtiren), und da die Ausſprache ŭ oder u in dem Worte Türk gleichgültig, ſo iſt es weit einfacher, die Osmanen Weſttürken und die Dſchaghataien Oſttürken zu nennen. Eben ſo gewagt iſt es, des Eroberers Timur, deſſen Namen er Taimur ſchreibt, wiſſenſchaftliche Bildung zu bezweifeln *), und es würde noch mehr gewagt ſeyn, wenn die von ihm bezweifelte Authenticität der Denkwürdigkeiten Timurs erwieſen werden ſollte. Wenn Hr. E. ſagt, daß das Dſchaghataiſche augenſcheinlich nicht dieſelbe Sprache ſey, welche die Turkmanen mit ſich brachten, ſo iſt dieſes nur in ſo weit wahr, als hier Sprache für Mundart ſteht, denn das Oſt- und Weſttürkiſche ſind doch nur Eine und dieſelbe Sprache, und jenes iſt doch nur die rohere, breitere Mundart, von der nur wenige Wörter in der heutigen osmaniſchen außer Gebrauch, die meiſten aber mit gemilderter und zuſammengezogener Ausſprache auch in der europäiſchen Türkey leicht erkenntlich ſind. Die äußerſt ſchätzbare Einleitung zerfällt in zwey Theile, deren erſter Bemerkungen über die tatariſchen Stämme und die Geographie des uſbegiſchen Turkiſtans, der zweyte einen kurzen Bericht von den Nachfolgern Timurs bis zum Regierungsantritte Babers enthält. Hr. E. theilt das uſbegiſche Turkiſtan in die Länder nördlich und ſüdlich des Amu (Oxus), und in die längs des Sir (Jaxartes) ein; ſüdlich des Oxus und zwiſchen ſeinen Armen liegen: 1) Bedachſchan, 2) Balch, 3) Chuareſm, 4) die Wüſte der Turkmanen; nördlich: 1) Chatlan, 2) Karatigin, 3) Scheghanian, 4) Keſch, 5) das Thal von Soghd, worin Samarkand und Bochara. Längs des Jaxartes: 1) Ferghana, 2) Taſchkend, 3) Uratipa oder Uſchruſchna, 4) Ghaſ oder die Wüſte Aral, 5) Jlak zwiſchen Uratipa und Taſchkend, 6) das eigentliche Turkiſtan. Eben ſo trefflich, als dieſe geographiſche Abhandlung, iſt der Bericht über die Nachfolger Timurs, welcher nur den Wunſch übrig läßt, daß es dem Herausgeber hätte gefallen mögen, zur leichteren Ueberſicht eine genealogiſche Tafel beyzufügen, welche dem Werke eben ſo, wie das Regiſter, fehlt. Baber beſtieg mit ſeinem zwölften Jahre im vorletzten des neunten Jahrhunderts der Hidſchret (1493) den Thron Ferghana's, mit deſſen geographiſcher Beſchreibung er ſeine Denkwürdigkeiten eröffnet. Ferghana wird vom Jaxartes durchſchnitten, von deſſen drey orientaliſchen Namen (Sir, Seihun und Chuadſchend) der letzte allein in ihm den

*) Taimur, who seems to have been unlettered (p. II).

vierten Fluß des Paradieses, der das Land Chawila (Chudschend oder Chodschend) durchströmt, erkennen läßt. Von Ferghana's sieben Distrikten sind fünf südlich und zwey nördlich dieses Flusses gelegen: 1) Andedschan, die Hauptstadt Ferghana's, hat Ueberfluß an Korn und Früchten, vortreffliche Trauben und Melonen; 2) Usch, dessen Vortrefflichkeiten schon in der Ueberlieferung des Islams gepriesen werden; 3) Marghinan, berühmt durch seine Granatäpfel und Aprikosen, durch den Verfasser des Hedajet, der von hier gebürtig, verunsterblicht; die Einwohner sind die Tadschiken (die Δαδικαι Herodots), die Stammväter der Deutschen; 4) Asfera (Isfera?), mit dem vorigen Distrikt von Tadschiken bewohnt, welche auch Sart genannt werden; 5) Chodschend, woher der große persische Dichter Kemal Chodschendi: 6) Achsi oder Achsiket, woher der große persische Dichter Eßireddin Achsiketi, welcher häufig in den Abschriften Dewletschah's irrig als Achistegi geschrieben vorkömmt; 7) Kasan, wo die Mandregore und das Holz Tabulghu wächst, das rothe Rinde hat, und zu Stöcken, Peitschengriffen und Käfigen verwendet wird. Die Geschichterzählung beginnt mit der Regierung Omer Scheich Mirsa's, des Vaters Babers Omer Scheich Mirsa, der Sohn Abu Said Mirsa's, des Sohnes S. Mohammed Mirsa's, des Sohnes Miranschas's, des dritten Sohnes Timurs, war des Eroberers Ururenkel, ein Liebhaber der Dichtkunst; sein ältester Sohn war Sehireddin Mohammed Baber, der von seinen Brüdern, Schwestern, Gemahlinnen seines Vaters, den Emiren und den Kriegen desselben Bericht erstattet, so auch von denen S. Ahmed Mirsa's, des ältesten Sohnes Abu Said Mirsa's, geboren i. J. 855 (1451). Unter den mächtigsten Emiren S. Ahmed Mirsas waren die Terchane (Abdal Ali Terchan, Mohammed Mesid Terchan, Derwisch Mohammed Terchan, Baki Terchan), deren Titel den Byzantinern als Ταρχανης bekannt war. Nach Ahmed Mirsa's Tod herrschte S. Mahmud Mirsa in Samarkand, welcher im J. 1495 starb »In diesem Jahre,« sagt Baber (S. 28), »begann ich, »mich verbotener Speisen zu enthalten, und dehnte meine Be»hutsamkeit bis auf Messer, Löffel und Tischtuch aus, ich unter»ließ auch selten das Mitternachtsgebet.« Baber, der einen sehr guten Pinsel für historische Porträte führt, schildert Mahmud Mirsa's Ausschweifungen, Genius, Kriege, Gebiet, Familie, Söhne, Töchter, Gemahlinnen, Beyschläferinnen, Bege. Der erste derselben war Chosru (Chosrew) Schah:

»Wiewohl ein Türke, so wandte er doch Aufmerksamkeit auf die Mittel, seine Einkünfte zu erhöhen, und gab sie freygebig aus. Nach dem Tode S Mahmud Mirsa's erreichte er unter der Regierung des Sohnes desselben den höchsten Gipfel der Größe, machte sich unabhängig, und besoldete zwanzigtausend Mann. Wiewohl er regelmäßig betete, und sich verbotener Nahrung enthielt, so hatte er doch ein schwarzes Herz, war lasterhaft, hatte wenig Verstand, unbedeutende Talente, war treulos und ein Verräther. Des kurzen und vorübergehenden Prunks dieser Welt willen stach er einem der Söhne seines Wohlthäters, Herrn und Gönners die Augen aus, und tödtete den andern, und lud so Gottes Fluch, der Menschen Abscheu, Verwünschung und Schande auf sich bis auf den Tag der endlichen Vergeltung. Diese Verbrechen beging er des Genusses einiger elenden weltlichen Eitelkeiten willen; mit der ganzen Macht seiner mannigfaltigen und bevölkerten Gebiete, trotz seiner Magazine von Kriegsrüstungen und der Menge seiner Diener hatte er nicht den Muth, einem Huhn ins Gesicht zu schauen; seiner wird oft in diesen Denkwürdigkeiten erwähnt werden.«

Da Chosrewschah ein Hauptgegner Babers war, so mag bey der Leidenschaftlichkeit des letzten dieses Porträt, so wie das aller seiner Feinde, wohl etwas zu sehr ins Dunkle gemalt seyn, wiewohl er dem größten seiner Gegner, Scheibani Chan oder Schaibek, dem großen Herrscher der Usbegen, durchaus die Gerechtigkeit, welche den großen Feldherrneigenschaften desselben gebührt, widerfahren läßt. Es scheint fast, als ob Baber eifersüchtiger auf Dichter als auf Fürsten gewesen wäre, und wir werden weiter unten die Gelegenheit haben, seine ungerechten und leidenschaftlichen Aeußerungen über einen persischen und dschaghataischen Dichter zu beleuchten. Im Jahre 1497 marschirte Baber wider Samarkand, und erzählt bey dieser Gelegenheit den Anlaß des Mißverständnisses zwischen Sultan Husein Baikara, dem Enkel Timurs, Herrscher in Chorasan, und dessen Sohne Bediesseman, welcher nach seines Vaters Niederlage bey Suleiman dem Gesetzgeber zu Konstantinopel Zuflucht suchte und fand. Die Ursache des Zwistes war der Besitz Astrabad's, welches ein anderer Sohn Husein Mirsa's, nämlich Musaffer Husein Mirsa, ansprach; als vermittelnder Gesandter zwischen beyden Brüdern ging der große persische und dschaghataische Dichter Mir Alischir, berühmt unter dem Dichternamen Newaji, hin und her; dieser sprach eines Tages dem letzten der beyden Prinzen, einem sehr geistreichen und findigen Kopfe, sehr lange in der größten Vertraulichkeit über die wichtigsten Gegenstände seiner Sendung ins Ohr, und endete seine lange Rede mit den Worten: »Nun vergeßt nicht, was ich erwähnt habe.— »Bitte,« fiel der Mirsa schlagfertig ein, »was habt ihr erwähnt?« Alischir, hiedurch tief gekränkt, weinte bitterlich (S. 45). Unter den Begebenheiten des Jahres 903 (1497),

in welchem Vasquez de Gama zu Kalikut landete, und Baber Samarkand noch immer blokirte, wird diese Stadt umständlich beschrieben; ihre berühmten Männer, Grenzen, Flüsse, Früchte, öffentlichen Gebäude, Gärten, Sternwarten, Basare, Manufakturen, Thäler, Distrikte und Fürsten seit Timur. Wir wollen nur die Namen der sieben vorzüglichsten Gärten hierhersetzen: 1) Goksera i (Himmelspallast), 2) Baghi boldi (der vollkommene Garten), 3) Baghi dilkuscha (der herzeröffnende Garten), 4) Nakschi Dschihan (Weltgemälde), 5) Baghi Tschinar (der Ahorngarten), 6) Baghi Schumal (der nördliche Garten), 7) Baghi Behischt (der paradiesische Garten). Bey Gelegenheit der Sternwarte Ulughbegs geschieht der berühmtesten anderen Erwähnung: 1) der Mamun's, 2) des Ptolemäus, 3) der in Audschain. Das berühmteste der schönen Thäler um Samarkand, welche Auleng, d. i. Auen, heißen, ist Kenegil, welches in Timurs Geschichte oft erwähnt wird. Bochara, d. i. die Stadt der Gelehrten, erklärt das Bokareis des Ulphila's: Bochara's Pflaumen und Wein sind durchs ganze Morgenland berühmt; Kesch, die grüne Stadt beygenannt, ist Timurs durch denselben ungemein verschönerter Geburtsort; Karakul, d. i. der schwarze See, wird auf türkisch Karagöl ausgesprochen; so ist die wahre Aussprache des Beynamens S. Ahmeds des Faulen nicht Tambol, sondern Tenbel; richtig geschrieben kömmt dieses Wort S. 196 vor, in dem berühmten Verse des dschaghaitischen Dichters Mohammed Ssalih *):

Tenbel (Fauler) erobert ferghanisches Land,
Macht aus Ferghane das Faulenzerland.

Mohammed Ssalih ist der Verfasser eines bisher in Europa ganz unbekannten Schahname in dschaghataischer Sprache, welches die Thaten Scheibani's oder Schaibekchans bis nach dem Tode Husein Baikara's beschreibt, nach welchem Ssalih in Scheibani's Dienste trat. Baber, welcher ihm dieses nicht verzieh, schimpft Ssalihs Mesnewi als langweilig und platt, ihn selbst als bösartig, tyrannisch und gefühllos. Newai, d. i.

*) Er nennt sich selbst in dem Abschnitte der Veranlassung seines Werkes im folgenden Distichon:

Lakabi Ssalih wo usi talih,
Nur Ssaid oghli Mohammed Ssalih.

d. i. der Sohn Nur Said's, Mohammed Ssalih, dessen Beyname der Redliche und der sich selbst nicht wohl befindet. B. 16 der sehr schönen Handschrift dieses sehr seltenen Werkes, welcher Hr. Ingenieur-Hauptmann von Hauslab von Konstantinopel gebracht, und das sich in der k. k. Hofbibliothek befindet.

Mir Alischir, welcher in seinen köstlichen Versammlungen *), d. i. in seinen Biographien von 420 dschaghataischen Dichtern Mohammed Ssalih den 355sten aufführt, sagt zwar, daß der Vater desselben ein bösartiger Tyrann, er selber aber ein sanftmüthiger Mensch gewesen, der mit seines Vaters Sitte nichts gemein hatte. Das Urtheil Babers ist parteyisch. Im Jahre 905 (1499), mitten im Feldzuge wider Tenbel, vermählte sich Baber. Wir lassen ihn selbst sprechen:

»Aische Sultan Begüm, Tochter Sultan Ahmed Mirsa's, mit welcher ich noch bey Lebzeiten meines Vaters und Oheims verlobt worden, kam nach Chodschend, und ich heiratete sie im Monate Schaaban. In der ersten Zeit meiner Ehe, wiewohl ich nicht geringe Neigung zu ihr gefaßt, besuchte ich aus Bescheidenheit und Verschämtheit sie nur einmal in zehn, vierzehn oder zwanzig Tagen; später nahm meine Neigung ab, und meine Scheu zu, so daß meine Mutter über mich herfiel, mich wüthend ausschalt, und mich wie einen Verbrecher in einem Monate oder in vierzig Tagen einmal zu ihr sandte.«

Er erzählt dann ganz ohne Scheu seine Liebschaft mit seinem Mundschenken, der, wie er, Baber hieß, und diese Erzählung ist, wie in der Note (S. 79) mit Recht bemerkt wird, höchst charakteristisch für diese Unsitte des Morgenlandes. In einer anderen Stelle verdammt er jedoch selbst die Herrscher, welche sich der Weichlichkeit unnatürlicher Lüste hingeben. Scheibani erscheint vor Samarkand, welches Baber nichts destoweniger abermal erobert, und die Usbegen austreibt:

»Als ich Samarkand einnahm, war ich erst neunzehn Jahre alt, und hatte weder viel von Gefechten gesehen, noch große Erfahrung; mir gegenüber stand als Feind Scheibani Chan, ein Mann von Talenten, tiefer Erfahrung, und im Meridian seines Lebens.«

Diese Stelle findet sich in der Parallele, welche Baber zwischen seiner Eroberung Samarkands und zwischen der Herats durch Husein Baikara zu seinem Vortheile zieht; es war das zweyte Mal, daß er Samarkand eroberte, denn das erste Mal hatte ihn Scheibani daraus vertrieben. Mir Alischir lebte noch zu dieser Zeit, und schrieb an Baber, der ihm antwortete, und hingegen ein Ghasel erhielt; Baber beantwortete dasselbe mit einem dschaghataischen; auch der Dichter Binaji, welcher später in Scheibani's Diensten von demselben zum Dichterkönig erklärt ward, bewillkommte Baber'n mit einer vierzeiligen Strophe (S. 91). Baber erzählt nun die dem Scheibani gelieferte unglückliche Schlacht, worauf der Verlust von Samarkand folgte; er zog sich nach Taschkend zurück; er beschreibt S. 103 die Musterung eines mongolischen Heeres:

*) Medschalis un-nefais.

»Die Mongolen bliesen ihrer Gewohnheit gemäß Hörner; nachdem der Chan vom Pferde gestiegen, brachte man neun Standarten von Roßschweifen, und steckte dieselben vor ihm auf; ein Mongole stand darneben, in seiner Hand das Schenkelbein eines Ochsen haltend, woran ein langes baumwollenes Tuch gebunden war. Ein anderer, nachdem er drey lange Streifen weißen Tuches unter dem Roßschweife der Standarte befestigt hatte, zog dieselbe unter dem Bannerstabe der Fahne durch, das eine Ende eines dieser Tücher nahm der Chan zwischen die Füße, und stand darauf. Ich stand auf einem anderen Ecke eines der langen Streife, welcher gleichfalls unter der Roßschweifstandarte angebunden war; auf des dritten Streifes Ende stand Sultan Mohammed Chanike, hierauf nahm der Mongole, der diese drey Streifen angebunden, das Ochsenbein in die Hand, hielt eine Rede in mongolischer Sprache, während welcher er oft auf die Standarte sah, und Zeichen gegen dieselbe machte. Der Chan und alle Männer um ihn nahmen Kumis (Branntwein aus Stutenmilch), und sprengten denselben gegen die Standarten, alle Trompeten und Trommeln wurden zugleich gerührt, und das ganze geschaarte Heer erhob das Schlachtgeschrey; diese Ceremonien wurden dreymal wiederholt, und dann schwangen sie sich auf das Pferd, stießen den Schlachtruf aus, und galoppirten davon. Bey den Mongolen sind die Satzungen von Dschengis bis auf heutigen Tag pünktlich beobachtet worden, jeder Mann hat seinen angewiesenen Posten, die vom rechten Flügel, vom Linken Flügel und vom Mittelpunkte haben ihre bestimmten Plätze, die vom Vater auf den Sohn forterben, die Betrautetsten stehen an den beyden Flügeln; es besteht ein Streit zwischen den Stämmen Schiras und Begdschik, welchem von beyden der erste Posten auf dem rechten Flügel gebühre. — Dieser Streit ward endlich durch Vergleich so geschlichtet, daß der eine der beyden Stammanführer in den großen Treibjagden, der andere, wenn das Heer in Schlachtordnung den ersten Posten des rechten Flügels einnehmen solle.«

Baber beschreibt (S. 106) die Zusammenkunft der beyden Chane, seiner Oheime, bey welcher Gelegenheit ihn der jüngere Chan nach mongolischem Gebrauche mit einer Kleidung vom Fuße zum Kopfe und einem Pferde beschenkt. Die Kleidung bestand in einer mongolischen, mit Golddraht gestickten Mütze, einem langen Kleide aus chitaischem Atlasse, einem chitaischen Panzerwamms, einem Wetzsteine und einem Beutelsacke, von welchem drey oder vier Anhängsel herunterhiengen, dergleichen die Weiber um den Hals tragen, als z. B. ein Abirdan, d. i. ein Büchschen für wohlriechende Erde, und dergleichen. Der jüngere Chan vollzog vor dem älteren das Kornisch, d. i. die Ceremonie des neunmaligen Niederkniens. Die Begebenheiten nach der Flucht Babers vor Scheibani, welchen Tembel zu Hülfe gerufen, supplirt der Uebersetzer für die Jahre der Hedschret 908 bis 909 (Dezember 1502 bis Junius 1504). Zur Zeit, wo Baber den Faden der Erzählung wieder aufnimmt, hatte Scheibanichan Samarkand, Bochara, Ferghana, Uratippa, Taschkend und Schachrochije erobert, Sultan Husein Mirsa

herrschte in Chorasan, Chosrewschah war Herr von Hißar, Chutlan, Kundis und Bedachschan, und Sulumbeg, wiewohl er Husein Mirsa's Oberherrschaft anerkannt hatte, regierte fast unabhängig zu Kandahar, im Lande der Hesara, in Germsir und in einem großen Theile von Sistan. Im Jahre 910 (1504) zog Baber nach Chorasan; er war so eben 22 Jahre alt geworden, und hatte sich zum ersten Male barbiert; dann zog er gegen Kabul; in seinem Geleite befand sich der Dichter Babi Scheighanani. Baber erblickte zum ersten Male in seinem Leben das schöne Licht des Kanopus, und improvisirte:

Wie fern Kanopus scheinst du nicht, wo gehst du auf?
Glück nah't dem Haupt, sobald du scheinst darauf.

Baber, Herr von Kabul und Ghasna, beschreibt die beyden Städte, zieht über den Hindukusch, wo sieben Päße, welche die sieben Jünglinge heißen. In Kabul wird ein Dutzend Sprachen gesprochen (arabisch, persisch, türkisch, mongolisch, indisch, afghanisch, paschoisch, parachisch (Prakrit?), gebrisch (die Sprache der Feueranbeter, daher das englische gibberish), berekisch und lamghanisch Kabul ist in vierzehn kleine Landschaften oder Distrikte eingetheilt, welche hier Tuman, in Kaschghar Urtschin und in Indien Pergana genannt werden. Die vierzehn Landschaften und die Art Vögel zu fangen und zu fischen, werden beschrieben. Baber theilt die Ländereyen unter seine Anhänger, er wird der Parteylichkeit beschuldigt, daß er nur die ihm Angehörigen bedenke, und tröstet sich über diese Nachrede mit dem persischen Sprichworte:

Was sprechen alles Feinde nicht!
Was spiegeln alles Träume nicht!
Das Thor der Stadt kannst du wohl sperren,
Doch nicht die Mäuler, welche plärren.

Da in diesem Jahre Newrus, d. i. Frühlingsanfang, und Idi Fitr, d. i. das Opferfest, zusammenfiel, dichtete Baber ein persisches Ghasel, wovon er den Anfang und das Ende gibt:

O selig, die den neuen Mond mit der Geliebten Angesichte schauen,
Doch mich befällt nur Gram, der ich getrennt von ihren Brauen.

Des Liebchens Antlitz, Baber, ist der neuen Festeswochen beste,
Denn mehr bescheren nicht dir hundert Bairamsfeste.

Im Jahre 911 (1505) starb Babers Mutter, und ein großes Erdbeben rüttelte ganz Indien auf. Scheibanichan zog von Chuaresm nach Samerkand, Ende dieses Jahres starb Sultan Husein Mirsa, der Ururenkel Timurs, einer der berühmtesten

Herrscher der Timuriden, unter dessen langen Regierung die Wissenschaften blühten. Baber schildert ihn und seinen Hof sehr umständlich (S. 177):

»Bey seiner Thronbesteigung fiel es ihm ein, die Namen der zwölf Imame ins Kanzelgebet einschalten zu wollen. Viele bestrebten sich vergebens, ihn davon abhalten zu wollen, endlich richtete er doch alles nach dem orthodoxen Ritus der Sunni ein Ein Gebrechen in seinen Lenden hinderte ihn, sein Gebet vorgeschriebenermaßen zu verrichten, und die Fasten zu halten. Er war lebendigen und wohlgefälligen Wesens; sein Temperament sehr heftig, und seine Sprache darnach; in vielen Gelegenheiten legte er tiefe Ehrfurcht für den Glauben an Tag. Als eines Tages einer seiner Söhne einen Mann erschlagen hatte, übergab er den Mörder dem Bluträcher, um vor den Richterstuhl des Kadi geführt zu werden. In den ersten sechs bis sieben Jahren seiner Regierung enthielt er sich von Dingen, die durch das Gesetz verboten, hernach überließ er sich dem Trunke; in den vierzig Jahren, während welcher er in Chorasan herrschte, verging nicht ein Tag, wo er nicht nach dem Mittagsgebete getrunken, aber immer trank er Morgens frühe. Seine Söhne, die Soldaten, die Einwohner der Stadt folgten seinem Beyspiele in dieser Hinsicht, und wetteiferten mit einander in Ausschweifungen und Ausgelassenheit. Er war ein wackerer und tapferer Mann, er warf sich mit dem Säbel in der Hand ins Gefecht, und zeichnete sich oft in mehreren persönlichen Zweykämpfen in derselben Schlacht aus. Kein Abkömmling Timurs that es je dem Sultan Husein Mirsa in dem Gebrauche des Säbels gleich. Er hatte Anlage zur Dichtkunst, und hinterließ einen Diwan. Er schrieb türkisch, und sein Dichtername war Huseini. Viele seiner Verse sind nicht übel, aber sein ganzer Diwan ist in demselben Sylbenmaße. Wiewohl ein Fürst von hoher Würde, sey es in Anbetracht seiner Jahre oder der großen Ausdehnung seines Gebietes, so unterhielt er sich doch wie ein Kind mit dem Kampfe von stoßenden Widdern, mit Taubenflügen und mit Hahnengefechten.«

Baber erzählt nun seine Kriege, und gibt Bericht von jedem der vierzehn Söhne und jeder der eilf Töchter Husein Mirsa's, von dessen sechs Frauen, Beyschläferinnen, Emiren, deren berühmtester Mir Alischir, berühmt unter dem Dichternamen Newaji, von dessen Wesiren, Richtern, Dichtern, Malern, Schönschreibern, Tonkünstlern u. s. w. Die Dichter seines Hofes waren der große Dschami, Soheili, Tofeili, Asefi, Binaji, welchen Scheibanichan hernach zu seinem Dichterkönige ernannte, Seifi Buchari, Abdallah, Mesnewigui, berühmter unter dem Namen Hatifi, Verfasser des Timurname; Mir Husein Maamai, d. i. der Räthsler; Mohammed Bedachschi, der auch über Räthsel schrieb; Ahili, der schon oben erwähnte Ssalih und Hilali, Verfasser des epischen Gedichtes: Der Schah und Derwisch, dem das gleichnamige türkische Jahja nachgeahmt ist: The upshot of the verses in which he describes the words and actions of the king is, that he makes the king a ca-

tamite *). and an abandoned creature. Zu Herat, dessen Gebäude und Gärten (S. 207) aufgezählt werden, bewirthete der Sohn Husein Baikara's Bediessaman, d. i. der Wunderseltene der Zeit den Sultan, wobey sich vorzüglich die Tonkünstler Chorasan's auszeichneten. Baber verließ Chorasan Ende Dezembers 1506, und plünderte die Hesara; türkische Verse, von ihm verfaßt, beschreiben die Schlacht (S. 212). Im folgenden Jahre brach sein größter und mächtigster Feind Scheibekchan in Chorasan ein. Baber beschuldigt ihn mehrerer Missethaten, und unter anderen der allgemeinen Gelderpressung, womit sein Dichterkönig Binaji die Poeten belästigte (S. 224).

»Trotz seiner (Scheibeks) äußersten Unwissenheit hatte er die Eitelkeit, dem Richter Ichtiar und dem Mohammed Mir Jusuf, welche unter die berühmtesten Molla Chorasan's und Herat's gehörten, Vorlesungen über den Koran zu halten; er nahm auch Feder und Pinsel, und besserte an der Schrift Molla Sultan Ali's (des Schönschreibers) und an den Gemälden Behsad's (des Malers); so oft er eine seiner schwerfälligen Strophen verfaßt, las er dieselbe von der Kanzel ab, hing sie auf dem Markte auf, und erhob von den Bewohnern der Stadt eine Steuer aus Anlaß dieser fröhlichen Begebenheit. Er war zwar etwas in der Lesung des Chorans bewandert, aber er ließ sich eine Menge dummer, abgeschmackter, anmaßender, ungläubiger Worte und Thaten, dergleichen ich erwähnt, zu Schulden kommen.«

Man sieht, daß Baber der Nebenbuhler Scheibek's nicht nur um die Herrschaft des Landes, sondern auch um die des Worts. Scheibek, der als Herrscher seine schlechten türkischen Verse von der Kanzel ablesen und auf dem Markte aufhängen läßt, um mit den berühmten, an der Kaaba aufgehangenen Gedichten zu wetteifern, und der außer dem Beyfalle noch eine Freudensteuer von seinen Zuhörern erpreßt, ist selbst im despotischen Asien eine lächerliche Erscheinung. Baber erscheint vor Kandahar, wo er die Schlacht schaart und gewinnt; noch stand sein Feind Mukim:

»Ohne die kleine Anzahl meiner Leute zu bedenken, vertrauend auf Gottes Vorsicht, ließ ich die Heerpauke schlagen, und marschirte wider den Feind.«

»Gott gibt minder und gibt mehr,
»Keiner hat die Macht, als Er.«

Baber erobert Kandahar, und nimmt den Titel Padischah an Hier ist abermal eine Lücke von zehn Jahren, von 914 d. H. (1508) bis 925 d. H. (1519), welche der Herausgeber ausfüllt. Mit dem Beginne des letzten Jahres beginnt auch die

*) Das englische Wort catamite ist nichts als das verstümmelte Katamisch, welches der in der osmanischen Geschichte häufig vorkommende Name der Mamluken Aegyptens.

Erzählung seines Zuges nach Indien, des wichtigsten seiner Feldzüge, weil er durch diese Eroberung die Herrschaft seiner Dynastie gegründet hat. Die Erzählung, die von der größten Wichtigkeit für die indische Geschichte, leidet hier keinen Auszug. Die Berechnung der Daten, die bisher fast durchaus *) richtig gewesen, fängt S. 265 um einen Tag zu irren an; es heißt Freytag der 1. Rebiulachir, muß heißen Sonnabend; denn da der 1. Moharrem ein Montag ist, da der Moharrem 30, der Ssafer 29, der Rebiulewwel 30 Tage hat, so kann der 1. Rebiulachir kein Freytag, sondern nur ein Sonnabend seyn. Dieser Irrthum dauert bis S. 269, wo die Berechnung auf einmal wieder richtig wird; durch diese Richtigkeit aber springt der vorhergehende Irrthum so mehr in die Augen. Dinstag der letzte Rebiulachir (28. Junius) ist ganz richtig; aber in der Zeile vorher heißt es Donnerstag der 25. R. A., wenn der letzte R. A., d. i. der 29ste, ein Dinstag, so ist der 25ste ein Freytag und kein Donnerstag; nun geht es richtig fort bis S. 281, wo statt Freytag der 1. Moharrem des J. 926 Sonnabend steht, ein Irrthum, der daraus entsprungen, daß im vorhergehenden Jahre d. H., das kein Schaltjahr, der Silhidsche zu 30 statt 29 Tagen gerechnet ist. Ganz richtig hinwieder heißt es S. 290 Freytag der 1. Ssafer 932 (17. Nov. 1525). Baber erzählt hier einen poetischen Wettstreit (S. 291):

»Während der Fahrt im Boote sang man die Verse Mohammed Scheichs:

Wie können regeln sich Gedanken mit einer reizevollen Schlanken?
Wie können; wo du bist, Gedanken von dir zu einer andern schwanken?

Man kam überein, daß jeder der Gesellschaft aus dem Stegreif ein Distichon mit demselben Reim und Sylbenmaß hersagen solle, jeder sagte also das seinige her; da wir uns so eben auf Molla Akidschan's Kosten lustig gemacht hatten, sagte ich aus dem Stegreife die folgenden satyrischen Verse:

Wie kämen einem wohl Gedanken, wenn man dich sieht betrunken schwanken?
Wer könnte treten in Gedanken mit einem Esel in die Schranken?

Bis auf diese Zeit hatte ich alles, was mir in den Kopf kam, Gutes oder Schlechtes, Ernst oder Scherz, sobald ich es zu meiner Unterhaltung in Verse gebracht, wie schlecht und erbärmlich auch die Reimerey gewesen seyn mochte, niedergeschrieben. Bey dieser Gelegenheit, wo ich diese Zeilen verfaßt hatte, versank ich in Betrachtung, und es war mir von Herzen leid, daß eine Zunge, gemacht, die erhabensten Werke zu wiederholen, sich mit so unwürdigen Versen abgeben sollte, daß es wirklich traurig, daß ein Herz, edlerer Empfängnisse fähig, sich mit so niedrigen und verächtlichen Phantasien beschäftigen soll. Von dieser Zeit an enthielt ich mich auf das gewissenhafteste aller

*) S. 7: Montag der 4. Ramasan 899 muß heißen Sonntag der 8. Junius, weil das J. d. H. mit einem Sonnabend beginnt.

satyrischen und tadelnden Verse; als ich die obigen hergesagt, hatte ich noch nicht meinen Entschluß gefaßt, noch in Betrachtung gezogen, was sich dawider entgegnen ließe.«

Wenn Baber in Ueberlegung gezogen hätte, daß sich wider Opiate eben so viel, als wider schlechte Verse einwenden läßt, so hätte er nicht so häufig von den ersten genossen, und den Genuß derselben nicht so ordentlich, wie er thut, in seinem Tagebuche aufgezeichnet. Ueberhaupt waren bey seinem Heere die berauschenden Genüsse sehr an der Tagesordnung (S. 294):

»Ich kehrte von Behlulpur in einem Boote ins Lager zurück, und hatte ein Gelage; einige tranken Arak (Dattelbranntwein), andere Busa (eine Art schlechtes Bier) und andere nahmen Maadschun (Opiate). Ich landete um die Zeit des Nachtgebets, und wir tranken ein wenig in meinem Zelte.

Kaiser Humajun, welcher das vom Uebersetzer benützte Exemplar eigenhändig geschrieben, setzte (S. 302) folgende, für den Werth der Handschrift sehr wichtige Randnote hinzu:

»Auf dieser Station und an diesem Tage (5. März 1826) wurde Humajun's Bart zuerst geschnitten oder geschoren. Da mein verehrter Vater in diesen Denkwürdigkeiten die Zeit erwähnt, wo an meinen Bart zuerst das Scheermesser angelegt ward, so habe ich diesen mich selbst betreffenden Umstand hier angeführt. Ich war damals achtzehn Jahre alt; jetzt, wo ich 46 Jahre alt bin, ich Mohammed Humajun schreibe diese Denkwürdigkeiten von der Urschrift in weiland Sr. Majestät eigener Hand ab.«

Baber musterte sein Heer nach mongolischem Brauche, welcher Wim heißt; dieser Wim besteht darin, daß der Befehlshaber, wenn das ganze Heer aufgesessen, einen Bogen oder eine Peitsche in die Hand nimmt und dann nach Gutdünken die Zahl des Heeres ausspricht. Diese Art von Zählung steht an Zuverlässigkeit der Art, wie Xerxes sein Heer zählte, bey weitem nach; auch gesteht Baber, daß er sich sehr geirrt, indem die ausgesprochene Zahl weit größer, als die wirkliche war. Die Kanonen wurden mit Ketten an einander gebunden; auf diese Art ketteten die Türken ihre Kanonen in den Schlachten von Warna und Mohacz an einander. Das indische Heer war hunderttausend Mann und tausend Elephanten regelmäßige stehende Truppen, durch außerordentliche Miethtruppen und Landwehren, welche Bedhindi (S. 104) genannt werden, hätte diese Zahl verdoppelt oder verdreyfacht werden können. Nach gewonnener Schlacht (21. April 1526) besetzte Baber die beyden Hauptstädte Dehli und Agra; er zieht die Parallele seiner Eroberung Indiens mit denen Sultan Mahmud Ghasi's und Schehabedin Ghuri's zu seinem Vortheile, indem jene große und mächtige Herrscher mit einem Heere von hunderttausend Mann und mehr

einzogen, während er nur zwölftausend musterte; jene fochten wider einzelne Radschas, Baber wider den Kaiser Indiens, Ibrahim, welcher in der Schlacht blieb, und leicht eine halbe Million Menschen hätte auf die Beine bringen können. Ueberdieß war Babers Rücken noch von seinem Erbfeinde Scheibek, dem Herrscher der Usbegen, mit hunderttausend Mann bedroht. Wenn Baber von dem, was im äußersten Westen im osmanischen Reiche gleichzeitig vorging, Kunde gehabt hätte, wäre auch die Zusammenstellung des Verderbens Indiens mit dem Verderben von Mohacz zu Babers Gunsten wider Suleiman ausgefallen, welcher von Konstantinopel nach Ofen zur selben Zeit aufbrach, als Baber zu Agra und Dehli einzog. Nun folgt die Beschreibung Indiens, welche der Glanzpunkt der länderbeschreibenden Stellen des Werks. Zur Zeit der Eroberung Babers gehorchte Indien sieben Herrschern, deren fünf Moslimen, nämlich 1) der Kaiser von Dehli, 2) der Sultan von Gudschurat, 3) der Herrscher der Dynastie Behmeni in Dikhan (sonst Dekkan), 4) der Herrscher der Dynastie Kilschi zu Malwa, 4) der Sultan Bengalens; die zwey mächtigsten Herrscher der eingebornen Hindu waren: 6) der Radscha von Bidschnager und 7) Ranasanka. In Bengalen war Gehorsam und Unterwürfigkeit an keine Legitimität der Abkunft, sondern nur einzig und allein an den Besitz des Thrones geknüpft (S. 311):

»In Bengalen herrscht die sonderbare Gewohnheit, daß auf die oberste Herrschergewalt das Erbrecht wenig Anspruch gibt; ein Thron ist für den König bestimmt, ein besonderer Sitz für jeden der Emire, Wesire und Großbeamten des Reichs. Wenn der König Jemanden entläßt oder anstellt, so leistet demselben sogleich die ganze Schaar von Angehörigen, Dienern und Nachtretern, welche diesem Sitze zugetheilt sind, Folge und Gehorsam. Diese Regel erstreckt sich auf den königlichen Thron selbst; wer immer den König tödtet und sich selbst auf den Thron setzt, wird unmittelbar als König anerkannt; alle die Emire, Wesire, Soldaten und Bauern gehorchen demselben sogleich, und betrachten ihn eben so sehr für ihren Herrn und Gebieter, als seinen Vorfahrer. Das Volk von Bengalen sagt, wir sind getreue Diener des Thrones, wir gehorchen dem, der denselben füllt.«

Dieser bengalischen Legitimität fehlt es an belegenden Beyspielen nicht von der ältesten Zeit bis in die neueste, vom Dianenpriester des Tempels zu Nemi angefangen, wo immer der Priester war, welcher seinen Vorfahrer todtschlug, bis auf Napoleons Kaiserthum. Nach der geographischen Beschreibung Indostans folgt die naturhistorische; es werden beschrieben der Elephant, das Rhinoceros, der wilde Büffel, der Nilgau, d. i. die blaue Kuh (denn Nil heißt Indigo und Gau ist dasselbe als Kuh), der Kutehpaitsche, d. i. der Kurzfuß, die Gaselle,

das Reh, der Gaukini (eine Art kleine Kuh), der Affe, der Nol (eine Art Wiesel), der Gilheri (Eichhörnchen). Von den Vögeln: der Pfau, der Scharak, der Ludsche, das Repphuhn (dessen Geschrey gedolmetscht wird), der Palpekar, der Murghi Sahra, der Chelsi, der Scham, die Wachtel und ein Dutzend Vögel mehr, die sich, da ihre Namen nicht gedolmetscht sind, der Aufmerksamkeit der Naturforscher empfehlen; dasselbe ist der Fall mit den Bäumen und Blumen. Die indische Wasseruhr, die Eintheilung der Zeit, Maße und Gewichte werden beschrieben. Hunderttausend heißen ein Lak, hundert Lake sind ein Kror, hundert Krore ein Arb, hundert Arbe ein Kerb, hundert Kerbe ein Nil, hundert Nile ein Padam, hundert Padam ein Sang. Mit Recht bemerkt Baber, daß diese Art zu zählen das Uebermaß indischen Reichthums beweise. Ueber indische Sitte und Lebensweise urtheilt er folgendermaßen (S. 333):

»Indostan ist ein Land, das sich nicht durch viele Vergnügungen empfiehlt; der Menschenschlag ist nicht hübsch, sie haben keinen Begriff von dem Reize freundlicher Gesellschaft, ungezwungener Vermischung und vertraulichen Umgangs. Sie haben keinen Genius, keinen umfassenden Geist, keine Artigkeit der Sitte, kein theilnehmendes Gefühl, keine Fündigkeit oder mechanische Erfindungsgabe in dem Entwurfe und der Ausführung ihrer Handarbeiten, keine Kenntniß und Wissenschaft in Zeichnung und Baukunst, sie haben keine guten Pferde, kein gutes Fleisch, keine Trauben oder Moschusmelonen, keine guten Früchte, kein Eis oder kaltes Wasser, keine gute Nahrung oder Brot auf ihren Märkten, keine Bäder oder Kollegien, keine Kerzen, keine Fackeln, nicht einmal Leuchter; die Leuchter und Fackeln ersetzt eine Schaar schmutziger Kerle, welche sie Deuti nennen, welche in der linken Hand einen schmalen Dreyfuß halten, an dessen einen hölzernen Fuß sie ein Stück Eisen gleich dem Ende eines Leuchters, und an den anderen Fuß mittels einer eisernen Nadel einen Docht von der Größe des Mittelfingers befestigen; mit der rechten Hand halten sie eine Kürbisschale, die ein Loch hat, um daraus Oehl aufzugießen, so oft der Docht es erfordert; ihre großen Männer haben hundert oder zweyhundert von diesen Deuti; wenn ihr Kaiser oder ihre Edelsten bey der Nacht Licht bedürfen, so bringen diese schmutzigen Deuti ihre Lampe, welche sie hart an der Seite ihres Meisters halten Hindostans größte Vortrefflichkeit besteht in seinem Ueberflusse an Gold und Silber. Während der Regenzeit ist das Klima sehr angenehm, an manchen Tagen regnet es zehn, funfzehn und zwanzig Mal. Während der Regenzeit brechen Ueberschwemmungen von allen Seiten hervor, und bilden Ströme an Orten, wo sonst kein Wasser. So lange die Regen dauern, ist die Luft besonders angenehm, so daß nichts ihre Annehmlichkeit übertreffen kann; nur ist sie auch zugleich feucht und dumpfig; während der Regenzeit kann man nicht einmal mit einem Bogen schießen, sie sind in dieser Jahreszeit ganz unnütz, und nicht allein der Bogen, sondern auch Panzerhemde, Bücher, Kleider, Hauseinrichtung, alles fühlt die üble Wirkung der Feuchtigkeit; auch die Häuser leiden, weil sie nicht gut gebaut sind; doch ist liebliches Wetter genug im Winter und Sommer sowohl, als in der regnerischen Jahreszeit.

Wenn der Nordwind bläst, ist die Luft voll Erde und Staub, unmittelbar vor dem Regen bläst der Wind fünf- oder sechsmal mit ungeheurer Heftigkeit, und es fliegt so viel Staub in der Luft, daß man einander nicht sehen kann; diese Orkane heißen Andhi. In der Zwischenzeit der Himmelszeichen des Stiers und der Zwillinge wird es warm, aber nicht so warm, daß man die Hitze nicht leiden könnte; Indiens Hitze kann nicht mit der Hitze von Balch und Kandahar verglichen werden; es ist nicht halb so warm, als in diesen Oertern. Ein anderer Vortheil Indiens ist die unzählbare und unendliche Menge von Arbeitsleuten aller Art; für jedes Werk, für jede Unternehmung findet sich eine ganze Schaar, in deren Familien dieser Arbeits- oder Handelszweig seit Menschenaltern vom Vater auf den Sohn forterbte. In der Geschichte Scherifeddins von Jesd wird die in Erstaunen setzende Thatsache erzählt, daß als Timur seine steinerne Moschee baute, täglich zweyhundert Steinmetze von Aserbeidschan, Fars, Indostan und anderen Gegenden daran arbeiteten; in Agra allein verwandte ich von den Steinmetzen dieser Stadt zum Bau meiner Palläste sechshundert und achtzig Köpfe; zu Agra, Sikri, Biana, Dhulpur, Gwaliar und Koel wurden täglich zu meinen Arbeiten 1491 Steinmetzen verwendet. Auf dieselbe Weise sind die Arbeiter jedes Zweiges von Beschäftigung und Handel in Indien zahllos.«

Baber berichtet vom Garten, den er zu Agra jenseits des Dschemna anlegte, von dem Pallaste und dem großen Brunnenhause, welches er zu Agra gebaut, und erzählt Biana's und Gwaliar's Eroberung, und den Versuch, ihn zu vergiften (S. 348):

»Der Vorkoster wurde verurtheilt, in Stücke zerschnitten zu werden; ich befahl, den Koch lebendig zu schinden, eine der beyden Giftmischerinnen durch einen Elephanten todt getreten, die andere mit einer Flinte erschossen zu werden. Die Dame ließ ich in Verwahr nehmen; auch sie, durch ihre Schuld verfolgt, wird eines Tages ihre Vergeltung finden. Sonnabends aß ich eine Schüssel Milch, ich trank auch von der Machtunblume, die abgesotten und mit gebrannten Wassern vermischt war; Montags trank ich Machtunblume und vom besten Theriak mit Milch vermischt. Die Milch reinigte mein Inneres, Sonnabends hatte ich eine große Menge schwarzer Materie, verbrannter Galle ähnlich, gebrochen. Gott sey Dank! ich spüre nun nichts von üblem Befinden. Ich begriff zuvor nicht ganz, daß das Leben so süß ist; der Dichter sagt:

Wer zu dem Thor des Todes kömmt, erkennet erst des Lebens Werth.«

Solche Eigenthümlichkeiten und Persönlichkeiten wechseln in einem fort ab mit Schlachtberichten und Staatseinrichtungen, so erzählt er (S. 354), wie er das Weintrinken aufgab, alle silbernen und goldenen Becher und Tassen zerschlagen, und an dem Orte des Trinkgelages eine Armenküche aufbauen ließ. Musterhaft ist der darauffolgende Ferman, welcher Sitte und gute Werke einschärft. Nach einem neuen Siege nimmt er den Titel Ghasi, d. i. siegreicher Glaubenskämpe, an (S. 367), und läßt einen Thurm von Inderschädeln aufführen. S. 373 ist ein

augenscheinlicher doppelter Irrthum in Berechnung der Daten; es heißt Donnerstag den 29. Silhidsche d. J. d. H. 933, was richtig, aber zwey Zeilen oberhalb Mitwoch den 29. Silkide, was Dinstag heißen muß, denn da der Silkide 30 Tage hat, kann der 29ste desselben kein Mitwoch, sondern muß ein Dinstag seyn, wenn der 2te des folgenden Monats ein Freytag, dann folgt Sonnabend den 1. Moharrem d. J. d. H. 934; dieser war ein Freytag, und nur nach dieser Annahme ist auf der folgenden Seite (374) die Berechnung, daß der 2. Rebiulßani ein Donnerstag, richtig; die Zeile vorher heißt es aber Montag der 28. Rebiulewwel; da dieser Monat 30 Tage hat, kann, wenn der 2te des folgenden ein Donnerstag ist, der 28ste vorher kein Montag, sondern muß ein Sonntag seyn. So ist auch (S. 382) Freytag der 3. Moharrem d. J. d. H. 935 irrig statt des 4ten, weil der 1. Moharrem ein Dinstag, oder umgekehrt Donnerstag der 3. Moharrem; ein ähnlicher Rechnungswiderspruch (S. 389). Mitwoch der 28. Ssafer (11. Nov. ist richtig, gleich darauf aber Sonntag der 9. Rebiulewwel (22. Nov.); Ssafer hat 29 Tage, folglich ist der 9te des folgenden Monats Sonnabend der 21ste, und nicht Sonntag der 22. November. Von hier an laufen die Daten alle um einen Tag irrig bis ans Ende. Wir beschließen die Auszüge dieser Denkwürdigkeiten, indem wir das folgende Urtheil des verdienstvollen Herausgebers unterschreiben (S. 432):

»Der frühere Theil ist mit großem Geiste geschrieben, und das Ganze trägt starke, charakteristische Gepräge eines genialischen, thätigen, verständigen Kopfes; es enthält vielleicht keine Geschichte ein so lebendiges Gemälde von den Leben und Meinungen eines morgenländischen Fürsten. — Ein hervorspringender Zug in Babers Charakter ist seine Unähnlichkeit mit anderen asiatischen Fürsten; statt des staatsmäßigen, systematischen, künstlichen Charakters, welcher dem Throne in Asien eigen zu seyn scheint, finden wir ihn natürlich, lebhaft, zuneigungsvoll, einfach, und auf dem Throne die besten Gefühle und Neigungen des gewöhnlichen Lebens bewahrend. Mit der Veränderung einiger Umstände von Religion und Land könnte man sich einbilden, sich unter den abenteuerlichen Rittern Froissart's zu befinden. Dieß sowohl als die Einfachheit seiner Sprache rührt daher, daß er ein Türke, der Styl, welcher wortlosen Sinn in einem Nebel von Wolken verhüllt, und die Etikette, welche den Höfling in Gegenwart seines Fürsten vernichtet, waren glücklicherweise für Baber dem türkischen Stamme, unter dem er geboren und auferzogen ward, damals noch fremd. Im Ganzen, wenn wir die Geschichte Asiens unparteyisch betrachten, werden wir wenig Fürsten finden, welche an Genius und vorzüglichen Eigenschaften einen höheren Rang einnehmen, als Baber. Sein Enkel Akbar mag vielleicht seiner tiefen und wohlthätigen Politik willen über ihn gestellt werden, Orengsib's krumme Schleichwege verdienen diese Auszeichnung nicht; Dschengischan's und Timur's Verdienst endet in ihren glänzenden Eroberungen welche bey weitem die von Baber übertreffen, aber in Betreff der Thä-

tigkeit des Geistes, des fröhlichen Gleichmuths, des ungebrochenen Muthes, womit er das höchste Glück und Unglück ertrug, des Besitzes männlicher und gesellschaftlicher Tugenden, welche so selten der Antheil von Fürsten, in Betreff seiner Liebe für die Wissenschaften und seines Erfolges in Betreibung derselben, werden wir wahrscheinlich keinen andern asiatischen Fürsten finden, welcher demselben gerechterweise an die Seite gesetzt werden könnte.«

An Babers Denkwürdigkeiten reihen sich zwar der chronologischen Ordnung nach unmittelbar die seines Urenkels, des Großmogols Dschihangir, d. i. des Welteroberers (dessen Name vom Uebersetzer, dem Major Price, bald Jahangueir und bald Jehanger geschrieben, Dschihangir ausgesprochen wird), aber unendlich weit stehen diese jenen am Werthe des Inhaltes nach. Auszüge davon wurden früher in den zu Kalkutta gedruckten Asiatick miscellanies gegeben, aber wie es scheint nicht aus dem hier übersetzten Originale, sondern aus einer anderen abgekürzten Ausgabe desselben. Das hier übersetzte Bruchstück enthält nur Begebenheiten der ersten funfzehn Jahre der Regierung Dschihangirs, jedoch mit mancher Abschweifung und manchem Rückblicke auf die letzte Zeit der Regierung seines großen Vaters Schah Ekber oder Akbar, wider welchen sich Dschihangir empörte, den großen Wesir desselben Abul Fasl tödtete, und seines Vaters Tod wenn nicht durch Gift (wie ihn dessen persische Geschichtschreiber anklagen), doch wenigstens durch Kummer und Herzleid beschleunigte. Wenn das, was Dschihangir von der letzten Krankheit und dem Tode seines Vaters erzählt, nicht im Wesentlichen mit dem Berichte des Geschichtschreibers Firischte übereinstimmte, müßte die Wahrheit desselben schon deßhalb gar sehr bezweifelt werden, weil sich Dschihangir in seinen Denkwürdigkeiten durch Entstellung der Thatsachen, durch Uebertreibung, die bis ins Unglaubliche geht, um allen historischen Kredit bringt. Er gefällt sich durchaus in pomphaften Beschreibungen, und wenn auch manches, was er von indischem Prunke und Reichthume erzählt, wahrer seyn dürfte, als es dem europäischen Leser erscheint, so wird diese Wahrheit doch durch andere augenscheinliche Unwahrheiten gar sehr verdächtigt. Um eine Probe der Prunkmanier zu geben, in welcher diese Denkwürdigkeiten geschrieben sind, setzen wir den Anfang derselben, nämlich die Beschreibung der Thronbesteigung, hieher, die, den Werth der Diamanten ausgenommen, wahr seyn mag (S. 1):

»Donnerstag den 8. Dschemasiulachir d. J. d. H 1014 *), als

*) Corresponding with the 10. of October A. D. 1605, wie es in der Note heißt, ist falsch, denn der 8. Dschem. II. d. J d. H.

ich das Alter von 38 Jahren erreicht hatte, ward ich Kaiser, und nahm unter den glücklichsten Vorbedeutungen den Sitz auf dem Throne meiner Wünsche ein. Man lächle nicht, daß ich mein Herz auf die Täuschungen dieser Welt gesetzt; bin ich denn größer als Salomon, dessen Herrschaftspolster von den Winden getragen ward? Da in demselben Augenblicke, als ich mich auf dem Throne niedersetzte, die Sonne aufging, sah ich darin eine Vorbedeutung des Sieges und den Vorboten einer Regierung von unwandelbarem Glücke. Daher nahm ich die Titel von Dschihangir Padischah und Dschihangir Schah an, und befahl, daß die folgende Legende auf die Münzen des Reichs geprägt werde: Geprägt zu Agra durch den Chosroes, den Schutzherrn der Welt, den höchsten Glanz des Glaubens Dschihangir, den Sohn des durchlauchtigsten Ekber. Bey dieser Gelegenheit bediente ich mich des von meinem Vater für die Feyer des Eintritts des neuen Jahres, wenn die Sonne in den Widder tritt, hergerichteten und mit unerhörten Kosten reich ausgeschmückten Thrones; derselbe kostete nur allein in Juwelen zehn Krors Eschrefi (nicht viel minder, als dreyhundert Millionen Dukaten!), außerdem dreyhundert Menn an Gold, jeder indostanische Menn gleich zehen von Irak, der Menn, d. i. mina, von Irak hat zwey Pfund, folglich sind dreyhundert indische Menn gleich sechshundert Zentnern Goldes!!). Um die Uebertragung zu erleichtern, war der Thron so eingerichtet, daß derselbe in Stücke zerlegt, und wieder zusammengesetzt werden konnte; auf den Füßen des Thrones lagen funfzig Menn (hundert Zentner!!!) Ambra, so daß, wo immer der Thron aufgeschlagen ward, kein weiteres Rauchwerk erforderlich war, wie groß auch die Versammlung seyn mochte. Nachdem ich mich auf diese Weise auf den Thron meiner Erwartungen und Wünsche gesetzt, ließ ich die kaiserliche Krone, welche mein Vater nach dem Muster der Krone der alten persischen Könige *) hatte verfertigen lassen, herbringen, und nachdem ich dieselbe in Gegenwart aller versammelten Emire als ein glückliches Wahrzeichen der Stätigkeit und des Glückes meiner Regierung auf meine Schläfe gesetzt, behielt ich dieselbe eine ganze astronomische Stunde auf. Auf jeder der zwölf Spitzen der Krone war ein Solitär im Werthe eines Lak von Eschrefi zu fünf Miskal (also jeder Solitär 300,000 Dukaten, und alle zwölf 3,600,000 Dukaten werth). Diese Diamanten hatte mein Vater von seinen eigenen Einkünften, und keineswegs von ererbtem Vermögen angeschafft. In dem Mittelpunkte des Gipfels der Krone war eine einzige Perle von vier Miskalen, einen Lak Eschrefi (300,000 Dukaten werth), dieselbe war mit zweyhundert Rubinen, jeder

---

1014 entspricht dem 21. Oktober 1605, welcher ein Freytag (Sonntagsbuchstabe B); eben so irrig ist S. 4 Mitwoch der 17. Rebiulewwel d. J. 978 der 18. August 1570 ausgerechnet, da der Sonntagsbuchstabe dieses Jahres A ist, so ist der 18. August kein Donnerstag, sondern ein Freytag, der 17. Reb. I. d. J. d. H. 978 entspricht dem 19. August, welcher ein Sonnabend; daß im Texte Mitwoch statt Sonnabend ein Schreibfehler, erhellet daraus, daß, da das Jahr d. H. mit einem Montage beginnt, der 17. Silhidsche ein Sonnabend und kein Mitwoch ist.

*) Die Krone Nuschschirwans, nach welcher, laut den osmanischen Geschichtschreibern, die ungrische Krone geformt, oder gar dieselbe seyn soll.

vom Gewichte eines Miskals und sechstausend Rupien werth, besetzt. Vierzig Tage und vierzig Nächte lang spielte die Nakara (der Uebersetzer schreibt Nuggaurah) oder große kaiserliche Staatstrommel unaufhörlich Freude und Triumph auf, und in der Ausdehnung von funfzig Dscherib (das Dscherib hat sechzig Ellen) rund um den Thron war der Boden nach allen Richtungen mit köstlichen Stoffen und goldgestickten Tapeten belegt. Goldene und silberne Rauchfässer waren in verschiedenen Richtungen aufgestellt, wohlriechende Spezereyen zu verbrennen, und bey dreytausend kampfergemischte Wachslichter, drey Ellen hoch, in goldenen und silbernen, mit Ambra durchdufteten Leuchtern erhellten den Schauplatz die Nacht hindurch bis zum Morgen; blühende Jünglinge, schön wie Aegyptens Jusuf, Gezelte, in reiche, aus Seide und Gold gewobene Stoffe gekleidet, mit Gürteln und Amuleten, welche mit dem Glanze der Diamanten und Rubinen, der Smaragden und Saphire schienen, erwarteten ihrer Rangordnung nach und in der ehrfurchtsvollsten Stellung meine Befehle. Endlich standen die Fürsten des Reichs, von dem Rittmeister, der fünfhundert Reiter, bis zum Feldzeugmeister, welcher deren fünftausend befehligt, je neun und neun vom Kopfe bis zum Fuße in Gold und Juwelen in der Erwartung der Befehle ihres Herrschers. Vierzig Tage und vierzig Nächte lang waren diese Scenen von Festlichkeit und Glanz offen, ein Beyspiel kaiserlicher, selten hienieden erreichter Prachtschau.«

Auf die zwölf Grundgesetze, welche Dschihangir gleich nach seiner Thronbesteigung gab, folgt eine Anekdote von Schah Tahmasp, in welcher sich das Schwert als der beste Zepter ausspricht (S. 9):

»Schah Tahmasp hatte eben ein Wasserbecken in einem seiner Palläste vollendet, als ihm einfiel, einen seiner Hofleute zu fragen, ob denn das Becken nicht mit etwas Besserem gefüllt werden könnte, als mit Wasser? Der eine stimmte für Gold. Du hast wohlgesprochen, sagte der Schah, denn deine vorherrschende Neigung ist der Geiz. Ein anderer sagte: er möchte es bis an den Rand mit Scherbet, Zucker und Rosenwasser, mit Eis vermischt, gefüllt sehen. Wahrscheinlich, sagte der Schah, bist du ein Opiumesser, und hast hiedurch deine Lust genau angegeben. Die einen sagten dieß, die anderen jenes, je nach ihren verschiedenen Ansichten; Schah Tahmasp schloß mit der Erklärung, daß keine von diesen Meinungen mit der seinigen übereinstimme, indem, nach seinem Urtheile, das Becken mit nichts besser gefüllt werden könnte, als mit dem Blute der Unruhstifter und Uebelgesinnten, der Agenten von Tumult und Aufruhr. Vortrefflich (setzt Dschihangir hinzu) hat er gesprochen, denn seit meines Vaters Tode habe ich nur zu sehr erfahren, daß die Zahl gesetzlicher und treuer Männer bedauernswerth klein, indem deren kaum Einer in Hunderttausend.«

In einem milderen Lichte erscheinen die folgenden Maßregeln seiner Regierung (S. 10):

»Den Staatsbeamten wies ich zu gleicher Zeit eine Vermehrung ihrer Besoldung an, indem ich dieselbe um ein Drittel, den Neulingen und Arbeitern im Arsenal um ein Fünftel erhöhte. Den Mitgliedern des Harems meines Vaters, die sich auf siebentausend beliefen, gab ich zwey bis vier Eschrefi täglich (der Eschrefi zu funfzehn Rupien gerechnet,

hätte diese Summe täglich 84,000, jährlich 30,240,000 Dukaten betragen!), die Geschenke an den Festen und Freudentagen nicht mit eingerechnet. Während meines Vaters Regierung genossen die Diener der Religionen und die Studierenden der Gesetzwissenschaften, an der Zahl zwey- bis dreytausend, in den vorzüglichsten Städten des Reichs Pensionen von dem Staate, diesen wies ich einen ihrer Lage entsprechenden Unterhalt an, und dieß nicht nur allein den Unterthanen meiner Königreiche, sondern auch Fremden, den Eingebornen Persiens, Rums, Bocharas und Aserbeidschans, mit dem ausdrücklichen Befehle, daß diese Klasse von Männern auf keine Weise dem Mangel ausgesetzt sey. — Dann ließ ich einen Generalpardon für alle Gefangenen des ganzen Reichs ergehen, so daß aus der Festung Gwallar allein siebentausend durch vierzig Jahre eingesperrte Individuen befreyt worden. Die Zahl der bey dieser Gelegenheit befreyten Gefangenen läßt sich berechnen nach der Zahl der Festungen, deren allein in Indostan 2400! die von Bengalen nicht mitgerechnet, denn Radscha Man Sing hatte nicht weniger als 280 Söhne, welche alle wider ihren Vater rebellirten, diese zogen sich auf die Anhöhen zurück, wo sie diese Schlösser erbauten, um sich verdienter Strafe zu entziehen.«

Im selben Maßstabe mit den 7000 durch 40 Jahre eingesperrten Staatsgefangenen der 2400 Festungen und der 280 wider ihren Vater rebellirenden Prinzen sind Dschihangir's Angaben über die von ihm geschlagenen Goldmünzen, deren eine allein 600 Dukaten gewogen haben soll! (S. 11). Er beschreibt die Hauptstadt Agra mit ihren Gärten *). Er geht die Emire seines Hofes nach ihrem verschiedenen Range durch. Nurdschihan (Weltlicht), die berühmte Günstlingin seines Harems, das aus 4000 Weibern bestand, erhielt den Rang eines Befehlshabers von 30,000 Reitern (S. 27). Ueber Abul Fasl, seines großen Vaters großen Großwesirs Mord, äußert er sich folgendermaßen (S. 30).

»Dem Scheich Abdurrahman, dem Sohne Abul Fasl's, verlieh ich den Rang eines Befehlshabers von 2000 Reitern, wiewohl mir der Vater als ein Mann von verderbten Grundsätzen bekannt war; gegen Ende der Regierung meines Vaters hatte er durch seinen Einfluß auf denselben es so weit gebracht, ihm den Glauben einzuflößen, daß Mohammed, das Siegel und die Zuflucht der Propheten, für welchen tausend Leben wie das meine ein zu nichtiges Opfer wäre, nichts weiter als ein Araber großer Wohlberedenheit gewesen, und daß die Offenbarungen des Korans nichts, als Erfindungen Mohammeds seyen. Durch diese Gründe bewogen, dingte ich den Mann, welcher ihn tödtete, und mir seinen Kopf brachte, wodurch ich mir meines Vaters große Ungnade zuzog. Daher nahm ich feyerlich meine Zuflucht zu des Propheten

*) Die eigenen Namen sind schändlich durch Schreib- oder Druckfehler entstellt; so muß S. 13 der rosenstreuende Garten Baghi güleffschan heißen und nicht Beragh-e-gulaf-shaun, und S. 18 muß der Maler Mußawir heißen und nicht Messower, und der Baumeister Mimar und nicht Maaonmoury.

heiligstem Namen, und wagte es, im Vertrauen auf seine Hülfe ausrufen zu lassen, daß ich mir den Weg zu Indostans Throne bahnen würde. Ich muß hinzusetzen, daß in Folge dieser Ungnade mein Vater meinem Sohne Chosrew vor mir Rang und Gunst verlieh, und ausdrücklich erklärte, daß mein Sohn König seyn solle.«

Dieses kurze Selbstgeständniß zeigt auf Einen Blick, daß des aufgeklärten Abul Fasl Toleranz den Vorwand zu seinem Morde hergab, durch welchen Dschihangir sich die Thronfolge, von der ihn sein Vater ausgeschlossen, gesichert zu haben scheint. Wichtiger, als die Schilderungen seiner Emire, sind Dschihangirs Nachrichten von seinem Vater Ekber (S. 44):

»Mit diesen indischen Gesetzgelehrten (Penditen) war mein Vater Akbar in der Gewohnheit vertrauten Umganges, er zog die gelehrten Hindu von jeder Klasse in seine Gesellschaft, und obwohl er eben davon keinen großen Vortheil ernten mochte, so hatte er doch sowohl in Prosa als in Versen sich so große Trefflichkeit eigen gemacht, daß wer mit seinem erhabenen Charakter und Posten unbekannt gewesen wäre, ihn den tiefsten Gelehrten in jedem Zweige der Wissenschaft beygezählt hätte.«

Er gibt nun Ekbers Personalbeschreibung, und um einen Begriff von dessen Schätzen zu geben, fabelt er, daß tausend Männer mit achthundert Wagschalen fünf Monate lang Tag und Nacht gewogen hätten, ohne nur den Inhalt eines einzigen der Schätze Ekbers auswiegen zu können; daß er 12,000 Elephanten von der größten Art, und nicht weniger als 20,000 weibliche Elephanten, 12,000 einäugige Gaselen zur Jagd, 12,000 Nilgau, und eben so viele Geisböcke, Rhinoceros, Strauße gehabt habe.

Dschihangir gibt Bericht von seinen Brüdern, unter anderen von Daniel, der dreyßig Jahre alt zu Behrampur am unmäßigen Genuße geistiger Getränke gestorben. Von den fünf Söhnen desselben, deren einer zu Konstantinopel Unterstützung gesucht, und wovon die osmanische Reichsgeschichte *) Auskunft gibt, kein Wort. Von Daniel wird erzählt (S. 47), daß er ein leidenschaftlicher Jäger, eine Jagdflinte hatte, welche die Todtenbahre hieß, und auf welcher die folgenden Verse (mit Perlmutter) eingelegt waren:

In Jagdlust haucht mit dir die Seele frisch und klar,
Doch wen du trifft durchs Bley, sinkt leblos auf die Bahr'.

Eine Flinte seines Vaters, mit welcher derselbe bey der Eroberung von Tschittor dem Befehlshaber desselben durch den Kopf schoß, hatte den Namen Durustendas, d. i. geradeschießend (S. 59). Unter dem Nachlasse Daniels fanden sich 1500 Ele-

*) Naima I. B. S. 453 und 576, und Hammers osman. Geschichte V. Bd. S. 77 und 186.

phanten von den größten, deren einer über vier Lak Rupien werth, also ein Elephant über achtzigtausend Dukaten! den größten derselben, auf dessen Rücken man nur mit einer Leiter von vierzehn Stufen kommen konnte, nannte er **Indragudsch** (S. 62):

»So außerordentlich waren die Eigenschaften dieses edlen und verständigen Thieres, daß ich zu dessen beständiger Begleitung eine Musikbande bestimmte, und vierzig Speerträger beständig vor demselben hergingen; jeden Morgen nahm Indragudsch ein indostanisches Menn (zwanzig Pfund) Flüssigkeit zu sich; jeden Morgen und Abend wurden für sein Mahl vier Menn Reis (achtzig Pfund), zwey Menn Rindfleisch oder Schaffleisch und ein Menn Oehl oder geläuterte Butter bereitet [1]), und dieses, wohl gemerkt, war das tägliche Mahl eines jeden Elephanten, deren ich zwölftausend von meinem Vater geerbt. Aus denselben wurde Indragudsch für meinen Morgenritt auserseshen, und zu diesem Ende wurde jedesmal ein Thron oder eine Sänfte von massivem Golde auf dessen Rücken gesetzt, vier indostanische Menn (achtzig Pfund) Goldes wurden in Ringen, Ketten und anderem Schmuck für den Nacken, die Brust und die Schenkel desselben verarbeitet, und endlich wurde sein Leib jeden Tag mit Staub von Sandelholz bemalt. — Sonnabend den 17. Schewwal des Jahres 1020 [2]) gab ich meinem Sohne Churrem (der Uebersetzer schreibt Khoorum) ein Halsband von Perlen und eine diamantene Dschigha, d. i. Reigerbuschen, acht Lak Rupien, d. i. 160.000 Dukaten werth.«

S. 68 werden Wahrzeichen glücklicher Vorbedeutung erzählt, aus denen Dschihangir sich Indiens Thron verspricht, und welche ganz von derselben Art, wie die von den römischen Geschichtschreibern vor der pharsalischen Schlacht erzählten. Die umständliche Erzählung von Akbar's Krankheit und Tod ist, wie schon gesagt, der historisch wichtigste Theil des Werkes, nur Schade, daß hier alle Daten irrig ausgerechnet sind [3]).

---

[1]) Dschihangir sagt ausdrücklich, daß das indostanische Menn das zehnfache des irakischen, welches zwey Pfund; der Uebersetzer aber berechnet das Menn zu 28 lbs.

[2]) In der Note ist ausgerechnet der 12. Dez. 1611; ist falsch, schon deßhalb, weil der 12. Dezember d. J. 1611 (Sonntagsbuchstabe B) ein Montag und kein Sonnabend war; der 17. Schewwal 1020 entspricht dem 23. Dezember, welcher ein Freytag, so daß es auch im Texte Sonnabend der 18te heißen muß.

[3]) S. 70: Montag der 19. Dschemasiulachir d. J. d. H. 1014 ausgerechnet als der 16. September 1605, doppelt falsch, denn der 16. September d. J. (Sonntagsbuchstabe B) ist ein Freytag und kein Montag, und der 19. Dschem. II. entspricht dem 1. November, welcher ein Dinstag. S. 75: Sonnabend der 18. Dschemasiulachir in der Note als der 5. Oktober ausgerechnet, abermals doppelt falsch, denn mit dem Sonntagsbuchstaben B ist der 5. Oktober ein Mitwoch und kein Sonnabend; der 18. Dschemasiulachir ist, da das Jahr d. H mit einem Donnerstage beginnt, ein Montag

Von dem Mährchenhaften der Denkwürdigkeiten Dschihangir's mag noch das, was er von der Geschicklichkeit eines der Bogenschützen seines Hofes und von Taschenspielerkünsten sagt, angeführt werden. Das Ziel des Bogenschützen war eine Flasche, welcher eine aus Wachs gemachte Fliege angeklebt, und in diesem Wachs ein Reis- und Pfefferkorn gesteckt war. Der erste Schuß nahm das Pfefferkorn, der zweyte das Reiskorn, der dritte die Wachsfliege weg, ohne das Glas zu verletzen. Für solche Geschicklichkeit beförderte ihn Dschihangir vom Befehlshaber von tausend Pferden zum Befehlshaber über zweytausend, und gab ihm die Nichte seiner geliebten Nurdschihan zur Frau; aber alles dieses ist nichts gegen die Taschenspielerkünste, von denen er 28, eine unglaublicher als die andern, erzählt. Die Taschenspieler säeten Samen von allen möglichen Fruchtbäumen aus, der sogleich emporschoß, Zweige, Laub, Blüten und Früchte trug, die der Kaiser sogleich genoß; in finsterer Nacht brachten sie aus einem Spiegel ein Licht hervor, das heller als der Tag die Welt erleuchtete; sie pflanzten eine Rose, die als Springbrunnen hervorsproß, und lauter Rosen auswarf; sie zerhieben einen Mann in kleine Stücke, daß die Glieder zerstreut umherlagen, und sobald sie ein Tuch darüber geworfen, stand er wieder auf, und ging davon; in einem Wasserbecken machten sie mitten im indischen Sommer das Wasser zu Eis, so daß die Elephanten

---

und kein Sonnabend, und entspricht dem 31. Oktober, welcher ein Montag. S. 79: Dinstag der 10. Silhidsche ausgerechnet als der 2. April 1606 doppelt falsch, der 2. April mit dem Sonntagsbuchstaben A ist ein Sonntag und kein Dinstag, und der 10. Silhidsche ist der 18. April richtig ein Dinstag. S. 81: Dinstag der 17. Silhidsche ist der 25. April und der 19. Silhidsche der 27. April richtig ein Donnerstag und nicht, wie es in der Note steht, der 11. April, welcher (mit dem Sonntagsbuchstaben A) ein Dinstag und kein Donnerstag. S. 83: Sonnabend der 21. Silhidsche entspricht dem 29 April, welcher richtig ein Sonnabend, in der Note wieder als 13. April ausgerechnet, welcher (mit dem Sonntagsbuchstaben A) ein Donnerstag und kein Sonnabend. S. 85: Donnerstag der 26. Silhidsche entspricht dem 4. May, welcher richtig ein Donnerstag, in der Note der 18. April, welcher (mit dem Sonntagsbuchstabe A) ein Dinstag und kein Donnerstag. S. 88: Der 26. Ssafer d. J. d. H. 1015 entspricht dem 3. Julius 1606, in der Note gar der 15 Junius 1666, wenn auch die Jahreszahl Druckfehler für 1606, wie S. 79 in der Note der 5. April statt des 3ten, so ist der 15. Junius d. J. 1606 (Sonntagsbuchstabe A) doch kein Sonntag, wie dort gesagt, sondern ein Donnerstag; man sieht aus diesen Beyspielen zur Genuge, daß sich der Uebersetzer nicht ein einziges Mal die Mühe gegeben, das Resultat seiner Berechnungen mit dem Sonntagsbuchstaben zu kontrolliren.

darüber gingen; sie schossen einen Pfeil in die Luft, diesem einen zweyten nach, der im unteren Theile des ersten stecken blieb, so der dritte, vierte, fünfte, sechste bis der siebente, die in der Luft schwebenden sechs in einander steckenden Pfeile herunterschoß, und dergleichen Kunststücke, welche der kaiserliche Münchhausen als Wahrheit zum besten, und dadurch den besten Maßstab von der Glaubwürdigkeit seiner Denkwürdigkeiten gibt. Dschihangir sagt (S. 104): er habe gehört, diese Künste hießen die der Samanen; der Uebersetzer setzt mit Unrecht hinzu perhaps (asmaunian celestial), ohne in den Samanen die Samanäer der Griechen, die Schamanen Nordasiens zu erkennen. Unter die wunderbaren Geschichten, welche der kaiserliche Denkwürdigkeitenschreiber selbst wunderbar findet, ist der Anlaß des Baues der Festung Mandu mittels des Beiles eines Schmiedes, durch welches jeder von demselben berührte Stein in Gold verwandelt worden u. s. w. Fast auf dieselbe Linie gehört auch die Geschichte von dem Flötenspieler, welchen Dschihangir wägen läßt, um ihm zur Belohnung seiner Komposition sein Gewicht in Gold auszuzahlen; weil er, als er Flöten spielte, sein kleines Mädchen auf den Armen hatte, begehrte er auch das Gewicht derselben als Zuwage (S. 140). Die Feste, welche zu Ahmedabad in Gudschrat Statt hatten, werden beschrieben (S. 116). Alles das ist nicht so unglaublich, als die Geschichte des mongolischen Weiberverlockers zu Audschein, der sich durch Mord seiner reichen Schlachtopfer einen Schatz von 45,000 Toman (300,000 Dukaten!) zusammenstahl, und bey dem man siebenhundert Garnituren weiblichen Schmuckes fand, die er den von ihm ermordeten Weibern abgenommen! (S. 119.) Vor seinem Einzuge in Agra besuchte Dschihangir seines Vaters Grabmal zu Sekendera, wo die von ihm anbefohlenen Bauten vollendet waren, welche er folgendermaßen beschreibt (S. 119):

»Das Grabmal ist von Säulenhallen umgeben, unter denen Stehraum für achttausend Elephanten und eine verhältnißmäßige Anzahl von Pferden, das Ganze auf Bögen gebaut und in Gemächer abgetheilt; das Hauptthor ist dreyßig Ellen breit und eben so viele hoch, mit einem von vier luftigen Bogen getragenen Thurm, welcher in einen kreisförmigen Dom endet, in sechs Stockwerke abgetheilt, vom Dache bis zur Grundfeste mit Gold und Lazur eingelegt. Diese herrliche Vorhalle hat an jeder der vier Ecke ein Minaret von gehauenem Steine drey Stöcke hoch; von dem Eingange bis zum Grabmale selbst geht man eine Viertel-Parasange lang unter einem fünf Ellen weiten, mit rothen Steinen schön gepflasterten Säulengange, auf jeder Seite desselben ist ein Garten mit Cypressen, Pinien, Platanen und Betelnußbäumen reichlich bepflanzt. In diesen Gärten sind in der Entfernung eines Bogenschusses eines von dem anderen Wasserbecken, aus deren jedem ein Springquell zehn Fuß hoch aufsteigt, so daß man von dem Eingange bis zum Grabmale in

einer kurzen Entfernung zwanzig dieser Springbrunnen vorbeygeht. Ober dem Grabe selbst erhebt sich ein Bau von sieben Stockwerken, der nach und nach bis zu dem Gipfel abnimmt, und dessen siebentes Stockwerk mit einem Dome endet. Dieser Bau mit allen übrigen in dem ganzen Umfange enthaltenen Gebäuden ist durchaus von geglättetem Marmor, und kostete in allem hundert achtzig Lak Rupien (3,600,000 Dukaten) *). Weiters befahl ich, daß täglich zweyhundert Portionen solider Nahrung und zweyhundert Portionen Zuckerwerk unter die Armen ausgetheilt werden, und daß nie Fremde ihr eigenes Mahl bereiten sollen, und wären sie auch tausend Pferde stark.«

Zu Agra empfing Dschihangir seinen Sohn Chosrew, der funfzehn Jahre lang von seines Vaters Antlitz in Ungnade entfernt war. Dieß bestimmt, wie der Uebersetzer in einer Note bemerkt, das Datum dieses Familienvereins, nämlich das sechzehnte Jahr der Regierung Dschihangirs, mit welchem seine Denkwürdigkeiten auf einmal abbrechen. Er berief seine vier Söhne Chosrew, Churrem (sein Nachfolger), Perwis und Schehrijar, der fünfte, Bacht, war in Bengalen abwesend, zu einem Familienmahle, bey welchem der Becher in schönster Eintracht herumging. Der Aufenthalt zu Dehli und in den herrlichen Gärten Chodscha Weise's zu Sehring wird beschrieben:

Ich verließ Sehrind, und zog gegen Kaschmir, von brennender Sehnsucht zu dessen Safranwiesen hingezogen.

Ueber Lahor hinaus zu Kalanur schwoll durch heftige Regengüsse der Strom so heftig, daß beym Uebersetzen desselben funfzigtausend Menschen zu Grunde gingen, deren Verlust aber dem Verfasser bey weitem nicht so zu Herzen geht, als der des Sohnes Mirsa Rustem's, dieses zweyten ägyptischen Jusuf, welchem er eine Todtenklage weiht, und dann unmittelbar vor seiner Ankunft zu Kaschmir den Faden der Erzählung abbricht. Aus den hier gegebenen Proben sieht man zur Genüge, daß diese Denkwürdigkeiten mehr dem historischen Roman, als der Geschichte angehören. Die acht und zwanzig Taschenspielerkünste zum Beyspiel könnten eben sowohl in einem Mährchenwerke, wie das der von Forbes übersetzte Abenteuer Hatim Tais erzählt werden, von welchem hier ob seiner Verwandtschaft mit den mährchenhaften Stellen der Denkwürdigkeiten Dschihangir's unter Einem so kürzer die Rede seyn mag, als der Inhalt des Mährchens hier keinen Auszug gestattet. Hatim Tai's Züge, voll von wunderbaren Abenteuern, wie die Mährchen der Tau-

*) Der Uebersetzer bemerkt hier in einer Note, daß Hebers Reisebeschreibung Beweis liefere, daß hier der kaiserl. Selbstbiograph nichts übertrieben hat.

send und Einen Nacht, haben sich zwar nicht derselben Mannigfaltigkeit zu erfreuen, und sind ein minder reiches Sittengemälde als jene oder der Ritterroman Antar's, haben aber sittlichere Tendenz als dieser. Der Charakter Hatim Tai's, des Freygebigsten der Araber, wird als der des großmüthigsten, menschenfreundlichsten sich immer selbst vergessenden und nur anderen aufopfernden Helden und Ritters durchgeführt; nicht für sich, sondern für einen verliebten Prinzen löset er die sieben Fragen, von deren Enträthselung die Hand der Prinzessin abhängt, und besteht nicht nur die sieben Hauptabenteuer, deren jedes mit der Lösung der sieben aufgegebenen räthselhaften Fragen endet, sondern auch so viele andere Nebenabenteuer, die ihm in Verfolgung der sieben großen aufstoßen, und in denen sich meistens der Regenbogen des Hauptabenteuers, als in einem Nebenregenbogen, abspiegelt. Hatim Tai, die personifizirte Freygebigkeit, Großmuth und Menschenliebe ergreift zwar immer das Nächste vor ihm Liegende mit der größten Bereitwilligkeit zu helfen, verliert aber deßhalb das letzte gesteckte Ziel seiner Heldenfahrten und Ritterzüge nie aus den Augen. Wann er diese beendigen werde, daran liegt ihm gar nichts, und darf ihm nicht viel gelegen seyn, da ihm der Lebensraum von ein Paar Jahrhunderten vor der Ankunft des Propheten zugesagt ist. Ein Abenteuer führt ihn daher stets zu einem anderen, und alle besteht er, als die Blume arabischen Ritterthums, durch Freygebigkeit, Selbstaufopferung und Großmuth, sein ganzes Leben, im Gegensatze des Nordpols des kalten Egoismus, der warmen Menschenliebe Südpol.

Das Mährchenhafte, welches ein Element der Denkwürdigkeiten Dschihangirs, ist aus den folgenden Geschichten, von denen wir noch Bericht zu erstatten haben, verbannt. Ueber die wichtigste derselben, nämlich über Firischte (Nr. 54), ist in dem vorletzten Bande dieser Jahrbücher und über Reinaud's Auszüge aus dem Geschichtschreiber der Kreuzzüge (Nr. 41) in dem letzten Bande das Nöthige gesagt worden; von den übrigen oben aufgeführten Uebersetzungen ist die von Dorn aus dem Werke Nimetullah's übersetzte Geschichte der Afghanen (Nr. 47), wovon bisher nur der erste Theil erschienen, die gehaltvollste. Chodscha Nimetullah von Herat schrieb i. J. d. H. 1018 (1609) unter der Regierung Dschihangir's, des Verfassers der obigen Denkwürdigkeiten. Er beginnt mit der fabelhaften Abstammung der Afghanen von den Kindern Israels, welche Fabel durch die Verwandtschaft der afghanischen Sprache mit den indisch-germanischen Sprachen zur Genüge

widerlegt ist*). Um nichts besser historisch begründet ist die afghanische Abstammung Chaled's, des Sohnes Welid's, welcher nach dem Zeugnisse der Mehrzahl seiner Biographen aus dem Stamme Koreisch entsprossen war, und selbst die acht Häupter der Patanen oder Afghanen, welche den Eroberer Sultan Mahmud i. J. d. H. 404 (1013) auf seinem Zuge nach Indien begleiten, und in dem eroberten Reiche Dabischlims (des aus den sogenannten Fabeln Bidpai's bekannten Radscha) Aemter und Dienste übernehmen, erscheinen noch ziemlich zweifelhaft. Erst mit der Lodidynastie, von denen drey große Herrscher (Sultan Behlul, S. Iskender und S. Ibrahim) zu Dehli herrschten, taucht die Herrschaft der Afghanen zu Ende des neunten Jahrhunderts d. H. und des funfzehnten der christlichen Zeitrechnung in reinem historischen Lichte auf. Die Geschichte dieser drey Herrscher macht den Beschluß des ersten Theiles Firischte's in der Uebersetzung von Briggs, welcher Behlul als Bheilole schreibt. Unter der Regierung Behluls wurde Schirschah (Löwenkönig), der Sohn Mianhasan's des Patanen, geboren, und ward Stifter der zweyten Dynastie der Patanen oder Afghanen, von denen vier Herrscher (Schirschah Sur, Selim oder Islamschah Sur, Mohammedschah Sur Aadili, Iskenderschah Sur) die Herrschaft Indiens, dem Hause Timur unter der Regierung Humajun's, des Sohnes Babers, zwölf Jahre lang entrissen. Die Geschichte derselben, welche sich in Brigg's Uebersetzung (bey Firischte) Anfangs des zweyten Theiles als Episode der Regierung des Hauses Timur befindet, füllt hier das zweyte Buch, so daß der vorliegende erste Band dieser Geschichte der Afghanen die ihrer obgenannten sieben indischen Herrscher enthält, und die wichtigsten Begebenheiten der Geschichte des eigentlichen Afghanistan und des Sturzes der Dynastie Ssaffi in Persien durch die Afghanen erst im zweyten Bande zu erwarten steht. Ueber diesen Sturz und die Geschichte Nadir's finden sich viele interessante Nachrichten in der von Belfour übersetzten Autobiographie des gelehrten Persers Scheich Mohammed Ali Hasin's (Nr. 60), eines der gelehrtesten Männer und fruchtbarsten Schriftstellers des vorigen Jahrhunderts, welcher, durch die Unruhen seines Vaterlandes veranlaßt, nach Indien auswanderte, und die Begebenheiten seines Lebens und seiner Reise, mit Einmischung vieler historischen und bibliographischen Nachrichten, vieler eigenen

---

*) Ueber die Sprache und den Ursprung der Aghuan oder Afghan von Julius von Klaproth im Archiv für asiatische Literatur, Geschichte und Sprachkunde. Petersburg, 1810.

und fremder Verse erzählt. Diese Uebersetzung verdient vor allen anderen bisher auf Kosten des Uebersetzungsausschusses der brittisch-asiatischen Gesellschaft gedruckten Werke eine ehrenvolle Auszeichnung, weil dieselbe den meisten, fast durchaus sehr korrekt gedruckten orientalischen Text enthält. Für die neuere persische Bibliographie ist dies Werk eine wahre Fundgrube, und aus den Büchertiteln, welche der Verfasser als die Quelle seiner Studien anführt, lernt man, welche die Grundwerke des Studiums der Philosophie und der Gesetzgelehrsamkeit in Persien sind. Es ist nur zu tadeln, daß sich der Uebersetzer nicht die Mühe gegeben, die Titel dieser klassischen Werke in Hadschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuche, das doch auf der Bibliothek zu Paris existirt, aufzusuchen, daß er den Verfasser gar nicht, und den Inhalt in den Noten meistens falsch angegeben. Z. B. S. 19, wo von dem Kafije und Schafije die Rede ist, wird zwar richtig in der Note bemerkt, daß jenes eigentlich Grammatik und dieses Syntax sey, aber der Verfasser (Ibn Hadschib, gest. i. J. d. H. 646) nicht genennt; Nazzam soll Nisam heißen, denn der Verfasser dieses Kommentars zum Schafije ist Nisameddin Hasan Ben Mohammed von Nischapur; der Verfasser des Tehsib, d. i. der Läuterung der Isagoge, ist Seadeddin Mesud Ben Omer Et-teftasani, gest. i. J. 892 (1486); der Verfasser der Schemsiet betitelten Logik ist Kiatibi, der Schüler Naßireddin's von Tus, gest. 893 (1487); Hikmetolain ist nicht, wie es in der Note heißt, ein theologisches Buch, sondern die Logik des Scheichs Imam Nedschmeddin Ali Ben Ali Elkaschi; das Motawwel ist der lange Kommentar Teftasani's zum Telchißt, Teftasani's eigener Kommentar des großen philologischen Werkes Sekaki's: der Schlüssel (El Miftah); das Dschaaferije ist keineswegs, wie es in der Note heißt, a treatise on law, sondern eine persische Abhandlung über die Arithmetik von Kawameddin Chaferi verfaßt für Schah Dschaafer, von dem das Buch den Namen hat; das Irdschad, in der Note als law directory angegeben, beschäftigt sich bloß mit Gesetzfragen nach dem Ritus Schafii, der Verfasser ist Schérefeddin Ismail Ben Ebibekr aus Jemen, gest. i. J. d. H. 836 (1432) u. s. w. S. 58 wird der Verfasser des Fißußol Hikem (Siegelringsteine der Philosopheme) Scheich Arabi genannt, es ist der große Scheich Mohijeddin Ibnol Arabi, welcher aber S. 127 gar als Ibn Gharbi erscheint. Der Verfasser des S. 58 erwähnten Hejakil on-nur, d. i. Lichttempel, ist der i. J. d. H. 587 (1191) getödtete Schehabeddin Jahja Habesch, und sein Werk kommentirte der

große persische Rechtsgelehrte Eddewani. Scheich Mohammed Ali Hasin führt nicht weniger als 24 Titel von Werken *) auf, von denen er der Verfasser. Die aus seinen eigenen Gedichten gegebenen Proben haben nur wenigen poetischen Werth, und nehmen sich als gereimte Prosa aus in Vergleich mit den poesiekräftigen Stellen großer persischer Dichter, die er gelegenheitlich seinem Werke einmischt, wie z. B. die folgende des Schahname (S. 119):

Auf Erden zielt das Glück zum Zeitvertreib,
Die Sphär' ist Bogen und das Ziel der Leib,
Wann Schicksal naht, so nützt es nichts zu passen,
Wann Loos aufspringt, verrennt es alle Straßen;
Wir fallen all' dem Tod ein sicherer Raub,
Der Kopf, er sey behelmt, gekrönt, wird Staub,
Der Tod geht aus den Weltenlauf zu wandern,
In einer Hand die Kron' und Fangstrick in der andern;
Wann einer froh sich setzet mit der Haube,
Fällt er der Halfterschlinge doch zum Raube.
Wo ist der, dessen Kron' in Wolken ragt?
Wo der, so Löwen sich als Beut' erjagt?
Es keimt der Staub, im Ziegel Wachsthum wehet,
Wohl dem, der guten Samen ausgesäet!
Wenn Erde sich aufschlöß', und was darin
Sich gäbe kund vom End' zum Anbeginn,
Da säh' man voll den Schooß von Kronenhaltern,
Den Busen voll von blut'gen Reichsverwaltern,
Den Saum voll Männern, die des Wissens Licht,

*) Seine prosaischen Werke: 1) Randglossen zum Kommentare des Tedschrid (die Metaphysik Naßireddin's von Tus; 2) eine Blumenlese unter dem Titel: Muddet-ol-omr, d. i. Länge des Lebens; 3) Lewamii meschrikie, d. i. östliche Erleuchtungen; 4) Tewfik (nicht Towfik), philosophischen Inhalts; 5) eine Abhandlung über die Ueberlieferungen der Magen von der Schöpfungsgeschichte; 6) Randglossen zum Kommentar der platonischen Philosophie; 7) die Wohlgerüche des Paradieses, eine Abhandlung wider die Seelenwanderung; 8) einen Kommentar zu dem Kelimat et-teßawuf, ascetische Worte; 9) Randglossen zu dem Schifa; 10) zum Feraid el-fewaid; 11) zu den Lichttempeln; 12) zu den Medaridsch Huruf (Buchstabengrade); 13) Fersname, d. i. das Buch der Pferde; 14) Muferrihol kulub, d. i. der Erheiterer der Herzen, medicinischen Inhalts; 15) Tedscherrüdinefs, ascetischen Inhalts; desgleichen 16) Rumusi keschfije, die enthüllten Geheimnisse; 17) seine Selbstbiographie. Seine poetischen Werke: 18) das Buch der Schenken, tausend Distichen; 19) Teskeretol aaschikin, d. i. die Denkwürdigkeiten der Liebenden; und 29) Charabat, d. i. die wüsten Oerter, eine Nachahmung von Saadi's Bostan; endlich vier Diwane, deren zweyter tausend, der dritte viertausend Distichen stark.

Das Hemd voll Jungen, hübsch von Angesicht;
Es mag den Kopf der Helm, die Krone decken,
So bleibt darin der Pfeil des Todes stecken;
Ein jeder, welcher Herz hat und Verstand,
Wird richten seinen Sinn nach andrem Land.

Aus dem dritten seiner Mesnewi den Charabat oder wüsten Oertern, schaltet Hasin seiner Biographie zwey und siebzig Distichen ein, von denen das Beste der folgende Apolog von Herrn Jesus, ein Seitenstück zu dem in der Geschichte der persischen Redekünste übersetzten Nisami's:

Ein Esel diente dem Herrn Jesus als Gaul,
Der Esel war läßig, träg' und faul,
Des Tags macht' er nicht zwey Parasangen,
Ist ein Esel je von sich selbst muthig gegangen?
Eine Nacht es dem Esel an Wasser fehlt,
Was den Herrn Jesus sehr ängstigt und quält;
Bey allen seinen Geschäften in den Werkstätten,
Bey allen seinen Betrachtungen und Gebeten,
Hatt' er die ganze Nacht nicht Ruh' und Rast,
Zeigt zweyhundertmal dem Esel, wo man das Wasser faßt.
Einer der Jünger wundert sich gar sehr darüber,
Fragt neugierig, und erhält zur Antwort: mein Lieber,
Fällt Durst den zungenlosen Esel an,
Wer gibt ihm ab einen Dragoman?
Es möchte daraus Qualfeuer entstehen,
Und dann wär's um meinen guten Ruf geschehen,
Unedel wär's, ihn zu plagen bey Tag mit Last,
Und ihn zu lassen bey Nacht ohne Wasser und Rast,
Es ziemt uns nicht, uns dessen zu entschlagen,
Diese Sorge und Pflege ist uns übertragen.
Von Edlen lerne Großmuth, o Hasin!
Und setze deines Herzens Glauben darin,
Was schwindelt dir vor dieses Weges Mitte,
Du siehst darauf der anderen Pilger Tritte,
Nimm von dem Wasser edler Manneskraft,
Und spreng's in's Antlitz deines Herzens, das schlaft.

Dieser Apolog, der ein so vollkommenes Seitenstück zu dem Nisami's, welchen Goethe im westöstlichen Diwan ausgehoben, gibt dem Recensenten die schicklichste Gelegenheit, sich über die vom großen Meister getroffene Aenderung des letzten Distichons jenes Apologes zu erklären, und seine Uebersetzung durch den Text zu rechtfertigen. Die Uebersetzung lautet:

Dies Wort macht den Umstehenden
Verbrannten Muscheln ähnlich heiß.

Goethe verbessert die verbrannten in durchglühte Muscheln, und erklärt das Bild aus Muschelschalen, welche in Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, zur Bereitung von

Baumaterial angewendet, und zwiſchen dürres Reiſig geſchichtet, von der erregten Flamme durchgeglüht werden. So ſchön auch das Bild und ſo ingenios und poetiſch auch die Verbeſſerung, ſo entbehrt ſie doch, laut des Textes [1]), der philologiſchen Wahrheit, indem das Wort Sochte nichts anderes als verbrannt heißt; wenn es durchglüht heißen ſollte, müßte Tabide ſtehen, welches allein im Perſiſchen durchglühen heißt (ſ. die Wörterbücher). Eben ſo ungegründet, als die obige Ueberſetzung des Verſes Niſami's, iſt Hrn. Belfour's (S. 297) in einer Note beygebrachte Rechtfertigung der Ueberſetzung des bekannten arabiſchen Diſtichons:

Wenn der Raab' wegweiſend Volk anführt,
Dieſem Magentempel Schlafort wird [2]).

Herr Belfour überſetzt den zweyten Vers:

The burial-grounds of the Magi are its noon-day dormitories

und kommentirt in der Note das von ihm aus irriger Abſchrift geſchaffene Wort Fenadus als einen arabiſchen Plural des lateiniſchen Wortes fundus, welches er für Grabſtätte hält. Außerdem, daß der Plural Fenadis und nicht Fenadus lauten müßte, braucht es hier gar keine Erklärung eines fremden, in den Wörterbüchern nicht zu findenden Wortes; Fe iſt die bekannte arabiſche Verbindungspartikel, und Nawus nicht Nadus (wie aus einem leicht begreiflichen Schreibfehler im Manuſkripte ſtehen mag) [3]) iſt nichts anders, als das griechiſche *ναος*, welches im Ferhengi Schuuri und im Burhani Katii nach dem Ferhengi Dſchihangiri als Feuertempel aufgeführt iſt. Nawus nicht Nawos, denn im Ferhengi Schuuri (II. Band, Bl 383) ſteht ausdrücklich mit Wawi maruf, d. i. das Waw als U auszuſprechen.

Außer dem bibliographiſchen und philologiſchen Gehalte der Lebensbeſchreibung Haſin's gibt dieſelbe auch Beyträge zur gleichzeitigen Geſchichte Perſiens; ſo wird S. 135 die Zahl der Prätendenten des perſiſchen Thrones nach der Erlöſchung der Dynaſtie Ssafii auf achtzehn angegeben, und S. 305 gibt er die Dauer

---

1) و ان سه دو تن ز بیم و امید
ز ان صدف سوخته دندان سپید

2) اذا كان الغراب دليل قوم * فناووس المجوس لها مقيل

3) ناووس statt نادوس

der Dynastie durch das Chronogramm Ssafewijun = 242, und wendet zum Schlusse seines Werkes die folgenden schönen arabischen Verse Adudurr-Dschemaleddin Jakut's (nicht Yacot, denn das Waw ist maaruf, d. i. als U auszusprechen) auf den Fall der Dynastie Ssafewi an:

Als Schilde zählt' ich auf die Freunde,
Sie waren Schilde meiner Feinde;
Ich dachte daß sie Pfeile wären,
Ja Pfeile, die gen mich sich kehren,
Sie sprechen von des Herzens Reine,
Für mich ist Lieb' darinnen keine.

Wie Ebu Hasin's Autobiographie durch Neuheit, durch beygefügten persischen Text und durch richtige Uebersetzung desselben angehenden Orientalisten das nützlichste der bisher auf Kosten des Uebersetzungsausschusses gedruckten Werke, so ist (Nr. 61) die Geschichte des bosnischen Krieges von allen diesen Werken das unnützeste, überflüssigste und am schlechtesten gerathene, indem dasselbe nichts weniger als treue Uebersetzung, sondern ein an vielen Stellen sehr unrichtiger Auszug eines zu Konstantinopel gedruckten Werkes, wovon schon vor vierzig Jahren eine zwar weitschweifige, aber im Ganzen getreue Uebersetzung erschienen ist *). Ganz gewiß hat von dieser Uebersetzung weder der Ausschuß, noch Hr. Fraser Kunde gehabt, denn jener würde sonst nicht den Druck der Uebersetzung eines schon früher besser übersetzten Werkes veranstaltet, dieser würde die frühere Uebersetzung zur Berichtigung der seinigen zu Rathe gezogen haben. Wie sehr es dem Uebersetzer zu einer tüchtigen Arbeit an den nöthigen Vorkenntnissen nicht nur der Geschichte und Geographie des osmanischen Reichs und der angrenzenden Länder, sondern selbst an gehöriger Kenntniß des Türkischen gebricht, ist auf jeder Seite ersichtlich, und wird hier kurz mit den folgenden Beyspielen belegt. Gleich in der Einleitung (VI) wird Kobilovich zu einem Bosnier gemacht, und die zweyte Schlacht von Koßowo nur um funfzig Jahre später angesetzt, als die erste; jene hatte i. J. 1389, diese i. J. 1448, folglich 59 Jahre später Statt. Indem der Verfasser (XI) sagt, daß der Türke selten schreibt, verräth er die größte Unbekanntschaft sowohl mit dem osmanischen Kanzleywesen, als mit der osmanischen Literatur

*) Die Kriege in Bosnien in den Feldzügen 1737, 1738 und 1739, beschrieben von dem zu Novi in Bosnien bestellt gewesenen gelehrten Kadi Omer Effendi, aus dem Türkischen übersetzt von Johann Nepomuk Dubsky Freyherr von Trzesomisliz, der morgenländischen Sprachen Grenz- und dermalen bestellten k. k. Dolmetscher bey dem Truppenkorps in Slavonien. Wien 1789. 8. 216 S.

Guisterdil statt Güstendil und Petnisier statt Pertuisier, Yangilazar statt Jenibasar mögen Druckfehler seyn. Die Zeitrechnung, welche durchaus verfehlt ist, hätte zum Theil leicht aus den gleichzeitigen europäischen Geschichten dieser Feldzüge berichtigt werden können. S. 4 wird das türkische Palanka vom ungrischen Plancae abgeleitet, da es doch ursprünglich vom deutschen Planke herkömmt; auf derselben Seite erscheint der Banus Croatiae (Chirwat Bani) als eine Festung, the generals of the fortresses Khurwatbani etc. Nachdem zu wiederholten Malen gesagt worden, daß der Ausbruch der Feindseligkeiten auf St. Peterstag den 29. Junius festgesetzt ist, steht (S. 13) der 29. Julius, und in der Note wird bemerkt: July is an evident error for June. Das Wort Hasiran, welches im Texte steht, ist aber wirklich der Junius und nicht der Julius, wie es irrig im neuen Meninski und nach demselben im Richardson aufgeführt ist. »Der erste Tag des J. d. H. 1150,« heißt es in der Note weiter, »began am 19 April 1730,« soll heißen am 1. May, und »der 11. Rebiulewwel fell apparently on the 30. of June,« der 11. Rebiulewwel ist der 29ste und nicht der 30. Junius; wie könnte er aber auf diesen gefallen seyn, wenn das Jahr am 19 April begonnen hätte? vom 1. Moharrem bis 11. Rebiulewwel sind 41 Tage, vom 19. April aber bis 30. Junius 71 Tage, also binnen sechs Wochen ein Rechnungsfehler von dreyßig Tagen. So entspricht (S. 15) der 1. Rebiulewwel dem 16. Julius und nicht dem 6ten. Osterwitch-Atyk ist Altostrowiz, indem Atik alt heißt. S. 20 macht der Uebersetzer einen Obersten Grafen zum Colonel Grooff, weil er nicht weiß, daß die Türken das deutsche Graf als Gruf aussprechen. S. 27 erscheint der Ban von Kroatien abermals als ein kroatischer, nördlich der Sava gelegener Platz. Das Wort Tabur, welches, wie das slavische Tabor, ein Lager bedeutet, übersetzt er durchaus als Armee. Im Original steht Dubnel, der Bastard eines Vertrauten des Kaisers, in der Uebersetzung heißt es ganz falsch: Dubinel, a companion of one of the depraved friends of the emperor; eben so irrig (weil der Uebersetzer die Konstruktion der türkischen Apposition ganz und gar nicht versteht) heißt es (S. 25): Farhaad Mustapha, a native of Bosnia, endeavouring to take the above mentioned general alive; was steht aber im Original? es steht: ein unter dem Namen Ssalihkiaja berühmter tapferer Mann und geborner Bosnier, der Kiaja des Mustafapaschasade, welcher ein Sohn Frehadpaschas *); hier ist also der eigentliche

*) Ferhadpaschasade Mustafapaschasadenün Kiajasi Bosnaogli Ssalihkiaja namiile schehir merdi delir.

Name des Kämpen, nämlich Ssalih, ganz und gar nicht vorhanden, und der Mustafapaschasade's und dessen Vater Ferhadpaschasade's werden in Einen zusammengestoppelt, und beyde zugleich dem Kämpen beygelegt, als ob er zugleich Ferhad und Mustafa geheißen haben könnte, während er Ssalih hieß. Eben so willkürlich werden die beyden folgenden Seiten ganz und gar in der Uebersetzung übergangen, und der arabische Zwischensatz: »Lob sey Gott dem Alllebendigen, dem Allbeständigen,« als ein Titel mit großer Schrift: God, the preserver and keeper of life! angeführt. Im Original steht (B. 20) bey der Beschreibung Banialuka's, vom Flusse Verbas: »Sein Ursprung »ist in den Distrikten des Fleckens Oberwakuf (Balawakuf), »er entspringt aus den dortigen Bergen, fließt von Süden gegen »Norden nach Oberwakuf, von da nach Unterwakuf (Wakufi esfel), »von da nach Jaicza.« Der Uebersetzer verstümmelt diese geographische Angabe folgendermaßen (S. 30): its source is in the district of Ak Kallah: rising among the mountains in that quarter, it runs from south to north; reaches Yaitsha. Hier ist ein Ort Akkallah eingeschoben, wovon im Originale gar keine Rede, dagegen fehlen die darin befindlichen Oerter Ober- und Unterwakuf, welche den Lauf des Flusses bestimmen, so daß die ganze Stelle geographisch verfälscht ist. Der gleich darauf folgende Titel heißt in der Uebersetzung: the enemy's attack on Banialuka, im Original aber: »Ankunft des Lagers und Beschaffenheit der Belagerung« *). S. 35 steht die ganz unglaubliche Note: The mention of Timuz, a Syrian month, which is indisputably July, supports the note already made p. 13, that the 29. of July had been put by error the 29. of June. Wenn Temus unbestreitbar der Julius ist, wie kann denn S. 13 Hasiran ebenfalls der Julius seyn? und wie kann diese Note jene unterstützen, da sie ihr im Gegentheil offenbar widerspricht? Im Original steht weiter: »Der 23. Temus, d. i. »der 6. Rebiulewwel, Sonnabend, wurde vermög dem Ausspruche: Gott hat den Sabath gesegnet, zur guten Vorbedeutung genommen.« Von dieser ganzen Stelle, welche nichts weniger als gleichgültig, weil sie einerseits das Datum durch den Wochentag näher bestimmt, andererseits sich auf das Prophetenwort bezieht, welches den Sonnabend für einen glücklichen Tag erklärt, findet sich kein Wort in der Uebersetzung, wahrscheinlich weil der Uebersetzer diese Stelle eben so wenig, als viele andere, nicht minder bedeutende, die er unübersetzt gelassen, verstanden hat.

*) Wurudi tabur wè keifijeti muhassera

Um die Uebersetzungsmanier Hrn. Fraser's zu beurtheilen, vergleiche man die nächste beste Stelle, wie z. B. S. 37 mit der des Originals, B. 26: The execrated enemy did not imagine that the Moslem army had crossed the river, till they saw the troops of the faith ful coming down upon them from the hills, which caused immediately great commotions and stirrings amongst them, both in the line of their fortification and in their trenches: fifteen thousand more troops came to this side of the river and joined themselves under four generals, to those who had been sent thither before. Diese Stelle, genau übersetzt, heißt aber so: »Der »verfluchte Feind hatte sich nicht eingebildet, daß das islamiti»sche Heer von dieser Seite kommen werde; als er sah, daß das»selbe haufenweise von dem Berge ins Feld niederströmte, fing »derselbe an, in seinem Lager und in seinen Gräben diesseits »und jenseits des Flusses zu sieden und aufzubrausen, und die »Heerde der Schweine wogte, sich zusammenballend, wie ein »schwarzes Meer auf. In aller Eile stellten sie eine Truppe von »15,000 Mann in Eisen und Panzer bewaffnet, mit Federbüschen »ausgestattet, unter vier Generalen auf, welche schnell über die »Brücke gingen, und sich mit der diesseits des Flusses befindli»chen Schaar der zu Verderbenden vereinten.« In der englischen Uebersetzung ist von dem dießseits und jenseits des Flusses von den Eisenbepanzerten, mit Federbüschen Versehenen, von der Heerde Schweine, dem wogenden schwarzen Meere, dem Uebergange über die Brücke kein Wort zu finden. Die Seite 29 des Originals ist ganz unübersetzt geblieben, vermuthlich des darin vorkommenden arabischen Spruches willen. S. 41 letzte Zeile: the Bosnian peasants, heißt im Original D s ch e n k d s ch i w e A s ch d s ch i, d. i. Krieger und Köche. Der Titel S. 43: the thanksgiving of the Divan, ist ganz irrig, denn es handelt sich hier nicht um den Dank des Diwan, sondern um einen zur Danksagung des Sieges abgehaltenen Diwan, oder wie es in Dubsky's Uebersetzung ganz richtig heißt: »Abgehaltener Diwan, Gott wegen dem erfochtenen Siege Dank abzustatten« Die eigenen Namen sind fast durchaus verstümmelt, indem sich der Uebersetzer keine Mühe gegeben hat, eine bosnische Charte anzuschauen; so steht S. 46 Behka, Karupa und Ostruwishsha für B i h a c z, K r u p und O s t r o w i c z; ebenda ist das im Original (S. 36) angestochene moslimische Kriegsgebet: »Seyd nicht fröhlich und seyd nicht traurig« (der 139. Vers der III. Suret *)

*) S. Geschichte des osmanischen Reichs, VII. Band, S. 199 und S. 558, im Original der bosnischen Geschichte steht durch einen Druckfehler La techafu statt Latehennu.

übergangen worden. S. 49 wird der 13. Rebiulachir Sonnabend in der Note als der 31. Julius d. J. 1737 bestimmt; hätte der Uebersetzer sich die Mühe gegeben, den Sonntagsbuchstaben nachzusehen, so hätte er gefunden, daß der des Jahres 1737 F, und folglich der 31. Julius ein Mitwoch und kein Sonnabend ist; der 13. Rebiulachir d. J. 1150 entspricht dem 10. August 1737, welcher richtig ein Sonnabend [1]). S. 55 steht Sokal statt Sokol, dem bekannten Felsenneste, dem Geburtsorte Sokolovich's, und Bucerdirin statt Bögürdlen, welches der türkische Name von Sabacz. Es scheint unglaublich, daß der Uebersetzer mit osmanischen Sitten und Staatseinrichtungen so gänzlich unbekannt, daß er nicht einmal weiß, was ein Tschokadar oder Kammerdiener; diesen verwandelt er (S. 56) in einen Tuchhändler (Cloth merchant). Waliowa schreibt er (S. 57) Walewe. Der folgende Titel: Of Mohammed and the capture of the soldiers belonging to the enemy, heißt im Original: »Sendung Mohammed Kapudan's, um Gefangene aus dem Lager der Feinde zu nehmen [2]). So heißt der folgende Titel: Of Bucerdilin: »Sendung eines Heeres gegen Sabacz, um es zu verwüsten [3]).« Wer sollte wohl glauben, daß dieser Satz durch die Hieroglyphe Bucerdilin vorgestellt würde. Von diesem Abschnitte ist mehr als die Hälfte unübersetzt gelassen, und zwar gerade der wichtigste Theil desselben (die zweyte Seite des 46. Blattes), wo von den Klementinern, den albanesischen Stämmen Kocz und Estrewich und ihren Palanken die Rede ist. Was soll die Uebersetzung einer Kriegsgeschichte für einen Werth haben, wenn gerade die bedeutendsten Namen der Stämme, Oerter und Befehlshaber ausgelassen werden (wie hier der Fall ist), oder verfälscht, wie (S. 62) Turmischpascha Muradbeg statt Muradbeg der Sohn Turmischpascha's. Unter Rodi (S. 65) ist Rudnik eben so schwer zu errathen, als Koßariz unter Kuzarisha; am schlimmsten ist, daß der Uebersetzer hie und da aus gemeinen Nennwörtern, die er nicht versteht, eigene Namen macht, so heißt es im Original (B. 50): In der Gegend des verwüsteten Schlosses Hawala« [4]); Charabe heißt verwüstet, daraus macht der Uebersetzer den eigenen Namen des Schlosses: at a place called Kharaba, und läßt dafür den wahren Hawala aus, der sich auf allen Karten findet. Wie

---

1) Abermal Belege für die richtige Berechnung der Hidschret vom 16. Julius an.

2) Irsali Mohammed Kapudan berai achsi dil ef taburi aada.

3) Irsali asker bedschanibi Bögürdelen berai tachrib.

4) Hawala nam charabe kalaa hawalisinde.

oben der Ban von Kroatien in eine Festung, so wird das Schloß Zrin (S. 71) in den Fluß Ziren verwandelt. Der Festungskommandant (Disdar) erscheint (S. 72) als ein eigener Name Dazdar; der Hauptmann Mathias Schaka als Mattewacshka (S. 75). About this time, 1152 (1739) heißt im Texte: »unterdessen war das Jahr 1152 eingetreten;« doch ist dieses about this time viel richtiger, als das auf der folgenden Seite vorkommende, wo das Jahr 1090 als about 1679 bestimmt wird. Das J. d. H. 1190 fiel ins Jahr 1776, nun heißt es in der Note wieder: it was about this period, »daß Kara Mustafa das Heer über die Donau führte, und vierzigtausend Tataren an die österreichische und mährische Grenze sandte!!« also im J. 1679 oder gar 1676 soll Kara Mustafa die Tataren über die Donau nach Oesterreich und Mähren geführt haben, während der Krieg erst im J. 1683 erklärt ward!!! Wie sich dieses chronologische about zur historischen Wahrheit verhält, so verhält sich die ganze Uebersetzung zur Wahrheit des Textes; da von diesem die wort- und sachgetreue Uebersetzung Dubsky's besteht, so wäre es zu rathen, aus dieser deutschen eine neue englische Uebersetzung verfertigen zu lassen, und am gerathensten, diese schlecht gerathene englische ganz und gar zu vernichten.

Nach dem halben Dutzend der auf Kosten des brittischen Uebersetzungsausschusses gedruckten historischen Werke ist die Herausgabe des Textes der Geschichte Abul Ghasi Behadirchan's auf Kosten des verstorbenen Grafen von Romanzoff die wichtigste und nützlichste Bereicherung orientalischer Historiographie im verflossenen Lustrum. Dasselbe ist zwar schon im J. 1825 zu Kasan im Druck erschienen, und gehört also eigentlich nicht in diese Uebersicht der seit dem Jahre 1826 in Europa erschienenen Werke arabischer, persischer und türkischer Literatur. Dasselbe konnte in der letzten Uebersicht nicht aufgenommen werden, weil es dem Recensenten erst spät im Jahre 1826 zu Handen gekommen, und wiewohl zu Kasan gedruckt, mag dasselbe eben sowohl als Nr. 7 hier Platz finden, weil Kasan's asiatische Statthalterschaft zunächst an die europäisch-russischen grenzt. Die lateinische Vorrede des Herausgebers, des wirklichen Staatsraths Herrn Frähn, gibt von den Handschriften und der Art, wie die bekannte französische Uebersetzung dieses Werkes aus dem Deutschen und Russischen entstanden, Bericht. Wie mangelhaft diese französische Uebersetzung, ist längst bekannt, und es ist kein Zweifel, daß eine neue, vollständige des nun in Druck geförderten Textes ein höchst wünschenswerthes Unternehmen. In der französischen Uebersetzung sind nicht nur viele Namen verstümmelt, sondern auch viele Stellen, und darunter manche der

wichtigsten, ganz und gar unübersetzt geblieben. Um nur ein einziges Beyspiel von dem Verhältnisse zu geben, in welchem der französische Text der histoire généalogique des Tatares zu dem Originale steht, setzen wir den Anfang des siebenten Hauptstückes, welches von den Uighuren handelt, hieher. Im Französischen (p. 90) heißt es: Dans les estats des Moguls on trouve deux chaines de montagnes fort hautes qui s'étendent de l'Orient à l'Occident, dont l'une est appellée *Tugra* etc. Im vorliegenden Texte des Originals (S. 25) heißt es: »Die »Bedeutung des Wortes Uighur ist: was sich anhängt, so »sagt man, wenn die Milch gerinnt, wenn sich Milch und Was»ser trennt, und die milchigen Theile sich anhängen; so sagt »man auch, ich hänge dem Imam an (Imamgha ujudum), »wenn man nämlich mit dem Imam in Leben und Tod steht. »Uighur heißt so viel als Japuschghani, d. i. die Anhäng»lichen. Man sagt, daß in dem mongolischen Horte (Jurt) »zwey große Berge sind, deren Länge sich von Sonnenaufgang »bis nach Sonnenuntergang erstreckt, deren einer Tukra To»bufluk, der andere Uskunluk tekram heißt.« Diese rein türkische Abstammung des Volksnamens der Uighuren, welche also die Anhänglichen heißen, ist ein Beweis mehr zu den von Klaproth gegen Schmidt im nouveau Journal Asiatique wider die mongolische Abstammung der Uighuren vorgebrachten Belegen. Wenn aber, wie Hr. Schmidt in seiner schätzbaren Geschichte der Ostmongolen *) (S. 386, 398, 415) versichert, »daß die Mongolen jedesmal unter der Benennung Uighuren eine »tangutische und tibetische Völkerschaft verstehen, und man in »ihren Schriften nie die geringste Spur von einer Hinweisung »auf ein Volk türkischen Stammes entdeckt;« so beweist dieses entweder nur den Irrthum mongolischer Schriftsteller, oder es ist möglich, daß auch eine tangutische Völkerschaft den Namen Uighur trage, beyläufig wie eine finnische Völkerschaft Ugren und die Magyaren Ungern heißen, ohne daß sie deßhalb Uighuren sind, wiewohl der Name ursprünglich einer und derselbe zu seyn scheint. Sehr befremdend ist es, daß im lateinischen Vorberichte des Herausgebers kein Wort von der großen

*) Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses, verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; aus dem Mongolischen übersetzt und mit Originaltexte, nebst Anmerkungen, Erläuterungen und Citaten aus anderen unedirten Originalwerken herausgegeben von Isaak Jakob Schmidt, Doktor der Philosophie, Ehrenmitgliede der asiatischen Gesellschaft in Paris und korrespondirendem Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. St. Petersburg, 1829. Quart, 529 S.

Lücke gesagt ist, welche sich in dem vorliegenden Werke zwischen S. 80 und 81 befindet; hier fehlen nicht weniger als 22 Blätter der französischen Uebersetzung (von p. 333 bis 375), das ganze Ende des dritten und der Anfang des vierten Theiles, das Ende der Regierung Dschengischan's und die ganze Regierung Ukdais. Es ist schwer zu begreifen, wie diese Lücke in der Abschrift entstehen, und von dem Herausgeber mit Stillschweigen übergangen werden konnte. Nicht weniger hat Recensenten im türkischen Titel des Werkes das Appositum des Namens des Gönners des Werkes, des Reichskanzlers Grafen Romanzöff, befremdet, »welcher dort der Großwesir von ganz Rußland und die Rückenzuflucht (Puschtpenah) der Gelehrten« genannt wird. Da Pu s ch t im Persischen nicht bloß der Rücken heißt, sondern da das Wort in ganz Persien und in der ganzen Türkey das gewöhnliche für Cinäde ist, so kann es eben so wohl als »Cinädenzufluchtsort« verstanden werden. Ein nicht minderes Verdienst, als durch die Herausgabe dieses Textes türkischer Geschichte, hat sich der Herausgeber, Hr. Staatsrath Frähn, durch den (Nr. 11) Gesammtkatalog des mohammedanischen Münzkabinettes der kaiserl. Akademie von Petersburg erworben, deren Reichthum den aller übrigen europäischen Münzkabinette bey weitem übertrifft; denn das Mainoni's zählt nur 85, das Borgia's 172, das zu Kopenhagen 165, zu Rostok 529, zu Kasan 600, das Nani's 719, die von Mayland und Stockholm und das Potot's über 1000, das Marsden's 1400, das der Petersburger Akademie aber 15,374 Münzen, von denen 3075 verschiedenen Stempels, die anderen Duplikate, Triplikate u. s. w. *). In dieser Aufzählung fehlen die Kabinette von Paris und Wien, deren letztes 1733 orientalische Münzen besitzt; das von Gotha, von dessen paarhundert Stücken Hr. Möller (Nr. 5) die wichtigsten bekannt gemacht, und den Werth seines Werkes durch Verzeichniß von Münzstädten und Auszüge aus den chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's erhöht, und das von Upsal, dessen anderthalbhundert Stücke Hr. Schröder (Nr. 16) verzeichnet, und im Vorberichte über den Fundort kufischer Münzen auf Gothland

*) Außer dem obigen Werke dankt die Numismatik Hrn. Frähn auch die Berichte in den petersburgischen Zeitungen über die neuesten Bereicherungen der dortigen Münzkabinette aus den persischen Schätzen; so dankt ihm die orientalische Paläographie eine Abhandlung von den Inschriften zu Derbend und die Bibliographie die in den petersburgischen Zeitungen bekannt gemachten Berichte über die Ausbeute von Manuskripten aus den Bibliotheken der Moschee Ahmed's zu Achalzich, der Moschee Scheich Ssafi's zu Ardebil und aus den Bibliotheken Bajesids und Erserums.

und am Ladoga, und über die alte Straße östlichen Handels nach Norden das Nöthige gesagt hat.

Das wichtigste der nicht nur in den letzten fünf Jahren, sondern bisher überhaupt über arabische Inschriften- und Talismanenkunde erschienene Werk ist unstreitig (Nr 36) die Beschreibung der moslimischen Denkmale des Kabinettes des Hrn. Herzogs von Blacas durch Hrn. Reinaud, in welchem die Siegel- und Talismanenkunde, systematisch geordnet, durchgeführt ist, und die vom Verfasser zu Ende der Vorrede ausgedrückte Hoffnung, daß dieses Werk nicht nur die Orientalisten befriedigen, sondern auch den Liebhabern und wißbegierigen Forschern, welche die Geschichte der Glaubensmeinungen, Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker der Erde studieren, genehm seyn werde, ist durch dasselbe allerdings erfüllt. Das Werk zerfällt in vier Theile, deren zwey einen Band füllen; der erste Theil handelt von den Steinen und ihrem Stiche überhaupt, von den Inschriften moslimischer gestochener Steine, von dem Gebrauche der Siegel. Das Wort Camée wird vom arabischen Kamaat abgeleitet, welches Caput vertexve tuberis camelini heißt, was Hr. R. mit relief oder bosse übersetzt. Weit näher liegt die von ihm nicht berührte Ableitung des französischen camayeu vom arabischen Kamail, d. i. Blumenkelche. In dem Abschnitte über den Gebrauch der Siegel (S. 110) vermengt der Verfasser das Tughra, d. i. den verzogenen Namenszug des Sultans mit dem Chattischerif, d. i. mit der eigenhändigen Schrift des Sultans, zwischen welchen beyden wesentlicher Unterschied. Das Tughra wird an die Spitze aller Diplome und Fermane gesetzt, und der Nischandschibaschi, welcher dem Amte dieser Fertigungen vorsteht, ist bekanntermaßen einer der ersten Staatssekretäre des osmanischen Reichs. Das Chattischerif besteht aus ein Paar eigenhändigen Worten des Sultans, meistens nur aus Mudschebindsche amel oluna (darnach soll gehandelt werden), welche der Sultan aber an die Seite des Tughra hinschreibt. Goldene Bullen waren in der osmanischen Staatskanzley nie im Brauche, was Paulo Giovio und andere gleichzeitige Schriftsteller unter Chrysobullon verstehen, sind mit rother Tinte geschriebene Fertigungen, die auch in der Moldau und der Walachey bis in die jüngste Zeit so genannt wurden. Da die Namen der Moslimen meistens die der Propheten, so handelt der zweyte Theil von den vorzüglichsten im Koran erwähnten (Adam, Seth, Enoch, Noe, Hud, Ssalih, Abraham, Ishak, Ismael, Joseph, Moses, Aaron, Job, David, Salomon, Elias, Jonas, Lokman, Chisr, Alexander der Große, Jesus, Zacharias, Johann der Täufer, St. Georg,

dann die Königin von Saba, die Jungfrau Maria, die Siebenſchläfer und die von der Grube). Die Legende von allen dieſen wird erzählt; da ſich die Legende aller dieſer Propheten nirgends ſo umſtändlich aus den Quellen erzählt findet, als im Roſenöl [1]), ſo iſt es ſonderbar, daß der Verfaſſer, welcher ſonſt ſeine Quellen regelmäßig anführt, dasſelbe ganz und gar mit Stillſchweigen übergeht, ſo ſonderbarer, als die Anzeige des journal des savans dieſem Verdienſte des Roſenöls Gerechtigkeit widerfahren ließ. Der dritte Theil beſchäftigt ſich mit der Beſchreibung der einzelnen geſtochenen Siegelſteine und Talismane, von denen 123 auf vier Tafeln, jedoch nicht mit wünſchenswerther Genauigkeit, in Kupfer geſtochen ſind. Zu dem, was ſchon Freyherr Silveſtre de Sacy in dem Journal des Savans über die Leſeart mehrerer dieſer Inſchriften bemerkt hat, mögen hier noch folgende Bemerkungen angefügt werden: II. p. 47 wird der Vers Selman's: »O du mein ſüßes Leben, ſetze den Fuß in den Pfad der Ehre,« auf den Propheten Juſuf Eß-ßidik, d. i. den Wahrhaftigen, angewendet. Dieſer Stein, welchen der Verfaſſer nach einer noch nicht öffentlich kund gemachten, urſprünglich für die Fundgruben des Orients beſtimmten Kupfertafel, citirt, iſt ein Siegel des Recenſenten, welches ſeinen Urſprung einem Beſuche desſelben im Geleite des perſiſchen Geſandten nach dem Kahlenberge dankt, wo aus Selman Loos aufgeſtochen ward, und dieſer Vers ausfiel, in welchem ſich nur das Wort Omr oder Omer auf Juſuf bezieht; freylich kann Omri Aſiſ, d. i. geehrtes Leben, als Leben des Aſiſ, d. i. des Putiphar, verſtanden werden, in ſoweit war der Vers für einen, der Joſeph heißt, glücklich aufgeſtochen. Aehnliche Bewandtniß hat es mit der arabiſchen Siegelinſchrift El-Muraselet Nußfolmuwaßelet, d. i. correspondance est demie jouissance (II. p. 261), welchen Spruch Recenſent ſowohl zu Konſtantinopel als zu Wien häufig zu Siegeln angegeben hat. Hr. R. überſetzt minder bündig und richtig: La correspondance équivaut à la moitié de la conversation. Muwaßelet heißt nicht Konverſation ſondern Genuß. II. S. 123 iſt in der Inſchrift des Siegels des perſiſchen Kronprinzen der Buchſtabe Je verſetzt [2]); das Iſafet des Wortes Dürr be-

[1]) Roſenöl, oder Sagen und Kunden des Morgenlandes; aus arab., türk. und perſ. Quellen geſammelt. Stuttgart 1813.

[2]) دريا دري ſtatt درّ درياي. So iſt auch I. S. 110 im Texte des Ausdrucks: Ordre auquel le monde doit obéir, das Wort مطاع ausgeblieben.

darf keines Je, wohl aber das folgende Derja, das Derjai lauten muß; eben so wie S. 128, wo Ghondschai statt Gondscha stehen muß. Die Siegelinschrift (II. p. 139), die Wahrheit spricht durch die Zunge Omer's, zu welcher Manuscrits orientaux de la bibliothèque de Roi citirt sind, ist ebenfalls von der obgedachten, ursprünglich für die Fundgruben bestimmten Kupfertafel genommen. Der Name des Säbels Ali's ist Sulfikar (ein in der Türkey sehr gewöhnlicher Name), nicht (II. p. 353) Doulfékar auszusprechen; eben so wird Hafis und nicht Hafedh (p. 114) gesprochen. Le nom du sabre signifie proprement le *pourfendant* ist nicht richtig, denn es heißt: der mit Rückenwirbeln Begabte, indem dieser Name nur solchen Säbeln zukömmt, deren gewirbelte Klinge die Wirbel des Rückens nachahmt. Eben so unrichtig ist (S. 156) der zweyte Vers des Siegels des Hauses Ssafi (nicht Sofi) übersetzt: Fût-ce moi même je le tiens pas pour ami, es heißt bloß: Wer es immer sey, ich habe ihn nicht zu Freund. S. 177: Bedschah el-Husein heißt durch die Würde Huseins und nicht par les mérites de Husein. II. p. 218: Hadschi Saka heißt der Pilger Wasserträger und nicht pélerin Sekke. Ganz falsch gelesen und übersetzt ist (II. p. 268): Dieu a le sentiment du passé, comme il a le sentiment de ce qui reste à faire, es heißt: Gott hat mir bisher Gutes gethan, er thut mir Gutes auch fortan *). S. 275 ist Afe und nicht If zu lesen, so selle und nicht sill, folglich zu übersetzen: es wird geehrt wer genügend ist, und nicht: honneur à la modération, und: es wird erniedrigt wer gierig ist, und nicht: honte à la cupidité. Ueber die wahre Bedeutung des (II. S. 243) nicht gehörig verstandenen Wortes Beduh ist im Journal asiatique und in der Geschichte der türkischen Belagerung Wiens das Nöthige gesagt worden. Diese kleine Flecken irriger Leseart oder Uebersetzung benehmen dem Werke wenig an seinem großen, die ganze Siegel- und Talismanenkunde der Moslimen umfassenden Verdienste. Der vierte Theil desselben beschreibt Waffen, Gefäße, Tassen, Spiegel. Den Uebersetzer der Probe des Hafis schreibt Hr R. zum wiederholten Male Rzeswiski statt Revitzki, es scheint, daß er diesen mit dem Grafen Rzewuski vermengt. Eben so unrichtig ist (S. 446) der Vers des türkischen Dichters Sanii (nicht Seny) übersetzt.

---

*) فقد احسن لي فيما مضي * وقد يحسن لي فيما بقي

Vier Werke von minderem Belange, als die vorhergehenden, sind die Geschichten der Kopten in Aegypten (30), der Eroberung Mesopotaniens (13), die Geschichte Jemen's und der Dynastie Merdas zu Haleb (50). Die beyden ersten haben das Verdienst des beygefügten arabischen Textes voraus, welches bey den zwey anderen gar sehr entbehret wird. In dem ersten hat Hr. Wetzer alle Stellen Makrisi's, welche sich auf die Geschichte der christlichen Kopten in Aegypten beziehen, fleißig zusammengestellt; das (S. 151) gegebene und (S. 175) wiederholte Datum: Freytags den 9. Rebiulachir d. J. d. H. 721, ist merkwürdig, weil dasselbe nur nach der Berechnung d. H. vom 16. Julius aus dem 8. May d. J. 1321 entspricht, welcher (Sonntagsbuchstabe D), wirklich ein Freytag war; S. 111 muß der Name des berühmten Statthalters nicht Himarwijath, sondern Chamarowiet gelesen werden (in S. de Sacy's relation de l'Egypte p. 308 Khomarowia, in der Hamasa aber Chamerewijet, laut den aufgesetzten Vokalen); eben so irrig ist (S. 145) das unübersetzte Wort Dschaschenkir geschrieben, es ist das persische Tschaschnegir, und bedeutet das Amt des Truchsesses oder Speisevorkosters. Dieser Beytrag zur Kirchengeschichte ist, ob des korrekten Textes und der korrekten Uebersetzung angehenden Orientalisten und vorzüglich Theologen als nützliches Lesebuch zu empfehlen. Nicht minder nützlich (wiewohl ohne Uebersetzung) der beygegebenen höchst schätzbaren Noten und Erläuterungen willen ist des sogenannten Wakidi arabischer Text über Mesopotamiens Eroberung; der Name des arabischen Plutarchs Ibn Challikan kömmt hier noch auf die selbst von S. de Sacy (der dieselbe zuerst aufgebracht) jetzt als irrig anerkannte Schreibweise als Ibn Chilkan vor. Die Lebensbeschreibung Ibn Challikans, welche sich zu Ende des türkischen Auszugs seiner Biographien befindet, und welche die Vokalen ausdrücklich angibt, läßt über die wahre Aussprache Challikan keinen Zweifel übrig. Manche irrige Aussprache findet sich auch in Johannsen's übersetzter Geschichte Jemens; mit augenscheinlicher Inkonsequenz, denn wenn er richtig Sebid und Seif spricht, warum nicht auch Dewlet statt Dawla, da die weichen Buchstaben d und l eben so wohl die Aussprache des Feth als E fordern, wie die Buchstaben Se und Sin, hingegen ist Selahoddinus statt Ssalaheddin so irriger, als selbst im Vulgarnamen Saladin die richtige Aussprache des Feth als A nach dem schärfsten Sauselaute richtig beybehalten ist. So ist Mobarek und nicht Mobarac, Moejed und nicht Muajed, Eschref und nicht Aschraf, Seitun und nicht Zaitun zu sprechen und zu schreiben, und wenn der Ver-

fasser richtig Chalid und Naßir schreibt, warum denn nicht auch Kamil, Aamir, Hilal und Tahir statt Kamel, Aamer, Helal und Taher. S. 222: munus *Alistifa*, wozu in der Note bemerkt wird: nomen perperam scriptum, ist ganz richtig geschrieben, und heißt das Amt des Rechnungspräsidenten, wie denn noch alle Kammerpräsidenten in Persien heut zu Tage Mestufi heißen. Mehedi ist zwar richtiger ausgesprochen als Mahadi, wird aber insgewöhnlich Mehdi *) gesprochen statt Mohdi, d. i. der den wahren Weg Leitende. In einer Anzeige dieses Werkes ist bereits von einem Recensenten bemerkt worden, daß aus der Weise, wie der Uebersetzer den Namen des Verfassers schreibt: Abderrahman Arrebi, nicht wohl zu errathen, wie das letzte Wort im arabischen Texte geschrieben sey; dasselbe lautet Rebii, wie der Frühling und der Monatsname. Da der Uebersetzer nicht Gelegenheit gehabt, über das Werk selbst aus Hadschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuche, das sich doch zu Paris befindet, die gehörige bibliographische Notiz beyzubringen, so folgt dieselbe hier: Boghijetol mostefid fi achbari medinet Sebid, d. i. des Wissenslustigen Begehren sich von den Kunden der Stadt Sebid zu belehren, von Wedschiheddin Abderrahmen Ben Ali, bekannt unter dem Namen Errebii el-Jemeni (folgen die Titel der zehn Hauptstücke des Werkes). Er kürzte sein Werk ab unter dem Titel: El-akd el Tahir, d. i. in die Augen fallendes Halsband. Dann schrieb er eine Fortsetzung des Begehrens unter dem Titel: Ahsenes-suluk fi men wela Sebid min el-muluk, d. i. die schönsten Wege, was gestalten die Könige Sebid verwalten v. J. d. H. 900 bis 923; von dieser Fortsetzung verfertigte er abermal einen Auszug, und betitelte denselben: El fadhl el-mesid alel boghijet el mostefid, d. i. Zusätze, die vermehrten, zu dem vom Wissenlustigen Begehrten. Aehnliche bibliographische Nachlese (wozu aber hier weder Zeit noch Raum) wäre über die 24 Quellen des arabischen Geschichtschreibers zu halten, worüber dem Uebersetzer Hr. Hamaker sehr dürftige, und hie und da sogar fehlerhafte Auskunft gegeben; so wird z. B. das bekannte Geschichtswerk des berühmten Geschichtschreibers Aali, gestorben ums Jahr 1000 d. H. (1591), Kensol achbar we lakihol effiar, d. i. Schatz der Kunden und Befruchter der Gedanken, einem Mustafa Tschelebi Ben Idris Alisade, einem Griechen!! zugeschrieben. Hrn. Hamakers eingebildete Gelehrsamkeit weiß nicht,

*) M. d'Ohsson tableau de l'Empire ottoman. Oktavausgabe, p. 268.

daß der berühmte Geschichtschreiber Aali aus diesem Werke seine Geschichte der Revolutionen Fußulol hall wel-akd (Abschnitte der Auflösung und der Bindung) ausgezogen, und daß der Beysatz Rumi hier keineswegs einen Griechen, sondern einen gebornen Europäer oder Kleinasiaten bedeute, denn Rumi, d. i. Romaier, heißen nicht nur die in Rumili, d. i. in der europäischen Türkey, sondern auch die in dem Sandschake Amasia Geborenen, weil sowohl jene als dieses Rum beygenannt wird. Da Osman nie anders als Osman ausgesprochen wird, so ist es ganz lächerlich, diesen Namen Ohtsman zu schreiben. Eine sehr nützliche Zugabe der Uebersetzung, deren Richtigkeit übrigens, ob des fehlenden Textes, nicht beurtheilt werden kann, ist der geographische Anhang, in welchem anderthalbhundert Namen von Oertern, Thälern und Flüssen erläutert werden. Eben so wenig, als über die Richtigkeit der Uebersetzung der Geschichte Jemen's, kann über die der Geschichte Haleb's unter der Dynastie Merdas (Nr. 50) geurtheilt werden, da kein Text beygefügt ist. Ganz unbegreiflich aber ist dem Recensenten die hier in der Note folgende Stelle der Vorrede, nach welcher alle Angaben der Monatsnamen in die größte Verwirrung gebracht sind*). Hr. Müller beschuldigt die Lexikographen eines lächerlichen Fehlers, daß sie alle den Dschemasiulewwel als den fünften, den Dschemasiulachir als den sechsten Monat aufführen, während jener in der That der sechste, dieser aber der siebente Monat sey! — Was Hr. Müller hiemit gemeint, ist ganz unerklärbar, denn die Folge der arabischen Monate ist keine andere, als: 1) Moharrem, 2) Ssafer, 3) Rebiulewwel, 4) Rebiulachir, 5) Dschemasiulewwel, 6) Dschemasiulachir; der vorletzte ist also wirklich der fünfte und der letzte der sechste Monat, wie die Lexikographen sagen, und nur auf Hrn. Müllers Seite befindet sich jocularis error. Wenn er aber auch richtig gezählt, und nicht den fünften Monat zum sechsten, den sechsten zum siebenten gemacht hätte, so würde ihm doch Niemand dafür danken, die arabischen Monatsnamen mit Zahlen ersetzt zu haben, denn selbst nicht jedem Orientalisten

*) Legentium adjuvandorum causa mensium nomina numero cum exprimerem, admirabile fuit jocularem detegere errorem Lexicographorum, qui cum horum alter alterum exscriberet, ab uno ad omnes manavit. Falso enim omnes Djumadam priorem et posteriorem dicunt ordine quintum et sextum esse mensem; re autem vera Djumada prior sextus, posterior vero septimus est mensis: mirifice iidem nihilo tamen secius Rabiam quoque posteriorem quinto numerant loco.

ist es gleich gegenwärtig, daß z. B. der siebente Monat des Jahres der Redscheb sey, während wenn Redscheb gelesen wird, jeder weiß, welcher Monat damit gemeint ist. Da Hr. M. aber auf ganz unbegreifliche Weise den Dschemasiulachir zum siebenten Monate des Jahres macht, so ist es kein Wunder, daß kein einziges seiner Daten ausgerechnet, dem angegebenen Wochentage entspricht. Recensent kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit seine schon früher gemachte Aeußerung über die meistens falsche Berechnung der Daten in Uebersetzungen orientalischer Geschichten zu wiederholen, und auf die Nothwendigkeit einer allgemeinen Revision derselben aufmerksam zu machen. Sein verehrter Freund, Hr. Professor Ideler, hat ihn zwar sowohl durch das in seinem Handbuche drr Chronologie Gesagte, als auch durch freundschaftliches Schreiben belehrt, daß Albertani, Alfaraghani, Ibn Junis und Ulugbeg die Epoche der Hidschret vom 15. Julius an rechnen, und daß auch die Daten der Wochentage mancher Sonnenfinsternisse nur nach dieser Berechnung eintreffen; allein schon Christmann bemerkt zum Alfaraghani, daß die gewöhnliche Zeitrechnung vom 16. Julius Freytags angefangen werden müsse [1]), und selbst die Stelle Ulugbegs beweiset für den Anfang der gewöhnlichen Zeitrechnung vom Freytag, d. i. den 16. Julius [2]). Es möge aber der 15. *Julius der* wahre Tag der Hidschret seyn, so beweiset dieses doch nichts gegen die, nicht nur seitdem das osmanische Reich steht, d. i. seit einem halben Jahrtausende, sondern auch in den früheren Jahrhunderten der Hidschret nur mit der Epoche vom 16. Julius übereintreffende richtige Berechnung. So fragt sich bey unserer christlichen Zeitrechnung keineswegs, ob wir nicht um einige Jahre irrig zählen; es ist genug, daß das Jahr, was alle Kalender schreiben, für das sovielte nach Christi Geburt gilt. Eben so treffen alle türkischen, persischen und arabischen Kalender (die von Konstantinopel, Tahran und Kairo) nur mit der Berechnung der Hidschret, wie sie sich in den Tafeln von Lenglet und in der art de vérifier les dates befinden, überein; aber nicht nur die heutigen, sondern schon die ältesten Daten der osmanischen Geschichte, ja sogar der Geschichten der Kreuzzüge und

[1]) Causa quod astronomi initium Hegirae sumant a feria quinta, est conjunctio solis et lunae, quae incidit in feriam quintam: ut ex enneade decaëteride Juliana facile colligi potest, nos autem more politico sumimus initium Hegirae a feria sexta, p. 203.

[2]) Et illud secundum medium calculum est feria quinta, sed secundum phasin lunae dies Veneris.

noch frühere, z. B. das nächste beste aus Ibn Challikan; der Todestag des großen Anthologen Abu Omer Abdorebbihi, des Verfassers des Juwelenknotens, der 18. Dschemasiulewwel 328, ein Sonntag, entspricht dem 1. März 940, welcher richtig ein Sonntag. Es gibt aber Fälle, wo der von den orientalischen Schriftstellern angegebene Wochentag weder der einen noch der anderen Berechnung zusagt, und wo dann ein augenscheinlicher Fehler untergelaufen, so z. B. gleich das so wichtige Datum des Todes Mohammeds nach Hadschi Chalfa 12 Rebiulewwel d. J. 11 der Hidschret ein Montag. Nach der Berechnung vom 15. Julius an war der 12. Rebiulewwel d. J. 11 der 6. Junius 632 ein Sonnabend, nach der Berechnung vom 16. Julius der 7. Junius ein Sonntag, was mit Abulfeda (ann. p. 188) übereinstimmt, wo der zweyte Tag nach Mohammeds Tode ein Dinstag. Hr. Professor Rehm hat in einem schätzbaren Programme *) die Berechnung vom 15. Julius an als die wahre zu erweisen gesucht, aber unter den von ihm angeführten sieben Beyspielen sprechen fünf wider ihn, und nicht für ihn. S. 9 der Todestag des Chalifen Manßur nach Elmakin Sonnabends, der 6. Silhidsche des Jahres 158 entspricht dem 7. Oktober 775, welcher richtig ein Sonnabend; S. 16 des Chalifen Emin gewaltsamer Tod Sonntag der 25. Moharrem d. J. 198 entspricht dem 25. September 813, welcher richtig ein Sonntag; S. 19 Mitwoch der 16. Dschemahiulachir d. J. d. H. 218 entspricht dem 9. Julius 733, welcher richtig ein Mitwoch; eben da entspricht der 9 Redscheb 218 Donnerstags dem 31. Julius 833, welcher richtig ein Donnerstag; S. 22 der Todestag Muteaaßem billah's Donnerstag der 18. Rebiulewwel d J. 227 entspricht dem 5. Jänner 842, welcher richtig ein Donnerstag. Diese Beyspiele, die mit anderen zu vermehren es ein Leichtes wäre, genügen zum Beweise, daß die gewöhnliche Zeitrechnung der Geschichtschreiber vom 16 Julius an datirt, wiewohl die Astronomen aus den von Christmann in seinem Kommentare zum Alfaraghani angegebenen Gründen vom 15ten an gerechnet haben. Noch ist zu bemerken, daß das Nichtzusammentreffen der Wochentage des mohammedanischen Jahres mit dem christlichen oft bloß in dem nicht bemerkten Umstande des

*) Auctoritate et sub auspiciis augustissimi et potentissimi principis ac domini Guilielmi II., electoris et Landgravii Hassiae, Magni Ducis Fuldae, Principis Hersfeldiae rel. Ad prorectoris academiae inaugurationem die 14. Septembris A. 1828, celebrandam invitat prorector magistratu abiturus *Fredericus Rehm*, Philosophiae Doctor, Historiarum Professor publicus ordinarius et academiae bibliothecarius primarius. Marburgi 1828. 27 S. 4.

Tagesanfanges liegt, welchen die Morgenländer immer vom Sonnenuntergange unseres vorhergehenden Tages an rechnen, so daß die sich ergebende Verschiedenheit um eine Einheit nur eine scheinbare und keine wirkliche ist; wie bey uns der bürgerliche Tag anders beginnt, als der astronomische, so haben frühere arabische Astronomen eine von der geschichtlichen Zeitrechnung um Einen Tag verschiedene angenommen, und vom 15. Julius an gerechnet statt vom 16ten; ja sogar die Daten der Geschichte Makrisis von der Regierung Hakim's, unter welchem Ibn Junis lebte, stimmen nur mit der Berechnung vom 16. Julius an überein; endlich gar heute die Berechnung vom 15. Julius an als die statthafte aufzuführen, ist so unzuläßiger, als die jährlich zu Konstantinopel, Tahran und Kairo (jetzt auch im Drucke) erscheinenden Kalender das Gegentheil besagen.

II. Geographie.

Die schätzbarste Bereicherung hat dieselbe durch die Uebersetzung der arabischen Reisebeschreibung Ibn Batuta's (Nr. 45) erhalten, wovon bisher nur Kosegarten [1]) und Apetz [2]) der gelehrten Welt einen Vorgeschmack gegeben hatten. Der gelehrte Uebersetzer hat zu erläuternden Noten ein Paar Dutzend seltener geschichtlicher und geographischer arabischer und persischer Werke benützt, deren Verzeichniß in der Vorrede aufgeführt ist. Für Bibliographen und Bibliopolen sey daraus bemerkt, daß Gladwin's englische Uebersetzung des Aijini Akberi ein sehr seltenes Werk ist, so selten, daß selbst die Bibliothek der Universität von Cambridge kein Exemplar davon besitzt. Höchst dankenswerth ist das Verfahren, in den Noten die eigenen Namen des Textes in orientalischer Schrift beyzugeben, und es wäre sehr zu wünschen, daß dieses Verfahren auch bey allen anderen von dem Uebersetzungsausschusse herausgegebenen Werken verfolgt worden wäre. Diese Reisebeschreibung ist so wichtig, daß sie kein Liebhaber der Geographie ungelesen lassen kann; Auszüge würden uns hier zu weit führen, und wir können uns nur auf einige Bemerkungen beschränken. Die Reise geht längs der nördlichen afrikanischen Küste durch Tandscher, Tremesan, Algier, Tunis, Tripolis nach Syrien, Persien, Arabien, in die Krim nach Kleinasien, Chorasan, Kabul, Indien, China, dann wieder

---

[1]) De Mohammede Ebn Batuta arabe tingitano ejusque itineribus. Jenae 1828. Quart. 42 Blätter.

[2]) Descriptio terrae Malabar ex arabico Ebn Batutae itinerario edita interpretatione et annotationibus instructa per Henricum Apetz. Jenae 1819. Quart. 24 Seiten.

nach Syrien in Aegypten und bis nach Abyssinien, und umfaßt also Afrika's und Asiens kultivirteste Länder in der an merkwürdigen Weltereignissen so ergiebigen Periode des Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts der Hidschret. Sehr merkwürdig ist die zu dieser Zeit in Kleinasien bestehende Bruderschaft (Achiler), deren selbst die osmanischen Geschichtschreiber erwähnen, und welche eine Art von Hanse gebildet zu haben scheinet (S. 96): This is one of the Brotherhood, a society consisting of two hundred silk merchants, who have a cell of their own. Die Orthographie der Ortsnamen ist hie und da unrichtig; so heißen die Namen der beyden karamanischen Städte (wie aus den neuesten Reiseberichten bekannt) Sparta und Egridür, und nicht Saparta und Akridur; das (S. 72) verstümmelte Sunusa ist wohl nichts anderes als Ssamßun; Birgi, der Name der Geburtsstadt des osmanischen Canisius Birgeli oder Birgewi spricht der Araber natürlich Birki aus; hier sah Ibn Batuta einen in der Umgegend gefallenen großen Aerolithen von mehr als einem Zentner Gewicht. Die Stadt (p. 73) Jazmir sollte Ismir geschrieben seyn, und heißt Smyrna; eben da Othman Juk, was nicht zwey Wörter, sondern bloß das türkische Verkleinerungswort Osmandschik, d. i. der kleine Osman, wie der Stifter des Hauses der Osmanen hieß; so steht auch Jaznik für Isnik, d. i. Nicäa; Sanub für Sinob, d. i. Sinope (p 75); Kirasch für Kertsch und Kifjak für die Steppen von Kiptschak. Ibn Batuta reist über Asak (Asow), Madschar und Beschtagh zum Sultan der Usbegen, welcher einer der damaligen sieben großen Weltherrscher: nämlich der Sultan des Westens (der griechische Kaiser), der Sultan der beyden Irak, der Sultan der Usbegen, der Sultan von Turkistan und Transoxana, der Sultan von Indien und der von China. Die Gemahlin des Sultans der Usbegen war eine griechische Prinzessin, Tochter des Kaisers von Konstantinopel (p. 80): At the distance of one day from this place are the mountains of the Russians who are Christians, with red hair and blue eyes, an ugly and perfidious people. They have silver mines: and from their country is the suwam, i. e. the pieces of silver bullion brought. With these they buy and sell, each piece weighing five ounces. Das Wort, welches Hr. Lee als Suwam *) ausspricht, ist ßom zu lesen, welches der Name reinen Goldes oder Silbers; fünf Okka sind 21 Pfund und nicht fünf Unzen, denn das Okka (Wakijet im Plural Awaki) hat 2¼ Pfund, Ssaltuk,

*) Sewam ist ganz was anderes. S. Freytag's Hamasa, S. 686.

they say, was a diviner, dieß ist Ssaltukdede, welcher i. J. 1263 die erste türkische Kolonie nach der dobruzischen Tatarey führte; er war kein Wahrsager, sondern ein Mann beschaulichen Lebens, denn dieses heißt das arabische Redschul mokaschif; so heißt ein Kourier auf türkisch Ulak und nicht Wolak (p. 101). Ibn Batuta gibt in Kurzem die Geschichte der Eroberung Dehli's und der merkwürdigsten Begebenheiten seiner Zeit, welchem der Uebersetzer einen schätzbaren Auszug aus dem Gwaliarname, d. i. aus der Geschichte Gwalior's anhängt. Da selbst das vorliegende Werk nur ein Auszug aus der großen Reisebeschreibung Ibn Batuta's, so macht dessen reicher Gehalt nur noch lüsterner nach der schon seit langem versprochenen Erscheinung des Ganzen. Mit Ibn Batuta's gediegenem Golde ist das Flitterwerk der Reisebeschreibung des Diakon's Paul von Haleb (Nr. 46), welcher die Reise seines Vaters Makarius, des Patriarchen von Antiochien von Haleb nach Konstantinopel, und von dort nach der Moldau beschreibt, an geographischer Ausbeute gar nicht zu vergleichen; es ist vielmehr ein griechischer Festkalender und ein Ceremonienregister der griechischen Liturgie, als eine Reisebeschreibung, und die Verstümmlungen Hrn. Belfours sind zahlreicher, als die Hrn. Lee's. Wenn andere Uebersetzer die Jahre der Hidschret irrig berechnen, so hat es sich Hr. Belfour so bequem gemacht, nicht einmal das Datum der syrischen Zeitrechnung in das gewöhnliche christliche umzusetzen, und das Jahr, in welchem der Patriarch reiste, anzugeben. Derselbe brach Mitwochs den 1. Eilul des J. 7161 der syrischen Zeitrechnung, 11. September 1652, von der syrischen Grenze auf, welcher (Sonntagsbuchstabe F) richtig ein Mitwoch war. Zur Bestätigung des oben von der richtigen Berechnung d. J. d. H. vom 16. Julius an heben wir das Datum (S. 21) von Dinstag dem 2. Tischrin, d. i. 12. November 1652, aus, auf welchen das Fest des Kurban Bairam, d. i. der 10. Silhidsche d. J. d. H. 1062 fiel, welches nur nach der Berechnung vom 16. Julius an eintrifft. Hätte der Uebersetzer sich die Mühe gegeben, nur den griechischen Kalender herzunehmen, so würde er auch die Namen der sonntäglichen Evangelien, die er unübersetzt läßt oder unrichtig übersetzt, leicht gehörig bestimmt haben, er würde das Evangelium vom reichen Prasser und Lazarus (p. 20) nicht mit the Rich and Helper, sondern the Rich and the Beggar übersetzt, und in El-aaser leicht den Namen des Lazarus erkannt haben; er würde (p. 15) anzudeuten im Stande gewesen seyn, daß das Evangelium des vorhergehenden Sonntags das des Sämanns

*) Geschichte des osman. Reichs, I. Bd. S. 122.

und Samens gewesen. Viele eigene Namen, deren Kenntniß bey dem Uebersetzer billig vorausgesetzt werden konnte, sind auf eine unkennbare Weise verstümmelt; bekanntermaßen ist Dschelaleddin Rumi, der große mystische Dichter, Molla Chudawendkiar, d. i. Herr und Herrscher, beygenannt; derselbe wird (p. 8) in Khandkar verstümmelt. Das neue Bad zu Brusa (Jeni kaplüdsche) wird mit versetzten Buchstaben (p. 11) Yengi Klabouja und Mondania Modanir geschrieben, das eiserne Thor Demür kapu gar in Damir Gibi verweichlicht, und Chalcedon, dessen türkischer Name Kadiköi doch in allen Reisebeschreibungen zu finden ist, lautet hier Kadigun. Birigi heißt keineswegs, wie die Note sagt, auf türkisch der erste, welches Birindschi heißt. Der Verfasser hat das Prinkipo in Birigi umgestaltet, und der Uebersetzer darin die eigentliche Prinzeninsel nicht erkannt. Der Obelisk auf dem Hippodrom zu Konstantinopel heißt Dikillü tasch, d. i. der aufgepflanzte Stein (von Dikmek, aufpflanzen), und nicht Tekelli Dash; das Löwenhaus heißt Arslanchane nicht Aslan Khanah; in dem Mahall Assamatah hätte der Uebersetzer das bekannte griechische Stadtviertel ψαματια leicht erkennen können. Geschichtlich merkwürdig ist das große Feuer vom 20. und 21. November 1672, in welchem 50,000 Kaufmannsbuden, 15,000 Häuser, 300 Backöfen, 32 Karawanseraien verbrannt seyn sollen; die Wahrheit desselben wird durch Naima (I. S. 376) bestätigt, und das Datum stimmt nach der Berechnung der Hidschret vom 16. Julius an wieder vollkommen überein, beym Diakon Mitwoch der 10. Tischrin II., d. i. 20. November, in Naima die Nacht vom Mitwoch den 18. Silhidsche, welcher mit Mitwoch Abends begann. Die topographischen Irrthümer des Verfassers, der z. B. (p. 32) Kabatasch als Cara Dash verhört hat, und (p. 35) die Fayenceziegel aus Kaschan Kaischani schreibt, hätte der Uebersetzer aus der Topographie Konstantinopels berichtigen können. Als der Diakon bey seinem Eintritte in die Moldau zum ersten Male den Schall der Glocken höret, ist er darüber so erfreut, daß er ausruft (p. 41): May God not be startled at the noisy pleasantness of their sounds! Eben so naiv ist die Aeußerung seiner Freude (p. 60): »Ich erinnere »mich niemals ohne Seufzer über vergangene Freuden der be»ständigen Spazierfahrten des Patriarchen entweder in der »Kutsche oder in der Senfte mit vorgetragenem Kreuze, und »die Vorsteher der Klöster zu seiner Rechten und Linken, wäh»rend beyde seiner Hände vollauf beschäftiget waren, das Volk »in den Straßen zu segnen, und die Türken zuschauten.« Dazu gehört auch die Reliquienprobe (S. 55), bey welcher das Holz

der Kreuzpartikel im Feuer nicht verbrannte und im Waſſer nicht unterging. P. 56 nimmt der Ueberſetzer die Löffel (Maalik) für Gabeln, und erkennt in dem Namen des Silbergeſchirres (Teluret) nicht das deutſche Teller; p. 57 iſt der Poſtelnik in einen Boſtandſchik verwandelt, und p. 58 das Feradſche (weites Oberkleid) iſt in Farjiiyya verſtümmelt, ſo heißt auch der berühmte Koſakenhetman Chmielnitzki immer Akhmil; p. 63 heißt der Aepfelmoſt Mai Temah, was nichts bedeutet, ſtatt Mai tefah, welches Aepfelwaſſer heißt. Die beſte Ausbeute für die Geſchichte des ganzen Werkes iſt die zu Jaſſy im Frühling d. J. 1553 durch den Einmarſch Timotheus Chmielnicki's hervorgebrachte Revolution, ganz übereinſtimmend mit Engels Geſchichte der Moldau und den Quellen polniſcher Geſchichte erzählt. S. 77 hat der Ueberſetzer in den Dharbs (ſoll Derban heißen) die Trabanten nicht erkannt, und der Name einer Schanze iſt auf türkiſch nicht Mataris, ſondern Metris. In Kamanitsa mag Kamienietz wohl erkannt werden, wer wird aber (p. 89) in Satjao Suczava erkennen? p. 97 ſteht Vazir Alkhan ganz unüberſetzt, während es als Weſir des Chans überſetzt ſeyn ſollte; p. 99 werden die Polſter von geſchnittenem Sammt (Tſchatma machadd) gar in Kleider verwandelt, *a pair* of Jatma cloaks! Dieſe gerügten Fehler, deren Liſte *um ein* Gutes verlängert werden könnte, zeigen, daß der Ueberſetzer beſſer gethan hätte, ſich mehr mit der Topographie der Oerter, wodurch die Reiſe des Diakons ging, vertraut zu machen, oder ſeinen Lehrer, Freyherrn de Sacy, zu Rathe zu ziehen, welchem er in der Vorrede großes Lob zollt *).

Das dritte, die Kenntniß orientaliſcher Geographie fördernde Werk (Nr. 24) iſt die Beſchreibung Syriens aus dem Scherif El-Edriſi, dem ſogenannten Geographus Nubiensis, von Hrn. Profeſſor Roſenmüller im Texte herausgegeben und lateiniſch überſetzt, als der dritte Theil ſeiner arabiſchen Analekten, ſammt einem Auszuge aus dem ſchon durch de Sacy's Chreſto-

*) Whom my conversation among the Learned, both in England and on the Continent, in Turkey and in Christendom, whether Professors of high pretentions or unambitions Students, has ever taught me to regard as at a very long interval indead from any second, who, neglecting no iota of accurate knowledge in the various languages which he possesses better than the learned Natives, shines forth the great light, by which the wandering and uncertain course of the inferior Ulema and Docti should ever be guided; and

Micat inter omnes
Velut inter ignes
Luna minores.

mathie bekannten geographischen Werke Chalil Ben Schahin edh-Dhahiri's, eine sehr schätzbare Arbeit, bey der aber auch die Ortsnamen nach der wahren Aussprache aus Reisebeschreibungen und Geographien zum Theil zu berichtigen sind, so z. B. ist auf dem letzten Blatte Dschemkisal das Sandschak Tschemischgisek (s. XIII. Band dieser Jahrbücher, S. 251), das auf derselben Seite auch Dschemschkerac geschrieben wird; auf der folgenden ist Kara-hhisan eine fehlerhafte Leseart für Karahißar u. s. w. Die vom Verfasser mit der Bemerkung in der Note: mihi obscura inversione non expressi, unübersetzt gelassenen drey Wörter *) heißen: zur Zeit, als die Flaschenzüge angewendet wurden.« Es ist die bekannte Legende Abrahams und Nimrods, welchem Satan die Verfertigung von Flaschenzügen und Krähenschnäbeln eingab, um den Propheten Abraham damit in die Höhe zu ziehen, und auf diese Weise zu foltern; darüber heißt es im Rosenöl (I. Bd. S. 50): »Abraham wurde aufgezogen, die Rollen schrien aus Mitleid »für den Propheten, und aus Unwillen, daß sie zu solchem Un»recht als Werkzeuge dienen mußten. Sie schreyen noch immer, »wenn sie sich jenes Tages erinnern oder unrechtes Gut aufzu»heben gezwungen sind.«

(Der Schluß folgt.)

Art. II. Hinterlassene Schriften von Karl Maria von Weber. Drey Bände. Dresden und Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung. 1818.

Mit inniger Wehmuth übernehme ich die Anzeige der literarischen Verlassenschaft eines Mannes, dem ich nicht nur seines ausgezeichneten Genies, sondern auch seiner schätzenswerthen persönlichen Eigenschaften halber die aufrichtigste Hochachtung und Liebe widmete, und welchen ich, mit Stolz, meinen Freund nennen durfte. Tief werden, so lang ich lebe, die interessanten Stunden, die mir hier mit ihm zuzubringen gegönnt war, meinem Gedächtnisse wie meinem Herzen eingeprägt bleiben. So laut auch die Werke dieses seltenen Mannes von dem Genius sprechen, der seinen, leider! allzuschwächlichen Körper bewohnte; war es doch nur durch nähere persönliche Bekanntschaft mit ihm möglich, seinen ganzen vielseitigen Werth zu erkennen, und Jeder, welchem dieser Vortheil geworden, wird mit voller Ueberzeugung dem geschätzten Herausgeber seiner hinterlassenen Schrif-

*) حين رمى المنجانيق

ten beypflichten, wenn er sagt, daß diese »auf der einen Seite für einen Geist zeugen, der mit eigenthümlicher Kraft, reger Phantasie und tiefem Eindringen eben so leicht ein Schöpfer im Gebiete der Dichtkunst, und ein Muster für belehrende, gemäßigte, unparteyische und mithin für echte Kritik hätte werden können, als er ein Schöpfer und Lehrer im Reiche der Töne ward, auf der andern Seite wieder von einem Gemüthe Kunde geben, welches das reinste Wohlwollen, die liebevollste Anerkennung, die edelste Großmuth und das treueste Pflichtgefühl in sich trug« (Vorwort, S. III. IV.). Um Weber's Gemälde zu vollenden, ist noch nöthig, seiner ungeheuchelten Bescheidenheit, seiner stets von dem feinsten Ton und der strengsten Sitte begleiteten Jovialität im Kreise vertrauter Freunde, und seiner regen Theilnahme an den Erzeugnissen junger, aufkeimender Talente zu erwähnen. Was durch seinen frühzeitigen Tod die Tonkunst überhaupt, und die dramatische insbesondere, verloren, die eines solchen Wiederherstellers so dringend bedurft hätte, hierüber sey es mir erlaubt, mich auf dasjenige zu beziehen, was ich an einem andern Orte *) von ihm, als dramatischen Tonsetzer, zu äußern Gelegenheit hatte. Jede Hoffnung, der vaterländischen Oper den wohlverdienten Vorzug über die ausländische zu verschaffen, und erstere unter uns endlich einmal begründet zu sehen, scheint mit seinem Hinscheiden verschwunden!

Der erste Band der vorliegenden Schriften wird mit einem »Vorworte über und von K. M. von Weber« eingeleitet, welches achtzig Seiten einnimmt, und worin Hr. Hofrath Winkler (unter seiner bekannten literarischen Maske Theodor Hell) nicht nur seinen Beruf darthut, diese anziehenden Blätter der Welt zu überliefern, sondern auch, außer einem Aufsatze über Weber's frühere Lebensjahre von dessen eigener Hand, in den hinterlassenen Papieren gefundene Fragmente von Romanen und Erzählungen, etliche Gedichte und einige Briefe mittheilt. Jene zeugen von dem Humor und kritischen Scharfsinne ihres Verfassers; von diesen bedauert der Herausgeber — und die Leser gewiß mit ihm — daß Verhältnisse den größern Theil derselben bekannt zu machen nicht erlaubten, obschon viele darunter wären, in welchen man nicht nur den großen Meister der Töne, sondern fast noch höher den Menschen, den edlen, klaren, gediegenen Menschen, erkannt haben würde, »der auch ohne alle diese Glorie seines Künstlerruhms schon verdient hätte, auf einer Ehrenstaffel zu stehen, wie sie nur den Besten seiner Zeitgenossen bereitet werden mag.«

*) Jahrb. der Lit. L. Bd. S. 253 u. f.

Ich darf wohl voraussetzen, daß seinen zahlreichen Verehrern ein gedrängter Auszug dessen, was er selbst von seinem Künstlerleben bis zum Jahre 1816 aufgezeichnet hatte, nicht unwillkommen seyn werde.

Karl Maria von Weber ist den 18. Dezember 1786 zu Eutin im Holsteinischen geboren. Sein Vater, der ausgezeichnet Violine spielte, gab ihm eine sorgfältige Erziehung mit besonderer Vorliebe für die schönen Künste. Auf stille Häuslichkeit und den Umgang mit erwachsenen, gebildeten Menschen beschränkt, lernte er früh in sich selbst und der Phantasiewelt zu leben, und darin seine Beschäftigung zu suchen. Malerey, von welcher er sich in mehreren Zweigen versuchte, und Musik füllten hauptsächlich seine Zeit aus, doch ward jene von dieser bald gänzlich verdrängt. Den Grund zu seinem, in der Folge so ausgezeichneten Klavierspiele legte Hauschkel in Hildburghausen (1796 — 1797), wohin sein Vater seine Wohnung verlegt hatte. Später brachte dieser ihn nach Salzburg zu Michael Haydn. »Der ernste Mann,« sagt Weber, »stand dem Kinde noch zu fern, ich lernte wenig bey ihm, und mit großer Anstrengung.« Dort erschien sein erstes Werk, sechs Fughetten, im Druck; eine schöne Morgenröthe, den glänzenden Tag verkündend. Im Jahre 1798 kam er nach München, lernte singen bey Vallesi, und die Komposition bey dem nachherigen Hoforganisten Kalcher. Er schrieb unter Aufsicht dieses seines Lehrers eine Oper: Die Macht der Liebe und des Weins; eine große Messe; mehrere Klaviersonaten, Variationen, Violintrios, Lieder u. s. w., die er später alle den Flammen opferte; seine Vorliebe zum Dramatischen aber, welche schon damals sich auszusprechen begann, wurde für einige Zeit von dem Bestreben überwunden, den damals eben erfundenen Steindruck zu vervollkommnen. In dieser Absicht ging er mit seinem Vater nach Freyburg, wo das dazu nöthige Materiale am nächsten schien; allein das Mechanische, Geisttödtende des Geschäfts trieb ihn bald wieder zur Komposition zurück. Er schrieb die Oper: Das Waldmädchen, welche dort im November 1800 gegeben wurde, und sich, wie er sagt, weiter verbreitete, als ihm lieb war, da er es für ein unreifes Produkt hielt. In Familiengeschäften nach Salzburg zurückgekehrt, schrieb er da die Oper: Peter Schmoll und seine Nachbarn (1801), welcher sein alter, darüber hoch erfreuter Lehrer, Michael Haydn, ein ehrenvolles Zeugniß ertheilte *). Die Ouverture dieser Oper erschien später, umgearbeitet, im Stich.

*) Siehe: Gerber's Tonkünstlerlexikon.

Hier kennt man, meines Wissens, dieses, wenn auch nicht vollendete, doch gewiß interessante Jugendwerk unseres Helden weder der Aufführung noch der Partitur nach. 1802 unternahm er mit seinem Vater eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg, Holstein, wo er eifrig studirte, jedoch über seine, aus diesem Studium errichteten Lehrgebäude in ein Meer von Zweifeln gerieth, »aus dem mich,« sagt er, »nur nach und nach das Schaffen eines eigenen, auf natürliche und philosophische Gründe gestützten Systems rettete, so, daß ich das viele Herrliche, das die alten Meister befohlen und festgestellt hatten, nun auch in seinen Grundursachen zu erforschen und in mir zu einem abgeschlossenen Ganzen zu formen suchte.« Es drängte ihn nun nach der Tonwelt Wiens, wo er, nebst Vater Haydn und andern der bedeutendsten Künstler, auch den Abt Vogler kennen lernte, welchem auf so verschiedene Weise beurtheilten Manne er hier die Huldigung des höchsten Lobes und der vollkommensten Hochachtung darbringt. Zur Musikdirektorsstelle nach Breslau berufen, schuf er dort ein neues Orchester und Chor, überarbeitete manche frühere Komposition, und schrieb die Oper Rübezahl größtentheils. 1806 ward er von dem Prinzen Eugen von Würtemberg an seinem Hofe zu Karlsruhe in Schlesien angestellt, wo er zwey Symphonien, mehrere Konzerte und Harmoniestücke komponirte. Durch den Krieg vertrieben, trat er eine Kunstreise an, welche die damaligen Verhältnisse keineswegs begünstigten, und verweilte endlich bey dem Herzoge Ludwig von Würtemberg in Stuttgart. Hier schrieb er, von dem bekannten Danzi aufgemuntert, nebst anderen kleineren Werken, die Oper Silvana, nach dem Süjet des frühern Waldmädchens. Im Jahre 1810 unternahm er abermal eine Kunstreise, durchzog Deutschland in verschiedenen Richtungen, und fand in Frankfurt, München, Berlin, Wien u. s. w. als ausübender wie als dichtender Künstler ehrenvolle Aufnahme und Anerkennung. »Noch einmal,« sagt er, »sah ich den trefflichen Abt Vogler, wenige Zeitspannen vor seinem Heimgehen, wie er sich hingab zweyen mit herrlichen Gottesgaben beschenkten Kunstjüngern, Meyerbeer und Gensbacher.« Bey seinem damaligen Aufenthalte in Wien lernte ich den ausgezeichneten Mann kennen. Es war in dem Hause des kunstliebenden k. k. geh. Rathes und Kämmerers, Grafen von Apponyi, daß ich ihn zuerst sah, und als vortrefflichen Klavierspieler bewunderte. Auch Meyerbeer setzte dort durch Ueberwindung unerhörter Schwierigkeiten im Pianofortespiele die Zuhörer in Erstaunen. Man weiß, daß er der erste war, welcher zeigte, daß dem Talente und der Beharrlichkeit das für un-

möglich Gehaltene möglich sey; daß Moscheles, und später andere, es ihm gleich zu thun oder ihn noch gar zu überbieten strebten, und wie es dadurch — gewiß gegen den Wunsch und die Absicht jener beyden großen Künstler — so weit kam, daß man schon seit geraumer Zeit Ueberwindung mechanischer Schwierigkeiten für das Höchste der ausübenden Tonkunst hält. Es ist bekannt, daß Meyerbeer, dessen anziehende Bekanntschaft ich zu jener Zeit ebenfalls machte, als Komponist in der Folge einen, dem damals eingeschlagenen Wege ganz entgegengesetzten wählte, und in Italien es sich zum Ziele setzte, zu den Gefeyerten des Tages zu gehören. Gensbacher hat seit mehreren Jahren einen seiner würdigen Wirkungskreis in der Stelle eines Domkapellmeisters an der hiesigen Metropolitankirche gefunden.

Im Vereine mit diesen Beyden genoß Weber, »gereifter und selbst zum Sichten fähiger,« noch Vogler's tiefe Erfahrungen, und komponirte die Oper: Abuhassan; ein Werk voll Geist und Eigenthümlichkeit, welches später auch hier gegeben, aber nicht hinlänglich verstanden wurde, und daher auch nicht jenen Grad von Beyfall erhielt, den es verdient hätte.

Von 1813 bis 1816 stand Weber an der Spitze der Prager Oper, die er ganz neu organisirt hatte. Nachdem er diese seine Schöpfung in Gang gebracht, und alles geleistet hatte, was die beschränkten Verhältnisse einer Privatunternehmung zuließen, legte er die Direktion in Prag nieder, und zog abermals durch die Welt, bis der Ruf zur Gründung einer deutschen Oper in Dresden aufs Neue ihn festhielt.

Ueber sein Wirken in Prag und die Hindernisse, mit welchen er dort zu kämpfen hatte, wird in dem Vorworte ein merkwürdiger Brief mitgetheilt, den er in der letzten Zeit seines dortigen Aufenthaltes, aus Anlaß einer Rüge, daß für die Oper zu wenig gethan worden sey, an den damaligen Theaterdirektor Liebich schrieb; aus welchem ich folgende Stelle anzuführen mir erlaube, die zugleich einen Beweis seiner richtigen Ansicht von den verschiedenen Gattungen der Oper liefert:

»Ich fand« (in Prag nämlich) »einen Musikgeschmack, der durch die ehemalige italienische Oper und dann durch die Mozartische Periode eine seltsame Gestaltung erhalten hatte. Es war ein unruhig ins Blaue hinaus wünschender Geist, der mit sich selbst nicht einig war, was er wünschen sollte. — Die Natur der italienischen Oper erfordert wenige, aber ausgezeichnete Künstler. Einzelne blitzende Steine, gleichviel in welcher Fassung. Alles übrige ist da Nebenwerk und unbedeutend. Der Deutsche greift alles tiefer, er will ein Kunstwerk, wo alle Theile sich zum schönen Ganzen runden. Er verschmäht auch den lebendig

thätigen Sinn des Franzosen nicht, der immer nur etwas vorgehen, Handlung sehen will. Sein tiefes Gemüth ergreift und umfaßt alles Vorzügliche, und sucht es sich anzueignen. Mir schien die Aufstellung eines schönen Ensemble's die erste Nothwendigkeit; ich hielt nichts für Nebensache, denn in der Kunst gibt es keine Kleinigkeit. Diese Ansicht hatte sich des Beyfalls unsers kunstliebenden, einsichtsvollen Landeschefs zu erfreuen, und öfters hatte ich später mündlich die Gelegenheit, mich seiner Zufriedenheit über das Zusammenwirken und Spiel des Chors, Orchesters und Theaterpersonals zu versichern. — Der Krieg und andere Verhältnisse, die zu erörtern mir nicht zukommt, und die auch zu allgemein bekannt sind, verhinderten leider die Zusammenstellung eines Personals, gänzlich so, wie wir es gewünscht hätten« u. s. w.

Was Weber während seiner zehnjährigen Anstellung in Dresden als Tonsetzer geleistet, ist der Welt bekannt, und wird, hoffentlich, nie vergessen werden. Bald nachdem er seinen Wohnsitz dort aufgeschlagen hatte, erschien sein unvergänglicher Freyschütz, dieses echt dramatische, echt deutsche Nationalwerk, das bald in ganz Europa Anerkennung und Beyfall gefunden hatte, und zwar zu einer Zeit, in welcher Kompositionen dieser Art wahrlich nicht an der Tagesordnung waren. So siegreiche, unwiderstehliche Macht verleihen Wahrheit und tiefes Gefühl einem auf gründlicher Meisterschaft und geläutertem Geschmacke sich erhebenden Kunstwerke. Diesem folgte Euryanthe, und endlich sein Schwanengesang Oberon, den er ebenfalls in Dresden zu schaffen angefangen, zu London aber vollendet hatte. Von dem letztern Singspiele mehr zu sagen, wird später sich Gelegenheit finden.

Daß er in Dresden als Operndirektor nicht eben so rühmlich und erfolgreich wirken konnte, wie als Tonsetzer, davon hat er Referenten bey seinem Hierseyn zur Aufführung der Euryanthe die Ursachen unter bitteren Klagen wohl vertraut; allein sie sind nicht geeignet, hier aus einander gesetzt zu werden. Nur so viel darf, da es allgemein bekannt ist, auch hier davon stehen, daß die Vorliebe der höheren Stände und aller derer, die sich Leute von Ton nennen, für die italienische Oper dort, wie hier, das Haupthinderniß eines erfreulichen Gedeihens der deutschen Oper gewesen. Wie unendlich es zu bedauern ist, daß dem Manne, der von allen Zeitgenossen seines Faches allein sämmtliche Eigenschaften besaß, eine Nationaloper zu gründen, zu leiten, zu vervollkommnen und auf die höchste Stufe des Glanzes und der Würde zu heben, dieß nicht gelingen konnte,

wird jeder fühlen, dem die Ehre und das Beste vaterländischer Kunst am Herzen liegt.

Wie als Künstler, war Weber auch als Lehrer stets bedacht, die Pflichten, die er auf sich genommen, treu zu erfüllen. Sein Genius hatte schon früh junge Gemüther angezogen, und den Jüngling wählten andere Jünglinge zum Führer und Vorbild. Gern und redlich öffnete er ihnen dann die Schätze seines Wissens, aber ernst und würdig rügte er auch ihre Fehler. Ein Brief an einen seiner Zöglinge, voll köstlicher Ermahnungen, wird uns in dem Vorworte als Beyspiel mitgetheilt, wie gut, freundlich, ja väterlich er es mit denen meinte, die sich ihm anvertrauten. Ein anderes, eben dort eingerücktes Schreiben, die Antwort an einen jungen Mann auf die Frage: Ob er sich ganz der Musik widmen solle? verstärkt noch den oben erwähnten Beweis. Ein dritter Brief, einem ihm Unbekannten geschrieben, der früher die Recension eines seinigen Werkes von Webern verlangt, und, als diese nicht so bald erschien, als der Autor es wünschte, sich deßhalb in den heftigsten Ausdrücken an ihn wendete, ist in der doppelten Beziehung merkwürdig, weil daraus zu sehen ist, daß selbst solch ein Mann, dessen trefflicher Charakter sich in allem, was er sprach und that, so klar darstellte, verkannt werden konnte, und daß er selbst dergleichen ihn unbillig Verletzende nachsichtsvoll und schonend behandelte.

Wir sehen in Webern den Satz bestätigt, daß alle Künste unter einander verwandt sind, und daß der, von der Kunst selbst Geweihte, unter anderen Verhältnissen, vielleicht in irgend einem anderen Zweige eben so viel geleistet haben würde, als in dem, der ihn berühmt gemacht hat. So wie er es, seiner eigenen Erzählung nach, im Radieren mit der Nadel ziemlich weit gebracht, und der Lithographie den Weg zu ihrer heutigen Ausbildung gebahnt hatte; würde er auch, nach vorliegenden Beweisen, als Dichter sich ausgezeichnet haben, wäre sein Gemüth von der Macht der Töne nicht allzutief durchdrungen gewesen, und hätte er Zeit auch noch für jene, mit seiner erwählten verschwisterten, Kunst gewinnen können. Bereits im Jahre 1809 erschien das erste Bruchstück seines Entwurfes zu: Tonkünstlers Leben, unter dem Namen Karl Maria, im Morgenblatte. Andere Bruchstücke sind durch Kind's Taschenbuch bekannt geworden. Das Ganze ist zum ersten Male im ersten Bande des vorliegenden Buches enthalten. Noch werden im Vorworte einige andere, kleinere Proben von Weber's Talent zum Schriftsteller vorgelegt, worunter humoristische Erzählungen, ein Gedicht, »auf Vogler's Geburtstag gemacht, und von Meyerbeer und Gensbacher komponirt;« eine scherzhafte Uebersetzung des

italienischen: Non far la smorfiosa, im provinziellen Dialekte, und andere kleine Gedichte sich befinden. Einige seiner Epigramme, Charaden u. s. w. sind in den zweyten Band verlegt, welcher übrigens dem kritischen Theile von Weber's literarischen Arbeiten gewidmet ist.

Wir schreiten nun vom Vorworte zum Werke selbst. Der erste Band beginnt mit: Tonkünstlers Leben, eine Arabeske von K. M. von Weber. Wir erhalten hier den ersten und den zweyten, weiter ausgesponnenen Plan zu diesem Romane; hierauf die ersten drey Kapitel desselben, und zwar das erste doppelt, einmal nach dem ersten Plane, dann nach dem zweyten ausgearbeitet; ferners ein Fragment des zwey und zwanzigsten Kapitels, nebst einigen Bruchstücken aus andern Kapiteln und einzelnen Gedanken, die, wie der Hr. Herausgeber glaubt, ohnstreitig zur Benützung bey »Tonkünstlers Leben« bestimmt waren; womit der erste Band geschlossen ist.

Alle diese Bruchstücke zeugen eben so sehr für den Geist und Humor, wie für die ausgebreiteten Kenntnisse ihres Autors, und erwecken gewiß bey jedem Leser das innigste Bedauern, daß dieser interessante Roman nicht vollendet worden ist. Es sey mir erlaubt, einiger Stellen aus dem Vorhandenen besonders zu erwähnen.

Dasjenige, was Weber für das zwey und zwanzigste Kapitel vorgearbeitet hat, führt die Ueberschrift: Fragment aus einer musikalischen Reise, die vielleicht erscheinen wird. Der Held des Romans sieht sich im Traume in den Konzertsaal versetzt, und behorcht ein Gespräch der dort hingelegten musikalischen Instrumente, die sich unter einander, theils nach den Vorzügen, welche jedem eigen sind, theils nach ihrer mehr oder minder häufigen Anwendung in den neuesten Kompositionen, den Rang streitig machen. Das Ganze ist überaus ergötzlich. Nachdem der Streit ziemlich lange gewährt, und das Feuer der Parteyen den höchsten Grad erreicht hatte, fallen Trompeten und Pauken *) fortissimo ein. »Stille! wir wollen auch reden. Was wäre die ganze Komposition ohne unsern Effekt? Wenn wir nicht knallen, applaudirt kein Mensch.« Worauf die Flöte antwortet: »Gemeine Seelen reißt der Lärm dahin, das Hohe wohnt im Lispeln.« Eben als alle Instrumente zugleich schreyen: »Ich allein bin die Seele, ohne mich nichts!«

*) Hätte Weber dieses heut zu Tage geschrieben, so würde er statt der Trompeten und Pauken, die bereits unter die sanften Instrumente gezählt werden, die Posaunen mit der großen und kleinen Trommel gesetzt haben.

tritt der Kalkant in den Saal, und erschrocken fahren die Streitenden aus einander, denn sie kannten seine gewaltige Hand. »Wartet,« rief er, »rebellirt ihr schon wieder? Wartet! gleich wird die Sinfonia eroica von Beethoven aufgelegt werden, und wer dann noch ein Glied oder eine Klappe rühren kann, der melde sich.«

In dem ersten der folgenden Bruchstücke rügt Weber das schon dazumal begonnene Uebermaß der Instrumentirung. »So wie die englische Nationalschuld steigt durch einzelne übermäßige Kraftanstrengung,« heißt es dort (S. 56), »so steigen auch die musikalischen Anleihen und Forderungen an die Kräfte und Mittel der Kunst so unmäßig, daß sie (obwohl sich auch nur selbst schuldig) doch bald mit einem totalen Bankerotte endigen müssen. Der musikalische Reichthum, den die neueste Kultur der Instrumentalmusik hervorbrachte, wird aufs Sträflichste gemißbraucht. Der Luxus des Harmonienwechsels und die Ueberfülle der Instrumentation bey den geringfügigsten, anspruchlosesten Dingen ist aufs Höchste gestiegen« u. s. w. — In der Folge dieses Aufsatzes beschuldigt Weber vorzüglich die Franzosen, namentlich Spontini, diesen Mißbrauch der Tonmittel eingeführt zu haben, und würde zu dieser Beschuldigung jetzt noch mehr Grund finden, wenn er die neuesten Schöpfungen des sonst geistreichen, und in mehrfacher Beziehung achtungswerthen Auber hören könnte. Auch die neuesten italienischen Komponisten bleiben nicht unerwähnt. Ihrer wird besonders in einer scherzhaften, gereimten Rede gedacht, aus welcher nur einige Verse hier Platz finden sollen:

»— — freche Passag' macht den Magnetstein,
Der den Applaus zieht in die Oper 'nein.
Auf den Laufer, gut oder übel,
Folgt das Gepatsch, wie die Thrän' auf die Zwiebel.
— — — — — — — —
Es ist ein Gebot, du sollst den alten
Und reinen Satz nicht unnütz halten,
Und wo hört man ihn mehr blasphemiren,
Als jetzt in den allerneuesten Tonquartieren?
— — — — — — — —
Der Gluck schrieb doch auch wohl noch mit Effekt,
Der Mozart hat auch, glaub' ich, Neues geheckt,
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß sie so unwissende Kerle gewesen?
— — — — — — — —
Wieder ein Gebot ist, du sollst nicht stehlen;
Ja, das befolgt Ihr nach dem Wort,
Denn Ihr tragt alles offen fort.«

Was den im ersten Theile der oben angeführten Stelle prophezeyten Bankerott betrifft, so scheint er in der That schon nahe

zu seyn. Die neuesten Komponisten scheinen sich in der Instrumentalmusik an Erfindung von Schwierigkeiten erschöpft zu haben, nachdem dieses in der Vokalmusik schon früher geschah, und man seit langer Zeit immer nur die schon hundert Mal gehörten Kunststückchen wieder zu hören bekam. Eben so ist von Seite der Aufführenden in Ueberwindung dieser Schwierigkeiten die äußerste Grenze der Möglichkeit erreicht worden. Wie nun der Reiz des Neuen und Außerordentlichen immer mehr verschwindet, nimmt auch der einzige Effekt, den dergleichen hervorbringen konnte, die Verwunderung, allmälich ab; und so dürfen die Verehrer der edleren Tonkunst hoffen, wenn auch nicht so bald als zu wünschen wäre, doch in nicht allzu ferner Zeit bey Erfindenden und Ausführenden innern Gehalt, geläuterten Geschmack, Gefühl und Ausdruck an die Stelle von nichtssagendem Flitter, Ungeschmack und Empfindungsarmuth wieder treten zu sehen.

Im zweyten Bruchstücke wird der Held des Romans von seinem Freunde auf den Maskenball geführt, wo er einen seltsamen Maskenzug erblickt. Nach einem vom Hanswurste gehaltenen Prolog tritt zuerst die große italienische Oper auf. »Eine lange, hagere, durchsichtige Figur, charakterloses Gesicht, das als Held, Seladon, Barbar sich immer gleich bleibt, und nur eine ungemeine Süßlichkeit über sich verbreitet hat. Sie trägt ein dünnes Schleppkleid, dessen Farbe eigentlich keine Farbe zu nennen ist, und auf dem hin und wieder kleine blitzende Steine sitzen, die die Augen des Publikums auf sich ziehen.« Nachdem sie gesungen: Oh Dio... addio... Ti lascio Idol mio u. s. w., tritt der Hanswurst, ganz gerührt und entzückt, hervor, ihren Vorzügen eine stattliche Lobrede haltend, welche also beginnt:

Nein! es geht doch nichts über Melodie!
Durch sie allein beweist sich das Genie.
Das ist das wahrhaft Reine,
Das Hohe, Allgemeine,
Wenn der Gesang so ungezwungen fließt,
Daß jeder Schneider, — Koch, — verstehend ihn genießt;
Wo man bey Arien, Duetten aller Sorten
Fest glaubt, man habe sie gehört an tausend Orten u. s. w.

Auf dieses Zwischenspiel folgt die große französische Oper. Daß der Autor hier die alte französische Oper vor Augen hatte, würde schon aus der Stelle im zweyten Akt: *La Princesse:* Cher prince. *Le Prince:* Helas! *La Pr.:* Quoi? *Le Pr.:* J'expire! *La Pr.:* Oh Malheur! —

Peuple, chantez, dansez, montrez votre douleur,
Chorus: Chantons, dansons, montrons notre douleur,«

vollkommen klar werden, wenn uns auch nicht die dabey befind-

liche Anmerkung sagte, daß dieser Theil des Aufsatzes einer schon 1670 in Paris erschienenen Parodie der großen Oper nachgebildet ist.

Nach dieser Erscheinung entsteht eine Pause. Das Publikum wird unruhig. Neue Pause und neuer Tumult. »Die deutsche Oper will noch immer nicht zum Vorschein kommen.« Endlich zeigt Hanswurst sich wieder, die Ungeduldigen zu beschwichtigen. »Es geht, ehrlich gesagt, der deutschen Oper sehr übel,« spricht er; »sie leidet an Krämpfen, und ist durchaus nicht fest auf die Beine zu bringen. Eine Menge Hülfeleistende sind um sie beschäftigt, sie fällt aber von einer Ohnmacht in die andere. Auch ist sie dabey so von den an sie gemachten Prätensionen aufgedunsen, daß kein Kleid ihr mehr recht passen will. Vergebens ziehen die Herren Verarbeiter bald der französischen, bald der italienischen einen Rock aus, um sie damit zu schmücken, das paßt alles hinten und vorne nicht.« Die lange Erwartung wird nun doch befriedigt, und es beginnt: »Agnes Bernauerin, romantisch-vaterländisches Tonspiel.« Schwulst und Unsinn im prosaischen Dialog, leerer Klingklang in den gereimten Gesangstücken, Verwandlungen über Verwandlungen, Geister, Ungewitter, Burgen, Höhlen u. s. w. zeigen, von welcher Art romantischer Operngedichte hier die Rede sey. Der Musik wird nicht erwähnt. Nun folgt ein Gespräch der Masken über das, was sie gesehen und gehört hatten. Der Eine fand es dumm, der Andere göttlich; der voll tiefen Sinnes, weil er es nicht verstand, jener himmlisch wegen ein Paar hübscher Lappen. »Hier,« sagte Felix zu seinem darüber entrüsteten Freunde, »hier hast du das Publikum aller Orten und Zeiten en miniature. So glaubt sich jeder Hansdampf für seine Paar Groschen Legegeld befugt, über Dinge abzuurtheilen, die er nicht versteht, nie durchdachte, und wirft jahrelanges Studium eines Kopfes durch seinen Beyfall oder sein Mißfallen zu Boden, indem er sich von seiner augenblicklichen Laune leiten läßt, die ihm vielleicht dieß im gegenwärtigen Augenblicke himmlisch vorspiegelt, was er in einem andern langweilig findet. Ein ungeschickter Statist, der eine Scene verdirbt, ist ihm hinreichend, das Ganze schlecht zu finden, und so sind die Herren Kunstrichter der Gallerie, wie der Logen und des Parterre« — Jeder Theaterfreund findet Gelegenheit genug, die Wahrheit dieser Worte zu erproben, und wenn dieses Uebel von jeher bestand, so ist nicht zu läugnen, daß es mit jedem Tage auf eine, dem ganzen Schauspielwesen den Untergang drohende Weise zunimmt.

Man müßte dieses, sieben und dreyßig Seiten füllende Bruchstück ganz abschreiben, um den Lesern einen vollständigen

Begriff von dem Witze, der Sachkenntniß, dem tiefeindringenden Urtheile zu geben, welche diese treffende Satyre auszeichnen.

Das dritte Bruchstück enthält Betrachtungen eines mit sich und der Welt unzufriedenen Jünglings über diese und sich selbst.

Das vierte: Don Juan überschrieben, beginnt mit den Worten: »Das Parterre war ziemlich besetzt, die Logen leer, und das bewies mir augenblicklich, hätte ich es auch nicht schon gewußt, daß etwas Gutes aufgeführt würde.« Derley Erscheinungen kann Jedermann zur Genüge bemerken: oder vielmehr, es wird bald an Gelegenheit zu solchen Bemerkungen gänzlich fehlen, da etwas, das, mit der Oper Don Juan verglichen, Gutes genannt werden kann, in Kurzem nirgend mehr zu hören seyn wird.

Seite 108 befinden sich: Randbemerkungen beym Entwurfe des Plans zu Tonkünstlers Leben; kurze Sätze, welche der Autor, so wie sie ihm beyfielen, aufgezeichnet zu haben scheint, um dieselben am passenden Orte einzuweben. Alle tragen den Stempel seines Geistes.

S. 113: Einzelne Gedanken und Notizen. Auch aus diesen enthalten diejenigen, welche von Musik handeln, für deren Priester und Freunde der Beherzigung Werthes, und zugleich den Beweis, welche klare Ansichten Weber von seiner Kunst und allem hatte, was auf diese sich bezieht. Ein Paar dieser Gedanken mögen dieß bestätigen: »Trennung des Theoretischen und Praktischen. Das Letzte muß von Jugend auf uns angeboren und miterzogen seyn, als zur Natur und dem Leben gehörig, und später, wenn der Verstand ohnedieß reifer wird, darf er urtheilen und wägen, und besonnener gehen« (S. 113).

»Das scheinbar abgerissene Phantastische, was mehr Phantasiestück als gewöhnlich geregeltes Musikstück erscheint, ist ohnstreitig, wenn es etwas ist, nur ganz bedeutenden Genies möglich — die sich eine Welt schaffen, in der es nur scheinbar bunt zugeht, die aber gewiß den wahrgefühltesten innern Zusammenhang hat, wenn man sie mitzufühlen im Stande ist« (S. 115).

Den zweyten Band leitet eine kurze Vorerinnerung ein, aus welcher wir vernehmen, daß dieser und der folgende Band diejenigen Aufsätze Weber's enthalten, welche seit dem Jahre 1809 von ihm theils in einzelnen Zeitschriften, dem Morgenblatte, der Zeitung für die elegante Welt, der Abendzeitung u. s. w. mit den Unterschriften »Karl Maria« — »Niemand« — »Melos« — »Simon Knaster« oder auch ohne alle Namensbezeichnung zerstreut sich vorfanden, theils im Konzept unter seinen Papieren aufbewahrt, noch gar nicht publizirt worden waren.

Da wir nun an den kritischen Theil von Weber's Nachlaß kommen, werden einige Zeilen aus dem Vorworte (S. LXXIX) als kurze Einleitung hier an ihrer Stelle seyn: »Je seltsamer sich zuweilen, besonders in einigen Zeitschriften, die neueste Kritik geberdet, je kecker und unbegründeter sie abspricht, je öfter sie schon im voraus Verdammung oder Erhebung beschlossen zu haben scheint, ehe der zu beurtheilende Gegenstand noch vor ihr liegt, und je mehr sie sich oft in völlig unverständliche Floskeln hüllt, um sich das Ansehen einer überschwenglichen Gelehrsamkeit zu geben; um so wohlthätiger müssen diese kritischen Aufsätze wirken, da sie auf der einen Seite mit der anspruchlosesten Beachtung Anderer geschrieben sind, während auf der andern nichts darin ohne gründlichen Beleg getadelt, und die Sprache stets so gehalten wird, daß jeder Leser, der nur einige musikalische Kenntnisse mitbringt, niemals über Dunkelheit und Verwirrung klagen darf.«

Der erste dieser Aufsätze verbreitet sich über den gegenwärtigen [1]) Zustand der Kunst und Literatur Stuttgarts. Unter den Gelehrten und Schriftstellern werden hier, nebst andern, Haug, Reinbeck und Schubert, der Uebersetzer Ossian's, unter den Künstlern Dannecker, die beyden Müller, Vater und Sohn, Eberhard Wächter und Kapellmeister Danzi, mit gedrängter Darstellung ihrer Verdienste besonders angeführt.

So wie hier ausgezeichneten Männern verdiente Anerkennung geworden, widerfährt in dem folgenden Aufsatze: Recension: Briefe über den Geschmack in der Musik, von J. B. Schaul, diesem erbärmlichen Geschreibe sein volles Recht. Ich habe an einem andern Orte [2]) Gelegenheit gehabt, dieses Mannes vorübergehend zu erwähnen. Aus vorliegender Recension werden die Leser den ganzen Werth dieses geschmackvollen Schriftstellers über Geschmack kennen lernen. Der erste Brief, »dessen Styl der eines eben aus der Grammatik entlassenen Schülers ist« (S. 15), handelt von der Kammermusik, wo Pleyel (dem sein Verdienst unbenommen bleibt) und Boccherini weit über Mozart und Haydn erhoben werden. — Im zweyten Briefe sind einige gute, aber oft gesagte Bemerkungen enthalten, worauf Clementi als König der Tonsetzer für das Pianoforte proklamirt und behauptet wird, daß kein anderer außer ihm auf den ersten Platz Anspruch machen kann. Der dritte und vierte Brief sind dem Tadel

---

[1]) Geschrieben im J. 1809.

[2]) Jahrb. d. Lit., Band XLIX, S. 164.

Mozart's gewidmet, und, wie Weber versichert, die Krone des Werks. »Frevel wäre es,« sagt der Recensent, »an seinen (Mozart's) Manen verübt, wenn wir ihn gegen Hrn. Schaul zu vertheidigen wagen wollten.« In der That, wie wäre es auch der Mühe werth, einen Skribenten zu widerlegen, der durch Aeußerungen, wie die hier angeführten, als: Mozart's Singstimmen haben keinen natürlichen Gang, seine Harmonie ist hart, gesucht, seine Finales zu überladen, er sündigt oft gegen die gesunde Vernunft u. s. w., so überzeugende Beweise liefert, daß es ihm nicht nur an Geschmack, den er doch lehren will, sondern ganz vorzüglich auch an gesunder Vernunft fehle?

Der dritte Aufsatz führt die Ueberschrift: Ein Wort über Vogler, und beginnt also: »Es ist ein anerkanntes Schicksal großer Männer, sich bey ihren Lebzeiten verkannt zu sehen, wo möglich Hungers zu sterben, und nach dem Tode von hungrigen Verlegern zum Himmel erhoben zu werden.« Diesen Satz wendet unser Autor auf den damals noch im Leben gewesenen Abt Vogler an, indem er zu zeigen sich bestrebt, daß sein Verdienst, sowohl als Schöpfer eines neuen Systems der Harmonie, wie als Tonsetzer, nicht gehörig gewürdiget, von Einigen angestaunt, von Andern verlästert, ja lächerlich gemacht wurde; von diesen, weil sie ihn nicht verstehen, von jenen, weil sie seinen Geist nicht zu ergründen wagen. Ob Webern hier mehr das schöne Gefühl eines dankbaren Schülers oder die Gerechtigkeit eines parteylosen Beurtheilers die Feder geführt habe, mag dahingestellt bleiben.

Im vierten Aufsatze erhalten wir eine Schilderung von Baaden-Baaden. Bey manchen Vorzügen dieses Badeortes vermißte unser Freund »das gesellige, offene Wesen, das jeden Tischnachbar zum alten Bekannten stempelt,« welches er dem Mangel eines allgemeinen Vereinigungspunktes der zahlreichen Gesellschaft zuschreibt. Mit dem Theater, unter Dengler's (aus Freyburg) Leitung wäre er zufrieden gewesen, hätte man nicht die Wuth gehabt, »bey 3 ½ Mann im Orchester, Don Juan, Opferfest, Lodoiska u. dgl. geben zu wollen,« und wäre das, aus ein Paar Bretern dünn zusammengeheftete Theaterhäuschen besser vor Feuer und Wasser geschützt gewesen. Von den Anstalten zur Unterkunft der Badegäste wird besonders der Baadische Hof wegen seiner Eleganz und Bequemlichkeit angerühmt.

Alle bisher erwähnten Aufsätze wurden im J. 1809 geschrieben. In das Jahr 1810 gehören folgende:

Ueber Mannheim. In dieser kleinen, nur etwas über zwey Seiten einnehmenden Skizze ist hauptsächlich die Rede von

einigen Konzerten, welchen Weber im Museum beywohnte, und die ihm Freude machten. Besonders ist einer Symphonie und einer Messe vom Kapellmeister Gensbacher lobend erwähnt, der auch als Komponist von Liedern, »die mit italienischem fließenden Gesange deutsche Kraft verbinden,« gerühmt wird.

Recensionen. Colma, ein französisches Gedicht in Ossianischer Form, komponirt von Berger. — Der Zitherschläger, Oper in einem Akt. Musik vom Kapellmeister Ritter in Mannheim. Beyde Werke werden günstig beurtheilt. Wenn man in der Art, wie solches geschehen, nicht nur die Bereitwilligkeit, Andern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern auch unverkennbar die ungeheuchelte Freude bemerkt, etwas Gutes gefunden zu haben, und bekannt machen zu können; so zeigen in diesen beyden kurzen Recensionen die, obschon wenigen, nur mit ein Paar Worten hingeworfenen Andeutungen der Schwierigkeiten, welche die Komposition jener beyden Werke darbot, und der Vorzüge, welche sie enthalten, den erfahrenen Künstler. — Zwölf Choräle von Sebastian Bach, umgearbeitet von Vogler, zergliedert von K. M. von Weber. Dieser auf dreyzehn Seiten ausgeführten Recension ist das Motto vorgesetzt: Recensere errores minimum — maximum est emendare Opus, perficere inceptum. Referent gesteht, daß ihm weder die ursprüngliche Komposition der hier angeführten zwölf Choräle, noch die Voglersche Umarbeitung bekannt sey. Er kann daher nicht beurtheilen, weder ob das Werk eines der größten Tonsetzer überhaupt, und dieses Kunstfaches insbesondere, einer Umarbeitung bedurfte, die — der Natur dieser Gesanggattung nach — nicht in geringer Veränderung von Nebendingen oder Zufälligkeiten, sondern nur in einer Veränderung der Grundlage und Wesenheit des Werkes selbst bestanden haben kann; noch ob dasjenige, was Weber von dieser Umarbeitung rühmt, nicht, zum Theil wenigstens, von der Freundschaft diktirt wurde. Er selbst scheint das Schwere seiner Aufgabe gefühlt, und ihre Lösung nicht ganz ohne Verlegenheit unternommen zu haben, was daraus hervorgeht; daß er nicht nur für nöthig hielt, dieser Recension eine Einleitung voranzuschicken, sondern diese mit folgenden Worten zu beginnen: »Es ist allerdings ein gewagtes Unternehmen, den Ruhm und die Kenntnisse eines von der Welt anerkannten großen Mannes antasten zu wollen, und ein großer Theil wird mit Unwillen Gegenwärtiges betrachten« u. s. w.

Aus dem Jahre 1811 wird Nachstehendes mitgetheilt:

Unter der Aufschrift: Berlin, im May 1811, die Re-

cension eines dort aufgeführten Oratoriums: Gott und die Natur, in Musik gesetzt von Meyerbeer. Jede Nummer dieses Werkes wird besonders beurtheilt. Nur seltener und leiser Tadel mischt sich dem ehrenvollen Lobe bey, welches dieser Komposition ertheilt wird. Schon dasjenige, was Anfangs im Allgemeinen davon gesagt ist: »Glühendes Leben, herzliche Lieblichkeit, und besonders die echte Kraft des emporflammenden Genies ist darin unverkennbar,« gibt hinreichenden Anlaß, zu bedauern, daß man dieses Werk des damals noch in erster Jugend gestandenen Tonsetzers hier weder kennt, noch gehört hat. Von der Partitur einer Oper: Jephta, welche Hr. Meyerbeer mir bey seinem ersten Aufenthalte allhier zur Einsicht mitgetheilt hat, auf jenes Oratorium zu schließen, mit welchem sie alle oben gerühmten Vorzüge gemein hat, würde es eine schätzbare Bereicherung in diesem, in unserer Zeit ohnehin so karg angebauten Felde der Tonkunst gewesen seyn.

Kunstzustand in Darmstadt. Dieser kleine Aufsatz ist noch vor der Zeit geschrieben, in welcher das dortige Hofoperntheater sich zu der bedeutenden Höhe erhob, die es in dem letzten Decennium erreichte. Eigentlichen Musiksinn, »der sich in kleinen Zirkeln ausspricht, wo das Bedürfniß und der Drang zur Kunst die Menschen vereint, unter sich Musiken zu veranstalten,« vermißte Weber damals ganz, obschon er bereits von der, kaum noch im Aufblühen begriffen gewesenen Oper, und besonders von dem, aus ungefähr funfzig Jünglingen und Mädchen neu zusammengesetzten Chor viel Gutes zu sagen fand.

Ein Aufsatz, München überschrieben, gibt Nachricht von der, auf der dortigen Hofbühne Statt gehabten Aufführung der Oper Aschenbrödel (Cendrillon) mit Musik von Nicolo Isouard. Wenn unser Autor die Meinung äußert, daß diese Oper in Paris, wo sie eigens für das dreyfache Talent der Dlle. St. Aubin als Sängerin, Schauspielerin und Tänzerin geschrieben, und in der Ouverture auf zwey bekannte Virtuosen, den Harfenspieler Casimir und den Waldhornisten Duveravys, gerechnet worden, die meiste Wirkung zu machen geeignet war, wird ihm Niemand widersprechen; wenn er aber behauptet, daß der Komponist am wenigsten für die Oper gethan, und daß »beynahe alle Musikstücke aus abgedroschenen Sätzen bestehen, die durch eine unbehülfliche Instrumentirung noch mehr ins Licht gesetzt werden«: so beurtheilt er diese naiv-einfache, an mehreren Stellen sinnvolle, ja geistreiche Musik wohl zu hart. Wie sehr gab eine später erschienene Aschenbrödel (La Cenerentola) Anlaß, die Isouardische zurück zu wünschen!

In den »dramaturgischen Bruchstücken« kommt

zuerst die Nachricht einer Aufführung der Ginevra von Simon Meyer vor, von welcher man — nach Weber's Meinung — auf den Zettel hätte setzen sollen, Musik von Weigel, Sim. Meyer und Komp., da fast alle bedeutende Musikstücke von Weigel, eines auch von einem andern Meister, gewesen. Bey dieser Gelegenheit wird des, auch hier noch in gutem Andenken stehenden Sängers Brizzi ehrenvoll gedacht. — Das zweyte Bruchstück handelt von einem Ballete: Der Dichter Geßner, von Crux, mit Musik von Stenner, welche bedeutendes Lob erhält. — Eine ausführliche Beurtheilung ist in dem dritten Fragmente einer Aufführung der Oper Macdonald (mehr bekannt unter dem Titel: Der Thurm von Gothenburg) gewidmet, welche unser Autor zu den vollendetsten Arbeiten Dalleyrac's rechnet, obschon sie in Frankreich nicht dafür gegolten habe. Besonders erklärt er alle Chöre dieser Oper für wirklich klassisch. — Im vierten Aufsatze ist von einer Darstellung des bekannten Kotzebueschen Schauspieles mit Gesang: Deodata, die Rede, wozu der rühmlich bekannte Verehrer Gluck's, Kapellmeister Bernhard Anselm Weber (in Berlin), die Musik gesetzt hatte. Darf man auch die Bekanntschaft dieses Bühnenwerks nicht des Gedichtes wegen für wünschenswerth halten, worin Kotzebue, wie in seinem »Teufels Lustschloß,« bewies, daß er keinen richtigen Begriff vom musikalischen Schauspiel habe — ein Mangel, den er mit manchem weit höher stehenden Dichter theilte — so wäre doch gewiß die Musik des Anhörens würdig gewesen. Diese Voraussetzung ist nicht nur in dem Namen des Komponisten gegründet, sondern wird auch von unserem Autor bestätigt, welcher davon sagt: »Die Musik bezeichnet durchaus den vielerfahrnen, gewiegten Meister, der, nebst richtiger Deklamation und Ausdruck, alle Kunst einer effektvollen Instrumentation mit einer ausgezeichneten Kenntniß der Scene in sich vereinigt.« Daß diese Oper nicht allgemein wirkte, schreibt Weber dem Umstande zu, daß ihr, trotz aller oben berührten Vorzüge, doch der allerwirksamste fehlt — eine blühende Phantasie. — Die fünfte Recension hat eine Aufführung von Mehul's Oper: Jakob und seine Söhne, oder, wie sie bey uns heißt: Joseph und seine Brüder, zum Gegenstande. Nach einem billigen Lobe des Münchner Publikums, welches durch zahlreichen Besuch dieser Darstellung seinen Geschmack für wahre Meisterwerke bewies, ruft der Recensent aus: »Wen sollte aber auch nicht eine Musik, wie diese, ergreifen, und mit sich unwiderstehlich fortreißen! Der antike, ich möchte sagen, der einfache biblische Geist, der durchaus so vortrefflich darin gehalten ist, wo kein unnöthiger

Klingklang die Ohren kitzelt, wo alles bloß durch die höchste Wahrheit wirkt, und wo durch die weiseste Berechnung der Instrumentation, die den vielgeübten Komponisten beurkundet, mit so wenigen Mitteln die höchsten Effekte erzeugt werden!« Und später sagt er: »Um nur einigermaßen alle Vorzüge dieser herrlichen Tondichtung zu entwickeln, müßte man Alphabete füllen.« — Schön ist es, einen selbst so reich begabten Mann, wie Weber war, das Werk eines seiner würdigsten Kunstverwandten nicht nur mit so vollständiger Gerechtigkeit, sondern mit so offenbarer Liebe beurtheilen zu hören; doch meinen Landsleuten und mir erweckt dies Lob eine wehmüthige Erinnerung an die schöne verflossene Zeit, in welcher auch hier bey zwanzig auf einander gefolgten Aufführungen dieser Oper, worin Wild in aufblühender Jugendkraft als Joseph, der unvergeßliche Vogel aber als Jakob wirkten, kaum ein Plätzchen zu finden war, und die nun ganz verloren gegangene Fähigkeit — die schätzenswertheste an allen Kunstwerken — mit wenigen Mitteln die höchsten Effekte zu erzeugen, noch volle Anerkennung fand. Freylich verstand man damals unter Effekt nicht, wie heute, bloß den Knalleffekt, sondern die Wirkung auf Verstand und Gemüth. — Die sechste Recension, in Briefesform, enthält ein eben so achtungsvolles Urtheil über den Cherubinischen Armand (hier Die Tage der Gefahr genannt), welches Singspiel unser Autor »ein echt dramatisches klassisches Werk« nennt. Nicht so, wie mit diesem selbst, war er mit dessen Darstellung zufrieden, in welcher man sich mehrere willkürliche Aenderungen der Musik erlaubt hatte, und nur das berühmte Münchner Orchester nebst dem Chor empfangen unbedingtes Lob.

In dem hierauf folgenden, Mannheim überschriebenen, Aufsatze wird der Wunsch geäußert, daß es in den bedeutenden Städten Deutschlands getreue, bescheidene Notizen gäbe, die dem dort erscheinenden reisenden Künstler einen richtigen Gesichtspunkt des dasigen Kunstzustandes aufstellten, und dadurch ihm den Weg bezeichneten, den er einzuschlagen hätte. Am Ende rügt Weber ein, von den dortigen Tonkünstlern gegen ihn, bey Gelegenheit seiner Konzerte, beobachtetes ungastfreundliches Benehmen. — Die letzten in jenes Jahr gehörigen Zeilen empfehlen Variationen für das Pianoforte zu vier Händen über das Lied: »Ist denn Liebe ein Verbrechen,« vom Kapellmeister Gensbacher.

Aus dem Jahre 1812 erhalten wir nur zwey Recensionen. Die erste handelt von einer neuen, auf der königl. Bühne zu Berlin aufgeführten Oper: Don Tacagno, von Koreff,

Musik von Drieberg. Dem Komponisten wird entschiedenes Talent für die komische Oper eingeräumt, die Ensembles aber werden für vorzüglicher als die Arien erklärt. — Die zweyte verbreitet sich umständlicher über die, in einem Konzerte zu Berlin gegebene Schillersche Ballade: »Der Eisenhammer,« mit Musikbegleitung von dem schon oben erwähnten k. preuß. Kapellmeister B. A. Weber. Der Recensent geht bey seiner Auseinandersetzung der musikalischen Behandlung dieser Ballade von der Ansicht des Komponisten aus, der seine Töne als den Grund eines sich auf denselben erhebenden Gemäldes betrachtet, als den verstärkten, dem Gefühle des Menschen näher gebrachten Ausdruck, den die Worte aussprechen, indem er in den Tönen lebt. — Eine Ansicht, die bey jeder musikalischen Begleitung einer Ballade oder sonst eines zur Deklamation bestimmten Gedichtes von größerem Umfange wohl die einzig richtige ist. Es wird vorläufig erklärt, »daß von diesem Gesichtspunkte aus die Behandlung des Herrn Kapellmeisters Weber höchst gelungen zu nennen sey.« Nun folgt eine ins Einzelne gehende, jede vorzügliche Stelle besonders heraushebende Beurtheilung des Ganzen, welche mit den Worten schließt: »Diese Arbeit wird ein bleibendes Denkmal des Genius des Hrn. K. Weber seyn.« Noch wird die treffliche Deklamation Iffland's gerühmt, der diese Ballade vortrug, und dabey so höchst richtig die feine Grenzlinie, die zwischen der Deklamation und dem theatralischen Vortrage liegt, zu beobachten wußte. Ein Unterschied, welcher von den heutigen Deklamatoren nicht genug berücksichtigt wird.

Von den Jahren 1813, 1814 und 1815 wird Folgendes mitgetheilt:

Ein Schreiben an Hrn. Friedr. Wiek bey Uebersendung der unserm Autor gewidmeten acht Gesänge von seiner Komposition. Es enthält eine ausführliche Recension nicht nur eines jeden dieser acht Gesänge, sondern selbst vieler einzelner Stellen derselben, und kann daher bloß diejenigen interessiren, welchen die besprochene Komposition bekannt ist. Nur Einiges, was Anfangs überhaupt daran getadelt wird, hat allgemeines Interesse für die in unserer Zeit große Zahl von Künstlern und Dilettanten, welche sich mit der, dem Anscheine nach so leichten, in der That aber sehr schwierigen Komposition von Liedern beschäftigen; daher ich es hier anführen zu dürfen glaube. »Sie streben aus der gewöhnlichen Liederform zu weichen,« schreibt Weber, »und alles Streben nach Schönem und neuem Guten ist rühmlich; aber die Schöpfung einer neuen Form muß durch die Dichtung, die man komponirt, erzeugt werden. — Ihre Singstimme ist

mitunter etwas unsingbar, und Ihre Harmonie oft unrein, wo das Reine und Natürliche ganz nahe gelegen hätte, und es mir scheint, als hätten Sie bloß der Neuheit wegen nach dem Mangelhaften gegriffen, das Sie natürlich in dem Augenblicke nicht dafür hielten. — Ihre Modulation ist oft ausschweifend, und selten das Gefühl der Grundtonart recht begründend. Die Modulation ist etwas sehr Heiliges, und nur dann an ihrem Platze, wenn sie den Ausdruck befördert und erhebt, ohne dieses aber eben so leicht störend. — Ihre Deklamation ist zuweilen sehr unsorgfältig, und zerreißt den Zusammenhang des Sinnes.« — Wer kann läugnen, daß in vielen der neueren Lieder mehrere der hier gerügten Mängel, zuweilen auch alle, anzutreffen seyen? Am häufigsten wird gegen richtige Deklamation zu Gunsten einer lieblichen, dem Texte oft nicht einmal anpassenden Melodie, und durch Ueberfüllung mit, meist gar nicht motivirten Modulationen gesündigt. Letztere ist so recht eine Lieblingssünde der neueren, besonders der jüngeren, sowohl Instrumental- als Vokalkomponisten, die da glauben, sie könnten sich über ihr wohl vollendetes Studium der Harmonie nicht ausweisen, wenn sie den Zuhörer nicht gleich im vierten oder fünften Takt eines Tonstücks in eine, mit dem Grundtone ganz und gar nicht verwandte Tonart schleudern, und so von vier zu vier Takten, »ohne Rast und Ruh,« durch alle Dur- und Molltonarten mit fortreißen. — Um gegen den Tonsetzer der hier beurtheilten Gesänge keine Ungerechtigkeit zu begehen, muß noch angeführt werden, daß in diesem Briefe manches Einzelne als schön gedacht und gefühlt bezeichnet, in Manchem die richtige Auffassung des Charakters der Dichtung, in Anderem schöne Phantasie oder herzlicher und inniger Ausdruck gelobt wird.

Großes Musikfest zu Frankenhausen in Thüringen. Dieser Aufsatz ist bloß eine vorläufige Ankündigung des großen Musikfestes, welches durch Veranstaltung des Hrn. Musikdirektors Bischoff in Frankenhausen zu erwarten war, und wobey am ersten Tage Spohr's »befreytes Deutschland,« gedichtet von Karoline Pichler, nebst einem Te Deum von Gottfried Weber, am zweyten Tage aber ein gemischtes Konzert aufgeführt werden sollte, welches die Brüder Romberg, Hermstädt, Matthäi u. a. zu verherrlichen bestimmt gewesen. Sehr zu bedauern ist, daß unser Autor nicht eine beurtheilende Nachricht von dem Erfolge dieses Musikfestes hinterließ, welche, besonders in Beziehung auf die, auch hier gehörte Spohrsche Kantate, von hohem Interesse gewesen seyn würde.

Ueber Prag. Unter dieser Ueberschrift finden wir zuerst

eine Schilderung des Zustandes der Musik und des musikalischen Geschmacks in Prag aus der Zeit, in welcher Weber die Leitung der dortigen Opernbühne übernommen hatte. »Es gab eine Zeit,« heißt es, »wo die Hauptstadt Böhmens sich auch fast denselben Rang in der Kunst anmaßen durfte. Ein Publikum, das zuerst den Mozartschen Genius zu würdigen wußte, hatte allerdings ein gegründetes Recht hiezu. Dieses wirkliche Recht ist nun durch mancherley Zeitereignisse und die dadurch bewirkte Umwandlung, Ver- und Umstimmung des Publikums zum leeren Titularrechte geworden, und die Titularherrn pochen bekanntlich immer strenger, als die wirklichen, auf ihre Vorzüge.« — Nun werden die Haupturfachen dieser nachtheiligen Veränderung aufgezählt, und sodann also fortgefahren: »so sank nach und nach die musikalische Bildung, mit ihr der Geschmack, und nichts erhielt sich, als die Erinnerung an den Ruhm der alten Zeiten und deren Kenner, auf welchen ererbten Lorberen nun die junge, tonangebende Welt als auf selbst errungenen ruht und pocht.« — Ich habe es mir nicht versagen können, diese beyden Stellen wörtlich anzuführen, da dieselben, während sie den damaligen Kunstzustand in Prag schildern, zugleich die Geschichte Wien's, in dieser Beziehung, auf das Vollständigste enthalten. Wer nicht dieser Meinung ist, läßt sich wohl durch den extensiven Gewinn, welchen die Tonkunst in dem letzten Vierteljahrhunderte hier gemacht hat, täuschen, und übersieht dabey, daß sie an innerem Gehalt in eben dem Maße ab-, als an Verbreitung zugenommen. — Weber klagt im Verlauf dieses Aufsatzes, daß die Hauptquelle, von der alle Bildung ausgeht, Geselligkeit und Austausch der Ideen, dort gänzlich fehle; daß es keine Vereinigungspunkte gebe; daß die verschiedenen Stände sich strenge von einander absondern, ohne deßhalb unter sich einen Körper zu bilden, und daß nicht — wie in Wien oder Berlin — eine Masse von Fremden vorhanden sey, die diese widerstrebenden Theile binden könnte. Bey dieser Lage der Dinge sey es jedoch um so mehr zu bewundern, daß Prag, durch das unermüdete Streben einiger Wenigen, sich gleichwohl dreist mit den gerühmtesten Städten Deutschlands in Wetteifer einlassen könne. Zum Beweise dessen wendet sich der Autor nun auf die dort bestehenden Kunstanstalten, unter denen, wie billig, das Theater, als am allverbreitendsten wirkend, den ersten Rang einnimmt. Indem nun von der im Jahre 1813 unternommenen Reorganisirung der Opernbühne, von dem Eifer und Nachdruck, womit dabey verfahren wurde, von den günstigen Resultaten derselben, von der unermüdeten Thätigkeit gesprochen wird, mit welcher die Leitung geführt, und nicht nur die möglichste Abwechslung in

die Vorstellungen gebracht, sondern auch nur werthvolle Opern auf das Repertoire gesetzt, und so auf die Wiedererhebung des Geschmacks hingearbeitet worden, hat K. M. v. Weber unter dem Schleyer eines anonymen Referenten sich selbst, nicht Weihrauch gestreut, sondern bloß Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß diese, von ihm in unglaublich kurzer Zeit und mit sehr beschränkten Mitteln empor gebrachte Opernbühne durch später eingetretene ungünstige Ereignisse, vorzüglich auch durch den Tod ihres wackern Direktors Liebich, nicht so lang geblüht hat, als zu wünschen gewesen wäre, ist allgemein bekannt. — Das zweyte Kunstinstitut, welches hier angeführt wird, ist das von den Herren Ständen errichtete Konservatorium der Musik, das schon damals, unter seinem Vorsteher Weber — welchem Namen Polyhymnia besonders hold zu seyn scheint — schöne Früchte versprach, und sie seitdem wirklich geliefert hat. Mit Recht setzt unser Autor das Operntheater und das Konservatorium an die Spitze der musikalischen Künstanstalten; sie müssen überall als die ersten und wichtigsten betrachtet werden, von denen alle musikalische Bildung ausgeht, und durch welche der Geschmack in der Musik geregelt wird. Was die Opernbühne betrifft, so kann die Geschichte der Musik in Wien in den letzten vierzig Jahren zum Belege des hier Gesagten dienen. Man erinnere sich, auf welcher ehrenvollen Stufe der Geschmack gestanden, als noch Gluck und Mozart, Salieri und Cimarosa, Cherubini und Mehul die Opernbühne beherrschten. Was auf derselben, und wie es dem Publikum zu Gehör gebracht wird, bestimmt dessen Begriffe und Neigungen in der Tonkunst, und nicht nur im Gesange allein, nein! auch in der Instrumentalmusik, die — wie sie, ihrem Ursprunge nach, eine Nachahmung der Vokalmusik ist — fortan dem Impulse folgt, den diese ihr gibt. Dieß kann man am Klarsten daraus sehen, daß in den Tagen, wo die oben genannten Meister und einige andere, die in gleichem Geiste, wenn schon nicht in gleicher Vortrefflichkeit, komponirten, dem musikalischen Drama vorstanden, Haydn und später Beethoven, nebst dem in allen Fächern der Komposition unübertroffenen Mozart die am höchsten geachteten, am liebsten gehörten Führer der Instrumentalmusik waren; wo hingegen diese — mit wenigen schätzenswerthen Ausnahmen — gerade von der Zeit an zum Flachen, Frivolen, zum bloß mechanisch Künstlichen sich gewendet, als der Gesang diese Richtung zu nehmen angefangen hat. Aus alle dem aber geht hervor, wie wichtig die Beschaffenheit des Operntheaters einer großen Stadt für das Gedeihen und den Ruhm der Tonkunst sey.

Wenn, zu gleichem Zwecke, die Errichtung von Konservato-

rien der Musik in Hauptstädten aus der Ursache erwünschlich ist, damit die Elemente der Kunst nach bewährten Systemen gelehrt, und denjenigen, welche sich der Musik widmen, schon von Jugend auf ein geläuterter, auf ästhetischen Grundsätzen beruhender Geschmack angebildet werde; so ist sie auch für die Existenz einer guten Opernbühne nothwendig, denn aus dem Konservatorium sollen für dieselbe Sänger und Instrumentisten hervorgehen, die, nebst ihrer Tüchtigkeit, der Kasse keine unerschwinglichen Lasten auflegen, und die Erwerbung fremder Künstler, deren Forderungen heut zu Tage alles Maß übersteigen, unnöthig machen. Dazu ist aber unerläßlich, daß die Gesanglehre, diese Basis aller Musik, den ersten und wichtigsten Theil des Unterrichts ausmache, was bey dem Prager Konservatorium, so gut es bekanntlich im übrigen eingerichtet ist, unbegreiflicher Weise nicht der Fall zu seyn scheint, da unser Autor (S. 131) nur von Zöglingen in allen Instrumenten spricht, und unter den Professoren auch nur vorzügliche Instrumentisten anführt. Wie aber auch ein Konservatorium der Musik sonst beschaffen seyn mag, so ist es vor allem erforderlich, daß es — entweder wie in Paris, in den italienischen Städten, und ganz neuerlich in Madrid, durch den Staat oder, wie in Prag, durch die höhern Stände — sicher und dauerhaft gegründet, und dadurch selbstständig sey; weil es seinen schönen Zweck nur dann vollständig zu erreichen vermag, wenn es, unabhängig von den veränderlichen Launen eines gemischten Publikums, dessen Geschmack erheben und beherrschen kann, nicht aber zu ihm, als der Quelle seiner Existenz, sich herabneigen und ihm schmeicheln muß.

Die Kirchenmusik fand Weber in abnehmendem Zustande. Stehende Konzerte gab es damals keine. Ein überaus blühender Zweig war dagegen — die Tanzmusik. »Die Musikliebhaberey geht seit einigen Jahren immer mehr und mehr abwärts in die Füße,« heißt es S. 132, »und selten bleiben noch einige Reste oberwärts sitzen.« — Betrachtet man die Fluth von Tanzkompositionen aller Art, mit welcher wir täglich unter den abenteuerlichsten Titeln überschwemmt werden; so kann man sich kaum enthalten, zu glauben, daß Wien hierin Prag noch übertreffen möchte. Konzerte von Fremden waren zu jener Zeit selten; bey den zwey großen Konzerten der dortigen Musiker zum Besten ihrer Witwen und Waisen fand Weber die Wahl der Musikstücke nicht glücklich, und die Zahl der Proben nicht hinreichend.

Die nun folgende Nachricht von einigen andern Konzerten bietet nichts besonders Interessantes, die Warnung ausgenommen, daß Baßsänger sich vom Beyfalle nicht mögen hinreißen lassen, »durch überhäufte Verzierungen und Passagen, die

außer der Eigenthümlichkeit einer Baßstimme liegen, eine Geläufigkeit erzwingen zu wollen, die nur dem Diskant und allenfalls dem Tenore natürlich ist, und (nur von diesen) angenehm wirkt.« — Unglücklicher Weise ist diese, von richtigem Gefühle und gutem Geschmacke eingegebene Warnung entweder zu wenig gelesen oder zu wenig beachtet worden, da die beliebtesten Baßsänger der neueren Zeit gerade durch Nichtbefolgung derselben ihre meiste Celebrität erlangt haben.

Dramatisch-musikalische Notizen über Darstellungen von Opern auf dem Theater zu Prag. — Karl M. v. Weber hatte den Vorsatz gefaßt, das Publikum von den Opern, die er zur Aufführung brachte, noch vor derselben zu unterhalten, ihm von der Ansicht, von welcher der Tonsetzer bey der Schöpfung seines Werkes ausging, einen vorläufigen Begriff zu geben, dadurch aber nicht nur dieses und jenen vor grundloser oder unbilliger Kritik zu bewahren, sondern dem Publikum selbst einen vollständigern Kunstgenuß zu bereiten.

Da weder die Kompositionen, noch die ausführenden Personen, von welchen hier die Rede ist, allen Lesern bekannt seyn können, werde ich von diesen Notizen, die neunzehn Seiten einnehmen, und, ihrem Zwecke gemäß, sehr ins Einzelne gehen, nur allgemein interessante Bemerkungen über Künstler und Kunstwerke ausheben.

1) Alimelek. Wirth und Gast. Komische Oper in zwey Akten, gedichtet von Wohlbrück, in Musik gesetzt von Mayerbeer. Von der Charakteristik des Tonsetzers läßt sich auf den Gehalt seines Werkes schließen. »Der Komponist,« lesen wir S. 141 u. f., »einer der ersten, wenn nicht vielleicht der erste Klavierspieler unserer Zeit *), ist der Sohn eines geachteten Hauses zu Berlin, und hat sich aus reiner Liebe zur Sache ganz der Kunst geweiht. Nebst einer vorzüglich literarischen Bildung und Sprachkenntniß ist er einer der wenigen Komponisten neuerer Zeit, die sich das ernste Studium der Kunst in ihren geheimsten Tiefen angelegen seyn ließen. Lebendige, rege Phantasie, liebliche, oft beynahe üppige Melodieen, richtige Deklamation, musikalische Haltung der Charaktere, reiche, neue Harmoniewendungen, sorgfältige, oft in überraschenden Zusammenstellungen gedachte Instrumentation bezeichnen ihn vorzüglich.« — Was hier gesagt ist, wurde keineswegs von Freundschaft oder Parteylichkeit eingegeben, sondern ist völlig der Wahrheit treu,

---

*) Moscheles war damals noch nicht, was er bald nachher geworden. Jedenfalls aber scheint Weber'n, als er dieß schrieb, der Kapellmeister Hummel entfallen zu seyn.

und großentheils selbst in der oben genannten Oper bewiesen, obschon sie, durch zufällige Verhältnisse und Störungen, bey ihrer Aufführung allhier nicht den verdienten Beyfall erntete. Will man aber dasjenige, was Hr. Mayerbeer mit einem so seltenen Vereine glücklicher Gaben seitdem geleistet, vollständig beurtheilen können; so muß man zu vorliegender Schilderung noch hinzudenken, daß er auch durch ein ansehnliches Vermögen durchaus selbstständig, daher bey seinem Wirken der Nothwendigkeit, dem Zeitgeschmacke zu huldigen, gänzlich enthoben war.

In Prag war der Beyfall, den das hier besprochene Singspiel erhielt, am ersten Abend getheilt, in den beyden folgenden hingegen einstimmig. Unser Autor benützt einen zweyten Aufsatz über dieses Werk zur Beschwerde, daß man in öffentlichen Blättern dem Komponisten desselben als solchem sowohl, wie als Klavierspieler, nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen habe. Er äußert sich bey diesem Anlasse über musikalische Kritik im Allgemeinen mit Worten, die wohl auch heute noch volle Anwendung finden. »Es ist traurig genug,« sagt er, »daß die schönen Resultate der Zufriedenheit und des Entzückens eines Publikums, das der Künstler mit seinem Herzblute erkaufen muß, in den Händen und der Willkür der Einzelnen liegen, die der Zufall, die Schreibseligkeit, die Lust, sich gedruckt zu sehen, oder gar der Hunger zu Herolden und Verkündern der öffentlichen Stimme bestellt hat.«

Jokonde oder die Abenteurer, komische Oper in drey Aufzügen, nach dem Französischen u. s. w. Musik von Nicolo Isouard; diesem, wohl noch manchem Musikfreunde in angenehmer Erinnerung schwebenden, heitern Singspiele wird, gleichsam nur im Vorübergehen, ein ungenügendes Lob ertheilt.

Die Strickleiter, nach dem Franz. des Planard von Treitschke (dem trefflichen Uebersetzer der Cherubinischen Medea), mit Musik von Gaveaux. Weber nimmt von dem Umstande, daß vier Musikstücke von andern Meistern in diese Operette eingelegt worden, die Gelegenheit, gegen das (doch am meisten in italienischen Opern) so sehr überhand nehmende Unwesen zu reden, einem Kunstwerke oft die fremdartigsten Theile, zum Nachtheile des Schöpfers desselben in den Augen der Ununterrichteten, aufzudringen.

Faust, romant. Oper in zwey Aufzügen von Bernard, Musik von L. Spohr. Wir erfahren hier, daß »dieses schöne Erzeugniß deutscher Kunstweise« im J. 1814 für das hiesige Theater an der Wien eigens geschrieben, aber nicht aufgeführt, am 1. Sept. 1816 zuerst auf dem Prager Theater gegeben wurde. Unser Autor findet das Gedicht in musikalischer Beziehung lobens=

werth, und den Charakter das Stoffes offenbar dem Geiste, der sich meistens in den Arbeiten Spohr's ausspricht, sehr nahe liegend; woraus sich das Resultat einer schönen Farbengebung des ganzen Werkes, großer theatralischer und musikalischer Effekte von vorzüglicher Lieblichkeit und Anmuth in den einzelnen Theilen, und erschütternde Kraftäußerungen in den Ensembles und Chören ergebe.

Hiermit schließen sich die Notizen über die Prager Opernbühne, und nun folgen noch andere Nachrichten und Urtheile über verschiedene Gegenstände der Kunst.

Meine Ansichten bey Komposition der Wohlbrück'schen Kantate: »Kampf und Sieg.« Für meine Freunde niedergeschrieben den 26. Januar 1816 in Prag. Der verehrte Komponist gibt hier umständliche Rechenschaft über die Ansicht, von welcher er bey dieser Arbeit ausging, über die Rücksichten und Gefühle, die ihn bey Ausführung derselben leiteten, über die Schwierigkeiten, welche sich ihm dabey entgegen stellten u. s. w. So äußerst anziehend es auch ist, dem Geiste eines großen Künstlers in seine geheimste Werkstätte folgen zu können, und so ungemein nützlich dieß noch besonders für angehende Tonsetzer werden kann; ist es doch nicht möglich, von diesem, neun Seiten füllenden Aufsatze einen vollständigen Begriff zu geben, indem dieses, bey der bündigen Kürze, in welcher er geschrieben ist, nicht durch Auszüge, sondern nur durch wörtliches Abschreiben geschehen könnte. Uebrigens wird durch das, was wir hier von dieser Kantate lesen, das gerechte Bedauern nur allzusehr begründet, daß sie uns unbekannt geblieben ist.

Konzertübersicht der Fastenzeit 1816. — Diese, 26 Seiten einnehmende, und den zweyten Band beschließende Uebersicht enthält dreyzehn Recensionen verschiedener, theils von Künstlern gegebener, theils für wohlthätige Zwecke veranstalteter Konzerte. Unter den ersteren werden die von Hummel (S. 191 — 195) gebührend ausgezeichnet. Unter den letztern sind die zum Besten des Fonds zur Unterstützung der Hausarmen, am 22. und 29. März, aus dem Grunde einer besonderen Anführung werth, weil sie unter Anordnung und Leitung Weber's selbst gegeben wurden, und in der Recension des ersten dieser Konzerte ein Urtheil über Beethoven's Oratorium: »Christus am Oelberge,« — welches seiner Bündigkeit wegen merkwürdig — in jener des zweyten aber die Nachricht von dem Daseyn einer Ouverture von K. M. von Weber zu Schiller's »Turandot« enthalten ist, auf deren Trefflichkeit sich von seinen national-charakteristischen Kompositionen zur Preciosa und zum

Oberon schließen läßt. Das Urtheil über Beethoven's genanntes Oratorium aber lautet also:

»Der geniale Geist des Komponisten verläugnet sich auch hier nicht, und blitzt oft herrlich in einzelnen Stücken auf; wenn gleich Ref. an dem Ganzen Haltung und Einheit des Styles vermißt, so wie auch jene Einfalt desselben, die dem Geiste des Oratoriums ausschließend eigen seyn sollte.«

Der dritte und letzte Band beginnt mit einem Widmungsgedichte des Hrn. Herausgebers an Se. k. H. Ludwig, Großherzogen von Hessen und bey Rhein, und einer 78 Seiten langen Vorrede, welche durch Nachrichten aus erster Quelle, nämlich aus Briefen Weber's an seine geliebte Gattin, über seine — ich möchte sagen, unglückliche — Reise nach London und seinen dortigen Aufenthalt höchst anziehend ist; wo er — wie der Hr. Herausgeber sagt — »auf der einen Seite den Triumph seines mehr als bloß europäischen Ruhms feyerte, während auf der andern ein stets wieder unterdrücktes Vorgefühl seines baldigen Scheidens, so wie eine fast unbesiegbare Sehnsucht nach Ruhe im Arm der Seinigen ihn so gern von allen diesen Aeußerlichkeiten hinweg, auf den innern Trost blicken ließen, den er ja nur von oben, von dem Gotte erwarten konnte, in dessen Willen er so gern alles stellte.«

Weber trat diese Reise — die man seine Reise ins Grab nennen könnte, da sie seinen Tod wenigstens beschleunigte — am 16. Februar 1826 von Dresden an, und traf über Leipzig, Weimar, Frankfurt u. s. w. am 25sten desselben Monats in Paris ein, wo er nicht nur von allen Künstlern, sondern auch von den Musikfreunden mit solcher Auszeichnung empfangen wurde, daß er schrieb: »Wenn man mich hier nicht stolz macht, so bin ich wirklich dazu verdorben.« Doch mitten in der Wolke von Weihrauch, die ihn dort umgab, begann schon seine Sehnsucht nach Weib und Kind, und er nahm sich vor, nie wieder ohne diese so weit reisen zu wollen. — Am 2. März ging er von Paris nach Calais, schiffte sich von dort am 4ten ein, und langte schon nach vier Stunden in Dover an. Der erste Brief aus London ist vom 6ten datirt. Er beschreibt darin die bequeme, schnelle und reizende Fahrt von dort nach London, und schon auf dem Wege dahin lobt er die ihm überall erschienene Eleganz und Nettigkeit, »die unglaublich gegen den Schmutz in Frankreich absticht.« Er nahm seine Wohnung bey Smart, wo er, nebst allen möglichen Bequemlichkeiten, auch ein treffliches, ihm von dem ersten Instrumentenmacher Londons unentgeltlich zum Gebrauche dargebotenes Pianoforte antraf. Alles, was er bey seiner Ankunft sah und

hörte, versprach den glänzendsten und einträglichsten Erfolg. Ueber die Behandlung, die er von allen Seiten erfuhr, berichtete er: »Keinem Könige wird alles so aus Liebe entgegen gebracht, wie mir. Man hätschelt mich auf alle Art: ja, ich kann fast buchstäblich sagen, daß man mich auf den Händen trägt.« — Bey seinem ersten Besuche des Coventgarden-Theaters wurde er in der Loge sogleich erkannt, mit wiederholtem Jubeln, Applaudiren und Vivatrufen empfangen, die Ouverture zum Freyschütz verlangt, und nur mit Mühe brachte man es dahin, daß statt derselben die Ouverture der aufzuführenden Oper (Robroy) begonnen, und die Oper selbst fortgespielt werden konnte. Die Absicht seines Theaterbesuches an jenem Abende war, die Sänger kennen zu lernen, welchen er die Aufführung seines Oberon anvertrauen sollte. Er war im Allgemeinen sehr mit ihnen zufrieden »Miß Paton,« schrieb er, »ist eine Sängerin vom allerersten Range, die die Rezia göttlich singen wird. Braham desgleichen, aber in ganz anderer Art. Dann sind noch andere sehr gute Tenoristen da, und ich begreife nicht, was die Leute Uebles dem englischen Gesange nachsagen.« — Eine merkwürdige Aeußerung aus der Feder eines so kompetenten Beurtheilers. Wie man ihn am 8. März bey seiner ersten Erscheinung im öffentlichen Konzerte empfing, in welchem die Ouverture zum Freyschütz und einige Gesangstücke dieses Singspiels unter seiner Leitung gegeben wurden, erfahren die Leser am besten durch seine eigenen Worte: »Smart führte mich an meinen Platz, und nun, liebe Lina, hat alle Beschreibung ein Ende. — Was sind Donner von Applaus, Sturm und alle Ausdrücke, die man gebrauchen könnte, gegen die Wirklichkeit. Das Rufen, Jubeln, mit Hüten und Tüchern Schwingen und Flaggen des ganzen Hauses nahm kein Ende, und man erinnert sich keines ähnlichen Enthusiasmus. Endlich begann die Ouverture. — Wiederholt, und so noch drey bis vier Nummern. Am Ende derselbe Jubel, bis ich verschwand. — Männer vom ersten Range erwarteten mich auf der Treppe, ich mußte noch in mehrere Logen, und wurde gehätschelt und versorgt mit einer Herzlichkeit, wie noch nirgends« (S. XIX). — So erhebend diese Schilderung der dem Verdienste gewordenen Huldigung ist, und so gewiß sie die lebhafteste Theilnahme seiner zahlreichen Verehrer erwecken muß, wird doch Niemand, der Weber'n näher gekannt hat, über das hier Geschilderte sich verwundern. Nachdem sein ihm vorausgegangenes Meisterwerk und der glänzende Ruf, der vor ihm herzog, ihm schon eine ehrenvolle Aufnahme bereitet hatten; konnte es nicht fehlen, daß seine Bescheidenheit, wie sein über alle Beschreibung gemüthliches, liebens-

würdiges Wesen ihm auch eine herzliche verschaffen mußte. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man glaubte, daß alle diese laute Auszeichnung ihn für den stillen Genuß häuslichen Glücks entschädigt hätte, wofür er so ganz geschaffen war, und den er im fremden Lande entbehren mußte. Vier Tage darauf klagte er darüber, daß, wenn er bedenke, wie Tausende an seiner Stelle in Wonne schwimmen würden, es ihn doppelt betrübe, all das Herrliche nicht genießen zu können. Schon in diesem Briefe beschwert er sich über zunehmende körperliche Leiden, über Kurzathmigkeit, krampfhafte Gefühle u. dgl., spricht sich aber noch selbst Trost zu, und schließt mit seinem schönen Wahlspruche: »Wie Gott will!«

Am 12. April wurde Oberon zum ersten Male gegeben. »Das Glänzende und Rührende eines solchen vollständigen, ungetrübten Triumphes ist gar nicht zu beschreiben,« sagt er in der darüber gegebenen Nachricht, »Gott allein die Ehre!« — Wie unendlich erhöht dieser fromme Sinn, der sich bey jeder Gelegenheit so ungeheuchelt, so aus dem innersten Gemüthe kund gibt, das Verdienst dieses vortrefflichen Künstlers! — Als er ins Orchester trat, erhob sich das ganze überfüllte Haus, und des Vivat- und Hurrah-Rufens ward kein Ende. Die Ouverture und vier Gesangstücke mußten wiederholt werden, alle übrigen wurden zwey- bis dreymal mit dem größten Enthusiasmus unterbrochen, und am Schlusse der Meister mit Sturmesgewalt herausgerufen. Eine Ehre, die in England noch nie einem Komponisten widerfahren war!

Ueber den Werth und die Vorzüge dieses unsterblichen Schwanengesanges eines der größten dramatischen Tonsetzer, die je gelebt haben, kann man wohl nirgends Ausführlicheres, Gründlicheres und Zuverläßigeres finden, als in dem dritten Bande des schätzbaren Werkes: Für Freunde der Tonkunst, von Hrn. Hofrath Rochlitz, wie ich bereits in meiner Anzeige jenes Bandes (L. Band dieser Jahrbücher, S. 253, 254) angedeutet habe; wo ich zugleich bemerkte, daß wir diese Oper hier so gut als gar nicht kennen gelernt haben, so wie ich überhaupt glaube, daß sie, außer in Leipzig, noch auf keiner Bühne gut, nirgends aber so gut wie in London dargestellt wurde; da sonst der Erfolg überall demjenigen, welchen es dort hatte, gleich, ja noch glänzender hätte seyn müssen, nachdem das englische Publikum eben nicht für dasjenige gilt, das am leichtesten in Enthusiasmus zu versetzen ist.

Mit jedem der folgenden Briefe wird die Sehnsucht nach seiner Familie und nach Ruhe dringender, die Klagen über Erschöpfung lauter. »Ich habe,« schrieb er am 24. April, »das

Kunstgetriebe so satt, daß ich keine größere Herrlichkeit kenne, als wenn ich ein Jahr ganz unbemerkt als ein Schneider leben könnte, meinen Sonntag hätte, einen guten Magen und heitern ruhigen Sinn« — Wie hier halb im Scherze, spricht er in einem andern Briefe das Gefühl, das ihn damals einzig zu beherrschen schien, auf das Rührendste aus: »Gott segne Euch, Ihr innigst Geliebten, »heißt es dort, »wie zähle ich die Tage, Stunden, Minuten bis zu unserm Wiedersehen! Wir sind doch sonst auch getrennt gewesen, und haben uns gewiß auch lieb gehabt, aber diese Sehnsucht ist ganz unvergleichbar und unbeschreiblich.« Wem, der nur einigen Sinn für Familienglück hat, schmerzt es nicht in tiefster Seele, wenn er bey Lesung dieser Worte denkt, daß diese Sehnsucht nie gestillt werden sollte, ja wahrscheinlich eine geheime Ahnung, daß sie nimmer werde gestillt werden, sie eben so sehr gesteigert hatte? — In demselben Briefe meldet er, daß am folgenden Tage eine neue Oper von Bishop gegeben werden sollte, und fügt bey: »Ich wünsche ihm das beste Glück, wir haben alle Platz in der Welt.« — Ich hoffe, wegen dieser häufigen Citationen keiner Entschuldigung zu bedürfen, da sie am besten geeignet sind, unsern Meister kennen und — lieben zu lernen.

In einem Briefe vom 30. May, worin er klagt, daß ihm das Schreiben sauer werde, weil seine Hände so zittern, trägt er seiner Gattin auf, ihm nicht mehr nach London, sondern nach Frankfurt poste restante zu schreiben, weil er nicht nach Paris gehe. »Was soll ich da?« setzte er bey, »ich kann nicht gehen, nicht sprechen. Geschäfte will ich Jahrelang verbannt wissen. Also — besser, den geraden Weg zur Heimat.« — Sollte er es wirklich damals selbst noch nicht geglaubt, oder nur der Gattin schonend verborgen haben, daß er den Weg zur ewigen Heimat schon betreten hatte? — Fast sollte man den ersten Fall annehmen, da er seiner Gattin zugleich ankündigt, er wolle den 12 Juny London verlassen, und hoffe in dieses Monats letzten Tagen in ihren Armen zu seyn. Wie sehr er, trotz der immer zunehmenden Schwäche, seine Kraft noch überschätzte, oder sich selbst geflissentlich täuschte, zeigt sein Vorhaben, am 6. Juny seinen Freyschütz, als das ihm bewilligte Benefice, noch selbst zu dirigiren, und Tags darauf von London abzureisen. Seinen letzten Brief, den drey und dreyßigsten, schrieb er am 2. Juny, und trachtete durch erzwungenen Scherz der geliebten Gefährtin jede Sorge zu benehmen. Gleichwohl klang es mitunter wieder wie Abschiedsşegen. »Gott segne Euch alle, und erhalte Euch gesund. Wäre ich nur schon in Eurer Mitte! — Ich küsse Dich innigst, meine geliebte Mutter, be-

halte mich auch lieb, und denke heiter an deinen dich über Alles liebenden Karl.« — Dieß waren die letzten Worte, die seiner Feder entflossen. Zwey Tage darauf war sein Geist schon in jene höheren Regionen entflohen, aus welchen er — ach! auf allzukurze Zeit! — zu uns herabgekommen war.

Kein Zweifel, daß die Mühen der Reise, der Aufenthalt in einem ungewohnten Klima, die veränderte, unruhvolle Lebensweise, die angestrengte Arbeit an der Vollendung seines Oberon, die Sehnsucht nach den lieben Seinigen und selbst die ergreifenden, wenn auch angenehmen Empfindungen, welche ihm die wiederholten außerordentlichen Ehrenbezeigungen erweckten, die Auflösung seines von jeher äußerst schwächlichen Körpers mächtig beschleunigten.

Ich habe mich bey Weber's Aufenthalt in London absichtlich etwas länger verweilt, weil — wenigstens nach meinem Gefühle — die letzten Tage eines großen Mannes ein noch höheres Interesse einflößen, als sein auch noch so ruhmvolles Leben. Umständlichere Nachrichten darüber hat Hr. Hofrath Winkler in Nr. 11 des Einheimischen zur Abendzeitung von 1826 mitgetheilt. Hier bleibt nur noch als merkwürdig zu erwähnen, daß jenes Benefice später wirklich Statt fand, aber so wenig eintrug, daß die Tagesunkosten damit nicht gedeckt werden konnten!! — Wie ist dieses nach alle dem, was der bescheidene Mann selbst über seine und seiner Kompositionen Aufnahme in London schrieb, zu erklären?

Der übrige Theil der Vorrede verbreitet sich über die Anordnung dieses dritten Bandes, und enthält eine sehr anziehende Selbstvertheidigung unsers Meisters gegen die hämischen Angriffe eines Dresdner Journalisten, der — nachdem Weber auch dort, wie früher in Prag, angefangen hatte, durch kunstgeschichtliche Nachrichten und Andeutungen die Beurtheilung der auf dem königl. Theater erscheinenden Opern zu erleichtern — ihm vorgeworfen hatte, »daß er das Kunsturtheil lenken, und jeden im Voraus überzeugen wolle, daß nur die Kompositionen, welche er empfahl und beschützte, Lob und Bewunderung verdienten.« — Nun weiß der Himmel, daß, wenn jemals das Kunsturtheil eines Lenkers, wie Weber, bedurfte, dieß seit den letzten zwanzig Jahren ganz besonders der Fall ist. Allein, der Eigendünkel der Mehrheit der Laien und der noch unbändigere der Halbkenner hält eine solche Führung nicht nur für überflüssig, sondern wird dadurch vielmehr noch zum Widerstande gereizt, und statt dem Manne zu danken, der die schwere Mühe übernimmt, Irrthümer aufzuklären, Vorurtheile zu zerstreuen, und den Weg zu zeigen, auf welchem in einem Kunstwerke die

Vorzüge seiner einzelnen Theile oder der Werth des Ganzen aufzufinden ist, wird er verkannt, sein guter Wille verschmäht, seine reine Absicht verlästert, und er selbst endlich — wie auch im vorliegenden Falle, zum großen Verluste für den bessern Theil des Publikums und die Belehrung angehender Tonkünstler, geschehen ist — zu dem Entschluß getrieben, zu schweigen, und die Unwissenden denken und glauben zu lassen, was sie wollen. — Die erwähnte Vertheidigung (S. XXXIV bis XLIII) ist eben so vollständig, als würdig abgefaßt, und widerlegt die gegen ihn vorgebrachten, zum Theil auf erwiesene Unwahrheiten gestützten Beschuldigungen auf das Bündigste.

Aus den, schon weiter oben angeführten Gründen werde ich auch bey den hier besprochenen kritischen Aufsätzen, wie früher bey jenen über die Prager Opernbühne, mich aller Erwähnung der darin enthaltenen Details enthalten, und nur auf das für die Kunst allgemein Interessante aufmerksam machen.

1817. Ueber die Oper Undine, von de la Motte Fouqué, mit Musik von E. T. A. Hoffmann. Hier findet sich im Eingang die treffende Bemerkung, wie schwer es sey, in der Anzeige, Recension u. dgl. eines großen Tonwerks ein bestimmtes Bild des zu beurtheilenden Gegenstandes oder etwas dem Eindrucke Aehnliches zu geben, dessen das Werk selbst fähig ist; da von einer Seite die größten Wirkungen und Schönheiten nur aus der Art ihrer Auf- und Zusammenstellung hervorgehen, einzeln herausgehoben fast immer ihre ganze Eigenthümlichkeit verlieren, ja oft scheinbar wider sich selbst zeugen, indem sie, so allein betrachtet, beynahe bedeutungslos werden; von der andern Seite hingegen ihr wahres, organisch verbundenes Zusammenleben mit dem Uebrigen auch die lebendigste Beschreibung nicht ganz fühlbar zu machen im Stande ist. — Die Komposition selbst erhält größtentheils ausgezeichnetes Lob, besonders wegen ihres innern Zusammenhangs, der das Werk zu einem wahrhaft dramatisch-musikalischen Ganzen gestaltet.

Ueber Morlachi's Oratorium zu Dresden am heiligen Ostervorabend. Es ist hier die Rede von einer neuen Bearbeitung des Metastasischen Oratoriums: Isacco, figura del Redentore. Der Komponist wünschte, daß Weber das Organ seyn möge, welches seine Ansicht und Absicht bey dieser Arbeit den Hörern derselben entwickle; was er denn auch mit echt kunstbrüderlicher Willfährigkeit zu thun »versuchte.« — Es ist dieser kleine Aufsatz ein wahres Meisterstück in seiner Art, in welchem er die Schwierigkeit der Aufgabe, etwas zum Lobe dieser Komposition zu sagen, ohne seinen eigenen Kredit als Kunstrichter aufs Spiel zu setzen, auf die geistreichste Art zu überwin-

den wußte. Jede Einzelnheit vermeidend, und nur in allgemeinen Sätzen gleichsam herumschwimmend, hat er unter diese auch den folgenden, einer besondern Beachtung werthen gemischt: »Im gewöhnlichen und allgemeinen Sinne ist deutsches Werk italienischem Sinne so fremd und unbehaglich, wie italisches dem deutschen. Kunstbildung und Vertrautheit unterscheidet und liebt an jedem das in seiner Art Vorzügliche. Vollendete Wahrheit aber behauptet in allen zweyen ihre Rechte siegend über alle kritischen Ansichten, die am Ende doch auch nur in einer Wahrheit sich auflösen müssen.«

Versuch eines Entwurfes, den Stand einer deutschen Operngesellschaft zu Dresden in tabellarische Form zu bringen, mit kurz erläuternden Anmerkungen. Ein für jede Operndirektion, besonders aber für denjenigen, dem ein deutsches Operntheater neu zu gründen obliegt, überaus schätzbarer Entwurf. »Die italienische Oper,« sagt der Verfasser in seinen einleitenden Bemerkungen, »hat ihre feststehenden Figuren und Gesangsfächer für Opera seria und Opera buffa. Die französische desgleichen. Von einer deutschen Operngesellschaft aber verlangt man, nebst dem ihr Eigenthümlichen, auch die Vereinigung alles Obigen, da die Werke der beyden genannten Nationen in Uebersetzungen auf die deutsche Bühne gebracht werden. Hieraus folgt ein mehrzähligeres, vielseitigeres, und daher schwer bis zu einem gewissen vollkommenen Grade zusammen zu bringendes Personale. Bey der Wahl desselben ist besonders darauf zu sehen, daß die Individualität der Mitglieder sich zu vielseitiger Benützung darbiete. Man kann ein schönes Talent besitzen, und doch wenig brauchbar seyn.«

Wenn diese wenigen Worte zeigen, von welch richtigen, aus Sachkenntniß und Erfahrung geschöpften Grundsätzen der Verfasser bey diesem Entwurfe ausgegangen ist, so geben sie zugleich zu erkennen, was für eine höchst schwierige Aufgabe die Zusammensetzung einer guten deutschen Oper, und wie unbillig es sey, überspannte Forderungen an dieselbe zu stellen. — Die nun (S. 19) folgende Tabelle beschränkt sich auf dreyzehn Sänger und Sängerinnen, also nur auf das unumgänglich nöthigste Personale. Die ihr beygegebenen Anmerkungen beziehen sich größtentheils auf die Dresdner Bühne insbesondere.

A. Müllner: Ueber K. M. von Weber's Melodie zu dem Liede der Brunhilde im Yngurd u. s. w. Wenig richtige und manche irrige Bemerkungen eines Dichters, der sich selbst einen Laien in der Kunst des Tonsatzes nennt.

Antwort auf Müllner's Bemerkungen u. s. w.,

worin der größte Theil derselben mit aller, unserm Autor eigenen Bescheidenheit auf das Ueberzeugendste widerlegt wird. Ohne in die einzelnen Stellen des Liedes eingehen zu wollen, glaube ich einige allgemeine, angehenden Vokaltonsetzern zu besonderer Beherzigung zu empfehlende Sätze nicht unterdrücken zu dürfen.

»Nach meiner Ansicht ist es die erste und heiligste Pflicht des Gesanges, mit der möglichsten Treue wahr in der Deklamation zu seyn« (S. 30).

»Meistens geräth aber der Komponist dadurch in Verlegenheit, daß nicht immer der Dichter den Redeaccent der prosodischen Quantität der Sylben gleichstellt. Dieser Zwiespalt des Versbaues und der Deklamation tritt doppelt scharf durch die Musik hervor, deren Rhythmenglieder an ein weit bestimmteres Bewegen in der Zeit gebunden sind, als selbst der gewissenhafteste Deklamator, wollte er nicht bis zum Lächerlichen steif werden, zu bezeichnen im Stande ist« (e. d.).

»Der Sinn einer Melodie kann durch Betonung und Bewegung nicht nur verändert, sondern sogar so gänzlich vernichtet werden, daß der Hörer durchaus nicht im Stande ist, den Sinn, den der Tondichter hineinlegen wollte, zu errathen; da hingegen bey schlechter Recitation eines Verses der aufmerksame Hörer doch allenfalls das Mißgreifen des Redners augenblicklich fühlen und bey sich berichtigen kann« (S. 34).

»Eben weil (ganz richtig nach Müllner's Ansicht) die Musik nur Gefühle erweckt, ist ihr die Bewegung wichtiger und heiliger, als der Poesie. Die rhythmische Bewegung, im größern oder engern Sinne (Tempo und Takt) gibt den Charakter, die Melodie und Harmonie, die Farben und Gestaltung desselben« (e. d.).

»Will die Musik mehr seyn, als Sprache der Leidenschaften, so thut sie mehr als sie soll, und dann ganz natürlich etwas Schlechtes« (S. 35).

1818. Ueber die Tondichtungsweise des Herrn Konzertmeisters Fesca in Karlsruhe, nebst einigen Bemerkungen über Kritikenwesen überhaupt.

In diesem gediegenen Aufsatze, welcher sich nicht im Auszuge geben läßt, weil keine Zeile desselben entbehrlich ist, wird die Natur und Wesenheit des Quartetts, und sein Verhältniß zur Symphonie auf das Vortrefflichste aus einander gesetzt, und manches goldene Wort über oberflächliche, übereilte, unbefugte Kritik im Gegensatze mit jener eingemischt, welche die innigste Vertrautheit mit dem Objekte so bestimmt und vollendet voraussetzt, daß alsdann auch durch die Beurtheilung ein möglichst eben so lebendiges Bild des Werkes sich in der Seele des

Lesers forme.« — Gegen den Schluß ermahnt der Autor die Komponisten, besonders Gesangkomposition nicht hintanzusetzen, da sie die dramatische Wahrheit ins Leben trage, von welcher zu den andern nur ein Schritt, von den andern zu ihr aber wohl mehrere seyen.

1819. An Herrn — — zu — — in Ostpreußen. Ein Brief an einen jungen Komponisten, der unserm Meister eine seiner Arbeiten zur Durchsicht und Beurtheilung übersandte. Aus dem Briefe selbst geht hervor, daß der junge Mann keinen Harmonieunterricht gehabt habe, gleichwohl aber an der schon damals begonnenen Krankheit litt, die Melodie über der Harmonie zu vernachläßigen, und mit lauter Harmonisiren an alles so viele Würze zu thun, daß man am Ende das eigentliche Fleisch gar nicht schmeckt. Wenn dieser Mißbrauch selbst bey gründlichen Harmonikern verletzend ist, um wie viel mehr bey einem, wo sich der Mangel an Kenntniß in jeder Zeile darthut. Dennoch muntert ihn Weber durch die Aeußerung auf, daß ihm Erfindung nicht abzusprechen sey, gibt ihm aber die Lehre, künftig Partituren klassischer Meister ihrem Plane und ihren Anlagen nach zu studiren, den Gang, den Fluß der Rede darin zu beobachten, zu sehen, wie die Hauptgedanken entwickelt, nicht hereingeführt sind; vor allem jedoch gründliche Harmoniekenntnisse sich zu erwerben. Am Ende versichert er ihn — gleichsam als Entschuldigung, daß er es so gut mit ihm meine — daß es viel leichter sey, einen Kunstjünger mit ein Paar nichtssagenden Phrasen abzuweisen, als ihn auf die dornenvollen Schwierigkeiten des Kunstweges aufmerksam zu machen.

1820. Bemerkungen zur Komposition der Musik des Schauspiels: Preciosa. Der Tonsetzer spricht sich hier über seine Ansichten bey Erfindung jedes einzelnen Musikstücks, über den Charakter und den angemessenen Vortrag desselben, ja sogar bey einigen über die dazu passende Aktion, mit voller Bühnenkenntniß, aber nur mit wenigen Worten aus.

1821. Joh. Sebastian Bach. Dieser Aufsatz liefert, außer einigen Lebensnachrichten von diesem Manne, vorzüglich eine treffliche Charakterisirung seines Geistes, seiner Werke und der von ihm gestifteten Schule. Weber bemerkt, daß ohne die Stufen, die Bach und Händel gebaut, Mozart schwerlich zu seiner Höhe gestiegen wäre, und beklagt an einer andern Stelle, daß die Kunst, Bach's Sachen wirkend vorzutragen, ganz untergegangen sey, da der davon zu erwartende Genuß weder auf der Oberfläche liegt, noch, ob des reichen harmonischen Baues, der äußere melodische Kontur so vorherrschend heraustreten kann, als unser verwöhntes Ohr es verlangt. —

In der Folge wird auch noch der übrigen Glieder dieser zahlreichen musikalischen, aus Presburg in Ungern stammenden Familie erwähnt.

Dramatisch-musikalische Notizen u. s. w. Es sind dieses diejenigen in Dresden geschriebenen, von welchen oben die Rede war, und die dem wohlmeinenden Autor Undank statt Lohn eingebracht hatten, was in der That um so unbegreiflicher ist, wenn man die Anrede »an die kunstliebenden Bewohner Dresdens« und die darauffolgende Einleitung liest, worin Weber seine Absicht mit eben so viel Klarheit als Bescheidenheit kund gegeben, und — die Schwächen einer werdenden Kunstanstalt, wie die Schwierigkeiten, die sich ihrem Gedeihen entgegenstellen, wohl kennend — nichts weniger als überspannte Erwartungen auf das, was da werde geleistet werden, erregt hatte. Der Einleitung setzte er als Motto die herrlichen Worte Goethe's vor: »Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der Gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz Ausgebildeten angenehm.« — Zu welcher von diesen drey Klassen ist jetzt die Mehrzahl des Theaterpublikums zu rechnen? — —

Die Notizen selbst verbreiten sich über folgende Tonwerke: Jakob und seine Söhne, Musik von Mehul; das Hausgesinde, Musik von Fischer; Fanchon, Liederspiel von Himmel; Helena, Musik von Mehul; Johann von Paris, Musik von Boieldieu; das Lotterieloos, Musik von N. Isouard; Raoul Blaubart, Musik von Gretry; das Waisenhaus, Musik von J. Weigel; Lodoiska, Musik von Cherubini; die vornehmen Wirthe, Musik von Catel; die Entführung aus dem Serail, Musik von Mozart: das Fischermädchen, Musik von J. P. Schmidt; Emma di Resburgo, und Alimelek, beyde von Mayerbeer; der Wettkampf zu Olympia, Musik vom Freyh. v. Poißl; die Bergknappen, Musik von L. Hellwig; Heinrich IV. und d'Aubigné, von H. Marschner. — Dieses reiche Verzeichniß der in dem Zeitraume vom 30. Januar 1817 bis 12. July 1820 auf der Dresdner Hofbühne unter Weber's Leitung gegebenen Opern zeugt zugleich von seinem unermüdeten Eifer. Alle diese vorläufigen Ankündigungen sind voll von Beweisen der tiefsten Kunstkenntniß sowohl, als des redlichen Strebens, jedem Tonsetzer volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und fremdes Verdienst in das möglichst günstige Licht zu stellen. So oft ein neuer Komponist zum ersten Male eingeführt ward, fügte Weber kurze biographische Notizen über ihn, eine Charakterisirung seines Styls und ein Ver-

zeichniß seiner bereits gelieferten Werke bey. Obschon diese Anzeigen einen Schatz von köstlichen Bemerkungen und Andeutungen über einzelne Vorzüge der darin besprochenen Werke und Meister, wie über dramatische Musik überhaupt enthalten; wage ich es doch nicht, die Leser noch mehr mit Auszügen zu ermüden, als vielleicht schon geschehen ist, zumal jene Bemerkungen doch eigentlich mehr dem Komponisten als dem Kunstfreunde wichtig sind, welch Ersterem jedoch sie nicht genug anempfohlen werden können. Nur Einiges, was für Künstler und Liebhaber gleich interessant erscheinen dürfte, erlaube ich mir noch anzuführen. Bey der Anzeige der Oper: Das Waisenhaus, bemerkt unser Autor (S. 110): »Seine (Weigel's) Art und Weise zu schreiben gehört recht eigentlich der Wiener Musikschule an, durch die Gediegenheit und in allen Theilen sorgfältige Feile der Werke Mozart's und Haydn's begründet.« — Gewiß ein schmeichelhaftes Lob der Wiener Kompositionsschule, wobey nur zu wünschen bleibt, daß mehrere, dem hier genannten Werke ähnliche, aus ihr hervorgegangen seyn möchten. — Mayerbeer's Oper: Emma di Resburgo, von welcher Weber mit gewohnter Zartheit sagt, daß sie »ganz das Gepräge des Himmelstriches, unter dem sie geschaffen wurde, und des jetzt da herrschenden Musikgeistes trage« (was wohl auch von dieses Tonsetzers spätern, in Italien geschriebenen Werken gilt), liefert, in der Zusammenstellung mit Alimelek, die Gelegenheit zu der Aeußerung, »daß es dem Beobachter höchst merkwürdig seyn werde, ein so ganz verschiedenartiges Streben in diesen beyden Werken aufgestellt zu sehen, wie er (Weber) bey keinem andern Komponisten nachweisen könnte. Herr Mayerbeer,« heißt es weiter, »hat uns also das Vielseitige seines, gewiß originell seyn könnenden Talentes bewiesen, und daß er vermöge, was er wolle.« Gewiß werden sich alle Freunde der Tonkunst und des Hrn. Mayerbeer mit Weber'n in dem Wunsche vereinen, womit er diese Anzeige schließt. Daß jener »nun, nachdem er die Kunst in ihren vielseitigen Abzweigungen, nach der Gefühlsweise der sie pflegenden Nationen, studirt, und seine Kraft, so wie die Geschmeidigkeit seines Talents erprobt hat, ins deutsche Vaterland zurückkehren, und mit den Wenigen, die Kunst wahrhaft Ehrenden, auch mit fortbauen helfen wolle an dem Gebäude einer deutschen Nationaloper, die gern von Fremden lernt, aber es in Wahrheit und Eigenthümlichkeit gestaltet wieder gibt: um uns so endlich den Rang unter den Kunstnationen festzustellen, dessen unerschütterlichen Grund Mozart in der deutschen Oper legte.«

Die Anzeige der Bergknappen leitet unser Autor mit folgender, der allgemeinen Beherzigung im höchsten Grade würdigen Stelle ein: »Wenn man die in jeder Hinsicht geringe Aufmunterung berücksichtigt, die dem Opernkomponisten in Deutschland zu Theil wird, so muß man sich fast verwundern, daß es Tonkünstler gibt, die diese gefahrvolle, Zeit, Anstrengung und langwierige Erfahrung vorzugsweise vor allen andern Kunstzweigen bedingende Bahn noch zu betreten Lust haben. Diese Wahrheit ist von dem Publikum und von den Direktionen anerkannt. Jeder dieser Theile will dem andern die Schuld davon zuschieben. Sollten aber nicht vielleicht beyde dieselbe auf sich geladen haben? — In Italien füllen die unausgesetzten Wiederholungen von zwey oder drey Opern eine ganze Jahreszeit (Stagione) aus. Da kann die Direktion ihre Kräfte und Mittel gern und erfolgreich anwenden. Nicht ganz auf dieselbe Weise, aber eben so weitwirkend und umfassend, sind die Resultate eines gelungenen Kunstwerkes in Frankreich. In beyden Ländern aber ist, und dieses bleibt der Haupthebel, die Erscheinung einer neuen Oper Nationalangelegenheit. Die regste Theilnahme vor und nach der Aufführung stellt den Komponisten auf den hohen Standpunkt, von dem aus er die Bedeutendheit seines Unternehmens fühlen, und von ihm entweder ganz erhoben, oder — reicht seine Kraft nicht — unbedingt in den Staub geworfen werden muß. Enthusiasmus nebst reichlichem Ehrensolde *) wirken und sichern ihm eine Existenz qua Komponist. — In Deutschland will man Neues! Multum! — Ist es gut, nun, das ist gut — ist es schlecht — nun, es kann nicht Alles gut seyn. So muß die kühle Gemessenheit in Lob und Tadel das Feuer des Künstlers ungenährt lassen, und die Abnahme des Besuches bey öfterer Wiederholung den Direktionen die Mittel und den Willen nehmen, die Komponisten so aufzumuntern und zu lohnen, als es wohl seyn sollte.«

In einem, dem Lobe der Sängerin Mad. Grünbaum, die bey Weber'n in hoher Achtung stand, gewidmeten Aufsatze (S. 112 — 115) finden wir die ungeheuren Anforderungen, welche an eine deutsche Sängerin gestellt werden, in folgende Worte

*) Ein Opernkomponist von Talent in Frankreich kann mit zwey gelungenen Werken, durch den Antheil an der Einnahme, den er von den Theatern der Hauptstadt und aller Provinzstädte für jede Darstellung empfängt, und durch das namhafte Kapital, das ihm der Musikverleger für die Partitur bezahlt, sein und seiner Familie Loos für immer gründen; während ein deutscher Tonsetzer für die beste Oper kaum so viel erhält, daß er bis zur Vollendung einer folgenden nothdürftig leben kann.

zusammengefaßt: »Sie soll vor Allem den Zauber der italienischen Geschmeidigkeit und Zierlichkeit haben. Sodann die höchste deklamatorische französische Leichtig- und Leidenschaftlichkeit, und natürlich am Ende auch die deutsche einfache, tief fühlende und Wahrheit fordernde Gesangsweise. Wie bequem hat es eine Sängerin in Italien! Ihr ganzes Leben hindurch bewegt sie sich in einer und derselben Sphäre *). Ihrer Stimme, ihren Fähigkeiten muß alles vom Komponisten angepaßt, die Schwächen derselben verdeckt, die Schönheiten und Naturgaben hervorgehoben werden. Kommt etwas Anderes, Unbequemes vor — enthalte es auch die höchste Kunstschönheit — mit dem ganz einfachen Grunde: non è scritto per me, wird es bey Seite gelegt, und das nächste beste Gurgelrechte an dessen Stelle gesetzt.«

Der Anhang enthält: 1) Kleine Gedichte (S. 151 — 155), wovon zur Probe folgende zwey Epigramme hier Platz finden mögen:

Die Bravoursängerin Tembila.

A.

Von oben herab, von unten hinauf!
Mein Gott, welch ein entsetzlicher Lauf!

B.

Man muß es gesteh'n, daß ihr Trillern gelingt,
Nur Schade, daß sie vor Singen nicht singt.

An den berühmten Variationen-Schmied G—k.

Kein Thema auf der Welt verschonte dein Genie,
Das simpelste allein — dich selbst — variirst du nie.

2) Ideen zu einer musikalischen Topographie Deutschlands (S. 156, 157), deren Ausführung sehr zu wünschen wäre.

3) K. M. v. Weber's eigenes Verzeichniß seiner musikalischen Kompositionen bis zum Jahre 1823. Dasselbe beginnt mit sechs Fughetten, 1798 in Salzburg gedruckt, enthält 143 größere und kleinere Werke (die Opern mitgerechnet), und schließt mit der im Jahre 1823 geschriebenen Euryanthe.

Von vielen hier verzeichneten, gewiß sehr schätzenswerthen Kompositionen für Gesang oder Klavier bleibt zu wünschen, daß sie allgemeiner bekannt werden möchten, als sie es bisher geworden; und es möchte wohl ein eben so rühmliches als dankenswürdiges Unternehmen seyn, eine Sammlung — wenn auch nicht aller in diesem Verzeichnisse enthaltenen — doch der vor-

*) Und erwirbt sich Hunderttausende mit drey oder vier eingelernten Opern, die sie überall wieder singt.

züglichsten Werke, nach der Auswahl eines kompetenten, unparteyischen Kunstrichters, zu veranstalten.

In den, von S. 166 bis 170 durch Noten angegebenen Thematen einiger Kompositionen haben sich offenbar mehrere Druckfehler eingeschlichen.

So hätte ich denn die traurig-süße Pflicht erfüllt, das, was uns von einem der größten Künstler Deutschlands nach seinem allzufrühen Hinscheiden noch übrig blieb, so treu dargestellt zu haben, als Raum und Absicht dieser Zeitschrift es gestatten. Möchte es mir gelungen seyn, nur ein halb so vollständiges und lebhaftes Bild von ihm, als Mensch und Künstler, entworfen zu haben, wie mir unauslöschlich in der Seele wohnt.

Nicht würdiger, als mit den Worten kann ich schließen, womit er selbst die Notizen über seine ersten Lebensjahre (Vorwort zum ersten Bande, S. XIV) beschloß: »Wenn sie einmal einen Stein über meine Hülle legen, so werden sie mit Wahrheit darauf schreiben können: Hier liegt einer, der es wahrhaft redlich und rein mit Menschen und Kunst meinte.«

J. F. Edler von Mosel.

Art. III. Die heilige Schrift des neuen Testaments, übersetzt, erklärt und in historisch-kritischen Einleitungen zu den einzelnen Büchern erläutert von Dr. J. M. Augustin Scholz, ordentl. Professor der biblischen Exegese an der kathol. theolog. Fakultät zu Bonn. Mit Genehmigung des hochwürdigen erzbischöflichen Generalvikariats zu Köln. I. Band, die vier Evangelien enthaltend. Frankfurt a. M., bey Fr. Varrentrapp, 1828, S. 459. II. Band, die Apostelgeschichte und die katholischen Briefe enthaltend, 1830, S. 258. III. Band, die vierzehn Briefe des Apostel Paulus enthaltend, 1829, S. 442. IV. Band, die Apokalypse des h. Johannes des Apostels und Evangelisten enthaltend, 1828, S. 136. Auch unter dem Titel: Die vier Evangelien, übersetzt u. s. w.

Das exegetische Werk, auf dessen Leistungen diese Anzeige aufmerksam machen soll, verdankt seine Entstehung zunächst dem Antrage des Buchhändlers Varrentrapp an den Verfasser, das treffliche Bibelwerk, welches Dereser unvollendet gelassen hat, fortzusetzen und zu vollenden. Die Erklärung des neuen Testaments ist nun vollendet. Bey der Vertheilung der heiligen Schriften des neuen Testaments in vier Bände richtete sich der Verfasser nach dem in der älteren christlichen Kirche herrschenden Gebrauch, wornach die vier Evangelien Einen Band, die vierzehn Briefe des Apostels Paulus gleichfalls vereinigt Einen Band bilden, die Apostelgeschichte aber und die katholischen Briefe

in einer Sammlung entweder auf jene oder auf diese folgten, oder auch, wie die Apokalypse, oft einen abgesonderten Band ausmachten. S. Bd. I, Vorrede S. II. Jedem Bande und im zweyten Bande jeder der einzelnen Schriften ist eine Einleitung vorangeschickt, worin über die Echtheit, Glaubwürdigkeit und den Gebrauch der einzelnen Schriften, ihre Verfasser, das Verhältniß ihrer Schriften zu einander und über ihren Inhalt gehandelt wird. Auf die Einleitung folgt die Uebersetzung, und unter dieser stehen Anmerkungen, welche den Zweck haben, solche Stellen und Abschnitte, die einer Erklärung bedürfen, zu erläutern. Referent wird die einzelnen Bände durchgehen, und mit Rücksicht auf die drey Hauptbestandtheile eines jeden zeigen, was der Verfasser geleistet hat.

Erster Band. In der Einleitung handelt der Verfasser im ersten Kapitel über die Echtheit, Glaubwürdigkeit und den Gebrauch der Evangelien. Die Echtheit bezeugen zuvörderst die angesehensten christlichen Gemeinden der drey ersten Jahrhunderte. Da diese ihren Ursprung, ihre Nachrichten und Gebräuche von den Aposteln selbst oder von deren gleichzeitigen Gehülfen ableiten, und nicht angenommen werden kann, daß schon in jener Zeit das Ueberlieferte auf irgend eine Weise entstellt worden sey, so hat ihr Zeugniß das größte Gewicht, die Kirchenväter und Kirchenschriftsteller, die alten Kirchenübersetzungen und griechischen Handschriften, welche uns diese Zeugnisse liefern, nehmen mit Recht die ganze Aufmerksamkeit des Kritikers in Anspruch, und werden S. 2 und 3 näher in Betracht gezogen. Ihre Angaben werden bestätigt dadurch, daß schon im ersten und zweyten Jahrhunderte von katholischen, ketzerischen und heidnischen Schriftstellern Stellen aus unseren Evangelien angeführt werden, S. 4, 5, und daß auch in unseren Evangelien sich nicht nur nichts findet, was mit jenen Angaben im Widerspruch stände, sondern alles genau übereinstimmt, S. 6, 7. Hierauf wird das am meisten Beglaubigte über die Verfasser unserer Evangelien angeführt, S. 8, 9 über Matthäus, die Abfassung des Evangeliums in hebräischer Sprache im vierten oder fünften Jahzehend nach Chr. Geb., und den Werth der daraus verfertigten griechischen Uebersetzung; S 10, 11 über Markus, den Antheil, den Petrus an diesem zweyten Evangelium gehabt haben mag, und die Zeit und den Ort der Abfassung desselben; S. 12 über Lukas, den Ort und die Zeit der Abfassung seines Evangeliums; S. 13 über Johannes, die Zeit und den Ort der Abfassung seines Evangeliums. Diesen Nachrichten entspricht der Inhalt unserer Evangelien genau. Johannes stand Christo am nächsten: daher geht seine

Erzählung mehr ins Einzelne, er lebte und schrieb unter Griechen für griechische Leser, und seine Darstellungsweise ist daher für solche berechnet: eine gleiche Rücksichtnahme auf äußere Verhältnisse ist in den drey ersten Evangelien ebenfalls unverkennbar. S. 14, 15: Matthäus wollte seine Leser von der Messiaswürde Jesu überzeugen, und zu diesem Behufe zog er die Sachordnung vor, stellte das Gattungsähnliche zusammen, und weiset immer nach, wie dadurch die auf den Messias bezüglichen Weissagungen des alten Testaments in Jesu in Erfüllung gegangen seyen. Markus beabsichtigte, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu nach den Vorträgen des Petrus mitzutheilen, und wählt für die Zusammenstellung der Begebenheiten, eben so, wie Lukas, der für Theophilus eine von Anfang an mit Fleiß und in gehöriger Ordnung abgefaßte Geschichte Jesu schreiben wollte, die Zeitordnung, ohne sich jedoch dadurch binden zu lassen. Johannes hatte den Zweck, die Gottheit Christi zu erweisen, und zu diesem Behufe führt er eine Reihe von Bekenntnissen, die andere über ihn abgelegt haben, und ausführliche Reden Christi, worin der Beweis dafür geführt wird, an, so wie er einige der wichtigsten Begebenheiten, die dazu Veranlassung gaben, in chronologischer Ordnung darlegt. S. 16, 17, 18. — Im zweyten Hauptstück wird das *Verhältniß der vier Evangelisten zu einander* kurz aus einander gesetzt, und gezeigt, daß besonders die drey ersten Evangelien die meisten Begebenheiten und Reden Christi auf gleiche Weise, und gewöhnlich mit den nämlichen Worten erzählen, aber vieles auch auf eine abweichende Weise, wobey sie selbst einander zu widersprechen scheinen. Man wird es befremdend finden, daß der Verfasser sich S. 20 u. 21 über die Uebereinstimmung der drey ersten Evangelien so kurz gefaßt hat, während die Untersuchungen über diesen Gegenstand ein Lieblingsthema der höheren Kritik in unseren Zeiten geworden sind. Indeß kann hieraus keine Verpflichtung hervorgehen, die verschiedenen geltend gemachten Hypothesen bey jeder Gelegenheit zu würdigen, und sich für die eine oder für die andere zu entscheiden. Etwas Sicheres läßt sich beym Mangel an allen genaueren Nachrichten doch nicht, wie die gepflogenen Verhandlungen beweisen, darüber feststellen, ob ein Evangelist den andern, oder ob alle drey eine gemeinschaftliche schriftliche oder mündliche Quelle benutzt haben. Schließt sich nun der Kritiker oder der Erklärer dennoch an die eine oder die andere Hypothese bey Erklärung des Einzelnen an, so läuft er beständig Gefahr, Mißgriffe zu thun, und unrichtige Auffassungen von Thatsachen zu veranlassen. Auch irrt man sich gewiß, wenn man glaubt, daß die Berücksichtigung dieses Gegenstandes

so wesentlich nothwendig sey. Desto wichtiger ist es, die scheinbaren Widersprüche in den Evangelien zu beseitigen, und ihnen hat der Verfasser auch bey jeder Gelegenheit eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. In dieser letzten Beziehung ist es besonders wichtig, die Reihenfolge der in unsern Evangelien erzählten Begebenheiten genau zu bestimmen. Der Verfasser weiset S. 22 - 24 nach, wie man hierin dem Evangelisten Johannes und Lukas folgen müsse, weil sie beständig die Zeit genau angeben, und die erzählten Begebenheiten bey ihnen in der natürlichsten Reihenfolge erscheinen, bestimmt hierauf die wichtigsten Begebenheiten in der evangelischen Geschichte näher, um gewisse Haltpunkte für die Anordnung der übrigen zu gewinnen, und gibt S. 25 u. 26 eine chronologische Uebersicht der erzählten Begebenheiten. Endlich spricht er sich S. 27 über sein Verfahren bey der Erklärung selbst aus. Die bey allen oder bey einigen Evangelisten vorkommenden Abschnitte werden nur einmal, und zwar da, wo sie zum ersten Male sich befinden, erklärt, und in der Folge nur darauf verwiesen. Die Uebersetzung ist wörtlich nach dem Grundtexte, die Erklärung nach den Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation und im Geiste der exegetischen Ueberlieferung. Darum konnten die neueren Erklärungsversuche, welche von Offenbarungsläugnern geltend gemacht worden sind, eben so wenig Berücksichtigung finden, wie die früheren, auf deren Inhalt und Darstellungsweise die Polemik oder die Grundsätze der allegorischen oder mystischen Erklärungsweise Einfluß hatten. Das zum Verständniß des Textes Erforderliche ist stets kurz zusammengefaßt, und enthält mit wenig Worten das Resultat der Forschungen, welche alte und neue Erklärer und der Verfasser selbst auf seinen Reisen und bey Bearbeitung seiner exegetischen Vorlesungen über das neue Testament angestellt haben. Einige Proben mögen das Gesagte erläutern. Nachdem der Verfasser in den Anmerkungen zu Matth. I die Beschaffenheit des Geschlechtsregisters Jesu und dessen Uebereinstimmung mit den Nachrichten des alten Testaments gezeigt hat, sucht er dasselbe mit dem von Lukas mitgetheilten in Uebereinstimmung zu bringen. Die Vereinigung dieser Genealogie mit der des Lukas 3, 23—28, hat die Erklärer von jeher sehr beschäftigt. Nach Matthäus ist Jakob der Vater Josephs, nach Lukas ist es Eli; zwischen Joseph und Zerobabel sind bey Matthäus nur neun Personen, bey Lukas dagegen sechzehn genannt; die beyden Personen gleichen Namens in beyden Tafeln, Salathiel und Zerobabel, haben ganz verschiedene Väter und Kinder bey Lukas und Matthäus. Ferner stammt nach Matth. Joseph von David durch Sa-

lomon, nach Luk. von David durch Nathan. Einige schlossen aus den verschiedenen Angaben: Matth. theile die Stammtafel des Joseph, Luk. die der Maria mit: wogegen aber Matth. 1, 7 und Luk. 3, 23 spricht, wornach beyde das Geschlechtsregister des Joseph mitzutheilen die Absicht haben, so wie auch der allgemeine Gebrauch des Orients, wornach nie das Geschlechtsregister einer Frau mitgetheilt wird. — Andere vermutheten, die in den Genealogien angeführten Personen haben meist zwey Namen gehabt, die Einen habe Matthäus, die Andern Lukas. — Schon Julius Afrikanus (bey Euseb. Kg. 1, 7) erklärte richtig beyde Genealogien als die des Joseph, und die in beyden vorkommenden verschiedenen Angaben aus den bey den Juden gewöhnlichen Leviratsehen. Matthäus führt seine Genealogie von Abraham bis Joseph herab, Lukas die seinige von Joseph bis Adam hinauf. Von Abraham bis David stimmen sie mit einander überein: von David ab trennen sie sich nach den zwey Linien, in welche sich das Davidische Haus theilte; die des Salomo gibt Matthäus, die des Nathan Lukas. Bey beyden erscheinen Salathiel und Zerobabel nach dem babyl. Exil. Lukas zählt von Joseph bis Salathiel dreymal sieben Zeugungen, und eben so viele von Salathiel bis David, also gerade da 21, wo Matth. 14 zählt, und bey beyden sind von ihnen bis David 500 Jahre, und bis Joseph eben so viele: sie sind also wohl bey beyden die nämlichen Personen. — Salathiel ward dem Jechonia durch die Pflichtehe erzeugt, s. Anm. zu V. 12, und er heißt daher bey Matth. ein Sohn des Jechonia. Lukas aber nennt den natürlichen Vater desselben Neri. — Bey Matth. heißt der Sohn des Serubabel Abiud, bey Luk. Resa; denn in der Salomonischen Linie ist Serubabel als Salathiels Sohn, in die Nathanische trat er wieder durch die Leviratsehe als Vater hinüber. Von Abiud und Resa an laufen beyde Genealogien bey Matth. und Luk. ununterbrochen neben einander fort, und beyde Linien erhalten sich durch 500 Jahre bis auf Joseph. Mit ihm tritt wieder der Fall ein, daß er den erlöschenden Stamm der andern Familie durch die Pflichtehe retten muß, und darum vereinigen sich bey ihm beyde wieder. Wirklich scheint er auch ganz allein in seinem Stamme dazustehen: denn nirgends sind Verwandte Josephs angeführt. Es waren also in beyden Linien des Davidschen Hauses, ein Zeitraum von tausend Jahren, nur drey Pflichtehen nöthig, und diese fallen gerade in die unglücklichsten Zeiten des Königsstammes David u. s. w. — Ueber die Versuchungsgeschichte erklärt sich der Verfasser, nachdem er in den Anmerkungen zu Matth.

4, 1—11 das Einzelne erläutert hat, auf folgende Weise: Es kann nicht geläugnet werden, daß Matthäus, so wie auch Markus und Lukas, die Absicht hat, in diesem Abschnitte eben so, wie in dem vorhergehenden und folgenden, wirkliche Thatsachen oder Begebenheiten zu erzählen, indem sich in der Darstellungsweise auch nicht die geringste Verschiedenheit nachweisen läßt. Er stellt hier die drey Versuchungen eben so wie im V. VI. VII. Kap. mehrere Reden, im XIII. Kap. mehrere Parabeln, und im VIII. und IX. Kap. mehrere Wunder zusammen, obgleich jene drey Auftritte, wie diese, zu verschiedenen Zeiten, die Versuchungen nämlich während der vierzig Tage sich ereignet haben. Der Teufel, der nach der Lehre der h. Schrift in den mannigfaltigsten Gestalten als Gegner der Wahrheit und ihrer Herrschaft unter den Menschen auftritt, erscheint Christo auf eine ihm verständliche Weise, und macht ihm drey Anträge, worin durch drey konkrete Fälle nach orientalischer Weise eben so viele allgemeine Lehren ausgedrückt werden sollen. Die konkreten Fälle sind: 1) Der Wunsch des Teufels, Christus möge sich aus Steinen Brot machen, die Antwort Christi, man müsse sich in jedem Falle in den Willen Gottes fügen; 2) der Antrag des Teufels an den Sohn Gottes, sich von dem Dache der höchsten Tempelhalle unter der Mitwirkung Gottes unversehrt in den Abgrund des Thales Josaphat zu stürzen; die Erklärung Christi: die Allmacht Gottes dürfe nicht nach Willkür in Anspruch genommen werden; 3) die Zumuthung des Teufels an Christum, dieser möge ihm als dem Herrn der Menschenwelt huldigen; der Befehl Christi, der Teufel habe sich von ihm zu entfernen, und nicht ihm, sondern Gott allein gebühre göttliche Verehrung. Die dadurch ausgedrückten Lehren des Teufels sind: Ungehorsam gegen Gott, Mißbrauch der von Gott verliehenen Macht, Herrschaft der Sinnlichkeit und des Irrthums, denen Christus die Lehren vom treuen Gehorsam gegen den göttlichen Willen, vom zweckmäßigen Gebrauch der göttlichen Beyhülfe und vom bevorstehenden Untergange des Götzendienstes und vom nahen Siege der wahren Gottesverehrung entgegensetzt Die angegebenen Orte: die Wüste, das Dach der Tempelhalle und der sehr hohe Berg eignen sich für die damit in Verbindung stehenden Erzählungen von der Anfertigung von Brot, der unschädlichen Herabstürzung in einen Abgrund im Angesicht des Tempels Gottes und von der Herrschaft über die Menschheit, so wie auch die dadurch angedeuteten Lehren denen des neuen Testaments über die höhere Sendung des Sohnes Gottes, das feindselige Einwirken des Teufels und dessen Sturz durch Christum ganz entsprechen. Der Abschnitt trägt also das Gepräge der historischen Wahrheit, und

die Thatsache paßt in die Zeit, in welcher Christus im Begriffe stand, das Messiasreich zu gründen, vortrefflich u. s. w. Zu der Aeußerung Christi Mark. 13, 32: »um den Tag (des Eintreffens des Weltgerichts) weiß Niemand, auch der Sohn nicht, sondern nur der Vater,« macht der Verf. die Anmerkung: diese Aeußerung ist nicht im Widerspruch mit so vielen andern Stellen des neuen Testaments, worin seine (Christi) wie des Vaters Allwissenheit erwähnt oder erörtert wird. Hier spricht Christus von seinem Zustande der Erniedrigung, oder von sich als Mensch, als welcher er aus Gehorsam gegen den Vater alles mit den Menschen theilte. Das Wissen, wovon hier die Rede ist, bleibt der nicht geoffenbarten Gottheit vorbehalten, in sofern es nicht zum Zweck der Welterlösung diente, und also auch Christus für die Menschen es nicht wußte. — Den Sinn der Parabel Luk. XVI, 1 ff. gibt er auf folgende Weise an: Der reiche Mann ist Gott, der Verwalter der Mensch, die Habe sind die Güter dieser Welt. Wie es jener treulose Verwalter klug anstellte, um seine irdische Existenz zu sichern; so sollen wir uns mit Hülfe der irdischen Güter bemühen, unsere ewige Glückseligkeit zu sichern. Daher heißt in der Anm. zu V. 10, 11, wer bey Verwaltung unbedeutender Dinge, z. B. irdischer Güter, die ihm etwa von Gott anvertraut sind, sich als ein Verwalter beweiset, der Glauben verdient, macht sich des Vertrauens würdig, höhere Güter zu verwalten. Wer dagegen in unbedeutenden Dingen sich unzuverläßig zeigt, wird auch in wichtigen Angelegenheiten sich treulos benehmen, und wie kann ihm dann das, was wahrhaft ist, und ewigen Bestand hat, anvertraut werden? — Hieraus geht hervor, wie der Verfasser bemüht ist, das Wesentlichste, was zur Beleuchtung des Textes erforderlich ist, in den Anmerkungen, die gewöhnlich 3/4 jeder Seite füllen, beyzufügen Bemerkt muß noch werden, daß unter den Erklärungen sich manche neue finden, und daß gerade die schwierigsten Stellen, z. B. Matth. 5, 6, 7, 9, 24, 26, 28; Mark. 16, Luk. 16 u. s. w. am ausführlichsten und sorgfältigsten behandelt werden.

Der zweyte Band enthält die Erklärung der Apostelgeschichte und der katholischen Briefe. In der Einleitung zur Apostelgeschichte handelt der Verfasser im ersten Hauptstücke von dem Verfasser derselben, von dem Zwecke, der Zeit und dem Orte ihrer Abfassung, von dem kanonischen Ansehen, der Echtheit und Glaubwürdigkeit derselben, S. 1 — 5, kurz, ohne jedoch irgend etwas Wesentliches, hierher Gehöriges zu übergehen. Im zweyten Hauptstücke sucht er sich einige Haltpunkte für die Bestimmung der Zeit, in welcher sich die darin erzählten Begebenheiten ereignet haben, zu ermitteln. Als solche können das 2, 1 erwähnte

Pfingstfest, ferner die 9, 24 ff. erzählte Flucht des Apostels Paulus von Damaskus nach Jerusalem, der 12, 1 ff. angeführte Tod des Königs Agrippa, die Hungersnoth, wovon wir 11, 27 lesen, die 15, 1 ff. dargestellte Reise des Apostels Paulus von Antiochien nach Jerusalem, und die Stellen 18, 1. 2 und 24, 27 angesehen werden, in sofern sich die Zeit, in welcher diese Thatsachen sich ereignet haben, ziemlich genau nachweisen läßt, S 6 — 12. So wie der Verfasser die Chronologie der in den Evangelien erzählten Begebenheiten fester gestellt hat, als es vor ihm geschehen ist, so hat er auch die der Apostelgeschichte nach gewissenhafter Abwägung aller im neuen Testamente enthaltenen Zeitangaben so sicher festgestellt, daß er ihr bey der Erklärung unbedingt folgen zu dürfen glaubte, s. die Vorrede S. I. Auf den Grund der darüber angestellten Untersuchungen folgt im dritten Hauptstücke eine chronologische Uebersicht der Geschichte des apostolischen Zeitalters vom Jahre 33 bis 65 nach Chr. Geb. Von der Uebersetzung und Erklärung der Apostelgeschichte gilt das von der der Evangelien Gesagte, so wie auch von der der katholischen Briefe. In der Einleitung in diese handelt der Verfasser von dem Namen, Zweck und Inhalt dieser Briefe. S. 175, 176: Die Einleitung zum Briefe des h. Jakobus hat zum Gegenstande die Untersuchungen über den Verfasser dieses Aufsatzes nach inneren und äußeren Gründen, worin die Echtheit gründlich vertheidigt wird. Dasselbe gilt von der Einleitung zu den Briefen des Apostels Petrus, S. 199—202, und von der zu den Briefen des Johannes, S. 233—234, und des Apostels Judas, S. 253, 254. In der zu den Briefen des Apostels Petrus äußert sich der Verfasser über die Schwierigkeiten, welche gegen die Wirksamkeit dieses Apostels zu Rom erhoben worden, beyläufig auf folgende Weise. Zuförderst werden die verschiedenen Angaben der alten Schriftsteller geprüft, dann die Stellen im neuen Testamente erwähnt, wornach er zu gewissen Zeiten in Jerusalem gewesen seyn muß, und in Rom nicht füglich sich aufgehalten haben kann; hierauf fährt der Verfasser so fort: Aber brachte es nicht das Apostelamt so mit sich, daß Petrus nach verschiedenen Theilen des römischen Reiches das Licht des Evangeliums brachte? Erforderte es nicht die damalige Praxis, daß gegründete Gemeinden von Zeit zu Zeit von ihren Stiftern wieder besucht wurden? Pflegte nicht Jerusalem bisweilen, besonders an den Festtagen, auch noch von Christen besucht zu werden, und warum sollte Petrus das nicht gethan haben, worin Paulus sich so gewissenhaft zeigte? Petrus kann also in den Jahren 40 bis 43, von 45 bis 50 nach Chr. Geb. in Antiochia, Rom und in

vielen andern Orten gepredigt haben, und doch auch vor und nach dieser Zeit in Jerusalem gewesen seyn u. s. w.

Der dritte Band enthält die Erklärung der vierzehn Briefe des Apostels Paulus. Die Einleitung liefert im ersten Hauptstück Nr. 1 bis 8 eine Lebensgeschichte des Apostels, und im zweyten Hauptstücke, S 9 bis 23, eine Einleitung in sämmtliche Briefe, die hier in chronologischer Ordnung behandelt sind, während sie in der Uebersetzung und Erklärung in der kanonischen Ordnung auf einander folgen. Dasjenige, was am meisten bewährt ist, wird hier wieder kurz dargelegt, und die abweichenden Ansichten werden kurz widerlegt. Im dritten Hauptstücke, S. 24 bis 38, wird die Echtheit der Briefe aus äußern und innern Gründen und ihr Gebrauch nachgewiesen. Alles, was irgend eine Beweiskraft hat, wird hier erwogen, und die Resultate mit großer Vorsicht dargelegt. Die Uebersetzung der Briefe ist ebenfalls wörtlich nach dem griechischen Texte, und die Erklärungen entwickeln und beweisen den Sinn eines jeden Verses bald ausführlicher, bald kürzer, je nachdem mehr oder weniger Schwierigkeiten dem Verständnisse im Wege stehen.

Der vierte Band umfaßt die Erklärung der Offenbarung Johannes. Da dieses Buch so gewöhnlich mißverstanden wird, und da die Ursache davon in der großen Dunkelheit der Darstellungsweise zu suchen ist, so war hier eine größere Ausführlichkeit nothwendig. Der Verfasser sucht zuförderst eine sichere Grundlage für die Erklärung dadurch zu gewinnen, daß er zeigt, zu welcher Gattung von Schriften dieses dunkle Buch gehört. Der ganze Inhalt und die Tendenz desselben, die Darstellungsweise in Sendschreiben, Visionen und Bildern, so wie die genaueste Verwandtschaft mit den prophetischen Büchern des alten Testaments setzen außer allen Zweifel, daß es ein prophetisches Buch sey, wofür auch die Anwendung, welche Johannes vom alten Testament, besonders von den messianischen Bestandtheilen desselben, macht, entscheidend spricht. S. 1 — 10. Nachdem der Verfasser auf einige Einwendungen, welche man über die Abhängigkeit des Johannes von den Propheten des alten Testaments machen könnte, und den Standpunkt desselben als Christ erwogen hat, entwickelt er im zweyten Hauptstücke zuförderst die Grundsätze, nach denen bey der Erklärung verfahren werden muß Der Sinn der Bilder muß nachgewiesen, mit dem Zusammenhange in Uebereinstimmung gebracht, und die exegetische Ueberlieferung verhört werden. Hierauf legt er den Sinn und die historische Beziehung eines jeden Abschnittes dar, und führt den Beweis dafür. Kap. 1 enthält die Einleitung zum Ganzen, Kap. 2, 3 die Zuschrift an die Gemeinden, für welche

das Buch zunächst geschrieben war; Kap. 4 — 12 die Weissagung, welche die Zerstörung der jüdischen Nationalverfassung und Jerusalems betrifft; Kap. 13 — 19 die Weissagung über den Untergang des römischen Reichs, als des Repräsentanten des Heidenthums. Kap. 20 den Triumph des Reiches Christi; Kap. 21, 22 die Seligkeit der Verklärten und den Schluß des Ganzen. Im dritten Kapitel handelt der Verfasser von der Echtheit des Buchs, von der Zeit, dem Orte und dem Zwecke der Abfassung ausführlich und gründlich, und die Anmerkungen zur Uebersetzung entwickeln den Sinn des Einzelnen aus der Natur der Sache, Parallelstellen und dem Zusammenhange so genau, wie dieß von keinem Erklärer in diesem Umfange geschehen ist, und so glücklich, daß jede Erklärung den Forderungen der grammatisch-historischen Interpretation entspricht.

Möge dieses Werk recht viel zur genaueren Bekanntschaft mit den heiligen Urkunden unter allen Klassen von Lesern beytragen: denn für jeden Gebildeten ohne Rücksicht auf Standesverhältnisse ist es geschrieben.

Art. IV. Die Eroberung von Granada. Von Washington Irving. Aus dem Englischen von Gustav Sellen. Drey Bände. Leipzig 1830. Bey A. Wimbreck.

Das Mittelalter schob zwey Pointen in die neue Zeit hinein, um wenigstens dem Anfang der letzteren einen romantischen Anklang zu leihen. Welche Kontraste bietet das oströmische Kaiserthum von Byzanz und die Herrschaft der Mauren in Granada zu dem Leben, welches sich rings um beyde Punkte zu entwickeln begann! Die griechische Herrschaft war das Afterkind der antiken Welt, es hatte das Mittelalter überdauert, ohne etwas anderes, als von seinen schlimmen Eigenschaften adoptirt zu haben; es fiel, wie ein abgelebter Greis unter den Streichen roher Barbaren. Das Abendland blieb kalt dabey; es war seiner mittelalterlichen Blüte, wie seiner neu aufschießenden wissenschaftlichen Bildung fremd gewesen, die hier überkommende Bildung hatte nicht anregend auf den Occident gewirkt; im Gegentheil durfte man es den Resten eines strengen Winters vergleichen, einem ungeheuren Eisblocke, den die Gewalt des Stromes mitten unter Ackerland und Weinberge geschleudert. Dort bleibt er einen Theil des Sommers über liegen, und seine Ausdünstungen kälten und stören das Wachsthum umher. Was von Theilnahme beym Untergange Konstantinopels sich regte, war mehr egoistischen Ursprungs, eigene Furcht der Abendländer, daß die wachsende Macht der Osmanen in ihrem rohen Jugendalter

sich nicht mit der Ueberwältigung des abgelebten Greises begnügen, sondern auch über die Länder des Occidents herfallen werde. Sonst, könnte man fast sagen, herrschte zwischen der feurigen Kraft der Osmanen und den christlichen Europäern mehr Annäherung, als zwischen diesen und ihren griechischen Glaubensgenossen. Wie ja alle Jugend sich verwandt ist im Gegensatz zu dem schwachen Alter. — Weit eigenthümlicher, weit interessanter und doch weit minder folgenreich ist das allmälige Verschwinden und der endliche Untergang des Moreskenreiches in Spanien. Die arabisch-maurischen Stämme, welche die große pyrenäische Halbinsel den Gothenkönigen entrissen, hatten aus dem Morgenlande alle die großen, herrlichen Eigenschaften, welche den Orient charakterisiren, herübergebracht. Während ihre asiatisch-afrikanischen Stammverwandten im Laufe von acht Jahrhunderten ihren fanatischen Heldenmuth, die hohe Bildung der ersten Eroberer und ihrer Nachkommen einbüßten, behielten die Mauren in Spanien, abgesondert und auf sich reduzirt, einen großen Theil dieser besseren Erbschaft und im steten kleinen Kriege mit dem erwachenden Rittergeiste der christlichen Spanier, eigneten sie sich so viel von abendländisch-christlichem Geiste und Heldenthum an, als mit ihrem Glauben, ihrer Sitte und ihrer Abstammung verträglich war. Die spanischen Mauren waren in ihrer Erscheinung ein edles, gewiß ein höchst interessantes Volk. Ihre gesammte Herrschaft mußte untergehen, weil sie alt wurden, und die Spanier im achthundertjährigen Kampfe mit ihnen durch das Jünglingsalter zum schönsten Mannesalter aufwuchsen, sie mußten untergehen, weil Spanien, wie das ganze Europa, für abendländische Kultur, nicht für den rohen Kultus des Orients von der Vorsehung bestimmt ist, weil das Strohfeuer des Mahomedanismus nicht bestehen kann auf die Länge dem zeitigenden, wärmenden, lichtgebenden Feuer des Christenthums.

Der Fall Granada's, des allerletzten, aber auch des schönsten, reichsten der kleinen Königreiche, in welche die maurische Herrschaft bald nach ihrem Entstehen zerfallen war, bleibt vielleicht, seit der Niederlage des Gothenkönigs Roderich, der historisch und poetisch interessanteste Moment der ganzen maurischen Geschichte. An acht Jahrhunderte hindurch waren zahllose herrliche, ausgezeichnete Thaten von beyden Seiten geschehen, aber nichts so Großes, daß es alle anderen überragte. Jedes einzelne Faktum ist eine interessante Geschichte, eine Romanze, wenn man will, aber es verliert sich in der Unmasse des Geschehenen. Vor lauter Gefechten und Treffen kam es fast zu keiner Schlacht, die einen Namen hätte, wie die große Maurenschlacht und die von Viktoria, vor lauter Ueberrumplungen und kühnen

Ueberfällen der Städte und Burgen zu keiner Belagerung, die einen Namen hätte, wie die von Numancia und Saragossa. Um die Person des einen Ritters, des Don Rodrigo Ruy Diaz, des Cid, sammeln sich die Thaten und Vorfallenheiten dergestalt, daß er einen heraustretenden Lichtpunkt abgibt. Mit der Geschichte der letzten Kriege um Granada's Besitz und die Verjagung und Bekehrung der Mauren beginnt erst wieder eine eigentliche Geschichte, indem von der einen Seite mit dem Rittergeiste sich die Politik zusammenthut, von der andern die Mauren — wenigstens halb und halb — zum Bewußtseyn erwachen, dessen, was sie verloren haben, und was ihnen noch zu verlieren bevorsteht — nämlich ihre ganze Existenz. Aber auch dieser Krieg um die herrliche Veja von Granada trägt in seinen Einzelheiten und wie ihn die Mauren führten noch den Charakter des Abenteuerlichen, er gehört einer Zeit an, die mit ihm aufhörte zu seyn; nur Ferdinand des Katholischen Politik gab ihm einen großartigen geschichtlichen Charakter.

Das kleine Königreich Granada konnte sich, trotz des zuweilen zum Fanatismus gesteigerten Muthes seiner muhamedanischen Bevölkerung, trotz der Bollwerke, welche die Bergstriche mit ihren Schlünden, steilen Felswänden, mit der Unzahl der von den Mauren auf den Berghöhen erbauten Warthürme und Kastelle, jedem Angriff entgegensetzten, gegen die vereinigte christliche Macht von Kastilien, Arragonien und Andalusien nicht halten. Aber abgesehen von der inneren Nothwendigkeit, welche der Untergang dieser Reste einer arabischen Emirherrschaft gegen einen aufblühenden Staat, den Untergang fremder Bildung gegen eine neuere, vollkommenere, der des Muhamedanismus gegen das Christenthum bedingte, springen uns drey Ursachen, wenn wir die Geschichte verfolgen, unmittelbar entgegen.

Einen Blick auf die Karte von Spanien, und man sieht das kleine Küstenreich Granada, welches den Nachkommen der Eroberer der ganzen Halbinsel übrig geblieben, konnte an und für sich nicht mehr dem Wuchs des Kolosses über ihm widerstehen; selbst nicht, wenn der erste feurige Heldenmuth der afrikanischen Eroberer den Nachkommen geblieben wäre, selbst nicht, wenn kein so willensstarker Gegner, kein Regent wie Ferdinand, mit gewandten und tapfern Feldherrn, wie ein Ponce de Leon, ein Don Aquilas, ein Gonsalvo de Cordova, ihren Untergang beschloß. Sie hätten von selbst erliegen müssen, Zeit und Verhältnisse wären ihre Ueberwinder geworden, minder tragisch, minder poetisch, weniger die Theilnahme für sie anregend, und ohne einen letzten Glanzblick auf

die Thaten des spanischen Ritterthums zu werfen. Aber die zuvor erfolgte Vereinigung Kastiliens und Arragons, also die Entstehung eines neuen Reiches, Spaniens (wiewohl dieses erst unter dem Nachfolger de facto und de jure eines wurde), hatte zur unausbleiblichen Folge die Unterwerfung einer halben Enclave mit Bewohnern, die der Spanier nicht anders anzusehen gewohnt war, als Räuber des Eigenthums seiner Väter. War doch selbst Portugall mehr als einmal drauf und dran, dieser vereinigten ungeheuern Macht zu erliegen. Hier waren Kriegsheere, ein monarchischer Wille, Einheit im Haß und in der Liebe, bedeutende Feldherrn, neue Taktik, und dabey, überkommen von den Vätern, ein ritterlicher Geist mit ritterlicher Kraft verbunden. Der Krieg von Granada zeigt, wie gesagt, das letzte Aufflackern des altspanischen Ritterthums, und es war eine gewaltige Flamme, welche unter den beobachtenden Augen der Politik, über die Sierren von Granada aufschlug, und hinüber leuchtete bis in das erschreckte Afrika.

Aber selbst so tapferen Helden, wie die genannten Grenzgrafen, der Taktik, dem Muthe und der Beutelust ihrer Krieger, und selbst dem Willen eines Ferdinand von Arragon hätten die letzten Mauren widerstanden, wenigstens länger widerstanden, als es der Fall war, wenn sie sich nicht *selbst überwunden* hätten. Hier ist der Hauptgrund ihres *Untergangs* zu suchen. Lesen wir, wie in diesem kleinen Staate, bedrängt von solchen Gegnern, von der augenscheinlichen Gefahr des Untergangs, der Vernichtung, wie in diesem reducirten Königreiche, die Parteyen mit unglaublicher Erbitterung sich bekämpfen, ja zu vernichten suchen, wie Könige mit Königen um den Thron streiten, wie das Reich in zwey Reiche getheilt wird, wie in einer und derselben Stadt ein Prätendent den andern belagert, und der Belagerer wieder von einem Dritten angegriffen wird; wie Brüder und Brüder, Vater und Sohn sich verfolgen; wie ein König in seine eigene Stadt nächtlich einbricht, und Alt und Jung niedermetzeln läßt, bloß aus Rache, weil man einmal dem Gegner zugejauchzt hat, und das alles, während der gemeinsame Feind vor den Thoren ist; so begreift man kaum, wie diese Mauren sich auch nur so lange gegen so überlegene Feinde zu halten vermocht haben. Zwey Gegenkönige sitzen auf ihren verschiedenen Schlössern, jeder besorgt, der andere könne über Nacht ihn überfallen, und aus dem Lande jagen; beyde zitternd, daß ihre beste Seestadt, welche die Spanier belagern und die Mauren mit unglaublicher Tapferkeit vertheidigen, dem gemeinsamen Feinde in die Hände falle. Endlich entschließt sich der eine König, sie zu entsetzen. Aber der andere, kaum daß er es hört,

eilt ihm in den Weg, schlägt ihn, triumphirt, und die Stadt, an deren Rettung ihm im Grunde des Herzens eben so viel gelegen, als seinem geschlagenen Gegner, muß sich dem gemeinsamen Feinde ergeben! — Die Mauren haben vieles von den Rittern des christlichen Ritterthums angenommen, Achtung für Frauen, Heiligkeit des gegebenen Wortes, gewisse Gesetze beym Angriff und bey der Vertheidigung, sie sind gastfreundlich, ehren den Muth beym Feinde wie beym Freunde, Wehrlose tödten ist Schande, besonders scheint das christlich abendländische Verhältniß der Männer zu den Frauen von günstigem Einfluß auch auf diese Abkömmlinge des Orients gewesen zu seyn, was uns nicht allein die Romanenschreiber, wie der Verfasser der historia de las guerras civiles berichtete, sondern auch aus Andeutungen der wahrhaftigeren Historiker hervorgeht. Aber dabey ist der Orient mit allen den Gräueln, welche der morgenländische Despotismus mit sich führt, bey ihnen geblieben. Empörungen ohne Maß, von dem wilden, feurigen Blute angeregt, richten sich niemals gegen das Prinzip, sondern immer gegen die Person. Daher beständige Furcht und Argwohn der Herrscher auf dem Throne, deßhalb Hinrichtungen beym geringsten Verdachte, ja selbst ohne Verdacht bey jeder Thronbesteigung. Der Herrscher muß auch den ererbten Thron sichern, indem er sich von seinen nächsten Anverwandten befreyt, die vielleicht einmal darauf Ansprüche machen könnten! Der Vater stellt dem eigenen Sohne nach, gegen den eine Weissagung sich ungünstig vernehmen lassen. Bey einem jeden Siege einer Faktion versteht es sich von selbst, daß die Häupter der Gegner fallen. König Boabdil el Chico wird als Muster der Mäßigung gepriesen, daß er bey seinem Thronantritte nur vier Personen, die es mit seinem Rivalen hielten, köpfen läßt! Daß Grausamkeiten der Art vorfallen, daß sie einzeln vorfallen, will nicht allzuviel bedeuten; daß sie aber als zur Natur der Sache gehörend vom Volke angesehen werden, daß sie gar nicht auffallen, dieß spricht von einer innern Verderbniß, durch die allein ein Staat in Europa am Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts fallen mußte, auch wenn keine solchen Gegner es sich zum Ziel gesetzt hätten. — Nichts destoweniger steigert gerade diese offenkundige Depravirung des granadischen Königreichs unsere Verwunderung, wie dabey, bey solcher inneren Zerrissenheit, bey dieser Fäulniß des Lebensstoffes, solcher Patriotismus, dieser Heldenmuth, diese Ausdauer, diese unglaublichen Anstrengungen, alle der besten Sache würdig, nur möglich waren. Es ist nicht bloße Versteinerung der Wuth, nicht allein die Wuth der Verzweiflung, die auf Seiten der Mauren kämpft, helle Strahlen eines bessern Gefühls, echter

Begeisterung, kühner Hoffnung, heiliger Vaterlandsliebe schießen durch das trübe Gemälde dieser bürgerlichen Auflösung. Aber freylich begeistert die Unterliegenden ein Etwas, das sehr nahe liegt. Wenn sie die Augen aufschlagen, sehen sie das schönste Land, das Paradies der Welt, die herrliche Ebene von Granada, und unterliegen heißt: dieses köstliche Erbtheil ihrer Väter auf immer verlieren, und heimatlos in das entfremdete Afrika hinüber wandern.

Ein dritter sehr materiell tönender Grund erklärt uns, warum Granada in den letzten Jahren des Krieges so schnell, im Gegensatz zu den vorhergehenden, fiel, ohne daß dieß unsere Verwunderung für den Muth seiner Vertheidiger schwächte. — Es ist Ferdinand von Aragoniens Artillerie. Wohl versehen, trefflich bedient von Ingenieurs aus der Heimat und Fremde, besonders Deutschen und Italienern, that sie Wunderdinge. Nicht daß die Mauren, gleich den Mexikanern, auf den ersten Kanonenschuß davon liefen, denn auch sie kannten den Gebrauch der Feuergewehre, und wußten davon Nutzen zu ziehen; aber ihre, bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Burgen und Felsenschlösser, die auf jähen Klippen in die Wolken hinausgebauten Thürme, stürzten, nur auf Wurfgeschütze älterer Art berechnet, von einigen der ungeheuren Stein- und Eisenkugeln getroffen, bald zusammen, Tod und Verderben unter der Besatzung verbreitend, die dagegen keine Waffen zu führen, keine Schilde, um sich zu schirmen, hatte. So vollendete die ultima ratio regum, das Geschütz, was alle Manneskraft der spanischen Ritterschaft angefangen, und fast bis zu Ende gebracht hatte. Eine Festung fällt nach der andern, allein durch die Kanonen und den Hunger; denn Ueberrumplungen, wie zu Anfange des Krieges, Erstürmungen gelingen den Spaniern nicht mehr, indem der Muth der aufs Aeußerste gebrachten Mauren auch die kühnsten Versuche zurückschlägt. — Es bleibt aber bemerkenswerth, daß die Spanier aus diesen arabischen Ereignissen keine Lehre für sich gezogen haben. Die maurischen Festungen fielen gegen Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts, weil die gemauerten Wälle und Thürme dem schweren Geschütze nicht widerstehen konnten, und aus demselben Grunde mußten im dritten Decennium dieses Jahrhunderts sich die meisten von den Cortestruppen vertheidigten Festungen des nördlichen Spaniens den belagernden Franzosen so bald übergeben. Die gemauerten alten Wälle von Pampelona zum Beyspiel widerstanden zwar in ihrer Dicke den Kanonenkugeln und Bomben, allein jede Kugel, die eine Kante fortriß, oder auch nur an die obere Brüstung anschlug, riß so viel Steine und Steinsplitter

mit sich, daß jede treffende Kugel sich der Wirkung nach in zehn Kugeln verwandelte. Die Mauren scheinen, nach den gegebenen Andeutungen, bey der Vertheidigung von Malaga schon klüger geworden, als die vierthalbhundert Jahre später in Pampelona sich vertheidigenden Spanier; indem sie Erd- und Rasenwälle vor den gemauerten Wällen aufführten, in denen die Kugeln ein erstickendes Bette finden. Ueberhaupt zeigt diese Vertheidigung von Malaga, wie weit diese Krieger in der Vertheidigungskunst fortgeschritten waren, denn schon hier finden wir — schwimmende Batterien, mit denen die Besatzung von Malaga die Belagerungsflotte abhält, ja einmal sie ganz zu vernichten droht.

Welche Kontraste bietet uns die Geschichte dieses Krieges! Fast die gesammte Christenheit sieht mit Freude auf das Ereigniß. Die Aussicht, ein Paar dürftige Reste mohamedanischer Herrschaft im westlichen Europa zu vertilgen, erweckt durch einen Theil Europas eine Begeisterung, ähnlich jener zu den Zeiten der Kreuzzüge. Es kommt in der That eine Art Kreuzzug zu Stande, denn englische und französische Große und Ritter schließen sich dem Eroberungsheere — um Ehre und Beute — an, auch Deutsche fechten mit, freylich nur deutsche Landsknechte und gegen Besoldung. Aber kaum regt sich eine Stimme, welche Ferdinands Verfahren nicht als ein heiliges, durchaus gerechtes anerkannte. Also in Europa, wo das Mittelalter eben abgelaufen ist, wo ganz andere Ideen der Politik zu regieren anfangen, wo der Begriff Staat auf die Feudalfolge abkommt, in dem modern werdenden Europa leuchtet noch einmal der alte Rittergeist auf, um armselige Trümmer orientalischer Herrschaft aus ihrem letzten Besitzthume zu vertreiben, wo sie nicht mehr schaden können, sondern nur in letzter Todesangst sich festklammern, — und das, während die wilden Horden der Ottomanen im Osten, ein christliches Land nach dem andern an sich reißend, das ganze Abendland bedrohen, und kaum einen Gegner finden. Während Europa dort freudig, hier apathisch zusieht, legt der Orient ebenfalls die Hände in den Schooß, und sieht theilnahmlos die Herrschaft seiner Glaubensgenossen in Granada untergehen. Es regt sich wohl der Gedanke, ihnen beyzuspringen, innere Zwistigkeit der Mächte läßt ihn aber nicht zur Reife kommen; es werden Repressalien gegen die asiatischen Christen gedroht, dabey und bey einer Mission bleibt es aber. Die despotischen Machthaber der afrikanischen Küste senden sogar demüthige Botschaften und Geschenke an die Herrscher von Kastilien und Arragon vor dem Falle Granada's, damit es nach demselben den Siegern nicht einkommen möchte, einen Besuch bey ihnen abzustatten.

So, kann man denn buchstäblich sagen, waren die granadischen Mauren von Gott und Welt verlassen, wo der Orient und die Hoffnung sich von ihnen lossagte, die Erinnerung nur Schmerzen weckte, und die Verzweiflung allein Kräfte gab. Die Zerfallenheit des Lebensprinzipes im orientalischen Muhamedanismus spricht sich auch in der grausamen Art der Aufnahme mehrerer von den granadischen Flüchtlingen aus. Man sieht, es war da nichts mehr zu retten, wo die Glaubensgenossen sich selbst aufgaben und verriethen.

Auf jeder Seite der Geschichte dieses Krieges stoßen uns im Einzelnen diejenigen schlagenden Gegensätze auf, von denen man annimmt, daß sie der romantischen Poesie ihren eigenthümlichen Zauber leihen. Ein Vernichtungskrieg verschiedener, auf den Tod gegen einander erbitterter Feinde, und als Zwischenspiel zu diesem Kriege Verträge, Freundschaften, edelmüthige Handlungen, Ritterspiele u. s. w. Hier der Turban, dort der befiederte Stahlhelm; hier der Halbmond, dort das Kreuz; hier alte Barbarey, mit wunderbaren Resten orientalischer Kunst, hier eine neue Kultur, die noch nicht selbst zum Bewußtseyn gekommen ist; dort das morgenländische Verhältniß der Frauen zu ihren Gatten, nur wenig durch die Rittersitte modificirt, *mehrere eines* Mannes, Sklavinnen, nicht Theilnehmerinnen, *»Ehehälften,«* — nur legitimer Einfluß der Mütter auf ihre Söhne *nach orientalischem* Geiste, — hier die Frau dem Manne gleich, Isabelle neben Ferdinand, milder Einfluß der Frauensanftmuth auf die Strenge des Herrschers. Auf beyden Seiten das Ritterthum, maurisch-mohamedanisch und christlich-spanisch gedacht, in seiner vollsten Blüte, und daneben neue Kriegskunst, Artillerieparks, vor denen die Kraft des Mannes verschwindet, und neue Politik. (Es ist eben zu beachten, daß laut den Chroniken die ungeschickten Kanonenkugeln nur immer Mauern, Wälle, Thürme und den gemeinen Mann treffen; alles, was sich auszeichnet auf beyden Seiten und einen Namen hat, wird nie von Kugeln getroffen, sondern fällt immer im Einzelkampf durch Schwertstreiche, Lanzenstöße, höchstens durch einen Bolzen, welcher zwischen den Schienen trifft!)

Das Auge schwindelt und der Verstand glaubt es nicht, wenn wir lesen, was christliche und maurische Ritter im Einzelkampfe unternahmen und ausführten, wenn wir die ersteren in ihrer vollen stählernen Rüstung sehen, einen steilen Felskegel, gekrönt von den überragenden Mauern des wohlvertheidigten Kastells, — und das beym dörrenden Brande der Mittagssonne! — erklimmen; wenn sie die Sturmleitern anlegen, selbst kaum feststehend auf den Schiefervorsprüngen, sie mit ihren stählernen

Händen festhalten, und ihre Kameraden hinaufklettern lassen; wenn wir viele Leitern mit den stählernen Escaladores umgestürzt, in die Tiefe geschleudert, und die Burg, trotz des verzweifelten Widerstandes, doch erobert sehen! Wenn man weiß, was der spanische Soldat, so leicht bewaffnet und bepackt, wie irgend einer in der Welt, in den vorletzten französischen Kriegen that, oder vielmehr nicht that, denn im offenen Felde scheute er jede Strapatze, — ein Berg in der Mittagssonne war auf dem Marsch eine unübersteigliche Verschanzung, — wenn wir von glaubwürdigen Augenzeugen von ihrer Faulheit und Feigheit vorm Feinde in der Schlacht (in belagerten Festungen war es immer etwas anderes) wissen, so wachsen jene Heldenthaten ins Ungeheure! Ein spanischer Ritter, Fernando Perez del Pulgar, sprengt allein bey Nachtzeit durch eine Nebenpforte in das belagerte, wohlvertheidigte Granada, und heftet ein Ave an die Thür der Hauptmoschee, so dieselbe zu einer christlichen Kirche weihend, und kommt, nicht gefangen, unverwundet durch die Straßen der volkreichen Stadt, an die Pforte und in sein Lager zurück. Die Maurenritter vollbrachten nicht minder bedeutende Thaten, der eine sprengt, völlig gerüstet, mit seinem andalusischen Hengste über den Wall des christlichen Lagers, und nachdem er seinen Zweck erreicht, wieder zurück; ein anderer schleudert zu Hohn und Spott eine Lanze über denselben Wall tief in das feindliche Lager hinein, und es scheint völlig unglaublich, wenn es nicht so ernsthaft von den Chronikanten behauptet würde, was der grimmige Christenfeind, der alte maurische »Grenzgraf,« wenn man ihn so nennen darf, der Alcayde von Lora, Ali Atar, des letzten Königs Schwiegervater, in seinem neunzigsten Jahre, in offener Feldschlacht für Wunder that.

Die Mehrzahl dieser fabelhaften Heldenthaten, welche in das dreyzehnte und vierzehnte Jahrhundert zu gehören scheinen, ereignen sich in den letzten Momenten, wo Granada in seiner alten Pracht stand, dicht unter den Mauern des Alhambra, so wie unter denen der in ihrem zur Stadt (Santa Fe) anwachsenden Feldlager thronenden Herrscher von Castilien und Arragon. Und mitten unter den Rittern aus alter Zeit, unter den chevaleresken Charakteren eines Ponce de Leon, Marquis von Kadix, eines Don Aquilar und seines Bruders, des berühmten Feldherrn Gonzalvo von Cordova, eines Grafen von Urenna, eines Don Perez de Pulgar u. s. w., sehen wir schon die fürchterliche Gestalt eines Alba. Wer bey uns, wenn wir an die Thaten dieses Feldherrn in Deutschland und in den Niederlanden denken, verschwistert diese

Vorstellung mit der eines chevaleresken Ritters jener romantischen Tage!

Die Charaktere der christlichen Helden unter sich, wo dem frommen Sinne, der christlichen Ergebung wilde Kriegslust, der Durst nach markanten Thaten, politische Berechnung gegenüber stehen, ist ebenfalls ein Bild voll Licht und Dunkel in mannigfacher Schattirung. Aber das spanische Ritterthum ist ein anderes, als das der Franzosen, als der Muth der Deutschen. Die französischen Ritter beym Heere gefallen den spanischen Damen ungemein, und machen viel Glück bey ihnen: aber dem ernsten, gemessenen Spanier, der die Zeremonie für die Zier des Lebens hält, will, bey aller Bewunderung ihres Muthes, ihr leichtfertiges Wesen nicht gefallen. Die englische Tapferkeit wird nicht minder geachtet, allein außer der Schlacht werden die Britten für äußerst unverträgliche, eigensinnige Wesen gehalten. Ihre und der Deutschen Eß- und Trinklust kommt dem mäßigen Spanier ganz ungewohnt war. W. Irving entwirft kein unebenes Tableau von dem Rencontre dieser verschiedenen Nationen im Lager.

Wie sieht es drüben bey den Mauren aus? ist die nächste und interessanteste Frage. Hier aber bleibt uns der englische Historiker die genügende Antwort schuldig, und der Leser ist, wenn er Poesie will, auf den bekannten, und durch seine einverwebten Romanzen so interessanten Roman: Historia de las vandas y guerras civiles in Granada, verwiesen, oder er muß nach Wahrheit sich durch Condes nicht poetische Geschichte (trotz der mitgetheilten Proben maurischer Dichtung) der Mauren in Spanien durcharbeiten. So viel wir ersehen, gibt es Parteyungen, Faktionen die Menge, aber alle tragen dieselbe Farbe, sie haben verschiedene Absichten, aber dieselben Ansichten. Der Orient ist stabil, es ist kein Wandel da der Meinungen und der Trachten; nur der ewige Wandelprozeß in der ganzen Natur vom Blühen, Reifen, Welken hat auch hier seine Kraft. Das gläubige Jugendfeuer der Araber ist vorüber; wo das Feuer aufblitzt, ist es nur eine wilde, lang gehegte und verborgene Glut, die zuletzt zur Vernichtung, nicht zur Belebung, noch einmal aufschlägt. Sonst sehen wir in der That keine Schattirungen, nicht einmal zwischen den Parteyen der Jungen und Alten. Diese Alten und diese Jungen sind für den jüngeren König Leonbald, jene Jungen und Alten für seinen Vater und seinen Oheim, es sind immer nur persönliche Motive. Diese sind dießmal für eine äußerste, verzweiflungsvolle Vertheidigung der verlornen Sache, jene ein anderes Mal. Was uns am meisten zu wissen interessirte, ob denn in der ganzen Bevölkerung kein einzig

besonnen Erleuchteter auftritt, der den unabwendbaren Untergang voraussieht, dem es klar wird, daß dieß mohammedanische Reich sich selbst überlebt, daß das Christenthum an der Zeit ist, davon erfahren wir nichts, und nach allen Andeutungen läßt sich annehmen, daß die Gesammtheit des Volkes so in der Gegenwart befangen, so vom blinden fatalistischen Glauben ihrer Religion durchdrungen war, daß eine solche Reflexion nicht Platz greifen konnte. Aber freylich sind nur spanische Chronikanten Berichterstatter, und die wenigen arabischen Schriftsteller, die nicht in Granada mitgelebt und mitgelitten, versetzen sich nicht, wie wir es verlangen würden, in die eigenthümliche Lage der bedrängten Granader. Es lebten doch noch Reste von Kunst und Wissenschaft bey diesen Mauren, ihr täglicher Verkehr mit den Spaniern, der blühende Handel ihrer Seestädte brachte sie in Zusammenhang mit abendländischer Kultur. Sollte da, wiederholt man sich, keinem Einzelnen ein Licht aufgegangen seyn; sollte sich keine Partey gebildet haben, welche die allein mögliche Stellung der bedrohten Existenz darin suchte, das Alte mit dem Neuen zu vereinigen, sich der fremden Kultur zu nähern, eine weise Unterwerfung einem nur zum Verderben führenden Trotz und Widerstand vorzuziehen? Doch diese Politik lag noch nicht in der Zeit. Es galt Herrschaft oder Knechtschaft, im Reize schwelgen, triumphiren, oder demüthig sich unterwerfen, starren Trotz oder plötzliche Bekehrung. Von dieser finden sich denn Beyspiele genug, der wildeste Muhamedaner wandelt sich urplötzlich um in einen gläubigen Christen, von einem Verfolger des Kreuzes in einen des Halbmondes. Wer sollte an Wunder der Art nicht glauben, hier indessen sind sie nicht selten von solchen Nebenumständen begleitet, daß man denn doch zu leisem Zweifel aufgefordert ist.

Nur in den Handelsstädten an der Seeküste finden wir eine Erscheinung, die uns nicht allein nicht fremd, sondern an die allermodernsten unserer, glücklicher Weise, vergangenen Tage erinnert. Wie das christliche Heer vor Malaga rückt, und die zerstörende Belagerung beginnen soll, thun sich die reichen Kaufleute in der Stadt zusammen, und in einer so vernünftigen Berathung, wie nur eine aus Deutschlands Unglückszeit, kommen sie schnell darüber überein, daß ein Widerstand der blühenden Stadt, dem Handel, den Gewerken vom allergrößten Nachtheil seyn müsse, daß die Gebäude ruinirt, und viel Blut unnütz vergossen werden würde, daß es daher gerathener sey, sich in die Zeit zu schicken, und die Stadt dem Feinde zu übergeben. Man wird lebhaft an die rasche Uebergabe unserer großen Städte und Festungen erinnert, sobald die Franzosen sich vor den Thoren

zeigten. Indessen war bey Malaga der Ausgang anders, als bey Stettin, und die Kaufleute wurden von der Garnison gezwungen, sich zu vertheidigen.

Die Mauren in Granada erschienen uns als ein kriegerisches, als ein religiöser Begeisterung fähiges, und — was sich sonst selten zusammen verträgt — als ein betriebsam = industriöses Volk. Sie sind nicht spurlos aus Spanien verschwunden. Nicht die Namen allein der Berge, Städte, Flüsse, selbst der Obrigkeiten (Alcayde) jedes Fleckens, erinnern an die einstige geistige Uebergewalt der arabischen Eroberer; auch jede Stadt zeigt noch Spuren der Größe ihrer ehemaligen Gründer und Besitzer. Der Name des königlichen Alhambra ist durch die Welt berühmt, der Löwenhof, das Generalife, Athama und viele andere sind metaphorisch geworden für untergegangene Herrlichkeit. Die Veja von Granada, die herrliche Ebene, das Paradies der Welt genannt, war durch und durch vermöge künstlicher Wasserleitungen befruchtet, Springbrunnen plätscherten Kühlung auf allen Plätzen und Spaziergängen (Alameda's) der maurischen Städte, und die Wasserkünste der Bergstädte nehmen immer einen bedeutenden Platz in ihren Beschreibungen ein. Der Handel war lebhaft in den Seestädten, mit dem blühenden, belebten, ihnen verwandten Afrika; aber auch durch das innere Land zogen sich Maulthierskaravanen. Viehzucht und Ackerbau mußten vorzugsweise gepflegt werden, wie sollte sonst die verhältnißmäßig ungeheure Bevölkerung Nahrung finden. Man erstaunt über die Menschenzahl, die in gar keinem Verhältnisse mit der gegenwärtigen Bevölkerung zu stehen scheint. Freylich war es auch nur ein künstlicher Zustand, denn die Flüchtlinge aus dem ganzen, von Asturien aus wiedereroberten Spanien hatten sich allmälig in diese glücklichen Bergschluchten zurückgezogen; aber wie konnte das kleine Königreich Granada Heere von 50,000 bis 80,000 Mann auf die Beine bringen, wobey gar nicht einmal die Bevölkerung oder der gewerbtreibende Theil der Nation aufgeboten scheint, während die gesammte Kriegsmacht des heutigen Spaniens sich nur mit äußerster Anstrengung bis zu dieser Größe bringen ließe? Man erstaunt, wenn man liest, daß die einzige Stadt Granada zur Zeit der Belagerung über 200,000 Einwohner zählt.

Diese Menschenmasse, von fanatischen Rachegefühlen durchglüht, wird aber auch nicht allein auf den Ertrag ihrer Felder und Herden angewiesen. Sie lauerten in ihren Bergschluchten auf den günstigen Moment, um Beutezüge in die Landschaften zu unternehmen, welche ihnen einst gehörten. Die Alcayden auf den Grenzschlössern hatten gewissermaßen die legale Verpflich-

tung, die Raubzüge zu leiten, anzuführen; ja sie waren von beyden Seiten einigermaßen gesetzlich bestimmt, denn in dem Waffenstillstande, der dem letzten großen granadischen Kriege voranging, war eine merkwürdige Klausel eingeschaltet, welche beyden Theilen plötzliche Angriffe auf einzelne Städte oder Festungen erlaubte, sobald sie ohne fliegende Fahnen, ohne den Klang der Trompeten, ohne regelmäßiges Lager unternommen wurden, überdieß aber nicht länger als drey Tage dauerten! Diese seltsamste aller Friedensbedingungen spricht deutlich genug den Zustand des Landes und beyder Völkerschaften aus. Sie wollten beyde Krieg, den kleinen Krieg, welcher Ruhm, Ehre, Beute oder wenigstens Lebensunterhalt bringt. Die Garnisonen mancher bedeutenden Grenzstädte waren allein qua Besoldung angewiesen auf den Ertrag ihrer Streifzüge in die benachbarten fetten Landstriche. Ein solcher Zustand konnte nicht dauern. Er gab stündlich jeder Nation Veranlassung, einen förmlichen Krieg zu beginnen, und Ferdinand von Arragon brauchte nicht lange nach einem Grund zu suchen, um den zu beginnen, welcher ihn zu seinem erwünschten Ziele führte.

Der alte kriegerische Muley Aben Hassan saß zum Beginn dieses Krieges auf dem Throne von Granada; seine Macht war größer als die seiner Vorgänger, indem viele maurische Grenzstädte und Männer, nachdem die Königreiche, zu denen sie gehört, von den Spaniern erobert worden, ihm sich unterworfen hatten. Er besaß vierzehn Städte und sieben und neunzig befestigte Plätze; außerdem eine große Anzahl offener Flecken und Dörfer, welche durch feste Schlösser vertheidigt wurden. Sein Vater Ismael, schon im Vasallenverhältniß zu Castilien, hatte den ihm auferlegten Tribut regelmäßig entrichtet, ein Tribut zum Theil schmählicher Art, denn unter andern mußte eine gewisse Anzahl christlicher Gefangenen jährlich ausgeliefert werden, und war diese nicht vollzählig zu machen, weil es nicht so viel gefangene Christen gab, mußten statt der fehlenden Zahl eben so viel Mauren in die Sklaverey geliefert werden! Muley verweigerte den Tribut, und ließ durch den Ritter Juan de Vera, der ihn einzufordern kam, den Castiliern sagen, »die Könige von Granada, welche den Tribut in Geld gezahlt, wären todt, jetzt präge die granadische Münze nur Schwerterklingen und Lanzenspitzen;« doch beschenkte er auf ritterliche Weise den ritterlichen Abgesandten. Ein hier berichteter Zug gehört zur Charakteristik der Zeit: die Mauren glaubten nicht anders, als sie den stattlichen Don Juan durch das

Thor von Elvira einreiten sahen, als er komme, an ihren Turnieren und Ringelrennen Theil zu nehmen; denn daß Castilier und Mauren in den Pausen des Kampfes zu solchen Lustkämpfen sich vereinigten, war an der Tagesordnung. Als sie aber seine Botschaft und deren Ausgang erfahren, höhnten sie den Rückkehrenden auf dem Löwenhofe des Alhambra durch spitzige Reden. Er bestand im Wortgefechte mit denselben Waffen. Nur als ein Abencerrage die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau zu bezweifeln wagte, schrie de Vera, daß er lüge, und schlug ihm mit der Scheide des Schwertes über den Kopf. Der Streit ward durch den König beygelegt. Aber de Vera machte zugleich den Spion, und sah, daß das Land trefflich vertheidigt wurde; jeder Engpaß in den Gebirgen hatte seine eigene Veste zur Vertheidigung, auf jeder Bergspitze erhob sich ein Wachtthurm. Wenn die christlichen Ritter unter den Mauern der Festungen hinzogen, sahen sie die Wälle mit blitzenden Lanzen und Schwertern angefüllt. — Ein Krieg mit diesem Reiche war sichtbar mit Gefahr verbunden, und erforderte eine rühmliche Tapferkeit; es war ein Krieg, wo jeder Schritt Landes mit Kampf und Blutvergießen gewonnen, und mit Anstrengung behauptet werden mußte.«

Den ersten Streich in diesem Keiege führten die Mauren aus, indem Muley Aben Hassan einige Tage nach Weihnachten 1481 bey nächtlicher Weile die starke, für unüberwindlich geachtete Grenzfeste Zahara überrumpelte. Die That scheint uns außerordentlich, wie die gewappneten Mauren mitten in einer stürmischen Winternacht den steilen Felskegel ersteigen, und gegen die Finsterniß, den gefährlichen Boden unter ihren Füßen und den Sturm kämpfend, die Mauern erklimmen, die Wachen niederstoßen, und am andern Morgen Herren der Stadt sind. Diese Ueberrumplung scheint, wie gesagt, eine mehr als gewöhnliche Heldenthat, jedes folgende Kapitel in der Geschichte liefert uns aber eine ähnliche Bestürmung und Eroberung eines Felskastells, daß das Unglaubliche zuletzt zum Gewöhnlichen herabsinkt.

Diesen Unfall schwer zu rächen unternimmt der berühmte Don Rodrigo Ponce de Leon, Marquis von Cadix, den wichtigen Zug gegen Alhama. Der ausgezeichnete Ritter wird von W. Irving nach seinem Chronikanten folgendermaßen geschildert: »Er war von mittlerer Größe, von kräftigem muskulösen Wuchse, und großer Anstrengungen und Mühseligkeiten fähig. Sein Haar und Bart waren roth und kraus, sein Gesicht offen und großherzig, von dunkler Farbe, und trug leichte Spuren der Pocken. Er war mäßig, keusch, tapfer und thätig,

ein gerechter und großmüthiger Herr seiner Vasallen; fein und edel im Umgange mit seinesgleichen; liebend und treu gegen seine Freunde, ungestüm und furchtbar, doch edelmüthig gegen seine Feinde.« Dieser Spiegel der Ritterschaft seiner Zeit, der nicht selten von den Geschichtschreibern dem Cid an die Seite gesetzt wird, führte mit großer Kühnheit und Umsicht seine Schaar mitten ins feindliche Land, und überrumpelte mit einer Kühnheit und Umsichtigkeit, gegen welche Muley's That bey Zahara unbedeutend wird, die unersteigliche Burg, und von dort aus die aufs Hartnäckigste vertheidigte Stadt Alhama. Ein Kriegsstreich, mit verhältnißmäßig unbedeutender Macht unternommen und ausgeführt, ehe das feindliche Land, in dessen Mitte die blühende Stadt lag, etwas davon wahrnahm. Das Volk von Granada war außer sich vor Schmerz über das Ereigniß, das den Untergang des Reichs zu verkünden schien, denn, wenn sich der Castilier in Alhama festsetzte, war der Verkehr im Lande unterbrochen, die Veja, ja Granada selbst dauernd bedroht. Der Schmerz des Volkes sprach sich in jener bekannten Ballade aus, deren Refrain ist: »Wehe mir Alhama!« und die, der Tradition zufolge, so oft in den Straßen Granada's gesungen wurde, daß sie zuletzt von Obrigkeits wegen verboten werden mußte, um nicht das Volk seiner grenzenlosen Traurigkeit preis zu geben. Der alte König führte in der ersten Wuth sein ganzes Heer, welches er zusammenbringen konnte, gegen Alhama, er wollte die theure Stadt durch Uebermacht mit einem coup de main wieder nehmen. Gleich Wahnsinnigen stürzten sich die ergrimmten Mauren, fast ohne einen Schuß gethan zu haben, wenigstens ohne alle Belagerungswerkzeuge, ohne Schilddächer, auf die Mauern; vergebens. Haufen auf Haufen wurden vom Könige herangetrieben; gleich Wellen, die gegen einen Fels schlagen, zersplitterten sie nur in sich selbst, und die Uebereilung kostete dem Maurenkönig Tausende der Seinen. Er belagerte hierauf förmlich die Stadt, und schnitt den Christen das Wasser ab. Wunder der Tapferkeit geschahen von beyden Seiten; dennoch hätte aber Ponce de Leon erliegen müssen, wenn nicht ein anderes Wunder eingetreten wäre; nämlich sein grimmigster Privatfeind, der Herzog von Medina Sidonia, eilte, gerührt durch das Vertrauen und die Liebe von Ponce's Gattin, demselben zu Hülfe. Die Belagerer mußten abziehen, und Alhama blieb seitdem spanisch.

Inzwischen war eine bedeutende Verschwörung gegen den alten Muley in seiner eigenen Stadt Granada zu Stande gekommen. Weil Muley's ältestem Sohne bey der Geburt das Horoskop gestellt worden, unter seiner Regierung solle das Mau-

reureich untergehen, hatte der Vater, aufgereizt durch eine intrigante zweyte Gattin, diesem den Tod gedroht. Statt dessen aber wurde Boabdel, el Chico genannt, von den Verschwörern auf den Thron gesetzt, und die blutigsten, grausamsten Verfolgungskriege zwischen Vater und Sohn begannen. Nach einem entsetzlichen Gemetzel in den Straßen von Granada theilte sich das Reich dergestalt, daß der Sohn in Granada, der Vater in Malaga herrschte, beyde in fortwährendem Kriege gegen einander; aber beyde, wenigstens beyde Parteyen vereinigt, sobald es gegen die Christen ging. — Ein nächstes Unternehmen des arragonischen Königs selbst gegen die Stadt Lora scheiterte an der Klugheit und Tapferkeit, mit welcher der neunzigjährige Alcayde Ali Atar, König Boabdil's Schwiegervater, die Stadt vertheidigte; ja das königliche Heer wurde von diesem kühnen Grenzwächter sogar mit empfindlichem Verluste verfolgt, ein Verlust, der indessen den Alhama's nicht aufwiegen konnte. — Eben so wenig förderte ein sehr glücklicher Streifzug des alten König Muley's in das Gebiet des Herzogs von Medina Sidonia die Sache der Mauren; denn die viele Beute, besonders an Vieh, welche die Mauren heimführten, reizte nur den Zorn und die Rache der andalusischen Ritter auf. Unter Anführung des Marquis von Cadix, des Don Pedro Henriquez, des Adelantado von Andalusien, des Don Juan de Silva, Grafen von Cifuentes; des Don Alonzo de Cardenes, Großmeisters von Sankt Jago, und des Don Alonzo von Aguilao unternahmen sie von Antequerra aus im März 1483 einen der stolzesten Streifzüge in das Gebiet von Malaga, gewiß in ihrem Sinne diese bedeutende Handelsstadt und ihre Burg zu überrumpeln. So sicher waren sie des glücklichen Ausganges, daß ganze Schaaren reicher Kaufleute mit Gold und Silber ihnen folgten, um den Plünderern die Beute, welche bey Alhama vergeudet worden, sofort abzukaufen. Aber in den rauhen Grenzgebirgen Malaga's überfiel die stolzen Ritter das gewöhnliche Schicksal disciplinirter Heere, welche sich zu unbesonnen in die von ihren armen Bewohnern vertheidigten Gebirge wagen. Der größte Theil der Expedition kam um oder wurde gefangen, viele verschmachteten in den labyrinthischen Felsschluchten, und den Ruhm des Sieges hatten die — Bauern des Gebirges; kaum daß zur endlichen Entscheidungsschlacht bewährtere Kriegsleute der Mauren kamen. Selbst ein Ponce de Leon, der große Marquis von Cadix, mußte fliehen, nachdem seine beyden Brüder und sein Neffe neben ihm durch Pfeile und Steine erschlagen waren!

Durch diese Thaten, vollführt von den Anhängern des alten Muley, oder von ihm selbst, wuchs auch sein Ansehen wieder bey dem wandelbaren Volke. Sein Sohn und Gegenkönig Boabdil mußte etwas Kühnes unternehmen, um das seinige dagegen aufrecht zu erhalten. Er war geschickt im Turnieren, hatte aber sein Schwert noch nicht gegen den Feind gezogen, er war tapfer, aber er liebte die üppige Ruhe. Sich auch als kriegerischen König seinem Volke zu zeigen, unternahm er einen großen Streifzug von Granada aus gegen Lucena. Doch unter bösen Vorbedeutungen zogen sie aus der königlichen Stadt, und Klugheit und Muth des greisen Ali Atar, so wie die Blüte der granadischen Ritterschaft konnten dem Zuge kein glückliches Ende bereiten. Der kühne Graf von Cabra mit seinem besonnenen Neffen, Don Diego de Cordova, dem Alcayden de los Donzelos griff die Mauren mit ungleich kleinerer Macht an. Ihnen half eine Kriegslist, das Terrain und ein panisches Schrecken, das sich der Mauren bemeisterte. In der, dem Maurenreiche so verderblichen Schlacht bey Lucena wurde das ganze Heer, mit der Blüte des Adels von Granada, vernichtet, der König Boabdil, nach tapferer Gegenwehr, gefangen, und der alte Ali Atar getödtet. Sein Leichnam verschwand in den Wellen des Xenil.

Die Mauren konnten es ihrem Könige nicht vergeben, daß er sich lieber gefangen nehmen lassen, als gestorben war Der alte Muley benützte den Augenblick, und ward jubelnd als König in den Mauern der Alhambra empfangen, während Boabdil's kühne Mutter Ayra in den Mauern der Festung Aloazaba die Partey ihres Sohnes aufrecht erhielt, beyde in derselben Stadt Granada, beyde bewaffnet gegen den gemeinsamen äußern Feind, die Christen, und beyde sich im Innern der Stadt befehdend, wenigstens in beständiger Wachsamkeit, einer gegen den andern. Boabdil ward indessen mit allen Ehren von den kastilischen Herrschern empfangen, und erlitt ein wahrhaft königliches Gefängniß in den Mauern von Cordova. Gegen harte Bedingungen und als Vasall der Krone Kastiliens ward er im Herbste entlassen. Er betrat wieder das Land, das ihm gehörte, aber die Mehrzahl seiner Getreuen hatte ihn verlassen. Verstohlen, in der Nacht, nahte sich Boabdil seiner Hauptstadt, »und schlich an den Mauern dahin, wie ein Feind, der einen Ueberfall beabsichtigt.« Endlich eingelassen, begann am morgenden Tage ein furchtbares Gemetzel zwischen seiner Partey und der seines Vaters auf den Straßen, auf den Marktplätzen; die ärmeren Bürger waren auf Seiten des Sohnes, der Adel meist auf der des Vaters. Allein Boabdil war zu

schwach, um auf die Länge Widerstand zu leisten, und zog sich deßhalb mit seinem Hofstaate nach dem blühenden Almeria zurück.

Doch auch Muley Aben Hassan fühlte, er müsse aufs Neue etwas unternehmen, seinen Ruhm populär zu machen. Ein Streifzug, den er unerwartet durch die Alcayden seiner westlichen Grenzstädte in das andalusische Gebiet thun ließ, wäre vielleicht glücklich ausgefallen, wäre er nicht durch spionirende Maraudeure der christlichen Grenzgrafen verrathen worden. Durch die Tapferkeit des Luis Fernandez von Puerto Carrero und des Marquis von Cadir wurden die Mauren gänzlich geschlagen bey Lopera (17. Dezember 1483), fast aufgerieben, und nur der tapfere, verwegene Hamet el Zegri, Alcayde von Ronda, der hier zuerst auftritt, findet Gelegenheit, durch einen schlauen, erfolgreichen Rückzug sich einen Namen zu machen. Bald darauf überrumpelte der Marquis von Cadir das Felsennest Zahara, und nahm diesen Zankapfel der Mauren mit einer ähnlichen Schlauheit und Kühnheit, wie es von ihnen wenige Zeit vorher seinen christlichen Richtern entrissen war; der Graf von Tendilla aber, dem das Kommando in Alhama übergeben war, vertheidigte diesen Posten mit einer solchen Wachsamkeit, daß er nicht allein nicht angegriffen wurde, sondern bey seiner verhältnißmäßig geringen Macht, mitten im feindlichen Lande den beständigen Angreifer spielte, und Handel und Wandel, Ackerbau und Viehzucht der Ebene von Granada dergestalt störte, daß die Mauren schon jetzt ihr ganzes Königreich für verloren ansahen.

Im Frühling 1484 wälzte sich ein neuer Verheerungszug von Antequerra aus tief in das Gebiet der Mauren, sechstausend Reiter und zwölftausend Mann Fußvolk, wohl versehen, selbst mit einer Art Feldlazareth durch die Vorsorge der Königin Isabella. Alle großen Namen der spanischen Ritterschaft glänzten unter den Anführern. Die reichen Striche, die das Heer durchzog, wurden zu Einöden; Kornfelder, Weinberge, Oliven und Mandelpflanzungen, die prachtvollen Lusthäuser und Gärten, alles wurde verwüstet; alle Nächte loderten Flammensäulen der brennenden Dörfer, Schlösser, Flecken und Vorstädte in den dunkeln Himmel. Die Bürger der Städte boten umsonst alle Gefangenen frey zu geben, wenn man nur ihre Gärten verschone. Es was dießmal der erhabene Zweck des Kriegszuges nur, das fruchtbare Land zu verwüsten. Alora, Setenil und mehrere Stadte von geringerer Bedeutung wurden en passant durch das Geschütz, dem ihre Mauern nicht gewachsen waren, genommen. Es ist hier zu bemerken, daß der Cid seiner

Zeit, Rodrigo Ponce de Leon, Marquis von Cadix, es nicht verschmähte, dem Könige Ferdinand selbst den Rath zu geben, durch Artilleriefeuer diese störrigen Festungen zu nehmen. Der alte Muley war so erschüttert durch die Wirkungen dieses Kriegsjahres, — bey einem letzten Streifzuge hatte Ferdinand selbst die Mühlen vor den Thoren Granada's abgebrannt — daß er sich erbot, den Frieden zu erkaufen, und die Krone als Lehen Kastiliens anzunehmen. Ferdinand war aber damit nicht zufrieden; er wollte ganz Granada, und verwarf deßhalb die Anerbietung; seinen Hauptleuten aber befahl er, dem jungen Könige, so oft er es verlange, beyzustehen gegen dessen Vater.

Für den alten, blinden Muley herrschte jetzt eigentlich sein kräftiger, kriegerischer Bruder, El Zagal genannt, derselbe, welcher den Ueberfall der Christen in den Gebirgen von Malaga geleitet und zu Ende geführt hatte. Er vertrieb, während Ferdinand neue Kriegszüge anordnete, den Schützling desselben, den armen Boabdil, aus Almeria; oder vielmehr er eilte hin, um ihn seiner Wuth zu opfern (1485), und der junge König entkam nur durch schleunige Flucht, um, dießmal freywillig, bey den Feinden seines Volkes, in Cordova, Schutz zu suchen. — Im April rückte Ferdinand mit einer weit zahlreicheren Artillerie als bisher ins Feld. Das Hauptziel dieses Feldzuges war der wichtige Seehafen Malaga. Sich dahin einen sichern Weg zu bahnen, mußten aber viele Städte genommen werden. Benamaquez, das sich einst unterworfen und wieder abgefallen war, wurde erstürmt, und einhundert acht seiner vornehmsten Einwohner wurden geköpft oder gehängt, die übrigen in Gefangenschaft geführt. Die Städte Cartama und Coin erlagen demnächst dem Feuer der spanischen Artillerie, obgleich in letztere Stadt der wilde Hamet El Zegri mit seinen Gomeres, Soldaten aus dem kriegerischsten aller afrikanischen Stämme, sich hineingeworfen, und Wunder der Tapferkeit that. Doch erhielt er mit allen Bürgern freyen Abzug, die Gomeres sogar mit ihren Waffen.

Aber Malaga bleibt dießmal noch verschont. Denn Ferdinand fand es durch El Zagal selbst so wohl vertheidigt, und hatte nach einem kleinen Gefechte mit dessen Reitern in den Vorstädten keine Lust, es auf eine ernste Belagerung ankommen zu lassen. Vielmehr rückte er vor die für unnehmbar gehaltene Grenzfestung Ronda, welche den wilden Hamet El Zegri, den furchtbarsten Krieger der Mauren, mit seinen Gomeres zum Alcayden hatte. So sehr aber traute dieser auf die Festigkeit des Ortes, daß er sein Felsennest fast ohne Besatzung gelassen,

und während er die Mehrzahl seiner Krieger auf El Zagal's Gebot gen Malaga zuschickt, mit seinen Auserwählten durch das von seinen Kriegern verlassene Andalusien auf Beute rachgierig umschweifte. Wie groß war sein Schreck, als er, heimkehrend, seine unüberwindliche Burg und Stadt von Ferdinands Heere eingeschlossen, und durch die verheerende Gewalt seines Geschützes dem Falle nahe sah. Hamel El Zegri konnte nichts zu ihrer Rettung thun, und Ronda mußte vor seinen Augen kapituliren. Man bewilligte den Einwohnern freyen Abzug mit ihrer Habe. Eine große Anzahl gefangener Christen, in den unterirdischen Gewölben aufbewahrt, oder zu dem traurigen Geschäfte benutzt, das Wasser den steilen Fels hinaufzutragen, wurde bey dieser Gelegenheit befreyt.

Auf die Nachricht des Falles von Ronda wurde das Volk gegen den jetzt auch trägen und altersschwachen König Muley schwierig. Sein Bruder El Zagal, berühmt durch manche wilde, kriegerische That, und in diesem Augenblicke vom Glücke angelächelt, indem er beym Vorüberziehen nach der Hauptstadt gegen neunzig fouragirende Calatrava-Ritter von der Garnison von Alhama überfallen, niedergehauen und gefangen gemacht; El Zagal wurde statt Muley zum König ausgerufen, und Muley zog sich in ein abgelegenes Bergschloß zurück, aus welchem er nur später in ein anderes Meeresschloß gebracht wurde, um hier zu sterben, ehe er den Untergang seines Königreiches gesehen! — Das nächste Unternehmen des kastilischen Königs sollte gegen die starke Grenzfestung Moclin, der Schild Granada's genannt, gerichtet seyn. Allein eine Uebereilung des Grafen von Cabra ändert den Plan. Dieser hitzige Ritter, spottweise der Königsfänger genannt, hoffte durch schnellen Angriff auf den zu Moclin's Beystand heraneilenden El Zagal zum zweyten Male einen maurischen König fangen zu können. Er war nur besorgt, daß ihm ein anderer zuvorkäme; ward aber von dem schlauen El Zagal selbst in einer verhängnißvollen Schlucht bey Nachtzeit angegriffen, und fast sein ganzes Korps, jeder Einzelne durch seine schimmernde Rüstung im Mondenschein verrathen, aufgerieben.

Der Plan auf Moclin wurde nun fürs Erste aufgegeben, dagegen richtete Ferdinand alle seine Kräfte auf die Einnahme zweyer Bergschlösser an der Grenze von Jaen, Cambil und Albahar; beyde in einer wilden Felsschlucht, durchströmt vom Rio frio, auf senkrechten Felskegeln auf beyden Seiten des Flusses gelegen. Eine Brücke verband beyde Felskegel und beyde Ufer, und die Vesten waren von der äußersten Wichtigkeit, da sie den Eingang in beyde Königreiche beherrschten, wurden daher

auch von den tapfersten Alcayden vertheidigt, und waren so verproviantirt, daß an kein Aushungern zu denken war. Auch des mächtigen Bundesgenossen der Spanier, ihres Geschützes, glaubte der Kommandant, aus dem Geschlechte der Abencerragen, lachen zu können, da es keine Wege für die Artillerie gab. Aber dem Muthe der Spanier war alles möglich. Innerhalb zwölf Tagen war eine Kunststraße über Berg, Thal, Klippen und Wald geschlagen, und die furchtbaren Batterien des Franzisko Ramirez de Madrid donnerten die Thürme und Mauern beyder Schlösser ein. Der Abencerrage Mahomet Lentin rief: »Was kann alle Tapferkeit gegen diese feigen Geschütze ausrichten, die aus der Ferne morden,« und mußte die Schlösser übergeben. Das Jahr, welches ungünstig für die Christen begonnen, schloß wieder günstig für sie, indem die Calatrava-Ritter in Alhama, den schmählichen Ueberfall ihrer Brüder zu rächen, die Stadt Zalea überrumpelten.

Im Frühling des Jahres 1486 rückte ein neuer, furchtbarer Heereszug aus Cordova unter dem Könige und seinen Helden aus. Diesen hatten sich jetzt auch französische, englische Ritter und deutsche Söldlinge angeschlossen, und der Sieg lag in ihrem Unternehmen. In Granada waren aber inzwischen bedeutende Veränderungen vorgegangen. Auf die Nachricht, daß nach seines Vaters Muley in Salobrenna erfolgtem Tode das Ansehen seines mörderischen Oheims El Zagal zu sinken beginne, war Boabdil wieder in sein Land zurückgekehrt, und hatte einen Schatten von Macht errungen. Als es zu neuen Feindseligkeiten zwischen beyden Prätendenten um die Krone kommen sollte, theilte aber lieber das Volk aus eigener Machtvollkommenheit und angereizt durch einen fanatischen Alfaqui, den schwärmerischen Propheten Hamet Aben Zarrar, dieselbe, indem El Zagal die offenbar mächtigere und bessere Hälfte auf sein Theil erhielt; beyde erhielten aber ihre Reiche unter der Bedingung, sich von allem Verständnisse mit den Christen und der Vasallenherrschaft gegen deren König loszusagen. Auf Boabdil's Theil war Loxa gefallen, gegen das Ferdinand's Kriegeszug gerichtet war. Umsonst flehte Boabdil, er möchte sich mit dem freyen Durchzuge begnügen, er wolle seinen Zug gegen Malaga sogar unterstützen. Ferdinand wollte Loxa erobern und besitzen, und Boabdil mußte auf Dringen der Bürger und Großen das Schwert gegen seinen Lehensherrn ergreifen. Nach einer verzweiflungsvollen Schlacht, wo Boabdil sich persönlich tapfer gezeigt, nachdem die Vorstädte genommen und die Stadt einem Aschenhaufen ähnlich sah, mußte er kapituliren. Die Einwohner erhielten freyen Abzug

mit ihrer Habe, wohin sie sich wenden wollten, und Boabdil leistete aufs Neue den Beherrschern von Kastilien und Arragon den Lehenseid.

Nach Lora traf Allora das Schicksal, belagert, und nach ähnlich tapferer Vertheidigung unter denselben Bedingungen zur Kapitulation gezwungen zu werden. Jetzt waren die meisten starken Festungen an der westlichen Grenze von Granada gefallen, und das sehr starke Moclin kam nun an die Reihe. Hier begann mehr ein Kampf der Ingenieure und Artilleristen, als der Ritter, und ein in die Luft fliegender Pulverthurm der Mauren entschied über das Schicksal der wohl vertheidigten Stadt. Die beyden Alcayden von Moclin und Allora waren Brüder. Mit Schmähungen vom Volk in Granada empfangen, baten sie den König Zagal, ihnen Mannschaft zu geben, in einer offenen Feldschlacht die Schmach abzuwaschen oder den Tod zu finden. Der letztere sollte ihnen werden; sie fielen ruhmvoll in der Vertheidigung der Brücke von Pinos, die edelsten Ritter Granada's, und eine Säule, lange Zeit »das Grab der beyden Brüder« genannt, ehrte ihr Andenken.

König El Zagal ließ seinen Ingrimm über die Verluste gegen die Christen in neuen Nachstellungen gegen seinen Gegenkönig aus. Dieser aber kam ihm zuvor, und fiel plötzlich bey Nacht in Granada ein, wo die ihm ergebene Partey von Albaycin sich erhob, und er, — unterstützt von Fedrique de Toledo, dem nachmaligen Alba, einen entsetzlichen Bürgerkrieg gegen seinen Oheim führte. Funfzig Tage dauerte das Gemetzel in den Straßen Granada's, ohne zu einer Entscheidung zu kommen. Beyde Herrscher blieben in derselben Stadt.

So stand die Lage der Dinge, als ein Heer von 20,000 Reitern und 50,000 Mann Fußvolk im Frühjahre 1487 aus Cordova ausrückte, um die Seestädte des Maurenreiches zu erobern; weil, bey einem gedrohten Beystande von Seite der afrikanischen und asiatischen Mächte, es vor allem darauf ankam, ihnen die Landungsplätze zu nehmen. Ein dem Auszuge vorangehendes Erdbeben, durch welches der alte maurische Pallast in Cordova erschüttert wurde, schien dießmal für ganz gewiß den Untergang des ganzen Maurenreiches zu verkünden. Die Engpässe des Gebirges waren, unter Vermittlung der Ingenieure, von dem ganzen Heere durchschnitten, — ein ungeheures Werk, da der Weg oft nichts anderes war, als das tiefe Bett der wilden Winterströme, — und das Heer sah, wie ein gelobtes Land, die herrliche Seelandschaft und das reizend gelegene Velez Malaga. Nach manchem hitzigen Gefechte, nicht immer zum Vortheile der Spanier, in deren einem der König sogar in

Lebensgefahr gerieth, wurden die Vorstädte genommen, und als die Artillerie nach tausend Mühseligkeiten angelangt war, begann die förmliche, kunstgerechte Belagerung. Auf die Drohung des Königs, wenn die Stadt sich nicht sofort ergebe, solle beym Sturm die ganze Besatzung über die Klinge springen, und alles mit Feuer und Schwert verwüstet werden, erwiederte der ritterliche Kommandeur: er halte den christlichen König für zu edel und großherzig, als daß er diese Drohung erfüllen könne. Einmal hatte El Zagal, mit allen seinen Truppen zu Hülfe eilend, und den Landsturm der Berge um Malaga aufbietend, das spanische Heer so eingeschlossen, daß es verloren schien. Aber Granada sollte untergehen. Der Renegat, dem das Schreiben an den Gouverneur von Velez Malaga anvertraut war, wurde aufgefangen, die Feuerzeichen, welche letzteren zum Ausfall aufforderten, loderten umsonst in den nächtlichen Himmel, und El Zagal's Krieger trafen an jedem Bergschlunde, durch den sie sich auf die Belagerer hinabstürzen wollten, den kräftigsten Widerstand. Der Himmel schien auf Seiten der Spanier zu streiten, ein panisches Schrecken ergriff das ganze Maurenheer, und total geschlagen ergriff es die Flucht. Nur dem edlen Rodovan de Vanegas, dem Alcayden von Granada, gelang es, sich in die belagerte Stadt zu schlagen; die er aber, als das Geschütz aus allen Batterien spielte, gegen noch ziemlich günstige Bedingungen übergeben mußte. El Zagal wurde, flüchtig vor Granada ankommend, von den Seinigen nicht eingelassen! Sie hatten indessen Boabdil als König anerkannt, und Boabdil beeilte sich, dem christlichen Könige Glück wünschen zu lassen. Seine Städte und Dörfer, so wie alle diejenigen, welche schleunigst von El Zagal abfielen, und sich ihm, und zugleich den Spaniern mit unterwarfen, wurden von nun an bey den allgemeinen Verheerungen geschont, und ein prekärer Wohlstand blühte für einige Jahre in diesen Strichen des unglücklichen Landes wieder auf.

Das spanische Heer rückte nun vor Malaga. Die Belagerung dieser reichen, wichtigen und sehr festen Handelsstadt, doppelt bedeutend für das maurische Königreich Granada, ihres Hafens und ihrer Kommunikation mit Afrika wegen, bildet den Hauptpunkt in der Geschichte des ganzen granadischen Krieges. Von beyden Theilen wurde das Unmögliche geleistet; die Anstrengungen der Mauren beweisen, wozu Fanatismus, Vaterlandsliebe und Verzweiflung die Kräfte der Menschen steigern können, und das klägliche Ende dieser blühenden Stadt und seiner unglücklichen Bewohner. Die reichen Kaufleute in Malaga fürchteten die verderblichen Folgen einer langen Belagerung.

Die Vernunft war auch auf ihrer Seite, denn da an gar keinen Entsatz von irgend einer Seite zu denken war, mußte einmal doch die reiche Stadt fallen. Sie wünschten dieselbe Vergünstigung, welche den Boabdil unterworfenen Städten von den Siegern gewährt worden, und an der Spitze dieser merkantilen Partey stand Ali Dordux, »ein mächtiger Kaufmann von unermeßlichem Reichthume, dessen Schiffe nach jedem Hafen der Levante Handel trieben, und dessen Wort in Malaga als Gesetz galt.« Bald war auch der Alcayde Connexa von ihren Gründen überzeugt. Aber während er im spanischen Lager zur Unterhandlung sich befand, bemeisterte sich der wilde Hamet El Zegri, welcher das Kastell von Gibralfaro, das die Stadt überhängt, befehligte, der letzteren, tödtete den Bruder des Connexa, schüchterte durch seine Manneskraft Bürger und Kaufleute ein, besetzte die Hauptpunkte mit seinen wilden Gomeres und anderen kriegerischen Flüchtlingen aus der Grenzfestung, und eine der hartnäckigsten Vertheidigungen begann, wovon man in den Kriegsgeschichten aller Völker Nachricht hat. Hamet widerstand, ohne einen Augenblick zu wanken, der Versuchung, als ihm durch den Marquis von Cadix für die Uebergabe des Gibralfaro die bedeutende Stadt Coin als Erbeigenthum und viertausend Dukaten geboten wurden; wollte er auch die Stadt Malaga überliefern, wurde ihm ein noch höherer Preis gezeigt. Als ihm der Antrag zum zweyten Male gemacht wurde, ließ er die Abgesandten nicht vor. Ihrerseits wurden durch ihn und seine Gomeres die Bürger gezwungen, ihr Aeußerstes zur Vertheidigung der Stadt zu thun. Alle Anschläge zur Uebergabe wußte er zu vereiteln, die Boten, welche Ali Dordux und seine Partey ins Christenlager hinaussandten, zu fangen, und die lockenden und fürchterlich drohenden Aufforderungen der kastilischen Monarchen zwang er, so stolz zurück zu weisen, als er persönlich die Boten des Marquis zurückgeschickt hatte. Man müßte alles ausziehen, wollte man nur das Interessante aus dieser Belagerungsgeschichte ausheben, die eben so in militärischer als psychologischer Hinsicht reichhaltigen Stoff bietet. Drey Charaktere begegnen uns hier: der des, durch so unerwartet heftigen Widerstand unerbittlich streng gewordenen Ferdinand von Arragonien. Als man zwey-, dreymal seine schon traurige Gnade zurückgewiesen, will er von keiner Unterwerfung, von keiner Unterhandlung mehr wissen, er behandelt die unglücklichen Einwohner wie überwiesene Verbrecher. — Hamet El Zegri erscheint in einer fürchterlichen Größe; seinen Muth, seine Ausdauer muß man bewundern, wenn gleich keine Seite seines Charakters unser Gemüth ihm geneigt machen

kann. Er bleibt kalt und entschlossen in seinem Widerstande, selbst wenn er nicht mehr hoffen kann, dadurch dem Feinde zu schaden, von Nutzen für die Seinigen gar nicht zu reden. Er ergibt sich nicht, er läßt sich übergeben, als seine Gomeres, vom wüthenden Hunger verzehrt, nicht mehr Kraft haben zu sterben, und trägt mit derselben trotzigen Ergebenheit Fesseln und Kerker des ungroßmüthigen Siegers, als sein Muth keiner Täuschung erlegen war. Man wünscht ihm unwillkürlich ein besseres Loos, nämlich den Tod in der Schlacht; ein anderes konnte er nicht erwarten, es gab auch kein besseres für ihn. Hamet's Charakter nimmt einen Ehrenplatz ein unter denen der Helden des untergehenden Granada.— Ali Dordux ist als Repräsentant der merkantilen Politik der maurischen Bevölkerung und aller der unglücklichen Bewohner, die wider ihren Willen, mit Aussicht auf Tod und Verkauf in die Sklaverey, gezwungen werden, sich einen Heldenruhm, nach dem sie nicht strebten, zu erwerben, beachtenswerth.

In militärischer Hinsicht ist die Belagerung und der Widerstand Malaga's nicht minder bemerkenswerth. Jeder Schritt Landes wird mit Strömen Bluts erkämpft. Minen und Kontraminen werden angelegt, und der Krieg auf der Erde, unter der Erde und auf dem Wasser geführt. Aber trotz der schwimmenden Batterien, welche die belagernde Flotte mehrmals in Gefahr bringen, trotz der Stärke der Mauern, welche in ihren Hauptwerken den feindlichen Bombarden widerstehen, trotz dem Geschütze, welches die Mauren selbst gegen die Angreifenden spielen lassen, trotz der verzweifelnden Ausfälle, trotz der Versuche, die Stadt zu entsetzen, unterliegt sie. Der Hunger hat ihre letzten Kräfte verzehrt, Hamet El Zegri kann den Bürgern nicht einmal mehr verbieten, eine Kapitulation zu suchen. Sie ergeben sich auf Gnade und Ungnade, und, mit Ausnahme Ali Dordux und weniger demselben befreundeter Bürger, wird die ganze Einwohnerschaft unbarmherzig in die Sklaverey verkauft. Dieses Loos, da es in den grausamen Sitten der Zeit noch einigermaßen Entschuldigung fand, würde das Gefühl weniger beleidigen, wenn nicht eine empörende List hinzukäme. Damit die Unglücklichen nicht ihre besten Kleinodien versteckten und in die Brunnen würfen, versprach man ihnen, wenn sie bis den und den eine so und so große Summe zusammenbrächten, sollte die ganze Einwohnerschaft dadurch als von der Sklaverey losgekauft angesehen werden; käme aber bis zum bestimmten Termine diese Summe nicht ein, wäre das Eingezahlte verfallen, und auch nicht einmal so und so viel Köpfe, als verhältnißmäßig dadurch frey gekauft wären, sollten in Freyheit gesetzt werden, sondern

Alle für Einen und Einer für Alle Sklaven bleiben. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männer und Frauen wurden nun provisorisch als Sklaven unter die andalusischen Familien vertheilt. Ihre Emissäre bettelten durch alle maurischen Städte um das Lösegeld; aber als der Termin eintrat, war die Summe lange nicht voll, das Geld verfiel dem Schatze der Herrscher von Kastilien, und die Unglücklichen blieben auf Lebenslang in der Knechtschaft.

Es ist zu bemerken, daß nicht allein menschliche Kraft bey dieser außerordentlichen Vertheidigung angewandt wurde, auch der Beystand übernatürlicher Kräfte wurde angesprochen. Ein fanatischer Wahrsager der Mauren beschwor Himmel und Erde, und trieb die Bergbewohner ringsum zum Beystande ihrer eingeschlossenen Brüder; ein anderer ließ sich, um wichtige Mittheilungen zu machen, in das Zelt des Königs und der Königin führen; dort, sobald ihm die Stricke von den Armen losgeschnitten worden, faßte er ein Messer, um König und Königin zu morden, traf aber aus Mißverständniß einen andern Großen, worauf der Wütherich sogleich in Stücke gehauen wurde. Hamet El Zegri arbeitete, als alle Hoffnung für ihn verloren, beständig mit einem düstern Astrologen, und beschwor die finstern Mächte! Wirklich gelang es ihm, dem Volke von Malaga den Glauben einzuflößen, der Alfaqui sey der Prophet, welcher der Stadt die Rettung brächte; man wußte sogar einen Tag, wo das Christenheer bestimmt vertilgt werden würde, und wagte, berauscht von Siegesgedanken, den letzten allgemeinen Ausfall. Der Tod des falschen Propheten riß den Schleyer von den Augen der Verblendeten.

Mit Malaga war das Königreich Granada so gut wie überwunden. Was übrig blieb zu thun, war, obgleich noch manche Heldenthaten vorfielen, noch manche Vertheidigung ihrer Burgen den Alcayden zu anderer Zeit unsterblichen Ruhm gebracht hätte, nur eine Aehrenlese nach der fürchterlichen Ernte. Boabdil saß, verachtet von seinen Unterthanen, in Granada; man konnte es ihm nicht vergeben, daß er seinen Oheim Zagal, als er zu Malaga's Entsatz eilte, angegriffen, und durch eine günstige Schlacht von diesem patriotischen Vorhaben abgehalten.— El Zagal rüstete sich zwar noch in seinem, dem östlichen, Theile von Granada; noch gelang es dem grauen Krieger, seinen Feinden manche Lektion zu geben, selbst Ferdinand mit seinem ganzen Heere erhielt vor Baza eine bedeutende Schlappe, und das Jahr 1488, bestimmt zur Unterjochung El Zagal's, lief ziemlich kläglich für die Kastilier ab. Aber mit dem folgenden Jahre begann die mit weit größeren Streit-

kräften unternommene Belagerung von Baza. Zwar wurde diese große Stadt auf das allertapferste und geschickteste von einem Komité, an dessen Spitze der feurige Prinz Cidi Yahye, El Zagal's Schwager, stand, vertheidigt; zwar verloren die Christen durch Schwert, Feuer, Ungewitter und Krankheit an zwanzigtausend Mann vor Baza, und der Winter drohte den Belagerten zu Hülfe zu kommen; aber Malaga's Schicksal stand den tapfern Bürgern zu drohend vor Augen. Sie ergaben sich, mit El Zagal's Bewilligung, unter erträglichen Bedingungen, und der Prinz Cidi Yahun, bestochen durch die Huld der christlichen Monarchen, wurde nicht allein selbst Christ und Lehensmann Kastiliens, sondern überredete auch den alten El Zagal, sich zu unterwerfen. Der grimmigste, halsstarrigste Feind der Christen, aller Aussicht beraubt, durch das Geschick gebeugt, unterwarf sich den kastilianischen Herrschaften, und erhielt — als Vasall einen kleinen Landstrich in den Gebirgen. Mit ihm starb die letzte Hoffnung des kriegerischen Adels der Mauren. Die meisten Alcayden seines Reiches überlieferten ihre Städte und Schlösser gegen Geldsummen, das erste Beyspiel in diesem Kriege! Nur einer, Ali Aban Fahar, Alcayde von Punhena und Paterna, schlug jeden Lohn aus. Es ist ein rührender Zug, den man in den Geschichten nachlesen muß, wie dieser edle Krieger vor den kastilianischen Herrschern seine Würde behauptet, und ihnen die höchste Achtung abzwingt; für das Gefühl wohlthätig, nach den Gräuelscenen von Malaga.

Der unglückliche Boabdil freute sich wie ein Kind, als er erfuhr, daß sein böser Oheim sich unterwerfen müssen. Aus seinem Freudenrausche weckte ihn aber bald genug das Murren der Bürger und die Botschaft Ferdinands, zufolge des früheren Vertrages von Lora, Granada sofort auszuliefern, und sich mit dem bedungenen Herzogthume von Guadix zu begnügen. Hätte der arme König auch den Willen gehabt, freywillig vom Throne des Alhambra herabzusteigen, und Granada den Spaniern zu überliefern, seine Unterthanen ließen es nicht zu. Die kaufmännische Partey, welche die Unterwerfung gern gesehen hätte, wurde von den zahllosen Unzufriedenen, von den Resten der Krieger aus den Festungen, von den ruinirten Bürgern, die alle in Granada ihre letzte Zuflucht gefunden, überstimmt. Vor allem wollte die Ritterschaft aus den alten Geschlechtern Granada's nichts von Uebergabe wissen; sie wollte nicht durch eine schmähliche Unterwerfung den Ruhm einer langen Reihe glorwürdiger Ahnen beflecken. Der arme König Boabdil schrieb dem arragonischen Könige seine traurige Lage;

der aber that, als wären dies Ausflüchte, und der letzte Krieg um die schöne Stadt Granada selbst und ihre Vega begann.

Noch trat ein letzter edler Held unter den Granadern auf: Muza Ben Abil Gazan, der Spiegel der maurischen Ritterschaft; er übte durch Turnier, Ringelspiel und glückliche Streifzüge die Reiterey zum ernsten, entscheidenden Kriege, und errang in demselben manche Lorbern. Noch zog sich der Krieg um Jahre hin, und das Glück lächelte zuweilen den Waffen des armen Boabdil, er eroberte Städte und Festungen, ließ plündern auf christlichem Grund und Boden, und die Bergbewohner, so wie die Bürger mancher unterworfenen Stadt erklärten sich wieder für ihn, mit neuer Hoffnung, das granadische Reich könne noch einmal wieder aufleben. Ferdinand zerstörte die Veja Jahr um Jahr, bis kein Baum in den Obstgärten, keine Rebe am Geländer, kein Halm auf dem Felde war. Der alte El Zagal, um die Wuth gegen seinen Neffen an den Tag zu legen, schloß sich selbst mit den Vasallen seines kleinen, ihm gelassenen Gebiets den Belagerern an, und der Prinz Cidi Yahye eroberte Festungen für die Kastilier; was war da für Granada zu hoffen! Um zu dokumentiren, wie ernst seine Absicht dießmal auf die Unterwerfung der Hauptstadt gerichtet sey, ließ Ferdinand sein, einmal abgebranntes Lager vor der Stadt wieder aufbauen, welche noch heut als Santa Fe besteht. Hier, auf der Ebene zwischen dem Lager und dem blühenden Granada fielen die mannigfachen Heldenthaten vor, die wir oben angedeutet, und die mehr in die Fabelwelt der chevaleresken Jahrhunderte, als in den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts zu gehören scheinen. Wie die Mauren in allen kleinen Kavalleriegefechten den kastilischen Rittern durch Gewandtheit, Muth und geschickte Benutzung des Terrains überlegen waren, so scheinen sie auch bey diesen ritterlichen Ehren- und Einzelkämpfen häufiger den Vortheil, und mit ihm die Ehre davongetragen zu haben; denn König Ferdinand sah sich genöthigt, seinen Rittern jede Herausforderung und jede Annahme einer Herausforderung aufs allerstrengste zu untersagen. Die wilde und ritterliche Kampflust der Einzelnen hier und drüben brach dann oft auf seltsame Weise heraus, und veranlaßte zuweilen mehr Blutvergießen, als die gewährte Erlaubniß zum Zweykampf würde gekostet haben. Hier ist auch das Feld, wo der romanhafte Geschichtschreiber des Falles von Granada den Stoff zu seinen Ritter- und Liebesabenteuern gesammelt hat.

Endlich, als die Verwüstung die letzten Gärten dicht unter den Mauern der königlichen Stadt erreichte, als die letzte Schlacht zwischen Mauren und Kastiliern in Spanien, blutig

für beyde, verderblich für jene, in eben diesen Gärten gefochten worden, kapitulirte Granada. Umsonst wollte der tapfere Muza den letzten Bundesgenossen der Unterliegenden anrufen, die Verzweiflung, Boabdil kapitulirte. Die Bedingungen waren, wären sie gehalten worden, erträglich für den, welcher kein anderes Ziel kannte, als ein friedlicher Bürger zu werden; aber unerträglich für die kühnen Seelen, die nicht leben konnten, während ihr Volk ausgestrichen wurde aus der Reihe der selbstständigen Nationen. Der edle Muza konnte dieß nicht überleben. Noch vor der Uebergabe der Stadt eilte er in seine Wohnung, rüstete sich von Kopf bis Fuß, bestieg sein Leibroß, sprengte zum Thore von Elvira hinaus, und nie hat man wieder etwas von ihm gesehen und gehört. So berichten arabische Geschichtschreiber; aber der Chronist, welchem Hr. Irving nachschreibt, erzählt folgenden Umstand: »An diesem Abende trabten einige andalusische Ritter, vielleicht einige mehr als zehn Lanzen, die Ufer des Xenil entlang, da, wo er sich durch die Ebene windet. Im Zwielicht sehen sie einen Mauren nahen, der von Kopf bis Fuß gerüstet war. Sein Visir war geschlossen, seine Lanze eingelegt, und sein Roß eben so vollständig gerüstet als er. Die Andalusier waren nur leicht gerüstet, denn während des Waffenstillstandes vermutheten sie sich keines Angriffes; als sie aber diesen unbekannten Ritter in so feindlicher Weise auf sich zukommen sahen, riefen sie ihm entgegen, daß er halten, und sich erklären sollte, was seine Absicht sey. Der Maure antwortete nicht, sondern sprengte mitten unter sie, durchbohrte einen der Ritter mit seiner Lanze, und warf ihn zur Erde. Dann warf er sein Roß herum, und griff die andern mit dem Schwerte an. Seine Hiebe waren furchtbar und tödtend; er schien die eigenen Wunden nicht zu scheuen, wenn er nur seinen Feind erschlagen konnte. Er kämpfte sichtlich nicht um Ruhm, sondern aus Rache; er wollte den Tod austheilen, aber nicht leben, um sich seines Sieges zu freuen. Die Hälfte der Ritter fiel unter seinem Schwerte, ehe er eine gefährliche Wunde empfangen hatte, so vollständig war er gerüstet. Endlich ward er gefährlich verwundet, und sein Streithengst, von einer Lanze durchbohrt, stürzte. Die Christen bewunderten die Tapferkeit des Mauren, und wollten seines Lebens schonen; aber in die Knie gesunken, fuhr er fort zu kämpfen, und schwang den scharfen Dolch von Fez. Als er endlich nicht mehr fechten konnte, warf er sich, fest entschlossen, nicht in Gefangenschaft zu gerathen, mit der letzten Anstrengung aller seiner Kräfte, in die Fluthen des Xenil; seine Rüstung zog ihn augenblicklich zu Boden. In seinem Rosse will man, nach dem Chronisten, das des granadischen Feldherrn Muza erkannt haben.

Den Bürgern Granada's wurde ihr Eigenthum, sogar ihre Privatinteressen, Freyheit ihres Glaubens, eigene Richter zugesichert, wogegen sie als Unterthanen und Lehensleute in dasselbe Verhältniß gegen die Beherrscher Kastiliens und Leons, wie früher gegen ihre maurischen Könige treten sollten. Nur die Artillerie, die christlichen Gefangenen, so wie die öffentlichen Gebäude mußten ausgeliefert werden. Dem Könige Boabdil wurden Landstriche zu seinem Unterhalte in den Gebirgen, gleich seinem Oheim Zagal, angewiesen. Aber nicht ohne einen letzten Aufstand der erzürnten Populace wurde zur Vollziehung dieser Kapitulation geschritten. In der Stille des Morgens ritt durch eine Nebenpforte des Alhambra König Boabdil mit den Seinigen. Der Berg, von dem er zum letzten Male die königliche Stadt seiner Ahnen, eine der reizendsten, die auf der Welt existiren, sah, heißt noch jetzt el sospiro del Moro. Hier sprach die heldenmüthige Mutter des Königs die berühmt gewordenen Worte zu ihm: »Es ziemt dir, wie ein Weib über den Verlust deines Königreiches zu weinen, da du es nicht wie ein Mann zu vertheidigen wußtest.«

W. Irving hat einen spanischen Chronisten, Antonio Agapido, seiner Geschichte des Untergangs des Maurenreichs zum Grunde gelegt, oder eigentlich ihn nur verarbeitet, mit Berücksichtigung anderer Geschichtswerke und Chroniken. Die arabischen Quellen hat er nur aus Conde benutzt. So interessant sein Werk ist, so ist es dieß doch mehr durch den Stoff, als durch die Art der Bearbeitung desselben. Von einem forschenden, vergleichenden Historiker, als welchen der Amerikaner Irving in seiner Geschichte des Christoph Columbus sich schon wahrgibt, wäre zu erwarten gewesen, daß er die Geschichte in etwas mehr mit dem, was ihr voranging, und mit dem, was ihr folgte, verbunden hätte. Desgleichen wären hier prüfende Vergleichungen des historisch-konstatirten mit dem, was die Sage und spätere Dichtung über den merkwürdigen Krieg berichten, an ihrer Stelle gewesen. Wollte Irving nur eine Chronik geben, hätte er vielleicht besser gethan, nichts weiter zu thun, als sein Original zu übersetzen. So manches von dem, was er gibt, paßt wenig zu dem schlichten Tone, zu der Auffassung, die wir von dem ehrlichen, einseitig befangenen Chronikanten erwarten, während er auf der andern Seite den historischen Forderungen so wenig, als denen an eine leichte Romanenlekture entspricht. Doch ist, wie gesagt, der Gegenstand so mit sich fortreißend, daß auch der ungeduldige Leser manche Wiederholungen sich gefallen läßt. Die Uebersetzung ist leicht gehalten, und gibt keinen Anstoß.

Im Anhange wird etwas, aber auch nur etwas von dem, was wir vermissen, gegeben. Nicht das Schicksal der Mauren, nicht ihre allmälige Bekehrung und gänzliche Vertreibung, nicht wie die Kapitulation umgangen, und endlich ganz Spanien von den letzten Bekennern des Islams gereinigt wurde, auch nicht — ein Nachweis, der von Interesse wäre, — welche große Familien Andalusiens ihre Abkunft von den alten maurischen Geschlechtern herleiten, welche von diesen zuerst zum Christenthume übergingen (nach der historia de las guerras de Granada, der Rest der stolzen Abencerragen), sondern nur der bekannte Tod des kühnen Don Aguilar von Cordova (Bruder des Generalkapitäns Gonzalvo von Cordova) in den Gebirgen von Rio Verde und der des unglücklichen Boabdil. Sein Oheim El Zagal hatte schon früher das abhängige, gepreßte Verhältniß als Lehensmann der kastilischen Herrscher nicht ertragen. Er hatte seine Herrschaft an den König verkauft, und war mit seinen Schätzen nach Afrika übergeschifft. Aber eben diese Schätze bereiteten ihm den Untergang. Er wurde ihrer unter nichtigem Vorwande von dem Könige von Fez beraubt, geblendet, und starb als blinder Bettler durch die Städte irrend. — Auch Boabdil ertrug seine untergeordnete Lage in dem schönen Reiche, das er einst beherrscht, nicht lange. Willig nahm Ferdinand der Katholische das Anerbieten des dem Maurenkönige treu gebliebenen Vezirs an, er kaufte seinem Herrn seine kleine Herrschaft für achtzigtausend Dukaten ab (1496). Das war alles, was Boabdil vom Königreiche Granada übrig blieb. Das schönste Schiff ließ Ferdinand ausrüsten, um Boabdil zu seinen Glaubensgenossen nach Afrika überzuschiffen. Es ging ihm hier besser, als seinem Oheime Zagal. Er lebte, freundlich empfangen, am Hofe seines Verwandten, des Königs von Fez, noch lange Jahre. Erst 1536 fiel er in einer heftigen Schlacht, in der er die Rechte seines königlichen Gastfreundes gegen zwey in Rebellion befangene Brüder desselben vertheidigte, tapferer kämpfend, wie bemerkt wird, für eine fremde Krone, als für seine eigene.

Berlin. A.

Art. V. Ausführliche Darstellung einer allgemeinen Versorgungsanstalt. Von F. U. Stelzig. Prag, bey J. G. Calve, 1828.

Unter den vielen, in den letzten Jahren über diesen hochwichtigen Gegenstand im In- und Auslande erschienenen Schriften scheint diese einer besonderen Beachtung werth, da sie nicht bloß, wie die meisten übrigen, eine Privatmeinung, wohl oder übel begründet, vorträgt, sondern da sie dieser Meinung auch

öffentliche Gültigkeit gibt, und sie, als die anerkannt beste ihrer Art, sofort auch im praktischen Leben ausgeführt wissen will. Diese Absicht des Verfassers geht aus der ganzen Anlage seines Werkes hervor, welches sich über die kleinsten Details der innern Einrichtung einer solchen Anstalt umständlich verbreitet, die Formulare der künftigen Aufnahms- und Kassescheine, und selbst schon die Statuten der neuen Gesellschaft mittheilt, und überhaupt alles sorgfältig durchgeht, was bey einer »neu zu errichtenden Versorgungsanstalt,« wie er sie selbst (S. 26, 27 u. f.) nennt, beachtet, und zur öffentlichen Kenntniß der künftigen Mitglieder derselben gebracht werden soll. Diese Absicht, sie mag von dem Verfasser eingestanden werden oder nicht, wird hier nicht als etwas Tadelnswerthes angeführt, da sie vielmehr, wenn nur die Sache selbst gut ist, lobenswürdig ist, und da sie im Grunde von jedem Schriftsteller, der von der Güte seines Vorschlages überzeugt ist, vorausgesetzt werden darf. Allein da es hier mehr, als wohl sonst bey Schriften über diesen Gegenstand gewöhnlich ist, auf diese praktische Ausführung der gegebenen Vorschläge abgesehen, da die Errichtung einer neuen Anstalt nach den in diesem Werke entwickelten Prinzipien vielleicht in kurzer Zeit schon zu erwarten ist, und da wir mit allen denjenigen Anstalten dieser Art, welche bisher bey uns errichtet worden sind, zufrieden zu seyn leider keine Ursache haben, so wird es billig und selbst nothwendig seyn, jeden weiteren Vorschlag, ehe man ihn der Ausführung überläßt, genau und nach allen seinen Beziehungen zu prüfen, um nicht die ohnehin schon nicht geringe Noth, welche bisher durch die Errichtung zweckwidriger Versorgungsanstalten erzeugt worden ist, noch durch eine neue zu vermehren.

Der Verfasser sucht zuerst die Ursachen auf, welche den Verfall der bey uns errichteten Versorgungsanstalten herbeyführten, und die man daher kennen müsse, um sie bey ähnlichen künftigen Unternehmungen zu vermeiden. Er findet vorzüglich zwey dieser Ursachen, von denen die eine von einer unrichtigen Mortalitätstabelle, und die zweyte darin besteht, daß man bey der Errichtung solcher Institute die Ansammlung großer, hohe Zinsen tragender Kapitalien für die Hauptsache ansah.

Diese Fehler zu vermeiden, sucht er erstens sich einer besseren Sterblichkeitstafel zu versichern, und er findet diese aus seinen eigenen Beobachtungen, die er im J. 1827 in der Monatsschrift des böhmischen Museums bekannt gemacht hat. Die diesen Beobachtungen zu Grunde gelegte Population betrug gegen vier Millionen Menschen; und er fand von tausend in einem Jahre gebornen Menschen am Ende des 25sten, 30sten, 40sten,

50sten Jahres noch Lebende 454, 430, 372, 297 u. f., also beträchtlich weniger, als in der bekannten Baumann-Süßmilchschen Tabelle, welche für die angezeigten Jahre die Zahlen hat 466, 439, 374, 300 u. f. Im Allgemeinen nimmt er an, daß unter Menschen über 25 Jahren von je 37 $^1/_2$ jährlich einer sterbe, und, da in Versorgungsanstalten nur auf die Sterbefälle des männlichen Geschlechtes gesehen werden soll, daß von 75 Personen jenes Alters jährlich einer sterbe. Dieses Resultat empfiehlt er S. 7 »aus voller Ueberzeugung allen deutschen Ländern zur Beherzigung, und bürgt auch zugleich für die Gründlichkeit desselben« Daher denn auch S. 9 »diese Verhältnisse von den Gründern neu zu errichtender Anstalten genau ins Auge gefaßt werden müssen.«

Nach Baumann und den meisten andern Verfassern von Sterblichkeitstabellen hat das angegebene Verhältniß eines jährlichen Sterbefalls für 37 zusammenlebende Menschen nur dann Statt, wenn von diesen Menschen jeder nahe 45 bis 50 Jahre alt ist, während der Verf. sie 25 bis 100 Jahre alt seyn läßt. Ohne mit ihm über diese Annahme zu rechten, da wir ihre nähere Untersuchung einem anderen Orte aufbewahren, bemerken wir nur, daß wir von seiner Verdopplung dieser Zahl, wegen der Rücksicht auf das männliche Geschlecht, keinen hinreichenden Grund finden können. Wenn von 75 zusammenlebenden Menschen in dem ersten Jahre nur ein einziger sterben soll, so müssen von diesen Menschen, nach den bisher bekannten Sterbelisten, alle nahe das Alter von 28 bis 30 Jahren haben, und das kann doch unmöglich als das mittlere Alter der Mitglieder irgend einer solchen Versorgungsanstalt angenommen werden. Wir werden weiter unten sehen, welche Folgen aus dieser Annahme für die Dauer und Sicherheit des Instituts entstehen.

Den zweyten Fehler, die Anhäufung großer Kapitalien, sucht er ganz einfach dadurch zu entfernen, daß er von der Gesellschaft keine Antrittsgelder, sondern bloß jährliche Beyträge annimmt, welche Einrichtung er S. 9 »als den festesten Grundpfeiler betrachtet, der Jahrhunderte, wenn nicht für immerwährende Zeiten, das Gebäude vor jedem Umsturze sichern kann.«

Nachdem er so, wie er sagt, das Prinzip der künftigen unerschütterlichen Einrichtung seiner Versorgungsanstalt festgestellt hat, geht er sofort S. 10 zu dieser Errichtung selbst über, die er auf folgende Hauptpunkte zurückführt, welche wir hier kurz angeben wollen, um das von dem Verf. einstweilen nur in der Zeichnung vorgelegte Gebäude besser übersehen zu können.

1) Sollen die Mitglieder keine Antrittsgelder, sondern nur jährliche Beyträge, und auch diese so klein als möglich zu ent-

richten haben. Die sogenannten Jahresablösungen für die in einem höheren Alter eintretenden Mitglieder sollen auf mehrere Jahre, als bisher gewöhnlich, eingetheilt werden, damit sie diesen Mitgliedern nicht beschwerlich fallen.

2) Die sämmtlichen Mitglieder der Gesellschaft werden in drey Klassen getheilt. In die erste gehören die, welche bey ihrem Eintritte 25 bis 30 Jahre alt sind; in die zweyte, die zwischen 50 und 60; und in die dritte endlich, die nach ihrem 60sten Altersjahre eintreten. Die ersten zahlen bey ihrem Eintritte die Ablösungen ihrer Jahre über 30, jedes Jahr mit 20 Gulden, und künftig den jährlichen Beytrag von 20 Gulden. Die zweyten zahlen ihre Ablösungen vom 30sten Jahre mit 20 Gulden, und die vom 50sten Jahre mit 30 Gulden für jedes Jahr, und künftig den jährlichen Betrag von 30 Gulden. Die dritten endlich entrichten die Jahresablösungen vom 30sten bis 50sten Jahre mit 20 Gulden, vom 50sten bis 60sten Jahre mit 30 Gulden, und vom 60sten Jahre an mit 40 Gulden, und künftig den jährlichen Beytrag von 40 Gulden.

3) Die dafür zu entrichtenden Pensionen betragen jährlich
150 Gulden, wenn das Mitglied 4 bis 8 Jahre,
200 » wenn es 9 bis 13 Jahre, und
300 » wenn es 13 und mehr Jahre *in der Anstalt gewesen* ist, und seine Beyträge gehörig entrichtet *hat*.

4) Diese Pensionen werden sowohl der hinterlassenen Witwe des verstorbenen Mitgliedes, als auch, wenn die Witwe stirbt, den Waisen bis zu ihrem 18ten oder 20sten Jahre entrichtet.

5) Fernere Ehen sind erlaubt, und die letzte der Frauen des Mitgliedes erhält bey dem Tode desselben die in Nr. 4 erwähnte Pension. Doch wird schon bey der ersten Frau, wenn sie 6 Jahre jünger ist, als der Mann, jedes Jahr darüber mit 20 Gulden abgelöst, und wenn die zweyte Frau jünger seyn sollte, als die erste, so wird auch der Unterschied dieser Jahre, jedes mit 20 Gulden, abgelöst u. f.

6) Vor Ende des dritten Probejahres ist kein Mitglied pensionsfähig; Begünstigungen einzelner Mitglieder, z. B. der sogenannten Gründer, auf Kosten der andern, haben nicht Statt; die eingelaufenen Summen werden nur gegen vollgültige Sicherheit ausgeliefert u. s. w.

7) Dazu muß noch bemerkt werden, daß diese Versorgungsanstalt dieselben Pensionen auch den Mitgliedern selbst, also den Männern, entrichtet, wenn diese ohne ihre Schuld erwerbsunfähig geworden sind, und daß endlich auch den sehr alten Mitgliedern, selbst wenn sie weder mittel- noch erwerbslos seyn sollten, bloß weil sie alt sind, von ihrem 75sten Jahre an jähr-

lich 150, und von ihrem 80sten Jahre an jährlich 300 Gulden als Pension oder Altersprämie angewiesen werden sollen.

Das Vorhergehende wird genügen, die Zweckmäßigkeit des neuen Instituts und die künftige Sicherheit desselben zu beurtheilen. Ohne uns hier dabey aufzuhalten, ob die von dem Verf. vorgeschlagene Mortalitätstafel in der That so »untrüglich« ist, wie er glaubt; ob die Entfernung aller Antrittsgelder eine so wesentliche Verbesserung ist; ob die von ihm eingeführte Veränderlichkeit der Pensionen nach der Dauer der Mitgliedschaft zweckmäßig ist u. dgl., wollen wir nur sehen, wie sich bey den verschiedenen Alterspaaren die von ihm aufgestellten Pensionen zu denjenigen verhalten, welche, für die von ihm festgesetzten jährlichen Beyträge und Jahresablösungen, in einem Institute Statt haben würden, in welchem die Berechnung nach den bekannten und von keinem Sachkenner bezweifelten Vorschriften gemacht worden sind, die man z. B. in Florencourts, Tetens oder Meyers Werken findet. Die Richtigkeit dieser Vorschriften folgt für den Kenner, und nur diesem steht hier ein Urtheil zu, aus der Sache selbst, wie dieses bey jedem mathematischen oder auf Rechnung gegründeten Gegenstande der Fall ist. Demjenigen aber, der die innere, aus dem mathematischen Beweise selbst folgende Wahrheit dieser Rechnungen zu erkennen entweder keine Zeit oder keine Lust hat, diesem wird es genügen, zu wissen, daß nach diesen Vorschriften bereits viele Institute in fremden Ländern errichtet worden sind, die sich, obschon mehrere von ihnen 50, 70 und 100 Jahre alt sind, noch immer eines blühenden Wohlstandes erfreuen, zum Beweise, daß die Basis, auf welcher sie errichtet worden, d. h. daß die Berechnung derselben, richtig seyn muß, und daß man daher jede andere Einrichtung, welche auf Resultate führt, die von diesen, durch ihre innere Wahrheit und durch die Erfahrung bewährter Institute sehr abweicht, als unrichtig erkennen muß.

Diese Untersuchung einfacher zu machen, wollen wir vorerst die von dem Verf. unter Nr. 4, 5, 6 und 7 aufgestellten Bedingungen weglassen. Da diese Bedingungen sämmtlich der Kasse zur Last fallen, so wird es hinreichen, gezeigt zu haben, daß diese Kasse nicht einmal bey den drey ersten Bedingungen bestehen kann, daß sie also noch viel mehr Schaden haben, und noch viel eher zu Grunde gehen müsse, wenn nach 4 auch die Waisen, nach 5 auch alle ferneren Ehen und nach 7 auch die erwerbsunfähigen Männer selbst mit Pensionen versorgt werden sollen.

Bleiben wir bey der ersten Klasse der Mitglieder stehen, die ohne Zweifel die zahlreichste seyn wird, da sie alle diejenigen

Mitglieder enthält, die bey ihrem Eintritte in die Gesellschaft zwischen 25 und 50 Jahren alt sind. Diese entrichten, nach dem Vorhergehenden, den jährlichen Beytrag von 20 Gulden und die Ablösungen der Jahre, die sie über 30 alt sind, ebenfalls jedes mit 20 Gulden. Ist die mit ihm eintretende Frau über 6 Jahre jünger, als er, so wird auch von jedem über diese 6 hinausgehenden Jahre eine Ablösung von 20 Gulden entrichtet. Für diese Leistungen erhält die Witwe, nach dem Tode des Mannes, eine jährliche Pension von

150 Gulden, wenn das Mitglied 4 bis 8 Jahre,
200 » » » » 9 bis 13 Jahre, und
300 » » » » 13 und mehr Jahre im Institute gewesen ist.

Zweyte und fernere Ehen, so wie die Waisen, sollen vorerst ausgeschlossen seyn, und eben so wenig, als die männlichen Mitglieder selbst, auch wenn sie erwerbsunfähig werden, irgend eine Vergütung von der Kasse der Anstalt erhalten.

Es entsteht die Frage: Kann das Institut bey dieser Einrichtung bestehen?

Nehmen wir, um diese Frage zu beantworten, irgend ein eintretendes Paar, in welchem z. B. der Mann bey seinem Eintritte 45, und die Frau 35 Jahre zählt. Dieses ist das sogenannte mittlere Paar, daher auch der Schaden, den die Kasse etwa bey diesem Paare haben wird, als der mittlere Schaden der Kasse betrachtet werden kann. Jüngere Paare werden nämlich dem Institute etwas weniger, aber dafür auch ältere Paare wieder mehr schaden, als jenes Paar, und da dasselbe, seinem Alter nach, zwischen allen übrigen mehr in der Mitte liegt, so wird auch der von ihm verursachte Schaden nahe in der Mitte aller Nachtheile liegen, die das Institut erleidet. Nimmt man daher diesen mittleren Schaden so oft, als Paare in der Anstalt sind, so erhält man den totalen jährlichen Schaden, welchen die Kasse von der ganzen Gesellschaft erleidet.

Nach den von dem Verf. aufgestellten Forderungen entrichtet ein Mann, der bey seinem Eintritte 45 Jahre hat, für die seit seinem 30sten verflossenen, also für 15 Jahre, die Ablösung mit 20 Gulden für jedes Jahr, also zusammen 15mal 20 oder 300 Gulden. Da seine Frau 10 Jahre jünger ist, als er, so entrichtet er noch für 4 dieser Jahre 4mal 20 oder 80 Gulden, also zusammen 380 Gulden, die er gleich bey seinem Eintritte zu zahlen hat, für jedes künftige Jahr aber entrichtet er bloß den jährlichen Beytrag von 20 Gulden. Berechnet man, mit Baumanns Mortalitätstabelle, nach den bekannten Vorschriften, die jährliche Pension, welche die Witwe dieses Mannes zu

erwarten berechtigt ist, so findet man, wenn man mit dem Verfasser den Zinsfuß zu 4 pr. Ct. annimmt, die wahre jährliche Pension der Witwe gleich 133 Gulden.

Da nun, selbst nach den der Kasse günstigsten Sterbelisten, ein Mann von 45 Jahren noch die Wahrscheinlichkeit hat, 18 weitere Jahre zu leben, so wird in der neuen, von dem Verf. projektirten Anstalt, die jährliche Pension seiner Witwe gleich 300, also 167 Gulden größer seyn, als sie seyn sollte. Der mittlere Schaden, den die Anstalt bey jedem Paare zu erwarten hat, beträgt daher in jedem Jahre 167 Gulden, und wenn die Gesellschaft aus tausend Mitgliedern besteht, so hat die Kasse in zehn Jahren einen Schaden von 1,670,000 oder von mehr als anderthalb Millionen Gulden. Dieß wären also »die großen Vorzüge, welche dieser neu zu errichtenden Versorgungsanstalt zur Anempfehlung dienen,« wie sich der Verf. S. 26 u. f. selbstgefällig ausdrückt.

So fest steht diese hochgerühmte, »auf felsenfesten Grundpfeilern errichtete Anstalt,« S. 27, daß sie bey tausend Mitgliedern in zehn Jahren schon 1 $^{1}/_{2}$ Millionen Gulden der Kasse entzieht, selbst wenn fernere Ehen ausgeschlossen, wenn die Waisen nicht pensionirt, und wenn die Männer selbst im höheren Alter nicht entschädigt werden. Da nun aber der Verf. alle Ehen, alle Waisen und alle ältern Männer mit derselben freygebigen Liebe umfaßt, so wird der Schaden der Anstalt natürlich noch viel größer seyn, und die Zerstörung des Ganzen, denn darauf scheint es abgesehen zu seyn, noch viel früher eintreten. Was er daher, sich selbst zum Lobe, an allen anderen Instituten tadelt, fällt verstärkt auf sein eigenes zurück, und der Pfeil trifft den Schützen, wenn er S. 13 sagt: »Dieser mein Vorschlag muß daher als gerecht anerkannt werden, weil bey anderen Instituten gerade die Witwen derjenigen, welche am längsten zum Fonde beygetragen haben, jetzt äußerst geringe Pensionen — Almosen könnte man sie nennen — beziehen, während die Witwen viel früher gestorbener Mitglieder schon das Mark des Fonds ausgesogen haben.« Auch seine Anstalt, so sehr er sie anzupreisen sucht, ist doch nur, wie jene, die er tadelt, eine Art von schlecht eingerichteter Lotterie, in welcher die ersten Ziehungen lauter Treffer, und die letzten lauter Nieten sind, d. h. eine Witwenversorgungsanstalt, in welcher die ersten Witwen im Ueberflusse leben, und die letzten Hungers sterben.

Zur bequemeren Uebersicht wollen wir noch mehrere Paare nach denselben Vorschriften berechnen, und in kleinere Tafeln zusammenstellen. Die erste Kolumne enthält das Alter des Mannes, die zweyte das der Frau bey ihrem Eintritte in die Gesell-

schaft, und die dritte die wahre jährliche Pension, welche jedes Paar nach den von dem Verfasser geforderten Zahlungen desselben von der Kasse zu erwarten berechtigt ist:

Alter		Pension.
des Mannes,	der Frau.	
45	20	145
45	25	143
45	30	138
45	35	133
45	40	131

Im Mittel sollen also alle diese Paare eine jährliche Pension von 138 Gulden erhalten, während ihnen der Verf. 300 bewilligt. Der Schaden der Kasse für 1000 solche Mitglieder in zehn Jahren beträgt 1,620,000 Gulden.

Alter		Pension.
des Mannes,	der Frau.	
40	20	136
40	25	129
40	30	119
40	35	112
40	40	128

Im Mittel sollen daher alle solche Paare eine jährliche Pension von 125 Gulden erhalten, und der Schaden des neuen Instituts für 1000 solche Mitglieder in 10 Jahren beträgt 1,750,000 Gulden.

Alter		Pension.
des Mannes,	der Frau.	
30	15	99
30	20	84
30	25	71
30	30	78

Im Mittel sollen daher solche jüngere Paare eine jährliche Pension von 83 Gulden erhalten, und der Schaden des neuen Instituts für 1000 solche Paare in 10 Jahren beträgt 2,170,000 Gulden.

Das Vorhergehende wird hinreichen, zu beweisen, daß das von dem Verf. projektirte Institut zweckwidrig entworfen ist, und daß daher, zum Besten der durch ähnliche Anstalten ohnehin schon belasteten Menschheit, die verheißene Realisirung dieses Projektes nicht zu den wünschenswerthen Dingen gehöre. Der Verf. hat es ohne Zweifel gut gemeint, und dasselbe mag auch von seinen Vorgängern gesagt werden, deren wir besonders in den letzten Decennien so viele zählen. Allein mit der besten Absicht kann man oft sehr weit von dem gehofften Ziele stehen bleiben. Er und sie alle haben offenbar die Berechnungen, auf welche es hier so sehr ankömmt, nicht gekannt; ja sie haben eigentlich gar nicht gerechnet, sondern ihre Vorschläge nur auf Meinungen, Ansichten und Einfälle, kurz auf die bekannten und ihnen so beliebten Ueberschläge gegründet, mit denen sie, wohlgerüstet nach ihrer Meinung, und getrost ausgingen, die Thränen verlassener Witwen und unmündiger Waisen zu trocknen, während sie in ihrer Gutmüthigkeit diesem unglücklichsten Theile der menschlichen Gesellschaft nur neue Schmerzen und noch herbere Thränen bereiten. Es scheint mir sehr wünschenswerth, daß diese Leute, welche mit fremdem Gelde Experimente auf Geradewohl anstellen, und welche durch diese Experimente Tausende von Witwen und Waisen dem Elende überliefern, unter die Aufsicht sachverständiger Männer gestellt würden. Darf doch Niemand das gemeinste Handwerk ausüben, wenn er nicht zuerst gezeigt hat, daß er es auch erlernt hat, und daß er die zur Ausübung desselben nöthigen Eigenschaften besitze. Wie viel mehr sollte dieß bey einer Unternehmung der Fall seyn, die in der That viel tiefere Kenntnisse, als irgend ein Handwerk, erfordert, und die, was hier vorzüglich beachtet werden muß, auf die Menschheit überhaupt, und auf ihren unglücklichsten Theil insbesondere einen so unmittelbaren und so wichtigen Einfluß hat. »Man soll,« sagt schon Baumann in seiner Ausgabe von Süßmilch's göttlicher Ordnung, »man soll streng darüber wachen, daß nicht unter »dem Vorwande milder Anstalten zweckwidrige oder eigennützige, »und bloß für die ersten Stifter vortheilhafte Institute errichtet »werden, wodurch in der Folge, wenn sie ins Große gehen, »Tausende von Menschen um das Ihrige gebracht werden. Es »ist auch nöthig, daß ein jeder, der zu solchen Privatkassen, in »der besten Absicht und mit Selbstentsagung, viele Jahre lang »beygetragen hat, für die unveränderliche Fortdauer dieser Kas»sen auch hinlängliche äußere Sicherheit erhalte.«

Der gewöhnlichste Fehler der sogenannten Gründer dieser Versorgungsanstalten ist der, daß sie, ohne sich um die zu einem solchen Geschäfte nöthigen Kenntnisse zu bemühen, sich ihren beyläufigen Ueberschlägen überlassen, und die Sache vor allem so einzurichten trachten, daß sie nur recht Vielen recht annehmlich werde, und daß sie so bald als möglich eine große Anzahl von Mitgliedern zusammen zu bringen suchen. Daher die großen Pensionen bey den kleinen Beyträgen, daher die Begünstigungen der ersten Interessenten, daher endlich die lockenden Versprechungen, mit welchen diese Leute so freygebig sind. Sie mögen immerhin diese Künste in der besten Absicht brauchen, sie mögen auch wohl in ihrem Innern von der, wenn gleich nur geträumten Wahrheit ihrer Verheißungen überzeugt seyn: die Folgen sind doch immer dieselben, als ob ihre Absicht schlecht, und ihre Aufrichtigkeit gegen sich selbst noch schlechter gewesen wäre. Es mag immerhin ungewiß bleiben, in welcher Absicht sie die Sache unternommen haben: das Unglück bleibt gewiß, in welches sie Tausende von unschuldigen Menschen stürzen, die, ihren Versprechungen glaubend, das Wenige, was sie von ihrer Hände Arbeit sich mühsam ersparen, hingeben, und am Ende sich dem Hungertode und der Verzweiflung überlassen müssen.

Jedermann weiß, daß man z. B. bey der *topographischen* Aufnahme eines Landes nach gewissen *mathematischen Regeln* verfahren soll, und daß man, indem man diese Regeln genau befolgte, schon viele Länder richtig und gehörig aufgenommen hat. Wenn es nun irgend einem unwissenden Adepten einfiele, diese Regeln als etwas ganz Ueberflüssiges zu vernachläßigen, und das ganze Land nur so nach seinem beyläufigen Ueberschlage, à vue, aufzunehmen, und wenn er am Ende, wie jeder Sachkundige schon am Anfange erwartete, nichts herausbringt, und wenn nach ihm ein Zweyter, Dritter denselben Weg zieht, und an derselben Klippe scheitert — was soll man von demjenigen sagen, der schon hunderte von solchen Vorgängern hat, und doch wohlgemuth wieder dieselbe Straße zieht? Das Unglück so vieler wirkt auf ihn so wenig, als das Glück der anderen, die alle, jenen Regeln folgend, gute Karten zu Stande brachten, während jene schon gleich im Anfange ihrer Unternehmung sich verwirren, und nichts zu Tage fördern können. Ganz eben so geht es auch diesen Gründern von Witwenversorgungsanstalten. Sie haben längst gehört, daß auch diese Institute nach bestimmten mathematischen Regeln entworfen werden müssen, wenn sie dauern sollen: sie wissen auch, daß bereits viele nach diesen Regeln entworfen worden sind, die jetzt noch, funfzig und hundert Jahre nach ihrer Gründung, wohl gedeihen, und allgemein als gut bekannt und

aufgesucht werden; sie sehen ferner nicht eine oder einige, sondern sehr viele solcher Anstalten, die nicht nach diesen Regeln, sondern nur so auf Gerade wohl, nach ihren beyläufigen Ueberschlägen, verfaßt worden sind, und die alle durch die Fehler ihrer ersten Einrichtung entweder schon zu Grunde gegangen sind, oder doch, wie ihr sieches Leben auf den ersten Blick verkündet, in den nächsten Jahren unvermeidlich zu Grunde gehen müssen — aber alles dieses kann sie nicht bewegen, jene Regeln zu erlernen oder diese Fehler zu vermeiden. Sie stürzen sich muthwillig in die Tiefe, in welcher schon so viele ihrer Vorgänger zu Grunde gegangen sind, und ziehen leider, denn an ihnen selbst wäre wenig verloren, Tausende von Unschuldigen mit sich in dieselbe Grube. Die Aeußerung eines dieser heillosen Stifter verdient ihrer hoffentlich nur selten wiederkommenden Sonderbarkeit wegen hier aufbehalten zu werden. Sie findet sich in P. Krammers Werke: »Ueber die Witwenanstalten,« Brünn, bey Traßler, 1824. Nachdem ihm gerechte Vorwürfe gemacht worden waren, daß er bey der Gründung seiner Anstalt weder die unglücklichen Erfahrungen, welche andere Anstalten darboten, gekannt, noch selbst die Schriften, welche bisher über diesen wichtigen Gegenstand erschienen sind, gelesen zu haben scheine, antwortet er S. 88: »Daß diese Erfahrungen absichtlich nicht be»nützt, und diese Schriften absichtlich nicht von ihm gelesen wur»den, weil einem nach solchen Vorschriften gegründeten Institute, »wegen den hohen Leistungen, Niemand beytreten würde; deß»wegen habe ich geglaubt, ein anderes System, als in der Vor»zeit, aufstellen zu müssen, überzeugt, daß eigene Erfahrung »seiner Zeit schon von selbst zu den besten Hülfsmitteln führen »werde.« — Je genauer man diese Aeußerung untersucht, desto näher findet man sie an das Unglaubliche oder an das Entsetzliche grenzen. Und einem solchen Manne wurde das Schicksal von dreytausend von ihren Versorgern verlassenen, unglücklichen Familien anvertraut.

Es wird bey der gegenwärtigen Lage dieses für uns alle sehr wichtigen Gegenstandes, da er das Schicksal so vieler der rechtlichsten Familien des Landes unmittelbar angeht, zweckmäßig seyn, hier einige Bemerkungen kurz zusammen zu stellen, denen unser Verfasser sowohl, als auch beynahe alle seine Vorgänger im Inlande nicht die Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheinen, die sie verdienen.

Richtige Berechnung der Verhältnisse der Pensionen zu den Beyträgen der Mitglieder ist allerdings eines der ersten Erfordernisse einer guten Witwenanstalt. Obschon aber die meisten der sogenannten Gründer, bey uns wenigstens, von diesen Rech-

nungen, die allerdings etwas umständlich sind, keine Kenntniß zu haben scheinen, so können sie sich doch dasjenige, was sie eigentlich brauchen, auch ohne diese Kenntnisse verschaffen. Die Mathematiker haben nämlich bereits sehr bequeme Tafeln berechnet, aus welchen man nach einem Zinsfuß von 3, 4, 5 pr. C. für jeden gegebenen Beytrag, er mag nun in Antrittsgeldern oder in jährlichen Zahlungen bestehen, die diesem Beytrage entsprechende wahre Pension sehr leicht, durch eine einfache Division, finden kann Diese Tafeln müssen also zu Grunde gelegt werden. Man findet solche Tabellen, von unserem um diesen Gegenstand hochverdienten Herrn von Weber auf das sorgfältigste berechnet, in Littrow's Anleitung zur Berechnung der Lebensrenten, Wien 1829, bey Heubner, wo auch der Gebrauch derselben umständlich und auf eine für Jedermann faßliche Weise beygefügt ist. Man lasse sich von dem Geschwätze unberufener Adepten nicht irre machen, welche diese Tafeln gern verschreyen möchten, um dafür ihre eigene, schlechte Waare anzubringen. Sie sind ganz gewiß so genau, als man zu diesem Zwecke nur immer nöthig hat, und viel genauer, als alle jene, welche jene Experimentenmacher, mit fremdem Gelde bisher vorzubringen im Stande waren.

Sobald einmal diese Tafeln angenommen, und der Einrichtung der Anstalt zu Grunde gelegt sind, so hören gleichsam von selbst eine große Menge von Fehlern auf, in die man bisher nur zu oft verfallen ist, und in die man jetzt nicht mehr verfallen kann, da diese Tafeln selbst allen Weg dazu versperren. Denn wer den wahren Sinn dieser Tabellen versteht, wird einsehen, daß die in ihnen enthaltenen Pensionen sich bloß auf die Frau beziehen, welche der Mann bey seinem Eintritte in das Institut mit sich brachte, und keineswegs auf irgend eine zweyte oder dritte Frau, mit welcher er nach dem Tode der ersten sich etwa noch zu verbinden für gut finden möchte, eben so wenig, als auf die Waisen, welche eine dieser Frauen nach ihrem Tode noch zurücklassen möchte. Diese Tafeln gehören nämlich für Witwenanstalten, und nicht für Waiseninstitute. Diese letzteren haben ihre eigenen Tafeln, und dürfen daher mit Witweninstituten auf keine Weise vermischt werden. Es mag allerdings sehr wünschenswerth seyn, auch seine Kinder versorgt zu wissen, wenn man selbst nicht mehr für sie sorgen kann; allein dieses muß, wie gesagt, zu Waisenanstalten gezählt werden, von welchen hier nicht die Rede ist. Beyde Fehler, die Aufnahme der ferneren Ehen und die Versorgung der Waisen, finden sich in allen unsern Witweninstituten, und sie sind eine von den wichtigsten Ursachen des schnellen Verfalls, den wir leider auch an allen bemerken. Diese Erweiterung der

Pensionen auf die folgenden Frauen desselben Mannes ist ein wahres monströses Unding, da sich ein auf diese Weise eingerichtetes Institut ganz und gar nicht mehr berechnen läßt, weil man doch nicht wissen kann, wie viele Frauen und von welchem Alter sie jedes Mitglied noch nehmen wird. Wenn der bereits oben angeführte Gründer einer unserer größten Anstalten, indem er vorzüglich dieses Prinzip der ferneren Ehen einführte, glaubte, ein neues und besseres System, als das der Vorzeit, wie er sich ausdrückt, aufstellen zu müssen, so ist er darin sehr im Irrthume. Denn dieses Prinzip ist weder gut noch neu. Es ist nicht gut, weil es unmittelbar zum Untergange der Gesellschaft führt und führen muß, und es ist nicht neu, weil es, anderer nicht zu erwähnen, schon in den beyden Witwenanstalten in Kassel und in Bremen, die vor etwa funfzig Jahren zu Grunde gegangen sind, oder doch eine totale Umwälzung erleiden mußten, angewendet worden ist. Der berühmte Senator J. Kritter beklagt sich schon darüber in seinem Werke: Auflösung der wichtigsten Fragen ꝛc. Göttingen, bey Vandenhoek, 1768, indem er sagt: »Wie die Kassel'sche Witwenkasse zu Grunde gegangen ist, so wird auch, und aus derselben Ursache, die Bremer kein besseres Schicksal haben. Aber die meisten Mitglieder derselben wollen sich nicht rathen lassen, und denken nur auf ihr besonderes Interesse. Damit sie nämlich, wenn ihre Frauen vor ihnen sterben, nichts verlieren mögen, so ist von ihnen weislich verfügt: wenn ein Mitglied in seinem Alter Witwer wird, und zu seiner Pflege eine junge Frau heiratet, so darf er nur fortfahren, seinen jährlichen Beytrag zu bezahlen, um auch seiner zweyten Frau, selbst wenn sie vierzig Jahre jünger, als er ist, die ganze Pension zu versichern. Ja man studiert jetzt darauf, und hat auch bereits von Seite der Administration den gewiß allen angenehmen Vorschlag gethan, daß, wenn ein Witwer eine Pensionswitwe heiratet, dieser, wenn sie zum zweyten Male Witwe werden sollte, beyde Pensionen ihrer zwey Männer ausgezahlt werden sollen. Wie ist es aber möglich, daß eine solche Einrichtung in die Länge bestehen könne?«

Wenn man sich ferner an die oben erwähnten Tafeln hält, so fallen die großen, aber leeren Versprechungen von selbst weg, mit denen bisher unsere Gründer entweder sich selbst getäuscht haben, oder das Publikum täuschen und es ins Unglück locken wollten. Auch unser Verf hat sich von diesem Vorwurfe nicht frey zu halten gewußt. Denn nebst den selbstgefälligen Anpreisungen seiner Projekte, von welchen alle Seiten seines Werkes wiederhallen, räth er selbst S. 10, »besonders die jüngeren Individuen durch ihnen vorzüglich günstige Bedingungen anzu-

locken,« weil er von diesen die größten Vortheile für sein neues Institut erwartet. Allein er täuscht sich sehr in dieser ganz ungegründeten Voraussetzung. Denn nach den oben angeführten drey kleinen Tabellen sind es gerade diese jüngeren Mitglieder, welche bey der getroffenen Einrichtung des Instituts demselben den größten Schaden bringen. Der Verf. hätte daher, wenn er seinen Gegenstand verstanden, und seinen Vortheil gekannt hätte, gerade das Gegentheil vorschlagen, und die jüngeren Mitglieder in Nachtheil setzen sollen.

Die Maxime der meisten unserer sogenannten Gründer, nur recht bald eine große Anzahl von Mitgliedern zusammen zu bringen, muß als völlig zweckwidrig verworfen werden. Sie leben in dem Wahne, daß eine sich immer rasch rekrutirende Gesellschaft dieser Art nie zu Grunde gehen könne. Allein, wenn diese Gesellschaft schlecht eingerichtet, d. h. irrig berechnet ist, so wird eine große Anzahl von Mitgliedern keine andere Folge haben, als daß sie auch die Anzahl der irregeführten Unglücklichen vergrößert, daß das Uebel nur desto größer wird, weil es jetzt auf so vielen, und doch immer noch mit gleicher Schwere auf dem Einzelnen lastet. »So lange,« sagt Kritter in dem oben angeführten Werke, »so lange scheint es freylich gut zu gehen, als man noch eine Menge neuer Mitglieder bekommen kann, die frisches Antrittsgeld bringen, wovon man allenfalls die übertriebenen Pensionen bezahlen kann: aber wie wird es am Ende ablaufen, wenn die Witwen der ersten Mitglieder die Gelder der später nachgekommenen verzehrt haben werden, und wenn die Witwen dieser letzten nichts, oder doch nur sehr wenig mehr erhalten können?« — So wünschenswerth also auch eine große Anzahl von Mitgliedern seyn mag, so ist sie doch nicht die Hauptsache. Diese besteht immer in einer richtigen Berechnung der Pensionen, im Verhältniß zu den Leistungen der Mitglieder, und wo diese Pensionen, wie bey allen unsern Instituten, zu groß sind, da wird das Institut, wie es Kritter nennt, eine societas leonina, wo die ersten Witwen alles und die letzten nichts erhalten, und wo die später hinzukommenden Mitglieder bloß zahlen, um die Witwen der älteren Mitglieder zu versorgen, während die Pensionen der eigenen Witwen, wenn sie überhaupt noch etwas betragen, nicht mehr zu der Versorgung derselben hinreichen. »Das ganze Unglück aller unserer Witwenanstalten,« setzt derselbe hinzu, »kömmt daher, daß man den, den meisten allerdings sehr unangenehmen Satz nicht glauben will, daß endlich die Zahl der Witwen auch in einer beständig sich erneuernden Gesellschaft so hoch steigen muß, daß wenigstens immer zwey Ehe-

männer Eine Witwe gegen sich haben, wobey die andere nothwendig zu Grunde gehen muß.«

Zu beklagen ist, daß bey der Unkenntniß der Gründer die Fehler ihrer Vorschläge gewöhnlich erst dann auch für sie sichtbar hervortreten, wenn der Schade des Instituts schon recht groß, und die Verwirrung desselben allgemein ist. Selbst geschicktere Hände werden dann nur schwer wieder Ordnung in das Chaos bringen. Aber was soll man von ihnen erwarten? Ihr erstes Feldgeschrey, wenn die Noth heranrückt, ist Zuzahlung, um Vermehrung der Beyträge. Allein diese Nachschüsse werden eben so wenig, als die ersten Leistungen, berechnet, sondern wieder nur nach Ueberschlägen, auf Geradewohl bestimmt. Nur zu bald bemerkt man, daß es auch mit diesen sogenannten Verbesserungen nicht recht gehen will, und nun kommen neue hinzu, bis am Ende die Verwirrung so groß wird, daß man an ihrer Auflösung verzweifeln muß, und nun stürzt der Strom, nachdem er seinen Damm durchbrochen hat, unaufhaltsam fort, und zerstört die ganze Anlage, die man noch vor Kurzem als für die Ewigkeit errichtet angepriesen hat.

Dieses klägliche Ende schienen die meisten dieser Gründer in einem dunklen Vorgefühle erwartet zu haben, da sie sich gewöhnlich alle durch jene mystischen Vorbehalte zu sichern pflegen, nach welchen die Vorsteher der Anstalt, ohne oder mit einer bloß scheinbaren Beystimmung der Mitglieder, Aenderungen in den Statuten treffen, Erhöhungen der Einlagen, verbindliche Provisorien u. dgl. ausschreiben können. Allein wer schon gleich anfangs auf solche Mittel und Auswege denken muß, ist seiner Sache nicht sicher, und versteht sein Handwerk nicht. Von ihm läßt sich beynahe mit Gewißheit voraussagen, daß er diese Nothbehelfe, durch die er sich zu sichern sucht, auch bald zu ergreifen gezwungen seyn wird. Aber diese Nothschüsse führen nur selten zu dem gewünschten Ziele, vielmehr sind sie gewöhnlich die sicheren Vorboten des Untergangs der ganzen Gesellschaft, die Vorläufer der Auflösung der Anstalt, weil sie verkündigen, daß es dem Institute an der Rechnung, d. h. an der Basis, fehlt, ohne welche keine Anstalt dieser Art bestehen kann.

Diese Leute fühlen ihre Schwäche nur zu wohl, wenn sie gleich oft erst durch eigene herbe Erfahrungen zu diesem Gefühle gebracht werden, und sie suchen daher die schwache Seite ihrer Arbeit so lange als möglich zu verbergen, wodurch aber das Uebel immer ärger wird, da es, wie ein anfangs vernachläßigtes oder verheimlichtes Feuer, nur zu schnell um sich greift. Sie fliehen die Oeffentlichkeit, weil sie Tadel besorgen, und weil sie sich bewußt sind, daß sie ihn verdienen. Allein wenn sie ihren wahren Vor-

theil erkennten, und wenn sie es in der That redlich mit ihren Kommittenten meinten, so würden sie alle ihre Pläne und Einrichtungen, noch vor der Ausführung derselben, dem öffentlichen Urtheile zur Prüfung vorlegen, und jeden guten Rath eines sachkundigen Mannes mit Dank annehmen. Wenn auch dann noch einige Mängel zurückbleiben sollten, so würden sie sich sagen, daß dieß bey allen Menschenwerken der Fall ist, die ihrer Natur nach immer unvollkommen sind, aber in der Ueberzeugung, daß bey ihrem Werke wenigstens der größte Theil gut ist, werden sie jeden Beytrag zur weitern Verbesserung desselben, selbst wenn er einen gerechten Tadel enthält, gern aufnehmen, und dadurch sich in dem Vertrauen der Gesellschaft nicht nur nicht schaden, sondern vielmehr noch inniger befestigen. Ganz anders aber verhält sich die Lage jener schwachen und an allen ihren Seiten verwundbaren Menschen, deren Werk durchaus keine nähere Beleuchtung verträgt, und die gerade nur noch so viel Verstand haben, einzusehen, daß ihre ganze Arbeit unverständig angelegt und ausgeführt worden ist. Sie vertragen keinen Rath, weil er für sie nur Tadel seyn kann; sie wollen kein fremdes Urtheil, weil sie sich längst schon selbst verurtheilt haben, und öffentliche Belehrung vollends ist ihnen in der Seele zuwider, weil sie ihnen gleichbedeutend mit der öffentlichen Strafe ist, die sie so sehr fürchten, eben weil sie sie so sehr verdienen. »Ich bin der Ueberzeugung,« sagt Krammer in der oben angeführten Schrift, »daß es nützlich und heilsam ist, wenn alles Gute, was besteht, öffentlich zur Sprache gebracht, von allen Seiten beleuchtet, und dadurch zur Wirksamkeit befördert wird. Vorzüglich aber ist dieses bey allen jenen Privatanstalten der Fall, die unter dem Namen der Witwen- und Waisen-Institute bekannt sind, weil gut eingerichtete Anstalten dieser Art für die ganze menschliche Gesellschaft gar sehr zu wünschen wären, und es daher die Sache eines jeden Menschenfreundes seyn muß, nach Kräften beyzutragen, damit dieser wichtige Gegenstand erörtert, die Ansichten berichtiget, und dadurch die Möglichkeit herbeygeführt werde, daß bey den schon bestehenden ähnlichen Anstalten alles Mangelhafte recht bald zur Sprache komme, und in Zweckmäßiges übergehe.«

Und die eigentliche Ursache alles des Unglücks, das bisher durch diese sogenannten wohlthätigen Privatanstalten über so viel Tausende der rechtlichsten Familien gekommen ist? — Sie liegt 1) in der Unwissenheit derjenigen, die sich als Gründer derselben aufwerfen, ohne die ersten Elemente ihres Gegenstandes zu verstehen. Sie liegt 2) in dem selbstsüchtigen Stolze dieser Leute, die alles besser zu verstehen glauben, und jeden guten

Rath sogleich für einen Tadel und für einen Eingriff in ihre Rechte halten. Sie liegt 3) in der falschen Scham, die ihren begangenen Fehler nicht gestehen, sondern ihn so lange verdecken und verbergen will, bis das Uebel eine Höhe erreicht, wo Niemand mehr helfen kann; und sie liegt endlich 4) nur zu oft auch in dem kleinlichen Eigennutze der Gründer und derer, welchen die Verwaltung der Geschäfte übergeben ist, die bey übrigens vielleicht recht wohlmeinenden Absichten für die anderen, doch vor allem sich selbst im Auge haben, und durch Vorbehalte, durch Provisorien, durch parteyische Begünstigungen der älteren Mitglieder zum Nachtheile der Nachkommenden den Grund zu dem künftigen Ruine des Ganzen legen. Uebrigens sind diese Klagen schon alt, und auch bey anderen Privatanstalten dieser Art schon so oft vorgekommen, daß sie wohl auch künftig nicht ganz ausbleiben werden. »Die meisten Herren Vorsteher unserer Bremer Gesellschaft,« sagt Kritter in der oben angeführten Schrift schon im J. 1768, »haben entweder nicht die Zeit, oder »nicht den Willen, oder nicht die Kraft, die Sache näher zu untersuchen, und da es in unserem Ausschusse bloß auf die Mehrheit »der Stimmen, nicht auf ihr Gewicht ankömmt, so kann man »leicht erachten, was für heilsame Dinge alsdann zum Vorscheine »kommen werden, wenn die meisten Mitglieder nur diese zwey »Prinzipien kennen wollen: so wenig, als möglich, zu geben, »und so viel, als möglich, zu nehmen.« — Ganz eben so, wie es vor sechzig Jahren ging, geht es auch jetzt, und wird, so lange die Menschen ihre Natur nicht ändern, wahrscheinlich immer gehen.

J. J. Littrow.

Art. VI. 1) *Numancia destruida.* Tragedia. Por Don Ignacio Lopez de Ayala, Catedrático de Poética en los Reales Estadios desta Corte. En Madrid Año de 1793.

2) *Pelayo.* Tragedia en cinco Actos. Por Don Manuel Josef Quintana. En Madrid 1805.

3) *Los tres Iguales.* Comedia en 3 Actos. Por Don I. d. B. 1828.

Die spanische Literatur war uns Deutschen eine Zeitlang in der That sprüchwörtlich fremd geworden, ausgenommen den sinnreichen Junker Don Quixote de la Mancha, der doch aber auch, so gänzlich vereinsamt dastehend, nur sehr unvollkommen verstanden ward. Es war, als hätte man aus einem reichgruppirten Gemälde eine einzelne Figur ausgeschnitten, und sie nun so zusammenhanglos auf eine weiße Leinwand hingelegt, oder vielmehr auf ein mit zusammengewürfelten Gegenständen

angefülltes Quodlibet. Wohl gehörte alle dem Hidalgo Ingenioso inwohnende Kraft dazu, auch wohl zugleich sein im Auslande, vorzüglich in Frankreich, glänzend begründeter Ruf, um unter so ungünstigen Verhältnissen Glück bey uns zu machen. Die tief ernste Bedeutsamkeit, jedoch unter des Scherzes bunter Oberfläche, wie auch die historisch edle Begründung des Bildes in spanischer Geschichte und Ritterlichkeit konnte erst da hervortreten, als ausgezeichnete Geister — von Herder an bis zu der sogenannten neu-poetischen Schule unter den Schlegel's und Tiek — die reiche Romantik Spaniens im eigenthümlichen Lichte vor den Anfangs ungläubig, bald jedoch beyfällig staunenden Augen des deutschen Publikums heraufbeschworen.

Seit dieser Zeit ist der große Cervantes mit dem tiefen Ernste, welcher eigentlich den Grundzug seines edlen, kampf- und leidenvollen Lebens bildet, in unsere Seelen gedrungen, und der gaukelnde Scherz, wie er um den irrenden Ritter von La Mancha hinschwebt, — mit dem Dichter (A. W. von Schlegel) zu reden —

»— — als huldigender Bote,
Und schüttelt schelmisch seine Schellenkappen!«

erscheint uns auf dem feyerlichen, mitunter beynahe dunklen Grunde des Gemäldes erst in seinem vollen Lichte und in seiner bedeutsamen Gemüthlichkeit.

Calderon's phantastische Zaubergärten haben uns ihre goldenen Pforten erschlossen, und ob darin auch die ganze Welt — nicht das Entfernteste an Raum und Zeit ausgenommen — kastilisch reden und denken und fühlen muß, und erscheinen in kastilischer Tracht und nach kastilischer Sitte, — der Adel der Gesinnung ist so rein, die Blüthe der Sprache so reich, der Scherz so harmloswitzig und die Richtung des Geistes so erhaben, daß wohl Niemand diese Feenhaine unbefriedigt verläßt, ja unbezaubert, wie man in gewisser Hinsicht sonder alle Hyperbel sagen mag.

Auch Lopez de Vega, Moreto und einige andere Spanier der früheren Zeit haben sich mit Erfolg in unsere Bühnen- und Lesewelt Bahn gemacht, während noch viele unbenutzt reiche Schätze von dort herüber sich dem Uebersetzer und Bearbeiter darbieten.

Auch die altspanische Romanzenwelt, diese ursprünglichste Blüthe aller Poesie der Pyrenäenhalbinsel, gewürzt mit arabischen Düften und durchspielt von arabischen Lichtfunken, hat Zugang nach Deutschland gefunden, und entfaltet sich bey uns bald in Uebertragungen, bald in Nachbildungen mannigfaltig und zahlreich. — Dagegen ist uns die neuere und neueste poetische Litera-

tur Spaniens, seit etwa Cervantes Zeiten her, noch immer fremd. Wir haben uns mit der Vermuthung begnügt oder begnügen müssen, die akademische Form der französischen Redekunst seit Ludwig des Vierzehnten Tagen her — denn Poesie möchte wohl dergleichen (ob zwar den Genius Racine's und einiger andern echten Dichter an sich in allen Ehren gehalten!) nur kaum zu benennen seyn, — sey beschränkend, ja erstickend auf die spanische Bildung mit eingefallen, und man dürfe aus dem Lande so vieler ritterlicher Liebeskämpfe und galant-heroischer Anschauungen eben neuerdings nichts Außergewöhnliches für den Parnaß mehr erwarten.

Ein günstiges Zusammentreffen von Umständen hat den gegenwärtigen Berichterstatter in den Stand gesetzt, aus drey unterschiedlichen Epochen folgende Nachrichten von spanischen Poesieen mitzutheilen, und somit zum Ausfüllen einer Lücke mitzuwirken, die am wenigsten zwischen so geist- und sinnverwandten Nationen, als die spanische und deutsche, Statt finden sollte.

Das älteste unter den drey hier zu beachtenden Gedichten, die zerstörte Numancia, tritt zu einem Wettstreit mit der auch in Deutschland durch eine Uebersetzung bekannt gewordenen Numancia des großen Cervantes in die Schranken. Auffallend ist es dabey, daß weder die Zueignung an den spanischen General, Grafen Aranda, von patriotischer Begeisterung warm, noch der historisch erläuternde Vorbericht das Mindeste von jenem berühmten Nebenbuhler erwähnt, obgleich der Dichter, Ignacio Lopez de Ayala, um so gewisser mit der Tragödie des Cervantes bekannt seyn mußte, als er einen poetischen Lehrstuhl zu Madrid verwaltete. Ueberhaupt sollte man bey jedem Spanier von Bildung wohl voraussetzen, ein so vaterländischer Gegenstand, durch einen Hauptheros lustiger Poesie besungen, habe sein Herz und seine Phantasie gewaltig angezogen. Vielleicht schwieg unser Don Lopez Ayala hier von dem großen Cervantes, weil er ihm für seine Numancia nur sehr bedingterweise hätte Lorbeern darbieten können. In der That hat sich die dramatische Muse dem Dichter des Don Quixote und des Persiles weit minder günstig bezeigt, als die epische und lyrische. Der kriegerisch-edle Sinn desselben, durch manche erhabene Lebensanschauung ausgebildet und gesteigert, hat zwar herrliche Lichter auf den furchtbar tragischen Stoff des numantinischen Opfertodes gestreut, aber außer manch störender Mangelhaftigkeit in der Form geben auch die allegorischen Gestalten dem Ganzen ein seltsam-starres, man möchte sagen steinernes Ansehen, und die Absicht, im Scipio das Muster eines Feldherrn darzustellen, leuchtet dergestalt verstandesdeutlich

herdurch, daß der Held bisweilen unumwunden mit der Nutzanwendung herausrückt: »Seht, so muß man es machen, und ich exerziere als Flügelmann erster Größe vor.« — Ueberflüssig also war durch Cervantes Bearbeitung die des Lopez Ayala keineswegs geworden, wie das denn bey großen historischen Stoffen überhaupt wohl nun und nimmermehr der Fall seyn dürfte, und unter gegebenen Umständen eine Ilias post Homerum allerdings denkbar bliebe. Gewissermaßen haben die griechischen Tragiker schon parziell eine solche geliefert, und unser großes Nibelungenlied hat durch das Wiederemporsteigen älterer, gleichfalls trefflicher Nordlandslieder, dieselbe erhabene Schicksalsverflechtung besingend, nichts an seinem Werthe verloren, eben so wenig, als durch des Nibelungenliedes Entdeckung das derbhumoristische Volksbuch vom gehörnten Siegfried jemals überflüssig werden kann.

Auf jede Weise aber mag sich die Numancia des Lopez Ayala der Numancia des Cervantes zum rühmlichen Wettkampfe stellen, wenn gleich des alten Meisters wohllautende Oktaven und eingemischte gereimte Trochäen ein bedeutendes Uebergewicht in seine Schale legen wider die zwölfsylbigen reimlosen Jamben Ayala's. Man sieht: hier herrscht die moderne Kunstansicht vor, den Klang der Tragödiensprache mehr der Wirklichkeit zu nähern, als dem musikalischen Schwunge der poetischen Begeisterung. Dennoch weiß Lopez Ayala sich gar wohl auf dem tragischen Kothurn zu behaupten, und die Gewandtheit seiner Rede gibt kund, wie es weder Ungeübtheit noch Bequemlichkeitsliebe ist, welche ihn auf den Schmuck des Reimes Verzicht leisten hieß.

Dagegen hat er sich es freylich mit der von ihm als wo nicht nothwendig, doch mindestens lobenswerth anerkannten Einheit des Ortes auf eine etwas seltsamliche Weise bequem gemacht. Die Schilderung des Schauplatzes heißt zu deutsch folgendergestalt:

»Geräumiges Theater. Im Hintergrunde ein vorspringender Tempel; vor demselben die Bildsäule des spanischen Schutzgottes Endovelico, eine Lanze in seiner Rechten, ein Schild an seiner Linken; zu seinen Füßen ein angezündeter Altar. — Zur Rechten der Bühne das Lager und die Verschanzungen der Römer. — Zur Linken Grabmäler, die sich pyramidalisch erheben. — Weiterhin ein Baum. — Die Scene bleibt unverändert«

Diese Beobachtung der Aristotelischen Regel fällt nun freylich nicht eben schwer, wenn man ein Berennungslager und die berannte Stadt auf der Bühne zusammenzieht. Leichter noch fiele sie, zöge man ganz Europa darin zusammen, oder Afrika mit,

oder auf einmal den ganzen Erdenrund. Aber das Lächeln, welches uns dieser geräumige Ausweg ablocken mag, verschwindet bald, ergreift man die tiefsinnige Kraft dieser Dichtung, indem man sich selbst von ihr ergreifen läßt.

Numancia, deren Belagerung Scipio, den ungezähmten Muth ihrer Bürger scheuend, in eine Umwallung verwandelt hat, beginnt der Hungersnoth zu erliegen, doch immer noch aufrecht erhalten durch eine Weissagung des Herkules, vierzehn Jahre lang werde die Heldenstadt mit Rom zu kämpfen haben, dann aber unsterblichen Ruhm gewinnen, wenn sie statt der Fessel das Schwert erwähle. Zugleich aber liegt auch darin die verborgenere Deutung, Numancia's Glück beruhe darauf, daß es nur allein sich selbst, nimmermehr fremder Hülfe vertraue.

Diesen Theil der Prophezeyung aus den Augen lassend, wähnt Olvia, die kriegerisch-schöne Tochter Megara's, des Regenten der Numancier, wenn sie die ihr kund gewordene Neigung des afrikanischen Königs Jugurtha — Rom's Bundesgenossen in Scipio's Heer — begünstige, werde sie durch seinen ihr angebotenen Uebertritt die bedrängte Vaterstadt erretten, da nun eben jetzt der bedeutungsvolle Zeitraum der vierzehn Jahre seinem Ablaufe nahe sey. Ihr Gespräch darüber mit ihrem Geliebten, dem jugendlichen Numantiner Helden Aluro, finde hier in der Uebersetzung eine Stelle:

Olvia.

Du sollst entscheiden. Ich beschließe nichts.
Dein ist mein Herz. Rett' ich das Vaterland?
Verschmäh' ich den Jugurtha?

Aluro.

O wie grimmig
Zerpreßt mich Unglücksel'gen das Geschick!

Olvia.

Was soll ich thun, Numantier? Weis' ich ab ihn?
Erwiedr' ich seine Liebe? Laß ich von dir?
Soll ich den Afrikaner lieben? Soll
Deinthalb das Vaterland in Trümmer brechen?

Aluro.

So soll ein Feind, ein Fremdling, ein Barbar
Aluro's holdes Liebesglück zerstören?
Wohin soll ich mich wenden? Meine Qual
Beende du, beschwicht'ge mein Entsetzen.

Olvia.

Die Heimat, oder meine Hand.

Aluro.

Entsetzlich,
Olvia verlieren, oder meine Heimat!

Olvia.

Numancia fällt.

Aluro.
Verfalle eh' mein Leben.
Olvia.
So laß von meiner Liebe.
Aluro.
Wie vermag ich's.
Olvia.
Hinweg denn mit Jugurtha!
Aluro.
Echtes Wort!
Hinweg mit ihm.
Olvia.
Aluro's Liebe siege!
In ihrem Sieg' find' unser Volk den Tod.
Aluro.
Nein, Olvia, nimmermehr!
Olvia.
Es drängt die Zeit.
Aluro.
Du kennst die Liebe nicht, nicht deine Schönheit,
Und nicht die Glut, die mich für dich entflammt.
Olvia.
Was wählest du?
Aluro.
Den Tod. Mit diesem Stahl —
Fahr' wohl! — beend' ich alle meine Schmerzen.
Olvia.
Aluro, bleib! Du willst. Verblendeter,
Den eignen Ruhm dir schmähn?
Aluro.
Unmenschliche,
So gönnst du mir zum Troste nicht den Tod?
Olvia.
Nein. Ganz gehörst du unserm Vaterland.

Aluro willigt in Olvia's Opfer, und eben dadurch — nicht etwa vermöge einer Treulosigkeit Jugurtha's, sondern in einer nächtlichen Kampfesverwilderung, entstanden aus der so mannigfach zusammengewirrten Stellung — geht den Numantiern die letzte Siegeshoffnung, durch eigene Kraft bereits emporleuchtend, plötzlich und völlig unter.

Die Hungersnoth und alles dadurch gräßlich Herbeygeführte ist mit so edler poetischer Kraft dargestellt, als sie ein solcher, in sich wohl überhaupt allzu abstoßender Moment der menschlichen Erniedrigung unter das thierische Naturgesetz irgend zulassen will. Bey dem in dieser Hinsicht ungünstigen Gegenstande hat mindestens der Dichter den Trost, auch darin nicht hinter seinem großen Nebenmanne Cervantes zurückgeblieben zu seyn. Und das ist allerdings viel. Mehr aber noch ist es, daß sein Scipio sich um vieles lebendiger und wahrhafter gestaltet, obgleich

ihm nur einige Blätter des Gedichtes eingeräumt wurden; — oder vielleicht auch eben darum.

Am Schlusse der Dichtung, während Numancia voll unerschütterlicher Festigkeit in selbstgewählten Flammen untergeht, läßt Don Lopez Ayala seinen Scipio folgendes Heldenzeugniß, mit Bezug auf seine eigenen früheren Siegerthaten, ablegen:

»Karthago fiel vor röm'scher Tapferkeit;
Numancia vor sich selbst, und ihr Zertrümmern
Weckt Herrlichkeit für Spanien, Schmach für Rom.
Entzweyte Spanier, hättet ihr zumal
Gemeinsam euch Numancia's Kraft verbündet,
Wohl hätte, wie jetzt Rom ob Spanien herrscht,
Ob Rom sieghaft geherrscht der Spanier Muth.

Einen ähnlichen Aufschwung erhaben kühner Prophezeyung für nationale Kraft bey vorausgesetzter Einigkeit, der allerdings unbillig vorherrschenden Roma gegenüber, finden wir Deutsche mannigfach in unsers großen Klopstock Dichtungen, namentlich in seinen drey Bardieten: Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod. Sollten dem Heldenvolke der iberischen Halbinsel ähnliche Ahnungsgebilde antirömischer Siegerkraft minder vergönnt seyn, als uns?

Die Forderung für den spanischen Dichter wird um so billiger, wenn wir erwägen, daß seine Dichtung im Jahre 1793 ans Licht trat, in einer Zeit, wo die spanischen Heerschaaren die Pyrenäenpässe gegen das schon damals übermächtig revolutionäre Frankreich mit einer Entschlossenheit und Gewandtheit vertheidigten, die nur deßhalb noch bis heute keinen militärischen Geschichtschreiber — allgemeine Umrisse abgerechnet — gefunden hat, weil vor überzähligen Massen und zerschmetternden Erfolgen andererseits, jene oftmal echt thermopylischen Kämpfe in allgemeiner Verwunderung keinen Raum zu der ihnen gebührenden Bewunderung zu gewinnen vermochten. Aber auch da wird der gute alte Spruch dereinst gelten: Mit der Zeit pflückt man Rosen! — eben so gut auch Lorbern.

* * *

Von einer weit mehr elegischen als sieghaften Ahnung angehaucht zeigt sich das zweyte der poetischen Werke, welche wir hier zu beachten haben: das Trauerspiel Pelayo. Schon seine Jahreszahl (1805) deutet darauf hin, daß auch hier in einem echten Dichtergeiste, also in einem echt vaterlandliebenden, — denn das ist im höheren Sinne offenbar Eins, wie schon die Antike es uns lehrt, — die Weltgeschichte sich tragisch abspiegeln

mußte. Dem edlen Dichter Don Manuel Josef Quintana steigt voll schmerzlich-schöner Begeisterung die Ahnung alles dessen auf, was Spanien bald nach der Erscheinung des heroischen Gedichtes im edlen Läuterungsfeuer für die Behauptung seiner rechtmäßigen Unabhängigkeit ehrenvoll erdulden sollte. Dasmal hat freylich die Zeit dafür gesorgt, daß kein Uebersehn großer und gesetzmäßiger Thaten zu befürchten stand, und der Pelayo wird also vermöge der Schönheit seiner Formen in seiner poetischen Prophetenkraft jedes europäische Herz ergreifen, bis zu welchem er etwa durch die Vermittlung eines treuen Uebersetzers zu reichen vermag.

Zugleich wird hier auf höchst geniale Weise, die vielleicht in sich etwas ungeniale, aber doch wirklich eine Zeitlang die moderne Literatur lebhaft beschäftigende Frage gelöst, ob der Held eines Trauerspiels ohne Verliebtheit interessant erscheinen könne. — Ohne Liebe? — Nun das ist freylich so absolut unmöglich, als ein Bestehen der ganzen Welt ohne Liebe. Aber weil man doch einmal in der Regel modernster Redensarten nur ausschließlich die Heiratslust mit der Benennung Liebe zu bezeichnen pflegt, werde hier bevorwortet, daß von *einer solchen* in dem Charakter unseres Pelayo keine Spur *vorkommt.* Er liebt nur Gott, Vaterland, Ehre, und die *ihm von höchster* Huld zur Vertheidigung anbefohlene Schwester.

Namentlich aber auch dieses letztere schöne Gefühl erfüllt ihn mit aller Heroenbegeisterung der Wehmuth und Kraft, welche einen großen Charakter zu großen Thaten begeistern mag, und legt ihm zugleich das Erdulden der schmerzlich-zartesten Leiden auf. Hormesinda nämlich, diese mit Aeltern- und Bruderliebe zugleich durch den edlen Pelayo umfaßte Schwester, hat sich in der Verlassenheit, der des Heldenbruders ritterliche Wagestücke sie überlassen mußten, der Liebe eines Araberfürsten ergeben, welcher auf ihre Fürbitte den bedrohten Christen ihres Heimatortes Gixon Leben und Freyheit erhielt. Pelayo, der Todtgewähnte, kommt aus den Gebirgen zurück, Vaterland und Schwester zu erretten. — Auf diese furchtbaren Gegensätze gründet sich der Seelenkampf unseres Pelayo, und mit einer Größe und Strenge wird er durchgeführt, die unsere edelste Theilnahme gewinnen muß. Eine Inhaltsanzeige würde zu wenig geben, in Bezug auf die großen, darin wechselseitig verflochtenen Interessen, unbescheiden viel auch zugleich vorwegnehmend denen, welche noch die Hoffnung haben, eines der größten spanischen Nationalgedichte kennen zu lernen: sey es in der Grundsprache oder in einer gelungenen Uebersetzung.

* * *

Eine solche Uebersetzung nun möchte aber vielleicht allzu bedeutende Schwierigkeiten finden für die dritte der hier zu besprechenden spanischen Dichtungen: Los tres Iguales.

Sie entstand zuvörderst, wie ihr angenehm geschriebener Vorbericht besagt, aus dem Zweifel eines edelgeselligen Kreises in Madrid, ob man wohl noch in den schönen und zierlich-kunstreichen Formen des Calderon, und in den eben dadurch umgrenzten Zaubergärten der alt-edlen spanischen Romantik ein Schauspiel dichten könne, den anderweitigen Anschauungen einer heutigen Zuschauerwelt entsprechend, ja auch daheim in den Kreisen und Sitten gegenwärtiger Geselligkeit.

Schwer möchte eine ähnliche Aufgabe in jeglichem andern Lande zu lösen stehn, vielleicht unmöglich, wegen der fast unermeßlichen Formenveränderung, womit die moderne Kultur während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts — wohl auch schon den Schluß des sechzehnten billig mit hinzugerechnet — unsere Geselligkeit und Häuslichkeit heimgesucht hat. Eine so bedeutende Verwandlung aller Aeußerlichkeiten aber dringt auch unerläßlich mit ins Innere ein, so daß der Dichter, welcher aus den edeltiefen Bronnen jener zerfallenen Burgen zu schöpfen gedenkt, bey uns Deutschen und den nächststehenden, ähnlich gebildeten Völkern vor allem seiner Gegenwart sich zu entäußern hat, wie es der Taucher mit seinen Alltagskleidern thun muß. Sonst bleiben ihm die Perlen und sonstigen geheimnißreichen Schätze einer großen untergesunkenen Vorwelt fremd.

Anders ist es damit in Spanien. Dieses wunderbare Halbinselvolk — wir können die so nahen dialektverwandten Portugiesen billig hier mit einrechnen — hat sich eine so lebendig fortgebildete Eigenthümlichkeit bewahrt, daß wir die Originale der Calderon'schen Gebilde, ja der alten phantastischen Romanzenwelt oftmal, in manch einem frisch lebendigen Iberier noch immer wieder antreffen, wenn wir uns nur einigermaßen auf die Kunst des geistigen Schatzfindens verstehen. Noch immer bilden dort Ehre, Galanterie, sprühende Heftigkeit und fein geregeltes Zartgefühl dermaßen die Grundakkorde alles innerlichen und äußerlichen Lebens, daß auch in der äußerlichen Abspieglung desselben keine wesentliche Veränderung Raum gewinnen konnte. Wer je des Vortheils genoß, näheren Umgang mit edlen Spaniern zu haben, wird ohne Zweifel dieses Urtheil aus voller Seele unterzeichnen.

Unsere tres Iguales bestätigen es ebenfalls. Sie sind in ihrer Gleichheit nicht etwa Drillinge, welche, wie in dem beliebten deutschen Lustspiele dieses Namens, durch ihre Körperähnlichkeit und Seelenähnlichkeit Anlaß zu lustigen Mißver-

ständnissen und Verwirrungen geben. Ihre Aehnlichkeit begrün-det sich nur in ihrem Geschicke. Ein junger Obrist, der ein Minneglück zum kecken Trotz gegen zwey Nebenbuhler im W[illegible] um zwey Damen zu verfolgen bemüht ist, bringt darüber, we-nigstens einstweilen, sich und die beyden Mitkämpfer um den er-sehnten Preis. Das ist die Gleichheit unter Dreyen, wonach die höchst belustigende und in den zierlichsten Versmaßen elegant ausgeführte Dichtung ihren Namen hat. Jener phantasiereiche Blütenhauch, jenes magische Liebesgeträum, jene ritterlich-zarte Grandezza, jene witzige und scharfsinnige Intriguendurchflechtung, einheimisch in Calderons Schauspielen de capa y espada — Schauspiele aus der großen Welt, wie wir es am allerdeutlich-sten übersetzen können — hat auch diese Tres Iguales reich durch-drungen und frisch belebt.

Nun gehört aber eben die kunstreich verflochtene Metrik der-gestalt mit zu dem Charakter des anmuthigen Ganzen, daß es sich in etwanigen reimlosen Jamben (oder wohl gar in Prosa aufgelöst) nur ausnehmen möchte, wie der Schattenriß eines Schmetterlings. Eine allerdings unerquickliche Erscheinung, der wir aber doch schon öfters in deutschen Bearbeitungen spanischer Schauspiele haben begegnen müssen, namentlich wo es sich um jene Comedias de capa y espada handelt. An Uebersetzern, die mit der kunstgeschmückten kastilischen Muse anmuthig zu rin-gen verstehen, fehlt es uns dabey nicht. Schon die Namen A. W. von Schlegel und Gries mögen an unserer Sprache Begabtheit für solche Wettkämpfe ermuthigend mahnen. Aber ein Publikum, seiner gewöhnlichen Lesebequemlichkeit zum Besten einer solchen Anschauung zu entsagen bereit, möchte schon um ein Beträchtliches schwieriger anzutreffen seyn. Und wenn wir nun vollends an die Schauspieler und Schauspielerinnen denken, fähig, eine solche metrische Aufgabe zu lösen, im Verein mit dem elegantesten Weltton der Gegenwart! — Daß wir solche Kunstheroinnen und Kunstheroen besitzen, weiß Recensent gar wohl, wenn gleich noch unlängst erst zwey der Ausgezeichnetsten auch in dieser Gattung uns durch einen frühzeitigen Tod entris-sen worden sind: Pius Wolf und Sophie Müller. Wo der Gartenboden so leuchtende Gebilde erzeugte, kann es an ähnlichen nicht fehlen, gegen alle fortraffenden Winterstürme zum freudigen Siegeskampf. Aber einzelne Glanzgestirne bilden noch kein Firmament. Und in der vorliegenden Gattung dürfte eben das Zusammenspiel (sogenanntes Ensemble) am allerwenig-sten fehlen, soll der heiter sinnvolle Effekt des Ganzen in seiner blühenden Zierlichkeit hervortreten. Zudem: die viel weiter von der ritterlich-galanten Vorwelt abgewichene Form unseres täg-

lichen Daseyns — diese Form an und für sich selbst in schuldiger Achtung gelassen — erschwert dem deutschen Schauspieler die Verschmelzung phantastischer Blüthenrede mit moderner Eleganz ungleich mehr, als dem Spanier. Wo das Ganze auf dem Fußgestell romantischer oder antiker Herrlichkeit leuchtet, läßt sich weit eher ein freudiges Fortziehen und Fortgezogenwerden der Mitspieler und Hörer durch einzelne treffliche Darsteller erwarten, als wo man gewissermaßen auf ebener Erde, gegenüber der wirklichen Zuschauerwelt, zu operiren hat. — Die tres Iguales also und Ihresgleichen werden wohl noch einstweilen nur den näher vertrauten Freunden der spanischen Literatur zugänglich bleiben. Pelayo könnte schon eher auf eine geräumigere und allgemeiner anerkannte Rennbahn hoffen. L. M. F.

Art. VII. Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller, von Dr. Wilhelm Ernst Weber, Professor, Direktor der Gelehrtenschule zu Bremen. Hannover, 1831. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 8. 321 S.

Wenn richtige, gesunde, kräftig und doch dabey mit Mäßigung ausgesprochene Erkenntniß, den Freunden der fortschreitenden Kultur und der Wahrheit zu jeder Zeit erwünscht waren, so müssen sie es ihnen in der gegenwärtigen um so mehr seyn, als jene Stimmen, welche einerseits von denen der Flachheit, andererseits von denen der Anmaßung, den lautesten unserer Zeit, überschrien werden, zu den seltensten gehören. Es ist die Pflicht der Kritik, gerade auf solche Werke aufmerksam zu machen, in welchen wir jene Eigenschaften finden, die richtigen Ansichten derselben möglichst zu verbreiten, und das allenfalls Unrichtige begründet zu widerlegen. Der Verfasser der obgenannten, zur Aesthetik gehörigen Vorlesungen steht in der Reihe der, durch Kenntniß und Wahrheitsliebe, um die Wissenschaft, über die er seine Bemerkungen mittheilt, Verdienten.

Das Werk enthält zwey Vorlesungen zur Beurtheilung Goethe's in Bezug auf Schiller, zwey über Goethe's Tasso, zwey sammt Anhang über Goethe's natürliche Tochter, einen über die Geschichte der Braut von Korinth, eine über den Wilhelm Tell von Schiller und drey über Leopold Schefers Novellen. Alle diese Vorlesungen wurden, der Angabe nach, vom Verfasser in den Jahren 1824 bis 1830 in den Museen in Frankfurt am Mayn und Bremen gehalten. Indem sie die allgemeinsten Interessen

der Wissenschaft und Kunst, und zugleich die Individualitäten zweyer der größten Priester derselben besprechen, erscheinen sie in doppelter Beziehung merkwürdig.

Die erste Vorlesung beginnt damit, daß der Verfasser gegen die Rangklassen eifert, und gegen die Oppositionen, die sich in unseren Tagen in der deutschen Literatur erhoben haben, um Goethe von dem Throne unserer Poesie herabzustoßen, und an seiner Statt Schiller hinaufzusetzen. Er macht anschaulich, wie eine Partey jener Ansichten von dem ganz unrichtigen Standpunkte ausging, der sie zur Behauptung brachte, als müsse die Poesie durchaus keinen anderen Wirkungskreis in der Seele des Menschen suchen, als den pädagogisch-moralischen. Er hat darin ganz Recht, daß die Dichtkunst an sich selbst eine sittliche That ist, in sofern sie von der Begeisterung durch ein Urbild des Schönen und Vortrefflichen ausgehend, in freyer Thätigkeit dem in der Erscheinung Rohen und Unzusammenhangenden, Beängstigenden der Sinnen- und Sittenwelt, Gestaltung, innere Nothwendigkeit, Adel der Idee mittheilt, und aus den unvollkommenen und gebrechlichen Ingredienzien der wesenheitlichen Schöpfung eine zweyte, höhere, harmonische, *wohlthätig* über den Schmerz des Lebens emportragende *hervorzaubert*. Auch darin, daß die Poesie nicht nothwendiger *Weise eine Dienerin* der Religion seyn müsse, sind wir der Meinung des Verfassers; doch müssen wir zwischen beyden ein innigeres und genaueres Verhältniß annehmen, als der Verfasser bemerken will. Bey der unmittelbaren Berührung zwischen schön und erhaben gehen wahrhaft dichterische Gefühle leicht und schnell in religiöse über, welche den Charakter der möglichst erhabenen tragen. Auch darin, daß die Dichtkunst, wenn sie auch nicht gerade jedesmal die Religion zu fördern braucht, nie ihr entgegenwirken darf, zeigt sich ein inniges Wechselverhältniß zwischen beyden. Die größten Dichter aller Zeiten wurden durch die Eigenthümlichkeit ihrer poetischen Natur zum Ausdrucke religiöser Ideen nothwendig gebracht, vom Heidenthum angefangen bis Klopstock, dem nur die innige Verzweigung der Poesie mit der Religion die Dauer seines Kunstwerks gesichert hat; Homer Ilias I. 528; Pindar in der ersten seiner pythischen Siegeshymnen 10—18 Phidias; Catull, Carm. LXIV. 204. Virgil. Aen. X. 115; Ovid. Metam. I. 179; Horaz an vielen Orten, z. B. Carm. III. Ode I. V. 5—9, oder in selbem Buche Ode IV. Vers 54—60.

In der nun folgenden Gegenüberstellung versucht der Verfasser zu zeigen, daß Goethe und Schiller, zwey im Leben

befreundete und sich wechselweis mannigfach berührende Geister, in der Richtung ihres Strebens selbst keineswegs verschieden, nur nach dem Umfange ihrer Gaben auf zweyerley Stufen dichterischer Erhebung stehen. Die Eigenheiten Goethe's bezeichnet er richtig und scharf mit der Universalität des Genius, der sich an keine vereinzelte Erscheinung der Ideenwelt band, mit der entschiedenen Hinneigung zum Plastischen und zur Antike. Er erkennt seine Dichtungen als Weltspiegel, welche die heterogensten Bilder, aber jedes in sicheren, klaren, unverfälschten Umrissen zurückwerfen, verklärt in dem magischen Lichte einer hellen flammen- und wärmereichen Geistessonne. Indem der Verfasser am Schlusse der Vorlesung bemerkt, wie die Großheit der naturfrohen Lebenswärme in Goethe, frey von jeder feigen, gleißnerischen Paciscirung mit der Sünde sey, nimmt er Anlaß, von dem Unterschiede zwischen der Sittlichkeit und der Anständigkeit zu reden, über welch letzte, in sofern sie die bloß konventionelle ist, der Dichter erhaben steht.

In der zweyten Vorlesung entwickelt der Verfasser die charakteristischen Eigenheiten Schillers. Tief, reich begabt und idealisch empfindend entbehre, meint er, Schiller jener klassischen Leichtigkeit der Produktion, die uns in Goethe bezaubert, und fixire sich zu oft in einer gewissen großartigen Einseitigkeit der Betrachtung, die mehr der Philosophie als der Dichtkunst angemessen zu seyn scheint. Die Erhabenheit, ja Riesenhaftigkeit seiner dichterischen Entwürfe kämpfe nicht selten ungleich mit der Beengung und ungenügenden Darstellung der Form. Der Stoff wachse ihm unter dem Komponiren. »Er möchte das Unaussprechliche,« sagt er, »das er in der Brust trägt, immer reiner, immer vollendeter zur Erscheinung bringen. Aber es soll sich ihm im Begriffe geben, während es doch nur im Bilde zu erfassen ist, und so wird sein ganzes dichterisches Bestreben zu einer Reihe unendlich anziehender, grandioser, genialischer Versuche, dem Einen, Unbegrenzten, Ewigen die Seite abzugewinnen, wo es sich der Reflexion in seiner reinen Gestalt enthülle, und ungetrübt durch irdischen Zusatz dem entzückten Geist sich offenbare.« »Eine heilige Unruhe,« sagt er an einem andern Orte, »treibt Schillers Genius umher. Er bemächtigt sich der verschiedensten Studien, deren jedes allein schon ein Menschenleben in Anspruch zu nehmen im Stande wäre, um aus ihnen das goldene Vließ der geahneten höchsten Poesie erbeutet zurückzubringen. Wie Geschichte und Philosophie ihre Tiefen ihm aufschließen, wird der Drang seines Innern klarer, seine Bemühungen geordneter, seine Leistungen gehaltener, aber die erhabene Wehmuth eines sich nie befriedigenden Strebens ist

mehr oder weniger beynahe überall ausgegossen, beynahe in allen tritt die Individualität des Dichters mit Entschiedenheit hervor, und wie er selbst in das Nachsinnen und Brüten über das Vollkommene sich gern versenkt, so ist auch seinen Charakteren dieser reflexive Typus gar sehr aufgeprägt.«

Man sieht aus dem Mitgetheilten, daß der Verfasser seinen früheren Bemerkungen über die Unzuläßigkeit der Unterordnung eines der genannten Dichter unter den andern, gegen welche er sich auch später verwahren will, ungeachtet, wie unwillkürlich Schiller unter Goethe setzt, was nun aber durchaus nicht zugegeben werden kann. Schiller hat nie durch das Uebergewicht der Kontemplation die schaffende Freyheit verloren, noch weniger wurde er, wie der Verfasser S. 17 glaubt, durch die Ungeduld, das Vortreffliche zu erschöpfen, über das Ebenmaß vollendeter Schönheit gerissen, wenn man die Versuche seiner frühesten Jugend ausnimmt, die Schiller selbst Ausbrüche eines jugendlichen Dilettantismus nennt. Obschon Goethe im Allgemeinen durch Anlage und Studium den Griechen näher stand, als Schiller, der sie erst in späterer Zeit, und auch dann nur aus Uebersetzungen, kennen lernte, so war er doch darin der griechischen Kunstleistung unmittelbar verwandt, daß ihm bey allen Hervorbringungen Darstellung der Schönheit das oberste Gesetz war. So wie in ihm alles geordnet und zusammenhängend erschien, duldete er auch außer sich nichts Schwankendes, Loses und Unförmliches, und strebte beständig der von ihm aufgestellten Erkenntniß:

»Schön'res find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.«

praktisch nachzukommen.

Man hat häufig beliebt, in der Gegenüberstellung der dichterischen Natur Schiller's mit der Goethe's das Verhältniß beyder, wie das der Subjektivität zur Objektivität zu erkennen. Diese Angabe erscheint, obschon sie etwas Wahres enthält, doch zu vag, um die in vielfachen Beziehungen höchst interessanten Fragen über die innersten Eigenthümlichkeiten dieser großartigen Naturen umfassend beantworten zu können. Was der Verfasser über die Universalität in Goethe's Charakter sagt, ist ungleich bezeichnender und richtiger. Darin steht Goethe nicht nur Schiller'n allein, sondern der Mehrzahl der größten Dichter aller Zeiten ausgezeichnet gegenüber, daß sich eine Masse der verschiedenartigsten Kräfte in ihm findet, die er mit Leichtigkeit und mit Sicherheit zur Gestaltung des mannigfaltigsten Kunstschönen anzuwenden weiß. Wenn wir allein Faust und Iphigenia betrachten, so finden wir nothwendig ein solches Ueber-

maß der heterogensten Anlagen, von diesen beyden Polen eingeschlossen, daß wir uns vergeblich in der ganzen Kunstgeschichte nach einem zweyten Beyspiele umsehen. Demungeachtet aber steht, unserer Ansicht nach, Schiller nicht unter Goethe, wenn wir auf die Beschaffenheit der Kunstwerke beyder reflektiren, in welchen sich hier wie dort die echte künstlerische Vollendung ausdrückt, und zugleich die höchste sittliche Reinheit abspiegelt. Der Idealismus, welchem wir Schiller'n hingegeben finden, war nicht eine Neigung zum reinen, abstrakten Schema, sondern ging aus dem Drange nach der Darstellung des Urbildes hervor, welches in seiner Seele wie in der jedes echten Poeten lebendig aufstieg, und von welchem ihm nur eine klarere Anschauung vergönnt war, als dieß bey anderen Künstlern der Fall ist. Er ist übrigens nicht ganz ideal in seinen Werken, aber er ist es in seinem Bestreben. Er erscheint als der Vorgänger einer vollendeten Sentimentalität in der Beziehung nämlich, wie er dasselbe definirt, und es dem Naiven entgegenstellt. Hierin zeigt sich der Einfluß, den beyde Geister auf einander hatten, als sie in unmittelbare Berührung traten, unserer Ansicht nach, am sichtlichsten, daß Goethe, durch die Richtung seiner Natur mehr zum Realen hingeneigt, nach jener Periode eine wärmere Glut des Idealen in seinen Schöpfungen auflodern ließ, indeß Schiller die Gestalt fester zu gliedern und hinzustellen versuchte. Wenn wir die frühere Periode vom Kunstwirken Schiller's mit seiner letzteren vergleichen, wenn wir den Karlos dem Wallenstein und Tell gegenüberstellen, so finden wir diese Behauptung hinlänglich bewahrheitet. Immer aber finden wir auch in den letzteren Werken dieses Dichters die idealische Natur mit allen ihren individuellen Bestrebungen ausgesprochen und vorleuchtend.

In Berücksichtigung, daß eine der Oppositionen gegen Göthe durch eine sichtbar hervortretende Hinneigung zu mystisch-frömmelnden Anforderungen entstanden sey, nimmt der Verfasser Anlaß, von den Eigenheiten der sogenannten romantischen Schule zu reden, bey welcher Gelegenheit er nicht allein viel Richtiges entwickelt, sondern sich auch dem Charakter nach als eine kräftige, dem Wahren mit Wärme zugewendete, vom Kleinlichen und Affektirten entfernte Natur zeigt. Die Bemühungen jener Schule gehen dahin, die Epoche, in welcher das Menschengeschlecht eine Poesie erhalten, von dem Nibelungenliede abzuleiten, welches sie über jedes dichterische Werk alter und neuer Zeit stellen. Da sie jedes in der Heidenzeit entstandene Kunstwerk, was von religiösen Beziehungen ausgeht, denen nach Einführung der christlichen Religion entstandenen nachsetzen, mißkennen und verwerfen sie zugleich die Vorzüge der Antike. Ohne aber dabey ein ro-

mantisches Vorbild zu erkennen, noch die Schätze altdeutscher Dichtkunst gewissenhaft zu benützen, schöpfen die Anhänger jener Schule ihre Regeln aus mystischer Phantasterey. Sie sind nicht, wie die großen Meister der mittelalterlichen Zeit, nicht wie Dante, Ariost, Tasso, von einer erhabenen, in der Entfaltung jedem Unbestimmten, Unklaren, Nebulistischen entfernten Idee durchglüht, sondern, wie der Verfasser S. 25 bemerkt, von einem phantastischen, unerklärbaren Etwas, das sich gleichsam wie ein unangenehmes Jucken über die ganze Haut des innern Menschen verbreitet. Jene Romantik der neuen mittelalterlichen Schule wird erzeugt durch eine Mischung von halb andächtigem, halb lüsternen Gekitzel, durch groteske altgothische Geckenhaftigkeit und neumodische, schwächlich-starkmüthige Empfindeley. Sie will in der Poesie ein Helldunkel der Gefühle haben, wie die magische Dämmerung in einer altdeutschen Kirche, und vergißt gänzlich, wie die unseren Sinnen imponirende Unklarheit eines verdüsterten Tageslichts gar wohl geeignet seyn kann, eine ernste, ahnungs- und ergebungsvolle Stimmung der Seele hervorzurufen; umgekehrt aber nichts einer edlen Fassung und Erhebung derselben weniger förderlicher sey, als schwankende und in dem Zwielicht einer schrankenlosen Phantasie wie in einer Hangematte umhergeschleuderte Gefühle. Vortrefflich ist die Bemerkung über die Bemühungen dieser Schule; mit der jedoch, daß Schiller viele seiner Freunde unter den Anhängern derselben zählt, können wir nicht einverstanden seyn, da wir durchaus in diesem Dichter nichts von jenen Elementen, woraus die neumodische Schule ihre Nahrung holt, Unklarheit nämlich und Verworrenheit, finden können. Bey wenigen Dichtern finden wir jenes Ringen nach Wahrheit und jene krystallähnliche Klarheit in der Vollendung, wie bey Schiller.

Was das Mittelalter betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß vielleicht gerade die eifrigsten Verehrer desselben das eigentlich Löbliche und Ersprießliche, was darin zu finden, verkannten und übersahen, indeß sie sich in Lobsprüchen aller Art erschöpften über Dinge, welche entweder ganz unbedeutend und gleichgültig, oder wohl gar verderblich in ihren Folgen sich erwiesen haben. Besonders gilt das in Rücksicht der Bestrebungen der Kunst. Sollte man nach den Aeußerungen der Vergötterer jener Zeit nicht glauben, daß weder früher noch später irgend Etwas bestanden habe, was nur in entfernter Beziehung mit den Schätzen des Mittelalters verglichen werden könnte? Das merkwürdigste dabey ist, daß die Verfechter jener Ansichten mit einer Leidenschaftlichkeit verfahren, die in nichts einen Grund hat; denn es sind selbst Männer darunter, denen, wenn man auf ihre sonsti-

gen Kenntnisse und ihren Scharfsinn Rücksicht nimmt, nachgewiesen werden kann, daß sie Behauptungen, welche sie in die Welt schicken, und mit glühendem Eifer unterstützen, selbst keinen Glauben schenken. Damit wird nun der guten Sache offenbar geschadet, und es werden auch jene Erscheinungen verdächtig gemacht, welche sich als ruhmwürdige und bedeutende im Mittelalter zeigen, und Viele, denen ein treues Studium desselben heilsam gewesen wäre, werden durch jene Verkehrtheiten davon abgehalten.

Im Eingange der dritten Vorlesung stellt der Verfasser die Bemerkung auf, daß die ersten Verdienste, die herrlichsten Leistungen, die würdigsten Gedanken, welche je die Menschheit geehrt, erhoben und beseligt haben, nur unter Bedrängnissen reiften. Er nimmt von diesen Bemerkungen den Uebergang zu Tasso, der den Becher des Unheils bis zur Hefe geleert, welches ihm Anlaß gibt, zur Würdigung von Goethe's Tasso überzugehen. Er macht von vorn herein auf die rein menschliche Bedeutung des darin verarbeiteten Stoffes aufmerksam, weil in seinem innersten Lebenskerne, in den tiefsten Wurzeln seines Wesens das Poetische von dem an sich Menschlichen und Wahren sich nicht trennen läßt.

Als Grund-Idee des Drama, alle historischen und psychologischen Gesichtspunkte zusammengefaßt, erkennt er, daß hier der Schiffbruch der idealischen Welt, wenn sie auf ihren Bahnen den Konflikt mit der wirklichen nicht meidet, anschaulich gemacht werden soll. Edle, tüchtige, in ihrer Art vollkommene Kräfte bewegen sich in beyden; sie sind geneigt, einander gelten zu lassen, so lange sie neben einander sich hindrehen dürfen, ohne daß die eine den Raum der andern zu beengen unternimmt. Sie gerathen in Streit, sobald eine die andere aus dem ursprünglichen Kreise zu verdrängen beginnt, und ist auch der Kampf an sich nach der Natur jener Kräfte einer steten Erneuerung empfänglich, so wird doch der augenblickliche Sieg sich zu der Seite wenden, auf welcher jedesmal die größere Masse materieller Elemente sich darstellt. Diese Ansicht ist unbestritten die richtige. Goethe's Tasso macht uns den Widerstreit zwischen der Welt der Idee und der des Gegebenen und den schmerzlichen Anblick einer Niederlage der ersten durch die zweyte anschaulich. Nur der Meinung des Verfassers können wir nicht beypflichten, welche Goethe's Tasso als Tragödie bezeichnet. Es ist wohl gewiß, daß nicht der Untergang des physischen Menschen im Drama den Begriff des Tragischen bestimmt, aber auch eben so richtig, daß nicht das bloße Leiden, sondern das durch jene Leiden im Leidenden oder über ihm anschaulich gemachte Absolute die Seele der

Tragödie ausmacht. Das erscheint aber in Goethe's Tasso nicht; die Geheimnisse der künstlerischen Brust, welche hier entfaltet werden, bringen keine tragische Erhebung in uns hervor. Selbst der Umstand, daß das zerrüttete Gemüth des leicht verletzten Dichters am festen, ruhigen Antonio am Schlusse sich aufrichtet und erstärkt, steht der tragischen Wirkung entgegen.

Was der Verfasser am Schlusse der Vorlesung über die Behandlung des Stoffes dieses unsterblichen Meisterwerks sagt, ist eben so wahr, als die Bemerkung, daß das Bewunderungswürdige, Zauberische an dieser Tragödie darin bestehe, daß der Dichter, wie sich überhaupt die von ihm gebrauchten Mittel höchst einfach zeigen, jedes Grelle und Gehässige an den einzelnen Charakteren verschmäht, und indem er die Personen jede in ihrer Art anziehend, trefflich, liebenswürdig darzustellen gewußt, die ganze erschütternde Wirkung in die Gewalt der Beziehungen gelegt habe.

Nachdem der Verfasser in der gedachten Vorlesung die tragische Idee bestimmte, welche bey seinem Torquato Tasso den Dichter geleitet, beleuchtet er in der folgenden die Oekonomie des Stückes nach seinem materiellen Verlaufe und den darin aufgestellten Charakteren. Diese Entwicklungen sind im eigentlichen Sinne meisterhaft zu nennen. Es wird darin weder jenes schulmeisterliche Zurechtweisen, welches sich die neuere Kritik großen Geistern gegenüber oft erlaubt, noch jene anwidernde Ostentations-Manier bemerkt, in welcher der Kritiker das Werk und den Autor, die er bespricht, nur als Folien benützt, seine Weisheit und seine Erfahrungen zu zeigen, und bey welcher oft dem Verfasser Dinge als Ergebnisse der umsichtigsten Kunstrücksicht zugeschrieben werden, an welche er niemals gedacht hat. Herr Professor Weber hat über Goethe's Tasso nur das ausgesprochen, was er nach genauer und feiner Zergliederung der Schönheiten dieses Gedichts von solchen darin erkannte. Es sind eben so richtige, als eindringliche und klar ausgedrückte Erläuterungen, denen wir begegnen. Er zeigt, wie die dramatische Entwicklung sich im eigentlichsten Sinne an den innersten Regungen und Gefühlen der Handelnden fortbewege, wie aber zugleich das Leise und Schonende in dem eigentlichen Dramatischen des Gegenstandes von der erfreulichsten Fülle reger, lebenvoller Geistigkeit umkleidet, und so der Dichter dem Vorwurfe, als schreite seine Handlung nicht vorwärts, weit entrückt sey. Er macht darauf aufmerksam, wie die ganze Vergangenheit von Tasso's vielbewegtem und ereignißschwangeren Geschicke, ja selbst seine Zukunft auf das Sinnvollste von dem Dichter in das

Drama gedrängt wurde. Eine aufmerksame Vergleichung mit Tasso's Lebensgeschichte muß nachweisen, mit welcher künstlerischen Sorgsamkeit Goethe die wenigen Aufbewahrungen aus der Kindheit des Dichters, aus den Verhältnissen seiner Aeltern und Schwestern, die ersten übermächtigen Eindrücke seines Aufenthalts in Ferrara, seine Einführung bey der Prinzessin, seine Reise nach Frankreich mit dem Kardinal Ludwig von Este, seine Dürftigkeit und die Sorglosigkeit um sein Eigenthum und seine Bedürfnisse, seine kleinen Verwöhnungen und Grillen, die freundschaftlichen oder feindseligen Berührungen mit den Zeitgenossen, das poetische Gericht über sein befreytes Jerusalem, mit einem Worte alles, was uns Tasso's Thun und Empfinden in eigenthümlichen Lagen versinnlichen konnte, bedachtsam, übergreifend und umfassend in die Dichtung aufgenommen, und an schicklicher Stelle eingewebt habe.

Sehr richtig ist die Ansicht, daß wir in allen, im Tasso vorkommenden Personen nur schlichte Wahrheit in veredelndem Lichte der Kunst erblicken, und wenn wir sie einer gewissen dichterischen Gehobenheit entkleiden, keinen Anstand nehmen können, ihnen die entschiedenste Wirklichkeit zuzugestehen. Eben so richtig als fein ist gleichfalls die Bemerkung, daß es Goethe sehr zu Statten komme, die Epoche seines Stücks in einen Zeitraum gelegt zu haben, in welchen Alfonso's Benehmen gegen Tasso noch nicht in die grausamen Extreme gerathen war, welche uns die Geschichte überliefert. Goethe hat sich bekanntlich in der Schilderung des Charakters von Alphons am meisten von der Geschichte entfernt. Genauer ihr treu geblieben, würde die Zeichnung einen störenden Mißton in die Harmonie des Ganzen gebracht haben, so aber hat der Dichter, ohne dem Charakter seine innere Eigenthümlichkeit zu nehmen, ihn zum Bedürfnisse des Ganzen gehörig modificirt. Tasso kann sich wohl entschließen, dem mächtigen Schutze der kräftigen Natur des Fürsten zu vertrauen, und dieser sucht entgegen Ruhm und Talent zu ermuntern, zunächst zwar aus einem, für das Schöne empfänglichen Gemüthe, mehr aber, weil es in seinem Hause so hergebracht ist, weil die sinnigen Schwestern in der löblichen Unterhaltung ihn zu erhalten beflissen sind, weil er so endlich am würdigsten die Nebenbuhlerschaft mit Italiens kunstliebenden Herrscherhäusern bestehen kann.

Nicht minder richtig sind des Verfassers Bemerkungen über den Charakter der Prinzessin Leonore. Er reinigt ihn zuförderst von dem Vorwurfe, als sey er zu ätherisch, zu ideal gehalten. Auf den geschichtlichen Charakter der Prinzessin zurückweisend, zeigt er, mit welcher Genauigkeit Goethe denselben zu

seinen dichterischen Zwecken verwendet habe; wie jenes zarte, feine Gefühl bey großer Ruhe des Temperaments, jene Schwärmerey bey edler Klarheit des Geistes, jene liebenswürdige Herablassung, die der Dichter Leonoren beylegt, Bestandtheile des Charakters der im Geiste jener Zeit schulgemäß gebildeten Dame gewesen, wie die Prinzessin aller großen und würdigen Gefühle fähig, mit tiefem Ernste sich der melancholischen Seite des Lebens zugewendet habe.

Was Tasso selbst betrifft, so erkennt der Verfasser ihn als den Gipfel der Pyramide, als deren Basis Alphonso und Antonio erscheinen, deren ersterer gleichsam aus der Tiefe zur Höhe blickt, indeß Antonio seinen Blick von der Idee hinweg zur Wirklichkeit herniederwendet, für welche er allein die unbedingteste Verehrung in Anspruch nimmt, ja sie ausschließlich als das Richtige aufstellt, und den dichterischen Versuchen, eine Phantasiewelt hervorzurufen, kaum noch die Bedeutung eines Kinderspiels übrig läßt. Er erkennt, wie Goethe in Tasso's Charakter seine, der Dichtkunst und der Dichter Sache in der rührendsten, anmuthigsten und beredtesten Weise geführt habe; wie hier das geheimnißvolle Feuer des dichterischen Lebens in seiner überwältigenden Fülle, in seiner Kraft, seinem Glanze, seiner beseligenden Wärme, wie in seiner stürmischen, zerstörenden Unbändigkeit auflodere; wie sich vor der göttlichen Macht seines kindlichen Wesens der Verstand und die Weisheit aller der würdigen, ernsten, gesetzten Personen, die ihn umgeben, beugen. — Eben so ist das, was er über die zweyte Leonore sagt, wahr und anziehend. Sie erscheint ihm als das Bild einer aufgeschmückten, durch die Reflexion getragenen Liebenswürdigkeit, halb von realer, halb von idealer Gesinnung.

Mit dem, was der Verfasser über Antonio Montecatino sagt, können wir nicht ganz einverstanden seyn. Wie scharfsinnig auch die Ansicht ist, daß Goethe in diesem Charakter die charakteristischen Züge der Feinde Tasso's, und zwar Speroni's selbstsüchtige Kälte, Salviati's Bitterkeit, Pigna's Eifersucht und steife Bewerbung um die Gunst der Musen, Quarini's höfischen Neid, Montecatino's superciliöse Trockenheit und leerhafte Anmaßung geistvoll in einander gearbeitet habe, so können wir doch, bey ruhiger Betrachtung der Persönlichkeit Antonio's, jene Grundzüge in seinem Charakter nicht finden. Er ist weder kalt noch bitter, noch von Neid erfüllt von Natur aus. Die Verhältnisse, in welche er mit Tasso kommt, bringen jene Stimmungen in ihm hervor. Er hat Verstand und Gefühl, nur keine Phantasie und keine Geschmeidigkeit im Benehmen. Im Bewußtseyn seines wirklichen

Werths und nicht ohne Ehrgeiz ärgern ihn die Auszeichnungen, welche Tasso erhält, da sie ihm unverdient, wenigstens zu wohlfeil erkauft scheinen. Er zieht sich vom Dichter zurück, und tritt wohl gar feindselig gegen ihn auf, so lange er ihn nur für einen vom Glück begünstigten Menschen hält; für sein Verdienst hat er keine Achtung, nicht aus Eifersucht oder Neid, sondern weil ihm der Sinn fehlt, es zu begreifen. Wie er gezwungen wird, Tasso achten und lieben zu müssen, öffnet er ihm die Arme, und sucht mit wahrhaft herzlicher Theilnahme den durch ideale Täuschungen zerrütteten Dichter mit dem Leben zu versöhnen.

In der ersten Vorlesung über Goethe's natürliche Tochter erinnert der Verfasser an das nahe Verhältniß, in welchem dieses Stück zum Tasso steht. »Wenn wir,« sagt er, »in Goethe's Tasso den Konflikt zweyer Weltansichten, der idealisch-unbedingten und der einmal vorhandenen Normen der Wirklichkeit, sich selbst begrenzend mit ergreifender Innigkeit dargestellt finden, so erinnert uns die natürliche Tochter in mehr als in einer Beziehung an denselben Konflikt. Nur das Verhältniß ist scheinbar umgekehrt. Während im Tasso in dem tiefsten ihres Grundes unabweisliche, in der Würde menschlicher Natur uranfänglich wurzelnde Ansprüche einer geistigen Hoheit gegen die ehernen Schranken des gesellschaftlichen Herkommens vergeblich anstreben, erblicken wir Eugenien, die begünstigte Erbin aller jener durch der Wirklichkeit unwiderstehlicher Gewalt auf einen Theil der Menschheit gehäuften bürgerlichen Vorzüge, die gerade diesem Theile die Erhaltung alles Bestehenden so wünschenswerth machen, durch ein ungeheures Geschick aus diesen Vorzügen gedrängt, und auf solche Art gleichsam ihr für die Bedrückungen, welche die Welt des Hergebrachten gegen die der Ideen sich nicht selten gestattet, eine Vergeltung geübt.«

Als Anhang zu dieser Vorlesung theilt der Verfasser die Geschichte der natürlichen Tochter nach den Mémoires historiques, de Stéphanie Louise de Bourbon — Contes écrits par elle-même. Paris, chez l'auteur, rue Cassette, No. 914. Floréal, an VI (1797). 2 Bände. 8. im vollständigen Auszuge mit.

Diese auffallend übertriebenen und romanhaft zugestutzten Berichte sind dennoch in mehr als einer Beziehung interessant. Sie zeigen uns den geschichtlichen Hintergrund, auf welchem Goethe sein großartiges und lebenvolles Gemälde hingezeichnet hat, um durch den schönen Trieb reinmenschlicher Gestaltung das Gemüth frey zu machen von den Schrecken, welche die Eindrücke solch einer der namenlosen Erschütterungen, wie die französische Re-

volution in jeder wohlgeschaffenen Seele hervorzubringen nicht verfehlen konnten. Dann machen jene Mittheilungen erst anschaulich, wie ein großer Meister einen historischen Stoff behandelte, welcher seiner Natur nach ihn fast unwiderstehlich zu einer, den theatralischen Effekt vorherrschen lassenden Behandlung zog. Goethe hat, ohne sich durch die Masse der oft in ihrer Einzelnheit interessanten Begebenheiten irre machen zu lassen, bloß den Nexus betrachtet, in welchem sie in der Handlung zusammenlaufen. Er hat die Bedeutung seines Stoffes mit jenem seherischen Scharfblicke gewürdigt, welcher der dichterischen Behandlung in den Geschicken der Völker wie der Einzelnen die reichsten Quellen großartiger und lehrreicher Ausbeute an reinmenschlicher Weisheit zuführt. Er hat die Beziehungen jener tragischen Geschichte auf das Folgerechteste benutzt, um sie an die ganze Reihe der verhängnißvollen geschichtlichen Momente zu knüpfen. Er hat aber auch mit jener Nüchternheit, welche nur großen Gemüthern von der Muse gegeben wird, seinen Gegenstand aller örtlichen Verhältnisse, nach welchen sich leicht eine buntfarbige Ausschmückung der geschichtlichen Zufälligkeit hätte herbeyführen lassen, entkleidet, um in der idealen Strenge eines reinmenschlichen Darstellers ihm jene Selbstständigkeit zu sichern, welche nun durch die einfache Klarheit und Objektivität der dramatischen Motive desto unwiderstehlicher wirkt Wir finden dabey, wie im Tasso, das bunte Leben der historischen Ueberlieferung so sorgsam benutzt, daß sich die schöpferische Hand keinen Zug hat entgehen lassen, welcher in die Dichtung Klarheit, Bestimmtheit, Daseyn bringen konnte. Das offenbare Geheimniß von der Existenz der natürlichen Tochter und ihrer Abkunft von der schönen Herzogin, die Zerwürfnisse des Königs und seiner Großen bey dem bedenklichen Hader mit dem Parlamente, welcher das erste Vorzeichen eines revolutionären Ausbruches war, des Fürsten von Conti Uneinigkeit mit seinem Sohne, die Theilung ihrer Parteyansichten zwischen Volk und König, daß Mißverhältniß zwischen Letzteren und den Fürsten wegen dieses Umstandes; die Beziehungen zwischen Frau Delorme und Herrn Jaquet; die königlichen Gnaden gegen die Gräfin Mont-cair-zain; die Zubereitungen zu dem Feste ihrer Vorstellung bey Hofe; ihre männlich ritterlichen Gewöhnungen, welche der Anknüpfungspunkt ihres Untergangs werden; die Hindernisse, welche die Macht geheimer Instruktionen jedem Versuche der verstoßenen Fürstin entgegensetzte, durch das Ansehen weltlicher und geistlicher Behörden wieder in ihre Rechte zu gelangen; sogar die fälschlichen Auslegungen, mit welchen die Hofmeisterin ihren Zögling zu täuschen sucht, als habe sie sich den Zorn ihres Vaters und

ihre Verstoßung durch ihre Unvorsichtigkeit zugezogen, mit welcher sie das ihr auferlegte Geheimniß ihrer nahen Anerkennung preis gegeben: alle diese geschichtlichen Thatsachen schimmern als ein erkennbarer, das Ganze zusammenhaltender Faden durch die Dichtung durch. Allein wenn sie dem Dichter den Vortheil einer schon fertigen inneren Wahrheit und individuellen Wirklichkeit verschafften, so hat er sich doch mit vollkommener Freyheit über sie hinausgesetzt, wo sie der Würde der Idee, der Hoheit seines dichterischen Planes, der festen und gemessenen Haltung eines kunstgemäßen Ganzen widersprochen hätten. »Wir sehen,« sagt der Verfasser, »den Verhältnissen durchweg jenen Adel ertheilt, durch den die Fülle und Tiefe des tragischen Eindrucks in solcher Reinheit, in welcher sie jedem Unbefangenen sich mittheilen wird, zu erzielen war.« Der Verfasser macht in den Bemerkungen S. 169 bis 184 die Auseinandersetzung des Planes und der Charaktere der natürlichen Tochter auf die klassische Vollkommenheit dieses Dichtwerkes aufmerksam, und erklärt am Abschlusse der Würdigung, daß an Hoheit, Würde und großartig strenger Durchführung der Idee diese Tragödie in der gesammten Literatur aller Völker kaum ihres Gleichen hat, und daß sie unbedingt wenigstens alle Erzeugnisse der deutschen Melpomene in klassischer Vollendung, in Zartheit und Lieblichkeit der Hauptperson, in keuscher Wahl der Situationen, endlich aber in melodischem Wohllaute des Rhythmus und der Sprache weit hinter sich läßt, wie sie unter Goethe's eigenen dramatischen Leistungen in diesen Hinsichten oben ansteht.

Am Schlusse der Vorlesung bringt der Verfasser einen interessanten Vorwurf zur Sprache, mit der Bemerkung, daß man von den Schauspielen Goethe's behauptet habe, daß sie wohl dramatisch seyen, aber nicht theatralisch. Der Verfasser gibt das auch im Allgemeinen zu, und erkennt den Grund davon darin, daß des Dichters klares, ruhiges, episch-behagliches Gemüth geneigter sey, sich der feinen, sinnreichen Entwicklung gemüthlicher, den geheimsten Tiefen der menschlichen Brust abgelauschter Verhältnisse dahinzugeben, als ein Getümmel wirkungsreicher, nach außen leidenschaftlich hindrängender Aufregungen in rascher Aufeinanderfolge an uns vorüberzuführen. Davon nimmt er Anlaß, davon zu reden, wie weit das Dramatische eines Stückes mehr oder minder der theatralischen Zuthat bedürfe. Er bemerkt dabey, wie unser deutsches Theater gegenwärtig in einer unläugbaren Agonie liege, und schreibt den Grund dieses Zustandes den Dichtern zu, welche, da sie ihren Geist zu einer konsequenten Auffassung und Durchführung echt dichterischer Ideen nicht erheben wollten oder konnten, die Arm-

seligkeiten der Alltagswelt mit dem möglichsten Pompe auszustatten versuchten.

Wie auch diese Bemerkungen, theilweise, wahr sind, wie kräftig auch der Verfasser gegen die erbärmliche Nüchternheit des dramatischen Treibens neuerer Zeit und gegen den Mangel der nöthigen Kunstbildung deutscher Schauspieler zu Felde zieht; wie sehr es auch gelobt werden muß, daß der Verfasser es immer nur mit der Sache, nie mit der Person zu thun hat, so können wir doch seinen Erkenntnissen nicht durchgehends beypflichten.

Wir sind zuvörderst der Meinung, daß dramatische Vollkommenheit und theatralische Wirksamkeit dergestalt von einander unzertrennlich seyen, daß wir uns die erstere ohne die letztere nicht denken können, obschon letztere ohne die erstere bestehen kann. Vollkommenheit ist nur da, wo kein Mangel ist; die Abwesenheit dramatischer Wirksamkeit ist aber ein empfindlicher Mangel. Dieser Vorzug wird gewünscht, ja meistens vorausgesetzt, und in der Regel vom Dichter selbst, der ihn nur dann mit dem Munde verschmäht, wenn er ihn mit der That nicht erreichen kann. Daß dabey von dem Beyfalle des Pöbels nicht die Rede seyn kann, versteht sich von selbst; aber selbst der der Mehrzahl kann begehrt werden, weil das wahrhaft Schöne eine nothwendig siegende Macht über das menschliche Gemüth hat. Auch die Erfahrung scheint diese Behauptung zu bestätigen. Denn es ist uns von den Griechenzeiten bis in die neuesten herunter kein wahrhaft großes dramatisches Werk bekannt geworden, welches vor einer gebildeten Versammlung und von gebildeten Schauspielern dargestellt, nicht zugleich einen bedeutenden Grad von Bühnenwirksamkeit erwiesen hätte.

Dann können wir auch der Meinung nicht seyn, daß den Schauspielen Goethe's, unter den vorausgesetzten Bedingungen nämlich, jene Wirksamkeit fehle. Die meisten derselben haben sie gezeigt und zeigen sie noch, und zwar nicht bloß Götz oder Clavigo, sondern selbst Iphigenia und der Tasso. Obschon in Goethe's Dramen, wie es eben seyn soll, die innere Handlung die Hauptsache ist, so fehlt es doch nirgends an jenen Verhältnissen, deren die Bühne bedarf.

Auch glauben wir, daß der Verfasser zu gering von der Schauspielkunst denkt, wenn er S. 189 den Schauspieler nur das Werkzeug, im besten Falle den Dolmetsch des Dichters nennt. Da jener durch die ihm zugewiesenen Mittel dasselbe Gefühl, welches Dichter, Maler, Bildhauer und alle Künstler, welche wir die schönen nennen, eigenthümlich und freythätig hervorzubringen vermag, haben wir keinen Grund, ihm den Dichter zu unterordnen. Daß dieser ihm den Stoff zu

seinen Kunstleistungen liefert, bringt noch kein untergeordnetes Verhältniß hervor, sonst müßte jeder Künstler, dem der Kunststoff durch einen andern gegeben wurde, aufhören, ein schöner zu seyn.

Schlüßlich endlich sind wir der Meinung, daß der Verfasser einen zu idealen Maßstab an die dramatische Kunst legt, wenn er es für ihre Bestimmung erklärt, uns das Bild einer freyen, genialischen Gesetzlichkeit in dem scheinbar Zufälligen und Wirklichen der Erscheinungen darzustellen, und uns über das Alltägliche, Sinnenverwirrende, Zusammenhanglose durch ein Höheres, Klargeordnetes, Künstlerisch-Verbundenes anmuthig und wohlthätig zu täuschen.

Die Vorlesung über die Geschichte der Braut von Korinth macht ein antikes Aktenstück bekannt, entnommen aus einer kleinen griechischen Schrift, betitelt von wunderbaren Dingen, als deren Verfasser Phlegon von Tralles, ein gelehrter Freygelassener des Kaisers Hadrian, angeführt wird. Die Mittheilung ist in sofern von Bedeutung, als sie dazu beytragen kann, die schlimmgedeutete Willensmeinung des Dichters einer günstigeren Beurtheilung zu empfehlen, und auch an dem kleinen Goethe'schen Meisterstücke klar zu machen, wie glücklich die Natur den Dichter bey der Gabe bedacht, jedem Gegenstande idealischer oder historischer Art diejenige Seite abzugewinnen, von welcher aus er sich im Spiegel der Dichtkunst schicklich darstellt, und der empfänglichen Seele mit einem deutlichen, wahren, plastischen Eindrucke aufprägen mag. Was die gerügte Tendenz betrifft, so ist es bekannt, daß Vielen Goethe's Braut von Korinth als eine leichtfertige Produktion gegolten, deren Absicht es sey, den Werth der christlichen Religion mit dem Ernst ihrer Entsagungen gegen die phantastische, den Sinnengenuß begünstigende Sittenlehre des Heidenthums in Schatten zu stellen, und eine Sehnsucht nach der antiken Phantomenwelt in lüsternen Gemüthern ruchlos anzufachen.

Die Vorlesung über den Wilhelm Tell von Schiller ist zwar nicht durch jenen besonders klaren und sicheren Blick in die Tiefen der Natur des Künstlers und seines Werks, und durch jene Sorgsamkeit in Auseinandersetzung der Erkenntnisse ausgezeichnet, welche an den Vorlesungen über Goethe's Tasso und seine natürliche Tochter in hohem Grade zu rühmen sind; doch wird auch in ihr der echt kritische Geist des Verfassers deutlich erkannt. Bestimmtheit, Charakter und Wahl des Ausdrucks finden sich hier wie dort. Man sieht, daß sich die Individualität des Verfassers Schiller's Produktionen nicht mit gleicher Gluth der Empfindung, wie den Goethe'schen, zuneigt, obschon mit gleicher Verehrung.

Nachdem der Verfasser dem Tell gebührender Maßen seinen Platz unter den Schauspielen zugewiesen, erklärt er sich gegen die Ansicht derjenigen, welche das Werk mit des Landvogts Tode tragisch beendigt wissen wollen, und den ganzen fünften Akt für einen Zusatz halten. Er zeigt, daß Geßler's Tod erst der Beginn des Freyheitswerkes war, welches der Dichter anschaulich machen wollte, und was er, um kein Bruchstück zu liefern, im letzten Akte in voller Glorie aufstrahlen lassen mußte. Was der Verfasser von dem Verhältnisse, in welchem Tell zur Handlung des Stückes steht, sagt, ist so wie das, was über Behandlung historischer Ereignisse und Charaktere bemerkt wird, richtig und gut, nur scheint der Verfasser die Natur des Stoffes vom Tell nicht ganz genau in Erwägung gezogen zu haben. Er ist, unserer Meinung nach, mehr epischer als dramatischer Art, folglich die Hauptperson dem Ganzen untergeordnet, und nur als Stützpunkt der Handlung da. Schiller mochte den Stoff drehen wie er wollte, immer war es nicht das Schicksal des Einzelnen, sondern das der Nation, um welches es sich als um die Hauptsache handelte; immer blieb Tell unter dem Ganzen. Daher die, von manchen Kunstrichtern, als *nicht in nothwendiger Verbindung mit Tell's Bedrängniß und Rache stehend* erkannte Scene auf dem Rütli, daher die *Aeußerungen über die* Unstatthaftigkeit des fünften Akts. Beydes *ist zum Ganzen* nothwendig, aber nicht zum dramatischen, sondern zum epischen Ganzen. Schiller nahm es auch dort auf, weil er der Großartigkeit des Stoffs auch in der dramatischen Behandlung nichts vergeben wollte, was geschehen wäre, wenn er die Darstellung der geschichtlichen Verbindung zwischen der That Tell's und dem Schicksale seines Landes aufgegeben, und das großartige, das Schicksal eines Landes betreffende, Interesse in das, nur den Tell und seine Familie betreffende verkleinert haben würde. Der echt epische Stoff macht nun auch in der dramatischen Behandlung seine Natur geltend, und selbst die unvergleichliche Meisterkraft Schiller's kann das nicht hindern.

Die drey letzten Vorlesungen behandeln Leopold Schefer's Novellen. Die erste Vorlesung bringt das Vorurtheil zur Sprache, als ob nur die glänzende Welt die Heimat der Dichtkunst sey, man nur an Naturen, die mehr sind, als unseres Gleichen, einen würdigen Stoff fände, nur das Ungewöhnliche, Ueberschwengliche und Ungeheure dem Gesange der schaffenden Begeisterung zugänglich sey. Er macht durch einen Rückblick auf Jean Paul anschaulich, wie die Dichtkunst in diesem christlichsten und sittlichsten aller deutschen Genien im vollen Leben in der Nähe der Dürftigkeit aufblühte. Er bemerkt, wie

Genien solcher Art, welche ihre Begeisterung aus dem Herzen schöpfen, und dessen Geheimnisse poetisch enthüllen, selten in der Literatur aller Völker seyen, und wie Leopold Schefer in diesen Eigenschaften keinem seiner Zeitgenossen zurückstehe.

Der Verfasser beleuchtet nun die Eigenheiten der Novelle: Die Osternacht, kritisch, wobey auf das meisterhafte Vorüberführen gerade jener Partien der Fabel, aus denen die charakteristischen Eigenheiten des Ganzen erkannt werden können, aufmerksam gemacht werden muß. Ausgezeichnet ist dabey, was der Verfasser über Natur und Natürlichkeit, so wie über den Gebrauch des Phantastisch-Mystischen sagt. Auch die Bemerkung, welche er über Heinrich von Kleist macht, — daß dieser sonst edle und höchst geniale Kopf damit der dramatischen Poesie ein böses Beyspiel gegeben, daß er die Räthsel der magnetischen Traum- und Nachtwandlerey zweyen Zeitaltern aufgedrungen, deren eins durch die noch rohe Fülle eines ritterlich wilden Kampf- und Fehdelebens, das andere durch einen sehr nüchternen Spießbürgersinn, dessen höchste geistige Exaltation es nicht leicht über einen ziemlich trockenen und prosaischen Ascetismus hinaustrieb, vor dergleichen Extremen bewahrt geblieben —, ist richtig, und obschon nahe liegend, den modernen Vergötterern Kleist's ganz entgangen. Eben so ist die Parallele, welche Weber zwischen der Osternacht und der Vossischen Louise zieht, wahr und bezeichnend. Sehr heilsam den kritischen Sylbenstechern und Aehnlichkeitssuchern ist das, was er S. 237 und 238 über jene pedantische Thorheit sagt. Das Lob, welches der Verfasser dem poetischen Talente Schefers angedeihen läßt, muß als ein gerechtes anerkannt werden, so wie die Osternacht zu den besten Erzeugnissen jenes Dichters zu zählen ist, dem nur eine größere Klarheit zu wünschen wäre, und eine geringere Lust, durch das Bizarre in der Form sich auszuzeichnen, um einen Platz unter den besten erzählenden Dichtern jeder Zeit behaupten zu können. In Rücksicht der Kunst, in Darstellung kleiner Besonderheiten, das zu Kleinliche und Geistlose zu vermeiden, zieht ihn der Verfasser mit Recht sogar Jean Paul vor.

Die zweyte Vorlesung über Schefer erscheint als eine Fortsetzung der vorhergehenden. Der Verfasser macht darin zuförderst auf das Wesen des Gemüthlichen aufmerksam, welches sich in poetischer Beschaffenheit in Schefer findet. Er ist überhaupt der Meinung, daß dasjenige, was eigentlich Genie zu nennen, im Gemüthe wurzle; da der bloße Geist wohl Licht, aber nicht Wärme genug besitze, und so wohl die Welt des Verstandes, aber nicht das Reich des Herzens durchdringe.

Was er über jenes Arbeiten in den Werken der schönen Kunst, welches wir ein Arbeiten nach dem Rezept nennen möchten, sagt und welches er als ungenügend verwirft, ist eben so bezeichnend wie die Anwendungen, welche er von dem Gesagten auf Schefer macht, es sind. Nur können wir der Meinung des Verfassers nicht seyn, wenn er Schefern des Zwanges und der Affektation freyspricht. Leider hat der großen und vorzüglichen Eigenheiten des Dichters ungeachtet, sich gerade dieselbe in der letzteren Zeit desselben bemächtigt, und die schöne, in ungezwungener Kraft wohlgefällige Natürlichkeit einer oft widrigen Künsteley Platz machen müssen, wobey nur zu wünschen, daß er sie bald möglichst von sich werfe. Die Meinungen der Kritik des Tages, welche dem Dichter gerade dort Lobsprüche zuzuwenden pflegt, wo er fehlt, und dafür, wie es erst jüngsthin der Fall gewesen, als er in einer seiner letzten Erzählungen zu jener einfachen Grazie und Leichtigkeit zurückkehrte, welche bey seinem ersten Auftreten die Blicke deutscher Kunstkenner auf sich zog, ihn scharf tadelte, können uns nicht beirren, da dieses verkehrte Thun der Kunstkritik zu den, glücklicher Weise spurlos vorübergehenden, Thorheiten unserer Zeit gehört.

Eben so wenig können wir unbedingt mit dem einverstanden seyn, was der Verfasser zur Vertheidigung der dem Dichter vorgeworfenen Breite, Einmengung vom Didaktischen und Mangel an Handlung sagt; wie scharf und wahr auch seine eigenthümlichen Erkenntnisse über den Gebrauch des Didaktischen und die Handlung in der Erzählung seyn mögen. In dieser Breite im epischen Vortrage wird von den neueren Schriftstellern Goethe in zehnter und zwölfter Hand nachgemacht. Sie erschien wirkungsreich zuerst im Wilhelm Meister, ungesucht, durch die Beschaffenheit des Stoffes fast nothwendig herbeygeführt, und mit Würde gepaart. Ein bekannter deutscher Schriftsteller machte mit Glück sie nach, und nun folgten viele mit und ohne Talent hinterdrein. Da diese Breite in der Regel der Menge nicht gefällt, die von der Kunst koncentrirtere Genüsse erwartet, so wurde sie von der Kritik, die sich meistens der Menge gegenüberstellt, gerade in Schutz genommen; ist aber, wie leicht zu begreifen, in der Erzählung nur selten, und nur dann zu gestatten, wenn sie nicht als Manier erscheint, die in nichts als der Willkür des Autors ihren Grund hat. Ein Gleiches ist es mit der didaktischen Zuthat. Die Belehrung darf zuweilen als Frucht, doch nie als Same in der Erzählung geboten werden. Handlung aber (nicht die Begebenheit) im Körper der Erzählung bleibt immer die Hauptsache des erzählenden Dichters, weil er nur mit ihr jenes eigenthümliche Bedürfniß befriedigt, welches

der Leser befriedigt wissen will, wenn er Erzählungen zur Hand nimmt. Er hat demnach alles, was sich vom Lyrischen und Didaktischen in ihm regt, der Hauptsache unterzuordnen. Daß er die Formen der Dichtarten nur als Vehikel betrachte, sein inneres Leben zur poetischen Gestaltung zu bringen, kann nicht geläugnet werden; nur bleibt er in sofern an die Natur der Form gebunden, die er wählt, daß er nichts in ihr ausdrücken darf, was ihrem Charakter widerspricht; sonst müßte es ihm auch unbenommen bleiben, im Drama den Charakter der Handlung aufzuheben, und dort eine Reihe von Oden oder eine poetische Epistel vortragen zu lassen. Daß die Deutschen häufig von der ursprünglichen Form der Erzählung abgegangen sind, ist wahr, aber damit nicht erwiesen, daß jene Deutschen, welche es gethan haben, die besten Erzähler sind. Ihre geistige Richtung hat die Reflexion überall hineingetragen, und sie bestimmt es ihr nicht zu wehren, wenn sie über die Gebühr sich breit machte.

Die Vorzüge der Ueppigkeit der Phantasie, welche sich mit Leichtigkeit in eben so verschiedene Zeitalter, als in die entlegensten Zonen unter Völker der ungleichartigsten Nationalität zu versetzen, und den Leser mit sich zu reißen versteht, so wie die einer festen Gestaltung der Charaktere, die er vorüberführt, wird jeder Leopold Schefer'n mit dem Verfasser gerne zugestehen. Sehr erfreulich ist die Art, wie der Verfasser am Schlusse der Vorlesung jenen Tadel ausspricht, zu dem er veranlaßt wird. Jene Mäßigung kann bey einem kritisch Befugten, wie Herr Professor Weber gefunden, nur von wohlthätigen Folgen für die Kunst seyn. Möchten doch alle der modernen kritischen Ecraseurs in ihrem durch Ohnmacht lächerlichen Wüthen sich die Worte des Verfassers an den Schreibtisch heften, »über einen Genius, welcher den Grazien und Musen zu opfern vor vielen seines Zeitalters ausgestattet ist, ziemt es sich, den Tadel nur mit Achtung, und nicht ohne Begründung auszusprechen.«

Die dritte und letzte Vorlesung würdigt von einzelnen Werken Schefer's: Palmerio. Der Zwerg. Die lebendige Madonna. Die Erbsünde. Lenore di San Sepolcro Die Deputirten. Der Waldbrand. Laura's Verklärung. Galathe. Albrecht Dürer's Ehelauf. Wir finden in der Entwicklung der Eigenthümlichkeiten aller dieser Erzählungen von Seite des Verfassers jenen kritischen Scharfblick und jene scharf bestimmende Bezeichnungsweise wieder, die wir früher an ihm bemerken mußten. Die früher schon belobte, oft musterhafte Art, die Fabel mitzutheilen, wird auch hier wieder erkannt. Die Mittheilung geschieht in einer solchen Art, daß immer Charakter und Entwicklungsgang

der beurtheilten Erzählung klar angeschaut werden, und doch ist nirgends ein störendes Zuviel. Es wird immer auf die Vorzüge des Beurtheilten und seines Werks die gehörige Rücksicht genommen, und dabey auch nicht verschwiegen, was der Ansicht des Verfassers nach, von Fehlern sich vorfindet, selbst wenn diese, wie z. B. im Zwerg, die Vorzüge überwiegen; da sie hier in der Anlage des Ganzen zu finden sind, indeß jene nur in Behandlung von Nebensachen gefunden werden.

Das Resultat, welches der Verfasser aus seinen Betrachtungen über Leopold Schefer zieht, daß er als Schriftsteller zu den genialsten Erscheinungen unserer Zeit gehöre, ist ein ganz richtiges; nur können wir nicht damit einverstanden seyn, daß der Grund der jenen Dichter entstellenden Fehler aus einem Uebersegen des Geistes, aus der Natur seines schaffenden Dranges entstände, der ihn gleichsam unwillkürlich dahinreißt. Wir finden ihn vielmehr, wie schon früher angedeutet worden, in dem, auf Willkür beruhenden Bestreben des Dichters, durch Bizarrerie aufzufallen, und, indem er damit einige dafür eingenommene wortführende Kritiker zu gewinnen strebt, es mit keiner Partey zu verderben. Sein Fehler besteht größtentheils nur darin, daß er das Sonderbare mit dem Besondern verwechselt. Dazu wird er aber nicht durch eine innere Glut gebracht, welche unmöglich Hervorbringungen kalter Besonnenheit ihr Entstehen geben kann, sondern durch Willkür. An jenen Orten, wo diese Extravaganzen sich finden, merkt man nur zu deutlich die Gewalt, welche der Dichter dem Strome seiner Empfindungen anthut, und mit welcher er denselben in hundert trockene Kanäle ableitet, bis er ihn endlich wieder ins alte Bette zurückführt.

Scharf und gehörig tadelt der Verfasser die sittlichen Verirrungen Schefer's in der Novelle Galathe, wobey sich zugleich eines der unerläßlichsten Erfordernisse eines echten Kritikers, ein reines und leicht bewegtes sittliches Gefühl, in ihm zeigt, was jedoch wieder, wie wir aus den Bemerkungen S. 280 entnehmen können, von moralischem Pedantismus entfernt ist.

Auch der Schluß, in welchem des Einflusses der Lebensverhältnisse der Künstler auf die Beschaffenheit ihrer Hervorbringungen gedacht wird, enthält viel Wahres.

Deinhardstein.

Art. VIII. Geschichte der Malerey in Italien, vom Wiederaufleben der Kunst bis Ende des sechzehnten Jahrhunderts, von Ludwig Lanzi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen von J G. v Quandt, herausgegeben von Adolph Wagner. Erster Band. Leipzig 1830, bey Joh. Ambr. Barth.

Lanzi's Werk — nämlich seine, mit ausgebreiteten historischen, literarischen und künstlerischen Kenntnissen, reichen Erfahrungen und großem Fleiße ausgearbeitete Storia pittorica dell' Italia — fand bald nach ihrem Erscheinen, nicht nur im ganzen Italien, sondern auch in England und Frankreich, ausgezeichnete Aufnahme. Ist das Werk auch unter uns Deutschen bekannt? Wir glauben: Ja! aber doch wohl nur den gelehrten Kennern italienischer Malerey und ihrer Geschichte; und nicht wenige, vielleicht die meisten der, nicht vorzüglich für dies Fach, aber im Allgemeinen wissenschaftlich gebildeten, ihre Einsichten ernstlich zu mehren und zu ordnen beflissenen Kunstfreunde haben sich desselben gelegentlich, als eines nachzuschlagenden Hand- oder Hülfsbuchs bedient. Indessen wollen wir uns nicht verhehlen: die Zahl solcher Kenner und solcher Kunstfreunde ist jetzt überall — in Deutschland auch — nicht eben groß, und kann bey den obwaltenden Umständen nicht eben groß seyn. Sehr groß dagegen — und vorzüglich in Deutschland — ist jetzt die Zahl derer, welche der Malerey, und namentlich der italienischen, als einem Gegenstande der Unterhaltung und des Vergnügens, eine lebhafte Theilnahme und einen Haupttheil ihrer Muße schenken; mit Aufmerksamkeit und Freude — wohl auch nicht ohne mancherley, obschon vereinzelte, Vorkenntnisse, und einige Geübtheit des innern und äußern Sinnes — die Gelegenheit benutzen, gute Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche zu betrachten, vielleicht sich in Besitz mancher zu setzen, auch gern etwas Belehrendes und Anziehendes darüber lesen, um sich gelegentlich näher zu unterrichten, zum Sinnenreiz das geistige Interesse zu gewinnen, ihren Geschmack zu reinigen und zu befestigen, ihren Genuß zu erweitern, ihn zu erhöhen, gewissermaßen zu adeln. Daß den meisten von diesen Kunstfreunden Lanzi's Werk im Originale bekannt und zur Hand sey, das läßt sich schwerlich voraussetzen. Für diese also, ist es ihnen nur mit ihrer Liebe, und dann für praktische Künstler, ist es ihnen mit ihrem Berufe einiger Ernst: für diese würde die hier angezeigte Uebersetzung — betrachteten sie das Werk auch nur als ein Erleichterungsmittel — eine willkommene, werthe Gabe seyn, wenn diese auch nichts wäre, als eben eine Uebersetzung. Aber sie ist mehr, sie ist beträchtlich mehr; und durch das, was

sie mehr ist, steigert sich ihr Werth nicht nur für solche Leser, sondern sie bringt auch sehr Achtbares jenen ersten Klassen, denen das Original nicht fremd und zur Hand ist. — Wir würden bey der Anzeige dieses deutschen Lanzi nicht länger verweilen, als nöthig ist, um die Uebersetzung und die Zugaben der Herausgeber näher zu bezeichnen, wenn wir nicht glaubten, einem gewissen Vorurtheile bey weitem der meisten Kunstliebhaber jener zweyten Art und vieler praktischen Künstler begegnen zu müssen: sie lassen sich nämlich leicht von ausführlichen, umständlich ins Einzelne gehenden Werken, die darum in die Breite auslaufen, und voluminös werden, schon im voraus und unbesehens abschrecken; Lanzi's Werk ist aber allerdings ein solches. Sie bilden sich ein, dazu nicht Zeit zu haben, davon schlecht unterhalten, wohl auch gelangweilt zu werden; sie fürchten, mit einer Unzahl Notizen und Raisonnements überladen, hin und her gezogen zu werden, und so am Ende sich mehr verworren als aufgeklärt zu sehen. Dieß ist das Vorurtheil, das sie wahrscheinlich auch zu unserm L. mitbringen möchten; das Vorurtheil, dem wir, ihnen zu Gunsten, zu begegnen wünschen. Darum werden wir erst Einiges über Lanzi selbst und dieses sein Werk im Allgemeinen beybringen; hernach unser Urtheil über die Uebersetzung und die Zugaben der deutschen Herausgeber mittheilen; und endlich mit einer Uebersicht des historischen Inhalts dieses ersten Bandes, bey welcher wir nur wenige eigene Bemerkungen einschalten, den Schluß machen.

1. Lanzi war noch ein Zögling des ehemaligen Florentiner Seminariums der Jesuiten, Nach Verfassung und Weise des Ordens wurde er in dieser Anstalt nicht nur für seinen vorauszusetzenden nächsten Beruf in den theologischen, sondern auch gründlich in jenen Wissenschaften unterrichtet, welche man unter dem weitschichtigen Namen Humaniora zusammenzufassen pflegt; und daß hierunter ganz besonders das Studium der alten Klassiker und ihrer Sprachen mitbegriffen wurde, ist bekannt. Zu Letzteren nun, und zur Geschichte, zog es L. von früh an vorzüglich. Man störte diese seine Vorneigung nicht; denn man verstand sie als ein Merkmal eigenthümlichen Talents anzuerkennen; und eigenthümliche Talente zu pflegen oder doch walten zu lassen — nicht aber die gesammte Jugend (nach dem Sprichworte) über Einen Kamm zu scheren, das lag gleichfalls in der Verfassung des Ordens, und wurde in seinen Anstalten, wenigstens den besseren, klüglich ausgeführt. Beweise von löblichen Fortschritten in den, ihm jetzt zunächst liegenden Fächern der Wissenschaften gab L. durch einige kleine historische Schriften, eine Ausgabe des Hesiodus u. a. Je weiter er aber auf den betretenen

Wegen vorwärts drang, desto heller leuchtete ihm ein, sie führeten in Gefilde, welche vereint sich von einem Einzelnen kaum absehen, nicht umfassend und gründlich bearbeiten lassen; und er begann, innerhalb ihres Umfangs sich einen engern Lieblingsplatz zum Anbau und Aufenthalt abzustecken. Er wählte nach Einsicht und Neigung; er durfte es. Archäologie, besonders antiquarische Kunstkenntniß: das war sein erwählter Lieblingsplatz. Hier zeigte er in nicht gar langer Zeit sich einheimisch, und in seinen Bemühungen wahrhaft vorzüglich. Es beweisen dieß mehrere seiner gelehrten Schriften dieses Inhalts; z. B. Saggio di lingua Etrusca — Descrizione preliminare sulla scultura degli antichi — u. a. m. Lanzi erlangte damit einen bedeutenden Ruf. Nun ist es fast nicht anders möglich, als daß ein Geist, der seine Fähigkeiten, und ein Gemüth, das seine Liebe der alten Kunst zuwendet, nicht auch, mehr oder weniger, der neuern sich zuwenden sollte; und geschieht dieß alsdann, so wird ohne Zweifel von jener, der alten Kunst, eine festere Grundlage, eine strengere Ordnung, ein ernsterer Fleiß und eine stattlichere Haltung, als gewöhnlich, zu dieser, der neuern Kunst, mit hinübergebracht. So war es auch bey L.; und man wußte, daß es so war. Als daher der Orden aufgehoben wurde, stellte ihn (im Jahre 1775) der Großherzog von Toskana bey seiner Gallerie in Florenz an. Eben damals wurde für dieselbe viel gethan. L. war zunächst zum Inspektor ihres antiquarischen Theils ernannt: nicht lange darauf, nachdem er seine Fähigkeiten auch für einen erweiterten Geschäfts- und Verwaltungskreis dargethan, wurde er zu einem der Inspektoren und Direktoren der gesammten Gallerie befördert; und weil sein einsichtsvoller, kunstliebender Fürst ihn nicht nur als einen kenntnißreichen, sehr thätigen, sehr fleißigen, sondern auch als einen gewandten und grundrechtschaffenen Mann kennen gelernt hatte: so schenkte er ihm auch noch sein besonderes Vertrauen, namentlich in Hinsicht auf Auswahl und Anordnung des gesammten Vorhandenen, wie auch auf Ankauf des neu zu Erwerbenden. Er ließ ihn in solchen Absichten Reisen durch ganz Italien unternehmen, überall Verbindungen mit Kunstgelehrten und guten Künstlern anknüpfen, trug ihm dann die Beschreibung der reichen Vorräthe auf — was bekanntlich ein mannigfach belehrendes, sehr schätzbares Werk ward — und bezeigte ihm auf vielfältige Weise seine Gnade. So war nun dem vorzüglichen Manne, was früher nur seine Liebe und Freude gewesen, fortan zugleich seine Pflicht des Berufs und der Dankbarkeit: der glücklichste Zustand, der einem wahrhaft Tüchtigen — wozu er's auch sey — zu Theil werden kann. So vorzüglich vorbereitet, so

vorzüglich unterstützt, wie L. es war, warf er sich mit Eifer und großem, ausdauernden Fleiße in das nähere Studium der Malerey und ihrer Geschichte. Sein treues Bemühn gelang ihm vollkommen — so weit nämlich und nach den Richtungen, wo und wohin die ihm eigene Art des Talents ausreichte; des Talents, das er aber genährt und erweitert hatte durch eigene Anschauung und Prüfung der Kunstwerke des ganzen Italiens, und durch sorgsame Benützung aller, über seine Gegenstände in den ihm bekannten Sprachen abgefaßten Schriften *).

Was nun ein also vorbereiteter, also beschäftigter, also unterstützter und überhaupt also beschaffener Mann ein langes Leben hindurch in Hinsicht auf italienische Malerey und ihre Geschichte erreichen konnte, das hat L. wirklich erreicht, und in dem hier angezeigten Werke niedergelegt. Da wir nun aber durch vielfältige Erfahrung überzeugt worden sind, daß nichts zum Mißverstande eines guten Buchs mehr beytrage, nichts das gerechte Urtheil darüber, die beabsichtigte Wirkung und Nützlichkeit desselben mehr beeinträchtige, als irrige, oder, was im Erfolge nicht viel besser ist, unbestimmte, unbegrenzte Erwartungen von ihm: so wünschen wir diesen, wie überall, so auch hier, nach Kräften zu begegnen, und setzen darum noch einige Bemerkungen über unsern Autor hieher, woraus der Leser, wie uns dünkt, zunächst abnehmen kann, welche Versprechungen er sich von diesem Werke mit Grund zu machen hat, und dann nicht unerfüllt sehen wird.

Lanzi war von Natur und durch den Gang seiner Bildung mehr ein historisch-denkender, historisch-forschender, historisch-sammlender, historisch-ordnender Gelehrter, als ein metaphysischer oder überhaupt philosophischer Kopf und idealistischer Kritiker; und bestimmen wir diese letztern Begriffe nach unserer jetzigen deutschen Weise: so thun wir ihm nicht Unrecht, verringern aber auch damit den ihm eigenthümlichen Werth keineswegs, wenn wir behaupten: er war ein solcher Kopf und solcher Kritiker gar nicht. Was einem Gelehrten der angegebenen Art zukömmt, das leistet er in weiterem Umfange, leistet es verständig, treulich,

*) Die nähern Data zu diesem Lebensabriß Lanzi's verdankt der Verf. des Aufsatzes einem, durch nicht wenige Jahre bewährten Freunde in Florenz; einem Manne, dem wegen ungemeiner Kenntniß der Kunst und ihrer Literatur in Italien, wegen beharrlicher Liebe zu beyden, vertrauten Umgangs mit L. selbst in dessen spätern Lebensjahren, ja auch wegen seiner bürgerlichen und gesellschaftlichen Stellung, unbedingtes Vertrauen gebührt. Auch widerspricht, was hier berichtet worden, in keiner Hinsicht dem Wenigen, was früher über Lanzi's Lebensgang und Charakter öffentlich erschienen ist.

sorgfältig, und was er da bietet, darauf kann man sich verlassen: in dem aber, was man in einem metaphysischen oder überhaupt philosophischen Kopf und idealistischen Kunstrichter — selbst diese Begriffe noch nicht bis zu jener Höhe getrieben und zugespitzt — erwarten möchte: darin ist er wenigstens nicht originell und durchgreifend; er benutzt darüber nur Andere, thut auch dieß nicht ohne einige Befangenheit und Unsicherheit, mithin auch nicht durchgehends konsequent; umgeht es lieber oder berichtet es bloß, und kurz genug, macht aber darauf auch gar keinen Anspruch. Wie anders? L. hatte, seit er jene Aemter erhalten, vorzüglich — und dieß mit Recht — das studiert, auf das sich eingeübt, was man im engern Sinne Gemäldekenntniß nennt. Diese geht, wie bekannt, vornehmlich aus auf Erforschung und Ausmittlung der Meister, Unterscheidung der Originale von Kopien, auch von guten und den besten, beydes zunächst geschöpft aus den Eigenheiten und Besonderheiten der Meister selbst, aus diesen ihren Eigenheiten und Besonderheiten nicht nur im Geist und Geschmack, sondern auch, und oft noch mehr und sicherer, im unmittelbar Praktischen. Doch brauchen wir wohl kaum zu erwähnen, daß dazu auch eine genaue Bekanntschaft mit der Zeit jedes Meisters, mit dem Stande der Kunst in dieser seiner Zeit, in seinem Orte, in seiner Schule, und hierzu wieder eine richtige Ansicht des Ganges der Bildung überhaupt, nothwendig erforderlich ist. Dieß zusammengenommen bringt nun erst zu dem Geschäfte, das sonst fast nur eine Sache geschärften, geübten äußern Sinnes und guten Gedächtnisses ist, das wahrhaft Geistige. Mit jenen Hülfswissenschaften, mit diesem Geistigen verbunden, erhält aber dies Studium für die, welche darin es schon weit gebracht haben — ohngefähr wie das der Bücherkenntniß, gleichfalls mit Geist und den erforderlichen Hülfswissenschaften durchgeführt — ein unerschöpfliches Interesse und einen sich stets erneuenden Reiz, so daß auch solche Männer sich höchst selten begnügen, ihm den großen Werth, den es allerdings besitzt (und den sie gleichfalls besitzen), zuzutheilen, sondern einen noch größeren und auch höheren, wo nicht den größten und höchsten; daß sie darauf das schwerste Gewicht legen, und bringen sie es zur Sprache, kaum enden können, ja noch im Scheiden stets noch Eins oder das Andere anzufügen haben. Wie auf das Maß ihrer Vorträge überhaupt, so wird dieß auch besonders auf das Verhältniß der Theile derselben gegen einander nicht ohne Einfluß seyn können; es wird ferner ihrer Darstellungsart und Sprache einen gewissen besondern Ton geben, welcher Lesern, wie sie zunächst sie sich wünschen, wohlgefallen mag, andere hingegen auf die Länge etwas ermüdet.

Auch Lanzi hält diesen Ton, und modulirt nur zuweilen, dann aber schön, in einen höhern (z. B. fast in dem ganzen, ausführlichen Kapitel vom Raphael); da er aber mit so löblicher Mäßigung und Uebereinstimmung seine Tonart hält, werden auch Leser der zweyten Art wenigstens keinen Anstoß daran nehmen, noch sich selbst davon verstimmen lassen.

Lanzi war ein Italiener. Daraus folgt vieles, auch für dieses sein Werk. Wir wollen Einiges anführen. Wir rühmten oben seine Belesenheit in allen bedeutenden Schriften über seinen Gegenstand, und deren treue, selbstforschende Benutzung: aber wir mußten dabey auch auf einige Beschränkungen hindeuten. Die erste dieser Beschränkungen versteht sich von selbst: Was, als er schrieb — und das heißt: in den ersten Jahren des jetzigen Jahrhunderts — was damals so eben erst, vornehmlich im Auslande, erschienen war, das konnte er nicht benutzen. Nun wissen wir aber alle, daß eben in den letzten Jahrzehenden vieles wahrhaft Wichtige und Mitentscheidende auch über die italienische Malerey und ihre Geschichte erschienen ist, und — wie wir ohne alle Vorgunst hinzusetzen müssen — vorzüglich in Deutschland. Wie hier die deutschen Herausgeber des Werks ins Mittel getreten sind, darauf werden wir hernach kommen; jetzt zu unserer zweyten Beschränkung. L. kannte, wie die gesammte Kunst, so die gesammte Kunstliteratur seines Vaterlandes, und Niemand wird in Abrede seyn, daß das viel und vieles sagen will; dabey ist ihm noch besonders nachzurühmen, daß er aus Andern nicht bloß sammlet und nach seinem Plane ordnet, sondern daß er seine Vorgänger nach eigener Forschung und Prüfung, selbst mit einer so strengen, zunächst auf historische Data und eigene Anschauung der Kunstwerke gebauten Kritik behandelt, wie das in seinem Vaterlande nicht eben gewöhnlich ist. Ferner kennt er das Bedeutende in der französischen Kunstliteratur, und verstattet dieser eher zu viel, als zu wenig Einfluß auf sich selbst. Von der Kunstliteratur der Niederländer — und zwar der Belgier, wie der Holländer — scheint ihm wenigstens das (historisch) Vorzüglichste gleichfalls nicht unbekannt zu seyn. Aber von unserer deutschen Literatur dieses Fachs kennt er schwerlich etwas, außer den Werken Winkelmann's und Mengs'ens (auch was von diesen nicht italienisch geschrieben ist, wohl nur aus Uebersetzungen), den Katalogen berühmter Gemäldesammlungen und etwa noch die Schriften Sandrarts; wenn er anders das Wenige, was er aus diesen erwähnt (und was übrigens vollkommen gegründet ist), nicht bloß auf Treu und Glauben Anderer angenommen hat. — Ohngefähr in gleichem Verhältnisse zeigt sich nun auch seine Kenntniß der Maler selbst und ihrer

Werke; vielleicht nur mit einiger Restriktion in Hinsicht auf die Franzosen. Was Italien, nicht nur an trefflichen, sondern an irgend achtungswürdigen Meistern besessen hat, was es nicht nur an trefflichen, sondern an irgend bedeutenden Gemälden besitzt, vom Wiederaufleben der Kunst bis auf die Tage, wo er schrieb: das kennt der Mann, und kennt es, wie schon mehrmals gesagt, aus eigener, bedachtsamer, prüfender Anschauung. Der französischen Künstler Geschichte — derer nämlich, die länger oder kürzer in Italien gelebt haben, und von welchen allein ihm zu sprechen oblag — ist ihm geläufig: von ihren Arbeiten hat er aber freylich nur gesehen, was in Italien vorhanden; dessen aber ist wenig, außer verschiedene ganz vortreffliche Claude-Lorrains. Von ausgezeichneten Belgiern und Batavern übergeht er keine, die in Italien verweilt sind, und dort gewirkt haben; gern gedenkt er der Werke, die von ihnen sein Vaterland besitzt. Deren sind nun zwar (vergleichungsweise) nicht viele, aber vorzüglich gute und zum Theil vortreffliche. Nun wir Deutsche! Von uns ist dort wenig zu sehen, und dies Wenige, zum Theil aber Vorzügliche, ist fast nur aus früher Zeit (Dürer, Holbein, allenfalls Elzheimer und noch Einige), was mehr als Curiosum aufbewahrt worden, und aus neuer, vor allen, ja in größern Werken fast allein, Mengs (was in neuester Zeit von jüngern Deutschen in Italien geleistet worden, dessen konnte L. nicht gedenken, da es später entstanden, als sein Werk). Allen diesen Ausländern nun, und allen diesen ihren Arbeiten, läßt L. mit einer Umsicht und Aufrichtigkeit Gerechtigkeit widerfahren, wie das in Italien von jeher sehr selten gewesen, und noch ist. »Und ist das nicht genug?« könnte er uns hier unterbrechen. »Ist es nicht alles, was man von mir irgend verlangen kann, da ich nicht die Geschichte der Malerey jener Nationen, auch nicht eine allgemeine Geschichte der Malerey, sondern die der Malerey in Italien schreibe?« Wer wollte ihm da nicht Recht geben? Aber jenes Verhältniß einer so verschiedenen Kenntniß der Schriften, Meister und Gemälde ist nicht ohne Einfluß auf Ansicht und Urtheil überhaupt, und kann es nicht seyn. Gerade dieß ist der Punkt, warum wir Vorstehendes angeführt haben, und worauf uns bey Würdigung und Benutzung des Werks gleichfalls Bedacht zu nehmen scheint. Es leitet uns zugleich auf die letzte unserer Vorbemerkungen.

Lanzi ist ein Italiener der vorletzten Periode, obgleich er in die letzte noch hineingelebt, und von ihr auch, so weit sie, als er schrieb, vorgeschritten war, Kunde genommen hat. Die früher so einflußreichen französischen Maximen, Kunst-

ansichten und Kunsturtheile waren in jener Periode, vorzüglich durch Winkelmann und Mengs, zwar gebrochen, doch noch nicht ganz gestürzt. Eben dieß sind sie auch für L.; nicht weniger, aber auch nicht mehr. In Hinsicht auf Kunstkritik überhaupt - auf allgemeinere, höhere, nach Prinzipien — kann er als ein Schüler des Mengs betrachtet werden; aber als ein selbst denkender, und wenigstens in Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere auch selbstständiger Schüler. Was das sagen will, das wird wohl jeder Leser, dem überhaupt an unsern Bemerkungen gelegen seyn kann, von selbst ermessen; hoffentlich wird er auch mit uns übereinstimmen, wenn wir behaupten, daß Mengs'ens Lehren nicht nur die nothwendigsten, gründlichsten, umfassendsten, ausgezeichnetsten für seine Zeit waren, sondern auch — recht verstanden, nicht aus ihrem Zusammenhange gerissen, nicht kleinlich bedeutelt — sehr würdig, hochachtbar und beherzigungswerth für jede Zeit sind. Was sich nun aus dieser Stellung und Verfassung Lanzi's in Hinsicht auf Würdigung und besten Gebrauch seines Werks ergibt — seines Werks, in wiefern es nicht bloß berichtet, sondern auch urtheilt: das können wir gleichfalls jenen unserer Leser zu eigenem Ermessen anheimstellen, und müssen das, indem es nicht ohne weitumgreifende Erörterungen einigermaßen genügend dargestellt werden könnte. Ueberdieß bieten die deutschen Herausgeber zu solchen Erörterungen öfters Anregung, nicht wenigen Stoff und fördernde Leitung; worüber wir uns nun näher zu erklären haben.

2. Die Uebersetzung ist unverkennbar mit ausgezeichneter Kenntniß beyder Sprachen und großem Fleiße ausgearbeitet. Man wird sie gleichgehalten, fließend und treu finden; letztes nicht nur im Ausdruck des Sinnes, sondern auch in Bezeichnung und Nachbildung der Vortragsart des Originals. Vielleicht hätten nicht wenige Leser dem Uebersetzer dieß nähere Bezeichnen und Nachbilden gern erlassen, zumal da es sich hier nicht um einen künstlerisch-eigenthümlichen Styl handelt, der Verf. auf einen solchen nicht Anspruch macht, und eine belebtere, mehr vorwärts drängende Schreibart den Deutschen jetzt weit lieber ist, als die Lanzi's, welche dieser mit fast allen neuern Historikern Italiens theilt: jene umständlich-geschweifte nämlich, nicht ganz ohne feststehend gewordene Floskeln und Redensarten. Wir unsers Theils sind dieser Meinung nicht. Eben diese Manier, außerdem, daß sie im Ganzen doch etwas Stattliches hat, hilft den Mann selbst darstellen, und das ist den Lesern bey jedem Autor vortheilhaft, auch was seine Arbeiten betrifft; überdieß steht diese Manier L.'n, in seiner Art die Dinge zu sehen und zu

behandeln, gar nicht übel zu Gesicht. Indessen wollen wir nicht läugnen, daß von zwey, wiewohl sehr untergeordneten Eigenheiten der Uebersetzung die eine auf uns nicht vortheilhaft, die andere einigermaßen nachtheilig wirkt. Jene ist ein gesuchter Purismus, diese ein buchstäbelndes Nachbilden mancher italienischer Formeln und Redensarten. So schreibt Hr. Wagner — um nur Weniges anzuführen — für Organismus »Gliederniß« (wogegen sich bloß grammatisch freylich nichts einwenden läßt), will für »Gruppe« das niederdeutsche »Drussel, Drosse oder Klüster« aufgenommen wissen u. s. w.; was aber das zweyte betrifft, das Nachpünkteln — so möchte mancher z. B. die »Ueberbergler,« wo nicht auch die »Wandmaler,« sich erst ins Italienische zurück übersetzen, um gewiß zu seyn, was gemeint ist. Doch das sind Kleinigkeiten. Von Wichtigkeit aber sind die Zugaben der deutschen Herausgeber. Sie bestehen aus zweyen, dem Werke vorausgeschickten Abhandlungen, und aus zahlreichen, zum Theil ausführlichen Anmerkungen unter dem Texte.

Die erste Abhandlung, unter der Aufschrift eines Vorworts, ist von Hrn. W. Sie enthält erst einige Notizen über Lanzi's Leben, dann ein Urtheil über dieses sein Werk, hierauf weit ausführlichere, allgemeine, kunsthistorische, kunstkritische Betrachtungen. Bey jenem Urtheil verfällt der Verf. (wie Hr. v. Quandt in der zweyten Abhandlung gleichfalls) nicht im Allergeringsten in den Fehler der meisten Uebersetzer, das Werk und den Autor, dem sie ihren Fleiß gewidmet, über Gebühr zu erhöhen und herauszustreichen. Unserer Ueberzeugung nach neigt er sich (wie Hr. v. Q. auch) sogar zum Gegentheil. So scheint uns gleich der Anfang dieser Kritik noch mehr als spröde und überaus vornehm; er scheint uns schneidend-scharf und verwundend-spitz — wenigstens ausgedrückt. Es heißt hier: »Da ein Verfahren, wie Lanzi's, wenn nicht aus Atomismus *) hervor-, doch leicht in denselben übergeht, so konnte es nicht fehlen, daß seine Geschichte bloß ein Nach- und Neben-, ja oft ein Auf- und Durcheinander nach einem räumlichen oder geographischen Prinzip ward, wonach auch, trotz der Unruhe des Hin- und Her-, Vor- und Zurückspringens, doch der gesammte Stoff unter die beyden Hauptrubriken Ober- und Unter-Italien

*) Nicht um zu necken, sondern in ehrlicher Meinung, möchten wir doch fragen, ob »Atomismus« — so wie eine große Anzahl anderer philosophischer Kunstwörter bey Hrn. W. — mehr deutsch sey, als »Gruppe«? und ob nicht zwanzig Leser eben dieses Buchs dies Wort eher vollkommen verstehen werden, als Einer das erste nur halb und halb?

in den Fächern der einzelnen Schulen sich unterbringen und aufschichten ließ. Hierbey begegnete ihm überdieß freylich noch das Menschliche, daß seine von früh an zur Natur gewordene Unterwürfigkeit, Zagheit und Zahmheit immer mehr auf eigenes und selbstständiges Urtheil verzichtete, oder zerstreut und aufgehend in der Mannigfaltigkeit des Gesammelten sich nicht frey und kräftig zusammenraffen und sammeln konnte, und somit über dem Einzelnen ihm das Ganze nicht selten entschwand, oder höchstens zu einem Gattungsbegriff ward, welcher sich nicht gegenseitig mit dem Leben des Einzelnen durchdringen und sättigen konnte« ꝛc. Lanzi's Anordnung seines gesammten Stoffs nach den Schulen der, zu ihrer Zeit und an den Orten ihrer besondern Wirksamkeit entscheidendsten Meister — denn diese Anordnung ist es, die in Vorstehendem getadelt wird — hat ihre Mängel und ihre noch häufigern Unbequemlichkeiten; wer wüßte das nicht, und gestände es nicht zu? Da nicht wenige Meister bald da, bald dort lebten, und von bedeutendem Einflusse waren, da Andere sich nur eine Zeit lang an diese, dann an eine andere Schule schlossen, noch Andere Einiges von dieser, Anderes von jener Schule annahmen u. s. w, so können bey jener Anordnung Rückweisungen, wohl auch Wiederholungen u. dgl., gänzlich gar nicht vermieden werden, und diese bleiben immer etwas Mangelhaftes und Unbequemes. Aber welche andere Anordnung und Methode hat dessen nicht gleichfalls? Hr. W. will, scheint es, eine Anordnung bloß nach dem Geiste und Sinne der Meister; nach davon abgezogenen oder auch rein-philosophischen Prinzipien. Wir auch. Nun versuche er es aber, wie wir es versucht haben — ob er damit in einer vollständigen Geschichte der Malerey, wie sie wirklich war, in einer Geschichte, wie in dieser Hinsicht Lanzi's, ohne unhistorische Willkür und unstatthafte Gewaltthätigkeit auskomme? und käme er wirklich ohne diese aus: ob er anderes sich dann ergebende Mangelhafte und Unbequeme, ja selbst eben dergleichen Rückweisungen und Wiederholungen, überall werde vermeiden können? Er wird es nicht! Ja, wenn die Rede ist von einer Geschichte der Malerey a priori, mit gelegentlichen Belegen aus der Wirklichkeit; von einer Geschichte der Malerey, wie wir eine Zeit lang mehrere allgemeine Geschichten nach Kants Vorgange erhalten haben: da kann man allenfalls mit Jedem auskommen und Jedes vermeiden. Man macht da seinen guten Grundriß, fügt diesem gemäß das Sparrwerk flüchtig in einander, und mauert nun vom Materiale ein, was eben paßt: das Andere läßt man liegen, entweder stillschweigend, oder es für schlecht erklärend. Da wollen wir auch gern glauben, daß

Hr. W., wie er hernach angibt, doch nicht nachweiset: er reiche für die gesammte Malerey, mithin aller Nationen, mit vierzehn Schulen aus. Warum nicht? Ein Anderer braucht nicht vierzehn, sondern nur vier; wieder ein Anderer vielleicht vierzig. Wer wollte läugnen, daß nicht auch dergleichen Geschichten der Malerey, mit Geist und Kenntnissen durchgeführt, achtungswürdig und lehrreich werden könnten? Sind es doch auch jene aprioristischen allgemeinen Geschichten zum Theil gewesen. Aber die entgegengesetzter Art, wie Lanzi's, sind es doch wahrlich zum wenigsten nicht minder? Schreibt sie nun Einer mit so reichen Kenntnissen ausgerüstet, so treu und fleißig, wie L., macht er auf Anderes, als diese Treue und diesen Fleiß, gar keinen Anspruch, wie L.; und wird er darüber angelassen, wie L.: wie nennt man das? — In den hierauf folgenden allgemeinern Betrachtungen der Abhandlung werden mit Scharfsinn und feyerlichem Ernste die neuesten Ansichten deutscher Kunstphilosophen und Kritiker — besonders Friedr. Schlegels, und auch ziemlich in seiner Sprache in letzter Zeit — aufgestellt. Es bedarf nicht erst der Versicherung, daß dieß vielen Lesern von bedeutendem Nutzen seyn könne, wenn sie nämlich diesen Ideen zu folgen, und diese Sprache zu verstehen im Stande sind. Erstes mußte Hr. W. freylich voraussetzen, und es ihnen zu erleichtern ist ihm entweder nicht verliehen, oder er hat es nicht gewollt: dagegen läßt sich nichts sagen. Aber hätte er sich nicht bemühen sollen, im Zweyten, in der Sprache, den Lesern eines solchen Buchs die Erleichterung und Nachhülfe zu bieten, die hier so leicht möglich ist? Hätte er nicht wenigstens das Gespannte, Schwierige und Schwere Anderer, z. B. Friedr. Schlegels in dessen letzter Zeit, noch zu vermehren vermeiden sollen? Wie leicht hätte sich — um nur Ein Beyspiel anzuführen — folgender Satz (S. IX) für jeden nicht ganz Ungebildeten ausdrücken lassen, statt daß er so gewiß nicht Wenigen dunkel bleiben wird — was aber hier wirklich Schade ist: »Da nun aber die sämmtlichen Künste einen Schwesterreigen bilden, dessen Wandelungen und Umschwünge das Spiel der Seele sind, sich selbst zu offenbaren, und in allem Wechsel wieder zu gewinnen, so hat auch die Bewegung, wodurch die Seele sich der Außenwelt und ihrem Gesetze und Inhalte wieder abgewinnt, und in sich zurückbeugend jene Selbstentäußerung wieder verneint, ihren eigenbehörigen Ausdruck in der Malerey, welche durch Aufhebung der Aufeinanderfolge sogar, als Zeitform, wie durch ihr geistigeres Darstellungsmittel, Licht und Farbe, also als Lichtgeist, mehr ideale Kunst ist (nämlich: als die Plastik), und somit weltgeschichtlich folgerecht in jener Zeit vorwaltend sich

ausbildet, worin der Geist sich der Natur wieder abgewinnt, und in sich zurückkehrt: der Zeit des Christenthums.« — Als Beweis aber, auf welche Spitze hier auch die Kritik über die Künstler und ihre Werke hinaufgetrieben, und mit welcher Schärfe sie geübt, mit welcher Starrheit ausgesprochen wird, möge folgende Stelle dienen (S. XVIII). Es war von Raffael die Rede gewesen, seines kurzen Lebens, und wie spärlich das von ihm Gepflanzte gediehen, gedacht: »Hochmuth und Vermessenheit des Wissens und Klügelns, trutziges, ja wohl verruchtes(!) Haften an Einzelheit, Schein und Form, Muthwille, Leichtsinn, frevelhafte Gemeinheit« u. s. w. waren die Ursachen dieses Rückgangs. »Und so ist von nun an die Geschichte der italienischen Malerey ein Auf- und Abschwanken in jenen beyden Hauptrichtungen, oder ein Herausfallen aus ihnen, ein Sinken unter sie.« Die Bessern dieser Zeit waren noch, nach Hrn. W.: »Paolo Veronese, Tizian, Correggio, Giorgione, Guido Reni, Domenichino, Albani, und die man noch aufzählen kann.« Diese, fährt Hr. W. fort, sollen nun nicht herabgesetzt werden »als Förderer der Technik« u. s. w.; nur aber könne auf ihrem Wege »kein Kunstwerk zu Tage gefördert werden.« Und ist mithin von ihnen kein Kunstwerk zu Tage gefördert worden. Wir möchten es geradezu für unmöglich erklären, daß Hr. W., nach diesem Urtheile über die Genannten, ihre Hauptwerke jemals gesehen habe. Doch es wird besser seyn, uns auf jenes sein Urtheil gar nicht einzulassen, ihn seinetwegen weder anfechtend, noch — beneidend, wohl aber uns das unsrige unverkümmert bewahrend. Doch wie steht es denn um das Geschichtliche, ohne welches, oder gar welchem entgegen, sein wie unser Urtheil, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, eine bloße Einbildung, eine Fiktion, eine leere Willkür, und deren axiomatisch-unbedingter, schneidender Ausspruch eine ungeheure Anmaßung seyn würde? wie steht es um das Geschichtliche? Von Raffaels Tod war die Rede? unmittelbar darauf heißt es: »Von nun an« — mithin: von Raffaels Tode an; auch wird diese Zeit ausdrücklich als zweyte Periode der italienischen Malerey bestimmt. Nun lebte aber und starb Giorgione früher als Raffael, und Tizian war wenigstens früher geboren, wenn er auch, da er ein hohes Alter erreichte, diesen überlebte? und eben in diese Zeit bald nach Raffaels Tode fällt Tizians größte und herrlichste Periode, wo er ganz andere Gegenstände, als manche schöne Venetianerin unter dem Namen einer Venus — wo er Gegenstände, die zu den würdevollsten, erhabensten, heiligsten des Christenthums, und mit welcher Wahrheit, innern Lebendig-

keit und Begeisterung, wie gleichfalls würdevoll und erhaben darstellte? Dennoch hat er kein Kunstwerk »zu Tage gefördert?« Sonderbar! aber es wird noch sonderbarer. Nachdem die oben Genannten »und die man noch aufzählen kann« die zweyte Periode der italienischen Malerey erfüllt haben, wird, nach Hrn. W. (S. XX), »die dritte herbeygeführt durch Cigoli und — Caracci u. s. w« Es waren ja aber die drey zuletzt Genannten, wie Jedermann weiß, Schüler der Caracci? mithin die Meister der zweyten Periode Zöglinge der dritten? Wie ging das zu? Sollte man nicht glauben: Erst die Henne, dann das Ey, das sie gelegt hat? Oder ists zuweilen umgekehrt? Wer erklärt uns das? Vielleicht, wer uns auch erklärt — was freylich von geringerm Belang ist — aus welchem Grunde eben jene genannten Künstler unter sich so befremdlich geordnet sind, daß es gegen ihre Zeit, gegen ihre künstlerische Abstammung, gegen Verdienst und Gehalt ihrer Werke und gegen alles verstoßt, was sonst als Grund in solchen Fällen gilt. — Wir kommen auf den Schluß der Abhandlung. Nachdem der Verf. den auf jene dritte Periode eingetretenen, immer tiefern Verfall der italienischen Malerey geschildert hat, eröffnet er uns einige heitere Aussicht durch das fast grauerlich dargestellte Dunkel. Die Lichtpunkte dieser Aus- oder vielmehr Durchsicht sind: einerseits jener treffliche Künstler, in dessen Preis wir freudig einstimmen, der aber wenigstens überrascht seyn wird, sich eben hier zu finden — Thorwaldsen nämlich; andrerseits: »deutscher Gesammt- und Allsinn,« der »aus der versunkenen Wunderwelt Italiens und der Breite der Weltgeschichte überhaupt den Licht- und Farbengeist herauf beschwört, während im Norden Deutschlands die ernste Majestät der Wissenschaft den Thron besteigt« (!). Da dem so ist, schließt Hr. W. diese Betrachtung: »so gönne man immer der armen Menschheit die hoffnungsvolle Aussicht auf eine neue Zeit und eine neue Erde!« O wahrlich, das thun wir, und aus vollem Herzen: wenn wir auch die neue Zeit und die neue Erde nicht oder nur zum kleinsten Theile von jenen Seiten her erwarten, sondern von ganz anderer, oder vielmehr von gar keiner, sondern vom Mittelpunkte, wie für die Malerey, so für die Wissenschaft, und für diese beyden nicht allein. — Außer dieser Abhandlung hat Hr. W. dem Werke noch verschiedene kurze Anmerkungen unter dem Texte mitgegeben. Sie enthalten fast sämmtlich literarische Notizen, und weisen die bekanntesten Schriften der letzten Zeit nach; vor allen: Goethe's »Winkelmann und sein Jahrhundert,« Rumohr's »italienische Forschungen,« und das »Tübinger Kunstblatt.« Zum Schlusse

des ganzen Werks verspricht uns Hr. W. ein nicht nur vollständiges, sondern auch berichtigendes und ergänzendes Register. Auch ein bloß vollständiges würde unser Aller Dank verdienen, und ist besonders denen, welche das Werk als Handbuch, Hülfs- und Erleichterungsmittel gebrauchen wollen, fast unentbehrlich: von Hrn. W. aber können wir, da er in seiner Uebersetzung so ausdauernden, keine Mühe scheuenden Fleiß bewiesen hat, ein solches Register ausgezeichnet gearbeitet erwarten.

Hr. von Quandt hat dem Werke — wie wir schon oben erwähnten — eine zweyte Abhandlung vorausgeschickt: »Ueber Lanzi's Kunstansicht.« An ihm entdeckt man bald eine geistige Eigenthümlichkeit. Sind die Ansichten auch nicht unerhört, so sind sie doch nicht selten von eigener Seite aufgefaßt, wo sie dann ein neues Ansehn gewinnen. Die Darstellung ist belebt und belebend, deutlich und anschaulich. Unbeschadet dem Ernste des Zwecks, herrscht eine heitere, frische Stimmung. Manche scharfsinnige Nebenbemerkung, manche witzige Wendung überrascht den Leser, und erhält ihn im Interesse, so daß er nicht nur mit Nutzen, sondern auch mit Vergnügen dem Verfasser weiter folgt. Daß Hr. v. Q. gleichfalls, wie Hr. W., seinem Autor ganz und gar nichts schenkt, darauf haben wir schon oben hingedeutet. Er behandelt ihn in gewisser Hinsicht selbst noch schärfer, als Hr. W., rückt schlagfertig ihm noch näher zu Leibe: aber der muntere, gewissermaßen gesellschaftlich-leichte, gesellschaftlich-freye Ton, in welchem er das Seinige zu vernehmen gibt, verwundet die Leser nicht, und würde vielleicht selbst den wackeren Lanzi nicht verwunden, wenn er noch unter diesen wäre. Wer solchen Ton anstimmt und forthält, der kann erwarten, daß der Hörer die Worte, wie sie ihm nicht granweise zugewogen werden, auch nicht granweise zugewogen verlangt, wenn sie nur die Sache hinlänglich bezeichnen. Man findet das Urtheil eingänglich und mäßig, wenn sich der Urtheilende selbst eingänglich und mäßig beweiset: der Umsichtige und Billige rechnet dann selber ab, was abzurechnen ist. Darum enthalten wir uns auch, einige der Behauptungen des Hrn. v. Q., denen wir nicht beystimmen können, zu bestreiten; oder mehrere seiner, mit der Uebertreibung des lebhaft Theilnehmenden ausgedrückten Sätze in die Grenzen ihres eigentlichen Sinnes zurück zu drängen. Letztes, wie gesagt, thut der verständige Leser schon selbst; vom Ersten werden wir einige Beyspiele kurz anführen, wenn wir erst seine Behandlungs- und Darstellungsart haben bemerken lassen. Wir wählen hierzu die Stelle (S. XXVIII), wo er Monsieur de Piles in seinen Schriften, denen weiland von Paris aus so breiter Einfluß gegönnet wurde, mit uns vollkommen

einverstanden abfertigt. Dieser Mann, sagt Hr. v. Q., »hatte die seltsamsten Behauptungen aufgelesen, und mit einem Schein von Wichtigkeit vorgetragen. Er fordert nämlich von der Malerey Wahrheit und Wirkung, was freylich recht verständig klingt: nur daß er unter Wahrheit bloß bis zur Täuschung getriebene Nachahmung des Wirklichen, unter vrai idéal nur Nachbildung des Auserlesenen, und unter Wirkung bloß Ueberraschung beym Anblick eines Gemäldes und Unterhaltung des Beschauers versteht, dieß zum höchsten Zweck der Malerey macht, und was Er als Zweck der Malerey oder Aufgabe der Maler schildert, mit dem Worte Idee bezeichnet. Jetzt freylich sind de Piles Schriften nur noch als Kuriositäten, und besonders wegen der Malerwage (la balance des peintres) bekannt. Diese Malerwage ist eine vergleichende Schätzung der Malerverdienste. Er nimmt vier Hauptverdienste eines Malers an, nämlich Komposition, Zeichnung, Kolorit und Ausdruck, theilt jeden dieser vier Bestandtheile, welche zusammen einen vollkommenen Künstler ausmachen, wieder in 20 Grad ein, und sagt nun nach diesem Kunstmesser, wieviel der eine oder andere Künstler in dieser oder jener Beziehung werth sey. So sey z. B. Raffael in der Komposition 17°, in Zeichnung 18°, im Kolorit 12°, im Ausdruck 18°; Teniers in Komposition 15°, Zeichnung 12°, Kolorit 13°, Ausdruck 6°: also in der Komposition beynahe so viel werth, wie Raffael, und im Kolorit um 1° besser, als Raffael; Rubens aber sey gar in der Komposition um 1° besser, in der Zeichnung nur 5° geringer, im Kolorit aber wieder um 5° besser, und im Ausdruck nur um 1° schwächer, als Raffael. Trotz aller Oberflächlichkeit erhielten diese Kunst- und Verdienstskalen einen ausgebreiteten Einfluß, und gewannen um so mehr Anhänger, als sie keinen sonderlichen Aufwand von Geist verlangten, um darauf einzugehen, und viele sehr bequem fanden, sich Worte ohne tiefe Bedeutung anzueignen, womit sie, wenn von Kunst die Rede war, sich und andere abfanden. Dem Nautilus gleich, der lustig mit vollem Segel ohne Steuer und Kompaß auf dem Weltmeere daher schwimmt, wagten sich nun viele auf den Ozean der Gedanken, und schrieben und sprachen über Kunst; besonders Italiener und Franzosen.« — Ueber Mengs und Winkelmann wird (S. XXX u. folg.) trefflich gesprochen: doch thut Hr. v. Q. dem Erstern, nach unserer Ueberzeugung, zu viel. So z. B. gleich von vorn herein; dann wäre es da, wo er von einer gewissen Lehre des Mengs spricht (S. XXXII), gewiß genug gewesen, sie, und aus dem vom Hrn. v. Q. angeführten Grunde, als bedenklich darzustellen, nicht aber mit der als nothwendig erfolgenden weitern Bestimmung,

daß sie zu einem Wählen »ohne eignes Urtheil und Gefühl« führe. So ließe sich auch gegen das Raisonnement über das »phy- Uebel« (S. XXXV) Manches einwenden, was nicht von der Hand zu weisen seyn dürfte; S. XXXIV sollte, statt »Aber« »Art« geschrieben seyn, was den Sinn wesentlich verändert. An Letztem, vielleicht auch an manchem Andern, besonders was aus Mengs Schrift: Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerey — abgenommen ist, oder sich darauf bezieht, mag Schuld seyn, daß sich Hr. v. Q., nach seiner eigenen Erklärung, der italienischen Uebersetzung bediente, weil das deutsche Original im Handel gänzlich vergriffen, und auch sonst nicht zu erlangen gewesen sey. Das nimmt uns Wunder. Bey uns wenigstens findet es sich wohl in jeder Büchersammlung, die Malerey überhaupt berücksichtiget; auch ist es in drey Auflagen verbreitet worden. Gegen die italienische Uebersetzung aber protestirt Mengs selbst in der Vorrede zur dritten Auflage (Zürich, bey Orell, 1771). Ueberhaupt darf man es mit seiner deutschen Sprache nicht zu genau nehmen, da er bey weitem den größten Theil seines Lebens bekanntlich in Italien und Spanien verlebte, und für seine Gegenstände (zu jener Zeit) sich, wie Winkelmann für die seinigen, ein eigenes Deutsch ausbilden mußte; was ihm, dem vielbeschäftigten Maler und Kunstlehrer, unmöglich wie diesem gelingen konnte. Man soll sich an den Sinn seiner Worte im Zusammenhange halten, der sich recht wohl verstehen läßt.— Den zahlreichen, zum Theil ziemlich ausführlichen Anmerkungen, die Hr. v. Q. dem Texte Lanzi's untersetzt, können wir im Einzelnen nicht folgen: zusammengefaßt, glauben wir sie den Lesern ankündigen zu können als durch Lanzi veranlaßte Aeußerungen — bald philosophische, bald kritische, bald historische — eines Mannes von Geist, Scharfsinn und beharrlicher Richtung des Geschmacks auf das Geistige und Edle in der Kunst; eines Mannes von vieler Belesenheit in der Literatur des Fachs, besonders des deutschen und italienischen; eines Mannes, der mit diesen Vorzügen sehr viele, ja wohl alle ausgezeichneten Gemälde in Italien und Deutschland (ob auch in den Niederlanden, Frankreich und England, das geht nicht bestimmt hervor) selbst gesehen, selbst geprüft, selbst genossen hat; der nun dem, was sich hieraus ihm ergeben, entschieden vertrauet, und es ohne Hehl und Umschweif, frischweg, nicht selten auch derb heraussagt. Daß wir oder andere Leser ihm überall beypflichten sollten: das wird er eben so wenig verlangen, als die Leser, daß Er ihnen überall beypflichte. Da es einer der Hauptzwecke des Hrn. v. Q. ist, neben den seinigen die neuesten Ansichten

und Urtheile deutscher Kunstphilosophen, Kritiker, Historiker nachzutragen und geltend zu machen: so ergibt sich daraus von selbst, daß oftmals oben im Text ein Pro, unten in der Anmerkung ein Contra zu lesen ist. Wer nun diesen deutschen Lanzi als Rathgeber und Wegweiser durch die italienische Kunst in Italien selbst und in den ausgezeichnetsten Sammlungen Deutschlands gebrauchen will, der wird aus Beydem, dem Pro und Contra, viel- und mancherley Nutzen ziehen *): wer aber das Werk ernst und genau zu studieren sich entschließt, der wird in Beydem — und eben in den nicht selten so scharfen Gegensätzen — Aufforderung, Stoff und Anreizung finden, selbst zu denken, selbst zu prüfen, und so seine Kenntnisse zu bereichern, seine Ueberzeugungen zu berichtigen oder zu befestigen. Um auch hier eine Probe der Verfahrungs- und Darstellungsweise des Hrn. v. Q. zu geben, setzen wir einige seiner Anmerkungen her. Wir wählen unter den bedeuternden, und solche, die nicht nur auch außer dem Zusammenhange verständlich, sondern zugleich ganz verschiedenen Inhalts sind. S. 16 ist die Rede von Cimabue und seinem Verhältniß — rückwärts zu den Griechen, vorwärts zu Giotto. Da bemerkt Hr. v. Q.: Alle Bewegung, alles Streben und Widerstreben, ist allmälig, und wenn uns etwas überrascht, so ist es kein Sprung in den Begebenheiten, sondern ein Ereigniß, dessen leises Nahen und Vorbereiten wir nur nicht beobachtet haben. Und so steht jeder große Mann mit Vorwelt und Nachwelt immer in enger Verbindung, und erweckt dadurch Staunen, daß in ihm und durch ihn zum klaren Bewußtseyn gebracht und ausgesprochen wird, was dunkel Viele ahneten, und im Laufe von Jahrhunderten reifte. So trägt Cimabue noch das Gepräge der alten, ausgelebten byzantinischen Schule an sich, aber aus diesen erstarrten Kunstgebilden

*) Eines besondern Nutzens für Leser dieser Art wollen wir hier auch besonders gedenken. Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß nicht wenige in Italien reisende Kunstfreunde sich noch immer mit dem ehrlichen, zu seiner Zeit wahrhaft verdienstlichen Volkmann schleppen, der ihnen jetzt nur wenig noch dienen kann; oder auch, daß sie nur die bekannten, in ihrer Art sehr schätzbaren, neuesten Schriften deutscher, kunstliebender Reisender mit sich führen, von denen sie aber, da diese die Dinge meist summarisch behandeln, von Einzelnen nur das Berühmteste nachweisen, bey hundert speziellen Fällen im Stiche gelassen werden. Hier tritt Lanzi ungemein nutzbar ein; und eben der deutsche L. um so mehr, da viele und zum Theil sehr wichtige Kunstwerke, seit er, wie vielmehr seit Volkmann geschrieben, ihre Plätze oder ihre Besitzer verändert haben, und Hr. v. Q. uberall nachträgt, wo sie jetzt zu finden sind.

blickt schon ein neuerwachendes Leben mit Geisteraugen hervor, und daher haben seine Gebilde etwas Wundersames, Unheimliches und doch Anziehendes. Es ist der Zwiespalt und Kampf todter, starrer Formen und eines Ausdrucks von Seele in diesen Bildern; und sehr bezeichnend sagen die Italiener von solchen Werken, daß sie etwas Schreckendes (terribile) hätten, ohne damit einen tadelnden Sinn zu verbinden. Cimabue's Werke sind als die Uebergangspunkte einer alten in eine neue Zeit, und Giotto erst als das ausgeborne Kind der Zeit zu betrachten. — S. 529 wird von Mengs und seinen Gemälden in Italien gesprochen. Seine Himmelfahrt Christi in der Hofkirche zu Dresden kannte Lanzi nicht, und übergeht sie deßhalb. Hr. v. Q. trägt sie nach, und spricht von ihr also: Ein meisterhaftes Gemälde! Wenn an diesem Bilde auch nichts überrascht, und es dem Beschauer vorkömmt, als habe er es schon gesehen, ohne bestimmte Vorbilder angeben zu können, aus welchen Mengs die einzelnen Theile geradezu entlehnt hätte: so erweckt die schöne Gesammtwirkung, Färbung, Beleuchtung, Anordnung viel Vergnügen (und ein wahrhaft würdiges, erhebendes, setzen wir hinzu), und die wohlgelungenen, anmuthigen einzelnen Theile fesseln den aufmerksamen Beobachter. Bey dieser Himmelfahrt Christi scheint der Meister sich Raffaels Verklärung zum Muster genommen zu haben (doch wohl nicht mehr, als es der malerisch nahe verwandte Gegenstand von selbst herbeyführte), und wenn es (sie) keine tiefe Rührung durch hohe Begeisterung erweckt, wie Raffaels Werk, so ist doch Alles so verständig und wohlgelungen, daß man ihm (ihr) einen lebhaften Beyfall und Bewunderung nicht versagen kann. — S. 254, wo L., beym Abschluß der Florentiner Schule, von ihrem und aller italienischen Malerey Verfall handelt, macht Hr. v. Q. folgende Gesammtbemerkungen, nachdem er Rumohr und Goethe (»welcher die letzten Zeiträume der Kunst treffend, obwohl noch schonend genug geschildert«) angeführt hat: »Jedermann erkennt den Verfall der Kunst an, obwohl fast jeder ihn aus verschiedenen Gründen ableitet. Mag es seyn, daß die Kunst durch äußere Verhältnisse verleitet und zum Luxusdienste ausgeartet ist, oder daß der christliche (?) und heidnische Mythenkreis erschöpft wurde, das äußere geschichtliche Leben aber keinen hinreichenden Ersatz dafür darbot, und die unerschöpfliche lebensvolle Schönheit der Natur von Wenigen nur erkannt, von Vielen gar verkannt wurde, oder daß überhaupt die Zeit des konkreten und plastischen Anschauens vorüber ist, und dagegen die andere Seite des Geisteslebens, das abstrakte Denken, hervortritt, und die Kunst der Wissenschaft weicht, wie auch eine

Art Wechselwirthschaft in der Geistesökonomie, wie im Feldbau, zu herrschen scheint: so ist es auf alle Fälle unserer Zeit wohl noch nicht beschieden, ein neuer Frühling der Kunst zu werden; denn offenbar sucht sie auf irriger Spur Stoff und Zuflucht bey der romantischen Dichtkunst, die, ihrer Natur nach, die Bildlichkeit ablehnt, und gestaltlos ist (wie wahr, und eben jetzt wie zutreffend!). Vielleicht muß die Kunst sich auch noch auf diesem Wege erst abmühen und ganz überleben, um sodann von der Wurzel aus wieder empor zu wachsen, und vielleicht ist das Hinderniß einer neuen Belebung eben das, daß die absterbende Kunst noch nicht so völlig erstorben ist, um einer neuen Schöpfung freyen Raum zu geben. Nur Eines hat die Kunst seit ihrer Wiedergeburt im dreyzehnten Jahrhundert noch zu wenig, und nur in den glücklichsten Momenten haben es die größten Meister zu erstreben gesucht: die Natur nämlich in ihrer reinen Schönheit und völligen Tiefe des Lebens aufzufassen, frey von allen besondern Beziehungen, als reinen Genuß des Daseyns und der Wirklichkeit. Viel zu sehr an dem Scheine hangend und an dem ganz Spezifischen, haben die Niederländer sich zur bloßen Nachahmung an die Natur gewendet, ohne das Allgemeine im Konkreten anzuschauen, und im Besondern das Allgemeine zu erkennen. Dieß ist aber eben, was ihr noch zu leisten in vollem Maße übrig bleibt, und worin sie ein unumschränktes Gebiet sich erobern kann. Dunkel zwar ist es von Vielen geahnet und ausgesprochen worden, von Solchen, die den Künstler auf das Studium der Natur und der Antike hingewiesen haben (so Mengs —), freylich oft nur in der Meinung, bloß korrekte Zeichner zu bilden, ohne den tiefer liegenden Lebensquell zu ahnen (so Mengs nicht —); denn die Natur ist nicht bloß bedeutsam, wie ein neuerer Schriftsteller über Kunst sagt, sondern vielmehr an sich bedeutend, inhaltsvoll. Um für die Kunst ein Feld zu gewinnen, welches die neuere Kunst vernachläßigte, wäre wohl nöthig, daß nicht nur der Kunstsinn auf Natur gerichtet wäre, sondern das ganze Zeitalter, durchgebildet, auch Sinn für Naturschönheit hätte, und dieser zwar so von innen entwickelt wäre, daß Wahr und Natürlich nicht mehr dem Idealen entgegengesetzt, sondern mit jenem übereinstimmend würde. Denn dieses disparate Entgegensetzen des Naturgemäßen und Idealen, welches auch in Lanzi's Schriften so häufig vorkömmt, und so gewöhnlich ist (auch Mengs ist davon nicht frey —), entsteht bloß aus einem Mißverstehen des Einen und des Andern, indem unter Natur nur eine unendliche, empirisch aufgefaßte Menge einzelner Erscheinungen von Arten, Abarten, ja Ausartungen, und unter Ideal ein nicht aus einem innern

und höhern Grunde Hervorgegangenes, sondern bloß nach einer Maxime Gebildetes verstanden worden ist — da doch das Ideale der Kunst nichts Anderes, als ein mit der Natur übereinstimmendes, aus geistigen Erkenntnissen und Forderungen hervorgegangenes Bild der Naturanschauung, eine aus dem Geiste wiedergeborne Natur ist (noch einmal: wie wahr und wie treffend!). Haben die Mächtigen und Einflußreichen die Kunst vom rechten Wege abgelenkt, so wäre zu wünschen, daß sie nun ihr die Richtung gäben, wo sie allein noch sich zu entfalten und viel zu leisten vermöchte. In den neuesten Zeiten wurde von Königen und Fürsten sehr viel für Kunst gethan; ob auf die rechte Weise — das wird erst die Erfahrung lehren« Jetzt preiset Hr. v. Q. noch, und mit einem so gerechten Anerkenntniß, wie es noch bey keinem Schriftsteller, wenigstens bey keinem deutschen, gefunden wird — was der jetzige Großherzog von Toskana und sein hochverehrter Vater, prunklos, aber nicht bloß reichlich und höchst zweckmäßig, sondern auch eingreifend und schon jetzt rühmenswürdige Früchte tragend, für die Künste gethan haben.

3. Uns bleibt nun noch übrig, den Inhalt dieses ersten Bandes anzuzeigen, woraus sich von selbst ergeben wird, wie L. seinen reichen Stoff angeordnet hat. Er beginnt mit einem sehr ausführlichen »Vorwort,« worin er umständliche und treue Rechenschaft gibt von sich selbst im Verhältniß zu dieser seiner Arbeit, von seinen Ansichten der Kunst und deren geschichtlicher Behandlung überhaupt, von den Quellen seines Buchs, von seinen Absichten mit ihm ꝛc. Viele Leser würden dem guten Alten Manches davon gern erlassen haben: indessen ist es, besonders bey historischen Werken, gewiß besser, wenn darin zu viel, als wenn zu wenig gethan wird. Ein so sorglicher Ernst, eine so gewissenhafte Pünktlichkeit, wenn sie auch in größere Breite als nothwendig ausläuft, verdient Achtung und erweckt Vertrauen. — Endlich gelangt man zum Werke selbst. Sein erster Hauptabschnitt umfaßt die Geschichte der Malerey in Unter-Italien, nämlich nach der in Italien gebräuchlichen Eintheilung des ganzen Landes. Erstes Buch: Die Florentiner Schule. Erste Abtheilung: Ursprung der wiedererstandenen Malerey; die Vereine, der Gang, das Verfahren, die Einwirkung auf die Folge — der ältesten Maler bis mit Cimabue und Giotto. Die ältesten werden mehr einleitungsweise behandelt, wie das auch kaum anders thunlich ist, und nur bey den beyden Letztern wird ausführlich verweilt. Zweyte Abtheilung: Florentiner Maler von Giotto bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In einem besondern Abschnitte wird hier die Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der Kupferstecher- und Holz-

schneidekunst eingeschaltet. Sie ist lehrreich, doch umständlicher, als eben hier, in einer Geschichte der Malerey, nöthig war. Dann folgt als Fortsetzung der Letztern und ihr zweyter Zeitraum, die größte und herrlichste Periode derselben in Florenz: da Vinci, Michel-Angelo, Volterra, Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto u.s.w., mit ihren zahlreichen Genossen und Schülern. Den dritten Zeitraum füllen Michel-Angelo's Nachahmer: Vasari, Salviati, Bronzino u. A.; mit ihnen und zum Theil durch sie: Ausartung der Kunst in gewissem Grade. Vierter Zeitraum: Cigoli und seine Anhänger (Allori, Empoli, Roselli u. A.), die der Malerey wieder eine bessere Richtung geben. Fünfter Zeitraum: Cortona und sein entscheidender Einfluß in Florenz. Die große Anzahl der Cortonisten, und was sich aus ihnen bis zum Ende des letztverflossenen Jahrhunderts entwickelt hat (man hat L. vorgeworfen, er behandle die Florentiner nicht ganz ohne Vorgunst im Vergleich mit Andern, besonders mit den Römern. Wäre es gegründet, so würde es ihm, dem Florentiner, nicht allzuhoch anzurechnen seyn, zumal bey der, seit mehr als vier Jahrhunderten andauernden — früher offenen, auch wohl heftigen, später zurückgehaltenern und gemäßigtern Rivalität zwischen Florenz und Rom in fast allem Künstlerischen und Wissenschaftlichen; nach welcher Rivalität auch die Römer und ihre Autoren nur allzuoft in denselben Fehler gegen die Florentiner verfallen. Aber wir an unserm Theile finden jenen Vorwurf nicht einmal gegründet, nämlich in alle dem, was die älteste, alte und mittlere Malerey betrifft: nur bey der neuern und neuesten Zeit (von den Cortonisten an) möchten wir unsern Autor von diesem Fehler nicht ganz frey sprechen; doch sind es weniger seine Ansichten und Urtheile im Allgemeinen, als deren Anwendung im Einzelnen und auf Einzelne, wogegen wir Einwendungen hätten. Er hat so schonend verfahren wollen, als er glaubte bey der Wahrheit verantworten zu können; er hat sich darum an das wenige Gute, nicht an das viele Nichtgute gehalten: er hatte es da großentheils mit seinen Zeitgenossen und deren Lehrern zu thun, und wollte es mit beyden nicht mehr, als, seiner Ueberzeugung nach, unumgänglich, verderben. Es ist ihm schon das nicht überall wohl bekommen! Und bey der Art, wie er sich in diesem letzten Kapitel benimmt, und was er zu sagen hat ausdrückt, wird er auch in aufmerksamen Lesern schwerlich ein irriges Urtheil veranlassen. — Das zweyte Buch führt uns in die Schule zu Siena. Der erste Zeitraum macht uns mit den Alten bekannt. Nach den frühesten werden uns die großen Meister, Simone und Lippo Memmi,

Laurenti u. A. vorgeführt. Im zweyten Zeitraume treten auswärtige Maler in Siena auf, und führen den Anfang und die frühern Fortschritte in der neuern Malerey herbey: Pinturichio, Signorelli, Sodoma, Beccafumi u. A. Nach dem politischen Unglück Siena's — gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts — wo allerdings die Künste hatten sinken müssen, erhebt sich die Malerey wieder (dritter Zeitraum) durch Salimbeni und die Seinigen: Casolani, Francesco Vanni. Eine spätere Malerey — eine eigenthümliche nämlich — hat es in Siena nicht gegeben, und nach den Umständen nicht geben können. — Jetzt, im dritten Buche, geleitet uns Lanzi nach Rom. Er eröffnet dies Buch mit der vollkommen gegründeten, doch aber vielleicht manche Leser überraschenden Bemerkung, daß die römische Schule unter ihren zahlreichen großen Meistern nur wenige geborne Römer zähle. Es war vom Anfang an und lange Zeit hindurch Sache der Weltstadt, die größten Männer zu berufen, sie aufs Würdigste zu beschäftigen, sie aufs Glänzendste zu belohnen: dann später und bis heute, bey so überaus veränderten Verhältnissen, Alle, Große und Kleine, wenigstens gern aufzunehmen, sie in ihrer Kunst möglichst zu erleichtern, und auch sonst mit Achtung frey walten zu lassen. Was L. auf Veranlassung jener seiner Bemerkung beybringt, ist wohl wahr, will aber nicht viel sagen, und hätte darüber unschwer sich weit Bedeutenderes, tiefer Greifendes und auch Anziehenderes sagen lassen. Wir hätten gewünscht, Hrn. v. Q. hier zu vernehmen. Hr. Wagner hat nur einen Seufzer unter den Text gesetzt. Erster Zeitraum. Die Alten — bis auf Raffaels Vater und Pietro Perugino, diese noch mit eingeschlossen. Sehr ausführlich. Zweyter Zeitraum. Raffael und seine Schule, so lange er lebte. Gleichfalls sehr ausführlich; und dieß nicht allein, sondern auch — allerdings, von L.'s Standpunkte aus und nach so vielen trefflichen Vorarbeiten — wahrhaft ausgezeichnet, rühmens- und dankenswürdig. Die Geschichte dieses Zeitraums hat auch Hr. v. Q., von seinem Standpunkte aus, mit mehrern zum Theil ausführlichen Anmerkungen wahrhaft bereichert. Die erst kürzlich entdeckten Briefe, woraus wir Mehreres aus Raffaels Kindheit und früher Jugend, besonders auch über seine Familienverhältnisse, theils näher, theils anders erfahren, als es bisher allgemein angenommen worden ist: diese Briefe konnte Hr. v. Q., wie viel weniger L., noch nicht benutzen. Für die Geschichte des künstlerischen Lebens und der Werke Raffaels sind sie aber auch nicht von sonderlicher Erheblichkeit, und in dieser Hinsicht ist wohl noch das Erheblichste, daß man

Beweise erhalten hat, Raffaels Vater sey keineswegs ein so unbedeutender Maler gewesen, als gewöhnlich aus unbestimmten Notizen und wenigen, zufällig erhaltenen Trümmern seiner Arbeiten vorausgesetzt worden; aus welchen nun mehr aufgeklärten und berichtigtern Verhältnissen sich die so erstaunlich frühe Entwicklung der Fähigkeiten des Sohnes und deren edle Richtung schon in Knabenjahren besser denken — wenn auch, wie dergleichen Fälle immer — nie eigentlich begreifen lassen. Das Verhältniß zwischen Sanzio, dem Vater und dem Sohne, stellt sich nun fast ganz so dar, wie das zwischen Mozart, dem Vater und dem Sohne. — Dritter Zeitraum. Nach Roms öffentlichem Unglück verfällt die Malerey, und wird immer mehr zur Manier. Nach Volterra's, del Vaga's u. A. Abgang: die Zuccarj, Muziano, Pomeranzio und viele Andere. Vierter Zeitraum. Barocci u. A., theils aus dem Kirchenstaate, theils Auswärtige, führen in die römische Schule einen bessern Geschmack zurück. Außer dem Erstgenannten, bedeutende Einwirkung der Carraccj und ihrer Schüler — besonders Domenichino's — des Caravaggio, Arpino, Andr. Sacchi u. A. Ausländer — Spanier: Velasquez, Ribera ꝛc.; Niederländer: Rubens, van Dyck, Bamboccio ꝛc.; Franzosen: beyde Poussin, Claude Lorrain ꝛc. Von diesen Allen wird ziemlich ausführlich gehandelt. Fünfter Zeitraum. Die Cortonisten schaden auch hier der Malerey sehr durch schlechte Nachahmung ihres Meisters. Maratta und einige Andere halten allein sie noch in gewissem Grade aufrecht. Ueber Maratta und seine Schüler ausführlich. Mengs und Battoni, desgleichen. Von den L.'n Gleichzeitigen spricht er nur kurz im Allgemeinen, und von den neuesten, zum Theil umfassenden Arbeiten besonders der Deutschen in Rom — des Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit u. A. — konnte er nicht sprechen, da sie später als sein Buch entstanden: aber Hr. v. Q. hätte wohl in einer Anmerkung wenigstens eine Uebersicht derselben mit seinem Urtheile — da er ohne Zweifel sie kennen gelernt und geprüft haben wird — nachtragen sollen. Wir trauen ihm zu, er würde den Leser zwischen der Abgötterey der Jünger, den Sakrilegien französischer und italienischer Opponenten, und dem Durch- und Ueber- und Widereinander spazierenreisender Dilettanten hindurch, zu einem sichern und achtbaren Mittelpunkte haben führen können. Er hat aber hier gar nichts gesagt, und mag dazu wohl seine besondern Ursachen gehabt haben. — Das vierte und letzte Buch dieses Bandes bringt uns in die Schulen Neapels. Wie der Stoff es mit sich brachte, sind sie beträchtlich kürzer, als die von Florenz und Rom, behandelt. Erster Zeitraum.

Die Alten; unter ihnen vorzüglich Solario, genannt Zingaro (der italienische Quintin Messis), und Antonello (der Schüler des Johann van Eyck). Zweyter Zeitraum. Einfluß Raffaels und Michel-Angelo's: Sabbatini, di Pino u. A. Dritter Zeitraum. Corenzio, Ribera, Carracciolo behaupten den ersten Rang in Neapel; Fremde wetteifern mit ihnen, werden aber meistens bald unterdrückt wie besonders Domenichino, aber auch Guido u. A. Es war überhaupt noch eine düstere, leidenschaftlich-wilde Zeit in Neapel, und der Staat fing erst an, sich aus seinen gewaltsamen, verworrenen, wechselvollen Zuständen empor zu arbeiten; worüber, da es von sichtbarem Einfluß auch auf die Malerey war, wohl Einiges zu sagen gewesen wäre. Preti, genannt il Calabrese, Falcone und Salvator Rosa dürften doch als die vorzüglichsten Meister dieser Zeit anzusehen, und jene zuerst Genannten — allenfalls Ribera ausgenommen — von L. zu hoch gestellt seyn. Vierter Zeitraum. Giordano, die Solimene mit ihren Schülern, worunter auch Conca, bis zum Aufenthalte des Mengs in Neapel und zu seiner rühmlichen Wirksamkeit daselbst, welche, wenigstens in einzelnen, seltenen Folgen, noch jetzt nicht ganz erstorben ist.

Hiermit ist der erste Band des Werks geschlossen. Nach dieser Abtheilung scheint es, die deutschen Herausgeber werden es in drey solchen Bänden vollenden. Wir wünschen, daß die zwey folgenden so bald erscheinen, als die Umstände es zulassen, und glauben, daß Jeder, der sich des ersten bedienet hat, in unsern Wunsch einstimmen werde: dem Verleger aber wird aus eigener Erfahrung nicht unbekannt seyn, daß Werke dieser Art mehr gekauft werden, wenn sie vollständig, als wenn sie erst angefangen sind. Dieser, der Verleger, hat das Seinige an der deutschen Ausgabe löblich geleistet: sie ist sehr anständig, mit lateinischen Lettern in groß Oktav, und — jetzt eine Seltenheit — ganz korrekt gedruckt, auch der Preis — im Verhältniß hierzu, und bey einer Stärke von XXXVI, XXX und 614 Seiten — nicht zu hoch angesetzt. v. L.

Art. IX. Restauration des thermes d'Antonin Caracalla à Rome, présentée en 1826, et dédiée en 1827, à l'académie des beaux-arts de l'institut royal de France; par *G. Abel Blouet*, architecte, ancien pensionnaire du roi à l'académie de France, à Rome. À Paris, imprimerie et librairie de Firmin Didot, imprimeur du roi, de l'institut et de la marine, rue Jacob, No. 24. MDCCCXXVIII. Fol. XIII und 19 S. und XV Kupferplatten.

Die Ueberreste, zu denen das gegenwärtige Werk seine Leser führt, füllten einst in der alten Roma einen Raum von

65454 Klaftern (124140 mètres) mit Reihen von Gemächern in doppelter Folge über einander, mit großen, freyen, mit Marmorquadern gepflasterten, von breiten Säulengängen umgebenen Hofräumen, mit weiten, von prachtvollen Kuppeln gedeckten Sälen und Hallen; überall glänzend geschmückt, der Boden mit Mosaiken, die Wände vom Boden bis zur Wölbung hinauf mit kostbaren Marmorplatten, die Gewölbung mit Glasmosaiken ausgestattet; im Innern mit den herrlichsten Kunsterzeugnissen jeder Art in Maler- und Bildhauerarbeit, mit Sammlungen der vorzüglichsten Schriften u. s. w. An Raum und an Masse der Gebäude nicht geringer anzunehmen, als die bewunderte Schöpfung Ludwigs XIV. für die verstümmelten Krieger in Paris, aber noch reicher in der Ausstattung, und ganz verschieden in der Bestimmung.

Die großartigen Trümmer, von denen wir reden, und welche Hr. Blouet nach ihrem gegenwärtigen Zustande, und wie sie ursprünglich aussahen, dargestellt hat, gehörten den Thermen des Antoninus Caracalla, und waren für das Vergnügen und die Pflege des römischen Volkes, mit aller, der Größe dieses Reichs entsprechenden, Pracht und Vollendung aufgeführte Bade- und Uebungsplätze für Körper und Geist. Was bey den Griechen das einfache Gymnasium zu leisten hatte, auf dessen zwey Höfe sich alle Bildung der griechischen Jugend beschränkte, so daß in den Gängen und offenen Hallen des ersten die Weltweisen ihre Erfahrungen der horchenden Zahl mittheilten, in dem zweyten sich gedeckte Hallen und ein großer, unbedeckter Platz zu den körperlichen Uebungen des Ringens, Laufens u s. w. befand, während die mittlere Seite des Gebäudes, welche beyde Höfe trennte, die Reihe der Badegemächer enthielt, wo man dem Körper Erholung gönnte: das war auch die Bestimmung der prachtvollen römischen Thermen (lavacra in *modum provinciarum exstructa*, nach dem Ausdrucke eines Alten), und zeigt sich als bleibende Grundlage in der ganzen Anlage derselben. Wir hätten gewünscht, den Hrn. Verf. in seiner Erklärung diesen einfachen, von der Geschichte angegebenen Weg einschlagen zu sehen, wo sich alles in natürlicher Ordnung entwickelt, sich gegenseitig erklärt, und der zweyte Hauptzweck der Thermen, nämlich der, auch Sammlungen für das höhere wissenschaftliche Auge zu enthalten, gehörig hervortritt *).

Diesem letzteren Zwecke entspricht die jetzige Zeit durch ähnliche Aufstellung großer, öffentlicher Sammlungen, und man

---

*) So sagt noch Vopiscus in Probo: usus autem sum praecipue libris ex bibliotheca Ulpia, aetate mea *thermis Diocletianis.*

muß auch dem heutigen Rom die volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, auf das Großartigste für dieses Bedürfniß gesorgt zu haben. Wenn man an Sonn- und Festtagen, wo auch die ärmeren Stadtbewohner freye Stunden der Muße genießen, die Menschenmenge ruhig, aber voll staunender und belebter Bewunderung durch die weiten, mit Kunstdenkmälern aller Art gefüllten Gänge des Vatikans sich fortbewegen sieht, steht Rom z. B. weit über der neuen Weltstadt London, wo erst in neuester Zeit und lange nicht im Verhältnisse zu der ungeheuren Zahl der Bewohner, öffentliche Kunstsammlungen erstanden: und doch ist man versucht, von solchen Kunstausstellungen nur die wohlthätigsten Wirkungen zu erwarten, denn wo die große Masse ungerührt und unbewegt bey einem Gedichte oder einer Rede bleibt, zu deren Verständniß und Genuß Geistesübung und vorgehende Bildung gehört, da setzt ein Kunstwerk auch den gemeinen Mann in die angenehmste Bewegung, beschäftiget seinen Geist und ist ihm wahre Lebensnahrung, in sofern eine zeitweise freundliche Anregung der höheren Seelenkräfte wahres menschliches Bedürfniß ist. Mit bewundernswerthem Scharfsinne sieht man die Leute in einem Bilde den zu Grunde liegenden Gedanken errathen, und beglückt durch ihren Fund sich lange des friedlichen Erwerbes erfreuen.

Der andere Endzweck, körperliche Uebung und Erholung, bleibt jetzt der häuslichen Sorge jedes Einzelnen überlassen. So wie die Gymnasien der Griechen in ursprünglicher Reinheit mochten bestanden haben, oder wie sie einzelne Schriftsteller der Alten anpreisen [1]), wie sie z. B. der schwer zu befriedigende, über Alles grollende Diogenes bey seinen Zöglingen, den Söhnen seines Kaufherrn Xeniades, in Anwendung brachte [2]), kann man ihnen, scheint es, Beyfall nicht versagen. Ohne den so klar ausgesprochenen Zweck eigentlicher Erziehung traten die römischen Thermen an die Stelle der griechischen Gymnasien, da sind dieselben Uebungen (man sehe z. B. in Lud. Mirri le antiche Camere Esquiline tav. 18 die Darstellungen derselben), nur nicht mit demselben zu Grunde liegenden Ernste (z. B. der spielende Trimalchio bey Petronius Satyr. c. 27 [3]).

---

1) Lucian. de gymnasiis. Amores. Aristot. Politica, l. VII. VIII. 3. Fr. Jacob's verm. Schriften, 3. Theil. Leipzig 1829.

2) Diogenes Laert. l. VI. c. II. n. 5. 6. Das merkwürdige Bruchstück über die Erziehungsgrundsätze des Diogenes, wofür ihm aber Ehre von seinen Zöglingen wurde bis über das Grab hinüber.

3) Als Erholungsorte des römischen Volks betrachtet, verdienen die Thermen in Bezug auf die neuere Welt vielleicht noch einen kleinen Rückblick, in sofern als auch darin wieder das Bild

Bis auf die Zeiten der ersten Imperatoren hatte Rom nur gewöhnliche Bäder, da baute Agrippa seine prachtvollen Thermen,

der Stabilität, einer täglich in denselben Hauptformen sich unverändert fortbewegenden Lebensweise, uns entgegentritt, welche die alte Welt nur noch mit dem jetzigen Oriente und dann den südlichsten Ländern Europa's gemein hat. Bey den Alten diese Gleichförmigkeit der Kleidung und des Benehmens, diese regelmäßige Folge derselben Vergnügungen, und bey den Neueren, besonders in größeren Hauptstädten, dieser tägliche Wechsel der Trachten und Lebensart, diese täglich neu aufblühenden Erfindungen von Unterhaltungen? obschon diese neuere Unstätigkeit sich wirklich mehr auf einzelne größere Städte, als auf die Masse der Länder erstreckt. — Ob bey der immer zunehmenden Bevölkerung der Städte ähnliche zweckmäßige öffentliche Bäder, worin auch der Aermere in jeder Jahreszeit gedeihliche Pflege zu finden hätte, besonders wünschenswerth wären? ob das Verhältniß, in welchem die größere Gesundheit, vorzüglich der arbeitenden Klasse, mit einer solchen besondern Sorgfalt in der Pflege und Reinlichkeit des Körpers steht, von so entschieden vortheilhafter Bedeutung ist, daß dadurch manchen spätern öffentlichen Kosten der Krankenpflege vorgebaut werden könnte, in welchem Falle es nicht an Aufmunterung und bald auch an größeren entsprechenden Unternehmungen der Art fehlen würde? Man muß gestehen, die Alten bedurften der Bäder mehr, als die heutige Welt, durch die Art ihrer Bekleidung, welche des engen und unmittelbar am Körper anschließenden Hemdes entbehrte, und durch ihre Lebensart, welche sie den größten Theil ihrer Zeit im Freyen, Sonne, Wind und Staub ausgesetzt, zubringen hieß; aber auch so bliebe es eine sehr anziehende Untersuchung, den Gesundheitszustand der Alten im Allgemeinen mit dem heutigen zu vergleichen, in Beziehung auf die Wirkungen einer verschiedenen Lebensweise, wobey freylich auf Land- und Städtebewohner, auf die verschiedenen Stände und Zeiten besondere Rücksicht müßte genommen werden. Bey dem unvollkommenen Stande der Heilkunde (man nehme z. B. nur den Schrecken vor Fiebern) und bey so vielem, was in einzelnen Zeitläufen so drückend auf die Alten einwirkte, besonders aber bey dem so entschiedenen Abgange moralischer Gemüthsruhe, dem glücklichsten Erbtheile der neueren Zeiten, muß man, scheint es, so vortheilhaft der neuere Stand der Menschheit ist, doch über die für die Alten so günstig ausfallenden Ergebnisse erstaunen, die man, nach solchen Vorgängen, viel geringer erwarten sollte, mit Ausnahme jedoch des römischen Kriegerstandes; denn nach den vorhandenen, ziemlich zahlreichen Inschriftsteinen zu schließen, scheint da der größte Theil vor dem fünf und vierzigsten Lebensjahre erlegen zu seyn. Wir finden in einem gediegenen Blatte (Ausland, 1829. S. 1251) folgende Zusammenstellung, die wir hier anschließen: »Ueber die Zunahme der Lebensdauer und über die Sterblichkeit hat Odier nach Registern, welche er in Genf lange Jahre hindurch führte, interessante Vergleichungen angestellt. Es erhellt daraus, daß das Verhältniß, in welchem die Menschen am Leben bleiben, so wie die Durchschnittssumme der lebenden Individuen vom sechzehnten

zu denen nun bald jeder folgende Kaiser neue fügte, und zwar in reißender Folge; nach der im Werke S. VIII gegebenen Zusammenstellung:

Jahrhundert bis zum Jahre 1826 in beständiger Zunahme begriffen ist. Vorzüglich gilt dieß von den frühesten Perioden des menschlichen Lebens, da hingegen bey den spätern ein ganz kleiner Rückschritt sich zeigt, welcher indeß jene Zunahme bey weitem nicht aufwiegt. Es ist also klar, daß die Sorge, welche wir auf das kindliche Alter wenden, die Existenz desselben verbessert« (die spätere Folge aber dann einen Nachlaß darin beurkundet?).

»Jenes Wachsthum berechtigt uns aber auch zu der Annahme, daß in der jetzigen Lebensweise überhaupt eine merkliche Verbesserung eingetreten sey; und unter den Ursachen dieser Verbesserung müssen wir hauptsächlich die Vervollkommnung der physischen und moralischen Erziehung anführen, welche die Laster und Ausschweifungen, zu welchen ein unwissendes Volk immer geneigt ist, größtentheils verbannt hat. Hiezu kommt die größere Ruhe und Sicherheit, welche eine geregeltere Lebensweise begünstigt, so wie die Fortschritte der Heilkunde, welche insbesondere durch Einführung der Blatterimpfung ohne Zweifel zur Verlängerung des Lebens mächtig beygetragen haben.«

Viel weniger günstig für die Alten zeigt sich eine Berechnung im The Gleaner, 1829. Nro. 156, S. 75, wie folgende Tafel zeigt:

Angenommenes Alter.	Hierauf nach einem allgemeinen Durchschnitte zu hoffende Lebensdauer:					
	in dem alten Italien.		in dem heutigen Frankreich.		in dem heutigen England.	
Jahre.	Jahre.	Monat.	Jahre.	Monat.	Jahre.	Monat.
20	30	—	34	3	41	6
25	28	—	31	4	37	10
30	25	—	28	6	34	4
35	22	—	25	9	31	—
40	20	—	22	10	27	7
45	14	—	20	—	24	5
50	9	—	17	3	21	1
55	7	—	14	6	17	6
60	5	—	11	11	14	4

Die von der Lebensdauer der Alten angeführten Zahlen stützen sich auf eine merkwürdige Stelle in den Pandekten, der man einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit nicht abläugnen kann, da in Rom in dem Tempel der Venus Libitina Behufs der noch vom Könige Tullius eingeführten Abgabe von jedem Verstorbe-

im	J.	10	nach	Christi	Geburt	die	Thermen	von	Agrippa,
»	»	64	»	»	»	»	»	»	Nero,
»	»	68	»	»	»	»	»	»	Vespasian,
»	»	75	»	»	»	»	»	»	Titus,
»	»	110	»	»	»	»	»	»	Trajan,
»	»	120	»	»	»	»	»	»	Hadrian,
»	»	188	»	»	»	»	»	»	Commodus,

---

nen (Dionys. Hal. l. IV) sich erschöpfende Angaben vorfinden mußten. Die Stelle (D. L. 68. n. ad legem Falcidiam) lautet wörtlich: Computationi in alimentis faciendae hanc formam esse Ulpianus scribit, ut

a prima aetate usque ad annum vicesimum quantitas alimentorum triginta annorum computetur, ejusque quantitatis Falcidia praestetur:

ab annis vero viginti usque ad annum vicesimum quintum, annorum viginti octo:

ab annis viginti quinque usque ad annos triginta, annorum viginti quinque:

ab annis triginta usque ad annos triginta quinque, annorum viginti duo:

ab annis triginta quinque usque ad annos quadraginta, annorum viginti:

ab annis quadraginta usque ad annos quinquaginta (tot) annorum computatio fit, quot aetati ejus ad annum sexagesimum deerit, remisso uno anno:

ab anno vero quinquagesimo usque ad annum quinquagesimum quintum, annorum novem:

ab annis quinquaginta quinque usque ad annum sexagesimum, annorum septem;

ab annis sexaginta, cujuscunque aetatis sit, annorum quinque;

Eoque nos jure uti Ulpianus ait, et circa computationem ususfructus faciendam. Solitum est tamen *a prima aetate* usque ad annum trigesimum, computationem annorum triginta fieri:

ab *annis vero triginta*, tot annorum computationem iniri, quot ad annum sexagesimum deesse videntur, nunquam ergo amplius quam triginta annorum computatio initur. Sic denique, et si Reipublicae ususfructus legetur, sive simpliciter, sive ad ludos, triginta annorum computatio fit.

Uebrigens scheint es nicht ganz zu übersehen, daß diese so aufgestellte Berechnung der Lebensdauer aus den nicht besonders günstigen Zeiten von Sept. Severus und Caracalla stammt.

Wenn endlich in der obigen Tafel die Engländer in Bezug auf Lebensdauer am günstigsten dastehen, so dürfte dieses vielleicht einige Beachtung verdienen, denn wirklich scheint es, verwenden gerade die Engländer die größte Sorgfalt auf Uebung des Körpers.

15*

im J. 217	nach	Chr.	Geb.	die	Thermen	von	Antoninus Caracalla,
» » 230	»	»	»	»	»	»	Alexander Severus,
» » 245	»	»	»	»	»	»	Philippus,
» » 250	»	»	»	»	»	»	Decius,
» » 272	»	»	»	»	»	»	Aurelian,
» » 295	»	»	»	»	»	»	Diokletian,
» » 324	»	»	»	»	»	»	Konstantin;

was übrigens noch lange nicht alle in Rom befindlichen Gebäude dieser Art erschöpft, obschon billig hätte beygefügt werden sollen, daß z. B. Alexander Severus (wenigstens nach der allgemeinern Annahme) nur die schon vorhandenen Thermen des Nero mit neuen Bauwerken zierte, so wie die Thermen des Titus durch ähnliche Erweiterungen auch noch den Namen der Trajanischen und Hadrianischen bekamen, und es von Aurelian, nach der Stelle des Vopiscus, nicht gewiß ist, daß er den beabsichtigten Bau seiner Thermen auch wirklich ausgeführt habe: thermas in transtiberina regione Aurelianus facere paravit hyemales, quod aquae frigidioris copia illic deesset.

Herr Blouet, der sich mit Unterstützung des Königs in Rom befand, und dem in Folge dessen die Pflicht oblag, der Regierung den Plan eines antiken Gebäudes mit allen Ergänzungen, nach dessen ehemaligem Zustande, einzusenden, wurde durch die im J. 1824 Statt gehabten Nachgrabungen des Grafen Velo aus Vicenza auf die Thermen des Caracalla aufmerksam gemacht. Mit Benützung dieser Nachgrabungen und Hinzufügung neuer, auf Kosten der k französischen Akademie unternommener, fühlte sich Hr. Blouet in den Stand gesetzt, über den ehemaligen Zustand dieses Gebäudes, nach den genauesten Messungen und Vergleichungen, ein Werk aufzustellen, welches der Wirklichkeit so nahe kömmt als möglich, welches bey Beurtheilung ähnlicher Gebäudereste von der entschiedensten Nützlichkeit, und überhaupt ganz geeignet ist, von einem so großartigen, so weit ausgedehnten, aus so mannigfaltigen Theilen zusammengesetzten Ganzen eine lichtvolle, klare Ansicht zu geben. Der Hr. Verf. hat die Ergebnisse seiner mehrjährigen Arbeiten (von 1824 bis 1826) in dem vorliegenden Werke auf funfzehn großen, meisterhaft ausgeführten Platten zusammengestellt, für welche ihm gewiß von Jedem die vollste Anerkennung werden muß. Vor den Kupferplatten und nach der Widmung an die k. franz. Akademie und der kurzen préface kömmt eine introduction: des bains en général, wie eine, unten angesetzte Erklärung sagt, nicht von dem Verf. selbst, was wir gerne bemerken, da sie nichts

weniger, als ihrem Zwecke genügend erscheint. Es wird darin eine Fülle von Stellen der Klassiker und anderer Schriftsteller fast bey jedem Satze nachgewiesen, aber was soll aus einem, sonst rühmlichen Verfahren werden, wenn man den Satz: daß die Menschen ursprünglich sich in Flüssen und Bächen badeten, auch noch durch besondere Anführungen belegen zu müssen glaubt? ohne daß jedoch eine gleichmäßige feste Begründung dieser anfänglichen Aengstlichkeit entspräche. Hierauf kömmt vom Verf. die nähere Beschreibung der Thermen selbst*), darauf kurz und einfach, aber entsprechend die Erklärung der Kupferplatten. Diese sind:

I. **Monuments antiques provenant des thermes de Caracalla**, in Gestalt eines großen Titelblattes. Eine sehr ansprechende Zusammenstellung der vorzüglichsten, auf diesem Boden gefundenen Kunstwerke. Die kolossale Gruppe der von Amphion und Zethus an den Stier gebundenen Dirce, der Farnesische ruhende Herkules, die sogenannte Flora u. s. w., mehrere Badesitze aus Marmor u. dgl. Wie hier diese großartigen Gruppen, so zierten die kolossalen Pferdebändiger des Monte Cavallo einst die Thermen Konstantins.

II. **Vue générale perspective: état actuel et restauration.** Ein vortreffliches Blatt, ganz geeignet, den klarsten Ueberblick zu geben.

---

*) Wir heben daraus aus dem Abschnitte décoration folgende Stelle: La façade du côté de l'entrée, et les deux façades latérales du monument principal, étant en partie cachées par les constructions qui se trouvaient en avant, et par les plantations qui les environnaient. elles étaient seulement revêtues d'un enduit de stuc dont l'épaisseur moyenne est de 60 millimètres. Sur la façade du côté du xyste, on retrouve encore de grandes parties de sa décoration qui se composait d'un enduit de stuc, dans lequel étaient incrustées des mosaïques de verre de diverses couleurs. Les stucs et les mosaïques forment ensemble une épaisseur de 80 millimètres. Les colonnes qui décoraient cette façade étaient en granit rouge: ce qui est prouvé par la quantité de fragments de colonnes qui dernièrement ont été trouvés par le propriétaire du terrain.

L'ensemble de la décoration intérieure du monument principal se composait d'un revêtement de marbre, jusqu'à la hauteur de la naissance des voûtes. Les parties supérieures, ainsi que les voûtes elles-mêmes, étaient ornées de stucs et de mosaïques de verre de diverses couleurs; les colonnes, dont on a trouvé une grande quantité de fragments dans les dernières fouilles, étaient de granit rouge et gris, d'albâtre oriental, de porphyre et de jaune antique. Les revêtements étaient de porphyre rouge et vert, de serpentin vert, de vert africain, gris africain, jaune antique, de *porta santa*, de blanc veiné violet, appelé par les Italiens *pavonazzetto*, d'albâtre et de marbre blanc.

III. Plan général; wohl das entscheidendste Blatt des Ganzen, mit Inbegriff besonders der darauf bezüglichen Erklärungen.

IV. Monument principal: état actuel. plan et coupes des fouilles qui y ont été faites en 1824 et 1825; ein ungemein verdienstliches Blatt, besonders auch durch die Genauigkeit der beygefügten Angaben über die Ergebnisse der einzelnen Ausgrabungen.

V. Plan restauré: monument principal et quelques parties de l'enceinte; eine Folge des vorhergehenden Blattes; die vollkommene Ausführung nach den einzelnen aufgedeckten Spuren.

VI. VII. VIII. IX. X. XI. Façade principale: Façade sur le xyste: Coupe longitudinale: Coupe transversale: Coupe particulière sur la piscine: Coupe transversale überall état actuel et restauration; sechs vortreffliche Kupferplatten, welche das Gebäude nach allen Richtungen hin in dem gegenwärtigen Zustande und nach seinem ehemaligen Bestande darstellen.

XII. Fragments trouvés dans les fouilles; zum Theile sehr niedliche Bruchstücke.

XIII. XIV. Détails de construction et plan de constructions souterraines; Détails des mosaiques; das letztere Blatt mit aufgetragenen Farben.

XV. Vue perspective de la grande salle du milieu: état actuel et restauration. Ein vortreffliches Blatt, ganz geeignet, von der ehemaligen Pracht dieser Gebäude einen anschaulichen Begriff zu geben, in welcher Art z. B. die jetzige herrliche Kirche S. Maria degli Angioli, eine der größten Roms, ehemals bloß die Pinacotheca der Thermen Diokletians bildete, und erst von Papst Pius IV. durch Michel-Angelo zu heiligem Gebrauche verwendet, und dadurch gerettet und erhalten wurde. Wir hätten gewünscht, daß Hr. Blouet mit dem Talente, welches ihn auszeichnet, mehrere Zeichnungen solcher belebter innerer Ansichten im ehemaligen Zustande beygefügt hätte, um so mehr, als einige in den Thermen des Titus erhaltene Freskogemälde (in den bereits angeführten Camere esquiline, z. B. tav. 27. 45) hiezu Stoff und Musterbilder boten; eben so hätten wir eine Abbildung der übrigens freylich bekannten Münze von Alex. Severus (mit TR. P. V. COS. II. bey Eckhel Doctr. Num. vet. VI. S. 272) beygegeben gewünscht, wo eine Ansicht der Außenseite der Thermen mit ziemlicher Klarheit erscheint. Wir fügen schlüßlich den Wunsch bey, daß Hr. Bl. dem Werke eine allgemeine Einleitung von einem der vielen, mit Recht gepriesenen Pariser Archäologen vorgesetzt hätte, um so dem Gehalte der Kupferplatten und dem vollen, eigenen Verdienste, dem wir gerne die unbeschränkteste Anerkennung zollen, gehörig zu entsprechen. v. Steinbüchel.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LIII.

Uebersicht der vorzüglichsten schriftlichen Denkmäler älterer Zeiten bey den Serben und anderen Südslawen.

Von P. J. Schaffarik in Neusatz.

Seitdem der unsterbliche Pfleger und Leiter slawischer Sprachstudien, Abbé Jos. Dobrowsky, durch seine zahlreichen grammatischen Werke, und insbesondere durch seine klassischen Instit. linguae slav. dialecti veteris. Vindob. 1822. 8., für gründlicheres historisch-kritisches Studium der alten Kirchenmundart die Bahn gebrochen, hat auch das Bestreben, alte Handschriften und sonstige schriftliche Denkmäler dieses reichhaltigen Dialekts zu suchen, zu sammeln und der öffentlichen Benutzung zugänglich zu machen, unter den Slawen bedeutend zugenommen. Was in Folge dieses Eifers (nebst der freygebigen Mäcenatschaft des sel. Reichskanzlers, Grafen Rumänzow), in Rußland, in dessen unermeßlichen Gefilden, besonders seitdem es durch seine politische Macht der imposante Vormund aller Griechisch-Gläubigen geworden, verhältnißmäßig weit zahlreichere Schrift- und Sprachdenkmäler, als in den Ländern des alten Illyrikum und Thraciens, dem Zahne der Zeit oder den Verheerungen der Barbaren entronnen sind, von Männern, wie Wostokow, Kalajdowitsch, Köppen, Strojew, Baron Rosenkampf, Peninsky u. m. a., für die altslawische Kirchensprache durch Herausgabe oder Beschreibung alter schriftlicher Denkmäler Rühmliches geleistet worden, ist den Freunden dieser Art Studien nicht unbekannt. Wenn bey den Südslawen, bey denen Cyrills und Methods liturgische Sprache die ersten und schönsten Früchte trug, in dieser Hinsicht bis jetzt weniger geschehen ist, so liegt dieß in der Natur der Verhältnisse, die nicht die Kraft einzelner noch so hoch begabter Männer, sondern nur das Walten des Schicksals im Völkerleben und im Laufe der Jahrhunderte umstalten kann, wie es sie auch gestaltet hat.

Um dem dringenden Wunsche meines Freundes K***, und dadurch zugleich, wie ich mir schmeichle, dem Wunsche mehrerer von gleich reinem Eifer für die Wissenschaft beseelten Männer entgegen zu kommen, übergebe ich hiermit dem literarischen Publikum vorliegende Uebersicht einiger alten Sprachdenkmäler bey den Serben und andern Südslawen, wie ich sie in amts- und geschäftsfreyen Stunden ursprünglich zum Behufe meiner Privatstudien niedergeschrieben habe. Es ist überflüssig, weitläuftige Erklärungen über ihre Einrichtung zu geben. In den serbischen Klöstern meiner Umgebung, in Südungern und Slawonien, mögen sich nach einem leichten Ueberschlage gegen funfzehnhundert cyrillische Handschriften befinden. Sie alle systematisch und regelrecht zu recensiren, lag weder in meinem Zwecke, noch in meinen Kräften.

Was ich in Zukunft an interessanten schriftlichen Denkmälern entdecken werde, gedenke ich in einem zweyten, diesem ähnlichen Artikel dereinst nachzuliefern. Aus wichtigen Gründen, vorzüglich um die Aufmerksamkeit künftiger Reisenden und Forscher darauf zu lenken, habe ich mehrere serbische Sprachdenkmäler in fremden Ländern und aus fremden Citaten, mit Angabe der Quellen, mit angeführt, ohne jedoch im mindesten eine vollständige Aufzählung aller von Dobrowsky, Kalajdowitsch, Köppen, Wuk Steph. Karadschitsch, Magaraschewitsch u. a. beschriebenen, zum Theil durch halb Europa zerstreuten, zum Theil sehr unerheblichen serbischen Handschriften zu beabsichtigen. Was ich aus eigener Anschauung kenne, habe ich, nach Maßgabe des literarischen Werthes, bald vollständiger charakterisirt, bald nur namhaft gemacht, und dabey sorgfältig gesucht, Fehler und Verwirrung zu vermeiden. Vorzüglich war ich bemüht, bey der Bestimmung des Alters der Handschriften mit besonnener Behutsamkeit zu verfahren. Der Billige wird des großen Paläographen, Kopp, Ausspruch, daß die Bestimmung des Alters der Handschriften bloß nach paläographischen Kennzeichen, in Ermanglung anderer Daten, immer problematisch sey, nicht vergessen, und fern vom Unglauben wie vom Ueberglauben, sich mit Wahrscheinlichkeit begnügen, wo mathematische Evidenz unmöglich ist.

Möchte doch Wenelin's, dem Vernehmen nach im Auftrage der russischen Akademie unternommene, neueste literarische Reise nach Bulgarien und Macedonien von besserem Erfolge für slawische Sprach- und Alterthumskunde gekrönt werden, als um 1760 Raitsch's fruchtloser Ausflug nach Chilandar! Auch ich nährte lange den sehnlichsten Wunsch, dieses Wiegenland der griechisch-slawischen Sprachkultur forschend durchzureisen, wenn einst dessen völlige Pacifikation den Erfolg solcher Unternehmung sicherte. Da indeß der Regenbogen, der sich über dem *Hämus* zu wölben schien, auch wiederum völlig verschwand, ohne daß *die Friedenssonne* aufgegangen wäre, so muß ich meine frommen Wünsche auf glückliche Zukunft und glücklichere Nachfolger übertragen, zufrieden, in den meinem Wohnorte näher liegenden Gegenden dürftige Aehrenlese für meine und der Freunde Sprachstudien halten zu können.

I. Aufschriften.

Indem ich das Wort Aufschrift, inscriptio, ἐπιγραφή, im weitesten Sinne nehme, stelle ich in diese Klasse alle schriftlichen Denkmäler, die nicht gerade Aufsätze auf Pergament oder Papier enthalten. Namentlich zähle ich hieher alle eingegrabenen, geschriebenen, gemalten oder gestickten Inskriptionen auf Gebäuden, Steinen, Münzen, Kronen, Fahnen, Kelchen, Schalen, Glocken, Sigillen, Löffeln, Tüchern und sonstigen Geräthschaften, dieselben mögen nun die Bestimmung dieser Sachen oder auch etwas anderes andeuten. Der slawische Paläograph darf hoffen, sehr schätzbare Denkmäler dieser Art bey den serbischen Kirchen und Klöstern sowohl in mehreren Provinzen Oesterreichs, als auch in der Türkey anzutreffen. Ich zweifle gar nicht, daß sich bey sorgfältiger Untersuchung mehrere finden werden, die zum mindesten bis ins zwölfte Jahrhundert hinaufreichen mögen. Da mein eigentlicher Zweck beym Sammeln slawischer Schriftdenkmäler von dem des Paläographen verschieden ist, und da ich bis jetzt, besonders in den frühern Jahren, Inskriptionen, die nur einzelne Worte oder kurze Sentenzen darbieten, fast gar nicht beachtet habe, so ist mein gegenwärtiger Bericht darüber sehr unvollständig. Einige der hieher gehörigen Denkmäler befinden sich

auch im Auslande, und sind zum Theil von ausländischen Schriftstellern bereits beschrieben.

1. Inschriften auf serbischen Münzen, angeblich seit Muntimir (880—900), und mit Gewißheit seit Wladislaw (1230) bis gegen 1450.

Eine Abbildung mehrerer altserbischer Münzen mit slawischen Aufschriften findet man in D. Dawidowitsch's Zabawnik, Wien 1821. 12. (vier Münzen auf einer Tafel), und in dem Ljetopis srbsky, Jahrg. 1826, Heft 1—4 (zwölf Münzen auf vier Tafeln). Doch kommen zwey schon von Dawidowitsch gelieferte Münzen auch in dem Ljetopis vor, und ein paar Münzen haben lateinische Aufschriften. In dem kais. Antikenkabinett in Wien soll sich unter den 33 dort aufbewahrten serbischen Münzen auch eine von Muntimir (880—900) befinden, was aber noch ungewiß ist. Von den in dem Ljetopis abgebildeten ist die älteste lesbare von Wladislaw (1230—1237); die von Stephan mit lateinischer Inschrift sind noch nicht bestimmt. Auch was Pejacsewich in s. Hist. Serv. p. 191 ss. über serbische Münzen sagt, verdient verglichen zu werden. Zanetti de numis regum Mysiae ap. Argelati de mon. Italiae app. p. 17, kenne ich nicht. Unter dem Nachlasse M. P. Katancsich's befindet sich ein Aufsatz: »Denarius Banalis Cyrilli charactere insignis, 10 paragraphis illustratus,« im Besitze der kön Universitätsbuchdruckerey in Ofen. In Rußland kennt man bis jetzt Münzen mit slawischer Inschrift von Wladimir (980—1015), und andere mit den Buchstaben ....леднр, die man für bulgarisch oder serbisch hält. P. Köppen über Alterth. u. Kunst in Rußland. 1822. 8. S. 14. Eb. Spisok ruskim pamjatn. 1822. 8.

2. Inschrift auf dem gestickten Beutel, angeblich St. Stephans, Königs von Ungern (997—1038), in der geistlichen Schatzkammer der Wiener Hofkirche.

Daß dieser mit Gold und Perlen gestickte, unter und zwischen den Bildnissen des Erlösers, einiger Erzengel, Engel, Propheten und Heiligen die abgekürzten Namen derselben und zwey kurze Verse aus der h. Schrift enthaltende Beutel jemals dem St. Stephan gehörte, ist nur eine Tradition. Abgebildet und beschrieben ist derselbe bey J. Kaprossy's ungr. Predigt auf St. Stephan: Szent-István erszényének formája, Wien 1825. 8., und von G. C. Rumy in der Iris, Pesth 1826, Jan., Nr. 2. Nach der mir vorliegrnden Kopie scheint mir der Beutel mit den Inskriptionen einer viel jüngern Periode anzugehören, worüber ich jedoch nicht entscheiden will.

3. Inschrift auf der Wand der Mariahimmelfahrtskirche im Kl. Studenitza in Serbien, unter dem Großshupan Nemanja in Marmor eingegraben, zw. den J. 1160—1195.

Der h. Sawa erwähnt in seiner, um 1210 verfaßten Biographie des h. Symeon (vgl. Nr. 71) dieser Inschrift, die noch 1619 vorhanden gewesen zu seyn scheint; ob auch jetzt, kann ich zur Zeit weder bejahen noch verneinen.

4. Inschrift auf der innern Wand des Kirchenthurmes im Kl. Shitscha in Serbien, zw. 1222—1236.

1*

Diese überaus merkwürdige Inschrift ist mit großer cyrillischer Quadratschrift in Marmor am Eingange in die Kirche eingegraben. Hr. Dawidowitsch besuchte im Jahre 1822 das nun verfallene Metropolitankloster (nur uneigentlich Patriarscija genannt, weil schon der erste serbische Patriarch Shitscha verließ, und seinen beständigen Sitz in Ipek nahm), beschrieb es, und kopirte die Inschrift aufs genaueste. Der verstorbene Prof. G. Magaraschewitsch ließ Beschreibung und Kopie der Inskription sammt der Abbildung der Kirche in dem Ljetopis, Ofen 1828, Heft 2, S. 9—22 abdrucken, wobey sich aber zahlreiche, sehr arge Lese= und Druckfehler eingeschlichen haben. Auch J. Wuitsch lieferte in s. Putescestvije po Serbii, Ofen 1828. 8 S. 147—154, eine sehr unkorrekte, durch willkürliche Aenderung der alten Orthographie vollends unbrauchbare Abschrift derselben. Die Inschrift enthält die Stiftungsurkunde des Kl. Shitscha vom König Stephan I. und einen etwas spätern Schenkungsbrief desselben Königs, ist aber leider nicht mehr ganz zu lesen, indem der untere Theil des Marmors sehr gelitten hat. Ich setze ihre Eingrabung in die Jahre 1222—1236, weil 1) die Schriftzüge und die Orthographie ganz dieser Periode angehören, noch überall ein rundes Ү, М (für ч, м) u. s. w; 2) weil es alte serbische Sitte war, die Stiftungsurkunden der Klöster in marmorne Tafeln einzugraben, wie dieß der h. Sawa vom Kl. Studenitza ausdrücklich berichtet, und es demnach sehr wahrscheinlich ist, daß der h. Sawa selbst durch Eingrabung dieser Diplome die Stiftung seiner geliebten Hauptlandeskirche verewigen, und ihren Flor sichern wollte; 6) weil seit 1339, als die Patriarchen ihren Sitz nach Ipek verlegten, das Kloster bereits zu verfallen anfing, welches nun seit ein paar Jahrhunderten in Ruinen liegt, so daß an ein späteres Eingraben nicht zu denken ist; 4) weil die jüngern Inskriptionen bey den Malereyen im Innern der Kirche, z. B. König Radoslaw und Stephan Urosch der Große, nicht dagegen sind, indem nach Daniels Chronik die Kirche von mehreren nachfolgenden Erzbischöfen fort und fort mit Malereyen verziert wurde; 5) weil auch gemeine Serbismen, wie sie darin vorkommen, kein Beweis eines jüngeren Alters seyn können, indem das Serbische bey den aus Dioklea stammenden Nemaniden im zwölften bis dreyzehnten Jahrhundert durch das Kirchenslawische noch weit weniger verdrängt war, als später herab; 6) weil der Ausdruck: »h. Sawa,« nicht den serbischen Erzbischof, sondern den hierosolymitanischen Abt bezeichnet, indem die Gebrüder Kg. Stephan und Erzb. Sawa absichtlich zwey mit ihnen gleichnamige Heilige anführen (übrigens hieß der serbische Sawa schon bey Lebzeiten Swety ot'c Sawa; der h. Stephan kommt aber, als Landespatron, auf den ältesten serbischen Münzen vor) u. s w. Außer dieser Inschrift, von der ich ein Facsimile en miniature besitze, sollten vor allem die Bildnisse der Könige und der zahlreichen Bojaren des altserbischen Kostumes wegen aufs sorgfältigste kopirt werden. Aber bis dafür serbische Mäcene geboren werden, wird die zerfallene Kirche bis auf die Grundsteine wohl längst verschwunden seyn? Wie eine so lange Inschrift auf den kleinen Raum von einigen Marmortafeln aufgetragen werden konnte, wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß die Schrift so künstlich durch Ineinander=, Ueber=einander= und Untereinanderschreiben der Buchstaben zusammengezogen ist, daß oft eine einzige Figur ein ganzes langes Wort ausmacht. Hr. Kalajdowitsch führt in s. Joann Exarch zwey Muster einer ähnlichen verschlungenen Schrift an, deren eins aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts ist. Taf. VI. Nr. 12, 13.

5. Inschriften auf Sigillen serbischer Shupane, Könige und Fürsten, seit der Mitte des zwölften, bis Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

Schon vor Nemanja's Zeiten waren die in Serbien bestehenden Hauptkirchen und Klöster mit Stift= und Schenkungsbriefen versehen, die von den goldenen hängenden Siegeln den Namen Chrysobullen, serbisch »zlatopecsatnyje powoli,« führten. Auch Nemanja verlieh den von ihm gegründeten Klöstern 1160—1195 solche Chrysobullen, wie ihm dieß der h. Sawa nachrühmt. Wahrscheinlich hatten die Sigille dieser Urkunden auch Inschriften, allein alle diese alten Originalien liegen entweder noch im Verborgenen, oder sind bereits längst zu Grunde gegangen. Von dem Großshupan Stephan I. (1195—1221) ist ein Sigill mit griechischer Inschrift bekannt. Jo. Lucius de regno Dalm. Vindob. 1758. Fol. p 247. Engel Gesch. v. Serb. 212. Die ältesten mir bekannten Sigillen mit slawischer Umschrift sind bey folgenden Urkunden: 1) Tzar Stephan Duschan 1348 (Nr. 31); 2) Fürst Wlk Brankowitsch 1371 (Nr. 32); 3) Fürst Lazar 1381 (Nr. 35); von demselben ist auch ein Siegelstempel mit der Jahrzahl 1374 bekannt (vgl. Nr. 35); 4) Fürst Georg Brankowitsch 1449, bey einem in dem kais. Staatsarchive in Wien aufbewahrten, ohne Zweifel lateinischen Diplome, abgebildet in M. Schimek's Gesch. v. Bosn. Wien 1787. 8. S. 123 und Taf. II; 5) Fürst Joann 1496 (Nr. 44).

6. Das goldene, eine Partikel des h. Kreuzes enthaltende, mit Edelsteinen verzierte Kreuz der Königin Helena, zw. 1273—1314, ehedem angeblich in der kais. geistlichen Schatzkammer bey der Wiener Hofkirche.

Der gelehrte Abt Fr. Xav. Baron Pejacsevich machte in s. interessanten Historia Serviae, Colocsae 1799. Fol. p. 215—216, eine ihm zugekommene, leider ungenaue, und wegen Umsetzung der cyrillischen Buchstaben in lateinische fast unbrauchbare Kopie der Inschrift dieses Kreuzes bekannt. Darnach verfertigte Engel seine deutsche Uebersetzung: Gesch. v Serbien, Halle 1801. 4 S. 232. Die Königin Helena, fränkischer Abkunft (»roda fruzs'skago,« also nicht nothwendig Französin, nach einigen Chronisten, namentlich den Annalen 1503 in der Handschrift Nr. 65, eine ungrische Prinzessin, nach andern die Tochter des Kaisers Balduin II, 1228—1272), Gemahlin Königs Stephan III. Urosch des Großen (1241—1272), eine in der serbischen Geschichte sehr interessante Person (starb um 1314), schenkte dieses Kreuz dem Kl. Sopotjani, wo ihr Gatte begraben lag. Wie dasselbe nach Wien gekommen, von wo Pejacsevich eine Abschrift erhalten zu haben vorgibt, wo sich aber nach den neuesten sorgfältigen Nachforschungen des Herrn Kopitar weder das Kreuz selbst, noch auch nur die leiseste Spur eines Andenkens desselben vorfindet, ist völlig unbekannt; denn Pejacsevich's Muthmaßung, daß es von Brankowitsch um 1439 in den ungrischen Kronschatz und von da nach Wien abgeliefert worden, ist durchaus unstatthaft. Alles wohl erwogen, und Milliscich's Zeugniß von einem ähnlichen Kreuze zu Ragusa mit dem Zeugnisse Pejacsevich's verglichen, halte ich das Ragusaner Kreuz mit dem Wiener für identisch. Demnach hätten dasselbe die Türken aus Mileschewa geraubt, und an Nikolaus Boscovich verkauft, durch dessen Sohn Natalis es in die Jesuitenkirche in Ragusa kam, wo es sich auch 1765—1773, als Milliscich schrieb, befand;

von da wäre es, nach Aufhebung des Jesuiterordens, im J. 1773 oder 1774 durch den Ragusinischen Gesandten Gondola mit dem Kleide des Königs St. Stephan und andern Antiquitäten als Geschenk nach Wien gewandert (Engel Gesch. v. Ragusa, S. 266), wo es aufbewahrt wurde, als Pejacsevich seine Geschichte verfaßte, zw. 1774 — 1781. Vgl. Pejacsevich l. c. *M. Millisoich* syllabus ecclesiae. Ipek. in *Pray* Hierarchia Hungar. Pos. 1779. T. II. p. 439 ss. Engel III. 172.

7. Inschrift auf einem silbernen Löffel der (Königin?) Helena, ungewiß, ob der serbischen Helena 1242 — 1314, o. J.

Eine Erwähnung und zum Theil Erklärung dieser Inschrift findet man in *F. A. Knittel* Ulphilae Ep. Pauli ad Roman. Brunsv. 1761. 4., und F. K. Alter philol. krit. Miscellaneen, Wien 1799. 8. S. 70. Die serbische Geschichte kennt mehrere Fürstinnen Helena. Nach dem Abdrucke bey Alter möchte ich jedoch eher auf einen russischen Ursprung rathen.

8. Das seidene, mit Gold gestickte Leichentuch, womit die Königin Militza den Körper des h. Lazar bedeckte, vom J. 1392 — 1406, im Kl. Wrdnik in Sirmien.

Noch im frischen Andenken sind mir die Tage (5. — 6. Sept. 1829), wo ich die lange rührende Inschrift dieses von den Chroniken erwähnten und von mir glücklich wieder entdeckten Leichentuchs, in einer kleinen finstern Kammer, mitten zwischen alten Särgen von duftendem Cypressenholz und halbverfaulten Bücher- und Handschriftenstößen, beym spärlichen Lichte eines kleinen Fensterlochs und unter dem Gemurmel eines vorbeyrieselnden Bächleins (damals fast dem einzigen lautbaren Lebenszeichen in dem sehr romantisch gelegenen Kloster) facsimile-artig kopirte. Der seidene dunkelrothe Stoff des gegen 1 1/4 Elle langen und etwas über 3/4 Ellen breiten, mit einem andern, ebenfalls rothen seidenen Zeuge gefütterten Leichentuchs ist, die mit goldgestickten Blumen verzierten Ränder ausgenommen, im innern Raume durchgängig mit künstlich zusammengezogener Schrift bedeckt. Die Stickerey ist nach Art und Weise der auf Kartenblatt: drey parallele Goldfäden sind hinüber und herüber gelegt, und mit einem seidenen Faden auf die Oberfläche des Stoffes angenäht. Die Königin Militza, bekanntlich gegen das Ende ihres Lebens Nonne (1392; st. 1406), nach einigen unter dem Namen Eugenia, hier aber sich selbst Euphemia nennend, empfiehlt sich und ihre zwey Sohne, die Knesen Stephan und Wlk, der himmlischen Fürbitte ihres Gemahls, des h. Lazar, und fleht um göttlichen Beystand wider die innern und äußern Drangsale, wider Türken und Empörer. Die Schlußworte: »Efimia usr'dno prinosit sija tebje, swety,« stehen zwar im Widerspruch mit den traditionellen Namen Militza und Eugenia: allein man muß bedenken: 1) daß landesfürstliche Personen in Serbien von altersher aus verkehrter Mode zwey Namen zu führen pflegten, einen serbischen Hausnamen und einen griechischen Putznamen; und 2) daß Militza's Nonnenname Eugenia nichts weniger als erwiesen ist. Gegen die Echtheit des im Ganzen noch ziemlich gut erhaltenen Leichentuches darf nicht der mindeste Zweifel obwalten.

9. Inschrift auf einem Denkstein in der Ebene Kossowo, vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Eine Abschrift dieser Inskription fand ich in einem Kodex aus dem funfzehnten Jahrhundert (Nr. 65). Dieselbe soll auf einer marmornen Säule in der Ebene Koßowo »na stl'pu mramorjenu na Kosowu« zum Andenken des daselbst am 15. Juny 1389 gefallenen Fürsten Lazar eingegraben gewesen seyn. Ob der Denkstein noch vorhanden, darüber fehlen mir alle Nachrichten.

10. Der Leichenstein des serbischen Fürsten Stephan Lazarewitsch (st. den 19. July 1427), bey dem Dorfe Dr'wenglawe in Serbien.

Hr. Wuk Steph. Karadschitsch beschrieb diesen Leichenstein, und ließ die Inschrift ziemlich genau abdrucken in s. Danica, Ofen 1826. 12. S. 37 — 40. Ich habe von diesem Epitaphium ein von Hrn. Gasparowitsch verfertigtes Facsimile en miniature vor mir, und vermisse darnach bey dem Abdrucke einige schwer zu lesende Zeilen mit den Namen des Georg Zagurowikj und pop Wl'ksca (so glaube ich lesen zu müssen), welche den Leichenstein setzen ließen. Er gehört in die erste Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, da er noch Ꙁ statt S hat. Fürst Stephan wird in den serbischen Annalen Nr. 65 als ein großer Bücherfreund, der sich viel mit Schreiben und Uebersetzen aus dem Griechischen beschäftigte, gerühmt: »i mnoga pisanija prjewede ot gr'es'skyich pisanii, pacse injech prjezsde bywscich togo.«

11. Der Leichenstein der Königin Katharina von Bosnien (st. den 25. Okt. 1478), Gemahlin des Königs Stephan Thomas, »in aede Mariana Arae coeli« in Rom.

Die Inschrift dieses, auf Befehl des Papstes Sixtus IV. der Königin gesetzten Leichensteins ist seit dem Krainer Bororizh und dem Ragusaner Mauro Orbini bis auf den Slavonier Csevapovich herab von vielen besprochen worden. Sie ist lateinisch und cyrillisch, nicht, wie Engel irrig angibt, glagolitisch. Pejacsevich p. 418 führt den, auch in *Bombardi* Topogr. Regni Hung. Viennae 1718. 4. p. 262 — 263, und in *Lambecius* Bibl. Vind. L. I. c. 92 abgedruckten slawischen Text nach Mauro Orbini an; viel richtiger ist derselbe in *M. P. Katancsich* Comm. de Istro, Budae 1798. 4. p 279 abgedruckt und erklärt. Vergl. auch Engel Gesch. von Serbien, S. 421 — 422.

Glagolitische Inschriften sind wohl eine Seltenheit; doch wurden Herrn A. v. Steinbüchel in Wien mehrere eingesendet, worunter eine, mir aus brieflicher Erwähnung des Hrn. Kopitar bekannt gewordene, vom J. 1634.

12. Das mit Perlen und Edelsteinen verzierte Meßgewand, welches die Fürstin Angelina für den Körper des h. Johannes Eleemosynarius verfertigte, zw. 1461 — 1490, in der Kollegiatkirche zum St. Martin in Preßburg.

Einen Abdruck der Inskription dieses Leichengewands findet man in *M. P. Katancsich* Commentatio de Istro p. 280 mit folgender Berufung auf die Quelle: »Adducam Epigraphen, cujus Draskowich Georgius, Quinqueecclesiarum episcopus, de translatione corporis S. Joannis Eleemosynarii agens, hac oratione meminit (ap.

auct. Vit. dd. Hung. ex Bolland. ad XXIII. Jan. p. 68): in veste sacra, quam planetam vulgo appellant, scapulari praeterea, lingua illyrica et characteribus cyrillicis, minutissimarum gemmarum contextu efformatis, haec verba leguntur etc.« Der Name der h. Angelina, Tochter des Georg Arianita Komnenus, Dynasten in Albanien und Gemahlin des Fürsten Stephan Djurdjewitsch, verdient auch von dem slawischen Literaturfreund mit Achtung genannt zu werden: die meisten, schönsten und ältesten Handschriften im Kl. Kruschedol u. s. w. rühren aus ihrer Sammlung her, und sind mit eigenhändigen Notaten von ihr versehen. Indem sie den Titel einer »Despina« (δεσποινα, das fem. von δεσπότης), wie sie sich in der Inschrift nennt, nur seit dem J. 1461 führen konnte, der Körper des Heiligen aber von einem türkischen Sultan (Mohammed II. oder Bajezid II. ?) dem 1490 verstorbenen König Mathias Corvinus zum Geschenk zugeschickt worden, so läßt sich darnach ungefähr die Zeitperiode bestimmen, in welche diese Inschrift fällt. Vgl. auch Dawidowitsch's Zabawnik. 1821. S. 117, 123. Nach einem handschriftlichen Prolog soll die h. Angelina ihre beyden Sohne überlebt haben, und kurz nach dem Tode Maxim's (1516) gestorben seyn.

13. Inschrift auf einem Leichenstein vom J. 7000 (1492).

Eine Abschrift dieser kurzen Inschrift verdanke ich der Güte Sr. Excellenz des Herrn Karlowitzer Erzbischofs und Metropoliten, Stephan Stratimirowitsch von Kulpin, ohne über den Fundort des Leichensteins dießmal bestimmte Auskunft geben zu können.

14. Panagiar mit Inschriften (aus Holz geschnittene, in silbernen Kapseln aufbewahrte Heiligenbilder, über welchen in den Klöstern nach dem Mittagsmahle gebetet wird), von dem Exarchen Sylvester dem Kl. Moratscha geschenkt, aus dem funfzehnten Jahrh., im Kl. Kruschedol in Sirmien.

15. Zwey reich verzierte und mit Inschriften aus Perlenreihen bedeckte Mitren (Bischofsmützen), angeblich der serbischen Fürsten Maxim und Johann, im Kl. Kruschedol.

Die stark beschädigten und sehr verzogenen Inschriften dieser zwey Mitren habe ich bey meinem neuesten Besuche des Kl. Kruschedol wegen der Kürze der Zeit nicht bequem durchlesen können, weßhalb ich über das Alter derselben nichts Bestimmtes sagen kann.

16. Die Inschrift auf den von massivem Silber gearbeiteten, vergoldeten und mit Heiligenbildern bedeckten Tafeln, mit welchen die Deckel des Prachtevangeliums des Erzbischofs Maxim vom J. 1514 (Nr. 56) belegt sind, im Kl. Kruschedol.

Dieses schöne Kunstwerk verfertigte der Goldarbeiter (zlatar) Peter Smederewitsch in Groß=Becskerek, unter dem Kruschedoler Igumen Sylvester. Das Silber wiegt 1450 Drachmen oder 11 Pf. 10½ Loth.

17. Phelon (Meßrock) mit Perleninschrift, von der Frau Despina, Gemahlin des Wojewoden Njegoje, im J. 7027 (1519), im Kl. Kruschedol.

Despina ist hier der in Serbien ehedem und jetzt gebräuchliche Name der Wojewodin.

18. Inschrift auf der silbernen, vergoldeten Trinkschale des Igumen Dionysius für das Kloster Rawanitza in Serbien, vom J. 7031 (1523), im Kl. Kruschedol.

Diese massive, in Smederewo gearbeitete, mit verschiedenen Figuren, als Elephanten, Löwen, Affen, Hündchen, Vögeln u. s. w., bedeckte Schale hat die sonderbare Gestalt eines Kahnes, und ist an beyden Endspitzen mit kleinen Handhaben versehen. — Einen viel älteren, ohne Zweifel vom h. Lazar herrührenden silbernen, stark vergoldeten Trinkbecher, mit der später eingegrabenen arabischen Jahrzahl 1389, sah ich im Kloster Wrdnik. Eben daselbst ist auch ein schönes silbernes Modell des Kl. Rawanitza und ein Kelch, zwar mit Inschriften, doch aus späterer Zeit (1705 und 1692).

19. Inschrift auf einer großen silbernen, vergoldeten Schale vom J. 7067 (1559), im Kl. Kuweshdin in Sirmien.

20. Nabedr'nik (ὑπογονάτιον, ein viereckiges Stück Zeug, mit Heiligenbildern, welches die Oberpriester während der Messe an der Seite tragen), mit goldgestickter Inschrift, vom Lipower Metropoliten Daniel, im J. 7071 (1563), im Kl. Kruschedol.

21. Inschrift auf der, mit dreyzehn silbernen, vergoldeten Reifen, Perlen und Steinen reich verzierten Mitra (Bischofsmütze) des Belgrader und Sirmier Bischofs Joachim, vom J. 7115 (1607), im Kl. Kruschedol.

22. Panagiar mit Inschrift, vom Bischof Euthymius, o. J., im Kl. Kruschedol.

23. Inschrift auf einem großen silbernen, ganz vergoldeten und reich verzierten Kreuz des Belgrader Metropoliten Hadschi Hilarion, vom J. 7158, n. Chr. 1650, im Kl. Kruschedol.

Die Jahrzahl ist dreymal ausgedrückt: ҂ⰸⱃⰻⰻ. ⰰⱈⰻ. 165. (sic, ohne Zerus).

24. Panagiar mit Inschrift, von dem eben genannten Metropoliten Hadschi Hilarion, vom J. 1652, im Kl. Kruschedol.

25. Inschrift auf der silbernen, vergoldeten, mit Edelsteinen verzierten und mit Heiligenbildern bedeckten Ripida (Scheibe, von den Ministranten während der Liturgie an einer Stange getragen), von dem eben genannten Metropoliten Hadschi Hilarion, vom J. 1664, im Kl. Kruschedol.

II. Urkunden.

Bulgarien, Serbien und Bosnien waren einst reich an Urkunden aller Art, vorzüglich an Stiftungs= und Schenkungsbriefen für Klöster und Kirchen. Viele derselben mögen bis ins neunte und zehnte Jahrhundert zurück gereicht haben, die nun wohl in den vielen Kriegen und Drangsalen aller Art, welche diese Provinzen heimgesucht haben, sämmtlich zu Grunde gegangen sind. Reichlicher dürfte die Ausbeute an

Diplomen aus dem dreyzehnten bis funfzehnten Jahrhunderte seyn, die sich ein künftiger slawischer Philolog oder Historiker aus diesen Ländern versprechen mag. Nur weniges davon wurde nach Oesterreich und andern Staaten herübergerettet; das meiste, was noch vorhanden ist, modert in den Klöstern des Ril, Schar und anderer Gebirge. Das uralte bulgarische Kloster Zograph auf dem Athos, ein Chilandar der Bulgaren, der h. Joann Rilsky auf dem Orbelus u. s. w. sind, nach der Aussage sachkundiger Eingebornen, reichhaltige Archive der Chrysobullen bulgarischer Könige. Beachtenswerth sind in dieser Hinsicht auch die Worte des Patriarchen von Bulgarien **Euthymius** im Leben der h. Petka: »Joann Asjen (1210—1241), syn strarago Carja Asjena, postawi mitropolity i episkopy swjetlje i blagocs'stiwje, jakozse swjetli jego chrysowuli w slawnjej Lawrje swetyje gory i Protatje otkr'wenom swjet'jetel'stwujut licem.« Dalmatien, Kroatien und Serbien (?), dessen slawische Einwohner schon unter Heraklius (610—641) durch (lateinische) aus Rom berufene Priester bekehrt wurden (*Const. Porphyr.* de Adm. Imp. c. 31), haben einige lateinische Diplome aus dem neunten Jahrhunderte mit zahlreichen slawischen Eigennamen aufzuweisen. Aber schon in den Jahren 867—870 fand die durch Cyrills und Methods Bemühungen eingerichtete, und in Pannonien und Bulgarien eingeführte slawische Liturgie auch unter den Serben und Chorwaten Eingang, und Ks. Basilius der Macedonier, selbst ein geborner Slawe (vgl. Kopitars Beweis in diesen Jahrb. XLVI. Bd. S. 83), schickte slawische *) Priester aus Konstantinopel nach Illyrikum (*Const. Porph.* de Adm. Imp. c. 29. Vita Basilii n, 54). Von der Zeit an wurde auch in Serbien und Bosnien der Gebrauch der slawischen Sprache in schriftlichen Urkunden und Verhandlungen überwiegend. Serbien hatte schon vor den Nemaniden Bischöfe, Klöster, Kirchen u. s. w., deren Namen zum Theil von gleichzeitigen Schriftstellern genannt werden; sollten wohl nirgends mehr schriftliche Denkmäler aus dieser Zeit vorhanden seyn? Die Zahl der unter den Nemaniden gestifteten und mit Chrysobullen versehenen Klöster ist bedeutend groß. Nemanja, geb. 1114, Großshupan 1159, Mönch 1195, st. 1200, gründete das Kl. des h. Nikolaus zu Topliza, der h. Jungfrau Maria ebenfalls zu Topliza, des h. Georg zu Rassa (hzt. Djurdjewi stupowi bey Nowypazar) und der Himmelfahrt Mariä zu Studeniza. Gemeinschaftlich mit seinem Sohne, dem h. Sawa, erbaute er Chilandar 1197—1198; die Stiftungsurkunde ist wahrscheinlich in Chilandar noch vorhanden. Letzterer richtete mit seinem Bruder, Kg. Stephan, in Serbien acht Bisthümer (nach andern zwölf) ein, und schuf das Kl. Shitscha in den Sitz des Landerzbischofs um (1222). Auch die Brüder Nemanja's stifteten mehrere Klöster. Unter den Nachfolgern Stephans I. baueten, nur um die merkwürdigsten Klöster zu nennen, Wladislaw das Kl. Mileschewa um 1232, Urosch der Große das Kl. Sopotjani zw. 1242—1275, Milutin 1275—1321 richtete funfzehn Landbisthümer und vierzehn mit Igumenen versehene

*) Von Priestern überhaupt, also wohl nur griechischen, nicht aber slawischen, spricht die Quelle; so wie sie unter Heraklius nur von presbyteris Romā accersitis meldet. In beyden Stellen also sind Priester zu verstehen, wie sie an Ort und Stelle zu haben waren. Slawische hätte K. Basilius in Kroatien selbst genug gefunden. Schickt Konstantinopel doch bis auf diese Stunde noch meist nur Griechen zu den Albanesen, Walachen, Serben und Bulgaren dieser Gegenden! S. Selitsch's Selbstbiographie.

Anm. v. Kopitar.

Hauptklöster ein, Stephan Detschansky gründete das berühmte Kl. Detschani zw. 1321—1336 (des Diploms erwähnt Daniel in s. Rodoslow), Stephan Duschan eiferte in kirchlichen Stiftungen seinen Vorfahren nach u. s. w. Dieß alles geschah mittelst Chrysobullen, deren ausdrückliche Erwähnung daher bey den alten Chronisten äußerst häufig vorkommt. Viele derselben wurden in den Klöstern und Kirchen auf marmorne Tafeln eingegraben. Die Inschrift zu Shitscha ist ein sprechendes Beyspiel solcher eingegrabenen Chrysobullen von Stephan I.; und in dem Kruschedoler Matthäus Wlastares vom J. 1453 (Nr. 105) fand ich dürftige Excerpte mehrerer Urkunden des h. Sawa, Königs Stephan I. und Königs Milutin. Von den Donationsurkunden alter serbischer Familien und von den Freybriefen der Städte, von denen in Stephan Duschan's Gesetzbuche so oft Meldung geschieht, und die noch zahlreicher, als jene obigen, gewesen seyn müssen, will ich hier gar nicht reden. Wohl liegen die meisten Klöster aus dieser Periode bereits in Trümmern; einige schriftliche Denkmäler sind auch in den vielen türkischen Unruhen aus dem Lande geführt worden (der Despot Georg Brankowitsch 1428—1457 schleppte ein ganzes serbisches Archiv mit sich herum, welches ihm in Ragusa abgenommen wurde, und nun verschollen ist; vgl. Engel Gesch. v. Serb. S. 385); dennoch zweifle ich nicht, daß Chilandar, Detschani, Studenitza, Piwa u. s. w. noch so manches schätzbare Diplom aus dieser Zeit bergen.

26. Des Großshupans Nemanja Stiftungsbrief für das Kl. Studenitza in Serbien, zw. 1160—1195.

Der h. Sawa erwähnt in der von ihm um 1210 verfaßten Biographie seines Vaters Symeon dieser Urkunde (Nr. 71). Daß dieselbe, wo nicht im Original, doch in einer beglaubigten Abschrift im Kl. Studenitza noch vorhanden sey, dürfte kaum zu bezweifeln seyn.

27. Königs Stephan I. Schenkungsbrief für das Kl. Studenitza über mehrere demselben verliehene Besitzungen und Einkünfte, zw. 1195—1224.

Eine in Studenitza, freylich etwas nachlässig verfertigte Abschrift dieser interessanten Urkunde fand ich in einem Kodex vom J. 1619 (Nr. 71).

28. Königs Stephan Urosch Milutin Schenkungsbrief für das Kl. Chilandar über mehrere Dörfer, vom J. 1291—1308, im Kl. Chilandar.

J. Raitsch in s. Istor. Bolg. Chorw. i Serbow, Wien 1794. 8. Bd. 2, S. 490—491, führt einige Stellen aus diesem Schenkungsbriefe an, von dem er sich 1758 in Chilandar eine Abschrift verschafft haben mag, da ihm der freye Zutritt zu den dortigen Literaturschätzen durchaus nicht gestattet wurde. Da Eustathij 1291—1308 Erzbischof war, so fällt das Datum der Urkunde innerhalb dieser Jahre.

29. Königs Stephan Urosch Milutin Schenkungsbrief für das Kl. Chilandar über eine von ihm auf dem Athos erbaute Kirche (»pir'g i na njem chram spasow«) sammt Zubehör, im J. 6810 (1302), in Kopie aus dem sechzehnten Jahrh. in dem Metropolitan=Archiv zu Karlowitz.

Dieß ist die älteste der in Karlowitz vorhandenen serbischen Urkunden, und leider auch nur eine, wie es scheint, eben nicht sehr genaue Kopie. So vermuthe ich, daß z. B. das Wort χογ҆сарь, Seeräuber im Original гоу҆сарь oder χоу҆сарь, wie in andern gleichzeitige Denkmälern, gelautet habe. Das Original ist ohne Zweifel in Chilandar noch vorhanden.

30. Des Tzars Stephan Duschan Schenkungsbrief für das Kl. Chilandar über einige von ihm auf dem Athos erkaufte Grundstücke sammt einer Kirche, vom 12. Dez. 6856 (1347), in Kopie aus dem sechzehnten Jahrhundert in dem Metropolitan-Archiv zu Karlowitz.

Diese Urkunde hat wegen der bey Beschreibung der Grenzen vorkommenden Ausdrücke einen hohen sprachlichen Werth. Schade daß die unverbürgte Richtigkeit der Kopie die Erklärung mancher Wörter derselben sehr erschwert, oder unsicher macht.

31. Des Tzars Stephan Duschan Bestätigungs- und Schenkungsurkunde über die dem Kl. Chilandar von seinen Vorfahren und von ihm selbst verliehenen Dörfer, Besitzungen und Einkünfte in seinem ganzen Reiche, vom J. 6856 (1348), das Original auf Pergament mit hängendem goldenen Siegel im Metropolitan-Archiv zu Karlowitz.

Dieß ist die älteste serbische Urkunde, deren Original von mir eingesehen worden ist. Ihre Wichtigkeit für Geschichte und slawische Sprachkunde leuchtet von selbst ein. Tzar Duschan ertheilte auf Bitten der Mönche diese Urkunde dem Kl. Chilandar während seines Besuches des h. Berges, und bestätigte darin alle von seinen Vorfahren demselben verliehenen Besitzungen in seinem ausgedehnten Reiche, fügte auch selbst einige neue Schenkungen hinzu. Bloß an Dörfern werden mehrere Hunderte in allen Provinzen seines Reiches genannt. Die Bedeutung vieler serbischer Wörter ist kaum zu errathen. Aus allen drey Diplomen sieht man, daß der damalige serbische Kurialstyl von griechischen technischen Wörtern nicht frey war.

32. Des Fürsten Wlk Brankowitsch Schenkungsbrief für das Kl. Chilandar über zwey innerhalb seiner Besitzungen belegene Dörfer (vom 15. Aug. 1371), das Original auf Pergament mit hängendem goldenen Siegel in dem Metropolitan-Archiv zu Karlowitz.

Sowohl die Urkunde selbst, als auch das Insiegel, ermangeln des Datums; dieses ist aber ganz unten am Rande von neuerer Hand in deutscher Sprache und Schrift vorgemerkt. So sehr ich mich auch bemüht habe, Aufklärungen über dieses Datum zu erhalten, so wußte mir doch Niemand den Ursprung desselben anzugeben, welches übrigens sowohl zu dem Inhalte der Urkunde, als auch zu andern Umständen sehr gut paßt.

33. Des Fürsten Lazar Schenkungsbrief für das Kl. Sdrelo in Serbien über mehrere Dörfer, vom 1. Aug. 1380, das Ori-

ginal (auf Pergament) im Kl. Shdrelo, jetzt Gornjak genannt, in Serbien.

J. Wuitsch machte in s. Putescestwije po Serbii, S. 71—72, eine, nach seiner bekannten unkritischen Art gefertigte Abschrift oder eigentlich Umschreibung dieses Diploms bekannt. (Diese Ungenauigkeit rührt, nach seinem eigenen Geständnisse, daher, daß er sich wegen der Schwäche seiner Augen das Diplom von unwissenden Mönchen vorlesen ließ, und demnach dictando geschrieben hat.)

34. Des Fürsten von Serbien, Lazar, Schenkungsbrief für das Kl. Chilandar über einige Dörfer, im J. 6888 (1380), im Kl. Chilandar.

J. Raitsch in s. Istor. Serb. Bd. 3, S. 24 führt einige Stellen aus diesem Diplome an, kraft dessen Lazar dem chilandarischen, von Stephan Duschan errichteten und dotirten Hospital mehrere Dörfer schenkte.

35. Des Fürsten Lazar Stiftbrief für das Kl. Rawanitza in Serbien, vom J. 6889 (1381)', das Original auf Pergament mit hängendem goldenen Siegel im Kl. Wrdnik, jetzt auch Rawanitza, in Sirmien.

Das Original der Stifturkunde für das berühmte, von den Türken schon oft verheerte, und von den Serben eben so oft aus den Ruinen wieder hergestellte Kl. Rawanitza in Serbien wurde, sammt andern Originalbriefen, Handschriften und Kirchenkostbarkeiten, bey Gelegenheit der großen Auswanderung unter dem Patriarchen Csernovics durch Mönche zuerst nach Ofen, hierauf nach Wrdnik in der Fruschkagora gebracht, woselbst nun auch der Körper des h. Lazar ruht. Seit der Zeit wird Wrdnik auch Rawanitza genannt. Im J. 1828 geschah es, daß die große, mit Eisen stark beschlagene Kiste mit Silbergefäßen, Urkunden (außer dem Diplome Lazar's befinden sich auch mehrere jüngere von walachischen Fürsten und russischen Tzaren darin) und andern Kostbarkeiten gestohlen, und in Wald geschleppt, aber wieder uneröffnet gefunden ward. In Serbien befindet sich gegenwärtig nur eine Abschrift der Originalurkunde zu Kragujewatz. Man erstaunt über die fürstliche, wahrhaft kaiserliche Ausstattung (Lazar war gekrönter Czar, führte aber aus Bescheidenheit nur den Titel Knes) dieses Klosters, in welchem Lazar ein zweytes Chilandar für sein Land errichten wollte. Mehr als 150 demselben geschenkte Dörfer werden namhaft gemacht, und nach ihren Grenzen beschrieben, anderer Besitzungen und Einkünfte nicht zu gedenken. Auch in sprachlicher Hinsicht ist die Urkunde wichtig. Das Siegel bey derselben hat zwar eine Inschrift, aber keine Jahrzahl; demnach ist die Jahrzahl 6882 (1374) eines im vierten Bande des ungr. Magaz. S. 10 und bey Raitsch Bd. III. S. 1 abgebildeten Lazarischen Siegelstempels nicht auf die Stifturkunde von Rawanitza zu beziehen, wie es Engel III. 336 irrig gethan hat.

36. Des Königs Stephan Dabischa von Bosnien Schenkungsbrief für die Familie Marnavich, datirt von Sutiska den 2. April 1394.

Der Text dieser, wie ich vermuthe, in serbischer Sprache ausgestellten Urkunde soll, nach einem Citate bey Engel (Gesch. v. Dalm.

S. 152) in *Jo. Tomei Marnavitii* · Indicia vetust. famil. Marnavitiae. Romae 1632. 4., nebst mehreren anderen serbischen und lateinischen Diplomen abgedruckt seyn.

37. Königs Stephan Dabischa Schenkungsbrief über ein Dorf für seine Tochter Stana, datirt zu Sutjeska den 26. April 1395, das Original auf Pergament im kais. geh. Haus=, Hof= und Staatsarchiv zu Wien.

Hr. Dawidowitsch machte eine Abschrift dieser Urkunde in der Wien. serb. Zeitung 1815, 3. Sept. Nr. 195, durch den Druck bekannt. Hr. Kopitar hatte die Güte, das Original für mich aufs Neue zu konferiren. Das beygedruckte Insiegel hat eine lat. Aufschrift.

38. Königs Stephan Dabischa Schenkungsbrief für den Shupan Wlkmir, vom 17. May 1395, das Original auf Pergament ehedem (1815) im Besitze des Schiffkapitäns Nikolaus Wucsetics zu Triest.

P. Solarics ließ dieses Diplom in Kupfer stechen, und gab es mit einer, leider sehr schwerfälligen, über unwesentliche Sachen unendlich breiten, aber das Wesentliche unerklärt lassenden Erklärung heraus: Objasnenije ko snimku diploma Stefana Dabisce, Vened. 1815. 8. Beyde diese letztere Diplome Dabischa's sind von der Hand des Logotheten Thomas, und doch sollen die Schriftzüge sehr von einander abweichen! Allein auf die Treue des Kupferstichs ist nicht zu bauen, und Thomas konnte ja Schreiber haben, die seine Konzepte ins Reine schrieben, und darin auch die Formel: »rukoju logotheta Tomasca« (d. i. manu l. Th.). Auch bey diesem Diplom hat das beygedruckte Siegel eine lateinische Inschrift.

39. Königs Twartko II. von Bosnien Schenkungsbrief für Johann Marnavich über Ländereyen in der Gegend von Wojnitza und Duwno, datirt zu Sutjeska den 7. Okt. 1426.

Der serbische (?) Text dieser Urkunde ist in J. T. Marnavich's oben erwähntem Buche: Indic. vet. fam. Marnav., abgedruckt, wornach der Abt B. A. Kercselich eine lateinische Uebersetzung liefert in Notit. praelim. de regn. Dalm. Croat. etc. Zagrab. 1771. Fol. p. 257. Vgl. *Pejacsevich* Hist. Serv. p. 399, 402. Engel Gesch. v. Serb. S. 374.

40. Des Patriarchen von Serbien Spyridon Bestätigungsbrief für das Kl. Shdrjelo in Serbien über die frühern Lazarischen Schenkungen und Privilegien, datirt zu Pek den 16. May 1455, das Original im Kl. Shdrjedo, jetzt Gornjak genannt.

In dem von J. Wuitsch in s. Putescestwije S. 73—76 gelieferten Abdrucke dieses Diploms ist die Orthographie des Originals willkürlich geändert, und der Text überhaupt durch so viele Schreib- und Druckfehler entstellt, daß man nicht einmal über das Datum ЅѠНЗ = ѦУНЕ, welches, so zusammengestellt, ein Unsinn ist, eine bestimmte Meinung fassen kann.

41. Der Ex=Sultanin Mara, Tochter des Despoten Georg Brankowitsch, Urkunde für das Kl. Chilandar über die nach

alten Verträgen von den Ragusanern früher nach Jerusalem, nun an die Kl. Chilandar und St. Paul jährlich zu zahlenden 1000 Ragus. Perpern, vom 13. April 6987 (1479), im Kl. Chilandar.

Eine Erwähnung dieses Diploms findet man in Raitsch's Istor. Serb. Bd. III. S. 322—323.

42. Des Wojewoden von der Tzernagora, Johann Tzernojewitsch, Schenkungsbrief für das Kl. Tzetinj, vom J. 1485, das Original in dem Metropolitankloster zu Tzetinj in der Tzernagora.

Hr. A. Kucharski, der vor einem Jahre (1829) auf seiner Reise durch mehrere slawische Länder auch nach der Tzernagora einen Ausflug machte, führt dieses Diplom in dem Verzeichnisse der von ihm daselbst gesehenen alten schriftlichen Denkmäler auf. S. Csasopis wlastenského Museum, Prag 1829. Heft 4, S. 122—130.

43. Des Despoten von Serbien, Johann, Schenkungsbrief für das Kl. Kruschedol über mehrere Dörfer, datirt im Schlosse Berkasowo vom 4. May 7004 (1496), das Original auf Pergament mit hängendem Siegel im Kl. Kruschedol.

Diese Urkunde hat durch Nässe und Verwahrlosung so sehr gelitten, und ist durch willkürliche, in Sprache und Orthographie von dem Original ganz abweichende Auffrischung verblichener Wörter und Zeilen so verunstaltet, daß der Text mit derjenigen diplomatischen Genauigkeit, die der Philologe braucht, nicht mehr zu entziffern ist. Eine lateinische Uebersetzung vom J. 1702, so wie eine in Sprache und Orthographie modernisirte und mit willkürlichen Ergänzungen überfüllte Abschrift des slawischen Textes können dafür keinen Ersatz leisten. Höchst auffallend ist es, daß dieses Diplom mit bulgarischer Orthographie ausgestellt wurde.

44. Des Despoten Johann Schenkungsbrief für das Kl. St. Paul auf dem Berge Athos, vom J. 7004 (1496), das Original mit hängendem goldenen Siegel in dem genannten Kloster.

Dieß ist das einzige Diplom, bey welchem Raitsch ausdrücklich bemerkt, daß er das Original auf dem Athos selbst gesehen habe, und von dessen hängendem Siegel, von ihm moneta aurea genannt, er eine treue Abbildung liefert. Istor. Serb. Bd. III. S. 316.

III. Handschriften.

A. Bibel.

So zahlreich auch Handschriften einzelner biblischer Bücher, besonders des Psalters, der Evangelien und der kanonischen Briefe der Apostel (Ewangelije, Apostol), in den serbischen Klöstern Slawoniens und Ungerns anzutreffen sind; so ist doch eine ganze slawische Bibel in der Handschrift bis jetzt in dieser Gegend nirgends entdeckt worden. Dieß darf uns nicht befremden, da man selbst in Rußland nur vier Kodices

der ganzen Bibel kennt, deren ältester vom J. 1499 ist. Zwar erwähnt P. Solaritsch in s. Pominak knizsesky, Vened. 1810. 8. S. 33—34 einer slawischen, im Kl. Njem'c in der Moldau geschriebenen Bibel vom J. 1429; allein Dobrowsky war geneigt, den scheinbar sehr bestimmten Ausdruck »ljepu rukopisnu bibliju nascu« nur von einem Theile des n. Testaments (Evangelium oder Apostol) zu verstehen. Dem sey indeß, wie ihm wolle, so möchte ich für meinen Theil aus dem gegenwärtigen Mangel an Handschriften des alten Testaments und der ganzen Bibel nicht folgern, daß überhaupt vor dem funfzehnten Jahrh. eine Uebersetzung der ganzen Bibel im Slawischen nicht vorhanden war. Denn alle Bücher des a. und n. Testaments in einen Kodex zu drängen, war, bey der Beschaffenheit der cyrillischen Schrift, besonders in alten Zeiten, sowohl für den Schreiber als den Leser sehr unbequem, wo nicht unmöglich, und schrieb man die Theile des bequemern Gebrauchs wegen einzeln ab, so ist es natürlich, daß man diejenigen am meisten vervielfältigte, deren man zum täglichen Kirchendienste unumgänglich nothwendig bedurfte. Ich kann mich hier auf die Aufzählung und Beschreibung der zahlreichen Handschriften biblischer Bücher aus den spätern Jahrhunderten gar nicht einlassen, und begnüge mich, einiges Denkwürdigere, besonders aus der ältern Zeit, auszuheben.

45. Die fünf Bücher Mosis, das Buch Josua, das Buch der Richter und die vier Bücher der Könige (nach dem Ausdrucke der Griechen), aus dem funfzehnten Jahrh., 358 Bl. auf Papier in Fol., im Kl. Kruschedol.

Ehemals bestand die Handschrift, wie man aus der Signatur vermuthen kann, wenigstens aus 384 Bl.; jetzt fehlen im Anfange 26 Bl. Das Ende ist ohne Datum; wahrscheinlich gehen auch am Ende einige Blätter ab. Sonst ist die Handschrift, von den besagten Lücken abgesehen, noch ziemlich gut erhalten.

46. Ein Pergamentblatt aus einem Psalterium in 4., wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrh., in meinem Besitze.

Es enthält dieses Blatt, welches ich an der innern Seite des Deckels eines handschriftlichen Euchologion befestigt fand, den Psalm CXVIII, 21—43. Die Orthographie, die zwischen der bulgarischen und russischen gewissermaßen die Mitte hält, bietet manches Eigenthümliche dar. Sie stimmt mit der des bald zu charakterisirenden Evangelienfragments (Nr. 50) in der Hauptsache überein. Ich nenne diese Familie der Handschriften, wegen der Verwechslung des u und w, z. B. wesenik, nawesi, prauda, u slowesjech u. s. w., und wegen anderer Spracheigenheiten, die Ruthenische, d. i. Rußnakische, deren Gebiet Ostungern und Ostgalizien ist, und rechne zu derselben auch das berühmte, aus Krylos bey Galitsch stammende Evangelium in Moskau vom J. 1144, ferner den Hankeschen Kodex aus dem dreyzehnten Jahrhundert in Wien.

Beyläufig bemerke ich, daß alle in diesem Aufsatze recensirten Handschriften und sonstigen Denkmäler mit serbischer Orthographie geschrieben sind, und hiemit zur serbischen Handschriftenfamilie gehören, bey denen das Gegentheil nicht ausdrücklich angegeben ist.

47. Psalter, auf Papier in Folio, aus dem funfzehnten Jahrh., im Kl. Wrdnik.

Das Ende fehlt, sonst noch ziemlich gut erhalten.

48. Psalter, Apostol (d. i. Apostelgeschichte und Lektionen aus den kanonischen Briefen) und die Synaxarien sammt dem Horologium, aus der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrh., 252 Bl. auf Papier in Fol., im Kl. Kruschedol.

Diese Handschrift befand sich ehedem in der Sammlung des Erzb. Maxim., wie am Ende derselben bemerkt wird. Sie ist, besonders im Anfange, sehr beschädigt. Der Schriftzug ist charakteristisch: eine Kurrentschrift, derjenigen, mit welcher die letzten Blätter des Kruschedoler Prawilniks vom J. 1453 (Nr. 105) geschrieben sind, sehr ähnlich.

49. Psalter mit dem Menologium oder Synaxarium, dem Kultus für die große Faste, dem Horologium und mehreren Kanonen für Heilige, geschrieben von dem Hieromonach Gawrilo Trojicsanin im Kl. Trojitza in Serbien, im J. 7156 (1646), 464 Bl. auf Papier in 4., in meinem Besitze.

Nicht das Alter, sondern andere Eigenthümlichkeiten dieser Handschrift sind die Ursache, daß ich sie hier näher beschreibe. Auf die Psalmen folgt nämlich der Mesäcoslow, d. i. das Synaxarium oder Menologium, nicht, wie sonst, bloß die Namen der Heiligen und die Troparien und Kondakien, sondern auch kurze, aber sehr schätzbare chronologische und biographische Notizen, als Beygabe des Schreibers, enthaltend. Es wäre sehr zu wünschen, daß künftige Forscher auf Handschriften dieser Art ihr Augenmerk mit besonderer Wachsamkeit richten, um zu erfahren, ob es nicht ältere Handschriften mit solchen oder noch reichhaltigeren Beylagen gebe. Die Chronologie, die in diesem Menologium befolgt wird, verdient vollends unsere Beachtung, und muß hier näher aus einander gesetzt werden. Bekanntlich herrschten unter mehreren Jahrrechnungen der morgenländischen Christen besonders zwey vor: 1) die historische oder alexandrinische vom Julius Africanus, welche (nach Gatterer) von der Schöpfung bis zur Geburt Christi 5501 Jahre zählt; und 2) die bürgerliche oder konstantinopolitanische, welche 5509 rechnet, und das Jahr mit dem 1. Sept. anfängt, so daß 5509 dieser Aera = 1 nach Christi Geburt. Sowohl diese, als auch jene Jahrrechnung kommt in serbischen Handschriften vor, und zwar beyde oft in einem und demselben Kodex. Die Ursache dieses sowohl für die ältere serbische Geschichte, als auch für die Handschriftenkunde äußerst wichtigen, bis jetzt, so viel mir bekannt, von Niemanden beachteten, Doppelgebrauchs leuchten dem feinern Kenner der alten serbischen Geschichte von selbst ein. Bey den älteren serbischen Handschriften bemerkt man, daß die aus bulgarischen Originalien geflossenen der konstantinopolitanischen, die im eigentlichen Serbien entstandenen hingegen der alexandrinischen Aera anhängen; später wechseln beyde Aeren ab, und werden sogar vermengt. Den triftigsten Beweis dieser Vermengung gibt uns das genannte Menologium an die Hand. Man vgl. z. B. beym 25. März: Blagowjesctenije .... jezse byst .... w ljeto єу҃ч҃ѳ = 5499, beym 15. Dez.: Rozsd'stwo Christowo ..... ot bytija miru

w ljeto єф = 5500, beym 6. Jänner: Bogojawljenije ..... kr'sti se Isus Christos w lj. єфл 5530, beym 1. April: Isus Christos raspet byst i w'skr'se.... w lj. єфле = 5535 (wobey also angenommen wird, daß der Erlöser an 35 Jahre auf Erden gelebt habe); dahingegen beym 15. May: Sw. Lazar......ubijen byst na Kosowu ..... ot s'tuworenija swjeta w lj. ѕѡчз = 6897 (1389) u. s. w. Bey jedem in diesem Menologium namhaft gemachten Heiligen sind chronologische Angaben über seine Lebenszeit beygefügt. Mehr oder minder ausführlich und interessant sind die Nachrichten bey den hh. Kyrill, Joann Rilsky, Symeon, Sawa, Arsenij, Stephan Detschansky, Lazar, der h. Petka u. s. w. Der Verf. führt oft verschiedene Angaben an, mit der Bemerkung, er habe es in dem einen Ljetopis so, in dem andern anders gelesen. Es ist oft schwer zu entscheiden, wo derselbe die alexandrinische und wo die konstantinopolitanische Aera befolgte. Für den Gebrauch der erstern führe ich nur noch ein paar andere Daten als Zeugen an. In einem handschriftlichen Otecsnik auf Papier in Folio im Kl. Kruschedol (Nr. 124) liest man am Ende: s'wr'sci se meseca Maja в d'n w lj. ӡма (7041) a ot rozsd'stwa Christowa афм (1540). Der Schluß der gedruckten Venediger Liturgien 1527 lautet: s'wr'sci se ot bytija w lj. ӡкз (7027) a ot rozsd'stwa Christowa афкз (1527) und des Euchologion von Goraschdje 1531: s'wr'sci se ot bytija w lj. ӡлв (7032) a ot rozsd'stwa Christowa афла (1531), meseca Ochtomwrija ка d'n. Bekanntlich müssen bey der konstantinopolitanischen Jahrrechnung statt 5508 allemal 5509 abgezogen werden, sobald das Datum in die Monate Sept. bis Dez. fällt, und dieß findet man in Codicibus, wo beyde Jahrzahlen, nach der Welterschaffung und nach Christi Geburt, neben einander gesetzt werden, meist sehr genau beobachtet: bey der alexandrinischen Aera kommt hingegen, wie man schon aus den angeführten Beyspielen sieht, der mißliche Umstand vor, daß die Mönche bald volle 5501, bald nur 5500 Jahre bis Christi Geburt zählen, und den Anfang des Jahres bald auf den Sept. setzen, bald auch nicht.

Welche unangenehme Verwirrung chronologischer Daten in die ältere serbische Geschichte diejenigen Schriftsteller, die den wichtigen Unterschied und Gebrauch dieser beyden Aeren nicht kannten, gebracht haben mögen, wird man von selbst entnehmen können, wenn man bedenkt, daß auch in den serbischen Ljetopisen abwechselnd nach beyden Aeren gerechnet wird. Ueberhaupt liegt die ältere serbische Geschichte im Argen, und bedarf einer gänzlichen Revision. Man muß fürwahr staunen, mit welcher Keckheit man oft die zuverläßigsten chronologischen Angaben der einheimischen Ljetopisen bey Seite geschoben, und an ihre Stelle bare Erdichtungen gesetzt hat. So verwirft, um nur ein Beyspiel anzuführen, Engel die Angabe einiger spätern Annalen, daß der im J. 1200 gestorbene Symeon Nemanja 1117 geboren sey, geradezu als ungereimt, und behauptet ganz willkürlich, ohne allen Quellenbeweis, daß derselbe erst um 1143 auf die Welt gekommen seyn könne, woraus er dann, wie er es eben brauchte, weite und breite Folgerungen zieht. Aber nach dem wohlunterrichteten Dometijan (1264) waren Symeon und Anna, als ihnen Sawa (1170) geboren ward, bereits so hochbetagt, daß man die Geburt als ein Wunder ansah, und als Sawa 1197 das Kloster Chilandar bauete, war Symeon ein so alterschwacher Greis, daß man

ihn zur Besichtigung des Ortes in einer Sänfte tragen mußte. Nach dem von Engel verworfenen Annalisten war er dort 53, hier 80 Jahre alt, was ist hierin Ungereimtes oder gar Unmögliches? (Dieses schrieb ich, bevor ich das Leben des h. Symeon, verfaßt von seinem Sohne Sawa im Kl. Studenitza ums J. 1210, nachdem er den Körper des Heiligen aus Chilandar 1208 hieher gebracht hatte, in einer guten, unmittelbar aus dem Original geflossenen Abschrift erhalten hatte. Nach dem entscheidenden Zeugnisse des Sohnes war Symeon im J. 1114 zu Rybnitza im Gebiete Zeta geboren, Großshupan 1159, Mönch in Studenitza den 25. März 1195, in Batoped auf Athos 2. Nov. 1197, st. den 13. Febr. 1200 im Kl. Chilandar. Hiedurch ist nun die Angabe des spätern Annalisten berichtigt, und Engels und anderer Behauptung fällt vollends zusammen.)

Es ist sehr zu wünschen, daß die slawischen und insbesondere serbischen Sprach= und Geschichtsforscher bey Anführung und Bestimmung chronologischer Daten alter Handschriften mit der größten Behutsamkeit zu Werke gehen mögen. Beyläufig bemerke ich, daß mir das verwickelte Datum in der Legende über Cyrill und Method aus einem serbischen Prolog bey Kalaidowitsch auf folgende Weise auflösbar zu seyn scheint. Es lautet dort: вь ѕ҃ сотное т҃ оу҃ и третїе лѣто. Der verdienstvolle Herausgeber erklärt durch das beygesetzte Fragzeichen dieses Datum für fehlerhaft oder doch unerklärbar; und Abbé Dobrowsky hat es (Legende von Cyrill und Method, Prag 1826. 8. S. 64) durch die Annahme, daß das Wort sotnoje und der folgende für tisusct stehende Buchstabe т҃ versetzt seyen, und daß mithin zu lesen sey ѕуг (6403), mehr verwirrt als erklärt. Es scheint fast, als wenn das Datum entweder von dem Prologschreiber selbst oder dem russischen Kopisten dictando geschrieben wäre: das Wort sotnoje bezieht sich auf das folgende т, und das o ist nur der letzte Buchstab des ausgesprochenen Wortes Twerdo (als Name des Buchstabs), у aber ist das falsch aufgefaßte Zahlzeichen ϛ (90) serbischer Handschriften. Wir haben somit: ѕ҃, сьтное т҃-о, ϛ и третїе лѣто = 6393 (885), was zu der dort angesetzten dritten Indiktion, so wie zu der Regierungszeit Swatopluks 869—894, Basilius des Macedoniers 867—886, Boris Michael 843—889, und Karl III. des Dicken Kg. von Deutschland 882—888 (краль ist Karl, und es ist hier der Name nicht ausgefallen, wie Dobrowsky annehmen wollte), aufs vollkommenste paßt, denn nur 882—886 regierten alle diese vier Fürsten gleichzeitig.

50. Zwey Pergamentblätter eines Lektionarium der Evangelien in 4., höchst wahrscheinlich aus dem eilften Jahrh., in meinem Besitze.

Ich fand diese zwey Pergamentblätter an der innern Seite des Deckels eines handschriftlichen Liturgiarions aus dem funfzehnten Jahrh. befestigt. Schon hieraus kann man ungefähr schließen, wie alt und abgenutzt eine Pergamentshandschrift der Evangelien seyn mußte, ehe man sie zum Einbinden anderer Bücher verwendet hat. Pergament, Schrift und Orthographie weisen nach allem, was über die Eigenschaften der cyrillischen Handschriften aus dem eilften Jahrh. bekannt ist, auf dieses Zeitalter hin. Das Pergament ist fein, konsistent und glatt; die Linien sind mit einem spitzigen Instrumeate tief eingegraben. Die Buchstaben

Ѱ, Ѩ u. a. haben ihre alterthümliche Form; im Anfange der Wörter steht noch meist o. Sonst ist in dem Gebrauche der Vokale viel Eigenthümliches, und in dieser Hinsicht steht das Fragment in der Mitte zwischen der bulgarischen und russischen Handschriftenfamilie, und gehört zu der ruthenischen Recension. Es enthält das Ende des neunten Auferstehungsevangelium Joh. XX. 19—31, ferner das zehnte Auferstehungsevangelium Joh. XXI. 1—14, dann das Ende einer Homilie, und endlich das Evangelium Matth. XIV. 22—34. Die Schrift hat zum Theil schon sehr gelitten, und ist nicht mehr ganz zu lesen.

51. Die vier Evangelien, vom Anfange des vierzehnten Jahrh., 391 Bl. auf Pergament in kl. 4., im Kl. Schischatowatz in Sirmien.

Die Handschrift ist am Anfange und Ende verstümmelt, und auch sonst lückenhaft. Vorn fehlen 5 Blätter, das erste vorhandene Blatt beginnt mit dem Kapitelindex des Matthäus; nach dem ersten Blatte des Textes des Matthäus sind 5 Bl. ausgeschnitten; in dem Direktorium über die Lektionen sind in der vorletzten und letzten Lage 9 Bl. herausgerissen; und am Ende scheint eine ganze Lage abzugehen, indem der Perikopen-Index mit dem 1. Febr. abbricht; überdieß sind die letzten 5 Bl. sehr beschädigt. Der Kodex hat von der Zeit mehr gelitten, als der Apostol vom J. 1324, besonders ist die rothe Schrift sehr verwischt. Die Schriftzüge sind gröber und weniger gleich gehalten, als in dem Apostol; die Schwärze frischer; dennoch möchte ich dieses Evangelium für etwas älter halten, als der Apostel ist. Das Zeichen des über die zusammenstoßenden Konsonanten gesetzten Pajeriks ist charakteristisch und uralt. Die Orthographie ist rein serbisch.

52. Die vier Evangelien, vom J. 6880 (1372), ein serbischer Kodex auf Pergament, auf der k. k. Hofbibliothek in Wien.

53. Die vier Evangelien, wahrscheinlich aus dem vierzehnten Jahrh., auf Pergament in 8., im Kl. Nikolja in Serbien.

Eine Beschreibung dieser, am Anfange und Ende unvollständigen Handschrift findet man in W. S. Karadschitsch's Danica, 1826. S. 14 ff. Bemerkenswerth ist, daß in derselben das den Serben eigenthümliche Zeichen ћ für das erweichte т und д gebraucht wird. Das älteste Originaldenkmal mit diesem Buchstaben, welches ich bis jetzt entdeckt habe, ist die Stifturkunde für das Kl. Rawanitza vom J. 1381 (Nr. 35). In allen ältern mir bekannten rein serbischen schriftlichen Denkmälern wird dieser serbische Laut durch к und г, bisweilen mit einem nachgesetzten І, ausgedrückt. Da der Gebrauch des Pergaments bey Handschriften in Serbien im funfzehnten Jahrh. bereits sehr selten ist, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich das Alter der Handschrift in die J. 1350—1400 setze.

54. Die vier Evangelien, mit bulgarischer Orthographie, aus dem funfzehnten Jahrhundert, 167 Bl. auf Papier in kl. Folio, in der Metropolitan-Bibl. zu Karlowitz.

55. Lektionen aus den Evangelien, mit beygefügten kurzen Homilien, in rußnakischer Mundart, aus dem funfzehnten Jahrhundert, 222 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Bodjan in Ungern.

Die Handschrift ist sowohl im Anfange als auch am Ende defekt, bietet demnach kein Datum dar. Die Sprache ist im Allgemeinen rußnakisch, aber welcher Provinz insbesondere angehörend, kann ich jetzt noch nicht bestimmen. Sie nähert sich bald dergestalt der slowakischen, daß man sie dafür ansehen könnte; bald überfließt sie von Russismen; bald enthält sie echt polnische Wörter. Indem der Text der Evangelienlektionen weniger entmundartet ist, als die neukomponirten Reden, so wurde ich nach den mir vor mehreren Jahren mitgetheilten kurzen Proben aus diesen Lektionen, mit dem Beysatze, daß die Handschrift uralt sey, zu der irrigen Meinung verleitet, die Handschrift für altslowakisch zu halten (Abkunft der Slawen, S. 208), welche Behauptung ich hiermit widerrufe. Hier eine Probe aus Lucä XII. 16—21: »Reese gospod pritesu siju: eselowjeku (eslku, unter der Titla) njejakomu izrodilo sä pole, i mislil w sobje: seto imaju esiniti, izse neimaju gde s'brati zsit swojich? i rozmyslil tak mowäcsi: rozmeesu gumno moje i spjezsarnje moji, i bolseii pobuduju, i zberu tam wsje zsita moji, i budu mowiti dusei swojej: dusee moja, majese dobra mnogo, jazsd i pij i weseli sä, a skoro toje umyslil, reese jemu gospod tak: ty eselowjeese (wie oben, unter Titla) glupyj, w totu noseeš wyrwu duseu twoju is' tebe, a seto jes nagotowil, komu toje budet? a tak kto zbirajet bogatstwo, a ne w boga bogatjejet.«

56. Die vier Evangelien, auf Befehl des Despoten und Erzbischofs Maxim geschrieben durch den Hieromonach Pankratije im J. 7022 (1514), 354 Bl. auf Papier in gr. Folio, im Kl. Kruschedol.

Ein seltenes Prachtexemplar im größten Folio, mit bewundernswürdigem Fleiße und äußerst schön geschrieben. Das Belege der Deckel besteht aus massiven silbernen Tafeln mit Verzierungen und Inschriften. Vgl. Nr. 16.

57. Die vier Evangelien, geschrieben durch den Hieromonach Nikanor im Kl. Nemeta im J. 7087 (1579), 309 Bl. auf Papier in gr. Folio, im Kl. Kruschedol.

Dieses Evangelium wetteifert mit dem vorigen an Schönheit der Schrift und Pracht des Einbandes. In beyden ist das Papier von blendender Weiße, die Schrift groß und von Anfang bis Ende gleichförmig, die Anfangsbuchstaben und die Trennungspunkte zwischen den Sätzen vergoldet u. s. w.

58. Die vier Evangelien, aus dem sechzehnten Jahrh., 339 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Es ist dieß das dritte, kleinste handschriftliche Prachtevangelium im Kl. Kruschedol, die Deckel mit Silber beschlagen, vergoldet und mit Heiligenbildern und Edelsteinen verziert. Außerdem sind auch die gedruckten Belgrader und Merkschinaer Evangelien in gleichem Prachtbande da.

59. Apostol, d. i. Apostelgeschichte und die kanonischen Briefe der Apostel, geschrieben unter König Stephan Urosch III. Detschansky auf Befehl des Erzbischofs Nikodim von dem Hieromonach Damian in der Stadt Shrjelo im Distrikte Pek, und beendet am Feste der h. Dreyfaltigkeit im J. 6832 (1324), 230 Bl. auf Pergament in 4., im Kl. Schischatowatz.

Abbé Dobrowsky benutzte diesen Apostol, der die Apostelgeschichte in der gewöhnlichen Ordnung, die Episteln aber nach Lektionen enthält, bey der Herausgabe seiner altslawischen Grammatik. Von seiner Hand ist die Zählung der geordneten Blätter und die Notation der Texte am Rande. Leider fehlen bey dieser schätzbaren Handschrift bereits einige Blätter, und zwar eins in der Mitte, ein Paar aber vor dem letzten Blatte (230), auf welchem sich die zum Glück erhaltene Schlußrede befindet. Unter Shrjelo ist, meiner Meinung nach, nicht jenes am Fl. Pek, jetzt Kl. Gornjak genannt, sondern ein anderes im Gebiete der Stadt Pek, alban. Ipek, am Fl. Bystritza unweit Detschani zu verstehen. Die Lesarten dieses Apostols sind durch Dobrowsky's Meisterwerk zur Genüge bekannt; für den serbischen Sprachgeschichtforscher sind Macaronismen, wie slunce, jetzt sunce, zsiwemo, tretijega u. s. w., von gewichtvoller Bedeutung. Sonst ist die Schrift sehr regelmäßig, schön, die Orthographie uralt, überall оу statt des spätern ȣ, doch nirgends mehr отъ statt ѿ.

60. Apostol, die Apostelgeschichte und Lektionen aus den Episteln, aus dem vierzehnten Jahrhundert, 87 Bl. auf Pergament in 4., im Kl. Beschenowo.

Die Handschrift gehört, der Orthographie zufolge, der bulgarischen Familie an, ist aber sehr unvollständig, indem in der Mitte mehrere Quaternionen ausgerissen sind, und auch am Ende eine Anzahl Lagen und somit auch die Schlußworte abgehen. Sie ist bey weitem weder so korrekt, noch so schön geschrieben, als der Schischatowatzer Apostol.

61. Apostol, die Apostelgeschichte und Lektionen aus den kanonischen Briefen, aus der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrh., 252 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Die Handschrift hat leider durch die Zeit und Verwahrlosung sehr gelitten. Anfang und Ende fehlen. — Mehrere handschriftliche Evangelien und Apostol aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrh., die ebenfalls in Kruschedol aufbewahrt werden, übergehe ich hier, weil sie sich durch nichts Besonderes auszeichnen.

62. Apostol, aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrh., 218 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Rakowatz in Sirmien.

Die ersten paar Bl. fehlen; sonst fleißig geschrieben und gut erhalten.

63. Apostol, aus dem sechzehnten Jahrh., auf Papier in Fol., im Dorfe Leshimir in Sirmien.

Aehnliche und zum Theil auch jüngere Abschriften des Apostol befinden sich hier und da in den Kirchen alter serbischer Gemeinden in Sirmien, Bacs u. s. w.

B. Liturgie.

Es befinden sich, wie leicht zu vermuthen ist, vielleicht von keinem andern Fache der altslawischen kirchlichen Literatur so viele Handschriften in den serbischen Klöstern und Kirchen, als von diesem. Wenigstens fand ich bey dem Besuche mehrerer Klöster in Südungern und Slawonien fast keines derselben, welches nicht eine Anzahl liturgischer Handschriften, namentlich Liturgien, Rituale, Horologium, Oktoich, Triod, einzelne Theile des großen, nach Monaten in Bände abgesonderten Menäums (die zahlreichste Rubrik in allen Klöstern), Gebetbücher, Stichirar, Typikon u. s. w., aufzuweisen hätte; einige, wie Kruschedol, Remeta, Wrdnik, Opowo, Schischatowatz, zeichnen sich durch eine Menge solcher Handschriften besonders aus. Da aber die meisten derselben weder durch ihr Alter (denn sie sind, bis auf wenige Ausnahmen, im sechzehnten und siebzehnten Jahrh. geschrieben), noch durch sonstige Vorzüge und Eigenthümlichkeiten eine besondere Auszeichnung und Beschreibung an diesem Orte verdienen, so begnüge ich mich, bloß auf einige derselben, ihres sprachlichen oder historischen Interesses wegen, in aller Kürze hinzuweisen.

64. Die Liturgie des Priesters Theophan, geschrieben vom Priester Ljuboslaw, eine aus zwey zusammengenähten Blättern bestehende große Pergamentrolle, in dem Metropolitankloster zu Tzetinj.

Hr. A. Kucharski erwähnt in s. brieflichen Berichte (Csasopis wlast. Museum, Prag 1829. IV. 121 ff.) dieses alten pergamentenen Volumens, als einer Sonderbarkeit, ohne es näher zu charakterisiren. Aehnliche Pergamentrollen kommen nach den mir zugekommenen Nachrichten besonders in den Klöstern Macedoniens u. s. w. häufig vor.

65. Kanon zu Ehren des h. Nikolaus, sammt Beylagen, vom Anfange des sechzehnten Jahrh., 201 Bl. auf Papier in 4., in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

Die Handschrift enthält: 1) Des Erzbischofs von Alexandrien Christophor Nachricht und Belehrung (powjest i poucsenije), Bl. 1—12, von etwas späterer Hand. 2) Das Officium des h. Nikolaus, Bl. 13—49. Hier ist statt der Doxologie das Bild eines Fisches am Rande gesetzt, wie in dem Pentikostar von Merkschina=Tzerkwa 1566, Fol. 3) Leben und Wunder des h. Nikolaus, Bl. 50—85. 4) Paraklis für den h. Nikolaus, Bl. 85—93. 5) Abermal ein Wunder desselben Heiligen, Bl. 94—97. 6) Nachricht »aus alten Büchern« vom jüdischen König Assa, Bl. 98—111. 7) Nachricht aus der Chronik von Nimrod, Bl. 119—125. 8) Nikodim's (apokryphisches) Buch über die Auslieferung des Heilandes, Bl. 126—165. 9) Johannes Chrysostomus Reden über Hiob, Bl. 166—181. 10) Kurze serbische Annalen, Bl. 182—193, endigen mit der ersten Reise des Bischofs Maxim nach der Walachey 1503. 11) Aufschrift auf einem Denkstein in der Ebene Kosowo (Nr. 9), Bl. 194). 12) Sprüche griechischer Philosophen, Bl. 195—197 r. 13) Oxijar, über die Accentuation und Abbreviation slawischer Wörter, Bl. 197 v.—201. Am Deckel steht eine spätere Nachschrift vom J. 7148 (1640, unter dem Patriarchen Paißije).

66. Kanonen (prawila) zu Ehren serbischer Nationalheiligen, auf Veranstaltung des Rakowatzer Klostervorstehers Theophan geschrieben durch den Hieromonach Maxim im J. 7222 (1714), 396 Bl. auf Papier in 4., im Kl. Rakowatz.

Die den Kanonen beygesetzten Biographien und der berühmte serbische Kalender, Wien; 1771, der einen lebhaften, in mehreren polemischen Schriften geführten Streit veranlaßte, und insbesondere den liberalen Jesuiten Pejacsevich bewog, eine Geschichte von Serbien zu schreiben, sind die Ursache, warum ich diese junge Handschrift hier anführe. Die Heiligen, deren Kanonen und Leben hier stehen, sind: 1) der h. Sawa, 14. Jan., ohne Prolog (kurzes biographisches Elogium), Bl. 1—24; 2) h. Symeon, 13. Febr., ohne Prolog, Bl. 25—48; 3) h. Stephan Detschansky, 11. Nov., mit Prolog, Bl. 49—65; 4) h. Maxim, 18. Jan., mit Prolog, Bl. 66—87; 5) die h. Angelina, 30. July, mit Prolog, Bl. 88—105; 6) h. Stephan, Sohn Georgs, 9. Okt., mit Prolog, Bl. 106—123; 7) h. Johann, 10. Dez., ohne Prolog, Bl. 124—148; 8) h. Lazar, 15. Juny, ohne Prolog, Bl. 149—168; 9) h. Stephan Schtiljanowitsch, 4. Okt., sammt einem ausführlichen Leben und Elogium, Bl. 169—210; 10) h. Theodor, am Samstag der ersten Fastenwoche, Bl. 211—225 (hier wohl nur deßhalb, weil sein Körper in dem sirmischen Kl. Opowo aufbewahrt wird); 11); h. Urosch, Duschans Sohn, 2. Dez, sammt dem Prolog desselben und des Diokleer Einsiedlers Joannikije (unter Djordje Brankowitsch), Bl. 226—248; 12) Leben und Elogium des Stephan Duschan und s. Sohnes Urosch, vom Erzb. und Patr. Paißije, Bl. 249—271 (vgl. Nr. 151); 13) Uebertragung der Gebeine des h. Stephan des Protomartyrs nach der Stadt Konstantia, 2. Aug., Bl. 272—294 (hier wohl deßhalb, weil dieser Heilige der älteste Landespatron von Serbien war); 14) Leben und Elogium des h. Lazar, 15. Juny, Bl. 295—298; 15) h. Symeon, 24. Sept., sammt Leben und Elogium, Bl. 299—326; 16) Steph. Milutin, 30. Okt., sammt Leben und Elogium, Bl. 327—352; 16) Leben und Elogium desselben Steph Milutin, Bl. 354—360. 17) Leben und Elogium des Stephan Detschansky, vom Igumen von Detschani Grigorije (Tzamblak, vgl. unten Nr. 149), Bl. 361—396. In dem Festtagsmenäum von Boshidar Wukowitsch, Venedig 1538, Folio, stehen die Kanonen folgender serbischer Heiligen: der h. Paraskewa (Petka), des h. Symeon, des h. Sabbas und des h. Stephan Detschansky. Auf Veranstaltung und Kosten des Arader Bischofs Synesius Shiwanowitsch erschien folgendes Buch: Prawila molebnaja swjatych serbskych proswjetitelej, Rimnik 1761. 4., 261 Bl., seitdem einigemal aufgelegt. Hieher gehören auch des Chilandarer Mönchs Theodoßije Kanonen für den h. Symeon und Sabbas (vgl. unten Nr. 134). Die Vergleichung dieser Handschrift mit den gedruckten Kanonen überlasse ich andern. In den Prologen und Biographien ist für die serbische Geschichte fast gar keine Ausbeute.

67. Bruchstück eines Stichirars mit Noten, aus dem eilften Jahrh., auf Pergament in 4., ehedem in der Bibl. des Protopresb. Sawa Kositsch zu Kisfalu, gegenwärtig bey mir.

Hr. A. Dragosawljewitsch fand dieses in fünf Stücke zerschnittene und zu einem Beutel (der ehemals zur Aufbewahrung von

kleinen Partikeln von Reliquien in irgend einem Kloster oder bey einer Kirche gedient haben mag, wie ich selbst dergleichen gesehen habe) zusammengenähte Blatt, und ließ den Text nebst Erläuterung in dem serbischen Ljetopis 1827. Heft III. S. 48—54 abdrucken, wobey sich jedoch auf der gestochenen Tabelle, nach meiner genauen Vergleichung, abgesehen von der Untreue des Schriftzugs, im Texte ein paar Unrichtigkeiten eingeschlichen haben. Die zwey Stichiren sind, was den Herausgebern unbekannt blieb, aus dem Triodion quadragesimale, und zwar aus der Vigilie des Fastnachtssonntags, entnommen. Man braucht nur einen Blick auf das Fragment zu werfen, um sich von dessen hohem Alter zu überzeugen. Es hat in Schriftzug, Orthographie und Sprache (wozu ich insbesondere auch den Gebrauch des ь als vollen und wahren Vokals bey der Sylbenbildung rechne, z. B. чьто, съподоби, съпасеньıихъ u. s. w.) alle Kennzeichen der Handschriften des eilften Jahrh., der Ostromirischen Evangelien 1055—1057, der zwey Sborniken 1073 und 1076 u. s. w. Die über die Sylben gesetzten Gesangnoten stimmen mit denen des Tolstojschen Stichirars aus dem eilften Jahrh. aufs vollkommenste überein, so daß sich beyde Handschriften, wenn unsere ganz wäre, sehr schön gegenseitig konstatiren würden. Vgl. Kalajdowitsch und Strojew Opis rukop. Moskau 1826. 8. S. 211, und das beygelegte Facsimile. Ob der Stichirar vom J. 1157 in der Synodalbibliothek zu Moskau (Dobrowsky Slawin S. 281) ebenfalls mit Noten versehen sey, weiß ich nicht. Auch dieses Fragment halte ich für ein Ueberbleibsel der vielen, einst im ungrischen und galizischen Rußnakenlande geschriebenen, nun leider fast sämmtlich untergegangenen Codices, auf deren Spuren man künftig mehr Acht haben sollte.

68. Tschaßoßlow oder Horologium, sammt astrologischen Beylagen, geschrieben um 1700, 177 Bl. auf Papier in 8., in meinem Besitze.

Bloß wegen der sonderbaren, höchst selten vorkommenden astrologischen Beylagen führe ich diese junge Handschrift hier an. Sie enthält: 1) Horologium, Bl. 1—126. 2) Astrologische Prognostik (»gromownik«), Bl. 127—177. Letztere stimmt zwar in einigen Stücken mit der Handschrift vom J. 1390—1408 Nr. 116 überein, weicht aber wiederum in andern bedeutend davon ab.

69. Das Bruchstück eines Menologiums aus dem zwölften Jahrh., zwey Pergamentblätter in 4., in meinem Besitze.

Dieses Bruchstück einer mit bulgarischer Orthographie sehr schön geschriebenen Handschrift enthält den Anfang der Monate März und May. Ich fand es bey dem Hieromonach P., der sich früher sechzehn Jahre lang zu Plewen in Bulgarien aufgehalten hatte, und vor seiner Abreise einen neuen russischen Kirchendruck in dieses Doppelblatt einwickelte, um des Einbandes zu schonen. Die ganze Handschrift verwendete er zum Einwickeln und Einpacken seiner Geräthschaften. Sic — »mortalia facta peribunt!«

70. Typikon, für die chilandarische Einsiedeley (sichastarija, d. i. ἡσυχαστήριον) in der Kareja, von der Hand des h. Sawa, im J. 6707 (1199) geschrieben, eine etwas über zwey Spannen breite und gegen drey Ellen lange Pergamentrolle (vo-

lumen, serb. switak), in der Sichastarija des h. Sabbas von Jerusalem zu Kareja auf dem h. Berge.

Hr. Hieromonach Geraßim Michajlowitsch aus Nowypazar, jetzt Vikarius im Kl. Wrdnik in der Fruschkagora, früher Mönch in Chilandar und eine Zeit lang Bewohner der Sichastarija, beschrieb mir vor einigen Jahren diese, von den Bewohnern Chilandars als eine ihrer vorzüglichsten Kleinodien angesehene Handschrift aufs genaueste. Ich fand später seine Aussage mit der bey Dometijan im Leben des h. Sawa vom J. 1264 über die Erbauung der Einsiedeley (Sichastarija, jetzt von den Mönchen gemeiniglich Postnica und Typikarnica genannt) vollkommen übereinstimmend. Dometian fügt hinzu, daß auch er, nach dem Beyspiele Sawa's, damals (1264) in der Sichastarija lebte, und daselbst die Lebensgeschichte des h. Sawa abfaßte. Gerade in demselben Jahre kopirte bey ihm der verfolgte Grammatiker Theodor das Hexaemeron des Exarchen von Bulgarien Johann, Kalajdowitsch S. 164. Die Erbauung der Einsiedeley folgte gleich auf die Gründung Chilandars 1197. Sie wurde früher von einem Einsiedler zeitlebens bewohnt; jetzt werden zwey Brüder von Chilandar regelmäßig abgesendet, um den Dienst zu versehen. — Erst unlängst gelang es mir, eine aus dem Original besorgte Abschrift dieses kurzen Typikons in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz zu entdecken, welche freylich den Wunsch nach der Einsicht und Benutzung des Autographon nur noch mehr rege macht.

71. Typikon des h. Sawa, Erzb. von Serbien, für das Kl. Studenitza in Serbien, verfaßt zw. 1210 — 1215, sammt dem Leben des h. Symeon von ebendemselben und andern Beylagen, abgeschrieben in der Einsiedeley bey Studenitza im J. 7127 (1619), 187 Bl. auf Papier in 8.

Durch diesen, mir durch meinen patriotischen Freund S. M. in G—var zum Gebrauche verschafften, äußerst interessanten Codex, so wie durch die so eben unter Nr. 70 beschriebene Karlowitzer Abschrift, sind wir nun wenigstens mit einem Theile der Werke des h. Sawa näher bekannt worden. Die Handschrift enthält: 1) zum Theil weiße Blätter, zum Theil verschiedene unerhebliche, von den Besitzern des Buches später eingetragene Aufsätze Bl. 1 — 16. 2) Des h. Sawa Typikon, »Obraznik,« für das Kl. Studenitza, dem er 1210 — 1215 als Igumen vorstand, aus dem Autographon abgeschrieben in der Einsiedeley bey Studenitza, » w pesctere: *Sw. Sawy postnica*,« im J. 7127 (1619), Bl. 17 — 87 r. 3) Eine Wundergeschichte im Kl. Welika-Zastupnica, Bl. 87 v. — 89. 4) Beweis, daß man den Freytag nicht feyern soll, Bl. 90 r. 5) Königs Stephan I. Schenkungsbrief für das Kl. Studenitza zw. 1195 — 1224 (denn die letzten Zeilen fehlen), von der Hand eines spätern Schreibers auf die weißen Zwischenblätter eingetragen, Bl. 90 v. — 94 (vgl. oben Nr. 27). 6) Leben des h. Symeon, beschrieben von seinem Sohne Sawa, ums Jahr 1208, eine sehr schätzbare, durch Inhalt und Darstellung gleich ausgezeichnete Pièce, von der Hand des ersten Schreibers (J. 1619), Bl. 95 — 133 (Bl. 134 ist weiß). 7) Geschichte der Erbauung Konstantinopels durch Konstantin den Großen und der Einnahme durch Mohammed 1453, Bl. 135 — 187, wahrscheinlich gleichzeitig geschrieben mit 2 und 6, jedoch unter neuer Signatur, und in Papier, Tinte und Schriftzug davon etwas verschieden. — Daß des h. Sawa Werke für die Geschichte der slawischen und

insbesondere serbischen Sprache wichtige Data enthalten müssen, leuchtet dem Sachkundigen wohl von selbst ein. Aber zu diesem Behufe müßten vor allem die Originalien eingesehen werden. Aus ihnen könnten unsere Lexica mit interessanten Beyspielen von alten seltenen Wörtern, Wortformen und Phrasen bereichert werden. Hier nur Einiges zur Probe: wolja — wolja, entweder — oder, vgl. slowak. wola=kto, wola=cso, wola=kde, wola=kedy; magyar. vala=mi, vala=ki, vala=hol, valamint u. s. w., s'ga und s'gy jetzt, karba Trübsal, godina Stunde, roditi *curare*, neroditi *non curare*, vernachläßigen (ljenuscte se i nerodescte), nerodno *adv.*, nerodstwo (vgl. krainisch und altböhmisch neroditi *nolle, non curare*, nerodstwo u. s. w.; ob das neuserb. raditi *laborare* dasselbe Wort?), rasr'csenije, wysosr'd *adj.*, bocsiti se, sich sträuben; malmje, sachte, ein wenig; celyw, Kuß, in der Shitscha=Inschrift cjelow; Wlache *acc. pl.* Viehhirten; char, Gnade; bez chari, ohne Gnade, vgl. Stulli *s. v.* har; stok, Habe, jetzt stoka, Reichthum; zbach, ganz und gar, vgl. Stulli *s. v.* bah; csegowi *nom. pl.* messen; iga, wenn, *quando*, seljem mnisc'sky, jedinok st. inok (*gen. pl.* jedinokych), djet *collect.* Kinder, staj, rula, felagedena, d. i. jeza *contagium*, das griech. φαγέδαινα (da izgonet jego iz monastira, jakozse njeku felagedenu), zlatopecsatna powel Chrysobulle (vgl. Befehl), kutija und zoblemo (wina urocsna csasca da dast se wam i kutiju zoblemo), 50 bjelych, 50 Silberlinge; idomjednica, Lebkuchen (*hibridum?*); mnicha, Nonne; rjesmy (jakozse rjesmy), re st. zse: nikomure, jere, wie in der Shitscha=inschrift jakore, nikore, jere, und im Hexaemeron 1263 sogar more st. mozse, ein uralter reiner Serbismus, wie umgekehrt bey den Polen und Böhmen das erweichte rz fast wie zs klingt, und die Formen: prjewelikjeja *neutr. pl.* die größeren (sija ot injech strasenjeja i prjewelikjeja), der Sociativ oft auf o und ow, wie in dem chilandarischen Hexaemeron auf Pergament vom J. 1263 (vgl. Kalajdowitsch Joann. Exarch, S. 164), z. B. kadilnicow, molitwow, prjed sweto wladicsico nascow gospozsdo bogorodicow blagodatnicow, sonst auch blagodjetnicow u. s. w. — Nach dem Zeugnisse des Hieromonach Dometijan verfaßte der h. Sawa, von Jugend auf ein großer Bücherfreund und Schriftsteller, auf Verlangen und Befehl der Synode des h. Berges, auch das Officium zu Ehren seines Vaters Symeon. Aber dasjenige, welches in den Festtagsmenäen, Venedig 1538 Fol., und Szász=Schebesch 1580 Fol., beym 13. Febr. abgedruckt ist, kann unmöglich Sawa's Werk seyn. Die Biographie des h. Symeon war den alten serbischen Annalisten nicht unbekannt; die Handschrift Nr. 65 bemerkt bey der Erzählung seiner Thaten ausdrücklich: jakozse pisanije o njem powjedujet — In den Werken Sawa's und Dometijan's geschieht sehr häufig eines gewissen Method, zuerst Mönch in Serbien, hierauf Igumen in Chilandar und Studenitza, und zuletzt Bischof in Serbien, als eines gelehrten Freundes vom h. Sawa, dessen sich dieser bey verschiedenen Gesandtschaften nach Rom u. s. w. bediente, Erwähnung. Sollten sich nicht irgendwo schriftliche Erzeugnisse dieses ausgezeichneten Mannes erhalten haben?

72. **Typikon, geschrieben in Serbien in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrh., auf Pergament in 4., in der kais. öff. Bibl. zu St. Petersburg.**

Wiewohl die Aufzählung serbischer Handschriften in Rußland nicht

in meinen Plan gehört, so will ich doch bey dieser bis jetzt unbekannt gewesenen eine Ausnahme machen. Die Nachricht darüber, die ich dem Herrn Hofrath P. v. Köppen verdanke, wird den Serben ohne Zweifel willkommen seyn. Die Handschrift, aus Paris nach St. Petersburg gebracht (bekanntlich befinden sich mehrere altslawische Handschriften in den Bibliotheken Frankreichs, meist aus der Biblioth. Coisliniana herrührend, die sie hinwieder von Konstantinopel, Berg Athos u. s. w. her hatte), wurde anfangs ganz ernstlich für einen Molitwenik Anny Jaroslawowny, der Gemahlin Heinrichs I., gehalten, wornach dasselbe schon im eilften Jahrh. existirt haben müßte; bis es Herrn Wostokow gelang, auf der Rückseite des 129. Blattes die ausradirten Worte: »w 12 d'n prjestawi se Stefan kral, Theoktist monach,« *wieder* aufzufrischen. König Stephan Dragutin, der kurz vor seinem Tode in den Mönchsstand trat, und den Namen Theoktist annahm, starb im J. 1317.

73. Typikon, älter als das J. 1378, auf Pergament in 4., in dem Metropolitankloster zu Tzetinj.

Hr. Kucharski erwähnt dieses Typikons auf die eben angeführte Weise in der böhm. Zeitschrift a. a. O., mit dem einzigen Unterschied, daß er die Handschrift Topik nennt.

74. Typikon, aus dem vierzehnten Jahrh., auf Papier in 4., im Kl. Wrdnik.

Unter allen Handschriften auf Papier, die ich bis *jetzt gesehen*, halte ich diese für eine der ältesten. Das Ende fehlt; *auch ist die Handschrift* schon beynahe ganz vermodert.

D. Theologie.

Wiewohl an Handschriften dieser Gattung, wohin ich insbesondere exegetische, dogmatische, ascetische und homiletische Werke rechne, in den serbischen Klöstern kein Mangel ist; so sind doch sehr wenige unter denter denselben durch ihren Gehalt und ihr Alter geeignet, hier näher charakterisirt zu werden. Es sey genug, einige derselben hier zur Probe anzuführen.

75. Auslegung des Psalters, aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrh., 385 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Das Ende fehlt; sonst ist die Handschrift gut erhalten.

76. Auslegung der Evangelien, aus dem funfzehnten Jahrh., 449 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Die Handschrift gehörte ehemals, nach einer Anmerkung am Ende, die jedoch von späterer Hand ist, dem Erzb. Maxim zu.

77. Auslegung der Evangelien, aus dem sechzehnten Jahrh., 421 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Anfang und Ende gehen ab; die Handschrift hat bereits sehr gelitten.

78. Auslegung des Apostols nach Johannes Chryso-

stomus u. a. Kirchenvätern, aus dem funfzehnten Jahrh., 242 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Die Fürstin Angelina schrieb, nach ihrer Gewohnheit, ihren Namen am Ende des Buches eigenhändig ein. Die zwey ersten Bl. ausgenommen, die beynahe ganz zerrissen sind, ist die Handschrift noch ziemlich gut konservirt.

79. Auslegung des Briefes Pauli an die Hebräer sammt Beylagen, vom Ende des vierzehnten oder Anfange des funfzehnten Jahrh., 329 Bl. auf Papier in 4., in der Metropolitan-Bibliothek zu Karlowitz.

Diese der Sprache und Orthographie nach zur bulgarischen Familie oder Recension gehörende, im Anfang und am Ende lückenhafte Handschrift, enthält: 1) Auslegung der Epistel an die Hebräer nach verschiedenen Kirchenvätern, Bl. 1 — 56. 2) Des Antiochus Seth, oder, wie andere meinen, des Joannes Damascenus (Worte der Handschrift) Fabeln und Parabeln, Bl. 157 — 196. 3) Des Antiochus Buch Pandektes, Bl. 197 — 276. 4) Vermischte Aufsätze über Mönchsleben, Homilien, Auszüge aus Kirchenvätern, Bl. 277—329.

80. Des h. Johannes Damascenus Theologie oder über den wahren Glauben, 4 BB., aus dem vierzehnten Jahrh., in 2 Kolumnen 155 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Es ist dieß eine der ältesten Handschriften auf Papier, die ich kenne, und wahrscheinlich eine Kopie der uralten Uebersetzung des Exarchen von Bulgarien, Johann, wiewohl seiner nirgends Erwähnung geschieht. Das letzte Bl., bloß ein paar Zeilen enthaltend, ist nach dem Verluste des alten aus einer andern Handschrift renovirt, weßhalb auch das Datum fehlt. Der Schriftzug ist äußerst schön, vom Alter etwas verblichen, die Handschrift noch ziemlich gut erhalten.

81. Des h. Johannes Damascenus Theologie, einige Reden und andere Bruchstücke aus seinen Werken, vom J. 7098 (1590), auf Papier in 4., im Kl. Wrdnik.

Die Jahrzahl 7098 befindet sich zwar nur in der über den Verkauf des Buches berichtenden Nachschrift, allein sie scheint mir von der Hand des Schreibers selbst zu seyn, und auf jeden Fall gehört die Handschrift nicht höher hinauf, als in die zweyte Hälfte des sechzehnten Jahrh.

Beyläufig bemerke ich, daß die vom Hrn. A. Kucharski in s. Reisebericht a. a. O. erwähnte Handschrift: Wseoruzs'stwo bogoslowija, auf Befehl des Patriarchen von Ipek und Kosten des Bischofs Dionysije 7076 (1568) geschrieben, auf Papier in Folio in dem Metropolitankloster zu Tzetinj, eine Uebersetzung von des Hierom. Euthymius Zigabenus, der 1116 in Konstantinopel florirte, δογματικὴ πανοπλία ist.

82. Des Johannes Klimakos allegorisch-mystische Leiter zum Paradiese, Ljestwica genannt, auf Befehl des Fürsten Georg Brankowitsch aus alten Handschriften zusammengetragen durch mehrere Mönche aus Chilandar unter dem Vorsitze des Branitschewer Metropoliten Sabbatius, geschrieben von

dem Hieromonach Dawid, im J. 6942 (1434), 340 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Schade, daß so viel Fürsorge, Aufwand und Mühe nicht ei[illegible] gehaltvolleren Stoffe, z. B. einer vollständigen Landeschronik, zu T[illegible] wurde! Fürst Brankowitsch ließ, nach der Schlußschrift, hunder[illegible] jährige Greise aus Chilandar, so wie uralte griechische Codices a[illegible] Konstantinopel und slawische aus Chilandar nach Smederewo kommen um endlich einmal eine ordentliche Ljestwitza zu Stande zu bringen, wie sie sein Herz wünschte. Wir gäben sie gern hin um eins von den alten chilandarischen Exemplaren, etwa wie die Ljestwitza aus dem zwölften Jahrh. in Rußland ist! — Vorausgeschickt ist die Lebensgeschichte des Joannes Klimakos, so wie einige Sendschreiben von ihm und an ihn; angehängt sind Reden und Erläuterungen einiger allegorisch-mystischen Ausdrücke.

83. Des Johannes Klimakos Ljestwica, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrh., 385 Bl. auf Papier in kl. 4., in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

Sorgfältig geschrieben, doch ohne Datum. Voraus gehen, wie gewöhnlich, einige Sendschreiben des Johannes von Raithos und des Johannes Scholasticus.

84. Des Johannes Klimakos Ljestwica, aus dem funfzehnten Jahrh., 415 Bl. auf Papier in 4., im Kl. Kruschedol.

Die Handschrift ist im Anfange defekt. Wiewohl die Orthographie im Ganzen serbisch ist, so kommt doch auch ѫ regelmäßig vor.

85. Philipps des Einsiedlers, auch Philosoph genannt, moraltheologisches Werk Dioptra, aus dem funfzehnten Jahrh., 295 Bl. auf Pergament und Papier in kl. 4., im Kl. Schischatowatz.

Bekanntlich ist der Verf. dieses Werkes Philipp der Einsiedler, Solitarius, slaw. Otsc'lnik, Pustynnik, auch Philipp der Philosoph genannt, der in Macedonien an der Grenze von Thracien in der smolenischen Gegend am Fl. M'sta (Mestus bey Plinius, sonst gräcisirt Nestus) lebte, und das Buch im J. 1105 verfaßte. Hr. Kalajdowitsch deutete den in den russischen Handschriften vorkommenden Ausdruck: »w Smolenskich predjelach,« auf das russische Smolensk, und folgerte daraus, daß der Grieche Philipp in Rußland gelebt und geschrieben habe. Joann Exarch, S. 11, 95; Opis rukop. S. 3. Hr. Metropolit Ewgenij schrieb dieses in s. Lexikon russ. Schriftsteller, 2. Ausg. 1827. Bd. II. S. 62—63 ohne Berichtigung nach. Allein Smolen ist Stadt und Gegend (τὸ Θέμα τῶν Σμολένων) am Fl. M'sta, auf der Grenze zwischen Macedonien und Thracien, wie man sich unter anderem aus Nicetas Choniates bey Stritter II. 702, 705 u. s. w. überzeugen kann; und daß Philipp seine Dioptra für den Kallinikus in Smolen hier, nicht in Rußland, geschrieben, war dem Fabricius u. a. längst bekannt. Uebrigens ist das Original in Versen, die Uebersetzung aber nur in Prosa. Voraus geht eine Abhandlung über die Dioptra von Michael Psellus: »Michaila Pselosca o knigje glagoljemej dioptra, nascimzse jezykom naricajet se zr'calo.« Die Lagen sind

aus Pergament und Papier dergestalt zusammengesetzt, daß das unterste und oberste Doppelblatt Pergament, die innern zwey Doppelblätter aber Papier sind. Am Ende fehlt eine ganze Lage. Die Orthographie ist serbisch; die Abschrift aber Kopie eines russischen Exemplars.

86. Des Andreas Demens, slaw. Jurodiwy, Werk: o mytarstwje (Simonie?), in einer Handschrift ohne Datum (aus dem funfzehnten Jahrh.), auf Papier in 4., im Kl. Wrdnik.

87. Des Gregorius Magnus Dialogen vom Leben der h. Väter und der Ewigkeit der Seelen in 4 Bänden sammt Beylagen, wahrscheinlich vom Ende des funfzehnten oder dem Anfange des sechzehnten Jahrh.; 273 Bl. auf Papier in kl. 4., in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

Anfang und Ende fehlen; die Orthographie ist bulgarisch. Die Handschrift enthält: 1) Gregor's Dialogen (besjedowanija), Bl. 1 — 137. 2) Des Erzb. von Alexandrien Athanasius (untergeschobenes) Werk: Belehrung an den Fürsten Antiochus Bl. 138 — 163. 3) Vermischte Aufsätze aus den Kirchenvätern, Bl. 163 — 273.

88. Sammlung vermischter Aufsätze aus den Kirchenvätern und Nikon's Taktikon, geschrieben durch Andrej Semkowitsch, Mönch in Turow (in Rußland) im J. 1607, ehedem 577, jetzt 563 Bl. auf Papier in 2 Kolumnen in 4., in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

Vom Anfange fehlen 14 Blätter. Im J. 1671 kaufte die Handschrift der serbische Patriarch Maxim vom »Daskal Zacharije« auf Athos: cjenoju srjebra dwadeseti zsl'tica; im J. 1696 besaß sie der Patriarch Arsenij Csernovics. Sie enthält: 1) Auserwählte Reden, Homilien, Sendschreiben, Aufsätze verschiedener Kirchenväter, Bl. 15 — 448. 2) Lobrede auf Trajan, Bl. 449 — 452. 3) Nikon's Taktikon, Bl. 453 — 577.

89. Des Agapius Cretensis Werk über die Wunder der h. Jungfrau, ins Slawische (na slowenski jezyk) übersetzt von dem Hieromonach Samuel Bakatschitsch in der Einsiedeley auf dem Berge Athos, am 20. July 1688, auf Papier in 4., im Kl. Wrdnik.

Nur als ein Beyspiel, daß die chilandarische Uebersetzungsfabrik nicht aufgehört hat bis auf die neueste Zeit, wenn gleich in sehr untergeordnetem Maße, thätig zu seyn, führe ich dieses sonst eben nicht wichtige Produkt eines spätern Verfassers (Agapius, Mönch auf Athos, florirte 1641) und eines noch spätern Uebersetzers an.

90. Des Agapius Cretensis Werk: *ἁμαρτωλῶν σωτηρία* (grjesnych spasenije), und Wunder der h. Jungfrau, geschrieben im J. 7201 (1693), 456 Bl. auf Papier in Folio, in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

Das Hauptwerk reicht nur Bl. 1 — 334, von da an folgt bis Ende eine Darstellung der Wunderwerke der h. Jungfrau Maria. Vgl.

die vorhergehende Nummer. Der erste Theil ist auch in einer andern Abschrift aus dem siebzehnten Jahrh. in Folio da.

91. Bruchstück einer serbischen Homilie, ein Pergamentblatt aus einer Handschrift aus dem vierzehnten Jahrh. in Folio, bey mir.

Ich fand dieses Blatt an der innern Seite des Deckels einer andern Handschrift angeklebt. Sprache und Orthographie bieten nichts Besonderes dar.

92. Des h. Johannes Chrysostomus Fastenreden, geschrieben auf dem Berge Athos für den serbischen Patriarchen Nikodim, im J. 6959 (1451), 392 Bl. auf Papier in Folio, in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

Es ist nach den Schlußworten dieses sehr sorgfältig und schön geschriebenen Kodex Bl. 375: »prjepisa se w swetjej gorje Athona ot jezyka elladskago na jezyk nase slowenskyj,« zweifelhaft, ob das Buch damals neu übersetzt, oder nur aus einer andern Handschrift abgeschrieben wurde. Von Bl. 375 bis Ende folgen Bruchstücke aus andern Werken des h. Chrysostomus. Die Fürstin und Nonne Angelina schrieb eigenhändig ihren Namen auf dem letzten Blatte der Handschrift ein, den man auch in vielen andern Karlowitzer und Kruschedoler Handschriften findet.

93. Des h. Johannes Chrysostomus *Fastenreden*, aus der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrh., *339 Bl. auf* Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Anfang und Ende fehlen; auch sonst schlecht erhalten.

94. Des h. Johannes Chrysostomus Homilien, geschrieben für den Fürsten Lazar Brankowitsch (st. 1457), 424 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Nach dem Fürsten Lazar besaß die Handschrift der Erzb. Maxim, von welchem sie dem Kloster verblieben ist.

95. Des h. Johannes Chrysostomus Homilien, aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrh., 469 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Diese Handschrift gehörte ursprünglich dem Fürsten Stephan Brankowitsch zu (st. um 1481?), dessen Name am Ende stand, aber ausgelöscht ward; hierauf seiner Gemahlin, der Fürstin Angelina, wie ihre eigenhändige, später von jemanden (im Kl. Argisch?) ausgestrichene Unterschrift lehrt; nach ihr dem Erzb. Maxim, ihrem Sohne, dessen Name aber auch verwischt ist; endlich im J. 7027 (1519) dem Kl. Argisch in der Walachey, von wo sie später wieder nach Kruschedol zurückkehrte.

96. Des h. Johannes Chrysostomus und anderer Kirchenväter auserwählte Homilien, in einer bulgarischen Handschrift, wie es scheint von dem Ende des funfzehnten Jahrh., auf Papier in Folio, im Kl. Schischatowatz.

Der Orthographie und des Dialekts wegen verdient diese Handschrift, die zwar noch ganz ist, aber in schlechtem Zustande und ohne Datum, einige Beachtung.

97. Des h. Johannes Chrysostomus Homilien, 88 an der Zahl, vom Ende des sechzehnten Jahrh., 233 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Bodjan.

Der verstorbene Professor G. Magaraschewitsch beschrieb diese Handschrift in dem serbischen Jahrbuch 1827, Heft 4, S. 8, schien aber ihr Alter viel höher anzuschlagen, als gestattet werden kann. Ungeachtet hier und da noch ein altes ѫ vorkommt, so bin ich dennoch überzeugt, daß diese Handschrift in Rußland durch einen russischen Mönch geschrieben, und von da nach Süden gebracht wurde. Die Schrift ist übrigens sehr fein und nett; die Handschrift sehr gut erhalten.

98. Des h. Gregor von Nazianz geistliche Reden, aus dem funfzehnten Jahrh., 415 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Gehörte ehemals dem Erzb. Maxim zu.

99. Des h. Gregor von Nazianz geistliche Reden, aus dem funfzehnten Jahrh., 326 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Remeta in Sirmien.

Stellenweise defekt und sehr schlecht erhalten.

100. Sammlung verschiedener theologischer Abhandlungen und Auszüge aus den Kirchenvätern, aus dem funfzehnten Jahrh., auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Das Ende fehlt; die ganze Handschrift sehr schlecht konditionirt. Voraus gehen des Ks. Basilius Macedo Belehrungen über die Regierungskunst an seinen Sohn Leo in 66 Abschnitten.

101. Sammlung verschiedener auserlesener Aufsätze aus den Kirchenvätern, sammt einem Nomokanon, aus dem funfzehnten Jahrh., 263 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Ausnehmend schön und genau geschrieben, und im Ganzen gut erhalten.

102. Sammlung verschiedener auserlesener Aufsätze und Abhandlungen aus der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrh., 328 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Diese Handschrift, in der leider das beste, nämlich das Ende, fehlt, enthält gar mancherley: 1) Nachrichten über die h. Jungfrau, den Erlöser und die Apostel. 2) Testament der 12 Patriarchen. 3) Erklärungen der Psalmen. 4) Biblische Geschichte. 5) Geschichte der römischen und griechischen Kaiser, von Pompejus bis auf Konstantin VIII. (st. 1028). 6) Konstantin's des Großen kais. Befehl, gegeben der christlichen Kirche (confessio et edictum Constantini Magni). 7) Des Mönchs Alexander Rede auf die Entdeckung des h. Kreuzes. 8) Vermischte Aufsätze aus Johannes Chrysostomus, Johannes Damascenus u. a. 9) Auserwählte Reden des Johannes

Chrysostomus. 10) Kurze serbische Annalen, unter dem T- Rodoslowije swetych ktytr i gospod sr'bskych, mit dem letzt- handenen Blatte beginnend, und defekt, indem die folgenden Quat- nen ausgeschnitten sind. Die Handschrift scheint von meh- Schreibern herzurühren, indem einige Stücke mit bulgaro-dacische- thographie eingetragen sind, was durch den abwechselnden Aufenthalt der Walachey und in Sirmien) des ehemaligen Besitzers und wahrsch- lichen Urhebers dieser Handschrift, des Erzbischof Maxim, erklärbar.

103. Auszüge aus verschiedenen Kirchenvätern, hierauf eine ausführliche Lebensgeschichte des h. Gregorius, Bischofs von Homeritien (Omirit), aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrh., auf Papier in Folio, im Kl. Remeta.

Anfang und Ende fehlen.

E. Rechtskunde.

Die hieher gehörigen Handschriften zerfallen in zwey Klassen: 1) in die des kanonischen oder kirchlichen, und 2) in die des bürgerlichen Rechts. Wenn die Vermuthung, daß die Handschriften der zweyten Klasse in den serbischen Klöstern eben nicht sehr zahlreich seyn dürften, jedermann, der mit der serbischen Geschichte vertraut ist, ganz nahe liegt; so muß es um so mehr befremden, daß auch Kodices des kanonischen Rechts, des Matthäus Wlastares hartverdauliches Syntagma (Cotelerius nannte es stabulum Augiae) ausgenommen, fast eben so selten sind, und daß Handschriften des Nomokanon des Johannes Scholasticus, so wie des Photius, welche beyde die Grundbestandtheile der gedruckten russischen Kormtschaja bilden, in den hiesigen Gegenden gar nicht vorkommen, während Rußlands Bibliotheken, wie man aus des Baron Rosenkampf neuestem Werke: Obozrjenije kormcsej knigi, Moskau 1829. 8., sieht, einen Ueberfluß an denselben haben. In Bezug auf dieses lehrreiche Werk bemerke ich hier gelegentlich, daß die älteste mir bekannte Erwähnung eines slawischen Nomokanons in Serbien in dem Typikon des h. Sawa für das Kloster Studenitza zw. 1210 — 1215 steht, wo man nach dem Ausdrucke: »prjedany wam Nomokan'n« vermuthen könnte, daß der Heilige denselben vom Athos selbst den Studenitzer Mönchen gebracht habe.

1) Kirchenrecht.

104. Des Matthäus Wlastares (Blastares) aus Thessalonika Syntagma, slaw. Prawilnik, aus dem vierzehnten Jahrh., 329 Bl. auf Baumwollenpapier in Folio, in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

Dieser mit serbischer Orthographie geschriebene Kodex befand sich noch 1725 im Pschinskyschen Kloster (am Fl. Pschina, der im macedonisch-serbischen Grenzgebirge entspringt, und mit der Bregalnitza vereinigt dem Wardar zulauft; Pscinskij Prochor heißt das Kloster in einer andern Handschrift), wie man aus den Unterschriften des Patriarchen von Ipek, des Metropoliten von Skopje und Wrana und des Bischofs von Samokow ersieht, welche denselben auf ihren Wallfahrten zum h. Johann Rilsky gesehen und darin geblättert haben. Der Prawilnik läuft von Bl. 1 bis 289, und ist vollständig, doch hat der neuere Buchbinder

nicht nur mehrere Blätter, sondern ganze Lagen verschoben und durch einander gemengt; von Bl. 289 bis Ende folgen mehrere Beylagen, nämlich: 1) Des Erzb. Dominicus von Venedig Sendschreiben an den Patriarchen Petrus von Antiochien. 2) Antwort auf dieses Sendschreiben. 3) Des Michael Syncellus von Jerusalem Abhandlung über den wahren Glauben wider die Lateiner, so wie über den Abfall derselben und Absetzung vom Primate, und über die Diptychen der Patriarchen. 4) Sendschreiben des Konstantinopolitaner Patriarchen Michael an den Antiochener Patriarchen Peter. 5) Des Papstes Gregor IX. Glaubensbekenntniß der Lateiner an den Patriarchen von Konstantinopel. 6) Des Konstantinopolitaner Patriarchen Germanus Antwort auf dieses Sendschreiben. In beyden diesen Piecen heißen die Fratres minores »Fremenurii« (nach dem Venet. Frà menore). 7) Der Patriarchen Anastasius von Antiochien und Cyrillus von Alexandrien Auslegung des christlichen Glaubens in Fragen und Antworten. 8) Des Michael Syncellus von Jerusalem Erläuterung des Symbolum fidei. 9) Erklärung einiger Kirchenhymnen. 10) Erklärung des Symbolum fidei. 11) Auslegung des Vaterunsers nach Johannes Chrysostomus. 12) Aus dem Patriarchal=Rituale über die Aufnahme der Häretiker in die christliche Kirche. 13) Des Erzb. Cyrillus von Alexandrien Gespräch mit dem Häretiker Nestorius. Das Ende der Handschrift fehlt. So schätzbar diese Handschrift ihres Alters und anderer Eigenthümlichkeiten wegen ist, so ist doch der in der Uebersetzung des Wlastarischen Syntagma herrschende Styl so knechtisch ängstlich nach dem Original geformt, daß man bey dem besten Willen nicht ohne Mißbehagen darin lesen kann. Sowohl nach dieser Handschrift, als auch nach der folgenden, verfaßte Matthäus sein Syntagma im J. 1335.

105. Des Matthäus Wlastares Prawilnik, geschrieben auf Befehl des Erzbischofs von der Zeta, Joseph, durch den Diakon Damian zu Koporinja, und beendet den 17. May 6961 (1453), 341 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Bey dieser Handschrift sind besonders die mit dem Bl. 337 beginnenden Beylagen, enthaltend: Einen kurzen Abriß der serbischen Geschichte; 2) eine Namhaftmachung der Chrysobullen des Königs Stephan I., des St. Sawa und des Königs Milutin, und der von ihnen gestifteten Bisthümer und Igumenien, interessant. Im übrigen stimmt der Text des Prawilnik mit dem Karlowitzer Exemplar überein. Wiewohl das Datum schon auf Bl. 337 f. v. oben steht, und die Beylagen in etwas feinerer Schrift erst darauf folgen, so sind sie doch von einer Hand und gleichzeitig.

106. Des Matthäus Wlastares Prawilnik, geschrieben vor dem J. 1478, auf Papier in Folio, in dem Metropolitankloster zu Tzetinj.

Hr. Kucharski erwähnt dieser Handschrift in der böhmischen Zeitschrift a. a. O.

107. Des Matthäus Wlastares Prawilnik, geschrieben auf Befehl des Wojewoden Johann Stephan durch den Schreiber (grammatik) Damian im Namen des h. Nikolaus

von Jassy (»w ime sw. Nikoli izse u Jassech«), im J. 7003 (1495), ursprünglich 280 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Opowo in Sirmien.

Die Schlußschrift ist leider nicht von der Hand des moldauischen Schreibers selbst, sondern später von einem Serben auf einem Endblatte am Ende beygefügt, der die Schriftzüge der Handschrift getreu und für den Unerfahrnen täuschend nachzumachen wußte, während er sich in plumper Unwissenheit durch die abweichende serbische Orthographie nur um so mehr verräth. Es ist mir jedoch wahrscheinlich, daß der Epilogschreiber die ursprüngliche Schlußschrift vor sich hatte, und dieselbe, um das etwa schon zerfetzte Endblatt zu restauriren, bis auf die Orthographie genau nachschrieb. An dem durch die Schlußworte vorgegebenen Alter der Handschrift zweifle ich gar nicht. Die Orthographie ist die der bulgaro=dacischen Handschriften, der Schriftzug vorzüglich schön; aber die Handschrift hat bereits sehr gelitten, mehrere Blätter im Anfange, zu Ende und in der Mitte gehen ab, andere sind zerrissen und durch einander geworfen.

108. Des Matthäus Wlastares Prawilnik, geschrieben auf Kosten des Metropoliten von Szegedin und Batsch (der Name fehlt) für das Kl. der h. Petka im Gebirge Tzer (bzt. Petkowitza in Serbien) im J 7087 (1579), auf Papier in Fol., in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

109. Des Matthäus Wlastares Prawilnik sammt andern kanonischen Gesetzen, geschrieben im Kl. »Bjeschenowa« unter dem Igumen Sylvester im J. 7089 (1581), auf Papier in Folio, im Kl. Beschenowa.

Auf einen Auszug aus dem Prawilnik des Matthäus folgen mehrere Gesetze Justinians, dann die Gesetze der h. Apostel und Kirchenväter (prawila sw. Apostol i sw. Ot'c), wie sie in den Manualen des Nomokanons gewöhnlich vorkommen (vgl. Nr. 113, 114), in 284 kurzen Paragraphen.

110. Des Matthäus Wlastares Prawilnik, aus dem sechzehnten Jahrh., 316 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Beotschin in Sirmien.

Ist zwar vollständig da, doch ohne Datum.

111. Des Matthäus Wlastares Prawilnik, aus dem sechzehnten Jahrh., 159 Bl. auf Papier in Folio, in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

Das Ende fehlt. — Es ist auch noch eine andere Abschrift aus dem siebzehnten Jahrh. in Folio da.

112. Das kanonische Recht der griechischen Kirche, serbische Handschrift vom Ende des sechzehnten Jahrh., auf Papier in Folio, bey Hrn. Wlahowitsch, Pfarrer in Betsche.

Nach der mir zugekommenen Nachricht, denn die Handschrift selbst konnte ich zur Einsicht nicht erhalten, weicht dieser Kodex von der ge-

druckten Kormtschaja gänzlich ab, woraus ich den Schluß ziehe, daß es ein Wlastares sey.

113. Nomokanon, enthaltend Auszüge aus den kanonischen Gesetzen der h. Väter oder der Koncilien, zum Handgebrauche für Beichtväter und Priester, aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrh., 193 Bl. auf Papier in 8., im Kl. Opowo.

Da dieses Manuale der Kirchengesetze in den serbischen Klöstern sehr häufig vorkommt (darunter wahrscheinlich auch viel ältere Ex., als die hier beschriebenen), und dasselbe sowohl für den Kirchenrechtsforscher, als auch für den slawischen Philologen immer einiges Interesse hat, so will ich das eine und das andere Ex. hier näher charakterisiren. Bl. 1 — 10 geht eine Art Kalender mit Horoskope voran, wo z. B. bey dem Zeichen des Skorpions zu lesen: asete poidese na put, spati imase s esjuzsdimi zsenami u. dgl Unverstand mehr. Bl. 11 — 15 Rituale für Beichte. Bl. 16 — 30 Vorschriften für die Buße nach den Kanonen der Kirchenväter und nach Wlastares. Bl. 31 — 148 unter der Ueberschrift: Nomokanon sirjecs zakonnik, imjeje prawila po s'krasteniju sw. apostol i sw. Wasilija welikago i sw. s'bor, eine Epitome der Kirchengesetze in 281 Paragraphen (vgl. Nr. 109). Bl. 149 — 193 verschiedene kirchliche Disciplinargesetze, ähnlich denen, die in den Trebniken von Gorashdje 1531. 4., und von Mileschewa 1546 4. am Ende unter der Ueberschrift Prawilo sw. apostol i sw. i prjepodobnych i bogonosnych ot'c nascich sedmago s'bora, vorkommen. — Dieses Manuale des Nomokanons Bl. 31 — 148 (worüber Rosenkampf S. I. 15, 79, II. 69 nachzulesen) stimmt zwar mit den russischen Ausgaben, Kiew 1620, 1624, 1629, Moskau 1639 und Lemberg 1646 (ich habe zur Vergleichung vorzüglich die zweyte Kiewer Ausgabe gebraucht), in der Hauptsache überein, weicht aber in einzelnen Paragraphen, so wie in Ausdrücken und Worten, bedeutend davon ab. Wenn der slawische Philolog mit Herodot den natürlichen Horror vor ägyptischen τέρασι — denn von diesen strotzen die Nomokanonen — niederkämpft, um dieses schlammige Nilreich ruhig durchzuwaten, so wird er immer aus diesem langen Sündenregister einige kurze Wörter für sein Lexikon excerpiren können. Zum Worte span, welches Kalajdowitsch (Joann Exarch, S 115) nur problematisch zu erklären wagte, gehört die hier einigemal vorkommende Phrase: inok asete lobzset otrocse spano, *imberbis*, *impuber*, sonst Eunuch. (Beyläufig bemerke ich, daß das von Kalajdowitsch unerklärt gelassene tach in den griechischen Handschriften als τάχος häufig vorkommt, vgl. *Ducange* glossar. s. h. v.). Was sind wohl der Vogel galica und das Thier smok u. s. w., deren Fleisch zu essen verboten ist? Auch bey den Verwandtschaftsgraden kommen Wörter vor, die jetzt ungebräuchlich sind, z. B. ljelja (vgl. Stulli s. h. v.) u. m. a.

114. Nomokanon, aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrh., 130 Bl. auf Papier in 8., im Kl. Beotschin.

Bl. 1 — 11 Beicht- und Bußordnung. Bl. 12 — 101 Epitome der Kirchengesetze, wie oben Nr. 113, doch mit dem Unterschiede, daß es nur 227 Paragraphe enthält, und daß sehr viele erläuternde Stellen aus den Kirchenvätern, ferner aus Zonaras, Balsamon, Harmenopulus u. a. eingeschoben sind. Bl. 102 — 104 über Priesterweihe und Beichte. Bl. 105 — 126 des »Zacharije Maraphara

Abhandlung über die Verwandtschaftsgrade.« Bl. 127 — 130 ein paar schauerlich-ekelhafte Brocken aus kirchlichen Disciplinargesetzen.

115. Zakonnik, enthaltend einen Auszug aus des Matthäus Wlastares Prawilnik, sammt Beylagen, aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrh., 157 Bl. auf Papier in 4., in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

Der Inhalt dieser gut erhaltenen Handschrift ohne Datum ist folgender: 1) Auszug aus des Matth. Wlastares Syntagma, ganz gleichlautend mit dem Auszuge unter Nr. 116, Bl. 1 — 184. 2) Auszug aus den Regeln des Johannes Jejunator, Bl. 85 — 87. 3) Belehrung über Beichte und Absolution, Bl. 88 — 95. 4) Regeln der h. Apostel, der Koncilien, des h. Basilius u. a., Bl. 96 — 115. 5) »Sammlung verschiedener Regeln,« Bl. 116 — 122. 6) »Verschiedene Kapitel, ausgezogen aus einem andern Nomokanon,« Bl. 123 — 150. 7) Ueber die Trennung der Lateiner von uns, und ihre Absetzung vom Primate,« Bl. 150 — 157.

2) Kirchen- und Civilrecht.

116. Zakonnik, enthaltend einen Auszug aus des Matthäus Wlastares Prawilnik und des Kf. Justinian Codex rep. prael., ferner Stephan Duschan's serbisches Rechtsgesetzbuch, sammt verschiedenen theologischen, astrologischen und medicinischen Beylagen, geschrieben ums J. 6898 (1390), wahrscheinlich in der Hertzegowina, 188 Bl. auf Papier in 4.

Diese Handschrift, deren Ausfindigmachung und Mittheilung zum Gebrauche ich dem unermüdeten Eifer meines Freundes S. M. in G — var verdanke, verdient in mehr als einer Hinsicht eine umständlichere Anzeige. Sie enthält: 1) Kapitelindex des Zakonnik, Bl. 1—3 r. 2) Zakonnik oder Nomokanon, ausgezogen aus dem großen Zakonnik des Hierom. Matthej Solunsky, d. i. Matthäus Wlastares, Bl. 3 r. — 81 r. 3) Regeln des Johannes Jejunator, Bl. 81 v. — 83 r. 4) Bruchstücke aus des Kf. Justinians Rechtsgesetzbuche, Bl. 83 r. — 86 r. 5) Des Tzars Stephan Duschan serbische Rechtsgesetze, Bl. 86 v. — 98 r. Der Text der Duschanischen Gesetze ist hier natürlich viel echter, als in der folgenden, sehr jungen Abschrift; die Reihenfolge der Gesetzparagraphe anfangs dieselbe, dann abweichend und mehr zum Tökölischen Kodex stimmend, und die Sammlung bricht hier etwas früher ab. Durch diese Handschrift wurden meine über den Neusatzer Kodex früher gemachten Bemerkungen auf das überraschendste bestätigt, nämlich: 1) daß der Neusatzer Kodex die wahren alten Duschanischen Gesetze enthält, und daß die türkischen Wörter in demselben Interpolationen jüngerer Abschreiber sind; 2) daß die Ueberschriften der Paragraphe in der Neusatzer Handschrift nur eine Zuthat eben dieser Abschreiber sind; 3) daß der Abschreiber des Neusatzer Exemplars einen alten Kodex vor sich gehabt, in welchem die Blätter zerrissen und versetzt waren, und er — mit offenen Augen nicht sehend — bloß mechanisch nachgeschrieben habe, ohne die Blätter zu ordnen, weßhalb einige Paragraphen in der Mitte des Satzes abgebrochen, und erst nach mehreren Zwischenparagraphen fortgesetzt werden; endlich 4) daß in dem Neusatzer Kodex, außer den Duschanischen Gesetzen, am Ende auch eine Sammlung späterer fürstli-

cher Verordnungen enthalten ist. — In dem Gesetzbuche beruft sich Duschan an zwey Stellen auf die Gesetze seines »Großvaters, des heiligen Königs,« nämlich Milutin (1275—1321). Es ist klar, daß Duschans Gesetzbuch nur eine Rekapitulation älterer Verordnungen und Gebräuche ist, mit Hinzufügung einiger neuen Artikel. Ueber den Geist dieser, von Engel u. a. sehr überschätzten Gesetze etwas zu sagen, ist hier der Ort nicht. 6) Kirchensatzungen der sieben Koncilien, Regeln des Johannes Jejunator u. a. in Kürze, Bl. 98 r. — 104 r. 7) Historische Nachrichten über die sieben allgemeinen Kirchenversammlungen, Bl. 104 r. — 105 v. 8) Auslegung des Verses: Gospodi Isuse Christe etc., Bl. 105 v. — 109 r. 9) Das Officium der h. Kommunion (gleichlautend mit jenem in den Beylagen zum Tzetinjschen Psalter 1494. 4.), Bl. 110 r. — 130 r. 10) »Tl'kowanije Azbukwy,« auf jeden Buchstaben ein Spruch, voraus das Chrismon, zwey verschiedene Aufsätze, Bl. 130 r. und v. (Bl. 131 fehlt). 11) Gesangstrophen, aus Sprüchen der Heiligen zusammengesetzt, Bl. 132 r. — 133 v. 12) Horoskop der Geburten, nach einzelnen Monaten, für Knaben und Mädchen, Bl. 134 r. — 144 v., z. B. Monat Oktober: »Rodi se otrok w cs'stjech jar'mnych, 1 ljeto 6 mesec pobolit, ot w'sjech drug pocs'ten budet, i w'sjech poznan budet, gizdaw, blagoobrazn, ljubiw, rusowlasy, blagocs'stiw, 30 ljeto pritezsit imenije, i zsenu djewicu poimet, i ostawit ju, i zsenu ljubnuju poimet, i ostawit ju, i paky djewicu poimet, i w kupli bezcs'stn« etc. Monat May: »Rodi se djewica ocsima bystra, bljeda licem, jegozse uzrit, tjem smirit se, csista, slawijewema ocsima, slawna budet, stanowita muzsa poimet, toje radi muzs jeje pocsten budet« etc. 13) Ueber Temperamente, Zeugung, Geburt, Nativitätsstellung nach den Tagen des Monats, Bl. 145 r. — 150 v.; z. B.: *kako poznati otrocse w utrobje*: r'ci jej (zsenje) sjesti spljetsci nozje, i ot stupiw malo ot njeje, prizowi ju, i smatraj kako chosctet w'stati; i ascte podignet prjezsde desnuju nogu i jezse w'stati (?), muzs'sko jest jezse w njej, ascteli ljewuju nogu, zsensko jest. Mesecoslow'c (für Kinder und Erwachsene): w 15 d'n ascte razbolit se, wolja bozsija (ja wohl!) etc. — 14) Hausreceptbuch, mit therapeutischen, sympathetischen, thaumaturgischen rc. Kurangaben, Bl. 151 r. — 163 v. Hier einige kurze Proben: *jegda usta bolet*: tucsnicu da s'set bolci, *ascte kto imat guty* (Podagra, vgl. Stulli s. h. v.; im Slowak. ist guta der Schlagfluß): w'z'm lisici moz'k ot glave i razmjesiw s m'chom i rastl'k i polagajaj na boljezn. *ascte kogo teskna obuscta utisnet*: pljukju koziju ili jagnjekju polagaj na ranu. *ot gluchote*: juncsju zsl'cs s'zsenskym mljekom smjesiw kapli w ucho. *jegda nemozset cslowjek wodu pustiti*: stenice raztl'a dobrje i polagaj ich w sami wodopust. *ascte kto pozsret kost*: da w'nidet w' wodu do pupka, i abije izpadnet kost. *ascte kto pijet wina mnogo i glawoju bolit*: listije br'sceljanowo ili kupusno rastl'k i sokom tjech pomazaj glawu. *acste kto choscet neupiwati se*: da izgrizujet na cste sr'dce kupusn koren. *jegda nemozset kto imjeti postelju s' zsenoju swojeju*: napisci na remenu ot topole, jezse imat pod korom: da w'zweselet se nebesa, dazse do boljezni razdrjescil jest okowannych, rastr'g, rastr'g, razdrjescil jest osuzsdenije, i dazsd remen po golje pl'ti opasati se. *o lilku*: lilk jest zsiwotno csetworonozsno, ljetuscte w'sjem wjedomo, ljetajetzse jakozse lastawica, razsdajet jako csetworonozsno, i dojit sego kr'wiju.

ascte kto sego kr'wiju pomazset istr'g wegje wlasi, nektomu w'zrastet dlaka. takozsde i na w'sakom mjestje. ascte kto glawu *jego* polozsit na lozse mracsne i prikosnet se lewo mysceeju, new'zdrjemljet ni usnet dondezse nosit siju, ascte neotmjetnet siju, i sr'dce jego nosimo weliku b'drost tworit. ascteliʒte kto w'z'm w kl'cech, i polozsit pod glawu zsene newjedusceti jej, i prjebudet s'nje (?), abije zacsnet. imatzse i ina dejstwa, ichzse da uml'csju, nepodobajet bo jawiti tich etc. Ich konnte weder den obigen Horoskop, noch diesen serbischen Ljetschebnik mit einem russischen vergleichen, und weiß daher über ihr gegenseitiges Verhältniß nichts zu sagen. In dem Katalog der Tolstojschen Bibl. sind drey Ljetschebniken aus dem siebzehnten Jahrh. verzeichnet, und die Handschrift II. 215 scheint mehrere mit der hier beschriebenen gleichartige Piecen: kako razsdajut sä mladenci, planidnik ili kalendar mesäcsny etc., zu enthalten. Allen diesen Horoskopen und Ljetschebniken scheinen, nach der Sprache zu urtheilen, griechische Originalien zum Grunde zu liegen. 15) Ein Gemisch von Gebeten, Kirchengesängen, Aussprüchen verschiedener Kirchenväter, Bl. 164 r. — 172 v. 16) Leo der Weise über zukünftige Dinge, ein sinniger Unsinn, wie alle Orakelsprüche, mit dem Anfange: Na Ugrjech slyscu jako klepljut, da ascte klepljut, razwje plesctut, i rykajut, i glas ispusctajut, i·udarajut, i krila potresajut s'stariceju lisicsceju etc.; und weiter: njekto pop nepop i paky pop w'schotje i pochwati prjezsde klepalo, i pusti klepalo, i dade ga poddiakonu, jezse znamenije imasce: Janicse moj, detence moje. kude idemo, kazsi mi? w misciju utlinu etc. Bl. 172 v. — 174 r. Ich habe diese apokryphen Weissagungen mit Leo's 17 Orakeln in *G. Codini* Excerpta de antiquit. Constant. Vened. 1729. Fol. p. 155 — 188, genau verglichen, und dieselben von den letztern ganz verschieden befunden. 17) Wahrsagereyen aus dem Zucken der Glieder, z. B. ascte pazucha desne potrepesctet, boljezn kazset; ascte nokti potrepesctut, dobro kazset (bah!) etc. Bl. 174 r. — 175 v. 18) Parallelismus der Zeichen des Thierkreises und der Glieder des Leibes, Bl. 176 r. 19) Wahrsagereyen aus dem Donner nach den Tagen und Zeichen des Thierkreises, so wie nach den Monaten, fürs ganze Jahr, Bl. 176 r. — 180 r. 20) Wahrsagereyen aus dem Tage der Geburt Christi fürs ganze Jahr, Bl. 180 r. und v. (Bl. 181 fehlt). 20) Der neunzehnjährige Mondcyklus vom J. 6898 (1390) bis zum J. 6916 (1408), Bl. 182 r. — 187 v. Es ist bekannt, daß die goldene Zahl des Mondcyklus der Orientalen von der der Occidentalen allemal um 3 differirt, d. i. weniger zählt. 22) Gebete beym Schlafengehen, Bl. 187 v. Das Ende der Handschrift fehlt. Denn leider ist diese Handschrift sehr lückenhaft und verstümmelt; es fehlen in derselben 12 ganze Blätter, 12 sind mehr oder weniger verstümmelt und zum Theil unlesbar, 1 reskribirt, und mehr als die Hälfte der Blätter beschädigt. Da das Ende abgeht, so bestimmte ich das Alter der Handschrift hauptsächlich nach der Jahrangabe beym Mondcyklus, der vom J. 6898 bis 6916 berechnet ist. Nach dem Schriftzuge zu urtheilen, hätte ich die Handschrift auf den Blick in die Mitte des funfzehnten Jahrh. gesetzt; sie ist mit einer Kurrentschrift geschrieben, die jener, mit welcher der Schluß des Kruschedoler Wlastares 1453 geschrieben ist, auffallend ähnelt. Allein die serbischen Schreiber bedienten sich bereits in der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrh. (ob auch früher, weiß ich nicht) eben dieser Kurrentschrift (skoropis), besonders in Handschriften zum Privatgebrauch, während sie Codices für Kirchen und Klöster

und im Auftrage der Fürsten und Oberpriester noch immer mit antiker Bukwiza (ustaw) abzuschreiben pflegten. Der Buchbinder, der diese Handschrift das jüngstemal überbunden, ließ, besonders im zweyten Theile derselben, kein einziges Blatt auf dem andern, d. i an seiner rechten Stelle, liegen, und es kostete nicht wenig Mühe, beym Abgange so vieler Blätter und zum Theil auch der Signaturen, Ordnung in dieses Chaos zu bringen.

117. Zakonnik oder Gesetzessammlung, enthaltend einen Auszug aus des Matthäus Wlastares Prawilnik, die Rechtsgesetze des Czars Stephan Duschan und einige Beylagen, geschrieben von dem Hieromon. Pachomije, angeblich im Kl. Rakowatz (denn der Name ist an der Stelle eines ausradirten hineingeschrieben), im J. 7209 (1700), 78 Bl. auf Papier in Fol., in der Gymnasialbibl. zu Neusatz.

Im J. 1779 besaß die Handschrift der Hieromon. Isaias Pariwodics, Vikarius im Kl. Rakowatz; ums J. 1820 schenkte sie ein Privatmann dem Neusatzer Gymnasium. Auf dem 53. Blatte steht die Schlußschrift des Kopisten; doch ist in dem Ortsnamen Rakowatz bloß der erste Buchstabe von der Hand des Abschreibers, die übrigen sind an die Stelle der ausradirten von der Hand des Hieromonach Pariwoditsch hineingeschrieben, so daß man nur so viel mit Gewißheit sagen kann, daß die Kopie in einem sirmischen, mit R anlautenden Kloster (Rakowatz, Remeta und Remetitza) gefertigt wurde. Die Handschrift enthält: 1) Inhaltsanzeige, Bl. 1—4. 2) Auszug aus des Matthäus Wlastares Prawilnik, verschieden von dem Auszuge der zwey obigen Handschriften Nr. 115, 116, Nr. 6—53 3) Bruchstück aus dem Justinianischen Gesetzkodex, Bl. 55—57. 4) Stephan Duschan's und seiner Nachfolger serbisches Rechtsgesetzbuch, Bl. 58—74. 6) Einige unerhebliche Beylagen, darunter eine reuige Stimme des Stephan Duschan aus dem Reiche der Todten, Bl. 75—78. Das Duschanische Gesetzbuch ist in dem serbischen Ljetopis 1828, Heft III. S. 44—62; IV. 31—55 abgedruckt; doch sind dabey leider sehr zahlreiche wesentliche Fehler und Auslassungen mit unterlaufen, so daß der Abdruck für den Forscher ganz unbrauchbar ist.

118. Sammlung verschiedener kanonischer und bürgerlicher Gesetze, in der Bibliothek des Hrn. kön. Raths und Ritters Sabbas von Tököly zu Arad.

Nach der etwas verworrenen und unbefriedigenden Beschreibung dieser Handschrift von dem Herrn Besitzer in s. Erweis, daß die Walachen nicht röm. Abkunft sind, Halle 1823. 8. S. 14—16 (welche Stelle man nachlesen möge), enthält die Handschrift: 1) »Konstantin's und Justinians Gesetze über Reichsverwaltung.« 2) Stephan Duschan's serbisches Rechtsgesetzbuch, vom J. 6757 (sic, statt 6857). Da nun Raitsch, der diese serbischen Gesetze im Anhange zu seiner serbischen Geschichte, Bd. IV, abdrucken ließ, ausdrücklich versichert, daß er dieselben »in aller ihrer Einfalt von Wort zu Wort« habe abdrucken lassen; da ferner der Herr kön. Rath und Ritter von Tököly auf die schriftliche Bitte meines sel. Kollegen und Freundes, des Prof. G. Magaraschewitsch, uns die Handschrift zur Vergleichung mitzutheilen, die Antwort gab,

daß der Raitschische Abdruck mit seiner Handschrift aufs Genaueste übereinstimme, so gab ich mir weiter auch keine Mühe, die Handschrift selbst einzusehen. Denn ich bin überzeugt: 1) daß der Raitschische Abdruck wortgetreu ist; 2) daß diese Arader Gesetze ein neues, kaum 150 Jahre altes, und nun nach Auffindung der wahren alten Gesetze Duschan's völlig nutzloses Machwerk irgend eines müßigen, dabey stockdummen Mönches sind, der die echten alten Gesetze absichtlich um gewisser Zwecke willen paraphrasirte, und ihnen willkürlich eine seinen Ansichten und Wünschen entsprechende Einrichtung gab. Wäre hier der Ort, so würde ich durch einleuchtende Belege beweisen, daß der Paraphrastes an mehr als hundert Stellen sein Original entweder nicht verstanden, oder absichtlich verdreht hat (so machte er aus dem alten meropch Freybauer, mjera Maß: aus priselica Einquartirung, prjselec Ankömmling u. dgl.), und daß nicht eine einzige Stelle der wahren alten Gesetze aus dieser Paraphrase Licht erhält, während letztere erst durch Vergleichung mit dem Original gesunden logischen Sinn bekommt. Alles Originelle, Alte, Dunkle ist in der Umschreibung, als unverständlich dem Paraphrastes, gänzlich vertilgt; Wörter wie: lice, meropch, sebr, pronjar, tucak, priselica, pouzdanije etc., waren ihm Hieroglyphen. Eine einzige Stelle diene als Probe zur Vergleichung. Handschrift vom J. 1390: *O nasilowanii.* ascte koji wlastelin w'zmet wladiku po silje, da mu se obje rueje otsjekut, i nos otrjezset. asceli sebr w'zmet wladiku po silje, da se objesit; asceli swoju drugu w'zmet po silje, da mu se obje rucje otsjekut, i nos urjezset. Handschrift vom J. 1700: I koji wlastelin uzme wladiku po silje, da mu se obje rucje otseku i nos urjezse. akoli sebr uzme po silje wladiku, da se obesi; akoli swoju zsenu uzme po silje, da mu se obje ruce otseku i nos urjezse. Der Abschreiber wollte den alterthümlichen Ausdruck: swoju drugu, d. i. seines Gleichen (es ist von Ebenbürtigkeit die Rede), klarer machen, setzte dafür swoju zsenu, und beging — in einem Gesetzbuche, wo der Buchstabe entscheidend ist — einen argen Mißgriff. Nun die Arader Handschrift: Ascte koji wlastelin uzme zsenu posilijem, da mu se obadwe ruke otsekut, i nos obrezset. asceli zsena blud s cselowjekom drugim satworit, da im se obema nos is usci obrezsut. Wie weit vom wahren Sinne des Gesetzes! Der Einfaltspinsel verstand die Wörter wladika, Edelfrau oder Edelfräulein, *domina*, *hera*, *matrona*, und sebr, Leibeigener, gar nicht mehr; wie sollte er den Gegensatz zwischen wladiku und swoju drugu auch nur geahnet haben! Die gesetzgebenden serbischen Edlen dachten gar nicht daran, sich durch dieses Gesetz um ihr altes schönes Vorrecht, leibeigene Mädchen oder Weiber nach Herzenslust — woleju ili newoleju — zu nehmen und zu geben, freywillig zu bringen, und wollten gewiß wenigstens in diesem Punkte den großen und göttergleichen Römern, z. B. einem M. Portius Cato, nicht nachstehen. — An Raitsch's Ausdrucke: w starodrewnem rukopisje, wird nur der hängen bleiben, der es nicht weiß, daß der gute Mann über das Alter der Handschriften eben so wenig urtheilsfähig war, als etwa ein ABC-Schüler. Raitsch würde gewiß den flüchtigen alterthümlichen ustaw der Neusatzer Handschrift wenigstens um 300 Jahre älter gehalten haben, als er wirklich ist. Der Historiker Engel, dessen guten Willen ich übrigens sehr ehre, und nur bedaure, daß ihn das Schicksal nicht eine bessere Kopie erleben ließ, gab sich die sisyphische Mühe, diese paraphrasirten Gesetze ins Deutsche zu übersetzen (Gesch. v.

Serb. S. 293 ff.), wobey es natürlich an Mißgriffen aller Art nicht fehlen konnte, als z. B., daß aus der vormittägigen Vorladung vors Gericht eine Einladung zum Mittagsmahle gemacht, und dem Nichterscheinenden eine Strafe angedroht wird!

F. Geschichte.

Der leichtern Uebersicht wegen theile ich die hieher gehörigen Handschriften in zwey Klassen: 1) in Handschriften zur Geschichte der christlichen Kirche, fast nur Lebensbeschreibungen der Heiligen enthaltend, und 2) in Handschriften zur bürgerlichen oder Weltgeschichte, und schicke überall das Allgemeine dem Besondern oder dem Nationalen, Serbischen voraus.

1) Kirchliche Geschichte.

119. Nachricht von der Uebertragung der Reliquien des h. Evangelisten Lukas nach Smederewo unter dem Fürsten Georg Brankowitsch, aus der Mitte des funfzehnten Jahrh., auf Papier in 4., im Kl. Wrdnik.

Der Anfang fehlt; die Handschrift hat von Feuchte sehr gelitten. Eine spätere Unterschrift ist vom Hierom. Michael 7020 (1512).

120. Leben des h. Johannes Chrysostomus, von Georg, Erzb. von Alexandrien, geschrieben im Kl. Kuweshdin im J. 7101 (1593), 165 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

121. Leben des h. Basilius des Großen, von seinem Schüler Mönch Gregor, sammt Beylagen, vom Ende des sechzehnten Jahrh., 287 Bl. auf Papier in 8., in der Metropolitan-Bibliothek zu Karlowitz.

Auf das Leben des Basilius folgen vermischte Excerpte aus den Kirchenvätern, Bl. 1—154, hierauf des Zacharias Marapharа Abhandlung über die Verwandtschaftsgrade, Bl. 155—185, endlich ein Nomokanon, ähnlich denen unter Nr. 113, 114, Bl. 186—287.

122. Otecsnik (d. i. Vitae patrum, gr. Πατερικόν), Leben auserwählter Heiligen, aus dem sechzehnten Jahrh., 242 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Remeta.

Ist zwar ganz da, hat jedoch kein Datum.

123. Otecsnik, Leben auserwählter Heiligen, vom Ende des vierzehnten oder dem Anfange des funfzehnten Jahrh., auf Papier in Folio, im Kl. Wrdnik.

Am Ende defekt; sonst, wegen der vielfachen Spuren eines hohen Alters in Sprache, Orthographie und Schrift, beachtenswerth.

124. Otecsnik, Leben auserwählter Heiligen, vom Hieromonach Maxim angefangen zu Karlowitz den 6. Dez. und beendigt in Kruschedol den 2. May im J. d. W. 7041 und nach Chr. Geb. 1540, 397 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Wegen der anscheinenden Diskordanz der Jahre nach der Welterschaffung und nach Christi Geburt verweise ich auf das unter Nr. 49 Gesagte.

125. Otecsnik, Leben auserwählter Heiligen, aus dem sechzehnten Jahrh., auf Papier in 4., im Kl. Wrdnik.

126. Panagirik oder Leben und Elogien auserwählter Heiligen, geschrieben im Kl. Ozrjen (unweit Gratschanitza in Bosnien, jetzt in Ruinen) im J. 1509, auf Papier in Folio, im Kl. Opowo.

127. Panagirik oder Leben und Elogien auserwählter Heiligen, aus dem funfzehnten Jahrh., 446 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Anfang und Ende gehen ab.

128. Panagirik oder Leben und Elogien auserwählter Heiligen, aus dem Anfange des funfzehnten Jahrh., 393 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Am Ende der Handschrift befand sich, nach dem vorgesetzten Index, das Leben des h. Symeon und Sawa, ist aber ausgerissen, und das letzte Blatt umgeschrieben.

129. Panagirik oder Leben und Elogien auserwählter Heiligen, aus dem sechzehnten Jahrh., 178 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Gergeteg in Sirmien.

130. Leben auserwählter Heiligen, bulgarische Handschrift aus dem funfzehnten Jahrh., auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

131. Leben auserwählter Heiligen, aus dem sechzehnten Jahrh., 307 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Remeta.

In allen diesen bis jetzt aufgezählten Lebensbeschreibungen der Heiligen kommen keine Biographien slawischer oder serbischer Heiligen vor.

132. Leben auserwählter Heiligen, aus dem funfzehnten Jahrh., 166 Bl. auf Papier im kl. 8., im Kl. Kowilj in Ungern.

Enthält die Lebensbeschreibungen des h. Georgius, Demetrius, Nikolaus, Alexius, Basilius des Großen, Ephrem Syrus und der h. Petka, so wie einige vermischte Excerpte aus den Kirchenvätern.

133. Leben des h. Symeon und Sawa, verfaßt von dem Hieromonach Dometian in der chilandarischen Einsiedeley in der Kareja auf Athos, im J. 6772 (1264), 434 Bl. auf Papier in 4.

Der Hieromonach Dometian ist den Kennern des slawoserbischen Alterthums bereits aus der in Kalajdowitsch's Joann Exarch S. 164 — 166 abgedruckten Schlußrede des chilandarischen Hexameron

vom J. 1263 als ein enthusiastischer Freund der slawischen Literatur bekannt. Vorliegendes Werk ist ein rühmliches Denkmal seines erleuchteten Geistes, so wie seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, und als ein serbisches, durch Gehalt und Darstellung gleich ausgezeichnetes Originalprodukt eine der Hauptzierden der gesammten ältern slawischen Literatur. Das Aufschießen einer so anmuthigen Pflanze, voll unverwelklicher Blüten, in der finstern Zelle eines slawischen Einsiedlers um die Mitte des dreyzehnten Jahrh., ist nur dadurch erklärbar, daß der Geist des klassischen Alterthums, gehüllt in die Formen christlicher Ideale, von den Griechen und den mit ihnen geistig verschmolzenen Slawen in Thracien und Macedonien seit Cyrillus und Methodius bis auf Domitianus noch nicht ganz gewichen war. In der That bekunden die südslawischen Schrifterzeugnisse im Großen und Kleinen, in Materie und Form, je höher hinauf, je mehr Originalität, Natur und Geschmack; je weiter herab, je mehr Verfall des Wortes und des Gedankens. Man vergleiche nur Sawa vom J. 1199—1215 und Dometian vom J. 1264 mit Daniel vom J. 1338 und mit seinen Fortsetzern bis 1375 oder mit Gregor Tzamblak um 1400! Dometians Werk, von ihm in Original nach Serbien gesendet, seit dem Metropoliten von Kiew und ganz Rußland Kyprian (1376—1406), einem gebornen Serben, auch in Rußland bekannt, namentlich in der gräfl. Tolstojschen Bibliothek in drey Abschriften Abth. II. Nr. 197, 233 und 362 vorhanden, und mir in einem leider sehr defekten Kodex aus der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrh. von meinem Freunde S. M. mitgetheilt, umfaßt das Leben und die Thaten der zwey unsterblichen Restauratoren des serbischen Staates, des Vaters, der dessen politische, und des Sohnes, der dessen kirchliche und geistige Existenz neu begründete, mit einer Ausführlichkeit, Gedankenfülle und Sprachanmuth, die es eben so interessant für den serbischen Historiker, als wichtig für den slawischen Philologen machen. Leider fehlen in der von mir benutzten Abschrift an verschiedenen Stellen 43 Bl., die aus den in Karlowitz und den sirmischen Klöstern vorhandenen Exemplaren nicht ergänzt werden können, da diese eine ganz andere, jüngere Redaktion des Werkes enthalten (vergl. Nr. 134, 135). Dometian war ein Schüler des h. Sawa, und berichtet vieles als Augenzeuge, bey andern Thatsachen beruft er sich auf Quellen, insbesondere auf das Zeugniß mehr als hundertjähriger Greise, die er verhört habe. Auch die Biographie des h. Symeon von seinem Sohne Sawa scheint ihm, nach einigen Stellen zu urtheilen, bekannt gewesen zu seyn, wiewohl er derselben ausdrücklich nicht erwähnt. Aber Dometians Werk ermangelt leider aller chronologischen Angaben! Indeß stelle ich mit Hülfe des Lebens des h. Symeon vom h. Sawa und mit Zuziehung anderer Daten die Chronologie der zwey Heiligen folgendermaßen fest. Der Fürstensprößling Nemanja wurde geboren 1114 in Rybnitza unweit Dioklea im Gebiete Zeta, Großshupan von Rassa 1159, Mönch in Studenitza den 25. März 1195, verließ Studenitza den 8. Okt. und kam nach Athos den 2. Nov. 1197, st. den 13. Febr. 1200, sein Körper wurde versetzt nach Studnitza den 19. Febr. 1208. Alle diese Daten sind aus Sawa's Werke entlehnt. Sawa wurde geboren um 1170, Mönch um 1186, Igumen von Studenitza zw. 1208—1215, Erzbischof von Serbien im Frühlinge des J. 1221 (geweiht, nach Dometian, in Nikäa durch den Patriarchen Germanus), resignirte 1234, st. den 14. Jan. 1237. Das Werk der Gründung eines serbischen, politisch und geistig selbstständigen Nationalreichs, welches die Heiligen mit

wundersamer Kraft erstrebt und vollendet hatten, schien für die Ewigkeit bestimmt; aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Dem moralischen Pestgifthauch, der Nationen tödtet, wie der physische Individuen, und der vom Osten her, mit dem Laufe der Sonne, über das schon früher und immer gräßlicher entartete Byzanz bis nach Bulgarien und Serbien mächtig hineinwehte, vermochte der empfängliche Slawe auf die Dauer nicht zu widerstehen. Ein Thron, von welchem der übermüthige Sohn den greisen Vater herniederschleuderte, und in Verzweiflung sterben ließ, ein Thron, auf welchem bald darauf der Vater den Sohn blendete, und der Sohn des Geblendeten wiederum diesen unschuldsvollen, durch himmlisches Wunder Wiedersehenden kaltblütig erwürgen ließ, nur um ein paar Tage früher zur Herrschaft zu gelangen; ein Thron endlich, von welchem der verworfenste Reichsverweser den letzten Sprößling der legitimen Dynastie, seinen gekrönten und geheiligten Tzar, eigenhändig mit der Keule niederschmetterte; ein solcher Thron — und ein Volk, welches alles dieses ruhig ansah, billigte und geschehen ließ, konnten nicht selbstständig bleiben, und der natürlichen Strafe entgehen. — Dometian schickte, wie aus der Schlußschrift hervorgeht und bereits bemerkt wurde, sein Buch nach Serbien: »na blagoslowenije sw. Symeonu.« Sollte wohl nicht mehr das Original selbst oder wenigstens eine gleichzeitige Abschrift irgendwo in Chilandar oder in Detschani, Studenitza u. s. w. existiren? Man findet nirgends eine Spur, daß Raitsch die erste Biographie des h. Symeon und Sawa gekannt habe. Die Art, wie er seine Leser auf die Quellen seiner dürftigen Nachrichten vom h. Sawa verweist, ist gar sonderbar. Togo dlja upotrebiwsce my nascich drewnych pisatelej toliko zdje predstawim o nem (sw. Sawje), koliko k namjereniju nascemu sluzsit; procsajazse jego csudesa i djejstwija wezdje w cerkownych paterikach obnosjat sja i csitajut sja. Izwolyi ubo podobnje zsitije jego wjedjeti, obrjasceset onaja w pomjanutych knigach, k' koim i blagoochotnyj csitatel otsilajet sja. Bd. II. S. 339 — 340.

134. Leben des h. Sawa, verfaßt von dem chilandarischen Hieromonach Theodosije, nebst dem aus Dometian ausgezogenen Leben des h. Symeon, geschrieben im Kl. Chilandar im J. 7288 und nach Chr. Geb. 1780, 174 Bl. auf Papier in Folio, in der Metropolitanbibliothek zu Karlowitz.

Voraus geht das Leben des h. Sawa von dem chilandarischen Hierom. Theodosije, Bl. 1 — 102; hierauf folgt eine Lobrede auf den h. Sawa von ebendemselben, Bl. 103 — 117; zuletzt das Leben des h. Symeon, zwar aus dem Werke des Dometian ausgezogen, aber sehr abgekürzt, und in der Sprache und Orthographie ganz russisirt, Bl. 117 — 174. Theodosius, der, nach Sprache und Styl zu urtheilen, nicht früher als im siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert gelebt haben kann, versichert zwar, nur den Dometian aus- oder umgeschrieben zu haben (skazano prepodobnym Dometianom, spisanozse Theodosijem mnichom), allein derselbe hat das Werk Dometians, um gewisser Zwecke willen, ganz überarbeitet, so zwar, daß nicht ein Stein auf dem andern von dem alten Gebäude geblieben ist. Alles Reinhistorische ist weggelassen; die von Dometian mit biblischer Unbefangenheit und Kürze erzählten Wunder werden hier zu widerlichen Zerrbildern, mit denen ganze Bogen angefüllt sind. Bey der zweyten Abtheilung, dem Leben des h.

Symeon, machte er sich die Arbeit leichter, er ließ bloß aus, was ihm nicht gefiel. Aus einem solchen Koder scheint die elende Kompilation geflossen zu seyn, welche der Pakratzer Bischof Cyrill Shiwkowitsch unter dem Titel: Zsitije sw. serbskych proswjetitelej Symeona i Sawy spisanoje Dometianom Hierom. Chilandarskym, sokrasceseno zse i ocsisceseno (ja wohl!) Kyrillom Zsivkowicsem etc. Wien, bey Nowakowitsch, 1794. 4. 76 S., drucken ließ. Von demselben Theodosije sind die achtstimmigen Kanonen zu Ehren des h. Symeon und Sawa, welche auf Veranstaltung des Chilandarer Proigumens Timothej in Druck erschienen sind: Kanony na osm glasow sw. Symeonu i swjatitelju Sawy, Vened. 1776. 4. 112 S. Er nennt sich daselbst: wsjech posljednyj Theodosij grjesenyj nedostojnyj Jeromonach Chilandarac. (Nach einer, Sr. Excellenz dem Karlowitzer Erzb. und Metrop. Hrn. Stephan Stratimirowitsch von Kulpin, durch den Piwaer Archimandriten und Chilandarer Proigumen Arsenije Gagowitsch 1803 mitgetheilten Nachricht, war dieser Theodosije aus Slawonien unweit Lipavina gebürtig, und st. um 1796 in einem sehr hohen Alter in Chilandar. Er brachte sein ganzes Leben mit Bücherschreiben zu. Hätte er doch wenigstens den Dometian nicht travestirt! Wir hätten dann weniger Grund, den Untergang des Originals zu befürchten.)

135. Leben des h. Sawa, vom Hierom. Theodosije, geschrieben auf Befehl des Erzb. und Metropol. Paul Nenadowitsch in Karlowitz im J. 1757, 181 Bl. auf Papier in 4., in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.

Diese Abschrift stimmt mit der obigen Nr. 134 von Wort zu Wort überein; die Biographie des h. Symeon ist hier nicht beygefügt. — Aehnliche Biographien des h. Sawa kommen auch in mehreren andern sirmischen Klöstern vor.

136. Pomenik, d. i. Namenverzeichniß der Wohlthäter des Klosters zur Erinnerung im Gebet, vom J. 7124 (1616) ff., 218 Bl. auf Papier in Folio, im Kl. Beotschin.

Dieser, ursprünglich aus dem Kl. Ratscha in Serbien stammende, von Hrn. Wuk Steph. Karadschitsch in s. serbischen Wörterbuch, Vorr. S. XIX kurz charakterisirte, denkwürdige Pomenik (so heißen Handschriften dieser Art in der ältern serbischen Sprache) enthält Tausende und Tausende von serbischen Eigennamen. Es war Sitte, jährlich ein paar Mönche im Lande herumreisen zu lassen, um milde Gaben einzusammeln (parusiju pisati), nach deren Rückkunft die Namen der Wohlthäter in das große Gedächtnißbuch eingetragen wurden. Fremde, die das Kloster besuchten, schrieben oder ließen ihren Namen selbst einschreiben. Vorliegende Handschrift ist ihrem ersten Theile nach aus einem andern, wenigstens um zweyhundert Jahre ältern Pomenik abgeschrieben. Bl. 88 bemerkte der Schreiber unten am Rande: sije pisach w ljeto 7124 mjeseca Gjenwara 26 d'n; von da an wurde die Namensliste jährlich bis gegen Ende des siebzehnten Jahrh. von verschiedenen Schreibern fortgesetzt. Es kommen zwar in den Fortsetzungen zwey Namen mit der beygesetzten Jahrzahl 7046 (1538) und 7109 (1601) vor; allein diese Zahlen sind offenbar unrichtig geschrieben, und können für ein höheres Alter der Handschrift, als 1616, kein Zeugniß abgeben. Der erste Theil der Handschrift ist der brauchbarste, indem darin die männlichen

und weiblichen Namen getrennt sind; je weiter herab, um so größer ist die Verwirrung. Ich habe die serbischen Namen sowohl aus dieser, als auch aus andern ähnlichen Handschriften zum Behufe eines slawischen Onomastikon excerpirt und alphabetisch zusammengestellt.

137. Pomenik oder Namensliste der Wohlthäter des Klosters, vom J. 7163 (1655) u. ff., 140 Bl. auf Papier in 4., im Kl. Kruschedol.

Weder so reichhaltig, noch so fleißig geschrieben, als der Beotschiner Kodex. — Es kommen auch in andern Klöstern ähnliche Namensbücher vor. Ein uralter, früher im Kl. Kowilj aufbewahrter Pomenik, von dem ich in einer Handschrift Erwähnung fand, ist leider nicht mehr vorhanden.

2) Weltliche Geschichte.

138. Des Georgius Monachus Hamartolus Chronik, vom Ende des sechzehnten oder Anfange des siebzehnten Jahrh., 433 Blätter auf Papier in Folio, im Kl. Kruschedol.

Am Ende gehen zwey bis drey Bl. ab. Daß der Abschreiber ein geborner Russe war, beweisen Formen, wie sorocini, es st. set u. s. w., zur Genüge. Aber die Abschrift wurde aus einem guten bulgarischen Kodex genommen, in welchem unstreitig eine uralte Uebersetzung des Werkes enthalten war. So viel mir bekannt, ist des Hamartolus Chronik bis jetzt weder im Original, noch in einer Version gedruckt worden. Nach dem Vorworte des Verfassers sollte seine Geschichte von der Welterschaffung nur bis zum Kaiser Michael III. (842 — 867) reichen; allein sowohl die meisten griechischen, als auch die mir bekannten slawischen Handschriften endigen mit Romanus I., Lecapenus und seinen drey Söhnen (945). Setzte Hamartolus selbst sein Werk weiter fort, als er anfangs den Plan hatte? Oder sind es Zugaben späterer Verfasser? Bl. 1 — 19 stehet die Inhaltsanzeige und das Vorwort des Verfassers.

139. Des Georgius Monachus Hamartolus Chronik, in serbischer Uebersetzung, geschrieben im J. 6897 (1389), ehemals 386, jetzt 378 Bl. in zwey Kolumnen auf Pergament in Folio.

Dieser Ljetownik, wie die Handschrift in der bis auf den Namen und die Jahrzahl nun gänzlich erloschenen Schlußrede genannt wird, enthält eine ganz andere Version, als der oben beschriebene, die, wie ich glaube, in Chilandar sehr nachläßig verfertigt wurde. Ohne Zweifel stimmt der von Kalajdowitsch in s. Joann Exarch S. 88 angeführte chilandarische Kodex vom J. 1386 in der Synodalbibl. in Moskau, und wahrscheinlich auch die Abschrift aus dem sechzehnten Jahrh. in der Tolstojschen Bibl. Abth. I. Nr. 89 mit diesem mir von meinem Freunde S. M. zur Einsicht gesendeten Exemplar überein, in welchem von den zwey vorletzten Lagen 8 Bl. fehlen. Um den Unterschied der bulgarischen und serbischen Version einzusehen, braucht man nur ein paar Zeilen zu vergleichen, z. B. im bulgarisch-russischen Kodex: Po Kostjantinjezse Bradat'eje carstwowa Justinian ljet 16 Tomu wojewaw'scu na zapadnyjä strany mnozs'stwo Slowjen pljeniw, iny wojnoju, drugyjäzse slowom, w'zwrati sä w' swojä si, iz nichzse izbra woje

tysonset 30, ichzse nareese iz'rädnii, und im serbischen: Po Konstantinjezse carstwowa Justinian syn jego ljet 10 (die Jahre nach der Wiedereinsetzung nicht mitgezählt), izse powojewa na zapadnyje strany, mnogo rob owjech ubo (sic), owjechzse slowom prjejem, w'zwrati, ot nichzse iz'braw i woje ucsiniw tisuset 30, ljudii bogatnyi tjech imenowa. Die Inhaltsanzeige und das Vorwort des Verfassers fehlen bey dieser serbischen Version, von deren sprachlichem Gehalt übrigens dasselbe gilt, was oben bey dem Matth. Wlastares Nr. 104 bemerkt wurde.

140. Des Joannes Zonaras Annalen, aus dem funfzehnten Jahrh., 414 Bl. auf Papier in Folio, in der Metropolitanbibliothek zu Karlowitz.

Wiewohl die Handschrift ganz ist, so enthält sie doch kein Datum; eine spätere Nachschrift am Deckel vom J. 7075 (1567) berichtet bloß den Tod des sonst unbekannten Knez Dmitr. In der Regierungsgeschichte Trajans werden auch Kriege desselben mit den Serben beschrieben, woraus wenigstens folgt, daß die Tradition von den Ursitzen der Slawen an der illyrischen Donau fast von allen alten Chronisten der Slawen (Nestor, Kadlubek rc.) geglaubt wurde. Das Karlowitzer Exemplar ist ohne Zweifel Abschrift eines viel älteren Originalkodex.

Hieher gehört auch die schon oben erwähnte Geschichte der römischen und griechischen Kaiser in der Kruschedoler Handschrift Nr. 102.

141. Geschichte Alexanders des Großen, Königs von Macedonien, geschrieben im J. 1719, 135 Bl. auf Papier in 4., im Kl. Remeta.

Eine andere, schönere Abschrift dieser slawischen Alexandreis befindet sich in der Metropolitanbibliothek zu Karlowitz.

142. Chronograph, enthaltend Bruchstücke aus der Geschichte der Hebräer, Assyrier, Macedonier, Römer, Griechen, Bulgaren, Serben und Russen, bis zur Eroberung Konstantinopels im J. 1453, aus dem sechzehnten Jahrh., 161 Bl. auf Papier in 4.

Aus dieser, aus dem Nachlasse des Prof. Magaraschewitsch stammenden, und gegenwärtig bey mir befindlichen Handschrift gehen in den drey ersten Lagen 11 Bl. ab. Beygefügt sind: 1) des Johannes Damascenus Sendschreiben an den h. Kosmas, und 2) Erklärung einer Evangelienlektion. Bekanntlich befinden sich in den Bibliotheken Rußlands ähnliche Chronographen in Menge. Ob ihr Ursprung in Bulgarien oder in Rußland zu finden sey, weiß ich nicht; doch mag zwischen den russischen und den süddonauischen ein erheblicher Unterschied Statt finden. Der künftige serbische Historiograph sollte auf diese Chronographen sein Augenmerk richten, und die denselben einverleibten Erzählungen serbischer Begebenheiten sorgfältig excerpiren.

143. Chronograph, geschrieben im J. 7176 (1668), 160 Bl. auf Papier in 4., im Kl. Remeta.

Diese Abschrift floß unstreitig aus einem russischen Original, indem darin Rußland stets nasca zemlja genannt wird. Der Chronograph

geht nur bis Bl. 118. Nach dem Index stand das Datum 7176, welches aber jemand ausgekratzt hat. Von Bl. 119 bis Ende folgen Excerpte aus dem Leben der Heiligen u. s. w.

144. **Chronograph, mit verschiedenen Beylagen, geschrieben zu Wr'chobreznica bey Plewlje in der Hertzegowina im J. 7158 (1650), 327 Bl. auf Papier in 4.**

Der Abschreiber und zum Theil Verf. dieser Handschrift, welche sich aus dem Nachlasse des Prof. Magaraschewitsch gegenwärtig bey mir befindet, verhüllte seinen Namen in eine Tarabara, d. i. einen finnigen Unsinn, eine Geheimschrift, zu der uns noch der Schlüssel fehlt. Eine solche serbische Tarabara fand ich außerdem nur noch in einem Typikon geschrieben im Kl. Pribinaglawa im J. 7115 (1607) in Folio im Kl. Kowilj, und in einem Oktoich geschrieben im Kl. Oreschkowitza in Branitschewo im J. 7121 (1613) in Folio im Kl. Wrdnik. Bekanntlich ist der Schlüssel zu der Tarabara russischer Schreiber längst gefunden. Die Handschrift enthält: 1) einen Chronograph, mit Fortsetzungen aus verschiedenen neuern Annalisten bis zum J. 1650, Bl. 1—319; 2) kurze serbische Annalen, Bl. 320—327.

Die Geschichtsbücher, welche Raitsch, als von ihm benutzt, unter den Titeln Tzarostawnik und Troadnik anführt, sind dem Inhalte nach identisch mit den hier beschriebenen Chronographen.

145. **Des Erzbischofs Daniel und seiner Fortsetzer Rodoslow oder Lebensbeschreibungen serbischer Könige und Erzbischöfe vom J. 1224 bis 1375, geschrieben im Kl. Chilandar im J. d. W. 7271 und nach Chr. G. 1763, 173 Bl. auf Papier in Folio, in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.**

Der Archimandrit Raitsch besuchte im J. 1758 auf seiner Rückreise aus Rußland das Kl. Chilandar, und excerpirte hier zum Behufe seiner schon damals beabsichteten serbischen Geschichte das Werk des Erzbischofs Daniel, ohne auch nur das mindeste über die Beschaffenheit der chilandarischen Handschrift in seinem Kollektaneenbuche vorzumerken. Vorliegende, den 4. Jan. 1763 beendigte Abschrift, scheint, nach der Aehnlichkeit des Schriftzugs mit einigen Piecen in Raitsch's Kollektaneenbuche zu urtheilen, Raitsch's in Chilandar zurückgebliebener russischer Reisegefährte, Hierodiakon Damaskin Nikolitsch, für denselben besorgt, und ihm nachgesendet zu haben. Der Abschreiber befolgte zwar durchgehends die neuere russische Rechtschreibung — er schreibt sogar korolj statt kralj — aber durch die Formel am Rande: w podlinnom napisano sice (worauf dann das Wort mehrmals am Rande genau abgeschrieben wird), die er allemal anwendet, wenn er sich beym Lesen der Originalhandschrift nicht zu helfen wußte, hat er uns wenigstens zum Theil die Treue seiner Kopie verbürgt, was dieser Handschrift vor der folgenden einen Vorzug gibt. — Abgesehen von den oben angeführten biographischen Werken des h. Sawa und des Hierom. Dometian, welche sehr schätzbare historische Nachrichten über Serbien enthalten, ist dieser Danielische Rodoslow das älteste, wiewohl nur uneigentlich sogenannte Geschichtswerk der Serben. So wie wir ihn dermalen in den zwey Karlowitzer, aus Chilandar gebrachten Abschriften vor uns haben, sind in demselben eigentlich die Werke mehrerer Schriftsteller an einander gefügt: 1) des Erzbischofs Daniel, der 1325 — 19. Dez. 1338 der ser-

bischen Hierarchie vorstand; und 2) einer oder, wie mir wahrscheinlich ist, zweyer ungenannter Fortsetzer, von denen der erste ein Schüler Daniels war. Den Antheil, den diese drey verschiedenen Verfasser an der Gestaltung des gegenwärtigen Rodoslow gehabt haben, zu bestimmen, und insbesondere die stark interpolirten Biographien des Erzb. Daniel rein auszuscheiden, dürfte ohne Einsicht der chilandarischen Codices kaum möglich seyn. Es ist wahrscheinlich eben so sehr Raitsch's eigenem Mangel philologischen Sinnes, als dem Mißtrauen, mit welchem er in Chilandar aufgenommen ward, zuzuschreiben, daß er uns in seinem Geschichtswerke bloß folgende Notiz von Daniels Rodoslow hinterließ: Kniga jego naricajet sja Rodoslow, i obrjetajet sja w Monastyrje Chilendarje (richtiger Chilandarje, wie der Name in allen serbischen Handschriften ohne Ausnahme geschrieben wird) w dest. Fürwahr sehr lakonisch! Raitsch beklagte sich noch in spätern Jahren, daß ihm in Chilandar die vielen Kisten mit slawischen Antiquitäten nicht geöffnet wurden. Dieses, Ordensbrüdern ohnehin gleichsam organisch einwohnende, und hier durch Verhältnisse des Lebens dreyfach gesteigerte Mißtrauen wird man wo nicht verzeihlich, doch wenigstens begreiflich finden, wenn man sich erinnert, wie oft und arg die armen Leute durch ihre Brüder um Hab und Gut geprellt und geschunden worden sind. Der russische Mönch Arsenij Suchanow reiste zu wiederholten Malen nach Chilandar, und entführte von da ganze Ladungen Handschriften nach Moskau. Und die frommen Chilandarer? Sie flehten bey dem mächtigen Tzar bittschriftlich um die Gnade an, er möchte ihnen doch um der geraubten schönen Codices willen wenigstens ein Almosen spenden! Noch sind es kaum drey Jahre, daß hier in Neusatz eine alte serbische, aus Chilandar durch einen Bruder gebrachte Krone eingeschmolzen wurde. — Der amalgamirte Rodoslow, wie wir ihn kennen, enthält die Biographien folgender Fürsten und Erzbischöfe: a. Könige: 1) König Radoslaw 1224—1230. 2) Wladislaw 1230—1237. 3) Stephan Urosch der Große 1238—1272. 4) Stephan Dragutin 1272—1275, st. 1317. 5) Königin Helena 1241—1306 (st. eigentlich um 1314). 6) Stephan Urosch Milutin 1275—1321. 7) Stephan Urosch Detschansky 1321—1336. 8) Tzar Stephan Duschan 1336—1356. Das Leben der zwey ersten ist mit ein paar Zeilen abgethan, und bey dem letzten sind nur die ersten Regierungsjahre berührt. b. Erzbischöfe und Patriarchen: 1) Sawa I., Erzb. 1221, resign. 1234, st. 14. Jan. 1237. 2) Arsenij I. 1234, resign. 1263, starb 28. Okt. 1266. 3) Sawa II. 1264—8. Febr. 1271. 4) Daniel I. 1271, abgesetzt 1273. 5) Joannikij I. 1274—28. May 1278. 6) Eustathij I. 1278—4. Jan. 1285. 7) Jakow 1285—1290. Eustatij II. 1291—1308. 9) Sawa III. 1309—1316. 10) Nikodim 1317—1325. 11) Daniel II., der Historiker, 1325—19. Dez. 1338. 12) Joannikij II. 1339—3. Sept. 1355. 14) Sawa IV. 1355—29. April 1375. Ephrem, erwählt den 3. Okt. 1375. Da in dem ganzen weitschichtigen Rodoslow, das Datum der Synode zu Ipek 3. Okt. 1375 abgerechnet, keine einzige chronologische Angabe vorkommt, so sind die Regierungsjahre der Fürsten aus Engel entlehnt, ohne dieselben neuer Prüfung zu unterwerfen (der sie übrigens sehr bedürften; so sind z. B. die Regierungsjahre Radoslaw's und Wladislaw's gewiß unrichtig); die chronologische Reihefolge der Erzbischöfe hingegen habe ich selbst, mit Zuziehung aller bekannten Quellen und nach sorgfältiger und mühsamer Prüfung aller Daten, genau festgesetzt. Es ist übrigens klar, daß die Biographien der Erzbischöfe von dem 11ten bis zum 14ten das Werk des

Kontinuators oder richtiger der Kontinuatoren sind, denn die *zwey letztern* scheinen mir nicht von der Hand des Schülers Daniels zu *seyn*, *da* derselbe gewiß nicht so keck über Duschan geurtheilt haben würde. *Dem* Rodoslow, als Geschichtswerk betrachtet, kann nur ein sehr untergeordneter Werth zugestanden werden. Das, was man in Europa Geschichte im wahren Sinne des Wortes nennt, würde man darin vergeblich suchen. Es sind eigentlich theologisirende, von allem Reize sowohl des Stoffes, als der Einkleidung entblößte, durch müßig breiten Wortschwall ermüdende Lobreden (slowo pochwalno) auf Fürsten und Erzbischöfe. Das Reinhistorische, nämlich die einfache Erzählung von Thatsachen, mit den eigenen Worten der Verfasser ausgezogen, würde kaum ein paar Bogen ausmachen. Daniel kannte Sawa's und Dometian's Werke, aber sein beschränkter Geist vermochte sich nicht auf der von ihnen vorgezeichneten Bahn zu halten, und sein Beyspiel wirkte auf alle seine Nachfolger verderblich. Männer, die sich nicht entblödeten, Stephan Uroschens Entthronung durch seinen Sohn Dragutin, Stephan Detschansky's Blendung durch seinen Vater Milutin und Erwürgung durch seinen Sohn Duschan rc. als rechtmäßig und löblich darzustellen, konnten wohl willige Werkzeuge der Macht und wortreiche Lobredner ihrer Schandthaten, aber nicht Priester der Klio, nicht Herolde der Wahrheit seyn. Selbst das Interesse der Sprache, welches diese Elogien gewähren, ist in Vergleich mit Sawa's und Dometian's Werken unbedeutend. Dennoch ist der Druck derselben sehr wünschenswerth, noch mehr aber die Auffindung des Autographon von Daniel, im Fall dasselbe noch existirt, oder wenigstens die unmittelbare Benutzung des chilandarischen Aggregatkodex.

146. Des Erzbischofs Daniel und seiner Fortsetzer Rodoslow, geschrieben im Kl Chilandar im J. 7288 (1780), 538 auf einer Seite beschriebene Bl. auf Papier in Folio, in der Metropolitanbibliothek zu Karlowitz.

Diese Abschrift des Rodoslow wurde zu gleicher Zeit mit der unter Nr. 134 angeführten Kopie des Lebens des h. Symeon und Sawa, ohne Zweifel auf Betrieb des damaligen Karlowitzer Erzbischofs, Vincenz Joannowitsch Vidak, in Chilandar angeblich mit dem Original (s podlinnago, aber was ist das für ein Original?) um großes Geld besorgt. Sie enthält zuvörderst alles das, was die so eben beschriebene Handschrift vom J. 1763, ferner als Zugaben Bl. 487—538: 1) Lobrede auf den h. Knez Lazar, von Epaktit Anton Rafail im J. 6928 (1426) unter dem »Patriarchen von Dalmatien« Nikon verfaßt; ein Cento wohlklingender Phrasen, Muster erkünstelter Unnatur und Monstrosität in Gedanken und Styl; 2) eine andere kurze Lobrede auf denselben von einem andern Verf.; 3) eine dritte etwas längere Lobrede auf denselben von einem dritten Verf. Die Orthographie dieser Handschrift ist ganz die russische. Der Text des Rodoslow unterscheidet sich hier und da in einzelnen Wörtern und Ausdrücken von dem Texte der Handschrift Nr. 145. Hier einige Proben: Hschr. A (1763) pritrano sudiscte, pritanaja scestwija, pritranyj den (vgl. serb. prijetran, widrigfett, russ pritornyj etc.). Hdschr. B (1780) trepetnoje sudiliscte, groznyj den; A. maznoje igo, B legkoje igo, A. jedro, als Adj. und Adv. *siebenmal*, z. B. jedro tecsenije (vgl. Stulli und Wuk Steph. Karadtschitsch s. v. jedrina), B *allemal* skoro und bystro, A obrjetoch bacswu, B obrjetoch delwu, A koni wr'kom glasom r'zsuscte, B

welikym glasom u. s. w. An zwey Stellen sind in der Handschrift B ganze Seiten von A ausgelassen.

147. **Des Erzbischofs Daniel und seiner Fortsetzer Rodoslow, aus dem achtzehnten Jahrh. (?), auf Papier in 8., in der Universitätsbibl. in Lemberg.**

Nach der mir vom Herrn Kopitar gefällig mitgetheilten, ursprünglich von zwey Lemberger Basiliten, M*** u. H****, herrührenden Notiz enthält diese Hs. den Rodoslow Daniels und seiner Fortsetzer, d. i. Leben und Elogien sowohl der serbischen Könige, als auch der Erzbischöfe, ungewiß ob ganz oder epitomirt. Aber diese Abschrift hat vor den zwey obigen den Vorzug, daß in derselben, wie unzweifelhaft auch im Original, die Orthographie serbisch ist, nicht russisch, wie in den zwey Karlowitzer Abschriften und in der von Peninskу in s slaw. Chrestomathie, St. Petersburg 1830, mitgetheilten kurzen Probe.

Auch der gelehrte Jesuit Fr. Xav. Baron Pejacsevich gebrauchte bey der Abfassung seiner gehaltreichen, aber wegen des Standpunktes, von welchem aus der Verf. alle Ereignisse betrachtet wissen will, etwas einseitigen Geschichte: Hist. Serv. Colocsae 1799. Fol., verschiedene handschriftliche serbische Chroniken. Namentlich scheint er vor sich gehabt zu haben: 1) Die Biographie des h. Symeon und Sawa; 2) Daniels Rodoslow; 3) kurze serbische Annalen (Nr. 151); 4) Brankowitsch's Geschichtswerk, und 5) eine unbekannte Chronik, in welcher der König von Ledjan erwähnt wird, der sonst nur noch in den serbischen Volksgesängen vorkommt, und von ihm mit Unrecht für einen litthauischen gehalten ward.

148. **Leben des Stephan Duschan, von dem Fortsetzer des Danielschen Rodoslow, zw. 1356—1375, im Kl. Studenitza in Serbien.**

Am Schlusse der kurzen Biographie Stephan Duschan's im Danielschen Rodoslow Nr. 145 stehen folgende merkwürdige Worte: sego blagocsestiwago i prjewysokago Krala Stefana obrjetajet sja zsitije prostrannjejsce wo obiteli Studenicskoj, a zdje tocsiju se napisano. Ich halte aus mehreren Gründen den Fortsetzer des Danielischen Rodoslow für den Verf dieser Biographie, und unterscheide ihn von dem Detschaner Igumen Gregor, nämlich Gregor Tzamblak, wie unten gezeigt wird. Der Kontinuator war ein Schüler des Bischofs Daniel (vor 1317), und dieser verübte Wunderkuren an ihm; der im J. 1419 verstorbene Gregor Tzamblak konnte wohl nicht Daniels Diakon und Schüler seyn.

149. **Des Igumens von Detschani, Gregor, nämlich Gregor Tzamblak, Geschichtswerk, namentlich Leben des h. Stephan Detschanskу, vom Ende des vierzehnten Jahrh., im Kl. Detschani in Serbien.**

Der frühern Schriftsteller Nachrichten über diesen Gregor und seine Chronik sind sehr unbestimmt. Engel sagt in s. Gesch. v. Serb. S. 270: »Gregor, Igumen von Detschani (Th. I. S. 285 steht irrig Studenitza), ist jetzt (nach 1340) der einheimische Geschichtschreiber, den Brankowitsch benutzt hat.« Allein diese Worte sind aus Raitsch I. Vorrede entlehnt, wo es heißt: Istoricseskija zapisi obrjetajut sja w Chilendarje (Daniila Rodoslow), w serbskoj lawrje Studenicje

(o takowom auktorje upominajet njegdje Brankowics, csto *on Igumen* byl tojazs lawry zowom Grigorij — soll wohl heißen Igumen von Detschani), w Decsanach, w serbskoj patriarscii Pekskoj. In Brankowitsch fand ich das Citat nicht. Ich vermuthe nun, dieser Igumen Gregor sey kein anderer, als der nachmalige Metropolit von Kiew, Gregor Tzamblak, 1414 — 1419. Hier meine Gründe: 1) Gregor Tzamblak, ein geborner Bulgare, war gegen Ende des vierzehnten Jahrh. vor seiner Ankunft in Rußland Igumen zuerst im Kl. »Pandokrator« in der Moldau, hierauf im Kl. Detschani in Serbien. *Ewgenij* slowar ross. pisat. 2. A. Bd. I. S. 97 ff. 2) Derselbe verfaßte das Officium zu Ehren des h. Stephan Detschansky sammt dessen Leben, nach dem Zeugnisse des Annalisten in der Handschrift aus dem Anfange des sechzehnten Jahrh., Nr. 65. »s'pisazse sluzsbu jego (nämlich des Stephan Detschansky) i zsitije Grigorije Tzamblak.« 3) In der Bibl. des Wolokolamskyschen Josephi=Klosters in Rußland fand der Metropolit Ewgenij außer andern Werken des Tzamblak auch das Leben des h. Stephan Detschansky (s. Slowar I. 103), und in der oben Nr. 66 charakterisirten serbischen Handschrift, Kanonen serbischer Heiligen, befindet sich (17) auch das Leben und Elogium des h. Stephan Detschansky vom Igumen von Detschani Grigorije, welche beyde Aufsätze doch wohl identisch sind. Da nun Gregor Tzamblak am Ausgange des vierzehnten Jahrh. Igumen von Detschani war, da derselbe das Leben des h. Stephan Detschansky schrieb, so ist er mit dem Brankowitschischen Igumen Gregor eine und dieselbe Person und Verf. der von letzterem gebrauchten serbischen Chronik. Ob aber diese Chronik ein von der erwähnten Biographie wirklich verschiedenes Werk sey, kann erst durch künftige Untersuchungen entschieden werden. Die Biographie ist nur ein gewöhnliches seichtes Elogium, ohne alle historischen Daten. Wahrscheinlich ist das Officium zu Ehren des Stephan Detschansky beym 11. Nov. in dem serbischen Festtagsmenäum, Venedig 1538. Fol., und Szaz=Sebes 1580. Fol. von unserm Gregor.

150. **Konstantin's, mit dem Beynamen Philosoph, Lebensbeschreibung des Fürsten Stephan Lazarewitsch, um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.**

Die mit dem J. 1503 endigenden serbischen Annalen in der Handschrift Nr. 65 erwähnen dieser Biographie mit folgenden Worten: Zsitijezse wse po redu napisujet se Konstantin Filosofom, po mnoze umoljeni sinklitu pacsezse jegowym temjawlenyim zaprjescteniјem. jezse i nacsan ot desetyich slow Moisejskago zakonopolozsenija, tazse jegowu w'zwrastu i wlasti i blagocs'stiju udobrotworiw i ukrasiw pletenmi i wetiskymi glagoly, ascte kto in drjewnych ljubomudr'c, jazse weliku sladost i umiljenije procsitajusctiim i wsa pameti dostojna napisaw i uchytriw, w'spominajezse i togda carstwowawscich gde i koji i kako, i ubijenije Musiino na Palikarii i procsiich etc. etc. Raitsch kannte diese Biographie, führt sie aber bald als istorija nasca w starich njekich rukopisach neizwjestnago auktora, bald unter dem zweydeutigen Namen carostawnik an, Bd. III. S. 105. Mir gelang es nicht, irgend eine Abschrift davon aufzufinden, selbst unter den von Raitsch nachgelassenen Büchern nicht.

151. Kurze serbische Annalen, von den ältesten Zeiten bis

ins siebzehnte Jahrh., theils als Beylagen in verschiedenen Handschriften, theils einzeln.

Diese kurzen chronologischen Verzeichnisse der vorzüglichsten vaterländischen Begebenheiten sind leider bis jetzt von den serbischen Geschichtsschreibern so gut als gar nicht benutzt worden. Sie verdienen vollständig gesammelt, verglichen, gesichtet und zusammengestellt zu werden, eben so, wie es Hr. Fr. Palacky in dem Scriptorum rerum bohemicarum Tomus III. Prag 1829. 8. mit den böhmischen gethan hat. Die meisten derselben fangen mit der Einführung der slawischen Liturgie durch Cyrill und Method an; einige gehen bis zur Gründung des serbischen Reichs durch Bela Urosch, oder gar bis zur Welterschaffung zurück, und werden je weiter herab um so reichhaltiger und interessanter. Keine einzige Abschrift dieser Annalen stimmt mit der andern dem Inhalte nach ganz überein, jede hat etwas Besonderes. An Reichhaltigkeit stehen sie jedoch den böhmischen sehr weit nach. Beyspielweise führe ich an:

1) Annalen in dem Kruschedoler Wlastares vom J. 1453, Nr. 105.

2) Annalen in der Karlowitzer Handschrift, Nr. 65.

3) Annalen in dem Kruschedoler Panagirik, Nr. 102, leider ausgerissen.

4) Annalen aus einer Handschrift aus dem sechzehnten Jahrh., abgedruckt in dem Ljetopis serbsky, Jahrg 1828. Heft I. S. 43 ff., leider ungenau, mit Auslassungen.

5) Annalen als Anhang zum Chronograph vom J. 1650, Nr. 144.

6) Annalen von dem Ende des siebzehnten Jahrh., abgedruckt, aber ebenfalls ungenau, in dem Ljetopis serbsky 1829. I. 35 ff.

7) Annalen bis zum J. 1672, als Beylage einer gleichzeitigen Handschrift ascetischen und historischen Inhalts, in 12. bey mir.

8) Annalen, stark interpolirt, in einer Abschrift vom J. 1762 in 8., bey mir.

Aehnliche Annalen sind es, welche Raitsch unter dem sonderbaren Titel: Ljetopis chilendarskaja, in der Einleitung zum ersten Bande s. Gesch. anführt. Eine Abschrift davon sah ich in seinem historischen Kollektaneenbuche in Karlowitz. Auch Pejacsewich kannte sie. Aber ohne klare Einsicht in das Wesen der alten serbischen Chronologie und ohne Vergleichung mehrerer Handschriften konnte sie weder der eine, noch der andere gehörig benutzen. Endlich gehört in diese Klasse auch die in der Herrn Prof Kucharski von dem Tzernogorer Metropoliten geschenkten Miscellaneenhandschrift befindliche kurze Chronik. Vergl. Csasopis wlast. Mus. a. a. O.

152. Des serbischen Patriarchen Paißije Leben und Elogium des Stephan Duschan und seines Sohnes Urosch, in einer Handschrift liturgischen Inhalts vom J. 1642, auf Papier in 4., im Kl. Remeta.

Es ist dieß dieselbe Handschrift, welche sich ehemals in Jazak befand. Dobrowsky Instit. l. slav. XIX. Die Biographie füllt die letzten 32 Bl. aus. Paißije holt weit aus, und ist durchaus unkritisch. Aus folgender Stelle: Swety Sawa postawljajet se Archiepiskopom w Konstantinu gradu rukoju patriarcha Manuila carstwujusctu togda blagocs'stiwomu caru Androniku Komnenu, sieht der Kundige ein, daß derselbe die einheimischen Quellen der alten serbischen Geschichte gar nicht kannte. Vgl. oben Nr. 66 (12).

153. **Des Despoten Georg Brankowitsch Geschichte der Serben, Autographon, geschrieben zw. 1689 — 1711, 1750 Bl. auf Papier in 4., in der Metropolitanbibliothek zu Karlowitz.**

Vom Anfange dieses unförmlichen Volumens fehlt nur das erste Blatt, gegen Ende scheinen mehrere Blätter abzugehen. Ein großer Theil der Handschrift, lateinische und andere Aktenstücke enthaltend, ist von fremder Hand.

154. **Georg Brankowitsch's Geschichte der Serben, vom zweyten Buche an und ohne Aktenstücke, 476 Bl. auf Papier in 4., in der Metropolitanbibl. in Karlowitz.**

Diese, mit der obigen wahrscheinlich gleichzeitige Abschrift enthält nur einen Theil des Brankowitschischen Werkes.

155. **Georg Brankowitsch's Geschichte der Serben, auf Befehl des Patriarchen Arsenij IV. und der Bischöfe Paul Nenadowitsch von Karlstadt und Georgiewitsch von Essek geschrieben von Konstantin, früher Pfarrverweser in Pesth, hierauf Igumen in Studenitza, angefangen im J. 1742 in Pesth und beendigt 1748 in Studenitza, I. Bd. 341 S. in Folio, II. Bd. 598 S. in Folio, in der Metropolitanbibl. zu Karlowitz.**

Mit diesem Geschichtswerke beschließe ich die Reihe der alten serbischen und slawischen schriftlichen Denkmäler. Die hier mitgetheilten Notizen werden hoffentlich für den Sachkundigen hinreichen, um sich über die Beschaffenheit, den Inhalt und das Alter serbischer Handschriften in Südungern, Slawonien u. s. w. ein weit klareres und bestimmteres Urtheil zu bilden, als es sonst nach den vorhandenen dürftigen Nachrichten und Materialien zeither möglich war. Der slawische Philolog, der über äußeren Formen und Zufälligkeiten das Wesen der Dinge nicht vergißt, wird ohne Zweifel einsehen, daß ungeachtet uns hier keine Kleinodien, wie das Ostromirische Evangelium, dargeboten werden, dennoch mehrere dieser südlichen Schriftprodukte für das historisch-kritische Studium der altslawischen Sprache von der höchsten Wichtigkeit sind, und deßhalb auch ihre Bekanntmachung durch den Druck sehr wünschenswerth ist. Einen ungleich höheren Werth haben die meisten der hier namhaft gemachten Stücke für den Serben: sie sind die einzigen bekannten Ueberbleibsel des geistigen Lebens seiner Ahnen. In dieser doppelten Hinsicht bin ich seit mehreren Jahren mit dem Sammeln alter serbischer Sprachdenkmäler und ihrer Vorbereitung zum Drucke beschäftigt, wobey ich das historisch Brauchbare, als Diplome und Geschichtswerke (Sawa, Dometian, Daniel, Duschan's Gesetze, Annalen ꝛc.) vollständig, aus andern Handschriften aber nur Auszüge oder Bruchstücke zur Probe, beyde mit diplomatischer Genauigkeit, mitzutheilen die Absicht habe. Da jedoch das Vollbringen meines Vorhabens zum Theil von Umständen abhängt, die herbeyzuführen oder zu beseitigen nicht in meinen Kräften liegt, so kann ich, bey dem besten Willen, über die wirkliche Herausgabe dieser Monumenta serbica an diesem Orte noch keine bestimmten Versprechungen machen.

Nachtrag.

Nach dem mündlichen Berichte des Hrn Wuk Steph. Karadshitsch, der Studenitza im verflossenen Sommer besuchte, liegt das öfters ausgeplünderte Kloster nun fast verödet und von allen Antiquitäten entblößt da. Nur eine Inschrift in der Kirche aus der Regierungszeit Stephan Detschanský's konnte kopirt werden; die übriggebliebenen pergamentenen Handschriften wurden in den Unruhen unter Tzerny Djordje aus Furcht vor den Türken in die nahe gelegene Einsiedeley des h. Sawa geschleppt, und von dem dasigen Mönche unbegreiflicher Weise verbrannt. — Die Angabe, daß die Shitscher Inschrift in Stein gehauen sey, beruht auf dem Zeugnisse eines Mönches in Kl. Wrdnik, der dieselbe oft gesehen haben will.

Bey dieser Gelegenheit trage ich einiges zu dem Aufsatze über die altserbischen Kirchenbücher (Jahrb. d. Lit. Bd. XLVIII. Anzeigeblatt) nach. Folgende Drucke habe ich zum Theil neu entdeckt, zum Theil jetzt erst mit eigenen Augen gesehen. Nach Nr. 4 ist einzuschalten: Molitwenik oder Euchologion, höchst wahrscheinlich von dem Hierom. Macarius zu Tzetinje um 1495 gedruckt, mit verzierten Initialen in 4. Schrift, Papier und die ganze Druckökonomie stimmen mit den zwey andern Tzernogorischen Drucken überein. Nach dem Fragment, welches ich davon gefunden, zu urtheilen, sind die zwey andern Ausgaben Nr. 18 und 40 nur Nachdruck dieser editio princeps. — Zu Nr. 11: Molitwoslow, kl. 8., ... Bl. in Quatern., 22 Zeilen auf der S., ohne Kust. u. Seitenz., mit kyrill. Sign. Der Typus gleicht jenem der Schlußrede im Psalter 1520. Es scheint die Nr. 11 verzeichnete Ausg. vom J. 1527 zu seyn. Die Kolumne ist, bey gleicher Seitenzahl, um 3 Linien kürzer, als in den Edd. 1547, 1560, 1566. — Der in der Note zu Nr. 14 angeführte Oktoich in Folio, 162 Bl. in Quatern., der Text in 2 Kolumnen, mit 38 Zeilen auf der Kol., ohne Kustos u. Seitenz., mit latein Sign., scheint mir ein Zagurowitschischer Nachdruck 1569—70 zu seyn. — Nach Nr. 14: Oktoich im Auszuge, mit bulgarischer Rechtschreibung (ѧ, ѫ, ъ), wahrscheinlich in der Walachey oder in Siebenbürgen zw. 1540—1570 gedruckt, in Folio, 192 Bl. in Quatern., 26 Z. auf der S., ohne Kust. u. Seitenz., mit kyrill. Sign. Das von mir gesehene Ex. war unvollständig. Für jeden Tag der Woche sind Hymnen aus einer andern Stimme genommen; die siebente Stimme ist übersprungen. Von к҃г҃ 6 f. v. an folgen Lektionen aus den Evangelien und Episteln. Lettern, Papier und Druck sind unförmlich, roh. — Nr. 27 Psalter, Mileschewa 1557. 4. 290 Bl. in Quatern., 25 Z. auf der S., ohne Kust. u. Seitenz., mit kyrill. Sign. Dieser Ausgabe liegt nicht die erste Mileschewer, sondern die Tzernogorische 1495 mit einigen Auslassungen zum Grunde. Das unter Nr. 28 angeführte Blatt eines Psalters bey Hrn. Kopitar ist aus dem so eben beschriebenen Psalterium. — Aus Sopikows russ. Bibliographie sind folgende, mir sonst unbekannte Drucke nachzutragen. Nach Nr. 47 »Psalter, serbische Ausg., 1621. Fol.« (Sopik. Bd. I. S. XCVII u. 190). Nach Nr 49 »Oktoich, neue Ausg., Vened. 1644. Folio, sehr selten« (eb S. CI u. 165). Eb. »Th. Kempis o podrazsanii Iisusu Christu, im Delijskyschen Kloster in Ugrowlachien 1647. 8., sehr selten« (eb. S. CII u. 68). Nach Nr. 50: »Psalter mit Beylagen, Venedig 1658. 4.« (eb. S. CV u. 280). — Das Nürnberger Breviarium Slavicum

Nr. 1 hat, nach eigens hierüber von K. eingezogenen Nachrichten, *irgend* ein Betrüger aus der Bibl. weggefischt, und einen armenischen Psalter untergeschoben! — Der Psalter Nr. 4 zählt 348 Bl., die zweyte und die letzte Lage sind Quinionen. — Der Apostol Nr. 7 ist nach Strojew (Opis slav. knig 1829. 8.) mit jenem unter Nr. 17 beschriebenen identisch, und in der Walachey unter dem Wojew. Joann Mirtsche zw. 1544 — 54 gedruckt. — Der Minej Nr. 16 ist mit dem Nr. 47 ebenfalls nur ein Druck, vom Diakon Koresi, Szász-Sebes 1580. — Das Triodion Nr. 30 enthält in allem 250 Bl., die erste Lage ist ein Duernion, dessen erstes und drittes Blatt unbezeichnet, das zweyte aber irrig mit A IIII signirt ist. — Der Psalter Nr. 31 zählt 282 Bl. — Das Bausische, jetzt Golitzynsche Evangelium, mit bulgarischer Orthographie (von Sopikow für den ältesten slawischen Druck gehalten) besteht, das letzte fehlende Blatt abgerechnet, nur aus 159 Bl., und kann demnach weder Nr. 23, noch Nr. 32, wohl aber Nr. 5 seyn, falls es nicht ein sonst noch unbekannter Druck ist. Denn die walachischen und siebenbürgischen Ausgaben, die ich bis jetzt von meinem Wohnorte aus nicht untersuchen konnte, müssen zahlreicher seyn, als wir bis jetzt anzunehmen gewohnt waren. — Die Nr. 3, 7, 12, 26, 28, 33, 35 und 39 müssen, als entweder offenbar irrig, oder auf Mißverständnissen beruhend, oder höchst verdächtig, gänzlich wegfallen. — Einige Versehen und Druckfehler wird der geneigte Leser nachsichtig verbessern: S. 6, Z. 7 ist sepadet zu streichen; eb. Z. 33 ist cѧ statt cѫ zu setzen; S. 15, Z. 15 muß die Zeile: »Bl. 8 f. v. wegfallen; Z. 13, Z. 43 ist ч statt у, und S. 14, Z. 31 к statt ѣ zu lesen u. s. w.

Persische Geschichte der Regierung Fethalischah's.

In dem Anzeigeblatte des XI., XVIII. und XIX. Bandes der Jahrbücher ist ausführliche Kunde gegeben worden von dem Schehinschahname (das Heldenbuch des Königs der Könige), d. i. dem großen Regierungsepos Fethalischah's, dessen bisher in Europa einziges Exemplar das vom Schah durch den Botschafter Mirsa Abul Hasan Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich übersandte. Eine nicht minder merkwürdige Erscheinung persischer Literatur unserer Zeit ist die prosaische Regierungsgeschichte Fethalischah's, welche vor einem Jahre zu Tahran in Druck erschienen, und wovon nun das erste Exemplar nach Europa gekommen; ein großer Oktavband von 416 nicht paginirten Seiten unter dem Titel: Meaßiri sultanije, d. i. Herrscherdenkmale, auf Befehl Fethalischah's von Ibn Nedschefkuli Abderrisak Seid ohne Schmuck der Rede in einfachem historischen Style geschrieben. Es ist nicht zu zweifeln, daß ein in der neuesten Geschichte Persiens so wichtiges Werk, welches 26 Jahre der Regierung Fethalischah's (vom ersten Jahre dieses Jahrhunderts angefangen), umfaßt, nächstens von dem Uebersetzungsausschusse der brittisch-asiatischen Gesellschaft englisch bekannt gemacht werden wird; da darüber aber doch ein Jahr und mehr verstreichen möchte, so folgt hier zur frühesten Kenntniß die Inhaltsanzeige durch die Uebersetzung der Ueberschriften der 187 Abschnitte, und zur Probe die Uebersetzung des ersten, welcher wegen der angeblichen Abstammung der Familie Kadschar höchst merkwürdig. Die meisten europäischen Schreiber neuester persischer Reisen und Ge-

schichten haben den Namen Kadschar als Katschar, d. i. Flüchtling, irrig gehört und irrig geschrieben, und denselben als den Beynamen eines flüchtig gewordenen turkmanischen Stammes erklärt; andere meinten darinnen gar die Chasaren wieder zu finden, wiewohl Kadschar nichts gemein hat mit Chasar, welcher Name sich bis heute in der Benennung des kaspischen Meeres, welches das Meer des Chasaren heißt, erhalten hat; hier erscheint Kadschar als ein Fürst des Stammes Dschelair, welcher schon früher in Persien geherrscht, so daß die heute in Persien regierende Dynastie als eine zweyte der Dschelair angesehen werden muß, oder wenigstens von amtswegen dafür ausgegeben wird. Diese erste gedruckte persische Reichsgeschichte zeichnet sich vor den osmanischen äußerst vortheilhaft durch Abwesenheit von Schwulst und allen Schimpfes auf Christen aus; im Gegentheil wird das Verdienst der Europäer, denen Persien seine eigenen militärischen Einrichtungen und Werkstätten dankt, durchaus dankbar anerkannt, der Sprach= und Sachkenntniß europäischer und besonders englischer Gesandten das gebührende Lob gezollt. In den russischen Feldzügen werden zwar manche Niederlagen eingestanden, manche andere aber mit Stillschweigen übergangen, und eine der auffallendsten Lücken ist das gänzliche Stillschweigen über die letzte Botschaft Mirsa Abul Hasanchan's nach Wien, Paris und London, eine Lücke, so auffallender, als seiner früheren zwey Botschaften nach England und Rußland förmliche Erwähnung geschieht. Trotz solcher Lücken enthält das Buch doch mehr wahren historischen Stoff, als alle bisher in Europa über die Geschichte Fethalischah's geschriebenen Werke, das General Malcolm's (den der persische Geschichtschreiber immer Malkhom nennt) nicht ausgenommen. Da die osmanische gedruckte Reichsgeschichte mit dem J. 1774 verstummt, und die persische von dem J. 1800 bis zum J. 1825 fortgeschritten, so ist in der Bekanntmachung ihrer Reichsgeschichten die osmanische Regierung hinter der persischen um ein ganzes halbes Jahrhundert zurück. 1) Ursprung der Familie Kadschar. 2) Erscheinen Fethali's, des Urgroßvaters des regierenden Schah's. 3) Derselbe begibt sich zur Hülfe Schah Huseins (des letzten Herrschers der Familie Ssafi) nach Ißfahan, ihm wider die Afghanen beyzustehen. 3) Von Chakan Mohammed Hasan (dem Oheim Fethali's). 4) Pesendchan der Afghane zieht wider Astrabad, und wird von Husein Chan dem Kadscharen geschlagen, Gilan- und Kaswin erobert, Kerimchan der Sende geschlagen, Ißfahan erobert. 5) Treffen zwischen Nowab Mohammed Hasanchan und Asadchan dem Afghanen, der geschlagen wird. 6) Eroberungen Mohammed Schah Kadschar's nach dem Tode Kerimchan's bis zu seinem Märtyrertode. 7) Empörung Ssadikchan's Schikakl. 8) Die Kunde des Märtyrtodes Sultan Sends gelangt zu den Ohren des Chosroes der Welt, welcher von Fars nach Irak zieht. 9) Thronbesteigung des Chakan's. 10) Der Prinz Mahmud, Sohn Timurschahs der Afghane, erscheint, zur Thronbesteigung Glück zu wünschen. 11) Unruhen Mohammed Chans, des Sohnes Seli Chans Seid in Ißfahan. 12) Begebenheiten des Jahres der Hidschret 1216 (1801), welche das zweyte Jahr der Thronbesteigung Fethalischahs und Aufbruch der Truppen gegen Aserbeidschan, um die Empörer zu züchtigen. 13) Empörung Husein Kulichans und Rückkehr der Truppen, um selbe zu stillen, aus Aserbeidschan nach Irak. 14) Wiedererbauung und Vergoldung des Doms des Herrn der Märtyrer (Husein's zu Meschhed). 15) Bau des Pallastes der Kadscharen. 16) Begebenheiten des Jahres 1214 (1799), Aufbruch der Truppen von Tahran

gegen Chorasan, und Eroberung Nischaburs. 17) Zug der Fahnen des Thronfolgers Abbas Mirsa gegen Aserbeidschan, Eroberung des Schlosses Hudr und Niederlage Dschaafer Kuli Chans. 18) Mahmud Mirsa (der afghanische Prinz) kommt zum zweyten Male an den Hof nach Tahran. 19) Vorbereitungen zur Hochzeit des Prinzen Husein Ali Mirsa. 20) Ankunft Mirsa Mehdi Alichan's, des indischen Gesandten, und der Gesandten Tipu Saibs. 21) Die Statthalterschaften von Fars und Masenderan werden den Prinzen Husein Ali Mirsa und Mohammed Kili Mirsa übertragen. 22) Begebenheiten des Jahres 1215 (1800), Aufbruch des Heeres nach Chorasan. 23) Der englische Vicekönig von Indien sendet den General Malkhom (Malcolm) als Botschafter nach Persien. 24) Der Thronfolger Abbas Mirsa wird mit Reiterey nach Chorasan gesendet, wo er das Schloß Mersiman erobert, und den Befehlshaber von Sebsewar Allahbarchan züchtigt. 25) Vergoldung des Doms der Tochter des Imams, Bau der Armenküche (Imaret) zu Ißfahan und anderer frommer Stiftungen. 26) Begebenheiten des zweyten Jahres der Thronbesteigung, nämlich des Jahres 1216 (1801). 27) Die Unruhen Husein Kulichans leben wieder auf, und werden unterdrückt durch des Chosroe's Hand. 28) Allahbar Chan kommt nach Hof. 29) Kurzer Bericht über Abdolasis, den arabischen Scheich (das Oberhaupt der Wehhabiten). 30) Begebenheiten des J. d. H. 1217 (1802). 31) Feyer der Hochzeit des Thronfolgers Abbas Mirsa. 32) Beendigung der Erzählung von Kaißar Mirsa, dem afghanischen Prinzen. 33) Begebenheiten des J. d. H. 1218 (1803), und Ermahnung der Stämme Koklan und Jemut an der Grenze von Kurkan (Hyrkanien). 34) Eroberung von Meschhed; Nadir Mirsa wird mit seinen Söhnen und Brüdern gefangen genommen. 35) Begebenheiten des J. d. H. 1219 (1804), dem fünften der Thronbesteigung. 36) Kurze Uebersicht der Lage und Begebenheiten Rußlands, und listige Einschleichung der Russen in Georgien. 37) Die Festung Gendsche fällt in die Hände der Russen. 38) Mehdi Kulichan erhält den Auftrag, die Stämme Eriwans anzuführen, die zum Dienste des Prinzen bestimmt sind. 39) Ankunft des Chans von Eriwan, Ischendschder Bamdad Mohammed Chan, und dessen Treffen mit den Truppen des Chakans. 40) Mohammed-Chan der Kadschare, der Beglerbeg Eriwans, unterwirft sich, gewonnen durch Mirsa Mohammed Schefin, den Großwesir. 41) Russische Reiterey erscheint vor Eriwan, und schlägt sich mit den Bewohnern der Festung. 42) Das siegreiche Heer des Schehinschahs schlägt sich vor Eriwan mit den Russen. 43) Abordnung eines Haufens Reiterey nach Eriwan. 44) Nächtlicher Ueberfall von Seite der Russen. 45) Tod Hadschi Chalichans und Ankunft Mister Manestie's, des Gesandten der englischen Handelsgesellschaft, und Ernennung Mohammed Nebichans als Gesandten nach Indien. 46) Ankunft des Gesandten Naßreddin Turu's, des Prinzen Turkistan's, in der Residenz Tahran. 47) Begebenheiten des J. d. H 1220 (1805), des sechsten Jahres der Thronbesteigung und Empörung Mohammed Chan's des Afghanen. 48) Bestimmung des Nowab's, Thronfolgers nach Aserbeidschan, um die Russen zu vertreiben. 49) Einrichtungen des Kronprinzen in Aserbeidschan. 50) Neue Einrichtung (Nisami Dschedid) der Artillerie und der Uebung in derselben. 51) Bestimmung von Landvermessern und Bau von Festungen. 52) Bau einer Festung nach fränkischem Muster, nämlich der Festung Abbasabad. 53) Ausbesserung der Festung Alindschik. 54) Bau des Schlosses zu Erdebil; 55) zu Choi; 56) zu Eriwan, der stärksten Festung von Aserbeidschan; 57) eines Schlosses nach

fränkischer Art außerhalb Tebris. 58) Bau eines Pallastes zu Audschan, eines Pallastes und Gartens außerhalb der Residenz zu Tahran. 59) Anlage eines Gartens zu Miane. 60) Einrichtung der Untersuchungskommission zur Besteuerung der Staatsgüter und Wakfe. 61) Befehle zum Wiederaufbau verfallener Gebäude zu Tebris. 62) Festsetzung eines allgemeinen Audienztages einmal im Monate. 63) Einrichtungen des Posthauses für Kouriere; 64) eines öffentlichen Gasthauses. 65) Auszeichnung der Ulema auf würdige Weise. 66) Zustand Aserbeidschan's. 67) Bestimmung der Residenz des Thronfolgers in Aserbeidschan. 68) Andere Denkmale. 69) Einführung verschiedener Sprachen. 70) Anstellung fränkischer Artillerie=Genieoffiziere, Exerciermeister, Stuckgießer, Flinten= und Kanonengießer, Aerzte und Wundärzte. 71) Die Buchdruckerey. 72) Anlegung einer Tuchfabrik zu Choi. 73) Sieben vom Kronprinzen den Russen gelieferte Treffen; 74) das erste im J. 1219 (1804) vor Eriwan; 75) das zweyte im J. 1220 (1805) bey Schuschi; 76) das dritte im selben Jahre bey Gendsche; 77) das vierte im J. 1221 (1806), wo Ibrahim Chalil bleibt; 78) das fünfte im J. 1223 (1808) mit Kedovich; 79) das sechste im J. 1228 (1813), und Eroberung von Talisch, und im selben Jahre die siebente Niederlage der Moslimen zu Arslan. 80) Fetwa der Gesetzgelehrten über Rechtmäßigkeit des Krieges, die Auszeichnung mit dem Namen G h a s i (Glaubenskämpe) und E l = D s ch a h i d f i s e b i l i l l a h (Streiter auf Gottes Wegen). 81) Erscheinung des P a d r e J u s u f. 82) Aufstand Ibrahim Chalichan's und Treffen des Thronfolgers mit Ismailbeg. 83) Treffen des Thronfolgers mit einem russischen Polkownik, von dessen Truppe die Bajonette erbeutet werden. 84) Einige Vorfälle, welche sich während des Aufenthaltes der kais. Truppen zu T a ch t i T a u s (Pfauenthron) ereigneten. 85) Der Kronprinz wird zur Eroberung Gendsche's und Georgiens befehligt, führt die Unterthanen Gendsche's und Eriwan's weg. 86) Ankunft des russischen Anführers nach Gilan, und Treffen allda. 87) Prinz Abbas Mirsa setzt sich in seine Residenz fest. 88) Aufbruch der Truppen des Thronfolgers gegen Moghen, wo der russische Anführer E s ch d s ch e n d e r? getödtet wird. 89) Einige Emire Aserbeidschan's werden nach Eriwan befehligt. 90) Mustafachan, der Befehlshaber von Talisch, wird durch Schmeicheleyen gewonnen. 91) Begebenheiten des J. 1221 (1806). 92) Ibrahim Chan wird getödtet. 93) Aufbruch des Heeres, um sich mit den Russen zu schlagen. 94) Ankunft Mr. Jauberts, des französischen Abgesandten. 95) Die russischen Truppen schlagen sich in Karabagh mit Abulfetschan. 96) Bestimmung Pir Kulichan's des Kadscharen und Scheich Alichan's nach Derbend. 97) Vorfall einiger Verwirrungen, welche den Rückzug der siegreichen Truppen veranlassen. 95) Einige unschickliche Handlungen Mustafachan's von Schirwan, der von Pir Kulichan geschlagen wird. 99) Die Russen schlagen den Selim Chan, den Befehlshaber von Scheki. 100) Einige andere Vorfälle, und Ankunft eines Gesandten vom russischen Befehlshaber Kedovich, welcher nach Tahran befördert wird. 101) Ankunft eines Gesandten von Hadschi Jusufpascha, der um die Befreyung Suleimanpascha's ansucht, und Absendung Fethalichan's mit demselben an Jusufpascha. 102) Aufbruch der siegreichen Truppen des Kronprinzen von Tebris. 103) Aufruhr der Janitscharen zu Konstantinopel, und Entthronung S. Selims, an dessen Stelle Mustafa den Thron besteigt; die türkischen Truppen werden geschlagen. 104) Treffen Mohammed Weli Mirsa's auf Befehl des Schah's mit den Usbegen und Afghanen,

welche von den Persern geschlagen werden. 105) Alipascha von Bagdad wird von seinen Sklaven getödtet, und Suleimanpascha nimmt von der Statthalterschaft Bagdad Besitz. 106) Rückkehr der siegreichen Truppen nach Tebris, Ankunft des französischen Botschafters Gardanne, von Mirsa Mohammed Risaji begleitet, und Ernennung Askerchan's zur Botschaft nach Paris. 107) Ernennung des Mufti von Choi Ibrahim als Gesandter nach Rum (Konstantinopel). 108) Begebenheiten des J. 1223 (1808), Friedensbruch des Kedovich, der nach Eriwan kommt, und dort geschlagen wird. 109) Umständliche Erzählung dieses Friedensbruches und Treffen der Russen mit Husein Chan. 110) Schlacht vom Kronprinzen, den Russen zu Nachdschiwan geliefert. 111) Der Kronprinz setzt über den Araxes; Mr. Lajard kömmt von Seite Gardanne (Chan's), und Kedovich beharrt darauf, Eriwan nehmen zu wollen. 112) Abgeschlagener Sturm der Russen auf Eriwan, sie ziehen sich nach Georgien zurück mit Verlust vieler Mannschaft durch die Kälte. 113) Verzeihung der Verbrechen Alichan's und Feredschullah Chan Schahsewen's, und Treffen Scheich Ali Chan's mit den Russen, Rückkunft Aka Ibrahim's, des Mufti von Choi, von seiner türkischen Gesandtschaft. 114) Ankunft Sir Hartford Jones Baronets als englischer Botschafter zur Befestigung der Freundschaftsverhältnisse. 115) Begebenheiten des J. 1224 (1809), Rückkehr Gardanne's ohne Erlaubniß Napoleon's. 116) Die kais. Fahnen wenden sich gegen Audschan, und Ankunft des Thronfolgers an der Schwelle des Thrones. 117) Der Thronfolger begibt sich nach Gendsche auf Befehl des Schahs, Mustafa Chan von Talisch zeigt sich widerspenstig. 118) Feldzug des Prinzen Mohammed Ali Mirsa gegen Rußland, und Rückkehr nach Eriwan. 119) Feldzug Feredschullah Chan's. 120) Aufbruch des Prinzen gegen Kökdsche und Gendsche. 121) Unterwerfung des Chans von Talisch. 122) Der Schah stellt den Mirsa Mohammed Hasan als Wesir des Kronprinzen an; Ankunft Baron Werdi's? wegen Unterhandlung eines Waffenstillstandes. 123) Begebenheiten des J. 1225 (1810), Mirsa Büsürg wird als Bevollmächtigter zur Abschließung des Waffenstillstandes ernannt. 124) Der Prinz Thronfolger unternimmt Streifzüge gegen einige empörte Stämme, und kehrt zurück. 125) Eingegangene Verpflichtungen Scheich Ali Chan's und Mustafa Chan's von Schirwan; Ibrahim=Chan der Kadschare, wird nach den Ufern des Kor befehligt. 126) Suleiman Chan, der Statthalter von Basch Atschuk, schlägt sich, Husein Chan wird zu Achiska von den Russen geschlagen, Sunger Hadschi Kaan zerstört Dörfer, und die Russen werden zerstreut. 127) Ankunft Malcolm's mit englischer Artillerie, deren Leitung dem Kronprinzen übergeben wird. 128) Die Besorgung der Grenzgeschäfte Bagdad's dem Prinzen Mohammed Ali Mirsa übergeben. 129) Ein Lager geht ab, um Achiska zu erobern, wird aber vom Scherifpascha geschlagen. 130) Tod des Großwesirs Mirsa Mohammed Husein Mohammed. 131) Freywillige (Serbas) gegen die Russen befehligt. 132) Begebenheiten des J. d. H. 1226 (1811), Ankunft Pesendsade Abdulwehhab Efendi's, des türkischen Botschafters. 133) Bestimmung Mirsa Abul Hasan's als Botschafter nach England, und dessen Rückkehr; Ankunft Sir Gore Ousely's als englischer Botschafter. 134) Vermählungsfeyerlichkeiten des Prinzen in der Ebene von Sultania. 135) Ankunft Eminpascha's an der Grenze von Karß. 136) Streifzug Fethalichan's, des Beglerbegs von Choi. 137) Treffen Scheich Alichans und der Lesger mit den Russen. 138) Abdullah Chan Kadschar wird aus Gendsche befreyt, Rußland wünscht sich mit

Persien ausgesöhnt. 139) Einige Niederlagen in Karabagh. 140) Aufbruch des Kronprinzen von Tebris nach Karabagh. 141) Aufbruch des Kronprinzen, Schlacht mit den Russen, und Sieg über selbe. 142) Ahmedchan und Askerchan die Esscharen befehligt wider die Unruhstifter. 143) Ankunft der Nachricht eines Treffens, welches Iskender Mirsa den Russen geliefert, der russische Botschafter begehrt den Frieden. 144) Feyer des Newrus d. J. 1228 (1813). 145) Ankunft der kais. Fahnen zu Sultania. 146) Die Lengeren bemächtigen sich Talisch's, und Mustafa Chan entflieht. 147) Mirsa Risa zum Botschafter nach Konstantinopel ernannt. 148) Friedenskonferenzen persischer mit russischen Bevollmächtigten, den Frieden zu unterhandeln. 149) Vorfall zu Aßlan. 150) Vorfälle nach der Ankunft zu Tebris und zu Talisch. 151) Prinzen mit Truppen gegen Aserbeidschan befehligt, und die Vorfälle d. J. 1229 (1814). 152) Der russische Befehlshaber vernimmt die Ankunft der kais. Heere nach Audschan und Friedensvermittlung durch Sir Gore Ousely. 153) Ankunft der Truppen des Schah's zu Tebris. 154) Unruh, erregt durch Scheich Mohammed Kaschghari, durch das kais. Heer gestillt. 155) Einrichtung des Grundbesitzes, die Einrichtung der Reiterey und Reise des Kronprinzen von Tebris nach Tahran. 156) Sir Gore Ousely wird vom Schah zur Friedensunterhandlung begwaltigt, und geht nach Tiflis und Petersburg. 157) Vorfälle des J. 1229 (1814), Aufbruch des Schah's gegen Chorasan; Ismail, Chan von Damaghan (Kollar aga), wird zum Feldherrn bestimmt, und erobert Herat und Fera. 158) Empörung Mohammed Sinan Chan's des Kadscharen mit Turkmanen und Jemuten zu Astrabad wird von den Einwohnern zu Paaren getrieben. 159) Begebenheiten d. J. 1230 (1815, Jahr des Schweins), Botschaft Mirsa Abul Hasanchans nach Rußland. 160) Tod Mustafschan's von Talisch, und Lage seiner Söhne. 161) Iskak Hiraji und sein Sohn auf Befehl Weli Mirsa's hingerichtet. 162) Begebenheiten des J. d. H. 1261 (1816, Jahr der Maus). Der Prinz Husein Ali Mirsa nach Chorasan befehligt. 163) Begebenheiten d. J. 1232 (1817, Jahr des Elephanten), Mirsa Abul Hasan's Rückehr, und Ankunft Jermoloff's, als russischer Botschafter. 164) Tod Hadschi Mohammed Huseins des Kadscharen. 165) Begebenheiten des J. 1234 (1818), Tod Mirsa Mohammed Schefi's aus Chorasan. 166) Hochzeit des Prinzen Mohammed Mirsa. 167) Begebenheiten d. J. 1235 (1819, des Krokodills). 168) Begebenheiten d. J. 1236 (1820, der Schlange). 169) Prinz Hasan Ali Mustafa wider Bunijadchan gesendet, den er mit den Hesares schlägt. 170) Prinz Mohammed Ali Mirsa bestimmt die Turkmanen zu erscheinen. 171) Feindliches Benehmen der türkischen Grenzstatthalter, die Truppen des Kronprinzen brechen gegen diese Grenze auf. 172) Begebenheiten d. J. 1237 (1821), Schlacht mit den türkischen Paschen zu Toprakkalna, wo sie geschlagen werden. 173) Jäher Tod Mohammed Ali Mirsa's. 174) Tödtliche Krankheiten. 175) Kurden um Selmas werden von Jusufchan aus Karch geschlagen, er nimmt B a s c h k l a n und H a k a r i; Mustafachan seiner Würde entsetzt. 176) Mahmudpascha nähert sich dem Kronprinzen Ibrahim Chan, Koli zur Abgrenzung bestimmt, Mahmudpascha zu Suleimanije angestellt, Kusluk, Koi u. s. w. werden genommen. 177) Begebenheiten d. J. 1238 (1822), Friedensschluß. 178) Die Friedensurkunde. 179) Begebenheiten d. J. 1239 (1823). 180) Andere Ereignisse dieses Jahres. 181) Begebenheiten d. J. 1240 (1824). Hochzeit der Prinzen Emirsade Dschihangir Mirsa und Bediesseman Mirsa. 182) Andere Begebenheiten dieses J.

183) Die Chanschaft dem Allachbarchan Kadschar übertragen. 184) Begebenheiten d. J. 1241 (1825). 185) Tod Alexander Paulovich's, des Kaisers von Rußland. 186) Schlacht des Prinzen Husein Ali Mirsa, des Statthalters von Chorasan, mit dem Heere des Chuaresm, das er schlägt. 187) Schluß.

Von dem Ursprunge und dem Geschlechte der Katscharen.

Dieses edelste Geschlecht stammt von den Türken Dschelair ab; die Dschelair sind aus Nirwen, und Saba Newian ist aus Dschelair entsprossen. Sertak war der Sohn Saba's und Kadschar war der Sohn Sertak's. Unter den Türken bestehen die Kadscharen aus drey Völkerschaften, deren eine von Seldus, die andere von Tanghut, die dritte von Dschelair stammt. Die Völkerschaft der Kadscharen, welche von Seldus stammt, kam nie nach Persien, die zweyte, von Tanghut stammende, beyläufig nur dreyßig bis vierzig Familien stark, lebte unter den anderen Mongholen ohne Namen und Auszeichnung fort, und nur die dritte, vom Dschelair abstammende, gelangte zum Besitze von Ruhm und Herrschaft. Sertak beherrschte das ganze Land von den Ufern des Dscheihun bis nach Rei; auf Befehl Abakachan's, des Herrschers der Mongholen, war er mit der Atabegschaft Arghun's ein hochgeschätzter Chan, wie es sogleich gesagt werden wird. Sertak's Familiengebiet erstreckte sich von Kisilagadsch in der Steppe von Moghan (Kisliar) bis an die Grenze von Nischabur; er selbst residirte zu Dschordschan, sein Geschlecht vermehrte sich in Dschordschan und Masenderan. Zur Zeit Ghasanchan's und vormals waren sie 10,000 Chaß vom Toman Taidschu's. Als hernach Ghasan Chan, der Sohn Taidschu's, zur Herrschaft kam, übertrug er den Toman Taidschu dem Kadscharen, der in den höchsten Ehren gehalten ward; die Ländereyen seines Vaters waren in seinen Händen. Vor Alters führten die Söhne Dschelairs den Beynamen Kojanik, was in der Sprache der Chinesen (Chatajan) großer Herrscher bedeutet. Dschengischan hatte dieser Familie den Befehl des linken Flügels seiner, die Welt wie die Sündfluth überschwemmenden Heere übertragen, sie waren ob ihrer Fertigkeit, die Vesten zu nehmen, den Feind zu brechen, Löwen zu zähmen und Gegner niederzustechen, berühmt und bekannt im ganzen Land. Zur Zeit Dschenglschan's hieß ihr Stammfürst Mokli Kojanik; zur Zeit Oktai's kam an Mokli's Stelle dessen Sohn Boghulkojanik, der mehrere Denkmale seiner Macht hinterließ. Zur Zeit Kublachan's war der Stammfürst (der Dschelairen) Hetun Newian; Ailuke der älteste Sohn Kadan's der Dschelaire kam mit unendlichem Heere, und übernahm auf Dschengischan's Befehl die Atabegschaft von dessen Sohn Oktai. Atabeg heißt so viel als Lala, d. i. Hofmeister; er gab dem Emir Arghun einen der großen Emire den Ailuke zum Dienste bey, daß er demselben in allem gehorche und unterthänig sey. Da Arghun ein tapferer, verständiger und wohlberedter Mann war, so schwang er sich bald in die Höhe und über alle seines Gleichen empor. Zur Zeit Mangu Kaan's war Mengisar Newian der Dschelaire der Jarghotschiar, d. i. der Fürst des Diwans, welcher die Schuldigen untersuchte und abstrafte, und auf die Vollziehung der Jasa, d. i. des Gesetzbuches Dschengischan's, wachte. Aruk und Buka, seine beyden Söhne, kamen mit Holaku nach Persien, und befanden sich im Geleite und Dienste Abakachan's, und wurden von diesem Herrscher zu Großfürsten (Emir büsürg) ernannt. Sertak Newian, der Sohn Saba Newian's,

zur Zeit Arghunchan's in Chorasan und Masenderan Großfürst, hatte einen Sohn Namens Kadschar, von welchem sich der Stamm der Kadscharen herschreibt. Die erste Verbreitung dieses erhabenen Geschlechtes geschah in Masenderan, Astrabad und Chorasan. Zur Zeit als Dschengischan's Sachen übel standen, sandte er (Ailuka?) die Gemahlin Dschengischan's, welche mit Dschudschi schwanger war, an Awengchan. Da zwischen Awengchan und Peisuka Behadir, dem Vater Dschengischan's, alte freundschaftliche Verhältnisse bestanden, so daß er ihn Sohn nannte, so betrachtete er die Gemahlin desselben wie eine Braut seines eigenen Sohnes, und erwies ihr große Ehren, und behandelte sie mit aller Liebe und Schonung. Die Emire sagten ihm, er müsse das Weib entfernen; er antwortete: sie ist meine Braut, sie darf mit keinem verrätherischen Auge angesehen werden. Als Dschengischan dieses edle männliche Betragen Aweng's vernahm, sandte er den Saba Newian, Vater Sertak Newian's und Großvater Kadschar's, seinen geheimen und hochbetrauten Rath, an Awengchan, um die Frau zu begehren. Awengchan empfing den Saba Newian mit großen Ehren, empfahl ihm die Gemahlin Dschengischan's, mit welcher er abreiste. Zufälliger Weise wurde die Frau auf dem Wege von Wehen befallen, und kam mit Dschudschi nieder. Es war eine fürchterliche Straße, wo es unmöglich war sich aufzuhalten, wo man weder Wiege noch Windeln fand; sie brachten also einen Topf mit Mehl, und schlugen das neugeborne Kind in einen Teig ein, und trugen es so unter der Achsel bis zum Vater, ohne daß die Glieder etwas gelitten; deßhalb nannte ihn der Vater Dschudschi, d. i. der unversehens Geborene. Als die Herrschaft Dschengischan's und die Größe der Mongholen zu Ende war, beherrschten der Scheich Hasan Newian und sein Sohn Sultan Oweis die Dschelairen, welche bey den mongolischen Kaisern Sultan Ghasan und Sultan Mohammed Chodabende in großem Ansehen standen, in Persien; ihre Thaten und Denkmale sind in den Geschichten aufgezeichnet. Kurz das Geschlecht der Kadscharen, ausgezeichnet durch Größe und Macht, war zur Zeit Schah Ismails und Schah Tahmasips, des Herrschers der Familie Ssafewi, mit den höchsten Aemtern der Feldherrnschaft rühmlichst betraut. Als die Reihe der Herrschaft auf Schah Abbas *) kam, beunruhigte denselben die Zahl und Macht dieses Geschlechtes, und er zerstreute dasselbe, indem er einen Theil nach Merw übersiedelte, wo er sie mit den Usbegen zurückbehielt, einen andern Theil desselben verpflanzte er nach Gendsche und Eriwan, und einen Theil nach Astrabad, ihrem ursprünglichen Vaterlande, wo er ihnen wider die Turkmanen die Huth der Grenzschlösser auftrug. Kunde von Fethali, dem Ahn des Ländereroberers Fethali (des regierenden Schahs). Der Ahn des Salomons der Zeit ging mit einem Haufen von Jemuten vor das Schloß Mubarekabad (Segensbau). Aßlames, der Kadschare Pernak Serkeschekdschibaschi, ein guter Bekannter Fethali's, der innerhalb des Schlosses, tödtete Mohammed Chan, die Turkmanen und den Wesir Ahmed; hierauf schwang sich Fethali's Name auf, er machte die Stadt Astrabad zu seiner Residenz. Zu dieser Zeit war Schekerbeg Gurd in großem Ansehen und Macht; die Häupter der Kadscharen wandten sich alle an jenen Herrn (Fethali), um von demselben Land und Fürstenwürde zu erhalten. Jener hütete sich eine Zeit lang, ihnen dieselbe zu

*) Mali ist wohl ein Druckfehler für Sani, d. i. der Zweyte.

ertheilen, endlich aber machte er den Faslali Beg Scham B-jati, den Mohammed Husein Chan Kara Musalû, Mohammed Takibeg Serkeschek und andere Große zu Emir. Diese stritten am Steigbügel Fethali Newian's wider Schek-gurd, dem sie das Leben wie Koloquinte verbitterten, bis sie denselben endlich des Lebens befreyten. Hierauf fanden Faslalibeg und Mohammed Takıbeg, welche übelgesinnt wider Fethali waren, ihren Lohn, und zogen sich in die Ecke des Nichts zurück. Fethali, nachdem er seine Feinde vernichtet hatte ordnete die Regierung von Astrabad, und regierte die Stadt mit Glück. J. v. H.

Verzeichniß persischer, mit germanischen, namentlich in der gothischen, dänischen, holländischen, schwedischen, englischen, griechischen, lateinischen, deutschen Sprache, und aus den Mundarten der letzten, in der alemanischen und österreichischen, verwandter Wörter.

(Schluß.)

Giaf.

2618. Gaden, coire, sich begatten.
2619. Gar, particula intentionem operans, gar.
2620. Gas, foenum, Gras.
2621. Gaschak, cibus ex intestinis, franz. gachis.
2622. Gaghkagh, crocitatio corvi.
2623. Gal, nucleus rei cujusvis, Gallåpfel.
2624. Gal, sonus, fortis, e. to call, gellend (Burh. k. S. 691, Z. 15).
2625. Gal, fuga, die Galle und der Hahn, gallus auf lateinisch.
2626. Galiu, qui sese nimis ornat, Galamensch (Ferh. Sch. 303, Z. 18).
2627. Gam, frenum, Zaum; gemeindeutsch Zam.
2628. Gam, palatum, Gaumen, gemeindeutsch Gam.
2629. Gaw, bos, vacca, Kuh, e. cow, auch die Phrase
2630. Gaw ne lisîde, vitulus, quem non lambit mater, ungelecktes Kalb, wo sowohl Gaw (Kuh) als lisiden (lecken) und ne (nicht) deutsch sind.
2631. Gawak, vitulus, Kalb.
2632. Gawdi, hebes incipiens, e. gaudy.
2633. Gawerse, bos aratro junctus, e. working cow.
2634. Gah, tempus, ex improviso, gåh, gemeindeutsch gach.
2635. Gaje, coitus, ins Gey gehen.
2636. Gajiden, coire, begatten, niederdeutsch begaen.
2637. Gut, magnus, gut.
2638. Güdam, gewiß, qualis, der Form nach aber ganz quidam, wobey noch zu bemerken, daß sich sogar das Imale, d. i. der Beylaut des U mit I, im Lateinischen wie im Persischen erhalten hat.
2639. Ger, factor, opifex, das gothische gar, garo, gero, das Deutsche gar zubereitet, garen, garkochen.

2640. Ger, scabies, die Krätze.
2641. Guraf, jactanter et vacillando incedere, österr. uraffen.
2642. Guraschiden, sonus alarum avis, Geräusche machen (fehlt in dieser Bedeutung im Men., steht aber im Ferh. Sch. 322, Z. 5).
2643. Giran, gravis, grandig.
2644. Giran, pretiosus, grandios.
2645. Girai, nomen principum in Tartaria, Graw, Graf.
2646. Girajiden, obvolvere, österr. greilen.
2647. Gurd, fortis, strenuus, hurtig.
2648. Kerd oder Gerd, sepimentum, gyrus, das slavische Grod oder Grad, das goth. Gards (Haus und Hof), wie im persischen Melasgerd, Darabgerd, Destagerd u. a.
2649. Gird, ambitus, circumferentia, Gürtel (beym Ulphilas gairda).
2650. Gird, gyrus, Zirkel, Wirbel.
2651. Girdabad, turbo, Wirbelwind.
2652. Gerdan, vertens, kehrend.
2653. Gerdiden, convertere, umkehren.
2654. Gerdide, conversus, umgekehrt.
2655. Gerd, septum, civitas, g. gards, beym Ulphilas für Haus, Hürde. Dieses Gerd findet sich auch in den lateinischen und griechischen Namen mehrerer persischer Städte Tigranocerta, als κερτα, und ist nicht mit dem γαδαι oder Gaden zu verwechseln (Burh. k. S. 699).
2656. Gerder, campus, locus inaequalis, das altdeutsche Werder.
2657. Giristen, flere, g. greitan, kreißen.
2658. Giriften, capere, prendere, greifen.
2659. Girift, cepit, prehendit, er griff, greift.
2660. Girifte, captus, prehensus, ergriffen.
2661. Gürg, lupus, g. varg, Wehrwolf.
2662. Germ, calidus, warm.
2663. Germa, calor, Wärme, das persische Substantiv ist hier, wie das deutsche Wärme, durch den Zusatz des A wie im Deutschen des E gebildet.
2664. Gürm, dolor, moeror, Grimm.
2665. Germab, balneum calidum, warmes Bad.
2666. Girias, curia regia, magnitudo, Größe.
2667. Girjan, lacrimans, e. crying.
2668. Girjaniden, fletum ciere, e. to cry.
2669. Giridsche, deciduum casei, Grütze (Burh. k. 704, Z. 10).
2670. Girid, flebat, e. cried.
2671. Girje, fletus, planctus, e. cry.
2672. Güsaisch, decor, Geschick (Burh. k. 705).
2673. Gisit, tributum, Gezeit.
2674. Güsariden, pingere, skizziren.
2675. Güsiden, eligere, erkiesen, beym Ulphilas kuisan.
2676. Güside, electus, erkieset, e. chosen.
2677. Geschten, fieri, geschehen.
2678. Geschte, factum est, geschehen.
2679. Güst, dixit, e. *quoth* he.
2680. Güsten, dicere, e. to quoth.
2681. Güste, dictus, e. quothed.

2682. Gil, lutum, argilla, e. kiln.
2683. Guladsch, species dulciarii, Kolatsche.
2684. Gülbank, sonus vehemens, e. banging.
2685. Gelu, guttur, fauces, Kehle.
2686. Gelubend, vinculum sub collo, Kehlenband.
2687. Gulud, nictus oculi, glotzen.
2688. Geludsch, panis subcinericius, Kolatsche.
2689. Gulutsch, nictus, indicatio quae oculis fit, glötzen.
2690. Gulul, glomus fili, Knäuel.
2691. Gele, armentum, ἀγέλη.
2692. Gümane, dubium, suspicio, Gemahne.
2693. Gendsch, thesaurus, ganz.
2694. Gendsche, saccus, pera a latere jumenti pendens, Ranze.
2695. Gendamuje, crines, quos infans ex matre primam natus habet, Kinderhaar.
2696. Günde, globus offae, Knödel.
2697. Geng, fluvius magnus, Ganges, Mühlengang.
2698. Gengel, jocus, lusus, gängeln.
2699. Gu, pila, globus, Kugel.
2700. Gu, dicens, e. quothing.
2701. Guwaliden, crescere, bene se habere, wohl seyn, wählen.
2702. Guwalide, quod excrevit, gewählt.
2703. Gupal, clava ponderosa, Göppel.
2704. Gewder, genus frugum tenue, Köder.
2705. Gurab, opus arcuatum, sepulcrum, Grab.
2706. Gurabe, fovéa, sepulchrum, Grube.
2707. Guse, nidus bombycis, Hülse, franz. gousse, cosse.
2708. Guschiden, audire, obedire, landsch. guschen, beym Ulphilas hausjan.
2709. Gugu, palumbes, Gukguk.
2710. Guge, nodus, globus, Kugel, Gugel; österr. Gugelhaube.
2711. Gewl, pallium, e. Cowl.
2712. Gulach, focus, Küche, Kuchel.
2713. Gun, color, e. gown.
2714. Gun, genus, g. kune, chunn, d. kion.
2715. Gujed, dicit, e. he quoth, g. chad quad.
2716. Gujende, e. quothing. Im Isidor C. IV. §. 1: quhedhenda, so auch bey demselben C. III. §. 6: kuhad, ganz das persische gujed.
2717. Goh, stercus, merda, Koth.
2718. Gewher oder Dschewher gemma, lapis pretiosus, Juwele. Das Wort hat keine andere Veränderung erlitten, als die des letzten Buchstaben R in das nächst verwandte flüssige L.
2719. Geh, interdum, gäh.
2720. Gi, particola formationis substantivorum, das deutsche keit und heit.
2721. Gia, herba, Heu.
2722. Giah, fenum, gramen, Heu.
2723. Giti, mundus, fortuna, vielleicht das goth. githiuto im Otfrid II. C. 7, v. 137: Bist kuning ouh *githiuto*, e. giddy.
2724. Giti, mundus gyrans, e. giddy.
2725. Gir, cape, Gier.

Lam.

2726. La, nugae, Larifari (Burh. k. 727).
2727. Labe, adulatio, submissio, e. blabe, Labsal.
2728. Labiden, rogare, petere, laben, plappern.
2729. Ladschiwerd, lapis Lazuli, Lazur.
2730. Lach, syllaba derivativa respondens germanico lich oder icht, so fenklach, steinicht.
2731. Lad, fabrica muri, Lade, Laden.
2732. Laden, laudanum, Laudanum.
2733. Lade, idiota, stultus, das österr. Ledel.
2734. Lar, nomen regionis, altdeutsch Wohnung, Lager, wie in Goslar (Fulda, Versuch einer Idiotikensammlung).
2735. Lasch, cadaver, Aas.
2736. Lasch, debilis, mollis, österr. letschat (fehlt im Men. in dieser Bedeutung, steht aber im Burh. k. S. 728, Z. 26).
2737. Lagh, jocus, ludicrum, Lache, e. laugh.
2738. Laghiden, jocari, nugari, lachen, e. to laugh.
2739. Laf, jactatio, gloriatio, Laffe.
2740. Laffen, jactator, nugivendulus, Laffe.
2741. Lak, lacca, Lack.
2742. Lal, mutus, lallen.
2743. Lame, sine honore, lahm (Burh. k. S. 730, Z. 11).
2744. Landen, vacillare, lehnen.
2745. Lane, nidus, e. lane, Lehne.
2746. Law, terra alba, Lava.
2747. Lawerschir, medicamentum, Latwerge.
2748. Lai, loquere, e. a lay.
2749. Lay, lutum residuum aquae, e. clay.
2750. Laiden, vana et inutilia loqui, e. to lay.
2751. Leb, labium, Lippe.
2752. Lep, ictus manu inflictus, Schlappe.
2753. Lebwe, coagulum lactis, deutsch mundartlich Lab, belgisch Lebbe.
2754. Let, frustum, pars, e. lease, let.
2755. Lutre, loquela ex condicto inter duos quam tertius audiens intelligere nequit, Lottersprache.
2756. Letin, nomen mulieris, e. Lady (Siebenm. V. S. 66).
2757. Lidscham, frenum, gemeindeutsch Zam für Zaum.
2758. Ledschm, lutum terrae nigrum, Lehm.
2759. Lacht, frustum, pars, Lachter.
2760. Lacht, verberare, Schlacht (fehlt im Men., steht aber im Burh. k. S. 733, Z. 7 als die dritte Bedeutung des Worts).
2761. Lachschiden, labi in lubrico, glitschen.
2762. Lerd, forum, locus publicus, e. Lord, Laird.
2763. Lest, firmum validum, fest, franz. leste.
2764. Lesch, mollis, letschät (Ferh. Sch. II. S. 335).
2765. Lischten, lambere, lingere, lecken.
2766. Leschker, exercitus, holl. leger, Lager.
2767. Laghsiden, lubricum esse, lax, laxiren.
2768. Leftsch, labium pendulum, Lefze.
2769. Leftschen, labium pendulum, Lefzen.
2770. Leftsche, labium pendulum, Lefze.

2771. Lika, facies, vultus, g. licha, Leichnam.
2772. Lika, forma, e. like, gleich.
2773. Lek, centum millia, ein Lak Rupien.
2774. Leke, macula, Fleck.
2775. Leke, ictus, verberatio, e. lick, daher lekeseden, verberare, e. give a licking.
2776. Leked, calcitrare, λακτ-ίζειν.
2777. Ligam, frenum, statt Lidscham, gemeindeutsch Zam für Zaum.
2778. Lem, requies, Schlummer (Siebenm. V. S. 25).
2779. Lenber, instrumentum, saccus aut aliud, quo exportatur lutum, e. lumber.
2780. Lend, membrum virile, Lende.
2781. Lenda, murmurans, linde.
2782. Lentschiden, vacillare in utrumque latus, e. to lounge, lunschen (siehe Fulda's Idiotikensammlung).
2783. Lenk, pars inferior pedis e. leg, Gelenk (fehlt im Men. in dieser Bedeutung, steht aber im Ferh. Sch. Bl. 339).
2784. Lenk, claudus, linkisch, hinkend.
2785. Lenger, anchora, Anker.
2786. Lenkute, praecinctorium Dervisiorum, Lendenkutte.
2787. Lew, dulciarium ex amygdalis, das franz. losange (fehlt im Men., steht aber im Ferh. Sch. II. 336, Z. 34).
2788. Lutuput, cibus et potus diversi generis, das französische hochepot.
2789. Lutra, sermo ex condicto, wie oben Lottersprache.
2790. Lutsch, strabo, das franz. louche.
2791. Luch, gibbosus, Loch.
2792. Lure, via, quam sibi fluendo effodit torrens, als Flußname im Franz. Loire.
2793. Lus, aliquem decipere, Lose, einen lausen.
2794. Lewsinedsch, dulciarium ex amygdalis, Losange.
2795. Lewsine, idem quod praecedens.
2796. Lusiden, decipere, lausen.
2797. Luti, sodomita, Lotterbube, e. lewd.
2798. Lewke, farina tosta, das gr. λευκη.
2799. Lule, tubus, canalis, das österr. Ludel für Tabakspfeife.
2800. Luli, nomen musicorum, österr. Ludler.
2801. Lewend, qui ad libitum suum vivit, lebend.
2802. Lehbele, stultus, stolidus, läppisch.
2803. Lejan, coruscans, fulgurans, Liane.
2804. Lis, lubricus, glitschrig.
2805. Lisiden, prolabi in lubrico, glitschen.
2806. Lise, rem ex utraque parte compingere, leisten, Leiste (Burh. k. 742, Z. 9).
2807. Lisiden, lambere, lecken.
2808. Lif, funis ex palmarum fibris, e. leaf.
2809. Limu, limonium, Limonie.
2810. Limun, limonium, Limonie.
2811. Lime, sordities, e. lime, Schleim.
2812. Liwe, adulatio, Liebe.

Mim.

2813. Mat, victus in ludo latrunculorum, matt (Ferh. Sch. II. 344).
2814. Matsch, osculum, Schmatz.
2815. Mach, res quaevis improba aut adulterata, Machwerk.
2816. Mader, mater, Mutter.
2817. Madek, filia parva, eine kleine Maid, Mädchen.
2818. Made, femina, e. maid, Mädel.
2819. Mar, mater, Mutter.
2820. Mar, serpens, Mähre, das altsächsische Maar, welches noch heute, sowohl im Französischen coche*mar*, als im Englischen night*mare* fortlebt. Für die Sache selbst aber, nämlich für den Alp, hat die persische Sprache eine Menge anderer Synonymen.
2821. Mar, aegrotus, marodi (Burh. kat. 734, Z. 26).
2822. Marire, noverca, das franz marâtre.
2823. Masu, ilex, im österr. Mas für junger Wald.
2824. Mast, oxygala, Mast.
2825. Masti, canis, e. mastiff.
2826. Masiden, coagulare, mästen (Siebenm. V. 116).
2827. Masch, leguminis genus, Zugemüse.
2828. Masch, species tritici, Mais.
2829. Mal, frica, mahle, zermalme.
2830. Maliden, fricare, palpare, mahlen, zermalmen.
2831. Malide, fricatus, illitus, gemahlt, zermalmet
2832. Male, instrumentum ad illinienda fila, Malerwerkzeug.
2833. Mam, mater, Mama, das landsch. Mahm für Muhme.
2834. Mama, matrona, Mama.
2835. Mamek, matercula, Mütterchen, Mamachen.
2836. Man, similis, mahnend, Mann; in den Wörtern Turkman, Musulman, Alaman, Erman u. s. w. ist das persische Man, das deutsche Mann, aber nicht von Manisten, mahnen, sondern von Man, domus, familia, Mann (Burh. k. 748, Z. 8). Man ist auch das Particip von Manisten, bleiben, manere, nach der aus Kemalpaschasade's persischer Synonymik im Ferh. Sch. gegebenen Erklärung. Bey dieser durch die nächste Nachbarschaft der Ermanen und Turanen (Germanen und Türken) in ihren ältesten Sitzen jenseits des Oxus leicht zu erklärenden gegenseitigen Sprachvermengung darf es auch nicht befremden, daß der ursprüngliche Name der Gaugrafen, welcher bisher immer bloß von den Grauen hergeleitet worden, in dem ursprünglich alttürkischen, aber von persischen Wörterbüchern aufgenommenen Worte Girai oder Gerai angetroffen wird. Girai oder Gerai (Siebenmeer V. S. 48, Ferh. Sch. II. B. 307) ist der bekannte Name der alten Beherrscher der Krim, welcher auch im Persischen gäng und gäbe Eins und dasselbe mit dem Worte Graf oder Grau zu seyn scheint, und aus welchem vielleicht erst das deutsche Grau, in der Bedeutung als canus entstanden seyn dürfte, denn das Persische, dem es übrigens an Farben=Synonymik nicht fehlt, hat kein besonderes Wort für Grau, und gebraucht statt dessen unabänderlich das Wort weiß, so daß die Dichter immer nur von weißen (grauen) Haaren sprechen.

2837. Manden, manere, heißt auch im Persischen wie im Lateinischen bleiben, e. remain.
2838. Maned, monet, mahnet.
2839. Mana, opinio, Meinung.
2840. Manend, similis, instar, mahnend an etwas.
2841. Manisten, similem esse, assimilari, mahnen an etwas.
2842. Manid, similis fuit, er mahnte.
2843. Maneg, luna, Mond.
2844. Mah, luna, Mond.
2845. Mahpar, formosus, mondbar, aus derselben Analogie, wie mannbar.
2846. Mahnew, luna nova, Neumond.
2847. Maher, mane, cras, morgen in der Sendspr. Sieb. V. S. 91.
2848. Mai, nomen mensis Indorum, der May (Burh. k. 751, Z. 14).
2849. Maje, femina, e. maid.
2850. Maje, summa, quantitas, Menge.
2851. Mete, tinea, Motte (Siebenm. V. 135).
2852. Medsch, nomen viri, qui carmina poetae Rudegi recitabat. Als eigener Name noch im Deutschen erhalten, z. B. in Khevenhiller Metsch, wie Rudegi in Rüdiger.
2853. Mutschatschenk, instrumentum mulierum libidinosarum, das bisher für französisch gehaltene caude *michet.*
2854. Medschiden, comprimere, matschen.
2855. Medschus, Magus, Mage.
2856. Mach, cerebrum, Mark.
2857. Mucht, spes, ich möchte, wir möchten.
2858. Machid, sese agitavit, er machte (Siebenm. V. 87).
2859. Machende, sese agitans, machend (Siebenm. V. 135).
2860. Machende, filius, contumax, das franz. moquant (Sieb. 135).
2861. Machiden, moveri, agitari, machen.
2862. Mud, mensurae genus, Muth Getreides.
2863. Medr, gleba, Moder (Siebenm. V. 92).
2864. Meden, commessatio, Metten lustige (Sieb. V. 118).
2865. Müde, aegrotus, lassus, müde (Siebenm. V. 135).
2866. Mer, particula dativum formans, mir.
2867. Mer, numerus, mensura, mehr.
2868. Mert, vivens, e. smart.
2869. Merdsch, confinia, limetes, Mark, marken.
2870. Mürden, mori, morden.
2871. Mürd, mortuus est, er mordete.
2872. Mürde, mortuus, gemordet. Im Otfrid IV. B. C. VI. 103 heißt es: Uuio sie thie gidotton, io alle martolotun, wie sie alle tödteten, und alle mordeten (marterten). Damit ist das türkische martolos (Grenzräuber) weit eher verwandt gewesen, als mit armatoli, woher es Pouqueville, Fauriel und Andere herleiten wollen.
2873. Merf, terminus, limes, Marke, daher
2874. Mersiban, confiniorum custos, Markgraf, Markomanen.
2875. Merse, trulla, Mörtelkelle.
2876. Murgh, avis, Morgen; das pers. Murghi sśubchuan, avis matutino tempore canens, i. e. gallus, welches im Deutschen in die beyden Wörter Morgen und Hahn zerfallen.
2877. Murk, mucus narium, e. murk, murky.

2878. Mürusiden, morosum esse, moros.
2879. Müſ, cibi genus, Mus (Burh. k. 760).
2880. Meſ, magister, Meiſter, e. mister, master (Burh. k. 755).
2881. Müſd, salarium locationis pretium, g. misdo beym Ulphilas, ſonſt g. mizdo, Miethe.
2882. Meskit, oratorium, Moſchee, ſpan. mesquita.
2883. Miſchmiſch, musca, Ameiſe (Siebenm. V. 99).
2884. Mes, magister, Meiſter, Maſſe.
2885. Mes, vinculum, Feſſel.
2886. Mes, aes rubrum, Meſſing.
2887. Mes, pulmentum, Mus.
2888. Meſt, ebrius, Moſt trunken.
2889. Müſt, moestitia, das Muß.
2890. Muſtar, vinum novum, Moſt.
2891. Müsk, Moscus, Moſchus.
2892. Müskirumi, species floris, e. mushroom.
2893. Müſcht, pugnus, Fauſt.
2894. Müſchteſſchar, instrumenta opificum, Fauſtwetzer.
2895. Müſchteſſchar, vinum recens, Moſt.
2896. Müſchtateſchi, pugnus igneus i. e Tyrannus, Aſchenfauſt.
2897. Müſchtrind, dolabra, Fauſtrinde.
2898. Müſchteng, latro, wörtlich fauſteng.
2899. Müſchk, moscus, Moſchus.
2900. Müſchkder, animal moscum praebens, Moſchusthier, e. muskdeer.
2901. Muſchkbid, salix, moschata, Moſchusweide.
2902. Müſchkin, moschatus, moſchusfarb.
2903. Meſchmeſche, mispula, Miſpel (Siebenm. V. S. 78).
2904. Mogh, Magus, Mage.
2905. Magh, profunditas, Magen (Burh. k. S. 765 l. 3.).
2906. Migh, nebula, e. fog.
2907. Maghſ, cerebrum, Mark.
2908. Mughan, magi, die Hochmögenden.
2909. Mughpetſche, puer servus, ganz in derſelben Bedeutung im Ulphilas Matth. VIII. 6 magula, Knäbchen.
2910. Miknatis, Magnes, Magnet.
2911. Mukarnas, domus depicta, gekränzt.
2912. Mekel, sanguisuga, Egel.
2913. Mekiden, sugere, lactere, melken, daher Bermeki, die Barmekiden, eigentlich die Melker oder Sauger, weil der Stammvater derſelben dem Chalifen, der ihn fragte, wozu das Gift in ſeinem Ringe, antwortete: Um im Nothfall es zu ſaugen.
2914. Meger, nisi, sed, at, tamen, holl. meer.
2915. Meges, musca, Mücke.
2916. Megesgir, muscas captans, Mückengreifer.
2917. Mül, vinum, das Moly Homers, Mehl.
2918. Men, ego, mein.
2919. Menn, Manna, Manna.
2920. Mendſchenik, ballista, Polyspastus, Μαγγανη.
2921. Mendſchenik, manganum, μαγγανη, Mankleren.
2922. Mend, possidens, habens, e. mind.
2923. Mend, praeditus, wendig, wie wetterwendig.
2924. Mendure, mandragora.

2925. Mendaure, mandragora, Mandragore (Burh k. 773, Z. 28).
2926. Mandil, mantile, Mantel.
2927. Menisch, mens, natura, indoles, desiderium, Mensch.
2928. Menschia, famulus pyrei, Mensch, in der Sendspr. (Sieb. V. 79).
2929. Menk, lusus aleatorius, Mankleren.
2930. Mengul, latro, Mankler.
2931. Menkiden, leniter murmurare, munkeln.
2932. Menkid, leniter murmurat, er munkelt.
2933. Mew, vox felis, miauen.
2934. Mur, formica, Moor, daher die Myrmidonen.
2935. Murd, Myrtus, Myrte.
2936. Musch, mus, Maus.
2937. Muschgir, aquila murium venatrix, wörtlich Mausgreifer.
2938. Muk, avis, e. meek.
2939. Mul, pellex, mollis, im gemeinen Deutschen moll und mollicht.
2940. Mul, patientia, Amasium, das Kraut Moly.
2941. Muliden, taedium rei concipere, maulen.
2942. Mumia, Mumia, Mumie.
2943. Mugh, Magus, Mage.
2944. Mujan, plangentes, die Miauenden.
2945. Muje, fletus cum planctu, das Miauen.
2946. Mujiden, flere cum planctu, miauen.
2947. Meh, luna, der Mond.
2948. Mih oder Meh, magnus, das altdeutsche michel, d. meget.
2949. Mehabad, reges prophetae, gleichsam Mihel-Beter, die Vielbetenden.
2950. Mihter oder Mehter, major aut potentia, der Mächtigere.
2951. Mehter, supremus cubicularius ad aulam persicam, der deutsche Name Metter *) (siehe Kämpfer amoen. exot. und Chardin 6. Bd. Kap. 10).
2952. Mihr, Mithras, Mithras.
2953. Mihr, Mithras, mediator, Mittler.
2954. Mihr oder Mehr, praestantia, mehr.
2955. Mihr, sol et inde corona regum Persicorum mitra, die Mitra-Mütze. Man kennt aus den Münzen der Sassaniden diese Sonnen-Mitra.
2956. Mihras, mortarium, Mörser.
2957. Mehist, gravis, das Meiste (Burh. k. 777, vorl. Z.).
2958. Mehistan, graves, Μεγιςανοι, Μεγιςοι, die Meister.
2959. Mehschid, splendor lunae, Mondschein (Siebenm. V. 89).
2960. Mehlika, lunae similis, Mondgleich, e. moonlike.

---

*) Der Ursprung des Namens des fürstlichen Hauses von Metternich aus Metter und nicht ist bekannt. Die Perser sprechen, wie die Franzosen, statt Metternich, Metternik aus, die ersten, weil sie den Laut des χ nicht aussprechen können, die zweyten, weil nik auf persisch gut heißt, und sie im Namen Metternik die Bedeutung von groß und gut finden. So heißt in einem persischen Schreiben Se. D. der Fürst-Staatskanzler: Chuansalari maidei dewlet serhengi chob u nik prindsch Mehternik, d. i. der Truchsies der Tafel des Reichs, der Vorsteher des Schönen und Guten. Die zwey arabischen Wörter, maidei und dewlet, und das fremde prindsch ausgenommen, sind die andern alle persisch und deutsch: Chuansalar, Kanzler (hier Truchsies); serheng, der Vorsteher, die erste Hälfte des engl. Sir; chob, hübsch; u, und; mehter, Metter.

2961. Mian, medium, Mittel, e. Middle.
2962. Mei, vinum, Meth.
2963. Mich, typus monetae, Münze.
2964. Michten, mingere, das landsch. müchteln, für übel riechen.
2965. Meidan, hippodromus, g. Meyden für Pferd (Schilter's Glossarium).
2966. Meiden, mundare, meiden.
2967. Mide, mulier casta, pura, Mieder, Mädchen.
2968. Mis, hospes, Messe, e. *mess*mate (mensa).
2969. Misbani, hospitalitas, Meßgespannschaft.
2970. Misd, convivium, Mette, Messe, e. mess (Burh. f. 780, l. 3), g. mes, die Schüssel beym Ulphilas Marc. VI. 25, 28, der Tisch, Marc. 11, 15, 21, augenscheinlich dasselbe mit dem folgenden persischen
2971. Miesd, sacrificium carnis et panis, mysterium, Mysterium, im Schweiz. miet für Speise (siehe Stalder's Idiotikon).
2972. Mis, aes rubrum, Messing.
2973. Misti, lepra, Mist.
2974. Misiden, explorare, messen. Beym Ulphilas mitan.
2975. Misch, ovis, schweiz. mais, weibliches Kalb (s. Stalder).
2976. Mischte, doctor, Meister.
2977. Mische, quercetum, Eichenmas, d. i. junger Eichenwald.
2978. Mil, milliare, Meile.
2979. Mil, lusus notus sub nomine, franz. maille.
2980. Mil, cippus viae, Meiler.
2981. Milad, nomen herois persici, e. My lad (Sieb. V. 89).
2982. Mili, felis, die Miauende (Siebenm. V. 180).
2983. Meimend, nomen loci, g. mammendi für Sanftmuth, in Notkers Psalmenübersetzung CXXXI 1 und in Otfrid 3. B. C. 6. v. 65 mammunti, für Leckerbissen.
2984. Mina, coelum, Minne, g. minna.
2985. Minubad, vinum, Wein, die erste Hälfte des Worts.
2986. Mije, tinea, Milbe.
2987. Mihman, hospes, Meßmann.

Nun.

2988. Na, particula negativa, nein, welches noch beym Volke im Oesterr. na lautet.
2989. Na, sine, ohne, g. aana, ano.
2990. Natuwan, impotens, untüchtig.
2991. Nachoda, navarchus, Nachenführer.
2992. Nachun, unguis, Nagel.
2993. Nachunberai, instrumentum quo ungula exscinditur, e. *nail paring* instrument.
2994. Nardin, nardus, Narde.
2995. Narendsch, aurantium malum, Orange.
2996. Narendschi, aurantium, orangenfarb.
2997. Narwen, nomon sylvae, die Ardennen.
2998. Narüst, non paratus, nicht rüstig.
2999. Nas, recens, naß.
3000. Nas, blandities amorosa, Gnade.
3001. Nasi, gesticulatio amorosa, der Form nach das gothische nasi, Näsfe, so heißt beym Plutarch (Pompejus II.) der Augen Lieb=

reiz η Περὶ τὰ ὄμματια ὑγροτης. S. auch Müllers Handbuch der Archäologie und Kunst, S. 406 u. 495.

3002. Naschta, jejunus, der nicht naschte.
3003. Natur, delator, das österr. Naterer.
3004. Naf, umbilicus, Nabel
3005. Naferman, inobsequens, unvermahnt.
3006. Naferhichte, indecens, unabgerichtet.
3007. Nafe, umbilicus, Nabel.
3008. Nak, particula derivativa, quae adjectiva format, das altdeutsche ach oder achtig für icht, so steinachtig für steinicht.
3009. Nageh, ex improviso, von gäh.
3010. Nal, canalis, Kanal (Burh. k. 787, l. 3.).
3011. Nal, sonus, planctus, Knall, e. knelt.
3012. Nale, gemitus, lamentatio, Geknall, e. knell.
3013. Nalende, lamentans, gemens, knallend, e. knelling.
3014. Naliden, gemere, lamentari, knallen, e. to knell.
3015. Nalan, ingemiscere, knallen, e. to knell.
3016. Nam, nomen, Namen.
3017. Nambürde, celebris, nambar.
3018. Namwer, celebris, nambar.
3019. Namende, nominans, der Benamende.
3020. Nami, nomine notus, namhaft.
3021. Namid, nominat, er benamet.
3022. Namiden, nominare, benamen.
3023. Nawe, linter, Nachen.
3024. Nawe, res cava, excavata, Napf.
3025. Nawid, dormitat, österr. er napfazt.
3026. Nawiden, dormitare, das österr. napfazen.
3027. Nawide, addormendatus, österr. genapfzet.
3028. Nahar, jejunus, nüchtern.
3029. Nahid, Anaitis, Hesperus, Nacht, e. night, d. nat.
3030. Nahide, Anaitis, Genius lyram sonans. Das deutsche Nachtigall ist also ursprünglich die gellende oder tönende Anaitis selbst, welche auf ihrer mit Sonnenstrahlen besaiteten Lyra den Reigen der Gestirne aufspielt.
3031. Nach, series, nach.
3032. Nuchustin, primus, der Nächste.
3033. Nesd, prope, nächst.
3034. Nebise, nepos, Neffe.
3035. Ner, vir, aqua, von dieser Doppelbedeutung zeigt die erste Hälfte auf das deutsche Er hin, welches aber näher mit dem tatarischen Er (vir), dem scythischen αορ, dem albanesischen Neri verwandt ist; in der zweyten Hälfte findet sich das Wort im Neugriechischen als Νερο, und ist in dieser letzten Bedeutung wohl von nirgends anders, als von dem indischen Beynamen Wischnu's, Nerajana, d. i. der über dem Wasser schwebende Gott, abzuleiten. Das persische Ner zeigt also auf die Entstehung des Menschen aus dem Wasser hin, wie der Name Adam (welcher im Türkischen Mensch bedeutet) auf die Bildung desselben aus Lehm.
3036. Nism, nebula, österr. nieselnder Nebel.
3037. Nesiden, extrahere, entziehen.
3038. Nus, intellectus, Νους, landsch. er hat keinen Nus.

3039. Nischesten, sedere, nisten.
3040. Nischim, nidus, Nest.
3041. Naghak, nothus e naughty, fehlt in dieser Bedeutung im Men., steht aber im Ferh. Sch. II. 401, im Burh. k. S. 799.
3042. Nerkes, Narcissus, Narcisse.
3043. Naghs, pulcer, celer, schnackisch.
3044. Nischt, gratus acceptus, Nest.
3045. Neft, Naphta, Naphta.
3046. Nukel, bellaria dulciaria, das österr. Nockerl (Ferh. Sch. II. 287).
3047. Nikl, robustus vir, Nickel.
3048. Nikuhiden, vituperare, male loqui, e. to nickname.
3049. Niguji, bonitas, das bloß für franz. gehaltene nigaud.
3050. Nemiden, desperare, nehmen (Siebenm. VI. S. 48).
3051. Nemira, exponere, nimirum, nämlich (Siebenm. VI. S. 4).
3052. New, novus, neu, e. new.
3053. Newade, nepos, Neffe.
3054. Newaniden, plangere, plorare, das österr. wanen für weinen, steht bloß im Siebenm. VI. S. 49, Z. 1.
3055. Nudsch, pinus, nux, Nuß.
3056. Newrehan oder Newrahan, munus, honorarium, Honorar.
3057. Nus oder Nusch, pinus, nux, Nuß.
3058. Nusch, potatio, Genuß.
3059. Nuschiden, bibere, sumere, genießen, naschen.
3060. Nul, circulus, oris, Nulle.
3061. Newendul, nepos, Neffe.
3062. Newg, cuspis rei cujusvis, e. nook.
3063. Nun, nunc, nun.
3064. Newe, nepos, Neffe.
3065. Newid, nuntium laetum, Neuigkeit und Neuwied.
3066. Newiden, dormitare, das österr. napfezen, νυω, νύω.
3067. Ne, non, landsch. nä für nein, νη.
3068. Neh, non, gr. νη, deutsch nein.
3069. Nehar, jejunus, nüchtern.
3070. Nehmas, sine mensura, ganz das Deutsche ohne Maß.
3071. Nias, indigentia, necessitas, petitio, beym Otfrid niazan Cap. 28, v. 30: mit salidon niazan, mit seligen genießen.
3072. Nirmud, intelligentia recta, Vernunft (Burh. k. 814, Z. 6).
3073. Nirenk, fraus, dolus, holl. nering.
3074. Niru, robur, nervus, Niere, Nerve.
3075. Nist, non est, nicht ist, ganz so wie im Persischen, in Notkers Psalmenübersetzung XIII. 3: Gotes forhta *nist* in fore ougen.
3076. Niris, urbs Persiae ob praestantiam ensium celeberrima, ut apud veteres *noricus* ensis, norisch, tighi nirisi, norischer Degen, der Name der Stadt steht im Men., aber die Nachricht von den Schwertern im Burh. k. S. 814, Z. 10.
3077. Niur, creaturae, natura, Natur (Burh. k. 816, Z. 19).

Waw.

3078. Wa, vah, wehe!
3079. Wa, iterum, wieder (Ferh. Sch. II. 410).
3080. Wa, seorsum, das deutsche weg, wie wadaden, weggeben, waistaten, wegstehen.

3081. Wat, verbum, Wort (Ferh. Sch. II. 412; Burh. k. 817), im Gemeindeutschen sagt man noch warteln statt wortwechseln.
3082. Waht statt Bad, ventus, im Gemeindeutschen es waht.
3083. Watker, pellis, franz. ouatté, wattirt.
3084. Water, ulterius, weiter (Ferh. Sch II. 413).
3085. Wadscher, mercatus, emporium, e. wages.
3086. Wach, certum esse, verificare, wahr.
3087. Wach, rectitudo rei, Wage.
3088. Wach, diluculum, wach.
3089. War, particula derivativa, bar.
3090. Wardin, obstetrix, Wardein (Ferh. Sch. II. 418).
3091. Warusch, parasita, Schmarotzer (Ferh. Sch. II. 414).
3092. Ware, tempus anni, Jahreszeit (Ferh. Sch. II. 418).
3093. Wasch, tributum, stipendium, e. wages.
3094. Wakwak, clamor ranarum, Gequäcke.
3095. Wal, balena, Wallfisch, e. whale.
3096. Wascheng, custos, Wächter.
3097. Wan, custos, statt Ban, Bann.
3098. Wah, cheu! ach!
3099. Weh, cheu! Bah.
3100. Wai, vaeh! wehe!
3101. Wetek, cothurnix, Wachtel (im Ferh. Sch. II. 416).
3102. Wetgesch, granum uvae, Weinkorn.
3103. Wedscher, decisio juridica, e. wager.
3104. Wachschwer, revelatio, Offenbarung (Burh. k. S. 820).
3105. Wed, sapiens, vates, Weiser (Burh. k. S. 821), im Russischen vjetas, auch das altdeutsche wietherrn für Rathsherrn, das e. wit, I wote, wissen, wissend.
3106. Wedagh, dies festus igni consecratus, Wodanstag, der ursprüngliche Feuertag, ward hernach zum Feyertag.
3107. Wer, praeditus, die Ableitungssylbe bar, häufig in Zusammensetzungen, so Dschanwer, beseelt, wörtlich seelenbar.
3108. Wer, tabula, qua docentur pueri, Lehr.
3109. Wer (particula conditionalis), si, wenn.
3110. Wer, calor, Wärme (Burh. k. 821).
3111. Wer, dominus, possessor, Herr (eben da).
3112. Werdsch, pretium, Werth.
3113. Werdsch, honor, origo, Wurze.
3114. Werdschiden statt Wersiden, operari, sese exercere, wirken.
3115. Wird, discipulus, Wirth.
3116. Wirdan, verrucca, Warze.
3117. Werde, munimentum, Wehre (Burh. k. 822, Z. 4).
3118. Werk, opus, ars, Werk.
3119. Werke, opus, Werk (Burh. k. 822).
3120. Werse, seges, daher das franz. herse als Egge.
3121. Wersgen, cantharus plenus aqua, Werkkanne.
3122. Wersid, operatur, er wirkt, beym Anno. wyrceath.
3123. Wersiden, operari, wirken (beym Ulphilas waurken).
3124. Werestan, Prophetae, Honoratiores, e. Worthies.
3125. Wersenan, wie das vorhergehende, die Würdigen.
3126. Wereschtan, wie das vorhergehende, Worthies, Vorstand, die Würdigen.
3127. Wereschnan, wie das vorhergehende, Worthies, die Würdigen.

3128. Wersisch, pretium, Werth, e. worth.
3129. Werschten, lavare, fricando purgare, bürsten.
3130. Wersan, intercessor, Fürbitter.
3131. Werek, lignum flamum alens, Werg.
3132. Werkar, operator, Handwerker.
3133. Werkak, ossa, in der Sendsprache (Burh. k. 823) Quark.
3134. Wergeschten, reverti, verkehren (Ferh. Sch. II. 419).
3135. Werm, tumor, Wurm (im Finger. Ferh. Sch. II. 417).
3136. Werna, vernus, altdeutsch berna für jung.
3137. Wesan, flans, wehend.
3138. Wesende, flans, wehend.
3139. Wesid, flat, er blaset, es wehet.
3140. Wesiden, flare, blasen, schweiz. byse (s. Stalder).
3141. Wuschwe, stillare, das österr. wischerln.
3142. Wes statt Bes, satis, basta.
3143. Westa, Vesta, lex, Wette.
3144. Wesnad oder Weschnad, multus, vastus, vast.
3145. Wesch, similis, die deutsche Ableitungssylbe isch, wie fenwesch muliebris, weibisch.
3146. Weschkul, prudens, astutus, e. wittol, Witzbold.
3147. Weschgene oder Weschenge, cauda, Schwanz.
3148. Wagha, bellum, Wagniß, daher das altdeutsche Weigand für Held, g vegtan (siehe Schilters Glossarium), fechten (beym Ulphilas wigan).
3149. Warigh, agger ad arcendam aquam, Wehre.
3150. Warugh, wie das vorhergehende Wehre.
3151. Waghwagh, ranarum clamor, Gequack.
3152 Werkar, negotiosus, Wirker (Ferh. Sch. II. 414).
3153. Wegal, carbo, Kohl, e. coal (Ferh. Sch. II. 423).
3154. Weneng, vites, Weinstock (Ferh. Sch. II. 417, Z. 2).
3155. Wik, vox abhorrescentis, e. wicked (Burh. k. 829).
3156. Wilaw statt Pilaw, das bekannte Reisgerücht, dessen ursprüngliche Bedeutung zerstreut heißt, weil die Körner alle gesondert.
3157. Wen, fructus, nucleatus, Bohne.
3158. Wendsch, turpis, deformis, e. wench, das deutsche verächtliche Mensch.
3159. Wend, vas, Wand, daher hohe Gebirge Elwend, wie in den Alpen die verschiedenen Gebirge noch heute die Gemsenwand, die steinerne Wand, die Martinswand u. s. w. heißen; so in Persien die Berge Demawend, Erwend, Nehawend, Iskawend, lauter Wände.
3160. Wend, als Ableitungssylbe das deutsche gewöhnt, z. B. dewletwend, fortunatus, der Glückgewöhnte, Niaswend=supplex, der Bittgewöhnte.
3161. Wenda, in der Sendsprache desiderium, Wendung (Burh. k. 827).
3162. Wende, nomen plantae, Windling (Burh. k. 827).
3163. Wendsar, centrum, Wendepunkt (Burh. k. 827).
3164. Widister statt Bidister, castor, Biber (Burh. k. 828).
3165. Wenek, vacuus, inanis, wenig.
3166. Wenki, particula quamquam, wenn schon (Burh. k. 827).
3167. Weneng, corda appensilis, Aufhängstrick.
3168. Winised, imberberis, Weinschierl (Ferh. Sch. II. 413).

3169. Wehm, timor, suspicio, Behm, e. whim.
3170. Wei, vae! wehe!
3171. Wira, qui habet vim custodiendi, Wahrer, Bewahrer (Burh. k. 828).
3172. Wise, herba sine caule, Wiese (Ferh. Sch. II. 421).
3173. Wisch, optimum rei, cremor, das Weiße, weiß, uuizod für Abendmahl beym Anno.
3174. Wische, purus, defaecatus, weise.
3175. Wirdsch, species aromatis, Würze (Ferh. Sch. II. 422).
3176. Wisisch, sanctificatio, Weihe, daher
3177. Wischegian oder Wisegan, die Weisen, die Eingeweihten.
3178. Win, vinum, Wein.
3179. Weise, nomen proprium Vesiri sapientissimi, der Weise.
3180. Wische, fruticetum, Gebüsche.
3181. Wil, victoria, occasio, e. while.

He.

3182. Ha, ecce! ha!
3183. Habighi, verus, anhabig (Siebenm. VI. 133, Z. 4).
3184. Hatschiden, rapere, haschen.
3185. Haduri, genus mendicorum, Hadermann.
3186. Har, omnis res ordinata, Haar.
3187. Hari, qui fimum aufert, Gari für cretin.
3188. Hasch, pauper, abjectus, armer Hascher, häßlich.
3189. Hak, ovum, e. egg.
3190. Hal, requies, consistentia, Heil.
3191. Han, vox exclamantis, das österr. han!
3192. Haihui, in hymeneis, Jo, Jo, jucheyen.
3193. Hib, apage, in der Sendsprache: hebe dich (Burh. k. 831, Z. 22), das engl. hip, hip, und das deutsche hep, hep.
3194. Hepiun, opium, Opium.
3195. Hüdich, rem hastae instar erigere, e. hedge.
3196. Hetschiden, vexare, hetzen.
3197. Hüdschir, ornatus, elegans, geziert.
3198. Her, agens, faciens, Herr im Pehlewi (Burh. k. 832, Z. 14).
3199. Herra, clamor terribilis, e. hurrah (Burh. k. 832, Z. 15).
3200. Herbed, minister pyrei, d. herre'oud, beym Otfrid Heroti, III. B. Cap. 25, v. 1.
3201. Herese, nugae, Scherze.
3202. Hers und Herse, vanus, futilis, n[illegible]e, Scherz, Scherze.
3203. Herman, nomen proprium viri, H[illegible]rmann.
3204. Herise, cibus ex tritico fracto, pulmentum, Gekröse.
3205. Heswan oder Hesuwan, cor et lingua, Herz (Burh. k. 835, Z. 35).
3206. Hesak, deformis, häßlich.
3207. Hest, est, es ist.
3208. Heser, glacies, Eis.
3209. Hischten, ponere, e. to hoist.
3210. Hescht, octo, acht.
3211. Hef, pecten textoris, Weberkamm.
3212. Heft, septem, ἑπτά.
3213. Heftek, ternio, Heft.
3214. Hela, vox incitantis, holla! (Burh. k. 843, Z. 3).

3215. Helnak, grando, e. hail (Siebenm. VI. S. 113).
3216. Hem, simul, das gr. ἅμα.
3217. Hem, simul, ἅμα, ὁμως.
3218. Hemrad, collega, aequalis, Kamrad.
3219. Hemlacht, ex eodem frusto, vom selben Gelichter.
3220. Hemische, semper, immer, g. emmezig.
3221. Hendsch, tractio, evaginatio, e. hinge.
3222. Hendschiden, pandiculari, das landsch. henseln.
3223 Hüner, virtus, l. Honor.
3224. Henos, nondum, necdum, ehnoch.
3225. Hawa, aura, coelum, e. heaven, niederdeutsch Heven.
3226. Hube, auxilium, humerus, Hube (Siebenm. VI. 132).
3227. Huchst, Hierosolymae, das Höchste.
3228. Hur, sol, fortuna oriens, Ur, Orient, Horus.
3229. Hökek, ructus, franz. hocquet.
3230. Hol, recte, bene, wohl (Burh. k. S. 850, Z. 15).
3231. Hitsch, nihil, d. ikke.
3232. Hir, ignis, e. fire, Feuer=Herd, daher Hirbed, was oben als Herbed vorgekommen, Feueranbeter, auch Hirnud statt Hernud (Vernunft), wörtlich Feuergrund, und Hirsal (Siebenmeer VI. S. 116), purus, Feuerseele.
3233. Hiſ, puer scortum et vas balnei calidi, heiß.
3234. Hinahin, motitatio in omnes partes, hin und hin (Burh. k. 852, Z. 13).
3235. Jar, amicus, venator cordium, Jäger, landsch. Jager.
3236. Jasiden, crescere, wachsen (Burh. k. 853).
3237. Jasmin, Jasminus, Jasmin.
3238. Jakut, hyacinthus, g. jachant (siehe Rhytmus de S. Annone XXIII).
3239. Jerligh, mandatum regium, holl. orlog.
3240. Jesal, pompa solennis, corona, Saal.
3241. Jescheb, Jaspis, Jaspis.
3242. Jescht, apprecatio solennis magorum, Fest.
3243. Jek, unus, jeglicher.
3244. Jel, athleta heros, e. Earl, Karl.
3245. Jalajala, vox vocantis, holla! holla!
3246. Jup, strata, aulaea, Joppe.
3247. Jurd, camera, Hort.
3248. Juche, sonus deliciarum, jucheyen (Burh. k. 859, Z. 26).
3249. Juche, coitus, ein Juck.
3250. Jugh, jugum, Joch.

* * *

Unter ihren Buchstaben sind die folgenden funfzig Wörter einzuschalten.

3251. Ara oder Arai, das englische araying, aber auch die deutsche Ableitungssylbe erey, wie in Bücherey, welchem Bochara (Sammelplatz der Gelehrten) vollkommen entspricht.
3252. Efsus, proh dolor! exclamatio dolentis, dürfte vielleicht mit dem Namen der Stadt Ephesus verwandt seyn.
3253. Efrenschen, armilla, oder Ewrenschen, armilla, das gr. περιζωνιον.
3254. Amadsch, scopus, mit weggeworfenem a als der Artikel, e. a *maich*.

3255. Bered, fert, gebäret, e. beareth.
3256. Bigirift, capiebat, begreift.
3257. Belus, decipere, beluxen.
3258. Boghandsch, granum quod pani imponitur, im slav. Pogazha, eine Art Kuchen, venezianisch focaccia.
3259. Behischt, paradisus, e. behest.
3260. Pest, humilis, die Pest.
3261. Pele, frustum minus ligni quod in ludo projicitur, e. peal, deutsch pelzen.
3262. Putsch, inutilis ad nihil, quadrans res, Putz.
3263. Pitsch, spurius, e. son of a bitch oder auch bitch geradeweg, als Schimpfwort für ein Weib.
3264. Pusche, medulla truncus arboris, österr. Botze für Knospe.
3265. Peighule, angulus, das ital. pergola.
3266. Peimuden, metiri, messen, ebenfalls nur die zweyte Hälfte des Wortes, indem die erste Hälfte eine geschwächte Form von Pai zu seyn scheint.
3267. Tabistan, aestas oder auch tepidarium, in dessen erster Sylbe tep die Wurzelsylbe tap oder tep enthalten ist.
3268. Tachte, funis tortus, der Docht.
3269. Tar, turbidus, τάρω, ταρασσω, franz. taré.
3270. Tebah, putridus, tabidus.
3271. Tebar, pala lignea, nach weggeworfenem T (the) e. the bar.
3272. Tebandsche, colaphus, nach weggeworfenem T (the) des Artikels engl. the bang.
3273. Tebed, tepet.
3274. Tachtel, fustis, das deutsche landsch. eine Tachtel.
3275. Tirachten, properare, festinare, trachten.
3276. Tekin, nomen regis, nach weggeworfenem T (der engl. Artikel the) the keen, der Kühne.
3277. Tensuch ist der durch den Handel nach Europa eingewanderte Name der sogenannten pastilles de Serail; die ursprüngliche Bedeutung desselben im Persischen ist unvergleichlich. Aus dem persischen Tensuch hat der Araber Tensuk und der Türke Tensu gemacht. Diese Belehrung findet sich in dem zu Konstantinopel gedruckten Kommentare Ahmed Hajati's zu Wehbi's Gloss. S. 268.
3278. Tersiden, timere, ταράσσεσθαι, e. tart.
3279. Tenet, tenuis, dünn.
3280. Tutia, tutia, fr. toutenague.
3281. Tih, fundus, Stich, Tih nedared, ganz wie das Deutsche: er hält nicht Stich (Kommentar zu Wehbi, S. 554).
3282. Dschiger, viscera, *jecur*.
3283. Dschemest, amethystus, Amethyst.
3284. Chartschini, zincum, Zink, die zweyte Hälfte des Wortes.
3285. Roch, motus regis in Scachiludio, das Roquiren im Schahspiel. Vom Vogel Roch dürfte wohl auch der Kunstausdruck des Vogelfangs roccolare herkommen, und von diesem wird der Name des Ruckerlberg bey Gratz abgeleitet.
3286. Rudegi, nomen persicum, ist das deutsche Rüdiger, das ital. Ruggiero, welches denn auch wieder ins deutsche Rieger übergegangen ist, daher die Riegersburg.
3287. Risch, jusculum crassum quod cibis super infunditur, landsch. Ritschat oder Ritschet (Höfer's etym. Wörterbuch).

3288. Ritschiden, vulnerare, reißen.
3289. Rieg, arena, im Oesterreichischen noch Sandriegel mit dem ganz unveränderten Laute des J mit beylautendem E, wie in Wien und wie (Wehbi's Kommentar, S. 174).
3290. Siturden, scalpere, daher bistouri, so wie das im Persischen und Türkischen gleich gebräuchliche, beym Meninski aber fehlende Dschenistre (ein Werkzeug zum Haarausraufen) augenscheinlich mit dem lat. canistrum verwandt ist.
3291. Sir, satur, sehr, so Germsir, d. i. warm sehr, der Name der heißesten Landschaft Persiens.
3292. Schesch, sex, Sechs.
3293. Schah, rex, Schah im Spiele ist mit einem H, und nicht mit einem Ch zu schreiben, denn wiewohl Schach unbezweifelt ein deutsches Wort, so hat dasselbe doch nichts mit dem aus Persien gekommenen Spiele gemein; das deutsche Schach ist das oben unter 1909 vorgekommene persische Schach.
3294. Schar, rex provinciae Ghardschestan, Czar.
3295. Ghondscha, calyx rosae, Knos=pe.
3296. Kaba, vestis superior, Kapot.
3297. Karanfil, caryophyllum.
3298. Ksch oder eigentlich Kesch, trahe, das Ksch ksch, womit man die Hunde jagt, ein zwar den meisten Sprachen gemeinsamer Naturlaut, der aber im Persischen dadurch besonders merkwürdig, daß mit demselben im Schahspiel Schah dem König gegeben wird. Da der König auf persisch selbst Schah heißt, so leuchtet der Unsinn der europäischen Formel: Schah dem König oder echec au roi von selbst ein; der persische Schahspieler sagt Kesch, d. i. ziehe (der Imperativ von Keschiden, ziehen) oder Ksch, trolle dich davon.
3299. Mertabani, vas ex optima porcellana, die murrhinischen Gefäße der Alten.
3300. Weih, similis, wie; vergleiche hiermit das hierüber oben unter 1906 Gesagte.

Hiezu gehören noch 700 andere Wörter von Pflanzennamen, welche, da sie alle auf dem Wege des Handels aus dem Morgenlande gekommen, nur als eingewanderte zu betrachten sind, und folglich zur Beweisführung der nächsten Verwandtschaft des Persischen und Deutschen von wenigem Gewichte sind. Die obige Legion der Wörter würde nicht hinreichen, die innigste Verwandtschaft des Persischen mit dem Deutschen darzuthun, wenn nicht der Bau der beyden Sprachen, der Organismus derselben, in der Grammatik sowohl als in der Syntax derselbe wäre. Von Ableitungssylben entspricht das persische Gi [1]) dem deutschen keit, das persische Het [2]) dem deutschen heit; die persische Ableitungssylbe in [3]) dem altdeutschen in wie in Güldin; auch in den Redensarten waltet derselbe Genius: Ora resid [4]) ist so dem Sinne als dem Worte nach das Deutsche: es kömmt ihm zu; so auch: ora sachtamed [5]), es ist ihm hart angekommen. Was noch jüngst bey der Anzeige von Dorn's Werk über die Verwandtschaft der persischen und deutschen Sprache gesagt worden, ist hier zu wiederholen überflüssig. Ueber die Konstruktion des Genitivs und andere wesent=

1) گی 2) هت 3) ین 4) اورا رسید 5) اورا سخت امد

liche, beyden Sprachen gemeinsame Eigenheiten ist in diesen Jahrbüchern Bd. XLVI. S. 114 und Bd. XXXV. S. 137 u. 168 ausführlich gesprochen worden. Am auffallendsten tritt die Identität des Genius beyder Sprachen in der Zusammensetzung hervor; so sagt der Perser Papiergeld wie der Deutsche Kiaghadser [1]), umgekehrt sagt er Goldpapier: Serkiaghad [2]), dieses Goldpapier ist aber im metaphorischen Sinne beym Perser der Name der Diplome, nicht nur weil sie mit Gold geschrieben sind, sondern auch die Anweisung auf Gold geben (Kommentar zu Wehbi, S. 413).

Um von der Gefügigkeit des Persischen in Wortzusammensetzungen einen deutlicheren Begriff zu geben, mögen die folgenden dreyßig, durchaus gäng und gäben Zusammensetzungen des einzigen Wortes Dil, Herz, genügen. Dildschu, herzsuchend; Dilawis, herzaufhängend, sind beyde gleichbedeutend mit Dilpesir, herzannehmlich oder angenehm; gleichbedeutend sind auch für den Begriff der geliebten Person Dildar, Herzhalter und Dilber, Herzträger; Dilschiken, herzzerbrechend; Dilsus, herzbrennend; Dilefrus, herzentflammend; Dilfikiar, herznachdenklich; Dilgerm, herzwarm, d. i. muthig; Dilguscha, herzeröffnend, d. i. erfreulich; Dilpesend, herzgefällig; Dilchuah, herzerwünscht; Dilaram, Herzensruhe; Dilbend, herzbindend, d. i. anziehend; Dilchirasch, herzzerreißend; Dilchosch, herzfroh; Dilasar, herzkränkend; Dilawer, herzbringend (der das Herz auf den Händen trägt), d. i. tapfer; Dilteng, herzbeengend; Dilchaste, herzverwundet; Dildus, herzdurchbohrend; Dilsitan, herzraubend; Dilschikeschte, herzgebrochen (heartbroken); Dilfirib, herzbetrügend; Dilkesch, herzanziehend! Dilgir, herzergreifend; Dilmande, herzfehlend; Dilnischin, herzsitzend (im Herzen sitzend); Dilnuwas, herzschmeichelnd; Dilwer, herzbegabt; Dilir, herzhaft; Dilruba, herzraubend.

Zum Schlusse endlich (συν θεω) setzen wir aus Ahmed Hajati's Kommentar zu Wehbi's glossar. S. 100—104 die funfzig persischen Synonyme des Wortes Gott her, von denen die mit einem Sternchen bezeichneten funfzehn (in der Bedeutung Gott) in der neuesten, uns eben zu Gesicht gekommenen Ausgabe des Wörterbuchs Richardson's v. J. 1830 fehlen.

1) Schibser, 2) Scheiser, 3) Schebser, 4) Jesdan, 5) Choda, 6) Dawer, 7) Dadred, 8) Dafred, *9) Aser, 10) Dal, 11) Schires, 12) Dader, 13) Bar, 14) Bari, *15) Daser, 16) Lerler, 17) Luler, 18) Keruker, 19) Kerker, 20) Dasar, *21) Ader, 22) Jesd, *23) Deschar, 24) Gerger, 25) Geruger, 26) Bar Choda, 27) Kirdgiar, 28) Rehnuma, 29) Aferidekiar, 30) Chodawend, 31) Chidiw, 32) Dadger, 33) Bachschende, 34) Bachschajende, *35) Mihriban, 36) Amirsgar, 37) Dana, 38) Tuwana, *39) Rusidih, *40) Kiamkiar, 41) Rusiresan, *42) Keremfermai, 43) Chuda *44) Kirdigias, *45) Padischah, *46) Giti aferin, *47) Schensa, *48) Büsurgwar, *49) Dawsar, *50) Dschihanban.

J. v. Hammer.

---

1) كاغذزر 2) زركاغذ

* * *

گ

۲۶۱۸ گادن ۲۶۱۹ گار ۲۶۲۰ گاز ۲۶۲۱ گاشاک ۲۶۲۲ گاغ گاغ
۲۶۲۳ گال ۲۶۲۴ گال ۲۶۲۵ گال ۲۶۲۶ گالیو ۲۶۲۷ گام ۲۶۲۸ گام
۲۶۲۹ گاو ۲۶۳۰ گاو نه لیسیده ۲۶۳۱ گاواک ۲۶۳۲ گاودي ۲۶۳۳ گاورزه
۲۶۳۴ گاه ۲۶۳۵ گایه ۲۶۳۶ گایدن ۲۶۳۷ گت ۲۶۳۸ گدام ۲۶۳۹ گر
۲۶۴۰ گر ۲۶۴۱ گراز ۲۶۴۲ گراشیدن ۲۶۴۳ گران ۲۶۴۴ گران
۲۶۴۵ گراي ۲۶۴۶ گراییدن ۲۶۴۷ گرد ۲۶۴۸ گرد یاگرد ۲۶۴۹ گرد
۲۶۵۰ گرد ۲۶۵۱ گردباد ۲۶۵۲ گردان ۲۶۵۳ گبریدن ۲۶۵۴ گردیده
۲۶۵۵ گرد ۲۶۵۶ گبرور ۲۶۵۷ گریستن ۲۶۵۸ گرفتن ۲۶۵۹ گرفت
۲۶۶۰ گرفته ۲۶۶۱ گرگ ۲۶۶۲ گرم ۲۶۶۳ گرما ۲۶۶۴ گرم ۲۶۶۵ گرماب
۲۶۶۶ گریاس ۲۶۶۷ گریان ۲۶۶۸ گریانیدن ۲۶۶۹ گریجه ۲۶۷۰ گبرید
۲۶۷۱ گریه ۲۶۷۲ گزایش ۲۶۷۳ گزیت ۲۶۷۴ گزاریدن ۲۶۷۵ گزیدن
۲۶۷۶ گزیده ۲۶۷۷ گشتن ۲۶۷۸ گشته ۲۶۷۹ گفت ۲۶۸۰ گفتن
۲۶۸۱ گفته ۲۶۸۲ گل ۲۶۸۳ گلاج ۲۶۸۴ گلبانگ ۲۶۸۵ گلو
۲۶۸۶ گلوبند ۲۶۸۷ گلوج ۲۶۸۸ گلوج ۲۶۸۹ گلوچ ۲۶۹۰ گلول
۲۶۹۱ گله ۲۶۹۲ گانه ۲۶۹۳ گنج ۲۶۹۴ گنجه ۲۶۹۵ گندامویه ۲۶۹۶ گنده
۲۶۹۷ گنگ ۲۶۹۸ گنگل ۲۶۹۹ گو ۲۷۰۰ گو ۲۷۰۱ گوالیدن
۲۷۰۲ گوالیده ۲۷۰۳ گوبال ۲۷۰۴ گودر ۲۷۰۵ گوراب ۲۷۰۶ گورابه

٢٧٠٧ گوزه ٢٧٠٨ گوشیدن ٢٧٠٩ گوگو ٢٧١٠ گوگه ٢٧١١ گول
٢٧١٢ گولنج ٢٧١٣ گون ٢٧١٤ گون ٢٧١٥ گوید ٢٧١٦ گوینده ٢٧١٧ گوه
٢٧١٨ گوهر یا جوهر ٢٧١٩ گه ٢٧٢٠ گی ٢٧٢١ گیا ٢٧٢٢ گیاه
٢٧٢٣ گیتي ٢٧٢٤ گیتي ٢٧٢٥ گیر

ل

٢٧٢٦ لا ٢٧٢٧ لابه ٢٧٢٨ لابیدن ٢٧٢٩ لاجورد ٢٧٣٠ لاخ ٢٧٣١ لاو
٢٧٣٢ لادن ٢٧٣٣ لاده ٢٧٣٤ لار ٢٧٣٥ لاش ٢٧٣٦ لاش
٢٧٣٧ لاغ ٢٧٣٨ لاغیدن ٢٧٣٩ لاف ٢٧٤٠ لافزن ٢٧٤١ لاک
٢٧٤٢ لال ٢٧٤٣ لامه ٢٧٤٤ لاندن ٢٧٤٥ لانه ٢٧٤٦ لاو ٢٧٤٧ لاورشیر
٢٧٤٨ لاي ٢٧٤٩ لاي ٢٧٥٠ لایدن ٢٧٥١ لب ٢٧٥٢ لپ
٢٧٥٣ لبوه ٢٧٥٤ لت ٢٧٥٥ لتره ٢٧٥٦ لتین ٢٧٥٧ لجام ٢٧٥٨ لجم
٢٧٥٩ لخت ٢٧٦٠ لخت ٢٧٦١ لخشیدن ٢٧٦٢ لرد ٢٧٦٣ لست
٢٧٦٤ لش ٢٧٦٥ لشتن ٢٧٦٦ لشکر ٢٧٦٧ لغزیدن ٢٧٦٨ لفج
٢٧٦٩ لفچن ٢٧٧٠ لفچه ٢٧٧١ لقا ٢٧٧٢ لقا ٢٧٧٣ لک ٢٧٧٤ لکه
٢٧٧٥ لکه ٢٧٧٦ لکد ٢٧٧٧ لکام ٢٧٧٨ لم ٢٧٧٩ لنبر ٢٧٨٠ لند
٢٧٨١ لندا ٢٧٨٢ لنجیدن ٢٧٨٣ لنک ٢٧٨٤ لنک ٢٧٨٥ لنگر
٢٧٨٦ لنکوته ٢٧٨٧ لو ٢٧٨٨ لوتوپوت ٢٧٨٩ لوترا ٢٧٩٠ لوچ
٢٧٩١ لوخ ٢٧٩٢ لوره ٢٧٩٣ لوس ٢٧٩٤ لوزینج ٢٧٩٥ لوزینه

٢٧٩٦ لوسیدن ٢٧٩٧ لوطي ٢٧٩٨ لوکه ٢٧٩٩ لوله ٢٨٠٠ لولی
٢٨٠١ لوند ٢٨٠٢ لهبله ٢٨٠٣ لیان ٢٨٠٤ لیز ٢٨٠٥ لیزیدن ٢٨٠٦ لیزه
٢٨٠٧ لیسیدن ٢٨٠٨ لیف ٢٨٠٩ لیمو ٢٨١٠ لیمون ٢٨١١ لیمه
٢٨١٢ لیوه

م

٢٨١٣ مات ٢٨١٤ ماچ ٢٨١٥ ماخ ٢٨١٦ ماد ٢٨١٧ مادک ٢٨١٨ ماده
٢٨١٩ مار ٢٨٢٠ مار ٢٨٢١ مار ٢٨٢٢ ماریره ٢٨٢٣ مازو ٢٨٢٤ ماست
٢٨٢٥ ماستی ٢٨٢٦ ماسیدن ٢٨٢٧ ماش ٢٨٢٨ ماش ٢٨٢٩ مال
٢٨٣٠ مالیدن ٢٨٣١ مالیده ٢٨٣٢ ماله ٢٨٣٣ مام ٢٨٣٤ ماما ٢٨٣٥ مامک
٢٨٣٦ مان ٢٨٣٧ ماندن ٢٨٣٨ ماند ٢٨٣٩ مانا ٢٨٤٠ مانند ٢٨٤١ مانستن
٢٨٤٢ مانید ٢٨٤٣ مانک ٢٨٤٤ ماه ٢٨٤٥ ماهیار ٢٨٤٦ ماه‌نو ٢٨٤٧ ماهر
٢٨٤٨ ماي ٢٨٤٩ مایه ٢٨٥٠ مایه ٢٨٥١ متة ٢٨٥٢ مج ٢٨٥٣ مجاچنک
٢٨٥٤ مجیدن ٢٨٥٥ مجوش ٢٨٥٦ مخ ٢٨٥٧ مخنت ٢٨٥٨ مخید
٢٨٥٩ مخنده ٢٨٦٠ مخنده ٢٨٦١ مخیدن ٢٨٦٢ مد ٢٨٦٣ مدر ٢٨٦٤ مدن
٢٨٦٥ مده ٢٨٦٦ مر ٢٨٦٧ مر ٢٨٦٨ مرت ٢٨٦٩ مرج ٢٨٧٠ مردن
٢٨٧١ مرد ٢٨٧٢ مرده ٢٨٧٣ مرز ٢٨٧٤ مرزبان ٢٨٧٥ مرزه ٢٨٧٦ مرغ
٢٨٧٧ مرک ٢٨٧٨ مروسیدن ٢٨٧٩ مز ٢٨٨٠ مز ٢٨٨١ مزد
٢٨٨٢ مزکت ٢٨٨٣ مژمژ ٢٨٨٤ مس ٢٨٨٥ مس ٢٨٨٦ مس
٢٨٨٧ مس ٢٨٨٨ مست ٢٨٨٩ مست ٢٨٩٠ مستار

٢٨٩١ مسک ٢٨٩٢ مسک رومی ٢٨٩٣ مشت ٢٨٩٤ مشت افشار

٢٨٩٥ مشت افشار ٢٨٩٦ مشت آتشي ٢٨٩٧ مشت رند

٢٨٩٨ مشتنک ٢٨٩٩ مشک ٢٩٠٠ مشکدر ٢٩٠١ مشکید ٢٩٠٢ مشکین

٢٩٠٣ مشمشا ٢٩٠٤ مغ ٢٩٠٥ مغ ٢٩٠٦ مغ ٢٩٠٧ مغز ٢٩٠٨ مغان

٢٩٠٩ مغبجه ٢٩١٠ مقناطيس ٢٩١١ مقرنس ٢٩١٢ مکل ٢٩١٣ مکيدن

٢٩١٤ مکر ٢٩١٥ مکس ٢٩١٦ مکسکير ٢٩١٧ مل ٢٩١٨ من ٢٩١٩ منّ

٢٩٢٠ منجنق ٢٩٢١ منجنک ٢٩٢٢ مند ٢٩٢٣ مند ٢٩٢٤ مندوره

٢٩٢٥ مندعوره ٢٩٢٦ منديل ٢٩٢٧ منش ٢٩٢٨ منشيا ٢٩٢٩ منک

٢٩٣٠ منکول ٢٩٣١ منکيدن ٢٩٣٢ منکيد ٢٩٣٣ مو ٢٩٣٤ مور

٢٩٣٥ مورد ٢٩٣٦ موش ٢٩٣٧ موشگير ٢٩٣٨ موک ٢٩٣٩ مول

٢٩٤٠ مول ٢٩٤١ موليدن ٢٩٤٢ موميا ٢٩٤٣ موغ ٢٩٤٤ مويان

٢٩٤٥ مويه ٢٩٤٦ مويدن ٢٩٤٧ مه ٢٩٤٨ مه ٢٩٤٩ مهاباد ٢٩٥٠ مهتر

٢٩٥١ مهتر ٢٩٥٢ مهر ٢٩٥٣ مهر ٢٩٥٤ مهر ٢٩٥٥ مهر ٢٩٥٦ مهراس

٢٩٥٧ مهست ٢٩٥٨ مهستان ٢٩٥٩ مهشيد ٢٩٦٠ مهلقا ٢٩٦١ ميان

٢٩٦٢ مي ٢٩٦٣ ميخ ٢٩٦٤ ميختن ٢٩٦٥ ميدان ٢٩٦٦ ميدان ٢٩٦٧ ميده

٢٩٦٨ مير ٢٩٦٩ ميرباني ٢٩٧٠ ميرد ٢٩٧١ ميرد ٢٩٧٢ ميش

٢٩٧٣ ميستي ٢٩٧٤ ميسيدن ٢٩٧٥ ميش ٢٩٧٦ ميشه ٢٩٧٧ ميشه

٢٩٧٨ ميل ٢٩٧٩ ميل ٢٩٨٠ ميل ٢٩٨١ ميلاد ٢٩٨٢ ميلي

٢٩٨٣ ميمند ٢٩٨٤ مينا ٢٩٨٥ مينوباد ٢٩٨٦ ميه ٢٩٨٧ مهان

ن

٢٩٨٨ نا ٢٩٨٩ نا ٢٩٩٠ ناتوان ٢٩٩١ ناخدا ٢٩٩٢ ناخن
٢٩٩٣ ناخن براي ٢٩٩٤ ناردين ٢٩٩٥ نارنج ٢٩٩٦ نارنجي ٢٩٩٧ نارون
٢٩٩٨ ناز ٢٩٩٩ نارست ٣٠٠٠ ناز ٣٠٠١ نازي ٣٠٠٢ ناشتا ٣٠٠٣ ناطور
٣٠٠٤ ناف ٣٠٠٥ نافرمان ٣٠٠٦ نافرهيخته ٣٠٠٧ نافه ٣٠٠٨ ناك
٣٠٠٩ ناكه ٣٠١٠ نال ٣٠١١ نال ٣٠١٢ ناله ٣٠١٣ نالنده ٣٠١٤ ناليدن
٣٠١٥ نالان ٣٠١٦ نام ٣٠١٧ نامبرده ٣٠١٨ نامور ٣٠١٩ نامنده
٣٠٢٠ نامی ٣٠٢١ نامید ٣٠٢٢ ناميدن ٣٠٢٣ ناوه ٣٠٢٤ ناوه ٣٠٢٥ ناويد
٣٠٢٦ ناويدن ٣٠٢٧ ناويده ٣٠٢٨ ناهر ٣٠٢٩ ناهيد ٣٠٣٠ ناهيده
٣٠٣١ نخ ٣٠٣٢ نخستين ٣٠٣٣ نزد ٣٠٣٤ نبيسه ٣٠٣٥ نر
٣٠٣٦ نرم ٣٠٣٧ نزيدن ٣٠٣٨ نس ٣٠٣٩ نشستن ٣٩٤٠ نشيم
٣٠٤١ نغاك ٣٠٤٢ نرگس ٣٠٤٣ نغز ٣٠٤٤ نشست ٣٠٤٥ نفت
٣٠٤٦ نقل ٣٠٤٧ نكل ٣٠٤٨ نكوهيدن ٣٠٤٩ نيكوئي ٣٠٥٠ نميدن
٣٠٥١ نميرا ٣٠٥٢ نو ٣٠٥٣ نواده ٣٠٥٤ نوانيدن ٣٠٥٥ نوج
٣٠٥٦ نورهان ٣٠٥٧ نوز نوژ ٣٠٥٨ نوش ٣٠٥٩ نوشيدن ٣٠٦٠ نول
٣٠٦١ نوندول ٣٠٦٢ نوشك ٣٠٦٣ نون ٣٠٦٤ نوه ٣٠٦٥ نويد
٣٠٦٦ نويدن ٣٠٦٧ نه ٣٠٦٨ ٣٠٦٩ نهار ٣٠٧٠ نهاز ٣٠٧١ نياز

٣٠٧٢ نزنو ٣٠٧٣ نزنك ٣٠٧٤ نزو ٣٠٧٥ نيست ٣٠٧٦ نزيز
٣٠٧٧ نيور

و

٣٠٧٨ وا ٣٠٧٩ وا ٣٠٨٠ وا ٣٠٨١ وا ٣٠٨٢ وات ٣٠٨٣ واتر
٣٠٨٤ واجر ٣٠٨٥ واتكر ٣٠٨٦ واخ ٣٠٨٧ واخ ٣٠٨٨ واخ
٣٠٨٩ وار ٣٠٩٠ واردين ٣٠٩١ وارش ٣٠٩٢ واره ٣٠٩٣ واژ
٣٠٩٤ واقوق ٣٠٩٥ وال ٣٠٩٦ وابشناك ٣٠٩٧ وان ٣٠٩٨ واه
٣٠٩٩ وه ٣١٠٠ واي ٣١٠١ وتك ٣١٠٢ وتكش ٣١٠٣ وجر ٣١٠٤ وخشور
٣١٠٥ ود ٣١٠٦ وداغ ٣١٠٧ ور ٣١٠٨ ور ٣١٠٩ ور ٣١١٠ ور ٣١١١ ور
٣١١٢ ورج ٣١١٣ ورج ٣١١٤ ورجيدن ٣١١٥ ورد ٣١١٦ وردان
٣١١٧ ورده ٣١١٨ ورز ٣١١٩ ورزه ٣١٢٠ ورزه ٣١٢١ ورزكن ٣١٢٢ ورزيد
٣١٢٣ ورزيدن ٣١٢٤ ورستان ٣١٢٥ ورسنان ٣١٢٦ ورشان ٣١٢٧ ورشان
٣١٢٨ ورزش ٣١٢٩ ورشتن ٣١٣٠ ورفان ٣١٣١ ورك ٣١٣٢ وركار
٣١٣٣ وركاك ٣١٣٤ ورگشتن ٣١٣٥ ورم ٣١٣٦ ورنا ٣١٣٧ وزان
٣١٣٨ وزنده ٣١٣٩ وزيد ٣١٤٠ وزيدن ٣١٤١ وژوه ٣١٤٢ وسس
٣١٤٣ وستا ٣١٤٤ وسناد ٣١٤٥ وشش ٣١٤٦ وشكول ٣١٤٧ وشكنه
٣١٤٨ وغا ٣١٤٩ وراغ ٣١٥٠ واروغ ٣١٥١ وغوغ ٣١٥٢ وركار
٣١٥٣ ورثال ٣١٥٤ وشنك ٣١٥٥ ويك ٣١٥٦ ولاو ٣١٥٧ ون ٣١٥٨ وجُ

٣١٥٩ وند ٣١٦٠ وند ٣١٦١ وندا ٣١٦٢ ونده ٣١٦٣ وندسار
٣١٦٤ وستر ٣١٦٥ ونك ٣١٦٦ ونكي ٣١٦٧ ونشك ٣١٦٨ ونزد
٣١٦٩ ويهم ٣١٧٠ وي ٣١٧١ ويرا ٣١٧٢ ويزه ٣١٧٣ ويژ ٣١٧٤ ويژه
٣١٧٥ ورج ٣١٧٦ وزيش ٣١٧٧ ويژگان ٣١٧٨ وين ٣١٧٩ ويسه
٣١٨٠ ويشه ٣١٨١ ويل

ه

٣١٨٢ ها ٣١٨٣ هابيغي ٣١٨٤ هاچيدن ٣١٨٥ هادوري ٣١٨٦ هار
٣١٨٧ هاري ٣١٨٨ هاژ ٣١٨٩ هاك ٣١٩٠ هال ٣١٩١ هان
٣١٩٢ هاي‌هوي ٣١٩٣ هب ٣١٩٤ هبيدن ٣١٩٥ هج ٣١٩٦ هچيدن
٤١٩٧ هجير ٣١٩٨ هر ٣١٩٩ هرا ٣٢٠٠ هربد ٣٢٠١ هرزه ٣٢٠٢ هرزه
٣٢٠٣ هرمان ٣٢٠٤ هريسه ٣٢٠٥ هزوان ٣٢٠٦ هزاك ٣٢٠٧ هست
٣٢٠٨ هشر ٣٢٠٩ هشتن ٣٢١٠ هشت ٣٢١١ هف ٣٢١٢ هفت
٣٢١٣ هفتك ٣٢١٤ هلا ٣٢١٥ هلاك ٣٢١٦ هم ٣٢١٧ هم ٣٢١٨ همراد
٣٢١٩ هملخت ٣٢٢٠ هميشه ٣٢٢١ هنج ٣٢٢٢ هنجيدن ٣٢٢٣ هنر
٣٢٢٤ هنوز ٣٢٢٥ هوا ٣٢٢٦ هوبه ٣٢٢٧ هوخت ٣٢٢٨ هور
٣٢٢٩ هوكك ٣٢٣٠ هول ٣٢٣١ هيچ ٣٢٣٢ هير ٣٢٣٣ هير
٣٢٣٤ هناهين

ي

٣٢٣٥ يار ٣٢٣٦ يازيدن ٣٢٣٧ ياسمن ٣٢٣٨ ياقوت ٣٢٣٩ يرليغ
٣٢٤٠ يسال ٣٢٤١ يشب ٣٢٤٢ يشت ٣٢٤٣ يك ٣٢٤٤ يل
٣٢٤٥ يلايلا ٣٢٤٦ يوپ ٣٢٤٧ يورد ٣٢٤٨ يوخہ ٣٢٤٩ يوخہ
٣٢٥٠ يوغ

٣٢٥١ آرا آراى ٣٢٥٢ افسوس ٣٢٥٣ افرنجن اورنجن ٣٢٥٤ آماج
٣٢٥٥ برد ٣٢٥٦ بگرفت ٣٢٥٧ بلوس ٣٢٥٨ بوغنج ٣٢٥٩ بهشت
٣٢٦٠ پست ٣٢٦١ پلہ ٣٢٦٢ پوچ ٣٢٦٣ پيچ ٣٢٦٤ پوژه ٣٢٦٥ پيغولہ
٣٢٦٦ پيمودن ٣٢٦٧ تابستان ٣٢٦٨ تاختہ ٣٢٦٩ تار ٣٢٧٠ تباج
٣٢٧١ تبار ٣٢٧٢ تبانجہ ٣٢٧٣ تبيد ٣٢٧٤ تخل ٣٢٧٥ تراختن
٣٢٧٦ تكين ٣٢٧٧ تنسخ ٣٢٧٨ ترسيدن ٣٢٧٩ تنك ٣٢٨٠ توتيا
٣٤٨١ تہ ٣٢٨٢ جكر ٣٢٨٣ جست ٣٢٨٤ خرچيني ٣٢٨٥ روخ
٣٢٨٦ رودكى ٣٢٨٧ ريش ٣٢٨٨ ريشيدن ٣٢٨٩ رشك ٣٢٩٠ ستوردن
٣٢٩١ سير ٣٢٩٢ شش ٣٢٩٣ شاه ٣٢٩٤ شار ٣٢٩٥ غنجہ
٣٢٩٦ قبا ٣٢٩٧ قرنفل ٣٢٩٨ كش ٣٢٩٩ مرطبانى ٣٣٠٠ ويہ

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.